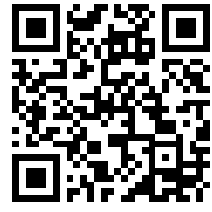
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~LXVII.~~ ~~J 4~~
24. D. 5.

31336

Digitized by Google

Digitized by Google

92- 099

Digitized by Google

Oesterreichische

Wochenschrift

für

Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

Beilage zur k. Wiener Zeitung.

Mitarbeiter:

A. Beer, J. Bergmann, M. Block, A. Bauer, F. Th. Bratranek, H. Brunner, D. Detleffen, R. v. Eitelberger, J. Falke, A. Ficker, J. Glaser, Ed. Hanslick, P. Harum, L. v. Hasner, K. v. Hauer, v. Heller, F. v. Hochstetter, C. F. v. Hock, G. Höffen, Hornstein, A. Huber, F. Kenner, A. Kerner, B. Klun, E. v. Lackenbacher, O. Lorenz, H. Lorm, R. Molin, J. Müller, A. Muffafia, L. Neumann, L. Rohl, R. Perkmann, C. F. Peters, Fr. Pfeiffer, A. Rollett, Freiherr O. Schlechta-Wffehrd, Th. Sickel, Prof. Sigmund, R. Sonndorfer, L. Speidel, Ed. Sueß, M. v. Stubenrauch, E. v. Teschenberg, M. Thaufing, Karl. A. und J. A. Tomaschek, J. Wahlen, W. Wahlberg, C. Weiß, A. Winkler, E. Wocel, Ad. Wolf, Ferd. Wolf, R. Zimmermann, J. Zingerle ꝛc.

Jahrgang 1863.

(Zweiter Band. Heft 27 bis 52.)

Wien.

In Kommission bei Karl Gerolds Sohn.

Druckerei derkaiserlichen Wiener Zeitung.

291. - 2. 1863.

Digitized by Google

FID.C

Digitized by Google

Die Ordnung des österreichischen Staatshaushalts,

mit besonderer Rücksicht auf den Ausgabeetat und die Staatsschuld.

Von **Adolf Wagner.**

(Wien. Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1863.)

Der Verfasser, bekanntlich Professor an der Handelsakademie in Wien, gehört zu jenen strebenden Männern in unserer Mitte, die, aus dem Auslande berufen, in kurzer Zeit mit den österreichischen Verhältnissen sich vertraut zu machen wußten, und nun als Forscher, Darsteller und Rathgeber ihrem neuen Vaterlande sich vielfach nützlich erweisen. Der Gegenstand seiner Bestrebungen sind unsere Finanz- und Creditverhältnisse, und wir verdanken ihm manches selbstständige Werk, manchen beachtenswerthen Aufsatz, in denen allen er sich als ein wohlwollender und kenntnißreicher Mann bewährt, der nur Ausführbares und Wohlbegründetes vorschlägt. Wenn über seine Schriften, gegenüber dem vielen Lobe, das sie verdienen, doch auch ein Tadel ausgesprochen werden muß, so wäre es der, daß sie nicht scharf und gedrängt genug ihrem Ziele zueilen. Sie fassen, wie es scheint, ihre Leser zu sehr als Anfänger auf und glauben keines der Vorstudien des Verfassers, von den ersten Sätzen der Wissenschaft und den ersten Berechnungen angefangen, ihnen vorenthalten zu dürfen.

Auch in dem vorliegenden Werke, welches wir wegen seines Reichthums an wahren und scharfsinnigen Bemerkungen sehr hoch stellen, tritt dieser Fehler hervor. Der Verfasser hat sich nämlich die Aufgabe gesetzt, nachzuweisen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die zweckmäßigste Art Anlehen für Oesterreich jene sei, wo eine Rückzahlung in bestimmter Frist nicht bedungen und ein hoher Zinsfuß dem Abschluß unter dem Paricurse vorgezogen wird, und daß auch die bestehenden Anlehen in diese Form umzugestalten (zu convertiren) wären; aber bei Führung dieses Beweises beginnt er — mit den alten Streitfragen, ob die Einnahmen eines Staates nach den Ausgaben oder die Ausgaben nach den Einnahmen sich zu richten haben, in welchen Fällen zur Deckung des Deficits Steuererhöhungen und in welchen Anlehen vorzuziehen seien, welche Ausgaben des Staates zu den ordentlichen und welche zu den außerordentlichen gehören u. dgl. m. In welchem ewigen Kreise bewegte sich die Wissenschaft, wenn sie bei jeder concreten Frage aufs neue ihre ersten Grundsätze erörtern müßte.

Wir sind darum bei der kritischen Erwägung der vorliegenden Schrift genöthigt, von dem Gange, welchen sie nimmt, gänzlich abzuweichen und zuerst den Vorschlag des

Digitized by Google

Verfassers betreffs der abzuschließenden oder zu convertirenden Anlehen mit seinen nächsten aus der Sachlage hervorgehenden Gründen zu besprechen und dann erst aus den langen Propyläen, die er rings um ihn aufgeführt, Einzelnes, das als beachtenswerth sich darstellt, herauszuheben

Der Verfasser geht davon aus, daß höchst wahrscheinlich nach der gegenwärtigen Sachlage die Nettoausgaben Oesterreichs in jedem der nächsten zehn Jahre durchschnittlich mit 364 Mill. Gulden angenommen werden müssen, von welchen (die contractliche Schuldentilgung im Betrage von 15 Mill. mitbegriffen) 145 Mill. oder 40 pCt. auf die öffentliche Schuld, und der Rest in zwei fast gleichen Theilen, also je 30 pCt., auf die Kriegs- und die Civilverwaltung fallen, letztere unter Einschluß der Kosten des Hofstaates und der Reichsvertretung berechnet. Die Nettoeinnahmen veranschlagt er — die Steuererhöhungen des Jahres 1862, deren Fortdauer eben von der Beantwortung der Frage abhängt, ob die Bedürfnisse des Staates sie erheischen, unberücksichtigt gelassen — mit 307 Mill. Es ist diese letzte Annahme offenbar zu gering, weil sie weder die natürliche Steigerung des Ertrages durch den fortschreitenden Wohlstand des Landes, noch die Reformen berücksichtigt, zu denen das gegenwärtige Steuersystem auffordert und die über kurz oder lang eintreten müssen, allein dieser Irrthum übt auf den Gang der weiteren Erörterungen keinen Einfluß. Ob nun das zu deckende Defizit 57 Mill. oder um zehn bis zwölf Millionen weniger betrage, jedenfalls bleibt seine Existenz unzweifelhaft. Die hier erörterten Zahlen zeigen, daß die Ursache des Deficits in der unverhältnißmäßigen Höhe des Militäraufwandes und der Schuldenlast liege. Der Verfasser sucht diese Thatsache dadurch noch deutlicher zu machen, daß er den Antheil jener Factoren an dem gesammten Staatsaufwande in Oesterreich mit jenem in anderen Ländern vergleicht, allein er hat hiebei keine anderen Zahlen benützt, als jene, die in dem Werke des Freiherrn v. Czoernig über das österreichische Budget (2 Bde. Wien, 1862) enthalten sind, und diese letzteren sind leider den Staatsvoranschlägen und nicht den Staatsschlußrechnungen entlehnt, und haben also nur insoferne Richtigkeit, als die Voranschläge gewissenhaft verfaßt und nicht durch die Ereignisse Lügen gestraft sind, zwei selten eintreffende Voraussetzungen. Nach diesen Zahlen und den scharfsinnigen Combinationen des Verfassers des vorliegenden Buches würde sich ergeben, daß kein Staat unter den vom Baron Czoernig verglichenen im Verhältniß zu seiner Nettoeinnahme ein so großes Deficit hat, als Oesterreich, keiner einen so großen Theil seiner Nettoeinnahme der Staatsschuld widmen muß und bei keinem (außer England) nach Abzug der Kosten der Staatsschuld und des Aufwandes auf Heer und Flotte ein so kleiner Betrag der Nettoausgabe für die Civilverwaltung erübrigt. England bedarf übrigens für seine Civilverwaltung nur eine sehr geringe Summe, weil ein großer Theil der in den Continentalstaaten von der Gesammtheit getragenen Auslagen dort der Grafschaft, der Gemeinde oder der freien Association überwiesen ist. Gegenüber von Preußen wird die Last Oesterreichs noch dadurch drückender, daß dort die Einnahmen aus dem Staatseigenthum einen weit größeren Theil der Staatsausgaben decken als hier, also ein geringerer Theil durch die Besteuerung des Volkes hereinzubringen ist.

Digitized by Google

Da nun voraussichtlich unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ausgiebige Ersparnisse im Militäraufwande nicht zu hoffen sind, so muß das Hauptaugenmerk auf eine Verminderung der Kosten der Staatsschuld gerichtet sein. Diese bestehen aus den Zinsen dieser Schuld und den contractlichen Capitalsrückzahlungen. Letztere beziehen sich theils auf die schwebende Schuld (namentlich jene an die Nationalbank und die Grundentlastungsfonds und auf Grund der Salinenscheine), theils auf die fundirte (insbesondere die Lottoanleihen). Schon bei Annahme eines jährlichen Erfordernisses von bloß 15 Mill. auf Schuldentilgung ist vorausgesetzt worden, daß die Rückzahlung der schwebenden Schuld in Form der Consolidation derselben, d. i. durch Aufnahme von Staatsanlehen und nicht aus den laufenden Einnahmen, geschehen wird, und auch die unvermeidliche Tilgung der fundirten Schuld wird wohl für jetzt auf keinem anderen Wege erfolgen können. Hiedurch vermehrt sich immer mehr die für die Zinsen der Staatsschuld erforderliche Summe und die Nothwendigkeit, auf die Verminderung dieser letzteren Bedacht zu nehmen.

Diese Verminderung kann nur durch eine Zinsenreduction erfolgen, unter welcher selbstverständlich eine freiwillige gemeint ist; jede andere wäre ein den Staatscredit erschütternder Rechtsbruch. Der bei weitem größte Theil der österreichischen Staatsschuld ist mit 5 pCt. verzinslich; jede Creditoperation, welche die Zinsenlast des Staates erheblich vermindern soll, muß daher auch die 5perz. Staatsschuld umfassen. Bei dem jetzigen allgemeinen Zinsfuße in Oesterreich, dem Stande des Staatscredites und gegenüber der Thatsache, daß durch die 7perc. Couponsteuer der effective Zinsfuß auf 4·65 und, wenn man auf das Agio Rücksicht nimmt, für die in Bankvaluta verzinste Staatsschuld sogar auf 4·18 pCt. gesunken ist, ist durchaus nicht zu erwarten, daß die Staatsgläubiger in eine Reduction jenes (nominell) 5perc. Zinses freiwillig eingehen werden. Der einzige Ausweg bleibt daher, daß die gegenwärtige Staatsschuld, selbstverständlich unter entsprechender Reduction des Capitals, in eine so hoch (zu 6 oder noch besser zu 6½ pCt.) verzinste Schuld umgewandelt werde, daß voraussichtlich in einer nicht zu langen Zeit, 5 bis 15 Jahre, eine allmälige Reduction des Zinsfußes erfolgen kann. Zu dieser Conversion ihrer Forderungen an den Staat werden nach der Ansicht des Verfassers die Staatsgläubiger leicht zu bestimmen sein, wenn ihnen gewisse Vortheile geboten würden, als:

a. die durchgängige Auszahlung der Zinsen in Silber;
b. die durchgängige Aufhebung der voriges Jahr ausgesprochenen Erhöhung der Couponsteuer um 2 pCt.;
c. die Garantie einer Anzahl von Jahren, innerhalb welcher die Zinsen gar nicht, nur von 6½ auf 6, von 6 auf 5½, von 5½ auf 5 pCt. reducirt würden;
d. eine kleinere Reduction des Capitals, als nach der strengen mathematischen Berechnung entfallen würde.

Dem Staate bliebe trotz aller dieser Zugeständnisse an die Staatsgläubiger noch immer ein reichlicher Gewinn an ersparten Zinsen, und zwar selbst dann, wenn die beabsichtigte Zinsenreduction um einige Jahre über die Zeit hinaus statt-

Digitized by Google

fände, an deren Ende sie vermöge der den Staatsgläubigern ertheilten Zusicherung ungehindert eintreten könnte[1]. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die Capitalisten über die Zukunft Oesterreichs und des Weltfriedens noch nicht beruhigt sind, dürfte eben die Befürchtung — oder von ihrem Standpunkte aus besser gesagt die Hoffnung — daß der Staat genöthigt sein könnte, jene Frist bedeutend zu überschreiten, und daß sie somit längere Zeit als er meinte im Genusse der höheren Zinsen bleiben würden, sie geneigter zur Annahme der ihnen angebotenen Conversion stimmen.

Der Verfasser bevorwortet folgerecht auch für die Anlehen, die im Laufe des nächsten Decenniums zur Consolidation der schwebenden Schuld und zur Deckung der Deficite gemacht werden müssen, diese Form der hochpercentigen Anlehen, und in weiterer Folge — setzen wir bei — müßte auch für jenes große Anlehen, welches zur Sicherung und schnellen Durchführung der beabsichtigten Schuldenconversion unvermeidlich ist, diese Form gewählt werden.

Die Vorschläge des Verfassers sind unter der Voraussetzung, von welcher er ausgeht, vollkommen richtig und müssen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auf das kräftigste unterstützt werden. Ein Staat, dessen Credit ein schlechter war und der durch die neue Bahn, die er eingeschlagen, denselben gehoben fühlt und mit Zuversicht auf dessen weitere Steigerung rechnen darf, hat ein Anlehen mit hohen Zinsen, welches ihm aber den Bezug des vollen Nominalbetrages der eingegangenen Schuld sichert, einem Anlehen mit niederen Zinsen aber großer Differenz gegen den Nominalbetrag der Schuld durchaus vorzuziehen. Im ersten Fall nützt jede spätere Erhöhung des Staatscredites sowohl dem Staatsgläubiger, der seine Papiere theurer an den Mann bringt, als dem Staate, dem sie eine Schuldenconversion und hiedurch eine Ermäßigung des Zinsfußes ermöglicht; im letzten Falle gereicht sie bloß dem jeweiligen Staatsgläubiger zum Vortheile.

Nicht so unbedingt können wir manchen der vorbereitenden, einleitenden und unterstützenden Bemerkungen des Verfassers beistimmen, zu deren Besprechung wir jetzt übergehen.

Es ist das Postulat des Verfassers (S. 62, §§ 1 und 2), daß im Staatshaushalte die Einnahmen nach den Ausgaben sich zu richten haben, selbst in der vom Verfasser zugestandenen Beschränkung auf den Rechts- und Verfassungsstaat nicht richtig, denn bei jeder Leistung, die der Staat auf sich nimmt, ist erst genau zu erwägen, ob sie auch dem Entgelte, der Steuer- oder Schuldenlast entspreche, durch welche sie bedingt ist, und der Staat hat die Leistung zu unterlassen, wenn sie das Opfer nicht lohnt. Die Ausgabe hat daher folgerecht nach der Einnahme sich zu richten.

Eben so wenig ist unbedingt als wahr anzunehmen, daß die privatwirthschaftliche Capitalanlage, d. i. jene, welche der Staat zur Erhöhung seiner Einkünfte

1 Wenn 1000 Mill. Gulden der 5perz. Staatsschuld in eine 6perc. Schuld umgewandelt und hiebei die 5perc. Couvenssteuer nachgezogen wird, so gewinnt der Staat, selbst wenn er erst nach 15 Jahren in die Lage kommt, den Zinsfuß, und zwar nur auf 6 pCt. zu reduciren, dennoch nach der Berechnung des Verfassers noch 2·45 Mill. jährlich an Zinsen.

Digitized by Google

macht, und die Tilgung der Staatsschulden stets durch Benützung des Staatscredits gedeckt werden dürfen oder in letzter Consequenz sogar gedeckt werden sollen (S. 63, § 7), denn solche Anlagen ersetzen in der Regel kaum die Verluste, welche durch die natürliche Abnützung des Staatseigenthums entstehen; das Anlagecapital des Staates wird durch sie nicht vermehrt, sondern höchstens erhalten. Auch wenn die Schuldenlast etwa darum entstanden ist, weil lange Zeit hindurch die Steuerkraft des Volkes nicht gehörig in Anspruch genommen, vielleicht nicht einmal das Normalerforderniß des Staates durch die öffentlichen Abgaben gedeckt wurde, oder weil die Vorräthe der Staatsfabriken, der Festungen, Arsenale und Werften aufgebraucht wurden und man die öffentlichen Gebäude, Domänen und Forste verfallen ließ, oder wenn es sich um Sicherung von Vortheilen handelt, deren Wirkung kaum auf eine Generation oder auf noch viel kürzere Dauer sich erstreckt, ist es eine Forderung des Rechtes, daß die Tilgung der Schuld nicht durch neue Anlehen, sondern durch directe Besteuerung erfolge.

Weit richtiger ist die Darstellung der Wirkungen der Staatsanlehen und der Art ihrer Verwendung auf die Volkswirthschaft (S. 19 bis 54). Die Anleihe verdient vor erhöhter Besteuerung den Vorzug, wenn dem Staate müßig liegende oder leicht entbehrliche Capitalien geliehen werden; ob tiefer gegriffen und dem Gewerbfleiße nöthiges Capital in Anspruch genommen werde, zeigt ein lange andauerndes Steigen des Zinsfußes. Ist ein solches Steigen wahrzunehmen, so ist — besonders wenn der allgemeine Verkehr stockt — ein Fallen der Waarenpreise und des Arbeitslohnes zu besorgen und das Anlehen könnte in seiner letzten Folge vorzugsweise gerade die Arbeiter, also jene Menschenclasse treffen, welche die öffentlichen Lasten am schwersten trägt. Es kann daher unter Umständen eine directe, wenn selbst hohe Steuer einem Anlehen vorzuziehen sein, besonders wenn durch ein rationelles, die Einzelnen im Maß ihres freien Einkommens treffendes Steuersystem eine gerechte Vertheilung der Abgabe zu erwarten ist. Auch wenn die Opfer, welche der Staat bei Abschluß eines Anlehens zu bringen hätte, allzu groß und unbillig wären, ist zur Steuer zu greifen, und endlich vergesse man nicht, daß die Steuer durch die Beschränkungen im Consum, welche sie jedem auferlegt, ersparend und heilend wirkt, während Staatsanlehen durch ihren auf längere Zeit vertheilten Druck und durch den reichen Gewinn, den sie Einzelnen verschaffen, durchaus nicht in gleichem Sinne wirksam werden. Andererseits erscheinen Anlehen durch die Zwecke gerechtfertigt, zu denen sie gemacht werden, wenn es sich um Rettung der Existenz des Staates und um bleibende Capitalsanlagen oder um solche handelt, welche großentheils oder ausschließend künftigen Generationen zum Vortheile gereichen; hier wäre es ungerecht, die gegenwärtige Generation vollständig einen Dienst bezahlen zu lassen, der nur zum kleinen Theile ihr zugutekommt. Ein ähnliches Bewandtniß hat es mit ganz außerordentlichen Ereignissen, welche im Menschen- und Staatenleben nur selten, aber dann mit erschütternder Kraft eintreten, und wo daher die Vertheilung der durch sie hervorgerufenen Kosten auf eine längere Zeitperiode im Wege einer Anleihe als eine Art rückwirkender Assecuranz sich darstellt.

Digitized by Google

Der Verfasser berührt bei dieser Erörterung nicht die Frage, inwieweit die dargestellten Verhältnisse sich ändern, wenn das Anlehen im Auslande abgeschlossen wird, wiewohl er einen eigenen Abschnitt (S. 271 bis 289) der „Verschuldung an das Ausland" widmet, wiewohl J. St. Mill, der ihm bei seinen Deductionen hauptsächlich als Führer dient, eindringlich auf jene Unterscheidung eingeht und wiewohl augenscheinlich alle jene Vergleichungen zwischen dem Anlehen und der Besteuerung sich ganz anders gestalten, wenn auch das Ausland in Betracht gezogen wird. Zu Anlehen trägt auch das Ausland bei, besteuern kann man nur das eigene Land. Vielleicht ist der Verfasser zu jener Außerachtlassung durch die Thatsache bestimmt worden, daß sich bei dem kosmopolitischen Charakter des Geldmarktes gar nicht ermitteln lasse, durch die Capitalien welchen Landes ein Anlehen beschafft werden wird, allein gerechtfertigt erscheint er dadurch nicht. Eben wegen dieses Kosmopolitismus drängen sich die am meisten entbehrlichen Capitalien zu einem Anlehen hin und kann selbst in einem capitalarmen Lande durch ein Anlehen statt einer Steigerung dieser Armuth eine temporäre Capitalsvermehrung hervorgerufen werden.

Der Verfasser erklärt sich mit anderen neueren Schriftstellern gegen jede Schuldentilgung (S. 94 bis 118, 163 bis 175). Er übersieht, daß er sich hiedurch in Widerspruch mit seinem eigenen Vorschlage der Conversion der älteren Staatsschuld setzt, denn was ist eine solche Conversion anderes, als die Tilgung einer alten Schuld durch Aufnahme einer neuen, und selbst in der Wirklichkeit ist, wie wir erwähnten, ihre Sicherheit und schnelle Durchführung durch die Aufnahme eines neuen Anlehens bedingt. Aber wie die Verminderung der Schuldenlast im Falle der Conversion, können andere staats- oder volkswirthschaftliche oder politische Gründe die Tilgung einer Staatsschuld als räthlich erscheinen lassen. Es werden Staatsgüter verkauft, weil sie in der Staatsregie nicht den entsprechenden Ertrag bieten, der Erlös wird häufig nicht besser, als zur Verminderung der Staatsschuld verwendet werden können, in manchen Staaten macht die Verfassung eine solche Verwendung zur Pflicht. Eine dem überwundenen Feinde auferlegte Kriegscontribution oder Kriegsentschädigung dürfte kaum eine passendere Widmung als zur Verminderung der Schuld finden, die behufs der Führung des Krieges gemacht worden ist. Cassenüberschüsse, die sich während einzelner ausnahmsweiser Jahre angesammelt haben, werden ebenfalls häufig der Schuldentilgung zu überweisen sein, und endlich darf man nie vergessen, daß eines der den Staatscredit bestimmenden Momente die Größe der bereits vorhandenen Staatsschuld und daher deren unbeschränkte Zunahme thunlichst zu vermeiden ist.

Allerdings ist womöglich eine vertragsmäßige Festsetzung der Rückzahlung zu vermeiden und noch weniger ist ein den Staat seinen Gläubigern verpflichtender, alle Staatsschulden umfassender Tilgungsplan anzurathen; hierin stehen wir ganz auf Seite des Verfassers. Die Verlegenheiten, die hiedurch dem Staate erwachsen können, sind höchst bedeutend, und es kann leicht kommen, daß man hiedurch gering verzinsbare Capitalien durch solche mit hohem Zinsfuße zurückzuzahlen genöthigt wird. Auch das, was vom Verfasser gegen Lotterieanleben angeführt wird, ist voll-

Digitized by Google

kommen zu billigen und durch den weiteren Grund zu unterstützen, daß dieselben die Summen, welche bei den gewöhnlichen Anlehen in Form von Interessen in tausend einzelne den Verkehr befruchtende Canäle sich vertheilen, in wenige Hände zusammendrängen, in denen ihre nutzhafte Verwendung sehr zweifelhaft bleibt.

Der Verfasser nimmt entschieden (S. 182 bis 203) gegen die Auszahlung der Zinsen der zur Zeit der vollen Silberwährung contrahirten Schulden in einem entwertheten Papiergelde und gegen die Besteuerung der Staatsschuld in Form eines bei Auszahlung der Zinsen stattfindenden Abzuges (der Couponsteuer) Partei. In ersterer Beziehung müssen wir ihm beipflichten. Wenngleich im Patente vom 2. Juni 1848, welches jedem Schuldner gestattete, Capital und Zinsen der in Conventionsmünze contrahirten Anlehen in Banknoten auszuzahlen, die juridische Berechtigung für die Finanzverwaltung lag, auch ihrerseits auf gleiche Weise vorzugehen, so kann doch weder vom moralischen noch vom Utilitätsstandpunkt aus gebilligt werden, daß sie von dieser Berechtigung Gebrauch gemacht hat. Oesterreich, das seit jener Zeit in so ausgedehntem Maße den Staatscredit in Anspruch nehmen mußte, hat die hiedurch veranlaßte gewaltsame Erschütterung desselben und die Gefahr, welche wegen der überhandnehmenden Papierwirthschaft bei jedem neuen Anlehen der Staatsgläubiger in Betreff des Zinsenbezuges übernahm, nur allzu theuer bezahlen müssen. Fürchtete es, nicht im Stande zu sein, sich den Silbervorrath zur Interessenzahlung jederzeit verschaffen zu können, oder durch seine Silberankäufe den Curs des Papiergeldes allzu sehr herabzudrücken, so hätte es doch jedenfalls seinen Vortheil dabei gefunden, die Zinsen, wenn auch in Papier, so doch nach dessen Börsecurs auszuzahlen.

Der Besteuerung der Staatsschuld in Form der Couponsteuer vermögen wir im Principe nicht entgegenzutreten, wenn wir auch allerdings das gegenwärtige 7perc. Ausmaß derselben zu hoch finden. Es ist vollkommen gerecht, sowohl das Einkommen, welches die Fremden aus dem Inlande, als dasjenige, welches die Einheimischen aus dem Auslande beziehen, zu besteuern, ja es darf von diesem Standpunkt aus ersteres Gegenstand einer höheren Besteuerung als letzteres sein, weil bei ersterem der ganze Capitalstock, aus welchem das Einkommen bezogen wird, bei letzterem hingegen nur das Einkommen selbst Gegenstand des Staatsschutzes ist. Die vom Verfasser gerügte Form der Besteuerung ist, wie er selbst ganz sachgemäß bemerkt, die einer Ertragssteuer, und wenn dies nicht ganz zu dem Inhalte jener Gesetze stimmt, aus denen man (durch ein neues Gesetz) diese Steuerreform abgeleitet hat, so ist dies eben nichts als ein logischer Fehler ohne weitere Rechtsfolge. Der Unterschied, der durch die Form der Couponsteuer in Besteuerung der Zinsen der Staatsschuld gegenüber der Besteuerung der Zinsen anderer Passivcapitalien entstanden ist, nämlich der Wegfall der Steuerfreiheit derjenigen Staatsgläubiger, die nicht mehr als ein gewisses Minimum an Einkommen besitzen, ist allerdings nicht abzuleugnen, allein gegenüber der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Besteuerung des Einkommens der Fremden, welche letztere eben nur durch die Couponsteuer ermöglicht wird, erscheint er als das kleinere Uebel, welchem übrigens

Digitized by Google

durch das auch von uns bevorwortete geringere Ausmaß der Steuer Rechnung getragen werden könnte. Der Einwurf, die Staatsgläubiger wüßten die Steuer auf den Staat selbst zurückzuwälzen, verschwindet von selbst, wenn man den Betrag der bestehenden Staatsschuld mit jenem der nach dem Verfasser selbst während eines Decenniums etwa erforderlichen neuen Anlehen vergleicht. Erst dann, wenn die Staatsgläubiger den Geldmarkt in solchem Maße beherrschten, daß der Staat genöthigt wäre, die Capitalien, deren er bedürfen wird, mit 11 bis 12 pCt., statt wie jetzt mit 6 bis 6½ pCt. zu verzinsen, würde die Steuer für die gesammte Staatsschuld auf ihn zurückfallen, abgesehen davon, daß die neuen Staatsgläubiger gar kein Interesse haben, sich für die alte Staatsschuld und die Ueberwälzung der von dieser bezahlten Steuer auf den Staat zu bemühen.

Wir schließen unsere Recension, ungeachtet wir noch so manche scharfsinnige Bemerkung des Verfassers zu erwähnen hätten, da wir demnächst aus einem anderen Anlasse ausführlich von einem allgemeineren Standpunkt aus auf die von ihm besprochenen Gegenstände zurückkommen werden. Wir wünschen, ihm bald wieder, und zwar womöglich auf dem Gebiete der reinen Wissenschaft, auf welchem er so ganz zu Hause ist, und frei von allen „Gelegenheitsfragen" zu begegnen.

Dr. C. F. H.

Ueber den Bau des neuen Universitätslaboratoriums in Wien.

Unter den öffentlichen Gebäuden, welche demnächst auf den Stadterweiterungsgründen aufgeführt werden sollen, wird in erster Linie die k. k. Universität genannt. Dieser Bau soll nicht nur dem langgefühlten Bedürfnisse abhelfen, die der Pflege von verschiedenen Wissenschaften gewidmeten Räume einander möglichst nahe zu rücken, sondern er soll auch einzelnen Wissenschaften, welche bisher nur nothdürftig provisorisch ein Asyl gefunden hatten, eine neue Stätte schaffen. Vor allem verlangt die Chemie gebieterisch die Errichtung eines der ersten Universität des Reiches würdigen chemischen Laboratoriums.

Es genügt heute beim Bau eines chemischen Laboratoriums nicht mehr, im Universitätsgebäude neben einem Hörsaal der Chemie ein paar Zimmer als Laboratorium für den Professor und allenfalls einen Saal zu den praktischen Uebungen der Pharmazeuten einzurichten. Ein Universitätslaboratorium muß ein selbstständiger, ausgedehnter Bau sein, um der hohen Bedeutung zu entsprechen, welche dasselbe für die Universität als Pflanzstätte der Wissenschaft und für den Staat überhaupt hat.

Der Chemiker kann nicht in seiner Stube eingeschlossen, in Büchern und alten Manuscripten studirend oder in freier Natur, Pflanzen oder Steine sammelnd, die Wissenschaft fördern. Er bedarf dazu viel größerer Hilfsmittel als irgend ein anderer Forscher, Hilfsmittel, die ihm nur das Laboratorium gewähren

Digitized by Google

kann, in welchem mithin die Wissenschaft selbst so recht eigentlich wurzelt und den Keim zu ihren segensreichen Früchten legt.

Zu den größten Fortschritten in fast allen Zweigen der Industrie und der Landwirthschaft wurde der Impuls durch rein wissenschaftliche Untersuchungen im chemischen Laboratorium gegeben, und wenn wir der Ursache des Reichthumes und der Macht aller Staaten, welche an der Spitze des Welthandels und der Industrie stehen, nachforschen, so finden wir dieselbe darin, daß man gerade in jenen Staaten der Pflege der Naturwissenschaften, unter welchen die Chemie eine so überaus hervorragende Stellung einnimmt, ein besonderes Augenmerk zuwendete.

Wer kann es läugnen, daß auch in unserem Vaterlande mit der Errichtung von Schulen, in welchen die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichtes die erste Stelle einnehmen, dem volkswirthschaftlichen Fortschritte der größte Impuls gegeben wurde?

Wir werden daher im Universitätslaboratorium ein Gebäude erblicken müssen, welches in erster Linie der Pflege der Wissenschaft gewidmet ist, ein Mittel, welches kräftig zur Hebung der Cultur des Geistes sowohl als der materiellen Interessen des Landes beitragen wird. Reiche Zinsen aber wird dies Gebäude auch noch dadurch tragen, daß in demselben nicht nur einer großen Zahl von jungen Leuten alle Mittel an die Hand gegeben werden, um sich ausgedehnte chemische Kenntnisse zu verschaffen, sondern auch in demselben viele Männer sich zu gründlichen Forschern heranbilden können; denn nirgends wird der Erfindungsgeist mehr gebildet und angeregt als gerade im chemischen Laboratorium; aus diesem werden selbstthätige, selbstschaffende Männer hervorgehen, welche die wahre Stütze eines selbstthätigen Staates bilden, der jeden Augenblick bereit ist, an die Spitze der Weltereignisse zu treten und welcher unausgesetzt thätig ist, um die höchste volkswirthschaftliche Bedeutung zu erringen. Auch wir bedürfen solcher Männer, denn noch liegen unermeßliche Schätze unbehoben in unserer vaterländischen Erde. Große Ländertheile, die heute noch dem Besitzer keine Zinsen, dem Staate keine Steuern tragen, bedürfen nur des befruchtenden Geistes, um nutzbringend zu werden, und andererseits würden die Erträgnisse der üppigsten Saaten und reichsten Felder versiegen, wenn nicht der der Wissenschaft kundige Mann die Bedingungen erforschen würde, unter welchen allein dieser Ertrag für ewige Zeiten erhalten werden kann. Erhöhung des Nationalreichthumes, naturgemäße Erhöhung des Steuererträgnisses, Verminderung der Zollsätze ꝛc. sind die endlichen Ziele, deren Erreichung vorzugsweise durch Pflege der chemischen Wissenschaft angebahnt wird; wer wird da noch daran zweifeln, daß der Bau des Wiener Universitätslaboratoriums eine überaus hohe Bedeutung hat, die natürlich dadurch noch gesteigert wird, daß die Vorstände der meisten Laboratorien des Landes sich aus den im Wiener Laboratorium gebildeten Chemikern recrutiren.

Dieser hohen Bedeutung entsprechend, sind natürlich auch die Anforderungen, welche man nach dem heutigen Stande der Wissenschaft an ein chemisches Labora-

Digitized by Google

torium stellen muß, sehr groß, und demgemäß muß auch das Universitätslaboratorium eine entsprechende ausgedehnte Einrichtung erhalten.

Um eine Idee von den Anforderungen zu geben, welche hiebei an die Bautechniker gestellt werden, müssen wir vor allem erwähnen, daß die Arbeiten, welche in einem solchen Laboratorium ausgeführt werden, Arbeiten der verschiedensten Art sind.

In erster Linie ist das Laboratorium Lehranstalt und es genießt eine große Zahl von Studirenden, meist Mediciner und Pharmazeuten, hier den für sie so überaus nothwendigen Unterricht in der analytischen Chemie, und die letzteren müssen sich überdies noch ausführlich mit dem Darstellen von chemischen Präparaten befassen.

Diese, jedenfalls die größere Gruppe der Praktikanten, muß einen gemeinschaftlichen, mit der nöthigen Zahl von Arbeitstischen, Oefen ꝛc. versehenen Saal zur Benützung haben, welcher ganz getrennt von jenem Saal angelegt ist, welcher für jene Eleven eingerichtet ist, welche sich mit selbstständigen wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen, denn nicht nur daß die innere specielle Einrichtung der Laboratoriumsräume für selbstständig arbeitende Schüler vollkommener sein muß, als in den für die Anfänger bestimmten, so ist hier noch sehr zu berücksichtigen, daß letztere die ersteren jedenfalls außerordentlich stören würden, was man in allen Laboratorien erfahren hat, wo eine solche Trennung nicht vorgenommen werden konnte. Zudem sind es aber auch die selbstständig arbeitenden Schüler, an deren Untersuchungen der Professor selbst den größten Antheil nimmt, während der Unterricht der Anfänger, wenigstens im Detail, mehr Sache der Assistenten oder Adjuncten sein muß, was allein schon eine Trennung der beiden Gruppen von Eleven wünschenswerth erscheinen läßt. Mit einem einzigen Laboratorium ist aber dem Bedürfnisse der selbstständig arbeitenden Schüler noch lange nicht abgeholfen, sie bedürfen noch einer ganzen Reihe von Räumlichkeiten, welche von ihnen gemeinschaftlich mit dem Professor und den Assistenten benützt werden können. Unter diesen nennen wir: ein mit doppelten Wänden versehenes Zimmer, zu Gasanalysen eingerichtet, ein Zimmer zu elektrolytischen Arbeiten, ein anderes Zimmer zur Aufstellung von analytischen Waagen ꝛc. In einigen anderen, vielleicht Souterrainräumen, wird man Oefen zur Hervorbringung sehr hoher Temperaturen aufstellen, welche zu Untersuchungen über den physikalischen Zustand der Körper und über den Verlauf chemischer Reaction bei hohen Temperaturen dienen. Diese Versuche haben besonders durch die neueren Arbeiten von Deville eine große Bedeutung erhalten. Mit ganz besonderer Sorgfalt wird man einen zweiten, etwa wieder einen Souterrainraum, dergestalt einrichten müssen, daß es möglich sein wird, in demselben ohne Gefahr für den Experimentator, gefährliche Versuche auszuführen, insbesondere Substanzen, in Glasröhren eingeschmolzen, einer höheren Temperatur auszusetzen und den Verlauf chemischer Reactionen bei höherem Druck und höherer Temperatur zu studiren. Ein Haupterforderniß ist ferner auch das Vorhandensein

Digitized by Google

eines nicht zu kärglich bemessenen Hofraumes, als eine wahre Nothwendigkeit zur Ausführung mancher Experimente.

Die Arbeiten, mit denen der Chef eines Universitätslaboratoriums sich beschäftigt, sind sehr mannigfaltig. Sie betreffen theils seine wissenschaftlichen Forschungen, theils Fragen, welche von der Behörde oder wohl auch von Privaten seiner Entscheidung unterworfen werden; er bedarf deßhalb mehrerer für seine speciellen Arbeiten eingerichteter Zimmer, die sich an die Arbeitsräume der ihn unterstützenden Assistenten anreihen.

Wenn wir noch erwähnen, daß ein Saal zur Aufstellung der chemischen Präparatensammlung, ferner ein Hörsaal mit einem Zimmer zum Vorrichten der Vorlesexperimente, endlich Waschlocale, Destillationszimmer, Holzgewölbe ꝛc. ꝛc. zur Vollendung des Baues gehören, so dürfte man wohl einsehen, das das zu erbauende Laboratorium in jeder Beziehung ein großartiger Bau sein wird, den man ebenso unter die Sehenswürdigkeiten der Stadt Wien zählen wird, wie man dies in München mit dem chemischen Laboratorium der k. Akademie thut.

Unserer Ansicht nach wäre es durchaus verfehlt, wollte man das Laboratorium im Gebäude der Universität selbst unterbringen; man muß vor allem, soll der neue Bau auf Vollkommenheit Anspruch machen, für dasselbe ein eigenes, womöglich freistehendes Haus bestimmen. Dieses Haus muß aber, von den Fundamenten angefangen, bloß zum Zwecke der Errichtung eines chemischen Laboratoriums gebaut sein, und es darf auch das Gebäude außer diesem nur noch die Wohnungen für den Professor und allenfalls einen Laboranten enthalten

Gegen die Erbauung eines solchen Gebäudes dürften wohl von mehreren Seiten zwei Bedenken erhoben werden, und zwar der bedeutende Kostenpunkt und die Furcht vor den schädlichen Gasen, welche ein solches Laboratorium verbreiten wird.

Was den ersten Punkt anbelangt, so kann wohl nach dem vorher Gesagten kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß man bei Errichtung eines so wichtigen Gebäudes wie das k. k. Universitätslaboratorium, sich nicht von kleinlichen Ersparungsrücksichten leiten lassen kann, und dies um so weniger, als andere Städte der Stadt Wien in dieser Beziehung schon vorangeeilt sind. In München und Breslau, Heidelberg und Karlsruhe hat man den chemischen Laboratorien eigene, zum Theil großartige Gebäude gewidmet. In Paris wird für das Laboratorium der École des mines in diesem Augenblick ein prächtiges Gebäude aufgeführt und zum Bau eines ausgedehnten Laboratoriums in Bonn am Rhein wurde erst kürzlich eine sehr bedeutende Summe bewilligt.

Was die Befürchtungen anbelangt, welche das Publicum vor der Atmosphäre eines Laboratoriums hat, so werden mit Vollendung des Baues auch diese Befürchtungen geschwunden sein. Ein chemisches Laboratorium ist keine chemische Fabrik, und wenn man glaubt, daß die verhältnißmäßig kleine Menge schädlicher Gase, welche sich in einem chemischen Laboratorium entwickelt, durch die Schornsteine eines drei bis vier Stock hohen Universitätsgebäudes besser und in höhere Luftschichten entführt werden, als dies der Fall sein wird, wenn ein einen Stock hohes oder gar ein

Digitized by Google

ebenerdiges Gebäude das chemische Laboratorium beherbergt, so irrt man gewaltig, denn diese hohen Schornsteine werden nicht gut ziehen und die Gase werden längere Zeit im Laboratorium verweilen, um endlich, wenigstens theilweise, ihren Ausgang durch die Thüren und Fenster zu nehmen.

Uebrigens stammt die Furcht vor den Gerüchen des Laboratoriums noch aus jener Zeit, in welcher man das Laboratorium als ein feuerfestes, dumpfes, mit Retorten und Destillirapparaten erfülltes Gewölbe zu sehen gewohnt war, während heute „Licht und Luft" die ersten Anforderungen sind, die der Chemiker an ein zum Laboratorium bestimmtes Gebäude stellt.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Luft, welche die geheimnißvollen grünen Schneckenhäuser in unserer leider wasserarmen Stadt umweht, oder die Luft, die man athmet, wenn man zuweilen an den Ufern der Wien Mittagsrast haltenden Heerden von Borstenthieren begegnet, viel unangenehmer und vielleicht auch schädlicher ist als die Luft eines gut ventilirten chemischen Laboratoriums. Ja die Luft eines nicht ventilirten, von mehreren Menschen bewohnten Zimmers wird stets die Luft des Laboratoriums an Schädlichkeit übertreffen, und wohl nie wird es nothwendig sein, die Luft einer Wiener Bierkneipe oder eines sehr besuchten Kaffeehauses gegen unsere Widersacher ins Feld zu führen, am allerwenigsten aber gegen jene, welche behaupten, die Luft in der Umgebung eines Laboratoriums wäre schädlich oder übelriechend, denn dort wird man von einer Belästigung durch die schädlichen Gase des Laboratoriums gewiß gar nichts wahrnehmen.

Man darf sich in dieser Beziehung keinen unbegründeten Befürchtungen hingeben; in den schönsten und volkreichsten Städten, Paris, London, Heidelberg, Berlin u. a. m. stehen chemische Laboratorien mitten in der Stadt, ohne die Nachbarn auch nur im mindesten zu belästigen.

Wie man sieht, so sind es eben nicht bescheidene Ansprüche, welche die Wissenschaft an die Erbauer eines Universitätslaboratoriums stellt, zugleich muß man aber gestehen, daß diese Anforderungen vollkommen gerechtfertigt erscheinen, sowohl durch die Bedeutung des neuen Baues und den Nutzen, welchen er zu verschaffen verspricht, als auch dadurch, daß die Wiener Universität wohl gerechten Anspruch darauf hat, auch bezüglich des Universitätsgebäudes nicht hinter ihren ausländischen Schwesteranstalten zurückzubleiben. Ja noch mehr, was das Laboratorium anbelangt so könnte bei einer nur etwas stiefmütterlichen Behandlung leicht der Fall eintreten, daß dasselbe von irgend einem inländischen Provinziallaboratorium, ja sogar von manchem Realschullaboratorium, was Ausdehnung und Einrichtung anbelangt, überflügelt würde.

A. Bauer.

Digitized by Google

Die Enquete für das österreichische Museum für Kunst und Industrie.

Das österreichische Museum ist auf der breiten Basis der Theilnahme aller derer gegründet, welche Gegenstände der Kunst besitzen und sich für die Hebung der Kunstindustrie, für die Durchgeistigung des Handwerkes durch Hereinziehen von Kunst, für die Bildung des Geschmackes interessiren Nachdem Se. Majestät der Kaiser mit dem erhabenen Beispiele vorausgegangen ist, die Museen und Schlösser Allerhöchstseines Besitzes der neuen Anstalt geöffnet hat, war wohl anzunehmen, daß das leuchtende Vorbild in allen Kreisen der Monarchie zur regsten Theilnahme auffordern, und das Museum um der hohen Person willen, welche es gegründet, und der gemeinnützigen Zwecke wegen, welche es verfolgt, eine lebhafte Unterstützung finden werde. Trotzdem aber haben wir die Erfahrung gemacht, daß über den Erfolg sich viele gewundert haben und daß die Theilnahme für das Institut in Kreisen rege geworden ist, die dem neuen Institute gegenüber mit Kopfschütteln gestanden sind. Denn es hat nicht wenige gegeben, welche sagten: „Ach es wird trotzdem nichts zu Stande kommen"; viele sind der Ansicht gewesen, daß die zahlreichen kleinen Hindernisse, die sich selbstverständlich bei einem solchen Unternehmen einfinden, der Realisirung des Hauptzweckes absolut hindernd in den Weg treten werden. „Sind nicht so viele schöne Gedanken bei uns schon vor ihrer Ausführung zu Grabe getragen worden, hat nicht so oft schon ein kleinlicher Geist über Anstrengungen in größerem Stile den Sieg davongetragen?" — so sprach man in manchen Kreisen. Niemand verkennt das Praktische eines solchen Raisonnements, aber man vergißt dabei, daß die öffentliche Meinung in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat und mächtiger als irgend etwas das Bedürfniß gewachsen ist, einen Boden zur Behandlung der gemeinsamen geistigen Interessen zu schaffen, und daß nirgendwo ein gemeinsames Zusammenstehen nothwendiger ist als auf dem Gebiete der Kunst und der Kunstindustrie.

Bis in die jüngste Zeit bot das Leben in Oesterreich auf diesem Gebiete das Bild einer Thätigkeit ohne gemeinsame Ziele, ohne gemeinsame Mittel. Viele Arbeiter, aber der Erfolg der Arbeit ist ein geringer, weil er sich in Sonderbestrebungen verzettelt, weil sich die einzelnen Träger nicht gegenseitig unterstützen und fördern und weil das Publicum selbst nicht genau darüber orientirt ist, was es fördern und unterstützen soll.

Die Kunstvereine in den Kronländern Oesterreichs stehen unter einander in keiner Verbindung. Pest und Wien liegen auf diesem Gebiete weiter aus einander als Wien und Turin. Während Frankreich, Preußen, Rußland und England alle Kräfte concentriren, um auf dem Weltmarkte auch auf dem Felde der Kunst und Kunstindustrie siegreich auftreten zu können, geschieht in Oesterreich zumeist nichts anderes als das Auflösen der gemeinsamen Bande, welche die industriellen und künstlerischen Kräfte Oesterreichs zu einem einigenden Wirken vereinen sollten. Ob

Digitized by Google

sich solche Bestrebungen nach politischen Gesichtspunkten rechtfertigen lassen, darüber wird man je nach den verschiedenen Parteien eine verschiedene Antwort erhalten; daß aber ein solches Bestreben dem Wohlstande der Gesammtheit Abbruch thut, daß Oesterreich dem Auslande gegenüber nicht als ein Staat, sondern als ein lose zusammenhängendes Conglomerat von Ländern und Reichen erscheinen muß, darüber ist kein Zweifel vorhanden. Wächst die Einsicht in das, was auf politischem Gebiete einem Staate nützlich ist, nur langsam, so kommt man auf praktischem Wege viel schneller und viel sicherer in der Einsicht vorwärts, und besonders seit der Zeit als Oesterreich auf den großen Welt- und Kunstausstellungen eine Einsicht in das geistige Räderwerk der großen civilisirten Staaten gewonnen hat, ist man rasch und entschieden zum Besseren fortgeschritten.

Wenn wir die Macht eines großen Beispiels, welches nach aufwärts zieht, die wachsende Einsicht in die höheren Bedürfnisse der arbeitenden Classen, zu denen Künstler zu rechnen uns erlaubt sein wird, hoch anschlagen, so darf man auch den Grundzug wohlwollender Gesinnung nicht unterschätzen, der vorzugsweise die vornehme Welt Oesterreichs auszeichnet. Sie mag von manchen Fehlern nicht frei sein — und welcher Stand kann sagen, daß er es ist — aber nirgendwo giebt es einen Adel, der, wenn er Gelegenheit hat zu nützen, diese Gelegenheit mit so warmem Herzen und so lebhaftem Geiste ergreift und fördert als in Oesterreich. Sehr viele aus demselben sind es, welche das Unnatürliche der Lage fühlen, die Anforderung eines feineren Geschmackes nicht mit den Leistungen einheimischer Thätigkeit befriedigen zu können; alle, welche an dem neuen Institute theilnehmen, freuen sich, mit Gegenständen ihres Besitzes nützen, gemeinsame Zwecke fördern zu können. Dieser wohlwollende Grundzug unseres Adels kommt gewiß dem Museum in hohem Grade zu statten, und dies um so mehr, als der Adel zur Ueberzeugung kommt, daß er mit Gegenständen zu nützen vermag, die er sehr häufig nur als etwas Aeußerliches, vielleicht Gleichgiltiges zu betrachten gewohnt war.

Aber auch nach einer anderen Seite bringt die Enquête für das Museum erwünschte Einsicht, man lernt den Werth des Besitzes von Gegenständen der Kunst, von Producten eines gebildeten Geschmackes kennen, und diese Einsicht ist von höchstem Nutzen; denn so viel Oesterreich auch gegenwärtig noch besitzt, noch viel mehr hat es in den Stürmen des letzten Jahrhunderts verloren. Die großen Finanzcalamitäten während der französischen Kriege haben Kirche und Adel um einen Theil des kostbarsten Besitzes gebracht. Eine große Zahl von Galerien sind zerstreut und zu Grunde gegangen; nur sehr wenige neue sind entstanden. Der venetianische Adel hat sich durch seine Theilnahme an der französischen Revolutionsbewegung am Ende des vorigen Jahrhunderts finanziell ruinirt. Von den großen Privatsammlungen Venedigs ist kaum eine mehr übrig. Die Ueberreste der Rudolfinischen Sammlung sind beiläufig in derselben Zeit verzettelt worden, in Wien sind eine Reihe von Gemäldesammlungen, Kaunitz, Colalto, Fries u. s. f. veräußert worden. Das Interesse, welches die vornehme Welt in früheren Zeiten an Sammlungen hatte — wie die Gründung der Sammlungen Liechtenstein,

Digitized by Google

Schönborn, Harrach, Eßterhazy, Czernin, Lamberg bezeugt — hat der prosaische Geist der ersten vier Jahrzehnte dieses Jahrhunderts gründlich weggewischt. Man zog damals nicht absichtslos den praktischen Sinn groß und entfremdete den Adel von größeren Richtungen auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst.

Ein Besitzthum, das man geistig nicht zu beherrschen versteht, wird dem Eigenthümer nach und nach zur Last, gleichgiltig verhält er sich demselben gegenüber und er ist am Ende froh, wenn er desselben ledig werden kann. Diese Richtung der Bildung in damaligen Zeiten haben sich Speculanten und Kunstmäkler zunutzen gemacht und thun es wohl, wo es geht, noch heute. Sie durchstöbern die Schlösser des Adels, die Kirchen und die Klöster; was nicht niet- und nagelfest ist, das ist vor ihren Händen nicht sicher und auch das, was so fest steht, wissen sie beweglich zu machen und fortzuführen. Oesterreich ist von diesen Individuen gründlich ausgeplündert worden; bei der geringen Kenntniß von dem Werthe solcher Gegenstände ist ihnen der Erwerb derselben oft um ein sehr geringes Geldquantum möglich geworden. Für die kostbarsten Gegenstände hat man den modernsten und elendesten Tand eingetauscht. Wer die Geschichte der Plünderung Lombardo-Venetiens kennen lernen will, der braucht nur in den englischen Parlamentsacten die Rechenschaftsberichte für die Ankäufe der brittischen Gemäldegalerie zu lesen; sie lassen nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Alle die Unterhändler und Zwischenhändler, die Preise, um die gekauft wird, werden dort mit der größten Offenheit genannt; schade, daß nicht auch alle Ankäufe im brittischen Museum so specificirt vor uns liegen, denn es wäre doch interessant zu erfahren, auf welchem Wege die prachtvollen silbernen Gefäße hinkamen, die im verflossenen Jahre dorthin aus Ungarn verkauft wurden, und welche Gegenstände aus dem Oriente durch österreichische Vermittlung in dieselbe Anstalt gekommen sind. Alle diese Kunstobjecte, für deren Erwerbung man in Frankreich, Belgien, England, Holland sehr viel Geld ausgiebt, wurden bei uns unter dem Vorwande, dergleichen Zeug sei nicht viel werth, den Besitzern herausgelockt oder, wenn sie hier zum Ankaufe angeboten wurden, bei Seite geschoben, als Gegenstände, welche nichts nützen und die wir angeblich in Hülle und Fülle besitzen.

Wie anders ist es jetzt geworden; seitdem die Aufmerksamkeit auf den Werth solcher Gegenstände hingelenkt wurde, ist das Interesse an dem Besitz derselben gewachsen, und mehr als einmal hörte man bei der Enquête das Bedauern ausdrücken, daß früher dergleichen Objecte so gering geachtet wurden, oder die Freude, daß Gegenstände von Werth noch zum Besitze des Hauses oder der Kirche gehören. Nichts hat der Verschleppung der Gegenstände so sehr Vorschub geleistet, als daß sie vergessen und vergraben wurden; nichts wird der Verschleppung in Zukunft in höherem Grade hindernd entgegentreten, als daß sie im österreichischen Museum wenigstens für einige Zeit an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden und daß die ganze gebildete Welt wissen wird, wer bei uns der glückliche Besitzer von wahrhaft kostbaren Werken ist.

Digitized by Google

Auch nach einer anderen Seite hin wird das neue Institut förderlich wirken; man wird die Gesellschaft kennen lernen, welche im Besitze von Kunstwerken ist. Es wird sich von selbst im Museum ein Mittelpunkt für Amateurs bilden, an dem es bis jetzt gefehlt hat.

R. v. E.

Ueber einige polytechnische Schulen des Auslandes [1].

Die polytechnische Schule zu Karlsruhe.

In dem letzten Aufsatze wurde die polytechnische Schule zu Hannover [2] näher besprochen und gezeigt wie leicht es wäre, auch in Oesterreich die technischen Hochschulen nach dem System der Fachschulen zu gliedern. Wir wollen nun eine Schule kennen lernen, welche uns in jeder Beziehung als Muster dient, und diese ist die großherzoglich badische polytechnische Schule zu Karlsruhe. Diese bildete noch vor kurzem den Culminationspunkt unter den deutschen polytechnischen Schulen; erst als vor einigen Jahren ihre Rivalin, das eidgenössische Polytechnikum zu Zürich ins Leben gerufen wurde, mußte es von seinem bisher fast ausschließlich genossenen Rufe einen Theil abgeben.

Das Gebäude, in welchem sich diese Schule befindet, ist in einer der schönsten Straßen der Stadt gelegen und aus rothem (dem in jener Gegend einheimischen) Sandsteine im Rohbau aufgeführt. Der rechte Flügel des Haupttractes ist gerade in der Ausführung begriffen. Nach Beendigung desselben wird das Gebäude vollständig sein und es können dann alle Lehrkanzeln in demselben untergebracht werden, was bis jetzt nicht möglich war. Die Lehrsäle sind alle sehr geräumig und höchst praktisch eingerichtet, namentlich der für Chemie und der für Maschinenbau, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte. Da bereits die Ferien begonnen hatten, so war es nicht möglich, alle Räume im Detail zu besichtigen. Uebrigens sieht man schon aus dem Arrangement des Ganzen, daß die Anordnung und Eintheilung eine vortreffliche ist. Nur in Einem wurden meine Erwartungen nicht erfüllt. Ich ließ mir immer erzählen, die Hörer der Maschinenbauschule müßten auch praktisch in einer mit der Schule in Verbindung stehenden Maschinenfabrik arbeiten, und kommen so als bereits schon praktisch gebildete Maschinenbauer aus dieser Schule heraus.

1 In dem im 18. Hefte enthaltenen Aufsatze soll es Seite 563, Zeile 16 von oben statt „Eecmetrie" „Geometer" und Seite 564, Zeile 5 von unten statt „1557 fl.", „1575 fl." heißen.

2 In Nr. 146 der „Presse": „Ueber die Reform der Hochschulen" wird mir der Vorwurf gemacht, die polytechnische Schule zu Hannover als Musterschule empfohlen zu haben, und gesagt, daß dies sehr zaghaft erscheine. Der Herr Verfasser dieses Artikels scheint beim Lesen meines Aufsatzes übersehen zu haben, daß derselbe einer Reihe von Aufsätzen angehört, welche es sich zur Aufgabe machen, alle wichtigeren ausländischen polytechnischen Schulen zu besprechen, und daß in diesen nur gezeigt wird, mit welch' geringen Mitteln man auch das Fachschulensystem bei uns einführen könnte. Von einer Empfehlung als Musteranstalt war nicht die Rede, und es würde mir gewiß am wenigsten einfallen, die Reorganisation unserer technischen Schulen nur innerhalb solcher Grenzen durchgeführt zu wünschen.

R. Sonndorfer.

Digitized by Google

Als ich daher nach Besichtigung der Maschinenbauschule um die erwähnte Maschinenfabrik fragte, so wurde mir zu meiner nicht geringen Enttäuschung mitgetheilt, daß sich dieses praktische Arbeiten auf Folgendes reducire: in einem größeren Zimmer des Erdgeschosses der Maschinenbauschule befinden sich ungefähr zwölf kleinere Drehbänke, und hier beschäftigt sich nun eine Anzahl der Hörer, sich übend im Drehen und in der Verfertigung von kleinen Modellen verschiedener Maschinen. Dieses praktische Arbeiten scheint also nur mehr dem Namen nach zu existiren. Mit Recht hingegen muß die sehr instructive Modellensammlung der Maschinenbauschule hervorgehoben werden.

Nun zur Organisation dieser Schule. Die polytechnische Schule in Karlsruhe ist nach dem strengen Principe der Fachschulen organisirt und entspricht gewiß allen Anforderungen der jetzigen technischen Welt so vollkommen als nur möglich. Es wäre daher höchst wünschenswerth, daß die Einrichtung dieser Schule von allen jenen Ländern, wo die technischen Schulen einer gründlichen Reform bedürfen, gehörig berücksichtigt würde. Zu diesem Zwecke soll nun auch in diesen Zeilen die Organisation dieser Schule einer eingehenden Besprechung gewürdigt werden.

Die polytechnische Schule besteht aus drei allgemeinen mathematischen Classen und sieben besonderen Fachschulen. Die ersteren geben die mathematische, naturwissenschaftliche und humanistische Bildung, die letzteren die Fachbildung.

Die Fachschulen sind: 1. Ingenieurschule, 2. Bauschule, 3. Forstschule, 4. chemisch-technische Schule, 5. Maschinenbauschule, 6. Handelsschule, 7. Postschule.

Außerdem steht mit der polytechnischen Schule eine sogenannte Vorschule in Verbindung, welche unter der Direction der ersteren steht und zwei Jahrescurse hat, die sogenannte untere und obere Classe. In ihr werden diejenigen Realkenntnisse gelehrt, welche zum Eintritt in die erste allgemeine mathematische Classe und in die Handelsclasse nothwendig sind, und die gleichzeitig dem Bedürfniß jener jungen Leute entsprechen, welche unmittelbar aus dieser Schule in das Geschäftsleben treten. Um in dieselbe als ordentlicher Schüler aufgenommen werden zu können, muß man wenigstens 14 Jahre alt sein und folgende Vorkenntnisse besitzen: einige Kenntnisse aus der deutschen Grammatik, einige Fertigkeit im schriftlichen Ausdruck und im Dictandoschreiben; in der französischen Sprache einige Uebung im Lesen und Uebersetzen und die Kenntniß der Formenlehre inclusive der Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter; gute Uebung in den vier Rechnungsarten und im Rechnen mit ganzen und gebrochenen Zahlen. Hospitanten werden in die Vorschule nicht aufgenommen. Jeder Aufgenommene hat 2 fl. 45 kr. südd. W. Aufnahmstaxe zu entrichten, wofür er seine Aufnahmskarte erhält, und als Schulhonorar in Vorauszahlung gegen Quittung 16 fl. südd. W.

In diesen beiden Classen werden gelehrt, natürlich an einander anschließend: Katholische und protestantische Religionslehre, deutsche, französische und englische Sprache, Arithmetik, Geometrie, Algebra, populäre Mechanik und Naturlehre, allgemeine Geographie, Naturgeschichte, geometrisches und freies Handzeichnen, die

Digitized by Google

Elemente der darstellenden Geometrie, Kalligraphie. Jeder Schüler ist verpflichtet alle Gegenstände zu frequentiren.

Die drei allgemeinen mathematischen Classen der polytechnischen Schule dienen dazu, um in den für die einzelnen Fachschulen nothwendigen mathematischen Kenntnissen vorzubereiten. Je nach der Fachschule, welche sich der betreffende Schüler wählt, hat er eine, zwei oder alle drei zu absolviren [1].

Um in die erste mathematische Classe eintreten zu können, muß man das 16. Lebensjahr zurückgelegt haben, jene Kenntnisse besitzen, die an einer Mittelschule, höhern Bürgerschule oder in der früher kennen gelernten Vorschule erworben werden, und aus folgenden Gegenständen sich einer Aufnahmsprüfung unterziehen: deutsche Sprache (Fertigkeit in der Abfassung von Aufsätzen), französische Sprache (allgemeine Kenntniß der Formenlehre und Uebung im Lesen und Uebersetzen, besonders aus dem Französischen ins Deutsche), Arithmetik und Elemente der Algebra, Elemente der ebenen Geometrie. Um in die zweite Classe einzutreten, sind das zurückgelegte 17. Lebensjahr und diejenigen Kenntnisse nothwendig, welche in der ersten Classe erworben werden; für die dritte Classe das zurückgelegte 18. Lebensjahr und die Kenntnisse der zweiten Classe.

Ueberblicken wir das Vorhergehende, so sehen wir, daß die Lehreinrichtung der mathematischen Classen an der Karlsruher polytechnischen Schule wirklich eine vorzügliche zu nennen ist, namentlich darum, daß man sowohl der Muttersprache als auch den modernen Sprachen so viel Rechnung trägt. Wenn auch vielleicht die nahen Grenzen Frankreichs diese Berücksichtigung der französischen Sprache bedingen, so darf man deßhalb doch nicht die hohe Bedeutung dieser Einrichtung weniger schätzenswerth finden. Sowohl der theoretische als praktische Techniker weiß nur zu gut, welch' ungeheure Vortheile ihm die vollständige Kenntniß der französischen und englischen Sprache bietet. Welch' ein großes Feld wird seiner Thätigkeit dadurch eröffnet! Jeder noch studirende Techniker weiß aber auch andererseits recht gut, daß er, wenn die modernen Sprachen nicht obligat gelehrt werden, dann ferner nicht mit Berücksichtigung der technischen Bedürfnisse, bei dem ohnehin schon schwierigen technischen Studium und bei der Heterogenität der technischen und sprachlichen Wissenschaften mit dem besten Willen nicht dazu kommt, sich die nöthigen Sprachkenntnisse zu erwerben, um so mehr, wenn er bereits aus der Mittelschule die nothwendige sprachliche Grundlage nicht mitbringt und der Sprachunterricht an der polytechnischen Schule so, ohne jegliche Verbindung mit der Schule selbst,

1 Die in denselben gelehrten Gegenstände sind folgende: Erste Classe. Religion 2 (die dem Gegenstande nachgesetzte Ziffer bedeutet die wöchentliche Stundenzahl), Arithmetik und Algebra 5, Geometrie 3, ebene Trigonometrie 2, darstellende Geometrie 8, deutsche Sprache 6, französische Sprache 6, freies Handzeichnen 4, Kalligraphie 1. Zweite Classe. Differential- und Integralrechnung 5, ebene und sphärische Trigonometrie 2, analytische Geometrie der Ebene 3 darstellende Geometrie (nach Leroi) 6, Elementarstatik und Mechanik 5, Experimentalphysik 4, deutsche Sprache 2, französische Sprache 3, freies Handzeichnen 2, Modelliren 4 (Geometer hören den Kurs der praktischen Geometrie an der dritten Klasse). Dritte Classe. Differential- und Integralrechnung 4, analytische Geometrie des Raumes 2, analytische Mechanik 3, darstellende Geometrie 4, praktische Geometrie 4, höhere Physik (im Winter 3, im Sommer 6 St. Uebungen im physikalischen Laboratorium), allgemeine Chemie 4, Mineralogie 3 und Geognosie 4 (halbjährig), deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts 2, französische Sprache 3, englische Sprache 3, freies Handzeichnen 4, Modelliren.

Digitized by Google

meistens noch dazu in den Abendstunden betrieben wird, wo der Geist des Tages über ohnehin bereits genug in Anspruch genommen wurde. Wir gehen nun über zu den einzelnen Fachschulen.

a. Die Ingenieurschule.

Diese umfaßt alle Zweige des Ingenieurwesens mit Ausnahme der Fortification. Sie bildet die technischen Beamten für den Dienst der Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbauverwaltung, so wie jene Techniker, welche sich im Dienste der Industrie zu Ingenieurs bestimmen [1].

In allen drei Cursen wurden die Stunden, welche die programmmäßige Vertheilung der Zeit übrig läßt, zu Uebungen und praktischen Arbeiten verwendet. Jedes Jahr werden Excursionen zur Besichtigung im Bau begriffener oder ausgeführter Arbeiten unter Leitung der Professoren der Ingenieurschule gemacht, und wenn es als nothwendig erachtet wird, auch größere praktische Arbeiten, z. B. Vorarbeiten zu Bauentwürfen ausgeführt, wozu nöthigenfalls die Vorträge einige Tage eingestellt werden können.

Um in die Ingenieurschule einzutreten, schreiben die Regierungsblätter Nr. 25 und 49 vor: jene Inländer, welche sich seinerzeit einer Staatsprüfung unterziehen wollen, haben die Kenntnisse nachzuweisen, welche an einem Gymnasium des Landes und in den drei mathematischen Classen der polytechnischen Schule erworben werden können. Besonders wird darauf gesehen, daß der eintretende Schüler die nothwendige Fertigkeit im gebundenen und freien Zeichnen besitze. Die obigen Kenntnisse müssen nachgewiesen werden durch ein Zeugniß, daß der Candidat ein Gymnasium vollständig oder ein Lyceum bis zur zweitobersten Classe mit Erfolg absolvirt hat und aus der dritten mathematischen Classe der polytechnischen Schule mit dem Prädicate der Reife zu dem Fachstudium entlassen wurde. Diejenigen jungen Männer, welche diese Vorbildung nicht auf inländischen öffentlichen Lehranstalten erhalten haben, müssen vor dem Beginne des Fachstudiums eine besondere Prüfung bestehen und zwar bezüglich der Gymnasialkenntnisse bei der Oberstudienbehörde vor der nach der landesherrlichen Verordnung vom 31. December 1836 gebildeten Prüfungscommission. Bezüglich der Kenntnisse in der Mathematik bei der polytechnischen Schule vor der aus Lehrern dieser Anstalt von der Direction zu bildenden Prüfungscommission. Wer sich einer solchen Prüfung unterziehen will, hat sich zur bestimmten Zeit an den großherzoglichen Oberstudienrath, beziehungsweise an die großherzogliche Direction der polytechnischen Schule zu wenden. Außerdem kommt unter den Aufnahmsbedingungen in die Ingenieurschule noch

1 Sie umfaßt drei Jahrescurse, in denen Folgendes gelehrt wird: Erster Curs. Integration der partiellen Differentialgleichungen und Variationsrechnung 2, Methode der kleinsten Quadrate 1, höhere Geodäsie 2, angewandte Mechanik 2, Wasser- und Straßenbau, und zwar allgemeine Baukunde des Ingenieurs 4 und constructive Uebungen 6, Maschinenbau 12, Geschichte Roms und des Mittelalters und neuere Geschichte 5, praktische Constructionslehre 4 bis 6, Stein- und Holzconstructionen, freies Hand- und Landschaftszeichnen 4, englische Sprache 3. Zweiter Curs. Wasser- und Straßenbau, und zwar angewandte Baukunde des Ingenieurs 4 und constructive Uebungen 6, Eisenbahnbau nebst Uebungen 6 (im Sommersemester), Maschinenbau 10 bis 12, ausgewählte Capitel der mathematischen Physik 2 (im Wintersemester), populäre Rechtslehre 2, freies Hand- und Landschaftszeichnen 4. Dritter Curs. Ueber den Unterricht in diesem Curse, heißt es im Programme für 1861—62, wird das Weitere bekannt gemacht werden.

Digitized by Google

folgender bemerkenswerther Passus vor: „Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Inländer bei der Anmeldung zur Staatsprüfung das Zeugniß eines Staatsarztes vorlegen muß, daß er eine den Beschwerden seines Berufes gewachsene kräftige Körperconstitution habe".

b. Die Bauschule.

Diese besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung bildet Werkmeister, welche die Technik der Baukunst insoweit erlernen wollen, daß sie im Stande sind, taugliche Entwürfe zu Oekonomiegebäuden und gewöhnlichen Wohnhäusern zu fertigen und auszuführen, und dient zugleich als Vorbereitung für die zweite Abtheilung, welche den künftigen Architekten so weit fördern soll, daß er zur Vollendung seiner künstlerischen Ausbildung mit Nutzen Reisen unternehmen kann. Der Curs ist vierjährig [1].

Um in die Bauschule einzutreten, müssen jene Inländer, welche sich das Recht auf Zulassung zur Staatsprüfung erwerben wollen, jene Kenntnisse besitzen, welche durch Absolvirung eines Landesgymnasiums und der ersten und zweiten mathematischen Classe erlangt werden. Die Nachweisung findet ebenso statt wie oben bei der Ingenieurschule. Auf Ausländer und solche, welche sich nicht für den Staatsdienst befähigen wollen, finden die Aufnahmsbedingungen hinsichtlich der mathematischen Hilfswissenschaften und die Verbindlichkeit der Curse keine Anwendung; sie müssen jedoch die erforderliche Fertigkeit im Zeichnen und die zum Unterrichte nothwendigen Kenntnisse in der darstellenden Geometrie besitzen.

c. Die Forstschule.

Dieselbe zerfällt in die eigentliche Forstschule und in den forstlichen Vorbereitungscurs. Letzterer ist einjährig und umfaßt folgende Gegenstände: Repetitorium der Mathematik 4, Experimentalphysik 4, Botanik 4, Zoologie 4, botanische Excursionen, deutsche Literaturgeschichte 2, populäre Rechtslehre 2, Uebersicht der Forstwissenschaft 2, (nur im Winter), praktischer Unterricht in allen Waldgeschäften und

1 Die in den einzelnen Jahren gelehrten Fächer sind folgende: Erstes Jahr. Allgemeine Chemie 4 (Wintersemester), Mineralogie und Geognosie 4, Baumaterialienlehre 2 (Sommersemester), darstellende Geometrie zweiter Curs 4, Baustatik 2, Zeichnen von Bauconstructionen nach Modellen und Vorlegeblättern 5, von Bauriffen ebenfalls 5, Landschaftszeichnen 4, Ornamentenzeichnen nach Vorlagen, wozu Muster aus verschiedenen Stilen und Zeiten gewählt werden 5, Modelliren in Gips 4, Modelliren in Holz 4. Zweites Jahr. Allgemeine Maschinenlehre 6, Wasser- und Straßenbau erster Curs 4, technischer Curs der Architektur 8, die Lehre von den Bauvoranschlägen 2 (Sommersemester), Zeichnen von Bauconstructionen 5, Entwerfen von Plänen zu gewöhnlichen Wohnhäusern 5, Landschaftszeichnen 4, freies Handzeichnen 4, Ornamentenzeichnen 5, Modelliren in Gips 4 und in Holz auch 4. Drittes Jahr. Technischer Curs der Architektur, zweite Abtheilung, 8, höhere Baukunst 3, Geschichte der Baukunst des Alterthums 2, Entwerfen von Plänen zu bürgerlichen Wohngebäuden im Winter 6, im Sommer 9, graphische Studien, namentlich durch Excursionen und Aufnahmen der interessantesten vaterländischen Baudenkmäler, malerische Perspective im Winter 2, Sommer 3; Ornamentenzeichnen nach Abgüssen und nach der Natur 3, Figurenzeichnen nach Vorlagen in Gips 4, freies Handzeichnen 4, Modelliren von Ornamenten 4. Viertes Jahr. Populäre Rechtslehre 2 (nur im Sommer), höhere Baukunst (Fortsetzung) 3, Geschichte der Baukunst des Mittelalters und der neueren Zeit 2, Entwerfen von Plänen zu größeren öffentlichen Gebäuden im Winter 6, im Sommer 9, graphische Studien ꝛc. (wie im dritten Jahre), malerische Perspective im Winter 2, im Sommer 3, Ornamentenzeichnen, Figuren- und freies Handzeichnen wie im dritten Jahre (Fortsetzung), Modelliren 4.

Außerdem wird in allen vier Jahrescursen Geschichte und deutsche Literatur gelehrt. Am Schlusse des Studienjahres wird sämmtlichen Schülern der oberen Abtheilung das Programm zu einem Entwurfe gegeben, für dessen beste Lösung eine goldene Medaille ausgesetzt ist.

Digitized by Google

schriftlichen Arbeiten einer Forstverwaltung. Bezüglich der Aufnahmsbedingungen ist zu bemerken, daß jene Inländer, welche in den Vorbereitungscurs eintreten und sich seinerzeit einer Staatsprüfung unterziehen wollen, ein Lyceum bis zur zweitobersten Classe einschließlich oder ein Gymnasium und die erste mathematische Classe müssen absolvirt haben; auch haben sie bei der Anmeldung zur Staatsprüfung durch ein Zeugniß eines Staatsarztes sich über den Besitz einer den Beschwerden des Dienstes vollkommen gewachsenen Körperconstitution auszuweisen.

Der Unterricht in der Forstschule schließt sich dem Vorbereitungscurs an und umfaßt alle naturwissenschaftlichen, mathematischen und forstwissenschaftlichen Kenntnisse, über deren Besitz sich diejenigen auszuweisen haben, welche sich dem Staatsdienste im Forstfache widmen wollen. [1]

d. Chemisch-technische Schule.

Diese Fachschule ist für diejenigen jungen Leute, welche sich einem Fabricationszweige widmen, zu dessen Ausübung naturwissenschaftliche und insbesondere chemische Kenntnisse erfordert werden, ferner für solche, die sich die Chemie speciell als Beruf gewählt haben, oder sich zu Lehrern der Naturwissenschaften (besonders für höhere Bürger- und Gewerbeschulen) ausbilden wollen. Ferner dient sie als Vorbildungsschule für diejenigen, welche sich für das Berg- und Hüttenwesen bestimmen [2].

Die erforderlichen Kenntnisse, um in diese Fachschule aufgenommen werden zu können, sind diejenigen, welche in der zweiten mathematischen Classe oder durch Absolvirung eines Lyceums erworben werden. Außerdem sind im Programme dieser Fachschule noch alle Bedingungen angegeben bezüglich der praktischen Arbeiten in den verschiedenen Laboratorien.

e. Die Maschinenbauschule.

Diese besteht aus einem zweijährigen Curse und nimmt jene Zöglinge auf, welche sich einem Gewerbe oder Fabricationszweige widmen wollen, zu dessen Ausübung die Kenntnisse der mathematischen Wissenschaften und insbesondere der Mechanik und des Maschinenbaues erforderlich sind. Um in dieselbe aufgenommen zu werden, muß man die zweite mathematische Classe mit Erfolg besucht haben oder nachweisen, daß man jene Kenntnisse besitzt, welche die zweite Classe erzielt [3].

1 Derselbe dauert zwei Jahre und umfaßt folgende Unterrichtsfächer: Erstes Jahr. Forstlich mathematische Uebungen 4, allgemeine Chemie 4, Mineralogie 3 (Wintersemester), Geognosie 4 (Sommersemester), mineralogisches Praktikum 2, allgemeine Botanik 4 (Wintersemester), Klima- und Bodenlehre 3 (im Winter), Naturgeschichte der Waldbäume 2, Waldbau 4, Forstbenützung 3 (Wintersemester), Holztaxation 2, praktische Geometrie 4, Praktikum ꝛc. Zweites Jahr. Agriculturchemie 2, Encyklopädie der Staatswirthschaft mit besonderer Anführung der Volks- und Finanzwirthschaft 2, populäre Weg- und Wasserbaukunde 2 (im Winter), Forstschutz 2, Statik der Forstwirthschaft 2, Forsteinrichtung ꝛc. 4, Jagdkunde 2, Forstverwaltungslehre 2, Forstpolizei 3, Forst- und Jagdrecht 2, Praktikum ꝛc.

Außerdem wird noch in beiden Jahren Geschichte und deutsche Literatur gelehrt.

2 Die Lehrgegenstände dieser Fachschule sind: Allgemeine Chemie, erster Curs 4, zweiter Curs 1, Repetitorium der Chemie 2 (im Winter), Conversatorium über analytische Chemie 2 (im Winter), hüttenmännische Probirkunst, praktische Arbeiten im Laboratorium, Agriculturchemie 2 (halbjährig), chemische Technologie 3 (einjährig), Metallurgie 2, Experimentalphysik 4, höhere Physik 3 (im Winter), Botanik und Zoologie 3, Mineralogie und Geognosie 4, Geognosie der nutzbaren Mineralien 2 (im Winter), mineralogisches Praktikum, Krystallographie 2, praktische Geometrie 4, Maschinenbau 6, Elementarmechanik 3, Mechanik in Anwendung auf Transport 2, Geschichte 5, Buchhaltung und Handelslehre 6, Literaturgeschichte 2, populäre Weg- und Wasserbaukunde 2 (im Winter), französische Sprache.

3 Im ersten Jahr dieser Fachschule werden gelehrt: Maschinenbau 6, Maschinenconstructionen 6, Experimentalphysik 4, angewendete Mechanik 3, praktische Geometrie 4, chemische Technologie 3, Metallurgie 2, Geognosie der nutz-

Digitized by Google

f. Die Handelsschule.

Diese Fachschule giebt denjenigen, welche sich dem Handelsstande widmen wollen, die für ihren zukünftigen Beruf nothwendigen Kenntnisse. Der Curs ist nur einjährig. Zur Aufnahme in dieselbe sind diejenigen Kenntnisse nothwendig, welche an der mit der polytechnischen Schule verbundenen Vorschule erlangt werden [1].

g. Die Postschule.

Die Bestimmung dieser Fachschule zeigt bereits ihr Name. Um in dieselbe einzutreten, muß man jene Kenntnisse nachweisen, welche durch Absolvirung eines Gymnasiums oder der obersten Abtheilung der fünften Classe eines Lyceums oder der ersten allgemeinen mathematischen Classe der polytechnischen Schule erworben werden. Diejenigen, welche die erste mathematische Classe nicht absolvirt haben, müssen den Besitz der mathematischen Kenntnisse, wie sie in jener Classe erlangt werden, durch eine Prüfung nachweisen [2].

Dies über die Einrichtung der sieben Fachschulen. Die in diesen gehaltenen Vorträge werden immer durch die nöthigen praktischen Arbeiten unterstützt. Von diesen sind namentlich hervorzuheben: Die Arbeiten 1. im chemischen Laboratorium, 2. im physikalischen Laboratorium, 3. in der mechanischen Werkstätte, 4. in den Modellirwerkstätten, 5. in Steinconstructionen, 6. die praktischen geometrischen Uebungen auf dem Felde, 7. die praktischen Uebungen des Ingenieurs auf dem Felde und auf Excursionen, und endlich 8. die forstmännischen, botanischen, geognostischen, architektonischen, maschinistischen und hydrotechnischen kleineren und größeren Excursionen und Reisen, welche die betreffenden Professoren mit ihren Zöglingen unternehmen.

Die den Schülern der polytechnischen Schule zur Benützung offenstehenden Sammlungen und Anstalten sind:

1. Das physikalische Cabinet, 2. die Naturaliensammlung, 3. die Kunsthalle, 4. der botanische Garten, 5. der Schloßgarten, 6. die Hofbibliothek, 7. die Bibliothek der polytechnischen Schule, 8. die Bibliotheken der technischen Behörden, 9. die Werkstätten und Fabriken der Stadt und Umgegend, zu welchen ein Verein von Gewerbsmännern den Zutritt gestattet.

Die Zöglinge der polytechnischen Schule sind entweder Schüler oder Hospitanten. Als letztere werden jedoch nur solche aufgenommen, die bereits ein größeres Alter

baren Mineralien 2 (im Winter), Wasser- und Straßenbau 4, freies Handzeichnen 4, Geschichte 5, deutsche Literatur 2, französische Sprache, Arbeiten in der mechanischen Werkstätte täglich von 4 bis 6 Abends. Die Unterrichtsfächer im zweiten Jahre sind: Maschinenbau und technische Mechanik 6, Maschinenconstructionen (Fortsetzung) 6, ausgewählte Capitel der mathematischen Physik 2 (Wintersemester), höhere Physik 3, praktische Anleitung zur Anstellung von physikalischen Untersuchungen 6, allgemeine Chemie 4, Repetitorium der Chemie 2 (im Winter), Wasser- und Straßenbau (Fortsetzung) 4, freies Handzeichnen, englische Sprache 6, Arbeiten in der mechanischen Werkstätte.

1 Die Lehrgegenstände dieses Curses sind: Handelslehre 5, Buchhaltung 2, Handelscorrespondenz 2, kaufmännische Arithmetik 3, Waarenkunde 3, Handelsgeographie 3, Handelsgeschichte 1, deutsche Sprache 4, französische Sprache 4, englische Sprache 3, Kalligraphie 2, Zeichnen 2.

2 Diese Schule besteht aus zwei Jahrescursen, in denen Folgendes gelehrt wird: Erster Curs. Religion 1, Arithmetik 3, Mechanik 4, Experimentalphysik 4, französische Sprache 4, deutsche Sprache 2, Kalligraphie 2. Zweiter Curs. Politische Arithmetik 3, Geographie 3, Encyklopädie der Staatswirthschaft 2 (im Sommer), populäre Rechtslehre 2, Handelsrecht 3, Anwendung der Mechanik auf Transport 2, Geschichte 5, deutsche Literatur 2, französische Sprache 3, englische Sprache 3, Kalligraphie 2.

Digitized by Google

erreicht und schon eine Fachschule an einem Polytechnikum oder an einer Universität absolvirt haben Jeder Aufzunehmende, ob In- oder Ausländer, bedarf eines Heimatscheines oder Passes, eines Alters- und Schulzeugnisses, nebst Erlaubniß der Eltern mit Zusicherung der Mittel zur Vollführung der Studien. Das für den ganzen Jahrescurs im voraus zu zahlende Honorar beträgt für die Schüler der mathematischen Classen und Fachschulen 66 fl. südd. W., die Aufnahmstaxe für Neueintretende 5 fl. 30 kr. südd. W. Das Honorar für die Uebungen im chemischen Laboratorium beträgt für den ganzen Jahrescurs und für diejenigen Praktikanten, die Schüler oder Hospitanten sind, 44 fl. südd. W., für Praktikanten hingegen, die weder Schüler noch Hospitanten sind, 60 fl. südd. W. Für das physikalische Laboratorium ist das halbjährige Honorar 8 fl. südd. W. — Die Hospitanten sind nicht an das Honorar von 60 fl. gebunden, sondern sie zahlen halbjährig und zwar für jede wöchentliche Unterrichtsstunde 2 fl. im Semester, so lange der halbjährige Gesammtbetrag die Summe von 40 fl. nicht übersteigt.

Die Leitung der Schule ist dem Director übertragen, der immer aus der Mitte der Professoren (wenn ich nicht irre) auf drei Jahre gewählt wird. Ihm zur Seite stehen drei Beiräthe: einer für Verwaltungssachen, der zweite für Bausachen und der dritte für Rechtssachen. Sie gehören ebenfalls dem Lehrkörper der polytechnischen Schule an. Nach dem Programm von 1861 bis 1862 bestand der Lehrkörper aus dem Director, 24 Professoren, 13 Lehrern (Constructeurs und Modelleurs mit eingerechnet) und 10 Assistenten und Repetitoren. Jede der mathematischen Classen und jede der Fachschulen hat einen eigenen Vorstand.

Diese nun kennen gelernte polytechnische Schule giebt uns ein vollständiges und klares Bild einer nach den jetzigen Bedürfnissen organisirten polytechnischen Hochschule. Hier kann man lernen, in welcher Ausdehnung an einer polytechnischen Schule die technischen Wissenschaften gelehrt werden müssen, wenn sie den jetzigen Anforderungen Genüge leisten soll. Nicht innerhalb Compendien darf man sich bewegen, welche bereits vor Decennien von der fortschreitenden Wissenschaft Abschied nahmen: nein, mit der Wissenschaft muß gleicher Schritt gehalten werden.

Michel Chevalier. Die heutige Industrie, ihre Fortschritte und die Voraussetzungen ihrer Stärke.

(Berlin bei Decker 1863.)

Der berühmte französische Nationalökonom, veröffentlichte, mit der Leitung der Berichte der französischen Mitglieder der internationalen Jury betraut, eine Einleitung zu dem amtlichen Berichte über die vorjährige Londoner Ausstellung, in der „Revue des deux mondes“ vom 1. November 1862. Soeben ist davon bei R. Decker in Berlin eine deutsche Uebersetzung erschienen, die sich durch beigefügte vergleichende Noten über die deutschen Aussteller ein Verdienst erwirbt. Wird

Digitized by Google

im Ganzen wohl nur die französische Industrie einer Betrachtung unterzogen, so kann es bei Chevaliers Auffassung an geistvollen, allgemein passenden Gesichtspunkten und interessanten Schlüssen nicht fehlen. Aber auch zwischen den Zeilen des bonapartistischen Schriftchens kann genug gelesen werden, das tiefe Blicke in die inneren Verhältnisse Frankreichs gewährt und uns abermals zeigt, daß bei all dem äußeren Glanze gar manches faul ist im Lande der „großen Nation".

Von der Schilderung des gewaltigen Eindruckes, den die Ausstellung ausübt, anhebend, knüpft er daran die frohe Hoffnung auf die großartigste Entwicklung der Industrie und eine zunehmende Verbesserung des Loses der Mitmenschen. Es hat sich gezeigt, daß schon seit der letzten Ausstellung die hervorbringende Kraft sich ungemein gesteigert hat; der Beweis dafür wird von Chevalier durch Betrachtung einiger Verbesserungen, z. B. der Dampfmaschinen und des durch sie bewirkten Einflusses der Eisenbahnen; durch einen Ueberblick über die hydraulischen und Werkzeugmaschinen, über die Maschinen zum Betriebe mit comprimirter Luft, über die neuesten Erfolge auf dem Gebiete der Metallurgie, der Physik und Chemie geführt. Dieser Abschnitt der Schrift ist wieder ein Beitrag zu der Thatsache, wie sehr unsere Zeit jener Prophezeiung Aristoteles' (Polit. I. 2. 5.) naherückt, wo es heißt, daß „die Weberschiffchen von selbst gehen, die Plektra von selbst die Zither spielen und wir keine Sclaven mehr brauchen werden!" — Wohl aber spricht es Chevalier zugleich aus, daß gerade einige dieser, den kleinen Arbeiter verschlingenden Maschinen berufen zu sein scheinen, die durch das Fabriksystem erschütterte Hausindustrie einigermaßen zu befestigen. — Das Resultat der Betrachtungen Chevaliers über die Industrie aber faßt sich in der Ueberzeugung zusammen, die schon unser großer Fr. List hatte, und die Chevalier mit den Worten ausspricht: „Die Voraussetzungen unter welchen die Industrie wächst und gedeiht, sind die nämlichen, unter welchen die Staaten groß und die Länder frei werden. . . Eine geachtete und freisinnig behandelte Industrie ist die einzig mögliche Grundlage eines guten Finanzzustandes". So wurde also auch hier die vollständige Solidarität zwischen der politisch socialen und der wirthschaftlichen Seite des Lebens nachgewiesen.

Was wir vorher von den Bemerkungen über die innere Lage Frankreichs sagten, zeigen jene Abschnitte auf das beste, die über die Maßregeln der Gesetzgebung zur Beförderung der einheimischen Industrie, der Handelsfreiheit und der Agricultur handeln. Alle die Hilfen, die die Communicationsmittel, die Creditanstalten und vorzugsweise der Schulunterricht der Industrie und damit dem Wohlstande der Gesellschaft und des Staates gewähren, scheinen im Vergleiche mit England und Belgien gar manches zu wünschen zu lassen. Vor allem ist das Unterrichtswesen wahrhaft unglaublich verwahrlost. Man sieht, daß auch hier noch eine Partei besteht, welche den allgemeinen Unterricht für eine Gefahr, ja für ein Uebel hält, ungeachtet doch eine Erfahrung wie die, daß unter zehn Männern (zwischen 30 und 50 Jahren) und unter zwanzig Frauen der ländlichen Bevölkerung nicht ein Individuum gefunden wird, das ordentlich lesen und schreiben kann, dringend zur Inangriffnahme dieser wichtigen Reform rathen möchte, ungeachtet man doch

Digitized by Google

die wahren Worte Tocqueville's kennt, welche die Bildung die einzige Bürgschaft gegen die Verirrungen der Menge nennen!

Aber auch die Reglementirung der Gewerbe, der Mißbrauch der Gesetzgebung zu Erfindungspatenten weisen Fälle auf, welche die Revision des Verwaltungsreglements auf das dringendste anrathen. Wie die Gewerbe ist auch der Handel in unnöthige Fesseln geschlagen; noch bestehen hohe Zölle auf Maschinen, deren die Industrie äußerst bedarf, der „Verfall" der französischen Handelsmarine ist constatirt. Vortrefflich ist der ziemlich eingehende Artikel Chevaliers über den Ackerbau, wo die wichtige Thatsache nachgewiesen wird daß die allgemeine Lage desselben hinter der des Gewerbsbetriebes der Schifffahrt und der Verkehrsanstalten zurückbleibe. Hier, wo Chevalier Rathschläge zur Hebung des französischen Ackerbaues angiebt, erhellt wieder der wahrhaft trostlose Zustand der bäuerlichen Bevölkerung, die in Nahrung, Wohnung und Bildung eine kümmerliche, Menschen unwürdige Existenz fristet und deren Eigenthumsverhältnisse durch eine vielfach unpassende Gesetzgebung gedrückt sind.

So sehen wir also, daß die kleine (88 Seiten starke) Schrift nicht allein für Frankreich von Nutzen sein muß, da sie so scharf die Schäden seiner Verwaltung und die Mittel zu ihrer Heilung aufweist, sondern auch den Ruhm beanspruchen darf, zum klareren Verständniß der hochwichtigen Industriebewegung der Gegenwart in weitesten Kreisen beigetragen zu haben.

Dr. A. H.

---

* (Publicationen der k. Akademie der Wissenschaften.) Herr Alfred v. Arneth hat soeben eine ziemlich umfangreiche Publication herausgegeben, welche in den Schriften der Akademie erschienen ist, und den 22. Band der zweiten Abtheilung der Fontes (Diplomataria et acta) bildet. Es sind die Relationen der venetianischen Botschafter über Oesterreich im 18. Jahrhundert, Berichte, welche schlechtweg zu den bedeutendsten Quellen der österreichischen Geschichte in dieser Zeit gerechnet werden müssen. Obwohl man den Werth derselben längst erkannt hat — es geziemt auch hier wieder Ranke's Namen dankbar zu nennen — ist doch bis jetzt von den auf Oesterreich bezüglichen Relationen so gut als nichts bekannt geworden, und Herr v. Arneth hat sich, indem er in dem vorliegenden Bande wenigstens die Finalrelationen publicirt, abermals ein wahres und bleibendes Verdienst um die vaterländische Geschichtschreibung erworben. Es sind im Ganzen zehn Relationen, die er mittheilt; nämlich die des Daniel Dolfin von 1708, des Giovanni Priuli von 1722, des Francesco Donado von 1725, des Daniel Bragadin von 1733, des Marco Foscarini von 1736, des Nicolo Erizzo von 1738, des Pietro Andrea Capello von 1744, des Marco Contarini von 1746, des Paolo Renier von 1769, endlich des Daniel Dolfin von 1793 Die werthvollste scheint die erstgenannte zu sein, ihr schließt sich die von Arneth im ersten Bande der Maria Theresia schon vielfach benützte Capello's von 1744 an geistigem Gehalt und Reichthum der Mittheilungen zunächst an. Wir kommen übrigens auf die wichtige Mittheilung noch ausführlich zurück.

Digitized by Google

* Von den „Reisebriefen von Felix Mendelssohn-Bartholdy, herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy“ (Leipzig, Mendelssohn), befindet sich ein zweiter Band unter der Presse; von dem ersten, der vor wenig mehr als zwei Jahren ans Licht trat, erschien soeben die fünfte Auflage, ein in Deutschland fast beispielloser Erfolg, der ein sprechendes Zeugniß liefert von der allgemeinen Verehrung, deren Mendelssohn sich noch jetzt erfreut. Auch von G. Freitags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ (Leipzig, Hirzel), erschien so eben eine neue (die vierte) Auflage.

---

* („Kunst und Wissenschaft und ihre Rechte im Staate“) betitelt sich eine Schrift von Dr. K. Richter, welche soeben in Berlin (bei G. Jansen) erschienen ist und die rechtlichen Seiten der Frage des „geistigen Eigenthums“ eingehend beleuchtet. Die Untersuchung dreht sich namentlich um die Dauer des Schutzes, der einem geistigen Werke zu Theil werden soll, und entwickelt im einzelnen vielfach neue Gesichtspunkte, die einer Beurtheilung und Beachtung von competenter Seite nicht unwerth sein dürften.

---

* (Goethe in Frankreich.) Im Verlage von Hachette in Paris sind die „Oeuvres scientifiques de Goethe“ in einem ansehnlichen, von Faivre herausgegebenen Bande erschienen, worin auch eine genaue Würdigung der durch Goethe's wissenschaftliche Forschungen gewonnenen Ergebnisse, mit Benützung der von Deutschen darüber gepflogenen Verhandlungen sich findet. Es ist jedenfalls von Wichtigkeit, daß Goethe auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete den Franzosen bekannt werde, wozu bekanntlich das Urtheil St. Hilaire's schon so viel beigetragen hat.

Neben Hachette hat auch der Buchhändler J. Hetzel in Paris den Uebersetzungen Goethe'scher Werke seinen Verlag geöffnet. Eine Uebersetzung des deutschesten aller Gedichte, der epischen Idylle „Hermann und Dorothea“, hat großen Erfolg gehabt, wie denn dieses Gedicht schon früh die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich gezogen hat. Und soeben ist in demselben Verlage der erste, volle 42 Bogen umfassende Band des Werkes: „Goethe, ses mémoires et sa vie par Henri Richelot“ erschienen. Richelot hat sich bisher nicht allein als Uebersetzer von Lists „Nationalsystem der politischen Oekonomie“ und Scherers „Geschichte des Welthandels“ bekannt gemacht, sondern auch eine „Histoire de la réforme commerciale en Angleterre“ und ein in Deutschland selbst ehrenvoll anerkanntes Buch über den deutschen Zollverein geschrieben. Indessen hat er sich dieses Mal nicht auf ein ihm ganz unbekanntes Feld gewagt. Schon im Jahre 1844 hatte er Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ auszugsweise übersetzt und in einer Einleitung die Hauptpunkte aus Goethe's „Annalen“ als Lebensübersicht mitgetheilt. Schon damals hatte er einen Vorgänger an Aubert de Vitry gehabt, der die drei ersten Theile von „Wahrheit und Dichtung“ und den ersten Band der „Italienischen Reise“ sehr frei mit vielen lächerlichen Verstößen übertrug, worüber Sulpiz Boisserée in einem Briefe an Goethe sich ausläßt. Die in den Jahren 1855 und 1857 erschienenen Uebertragungen von Goethe's „Wahrheit und Dichtung“, den „Annalen“ und den Reisewerken täuschen den Leser, da sie bloß Auszüge geben. Richelot hat sich überzeugt, daß es Goethe verstümmeln heiße, gebe man ihn nicht in seinem ganzen Umfang wieder. Der erste vorliegende Theil enthält nun eine vollständige Uebertragung der fünfzehn ersten Bücher von „Wahrheit und Dichtung“ mit erläuternden, ergänzenden und berichtigenden Anmerkungen und Anhängen, bei denen der Dichter alle zur Aufklärung jener Zeit beitragenden Briefwechsel und Untersuchungen deutscher Forscher gewissenhaft benutzt

Digitized by Google

hat, so daß etwas Wesentliches nur selten vermißt werden dürfte. Der zweite Band soll außer dem Schlusse von „Wahrheit und Dichtung" die vier ersten, der dritte, die vier letzten Zeiträume von Goethe's Leben nebst einer allgemeinen Beurtheilung als Mensch und Schriftsteller enthalten. Goethe's Gedanke einer Weltliteratur entwickelt sich immer mehr, und so steht auch seiner Wirkung auf die anderen gebildeten Völker noch eine reiche Zukunft bevor. „K. Ztg."

---

* Uns liegen die ersten Nummern des in Rom (Tipografia Salviucci) erscheinenden „Bulletino di Archeologia cristiana del cavaliere Giro. B. de Rossi" vor. Eine eingehende Besprechung Fachblättern anheimstellend, können wir nur im Allgemeinen darauf hindeuten, daß das Bulletin von den Freunden altchristlicher Kunst in Oesterreich mit dem wärmsten Interesse aufgenommen und dasselbe als ein ganz zeitgemäßes und erfolgreiches Unternehmen betrachtet wird. Die ersten Nummern bringen interessante Mittheilungen über die letzten Ausgrabungen in den Katakomben Roms.

V. Die Liste neuer Erscheinungen des Buchhandels in Holland vom Monat Februar ist sehr mager. Ein specielles Interesse dürfen allenfalls die „Geregtelijke Statistiek (Gerichtliche Statistik) van het koningrijk der Nederlanden 1861" (Haag), das „Aardrijkskundig en Statistisch Woordenboek (Geographisch-statistisches Wörterbuch) van Nederlandsch-Indië" (Amsterdam), und „Rogge's Bibliotheek der Remonstrantsche geschriften" (Amsterdam; die jüngst ausgegebene dritte Lieferung enthält den beschreibenden Katalog der Pamphletensammlung in der Bibliothek der Remonstrantenkirche zu Amsterdam), beanspruchen. Von Uebersetzungen aus dem Deutschen sind zu erwähnen: Gerstäckers „Achtzehn Monate in Süd-Amerika"; Gervinus' „Lebensskizze Friedrich Christoph Schlossers"; Alfred Meißners Roman „Neuer Adel" und W. Rüstows „Militärwörterbuch".

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Von neuen französischen Romanen ließe sich auch diesmal wieder eine lange Liste anfertigen, da dieser Zweig der Litteratur fortwährend stark in Saft schießt und wenn auch nicht viel gute Früchte so doch viel Laub treibt. Indessen müssen wir uns darauf beschränken, das zu nennen, für welches der Name des Verfassers einige Garantie bietet. George Sand schreibt unausgesetzt einen Roman, das heißt: kaum ist die Schriftstellerin mit einer Erzählung in der „Revue des deux mondes" fertig, so beginnt sie schon eine neue. Die letzte heißt: „Mademoiselle La Quintinie" und wird viel gelesen, da sie zu den besseren zählt. Bei so großer Productivität ist es nämlich nicht zu wundern, wenn mitunter ein weniger interessantes Kindlein auftaucht. Bei Paul de Kock, welcher gerade mit einer „Fille aux trois jupons" debutirt, werden die Kindlein nicht nur immer ähnlicher, sondern sie tragen bereits alle einen ziemlich blassen Zug, der auf das Alter des Autors hinweist. Man schreibt nicht leicht sechszig bis siebenzig Romane im Kock'schen Stil, ohne daß die Spätlinge matt und runzelig zur Welt kommen. Henry de Kock will es um jeden Preis seinem Vater gleich thun, denn schon seit einiger Zeit tauchen immer Romane von Vater und Sohn zugleich auf. Diesmal erscheint mit der „Fille aux trois jupons" von Paul de Kock „L'amour bossu" von Henry de Kock.

Ernest Feydeau sprang vor mehreren Jahren durch den Erfolg seines Romanes „Fanny" mit beiden Füßen zugleich in eine Celebrität, von der man jetzt lauter

Digitized by Google

Fannys erwartet. Die Heftigkeit, mit welcher „Fanny“ von vielen Seiten angegriffen und als unmoralisches Buch verschrieen wurde, kam durchaus dem Renommée des Verfassers zugut, und viele griffen nun nach den späteren Romanen desselben, weil sie doch irgend ein Stückchen „Fanny“ zu finden hofften. Die jüngste Woche brachte zwei Romane Feydeau's auf einmal: „Un début à l'Opéra“ und „Monsieur de St. Bertrand“, deren Erzählungen in einem Zusammenhang stehen.

Von Noriac, dem gerne gelesenen Verfasser der „Bêtise humaine“ erschien: „Mémoires d'un baiser“, eine kleine Erzählung, über die man vielfach ein günstiges Urtheil fällt. Die Geschichte eines Kusses, der immer wieder weiter gegeben wird und durch alle Kreise des menschlichen Lebens von Hoch zu Niedrig durchirrt, bis er endlich von den Lippen eines sterbenden Soldaten auf dem Schlachtfelde für die ferne Geliebte in die Lüfte sich verflüchtigt, ist ein ganz netter Vorwurf für ein gutes und witziges Erzählertalent.

Eine schöne Arbeit der kaiserlichen Druckerei in Paris ist das von der Académie des Inscriptions mit dem Preise gekrönte Werk von Vivien de St. Martin: „Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine; étude historique et géographique“. Es ist dies seit kurzer Zeit schon das dritte oder vierte gelehrte Buch, das in Paris über die alte Geschichte des africanischen Nordens und dessen archäologische Denkmäler herauskommt. Man scheint in Frankreich keine Kosten und Mühen zu scheuen, um das Studium Nord-Africa's zu unterstützen und zu ermuntern, und hat dort speciell in diesem Kreise die Bestrebungen der anderen Culturvölker Europa's in neuester Zeit weit überholt.

Zum Schluß sei noch einer neuen Ausgabe des bekannten „Dictionnaire infernal“ von Collin de Plancy erwähnt. Was dieses eigenthümliche Buch alles bringt, sagt es in seiner Titelumschreibung: „Répertoire universel des êtres, des personnages, des livres, des faits et des choses qui tiennent aux esprits, aux démons, aux sorciers, au commerce de l'enfer, aux divinations, aux maléfices, à la cabale et aux autres sciences occultes“. Die erste Auflage erschien 1818, die zweite 1825, gegenwärtige ist die sechste, die sich mit 800 neuen Artikeln und 550 Abbildungen ankündigt, worunter die Portraits von 72 Dämonen. In dem Buche ist bekanntermaßen das ganze Material der Dämonologie mit großem Fleiß zusammengetragen, und wahrscheinlich dürfte nur der Fürst der Hölle selbst über sein Reich mehr Kenntnisse besitzen als Herr Collin de Plancy.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 24. Juni 1863.

Herr Archivar Fiedler legt vor: „Allianz zwischen Kaiser Maximilian I. und Vasilji Ivanovič Großfürsten von Rußland von dem Jahre 1514“.

Herr Dr. Friedr. Kenner, Custos des k. k. Münz- und Antikencabinettes, legt vor: „Die Anfänge des Geldes im Alterthum“.

Neben die ältesten Werthmesser im Waarentausche, das Vieh und die Geräthe für Landbau und Kampf, trat in unvordenklicher Zeit der Stoff, aus dem letztere gefertigt wurden; dieser war bei allen Völkern des Alterthumes Bronze, d. h. durch Beisatz von Zinn gehärtetes Kupfer, in seltenen Fällen Eisen. Der Gebrauch dieses ältesten Geldes war ein durchaus privater und willkürlicher ohne bestimmtes Normalgewicht, dessen Stelle die Abschätzung mit der freien Hand vertrat (libra) und ohne Nominale, für welche die Zahl der in Kupfer abzutauschenden Rinder genommen worden zu sein scheint. —

Digitized by Google

Die weitere Ausbildung des Geldes trat bei verschiedenen Völkern zu sehr verschiedener Zeit und in sehr ungleichem Grade ein. So sind die Chinesen durch alle Zeiten hindurch bei dem Kupfer geblieben, so daß für sie das Edelmetall noch immer nur Waare ist. In Mittel-Italien ist aus dem inländischen Verkehre um 578 v. Chr. ein duodecimales Gewichtsystem für das Kupfer entwickelt worden, ja in Rom gelangte es zur höchsten selbstständigen Ausbildung als Werthgeld, nämlich zur Form der Münze. Dagegen werden im Oriente die Spuren von dem Gebrauche des Kupfers immer weniger und schwächer, wie in Griechenland, Klein-Asien und Aegypten; im Gebiet des Euphrat und Tigris hören sie ganz auf. In diesen Ländern ist das Rohkupfer nicht einmal zu einem Gewichtssysteme gelangt, sondern in jeder Entwickelung aufgehalten worden, theils durch den großartigen Waarentausch, theils durch die sehr frühe Aufnahme des Silbers in die Reihe der Werthmesser. Es geschah dies durch die Phöniker, wahrscheinlich bei dem Aufblühen von Tyros im 11. Jahrhundert v. Chr. Geb., indem diese Stadt das im Oriente seltene Silber aus den spanischen Bergwerken holte und auf den Markt brachte, in solcher Menge, daß schon zu Salomons Zeit Gold gegen Silber auf 1 : 20 stieg. Das Gewichtssystem für den neuen Werthmesser ist in jenem des hebräischen Silbergeldes erhalten, das zwar erst mit 141 v. Chr. beginnt, die alten heiligen Metallgewichte aber dabei zu Grunde legte; es zeigt für alle Nominale (Talent, Mine, Shekel, Gerah) eine durchgehende Verbindung der Zehntelung mit der Sechstelung und erweist sich dadurch nicht als ein ursprüngliches System, sondern als die Umbildung eines noch älteren rein decimalen, zu dem es in einem Sechstelverhältniß gestanden haben mußte. Das ältere System ist ein altüberliefertes, das babylonische, welches sich in wenigen aber sehr deutlichen Spuren in den Systemen von Syrien und Lydien, ja sogar trotz späterer Umbildung in dem Hebräischen für das Trocken- und Flüssigkeitsmaß erkennen läßt; das neue System der Phöniker verhält sich zu ihm wie 4 : 6, beruht auf dem Gewichte eines auf den babylonischen Fuß errichteten Wasserkubus und ist höchst wahrscheinlich eine Entdeckung der sternkundigen Chaldäer. — Das babylonische System wurde von den jüngeren assyrischen Königen im Anfange des 8. Jahrhunderts v. Chr. nach dem phönikischen umgeändert, wie die von Layard publicirten Normalgewichte aus Ninive zeigen, die Eintheilung in den kleineren Nominalen geändert, namentlich der Shekel in 30, nicht mehr in 20 Theile getheilt. Aus dieser assyrischen Normirung des babylonischen Talentes erklärt sich die durch ihre Schwierigkeit berühmt gewordene Stelle bei Ezechiel über das hebräische Geld ziemlich einfach; der im Exil zu Babylon schreibende Prophet gab die Beträge der bürgerlichen und heiligen Mine der Hebräer in den gangbarsten Nominalen der assyrischen Mine an. Die eigenthümlichen Verhältnisse zwischen bürgerlichem und heiligem Trocken- und Flüssigkeitsmaße (6 : 5) und zwischen bürgerlichem und heiligem Metallgewichte (5 : 6) der Hebräer wurzeln theils in dem phönikischen Korn- und Weinhandel nach Aegypten, theils in einer Zehentablösung zu Gunsten der Leviten.

Ein neues Leben kam in das Geldwesen des Alterthumes durch das Zurücktreten der Phöniker von dem Welthandel um die Mitte des 8. Jahrhundertes, indem dieser eine andere Richtung nahm und zu Land durch Klein-Asien in die aufblühenden griechischen Küstenstädte ging. Damit verbunden war das Auftreten des lydischen Goldes, welches in die Concurrenz mit dem im Seehandel noch lange dominirenden Silber der Phöniker gerieth. Für Gold wurde das babylonische Metallgewicht, nach dem durchschnittlichen Verhältnisse von Gold zu Silber, wie 3 : 4 angewendet und das kleine Gegenstück, der Stater, nach assyrischer Norm in 30 Theile zerlegt; in dieser Theilungsweise ist der Ursprung des späteren Sechstels oder des Obolos der griechischen Gangstücke aus Gold und Silber zu suchen; auch das dem lydischen Golde correlate Silber wurde nach dem assyrischen, nicht dem phönikischen Systeme ausgebracht. So stellte sich das

Digitized by Google

Geld des Landhandels in sehr scharfen Gegensatz zum phönikischen Silber, dem Gelde des Seehandels. Der fortdauernde Kampf beider Geldsorten trat dreimal in den Vordergrund der Geschichte des Handels und ist jedesmal für die Bildung neuer Währungen sehr wichtig geworden. Gegenüber dem lydischen Golde gründeten zuerst die jonischen Küstenstädte eine eigene Sorte von Gold für ihren weitverbreiteten Seehandel, namentlich für den nach Aegypten, auf das Gewicht des phönikischen Silbers. Dagegen knüpften Milet, so wie Aegina und mit ihr die auf Klein-Asien gewiesenen Inseln ihr Silber an das lydische an; mit dem Golde der jonischen Küstenstädte in naher Verbindung steht die korinthische Silberwährung, während Athen, freilich nur aus politischen Gründen, sein Silbergeld auf das kleinasiatische Gold ausbrachte Als ferner die Perserkönige Lydien und Babylon eroberten, also die Gebiete des Land- und Seehandels in ihrem Reiche vereinigten, führten sie lydisches Gold und Silber als Reichsgeld ein. Dagegen reagirte abermals das Geld des Seehandels; es bildete sich die von Mommsen sogenannte Währung der Halbgriechen, mit einem dem phönikischen Shekel sehr nahe stehenden Tetradrachmon, welches schließlich aus dem ganzen Gebiete des alten phönikischen Silbers das Geld der persischen Satrapen verdrängte. Endlich hatte auch Alexander der Große für seine Weltmonarchie ein Reichscourant zu schaffen gesucht in welches er für Gold das alte lydische oder das spätere persische Goldstück und für Silber das mit jenem Golde harmonirende attische Tetradrachmon aufnahm; aber bald nach seinem Tode blühte neuerdings das Geld des Seehandels auf; die Ptolemäer münzten geradezu auf den phönikischen Shekel und zwar in allen Metallen, ferner folgten auch die syrischen Städte und die Hauptorte der Nachbarländer in der syrisch-kappadokischen Währung demselben Systeme wie Aegypten. Ende und Ausgleich fand der Kampf erst im römischen Reichstarif für die verschiedenen Währungen; durch denselben wurde das Goldstück des Landhandels (aureus) als Reichsmünze anerkannt, zur Ausgleichung der verschiedenen Silbersorten aber der Denar aufgestellt.

Die Entscheidung der Frage über das erste gemünzte Geld läßt sich auch nach genauer Prüfung aller darüber erhaltenen Nachrichten nicht mit Bestimmtheit treffen. Da die Phöniker ihre größeren Silberbarren zur Abkürzung des Wägegeschäftes in dem Großhandel mit den Zeichen der einzelnen Firmen markirten, und da diese Sitte von Hebräern, Lydern und Griechen, auch auf den kleineren Barren nachgeahmt wurde, ging äußerlich die Kleinbarre von selbst und unvermerkt in Münze über. Rechtlich aber ist nur jenes Geld Münze, welches ein Staat oder dessen Oberhaupt vermöge des ihm als Ausfluß seiner Souverainetät zustehenden Münzrechtes ausbringt, und welches daher auch für alle Bürger des Staates verbindlich ist, während jene gemarkten Barren nur einen privaten Zweck und als Garantie nur den größeren oder kleineren Credit der markirenden Firma zur Grundlage hatten; das attische Geld des Solon ist das erste, in welchem diese juristische Auffassung des Münzrechtes nachweisbar ist. Möglicher Weise ist letztere noch älter, oder sie hat sich von Athen über Lydien nach Persien verbreitet, wo sie mit großer Bestimmtheit auftritt.

Wie das Silber mit dem Golde im Morgenlande, so hatte es mit dem Kupfer in Italien einen langen Kampf zu bestehen. In Sicilien ging der Ausgleich beider Werthmesser früher vor sich als in Rom, er endete um die Mitte des 4. Jahrhundertes vor Christo damit, daß Kupfer in Scheidemünze überging. In Rom scheint bei der ersten Ausmünzung des pfündigen Kupferasses um 450 vor Chr. durch Abknappung ihres Gewichtes und eine starke Legirung die Verhinderung allzu schneller Entwerthung des Kupfers in der Münze bezweckt worden zu sein; der As erhielt sich auch durch 200 Jahre auf seinem Gewichte, bis nach der Besiegung Tarents Rom in den Kreis silbermünzender Staaten eintrat und nun von selbst das kupferne Werthgeld in Scheidemünze überging.

Digitized by Google

Ganz einsam und abseits dieser Entwicklung des Geldes im Alterthume steht das spartanische Eisengeld des Lykurgos. Eisen war, wie im übrigen Griechenland das Kupfer, so in Sparta der älteste Werthmesser. Dies ist der historische Kern der Sage von Lykurgs Gelde. Wenn ihm auch das Verbot des Besitzes von Gold und Silber zugeschrieben wird, so reducirt sich diese Ueberlieferung darauf, daß bei jener denkwürdigen Restauration der alten spartanischen Sitte wie sie Cheilon um 580 v. Chr. gegenüber dem Eindringen lydischen und argivischen Wohllebens vornahm, auch das Edelmetall verpönt, das alte Eisengeld aber nicht bloß wiederhergestellt, sondern auch in einer Weise entwerthet und gegen Silber herabgesetzt wurde, welche deutlich in dem ganzen Geldverbote die Maßregel einer einseitigen Reaction erkennen läßt; es wurde in der Folge wie manche andere nachträgliche Verordnung auf Lykurgs Namen zurückgeführt.

Die Gestaltung des Geldes im östlichen Asien bietet mannigfache Analogien mit jenem von Vorder-Asien dar; in den Gewichten aber tritt in China und Indien neben die alte Zehntelung schon sehr früh das räthselhafte Sechszehnersystem — Das vielfach verworfene Ledergeld von Karthago scheint eine von den späteren römischen und griechischen Schriftstellern undeutlich aufgefaßte, aber consequente Weiterbildung des phönikischen Handelsgeldes, nämlich eine Art von Wechseln, die auf Pergament geschrieben wurden, zu sein.

Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 18. und 25. Juni 1863.

Herr Prof. Dr. Jos. Boehm überreicht eine Abhandlung „über die Ursache des Saftsteigens in den Pflanzen".

Herr Prof. Dr. Rettenbacher hält einen Vortrag über die in seinem Laboratorium von den beiden Artillerieoberlieutenants den Herren Podčimek und Travníček ausgeführte Analyse der Schwefelquelle im Sauerhof in Baden. Es wurden dabei die gasförmigen Bestandtheile nach der neuen Bunsen'schen Methode bestimmt.

Herr Felix Karrer bespricht das Vorkommen der Foraminiferen in den brackischen Schichten (Tegel und Sand) des Wiener Beckens. Die Foraminiferenfauna dieser Schichten ist eine eigenthümliche, gut charakterisirte, selbstständige und keinesfalls nur das Product einer Einschwemmung aus den älteren marinen Bildungen. Sie ist zwar keine so reiche und prachtvolle wie die aus der letztgedachten Stufe, überrascht aber durch die Stetigkeit, mit der sie auftritt, so wie durch die oft massenhafte Individuenzahl.

Es sind keine neuen Typen, die wir hier kennen lernen, es sind dieselben Geschlechter, dieselben Arten, wie sie in den marinen Ablagerungen vorkommen jedoch in einer Auswahl. Merkwürdiger Weise findet man nur die kleinsten unscheinbarsten Formen, aber gerade die Hauptrepräsentanten Nonnioninen, Polystonullen, Rosalinen gehören den Familien mit dem complicirtesten Schalenbaue an. Uebrigens stimmt die ganze Fauna am meisten mit jener der Nulliporenmergel überein.

Die Tiefe in der sie lebten, konnte bei dem bereits gehobenen Meeresboden keine namhafte sein. Es fehlen daher naturgemäß alle Formen der Tiefsee, dennoch findet man einige nicht unerhebliche Unterschiede in der Foraminiferenfauna der Hernalser Tegel, welche uns die tieferen Punkte der brackischen Ablagerungen bezeichnen, von jenen der Cerithiensande, welche die höheren dem Ufer näher liegenden Localitäten einnehmen; und während beispielsweise Triloculinen Quinqueloculinen, Nonnioninen, Rosalinen mehr die brackischen Thone bezeichnen, charakterisiren zahllose Polystonullen die brackischen Sande.

Zu der schon längst bekannten charakteristischen Molluskenfauna der brackischen Stufe bildet somit die Foraminiferenfauna eine schöne Parallele, ja eine Ergänzung dort, wo

Digitized by Google

vielleicht Schnecken und Muscheln in ihrer Entwicklung zurückgetreten, oder wo das untersuchte Material ein zu geringfügiges gewesen ist, um in größeren Resten einen Anhaltspunkt zur Feststellung des Alters einer Schichte zu gewinnen.

Herr A. Tomaschek legt eine Abhandlung vor, betitelt „Thermische Constanten der Blüthenentfaltung". Es bildet gewiß noch eine erhebliche Lücke in dem Gebäude der Naturwissenschaft, daß bis jetzt über ein alljährlich wiederkehrendes Naturschauspiel, nämlich das Erwachen der Natur im Frühlinge insofern kein genügend bestimmtes Gesetz bekannt ist, welches über den Zusammenhang, der zwischen der wachsenden Erwärmung und dem Fortschritte der Vegetation obwaltet, Aufschluß giebt. Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, dem erwähnten Zusammenhange durch Benützung von phänologischen Beobachtungen, die er angestellt hat, nachzuforschen, und es weist nach, daß die Blüthenzeiten jedesmal dann eintraten, wenn die wachsende Erwärmung der Atmosphäre einen für jede Art bestimmten Werth erreicht, welcher dann die thermische Constante der Blüthenzeit dieser Art darstellt. Diese Werthe werden nur durch die in einzelnen Epochen oder selbst ganzen Perioden waltenden auffallend großen oder kleinen täglichen Temperaturextreme modificirt, jedoch nicht an und für sich, sondern nur insofern, als in solchen Fällen wegen der verschiedenen Vertheilung der Individuen an diversen Standorten, ja selbst wegen der verschiedenen Richtung der Zweige desselben Baumes nach den Weltgegenden, die gegenwärtig angenommene Methode der phänologischen Beobachtung zur genauen Bestimmung jenes Anfanges der Blüthezeit, welcher mit den im Schatten beobachteten Temperaturen genau harmonirt, minder ausreicht. Die so berechneten Constanten zeigen mit Ausnahme eines einzigen Falles eine überwiegende Uebereinstimmung gegenüber jenen Summenwerthen, welche bis jetzt als thermische Constanten benützt wurden.

Herr Dr. J. Englisch, Demonstrator bei der Lehrkanzel der Anatomie in Wien, übergiebt eine Abhandlung „über eine constante Verbindung des Sinus cavernosus mit dem hinteren Ende des Sinus petrosus inferior außerhalb des Schädels".

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Plenarversammlung aller Abtheilungen, am 20. Juni, wurde nach einiger Debatte der Antrag des Ausschusses auf Ernennung eines Sonderausschusses, welcher sich ausschließlich mit allen auf die Abfassung und Herausgabe von Ortsgeschichten bezüglichen Angelegenheiten beschäftigen soll, einstimmig angenommen. Weiter wurde in dieser Hinsicht beschlossen, vorzugsweise jüngere Kräfte in diesen Ausschuß, der aus fünf Mitgliedern bestehen wird, zu berufen und ihn mit der Abfassung eines Planes über die Art und Mittel seiner Wirksamkeit und Vorlage zur nächsten Plenarversammlung zu beauftragen. Seit der letzten Generalversammlung haben sich neuerdings 14 neue Mitglieder dem Verein angeschlossen, so daß derselbe 1888 Mitglieder zählt. In der nächsten Versammlung wird Herr Prof. Böhm einen Antrag auf Bildung eines Vereinsreservefondes stellen. — In den oberwähnten Ausschuß wurden gewählt die Herren: Dr. Wirchowsky, Dr. Grohmann, Dr. Schlesinger, Schmalfuß und Lipert. Erforderlichenfalls werden die zunächst die meisten Stimmen auf sich vereinigenden Herren das Comité ergänzen. — Vor Eröffnung der Berathung hielt der Vorsitzende Herr Prof. Höfler einen Vortrag, in welchem er die Aufgabe des Vereins beleuchtete und dabei auf den Lauf der geschichtlichen Entwicklung der europäischen Völker und Völkerfamilien zu sprechen kam, welche im Alterthume wie im Mittelalter und in der Neuzeit die stete und ausnahmslose Unterordnung des nationalgeschichtlichen Volkslebens unter ein großes Staatsganze und die Zusammenwirkung oft nationell sehr verschiedenartiger Elemente zur Bildung culturhistorischer Größe nachweise.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Lady Morgan.

Lady Morgan's Memoirs: Autobiography, Diaries and Correspondence. 2 vols. 1862.

J. F. Wem das grüne Erin, die gerühmte Smaragdinsel, aus eigener Anschauung bekannt ist, wer Land und Volk, man möchte sagen in die lachenden Kinderaugen gesehen hat, den dürfte dieses Buch doppelt mit Vergnügen erfüllen. Die entzückende, unbegreifliche Frische der Natur, die durch den Gegensatz wilder Scenerien nur gehoben wird, das leicht empfängliche Gemüth der Bewohner, ihre Heiterkeit, ihr drolliger Witz auf dem Grunde einer historisch gewordenen Melancholie, die den Hauptton ihrer Volkspoesien bildet, dazu ein bischen von der Cultur noch unbeleckte Wildheit oder Ursprünglichkeit nebst der phantastischen Romantik der Moore und Heiden — das alles tritt dem Leser lebendig vor die Seele. Wir sind mitten unter diesen halben Kindern der Natur, bezaubert von ihrer Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit, und wieder im Innersten ergriffen und gerührt, daß wir nicht wissen, ob wir die Thräne im Auge dem Mitleid oder dem Lachen zuschreiben sollen — so rasch wechseln die Bilder der Trauer und der Lust in diesem Buche.

Vergegenwärtigen uns schon die Dinge, welche das Buch erzählt, das Naturell Irlands, so noch mehr die Heldin selbst. Lady Morgan erscheint als der vollendete Typus des irischen Volkscharakters, aber auf die Höhe des Genies erhoben. Die Leichtigkeit des Geistes, das schnelle Verständniß, die entzündete Phantasie, der schlagfertige Witz, die Anmuth des Gedankens und der Redewendungen, das empfindungsvolle, zur Ausgelassenheit wie zur Melancholie gleich geneigte Gemüth, eine gewisse Nachgiebigkeit unter Launen, die oft plötzlich wild und bizarr auftreten, aber auch das freimüthige Wort, das offene Herz und die gastlich ausgestreckte Hand, das findet sich vereinigt bei ihr, gepaart mit ein wenig oder vielleicht nicht wenig Eitelkeit und Gefallsucht, mit dem Streben zu glänzen und ihr Licht leuchten zu lassen. Aber man wird das gern verzeihen, denn wir sehen bald, wie der oft leichtfertigen Außenseite der solideste Charakter zu Grunde liegt, der aus aller Coquetterie, aus allen Huldigungen und Schmeicheleien völlig rein und unbefleckt hervorgegangen, daß er am Ende ihrer Tage noch ganz so natürlich und liebenswürdig war wie am Anfang. Wir erfahren ferner, daß sie trotz der weltlichen Zerstreuung unermüdet fleißig war, so fleißig wie das echte Genie es

Digitized by Google

immer ist, das arbeitet, weil es nicht anders kann; wir erfahren, daß sie kraft dieser Thätigkeit schon in früher Jugend aus bedrängter Lage sich die Unabhängigkeit erringt, und daß sie allein mit ihrer Hilfe, ohne jemandes Gunst und Protection, sie, die Tochter des bankerotten Schauspielers, sich in die höchsten Kreise der Gesellschaft emporschwingt und Ruhm, Ehren, Gunst und die Liebe aller Welt, die sich um sie häufen, ihr langes Leben hindurch unverändert zu bewahren weiß. Ja, man muß noch zugeben, daß sie sich diesen Weg selbst erschwert hat. Durch und durch Irländerin, wie sie war, liebte sie ihr Vaterland über alles, und ihre ganze litterarische Thätigkeit ist zugleich ein Kampf für Irland, den sie noch in der Zeit der größten Bedrückung gegen die allgemeine herrschende Ansicht in England begann. Immer bereit, in Romanen, Novellen, satyrischen und politischen Aufsätzen, in Büchern wie in der Tageslitteratur und im gesellschaftlichen Verkehr für die Sache Irlands einzustehen, hat sie gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß sich die Politik der englischen Staatsmänner gegen diese damals unglückliche Insel langsam, aber völlig umgestaltete. Trotzdem hat sie von den Tories die gleiche Gunst erfahren wie von ihren Landsleuten, ja selbst die Geistlichkeit war ihr ungeachtet ihres und ihres Gemahls religiösen Liberalismus nicht abhold. Man huldigte dem kühnen Geiste, dem ehrlichen Kämpfer, man huldigte dem Genie in der liebenswürdigen Frau.

Was Lady Morgan selbst noch von diesem Leben und Streben erzählt, gehört zu dem anmuthigsten, was man lesen kann. Leider ist es im Verhältniß nur wenig und umfaßt nur die Jugendgeschichte bis zur ersten Entdeckungsreise eines Verlegers für ihre erste Novelle. Die beiden stattlichen Bände, die uns vorliegen, enthalten zusammen gegen 1100 Seiten, von denen aber nur 190 auf die Selbstbiographie kommen, welche sie im höchsten Alter mit jugendlicher Frische niederschrieb oder dictirte. Für die Fortsetzung hatte sie bereits alle zahlreichen Papiere und Briefe geordnet und mit Bemerkungen begleitet, als der Tod sie unerwartet mitten in dieser letzten Arbeit, die vielleicht ihre beste und dauerndste geworden wäre, von hinnen rief. Diejenigen, welche die Sorge für diesen Nachlaß übernahmen, W. Hepworth Dixon und Miß Jewsbury, unterließen es, das Werk so fortzusetzen, wie sie es begonnen hatte. Sie verwandelten den Nachlaß, der theilweise auch Tagebücher umfaßte, nicht in eine Biographie, sondern sie begnügten sich, ihn in ziemlich chronologischer Folge mit Auswahl zu ordnen und mit kurzen verbindenden Bemerkungen zu begleiten. So bleibt uns zwar die Persönlichkeit unserer Heldin in der Unmittelbarkeit ihrer eigenen wie der an sie gerichteten Briefe erhalten, allein wir können doch ihren Lebenslauf, der bis dahin so klar und lustig dahinrauschte, von jetzt an nur noch fragmentarisch verfolgen. Wir gewahren sie überall mit der Welt und ihrem Lauf in tausend Beziehungen verwachsen, aber die Beziehungen werden alle nur gelegentlich angerührt, wie es sich eben in Briefen macht; die Politik und die Litteratur spielen mit allen großen Namen und Erscheinungen herein, aber sie spielen eben auch nur: kaum sind die Personen und die Dinge berührt und beginnen uns zu interessiren, so sind sie

Digitized by Google

schon wieder verlassen. Hunderterlei eilt in dieser Weise flüchtig an uns vorüber. Der Genuß, den wir so erhalten, ist lauter Stückwerk: die berühmten Namen, der Reichthum des Erlebten, die Frische und Anmuth des Briefstils, die zahlreichen Anekdoten, all das vermehrt nur unser schließliches Bedauern, daß es der Verfasserin nicht vergönnt war, ihr Werk zu beendigen.

Als ein solider Berichterstatter sollten wir nun den kurzen Lebensumriß unserer Heldin mit der Angabe ihres Geburtsjahres beginnen, allein wir wissen es nicht: sie läßt uns selbst darüber im Dunkeln. Wir müssen also nach Mährchenweise beginnen, wie sie selbst es ähnlich macht. — Es war einmal an einem schönen Weihnachtsabend in der guten alten Stadt Dublin, die Glocken erklangen, die Straßen waren mit Lärm und Gesang erfüllt, die Schornsteine rauchten, die Wände waren mit „holly and ivy“ bedeckt, und alle Christenleute genossen, was die Götter ihnen gutes beschert hatten. Aber in dieser fröhlichen Nacht ging es an einem runden Tisch besonders fröhlich her; nicht leicht hatte ein anderer so viel Witz und Humor aufzuweisen. Der Hausherr war ein so prächtiges Exemplar von einem Gentleman, wie Irland nur je eines gestellt hatte. Sein Name war Robert Owenson. Neben ihm saß einer der größten Witzbolde des Landes und der Zeit überhaupt, Eduard Lysaght, ein Mann vom Gericht; andere waren dabei, die hinter jenen an Humor wenig zurückstanden. Die Dame des Hauses hatte sich, obwohl die beste Christin, von diesem christlichen Feste schon früh des Abends zurückgezogen; sie fühlte sich indisponirt, obwohl sie eine so nahe Katastrophe nicht ahnte. Eben hatte die große Glocke von St. Patrick herab die zweite Stunde nach Mitternacht verkündet, als der Wirth abgerufen wurde und sofort verschwand. Die Gäste warteten und ließen mittlerweile die Gläser nicht leer stehen, bis er etwa nach einer Stunde zurückkehrte und die glückliche Geburt von einem „lieben kleinen irischen Mädchen — just dem Ding, das er immer gewünscht hätte“, verkündete. Die Nachricht wurde mit einem halb unterdrückten Hoch und herzlichen Wünschen für ein langes Leben aufgenommen, eine gute Gelegenheit die Gläser noch einmal zu füllen. Man trennte sich mit dem Beschluß, am bestimmten Tage, so wie man war, zur Taufe wieder zusammenzukommen. Der neue Ankömmling in der Christnacht war Sidney Owenson, die nachherige Lady Morgan, die uns die Geschichte erzählt, wie sie dieselbe auf dem Knie ihres Vaters zum öftern gehört hatte. Aus derselben Quelle giebt sie auch den Bericht von der merkwürdigen Taufe, bei welcher Mönche und Juristen, katholische und protestantische Geistliche, Schauspieler und Dichter, Sänger und Componisten und Geschichtschreiber, und endlich noch ein adeliges Paar zugegen gewesen.

Robert Owenson war der Sohn von Walter Mac Owen, einem irischen Farmer von celtischer Abkunft. Wie Walter ein schmucker und gewandter Bursche war, verliebte sich in ihn eine schöne Angehörige des adeligen und angesehenen Hauses Crofton, und sie wurde die Frau des Farmers ungeachtet aller Einsprache ihrer stolzen Familie. Robert, ihr Sohn, erbte von ihr die Lust und die Anlage zu Musik und Gesang, um derentwillen die Mutter den Namen „die Harfe des

Digitized by Google

Thales" erhalten hatte. Durch seine schöne Stimme fand er einen Gönner in einem reichbegüterten Nachbar, der ihn in seinem Hause behielt, ihn mit nach London nahm und dort von den ersten Meistern der Musik und des Gesanges unterrichten ließ. Als er aber einmal mit einer Sängerin öffentlich auf einer Bühne Londons auftrat, verlor er die Gunst und Unterstützung seines Patrons und sah sich nun gezwungen, von seiner erlernten Kunst Profession zu machen. Er wurde Sänger und Schauspieler und betrat unter Garrick nicht ohne Beifall die Bühne. Nachdem er sich mit einer Bürgerstochter aus Shrewsbury verheiratet hatte, einer durchaus soliden und verständigen Natur von streng protestantischer Richtung, übersiedelte er nach Dublin, welches damals die Schule der englischen Schauspielkunst war. Hier gründete er mit Hilfe seiner adeligen Patrone, deren Freundschaft er sich als echter Gentleman erwarb, ein eigenes Nationaltheater, das ihn aber nach etlichen Jahren zum Bankerot brachte. Ein Weingeschäft, das er nebenbei betrieb, konnte ihn von demselben nicht retten.

Unter dem Lärm und den Wirren des Nationaltheaters verlebte Sidney Owenson, „die das Glück gehabt hatte nach Irland hinüber zu kommen, um dort geboren zu werden", die ersten Jahre ihrer Kindheit. Sie waren romantisch genug und klingen vielleicht noch romantischer in ihrer drastisch-lebendigen Erzählung. Wir haben schon gesehen, welch buntes Volk bei ihrer Taufe anwesend war; so ging es ein und aus in ihres Vaters Hause. Dazu gesellte sich das Leben, welches eine solche Bühne im Gefolge führt, alle die komischen Zwischenfälle und kleinen abenteuerlichen Ereignisse, nicht einmal die halb barbarischen, halb civilisirten Zustände des damaligen Irlands mitgerechnet, wo ein Prediger von der lustigen Sorte, ein Freund des Hauses Owenson, von der Kanzel herab seine nach Hause gehenden Zuhörer mit dem Dudelsack zur Kirche hinaus blasen konnte. Die strenge englische Mutter, die das wilde, regellose Theaterleben haßte, suchte zwar ihre beiden Töchter, Sidney und Olivia, von demselben fern zu halten und verlebte mit ihnen einen großen Theil des Jahres in der Nähe Dublins auf dem Lande, allein es war ihr doch nicht möglich, den Einfluß der Umstände abzuwehren, zumal Sidney, ein echtes Schauspielerkind, vollkommen hinein paßte. und bald auch die Heldin mancher kleiner Abenteuer wurde. Ihre erste Erziehung war weitaus mehr das Werk dieser Umgebung, dieses Lebens, als das ihrer Mutter.

Da trat ein trauriger Unfall ein, der ihr die Mutter entzog und ihrem Leben eine andere Wendung gab. Im Frühling — es war in Sidney's neuntem Jahre — wurde die Mutter plötzlich krank, aber ohne daß jemand noch ein Unheil ahnte. Eines Abends im Juni lag sie so im Bett in tiefem Schlaf, wie eben die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in das Zimmer warf. Der Vater war fort, die Dienerschaft hatte sämmtlich das Haus verlassen, niemand war bei der Kranken als die kleine Sidney. Als die Mutter aus ihrem Schlafe erwachte, hatte sie eben noch Kraft und Athem, der weinenden Tochter den letzten Segen zu geben. Diese eilt auf die Straße um Hilfe herbei zu rufen, da tritt der Vater ein, um nur eine Sterbende noch zu umarmen. Man schickt nach den

Digitized by Google

Aerzten, und wie sie kommen und die letzten Versuche zur Belebung anstellen, geht der Vater im Nebenzimmer, an jeder Hand ein Kind, unter lauten Klagen auf und ab. Nach einiger Zeit tritt die Dienerin ein und giebt dem Vater den Trauring — die übliche Weise in Irland, den Tod einer Frau und Mutter anzuzeigen.

So standen die Mädchen eigentlich allein; sie hatten ihre beste Stütze gegen die Gefahren des unruhigen Treibens, das sie umgab, verloren. Des Vaters Lage hatte sich verschlimmert, er kämpfte vergebens gegen das hereinbrechende Mißgeschick und vermochte seine Stimmung nicht dagegen aufrecht zu halten. Unter diesen Umständen erfüllte er mit eigener Entbehrung einen alten Wunsch der Mutter, indem er die Töchter einem Erziehungsinstitut übergab, welches damals wohl das beste in den Königreichen war. Während sie hier in allem Wissenswürdigen und allen Fähigkeiten, die einer Dame von damals geziemten, rasche Fortschritte machten, daß sie bald unter den ersten ihrer Mitschülerinnen waren, und namentlich Sidney das von Vater und Großmutter ererbte Talent des Gesanges ausbildete, entwickelte sich auch in der letzteren zugleich jener Charakterzug der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, mit dem sie sich eigentlich ihr Leben selbst schuf. Sie sollte bald in die Lage kommen, Gebrauch davon zu machen und sich darauf stützen zu müssen.

Des Vaters Lage hatte sich so verschlimmert, daß der Bankerot ausbrach, in Folge dessen mußte er Dublin auf längere Zeit verlassen (1796). Die Mädchen (wenigstens Sidney, die ältere), die ohnehin gelernt hatten, was sie im Institut lernen konnten, lebten nun eine zeitlang nur mit einer Dienerin ganz allein in Dublin, bemüht ihre Talente und ihr Wissen weiter auszubilden. Allein Sidney, die zum Verständniß der Verhältnisse ihres Vaters gekommen war, konnte sich nicht dabei beruhigen; sie wollte nicht bloß für sich selbst und die Schwester sorgen, sondern sie fühlte auch Kraft genug, trotz ihrer fünfzehn Jahre, dem Vater zu helfen. Indem sie für den Anfang keinen andern Weg sah, wollte sie eine Stelle als Gouvernante übernehmen. An Freunden und Bekannten, die einflußreich genug waren, fehlte es ihr nicht. Trotz der Stellung ihres Vaters und trotz ihrer Jugend war sie bereits in die beste Gesellschaft von Dublin aufgenommen worden und war ihrer Talente, ihrer Liebenswürdigkeit und Heiterkeit willen allgemein beliebt. Selbst eine Anzahl Gedichte von ihr, die ihr Vater in seinem Stolze in einer kleinen Sammlung hatte drucken lassen, hatten nicht verfehlt, die Augen, wenigstens der Bekannten, auf die junge Autorin zu lenken. So übersah man ihre Jugend, selbst ihre kleinen Excentricitäten, die zu ihrer Natur gehörten, und sie erhielt bald was sie suchte, die gewünschte Stellung bei einer angesehenen Familie Featherstone, die in Bracklin lebte und einen Theil der Saison in Dublin zubrachte.

Die Art wie sie sich in diese Familie einführte, oder vielmehr wie es der Zufall that, war sonderbar genug. Die Freunde hatten ihr in Dublin einen

Digitized by Google

kleinen Ball zum Abschied gegeben, und in der fröhlichen Stimmung hatte man die Zeit vergessen. Die Post wartete, der Postillon verlor die Geduld, als sie noch immer tanzte. In voller Balltoillette, wie sie war, warf man ihr rasch den warmen Mantel ihrer Dienerin um, und so ging es in den Wagen hinein. In Bracklin angekommen, hatte sie auch ihr Gepäck vergessen, welches mit der Post weiter gegangen war. Im weißen Mousselinkleide, in rothen seidenen Strümpfen und Schuhen, so stellte sich das kleine fünfzehnjährige Mädchen der erstaunten Familie als die neue Gouvernante vor. Doch wußte sie sofort die Herzen zu gewinnen, indem sie ihr Abenteuer zur allgemeinen Belustigung offen und treuherzig erzählte. Nur der Vater gab sich noch nicht ganz zufrieden; erst am Abend hatte sie auch ihn durch die Zauberkraft ihrer Stimme und der irischen Volkslieder, die sie unübertrefflich vortrug, völlig erobert. Er sollte aber noch öfter Gelegenheit haben, über diese Gouvernante den Kopf zu schütteln. Eines Morgens z. B. kam sie spät zum Frühstück, von Wasser triefend wie eine Wasserfei. Früh aufgestanden, hatte sie an dem wunderschönen Morgen gerade den Burschen abfahren sehen, der von einem benachbarten Orte alltäglich das Wasser holen mußte. Unbedenklich machte sie die Fahrt mit, setzte sich auf das große Faß und wurde dann heimkehrend durch und durch benetzt. Es gehörte alle Kraft ihrer Lieder und ihrer Stimme dazu, für diese Geschichte die Gunst von Mr. Featherstone wieder zu gewinnen. Uebrigens erfüllte sie die Pflichten ihrer Stellung mit eben so viel Treue wie Geschicklichkeit und hatte im gleichen Grade die Liebe und das Vertrauen der Kinder wie der Eltern, so daß ihr später noch das beste Andenken für das Leben bewahrt blieb.

Hier bei den Featherstone fand sie Zeit ihren ersten Roman, St. Clair, zu schreiben und zu vollenden, ohne daß jemand etwas davon erfuhr. Wie und bei wem er aber in Druck zu bringen sei, davon verstand sie gar nichts. Sie kannte nicht einmal den Unterschied eines Verlegers und Bücherverkäufers. Die Familie Featherstone war gerade in Dublin, wie sie die Arbeit fertig hatte, und sie wollte das benützen, zumal die Rückkehr nach Bracklin nahe bevorstand. Es war am Morgen vor der Abreise, als sie sich in aller Frühe und ungesehen auf den Weg machte, die unbekannte Größe, Verleger genannt, zu entdecken. Wie sie die Stiege hinab geht, sieht sie in der Halle Hut und Mantel der Köchin hängen, womit diese auf den Markt zu gehen pflegte. Schnell wirft sie die Kleider über und schlüpft hinaus. Nicht wissend, wohin, noch zu wem, eilt sie durch die Straßen, geht die eine hinauf, die andere hinab, bis sie plötzlich an einem Hause auf die Inschrift stößt: „T. Smith, Drucker und Buchhändler". Sie geht hinein. Nachdem sie das Kreuzfeuer der Unverschämtheiten des Burschen, der gerade mit einem Besen den Laden auskehrte, und des jungen Smith, der in voller irischer Volunteeruniform auftritt, bis er vom Vater abcommandirt wird, — nachdem sie dieses ausgehalten, gelangt sie zum alten Smith, der hinter einer Glasthür im Hintergrund des Ladens sitzt. Gutmüthig sieht er sie einen Augenblick an, dann sagt er: „Setz dich, Honigkind, ich werde in einem Augenblick wieder bei dir sein".

Digitized by Google

Und in wenigen Minuten kehrt er zurück, die eben rasirte zweite Hälfte des Gesichts noch mit einem Handtuch abwischend.

„Nun, süßes Kind, was kann ich für Sie thun?"

Da sie ein ganz anderes Bild von einem großen Buchhändler gehabt hatte als das, welches sich ihr darbot, so zögerte sie ein wenig mit der Antwort, nicht wissend, ob sie weinen oder lachen sollte. Endlich sagte sie:

„Ich möchte ein Buch verkaufen."

„Ein Buch verkaufen? ein altes? denn neue verkaufe ich selbst. Und wie ist der Name und wovon handelt es?"

Sie zieht ihr Manuscript unter dem Arm hervor und nimmt das rosenfarbene Band ab, womit sie es umwunden hatte.

„Wie", sagt er, „ist es ein Manuscript?"

„Der Titel, mein Herr, ist St. Clair."

„Ich bedauere, meine Liebe, mit Kirchenschriften, mit Predigten und Tractaten habe ich nichts zu thun. Aus dem Titel schließe ich, daß es ein papistisches Buch ist."

„Nein, mein Herr, es ist ein empfindsames, in der Art des Werther"

Ein humoristisches Lächeln zeigt sich auf seinem Gesicht, das er vergebens mit der Hand zu verbergen sucht.

„Ich habe niemals vom Werther gehört und bin auch kein Verleger von Romanen."

Bei dieser Ankündigung treten ihr, hungerig, erhitzt, bestürzt wie sie ist, die Thränen in die Augen, während sie ihr Manuscript wieder einbindet.

„Weinen Sie nicht, liebes Kind; es giebt noch Geld genug für Sie zu gewinnen und Sie sind noch sehr jung zum Autor."

Er erkundigt sich nun weiter nach ihrem Namen und erfährt dann mit freudigem Erstaunen, sie sei die Tochter seines besten Freundes, des Schauspielers Owenson. Eine Einladung zum Frühstück, die sofort erfolgt, schlägt sie aus.

„Nun denn, was kann ich für Sie thun? soll ich Sie einem Verleger empfehlen?"

„O! mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollten."

„Sicherlich will ich." Dann nimmt er ein Blatt Papier, schreibt ein paar Zeilen, wirft eine Oblate ein paar Minuten im Munde hin und her, siegelt seinen Brief und adressirt ihn an Mr. Brown, Buchhändler und Verleger, Grafton Street. „Hier, mein Kind; Mr. Brown ist ein großer Verleger von Romanen und Gedichten. Er war es, der die Gedichte von Curran herausgab und Mr. O'Callaghan — ein prächtiger Poet, aber etwas schmutzig. Nun gehen Sie und verlieren Sie keine Zeit und lassen Sie mich von Ihrem Erfolg hören."

So geht sie denn, wischt die Thränen ab und eilt nach der andern Seite über den Fluß zu Mr. Brown in Grafton Street.

Es war schon ein eleganter Laden mit einer Glocke an der Thüre, der in das Heiligthum des Mr. Brown führte. Ein alter Herr, ganz in Braun gekleidet,

Digitized by Google

mit einer kleinen Stutzperücke, antwortet auf ihre Frage nach Mr. Brown: „Ich bin es".

Sie giebt ihm den Brief, und während er liest, fällt ihr Auge auf eine ältliche Dame, welche das Frühstück bereitet, und einen Herrn, der neben ihr sitzt und liest. Smith's Note schien ihn verlegen und die Dame ungeduldig zu machen. Sie kam hervor und sagte:

„Mr. Brown, Ihr Thee ist kalt wie Eis." Dann sah sie mich an, nahm die Note aus des Gemahls Händen und fragte: „Was ist's denn?"

„Eine junge Dame, deren Roman ich verlegen soll; aber ich kann nicht — meine Hände sind voll."

Miß Owenson bringt ihr Tuch zu den Augen, die Dame sieht es und sagt mitleidig:

„Warten Sie ein wenig, vielleicht will Mr. J . . (der Herr, der neben ihr gesessen) es ansehen. Er ist unser Leser und wird uns seine Meinung sagen. Wenn Sie in einigen Tagen wieder vorsprechen wollen, so wird Mr. Brown Ihnen sicherlich helfen, wenn es möglich ist."

„Ich danke Ihnen, Madame", war die einzige Antwort, die Sidney vorbringen konnte. Dann legt sie ihr Manuscript hin, geht aus dem Laden und zurück zu ihrer Wohnung und kommt auch rechtzeitig an, um unentdeckt der Köchin Hut und Mantel in der Halle wieder aufzuhängen und nach gemachter Toilette beim Frühstück zu erscheinen, wo ihre Verspätung nur leise von Mrs. Faitherstone berührt wurde.

Den nächsten Tag ging es nach Bracklin zurück, und sie verschwor, für eine zeitlang wenigstens, alle Autorschaft mit ihren Aengsten und Täuschungen.

Hier enden leider Lady Morgan's eigene Mittheilungen. Wir haben die letzte Scene etwas ausführlich mitgetheilt, um von dem humoristischen Zug, der sich durch das Ganze hindurchzieht, einen Begriff zu machen. Wir sind nun eine Weile auf ihre und ihrer Freunde Briefe nebst den kurzen, trockenen Erläuterungen von Miß Jewsbury angewiesen.

Um zunächst das Schicksal ihres ersten Romanes vorweg zu nehmen, so erfuhr sie lange Zeit nichts von demselben, da sie weder ihren Besuch wiederholte noch eine Adresse zurückgelassen hatte. Sie hatte ihn aufgegeben und vergessen. Da führte ihr der Zufall ganz unerwartet ein gedrucktes Exemplar desselben in die Hände, und als sie dann weitere Erkundigungen einzog, erhielt sie vom Verleger vier Freiexemplare, und das war alles, was ihr diese erste Arbeit einbrachte. Sie erfuhr dann auch, daß der Roman in Deutschland in einer Uebersetzung herausgekommen sei, mit der hinzugefügten Bemerkung, daß sich die junge Verfasserin aus unglücklicher Liebe in einem Anfall von Verzweiflung mit ihrem battistnen Taschentuch erdrosselt habe.

Nachdem sie die Familie Featherstone nach Verlauf einiger Jahre verlassen hatte, lebte sie eine zeitlang in Dublin und wieder als Gouvernante im Norden Irlands in Fort William bei einer Familie Crawford. Wo sie war und in

Digitized by Google

welcher Stellung sie lebte, wußte sie überall ihr Leben angenehm zu machen und sich allgemein Achtung, Liebe und dauernde Freundschaft von Alt und Jung, Hoch und Niedrig zu erwerben. Sie war der Liebling, wohin sie kam. Ihre Pflichten als Gouvernante erfüllte sie mit eben so großem Eifer wie Erfolg; daneben aber wußte sie sich durch ihren Geist und ihre geselligen Talente in der Familie wie in der Gesellschaft eine solche Stellung zu erringen, daß man ihren Beruf vergaß, der damals so wenig wie heute sociale Gleichberechtigung gewährte. „Sie war immer dankbar für Freundlichkeit, und sie besaß die seltene Gabe, erwiesene Freundlichkeit so anmuthig anzunehmen, daß sie ein Vergnügen war für den, der sie erwies. Es war nicht ihre Art, gleich Beleidigungen zu sehen — sie nahm Wohlwollen und Wohlthaten an, wie sie beabsichtigt waren; alles was sie umgab, machte sie von dem Sonnenschein erglänzen, der von ihr ausstrahlte."

Während ihres Aufenthaltes bei den Crawford schrieb sie zwei Romane: „Die Novize von St. Dominic" und „Das wilde irländische Mädchen". Der zweite von diesen beiden war es eigentlich, der ihren litterarischen Ruf gründete und sie berühmt machte, der ihr auch unter ihren Freunden und Bekannten den Namen der Heldin „Glorvina" oder the wild irish girl zuzog. In der That hatte sie sich selbst darunter copirt, wie sie denn überhaupt die Modelle für ihre Romancharaktere dem bunten Kreise ihrer Bekannten entlehnte und sie dann mit den sentimentalen Gefühlen der Zeit und den Früchten ihrer eigenen Lectüre ausstattete; für reiche, romantische Begebenheiten, woran sie es nicht fehlen ließ, fand sie in ihrer Phantasie eine unerschöpflich fließende Quelle, und den entsprechenden Hintergrund gaben ihr die Zustände und die Geschichte Irlands.

Mit dem erstgenannten Romane, der Novize von St. Dominic, hatte sie eine ähnliche Fahrt nach einem Verleger durchzumachen, wie mit St. Clair, diesmal aber nach London. Sie hatte irgendwo den Namen des Buchhändlers Sir Phillips gelesen, an ihn geschrieben und eine ermuthigende Antwort erhalten. Darauf machte sie sich allein auf den Weg nach London, was für ein junges Mädchen in jener Zeit (1805) ein ziemlich gewagtes Unternehmen war. Als die Kutsche endlich zu London in den Hof des „zweihalsigen Schwans" hinein fuhr, wußte sie nicht, wohin und zu wem. Zweifelnd und übermüdet setzte sie sich auf ihr Gepäcksbündel und schlief ein. Da nahm sich ein Herr mitleidig ihrer an und half ihr aus ihrer Verlegenheit. Mit Sir Phillips, auf den sie ihren Zauber ausgeübt zu haben scheint, machte sie ihre Sache zu großer Zufriedenheit ab. Er zahlte ihr sofort ihr erstes Honorar und erwies ihr viele Freundlichkeit während ihres Aufenthaltes. Minder glücklich war sie mit einer Schriftstellerin, Mrs. Inchbald, an welche sie eine Empfehlung mitgebracht hatte. Die Dame wies sie ab. Sie habe, schrieb sie ihr, eine so traurige Erfahrung mit einer jungen Autorin gehabt, daß sie entschlossen sei, niemals die Besuche einer Dame ihrer eigenen Profession wieder zuzulassen.

Miß Owenson war überglücklich. Sie hatte durch den Erfolg dieser Reise die Ueberzeugung gewonnen, daß sie ihr Leben, ihre Unabhängigkeit auf die Producte ihrer Feder gründen könne. Der nächstfolgende Roman, „The wild irish girl",

Digitized by Google

bestärkte sie nicht nur darin, sondern verschaffte ihr auch alle die Annehmlichkeiten, die eine berühmte Dame in der Gesellschaft zu genießen pflegt, freilich auch alle die Gefahren, welche bei solcher Jugend in den von allen Seiten dargebrachten Huldigungen liegen.

Da diese Huldigungen zugleich ihrem Ruhme, ihrem Geist, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer weiblichen Anmuth galten, so waren sie wahrlich verführerisch genug, den Kopf des jungen Mädchens schwindlig zu machen und ihren Charakter und ihre Moral zu verderben. Sie wies auch keineswegs die Huldigungen und Schmeicheleien zurück; sie nahm sie an, sie sog diese Luft in vollen Zügen ein; sie spielte mit dem Feuer; aber sie ging am Ende fleckenlos und unverdorben aus dem langen Kampfe hervor. Sie hatte ein gutes Mittel, alle bösen Einflüsse von sich abzuwehren, — ihre Arbeit. Sie wußte, was sie damit zu erreichen hatte, und daß sie noch lange nicht am Ziele, nur erst am Anfange stehe. So arbeitete sie mit allem Ernst und unermüdet, ungeachtet der vielfachen Vergnügungen und Zerstreuungen in der Welt, ungeachtet eines Lebens, das manchem den Eindruck der Leichtfertigkeit und Coquetterie machte.

Die Liebhaber und Bewerber fanden sich in großer Zahl ein, aber während ihre jüngere Schwester Olivia damals einem braven Manne, Sir Clarke, die Hand reichte, wies sie alle Bewerbungen ab, nachdem sie dieselben wohl eine zeitlang geduldet hatte. Die Zahl ihrer Märtyrer wurde Legion. Unter ihnen fand sich ein junger Mann des Namens Everard, der Sohn eines reichen Vaters, der die Verbindung ungern sah. Der Vater glaubte in einer persönlichen Unterredung mit Miß Owenson, die ohnehin nichts davon wissen wollte, am besten über diese Sache hinwegzukommen, wurde aber von der Circe in der Zusammenkunft so bezaubert, daß er ihr selbst sofort die eigene Hand antrug, die aber eben so tapfer ausgeschlagen wurde. Von anderen ließ sie sich wohl die Dienste gefallen. Frank Croßlay, der eine saubere Hand schrieb, mußte ihre unleserlichen Manuscripte abschreiben. In Sir Charles Ormsby, einem Mann des Rechts, rief sie zu Gunsten eines zum Tode Verurtheilten die sinkende Flamme wieder zum Leben empor. „Sammeln Sie, mein lieber Freund, Ihre abgestorbenen Gefühle noch einmal zu meinen Gunsten; ich rechne darauf; vergessen Sie sich selbst und denken Sie an mich". Jener Unglückliche, der für ein leichtes Vergehen nach damaligem Gesetz den Tod erleiden sollte, hatte sich, dem Rufe und der Stimme des Herzens folgend, an sie gewendet, ohne sie weiter zu kennen. Auch sie folgte mit raschem Entschluß ihrem Herzen, bewegte den Richter und den Vicekönig und bewirkte endlich seine Begnadigung. Ein anderer Liebhaber, den sie abgewiesen hatte, verwandelte sich in ihren schlimmsten Feind und verfolgte sie später noch auf das bitterste in der Presse. Von zwei befreundeten Officieren, die ihr umsonst gehuldigt hatten, starb der eine im Fieber und der andere ertränkte sich. Auch der junge zerfahrene Poet Dermody, der in ihres Vaters Haus aufgezogen war, hatte sie zu seiner Muse gemacht, aber er starb früh, als er kaum angefangen hatte, Namen zu gewinnen. Selbst ein Geistlicher wünschte mit ihrer Hand gesegnet oder durch ihre Feder

Digitized by Google

unsterblich gemacht zu werden. — Endlich sollte auch ihre Stunde schlagen und Herz und Hand zum Opfer fallen.

Sie hatte eine zeitlang wieder in Dublin, wo ihre Schwester verheiratet war und den alternden und kränkelnden Vater bei sich hatte, ganz unabhängig gelebt. Der Ertrag ihrer Schriften reichte nicht bloß hin, sondern sie war auf dem Wege ein kleines Vermögen zu sammeln. Da erhielt sie von Lady Abercorn die Aufforderung, mit ihr in ihrer Familie zu leben. Die Familie Abercorn gehörte zu den ersten, stolzesten und angesehensten in allen drei Königreichen und war durch und durch aristokratisch. Der Marquis von Abercorn war der Typus eines feinen Gentleman von der alten Sorte, schön, nobel und herablassend in seinen Manieren; ein Tory in der Politik und so durchaus Aristokrat, daß er die Leute von niederem Stand aus anderem Stoff gemacht glaubte. Er war immer en grande tenue gekleidet und setzte sich nie zu Tisch als in seinem blauen Band mit dem Stern und dem Hosenband. Der Kammerdiener hatte den Befehl sofort seine Zimmer zu räuchern, wenn Livréebediente in ihnen gewesen waren, und die Stubenmädchen durften sein Bett nur in weißen ziegenledernen Handschuhen berühren. Es steckte von dieser Excentricität so etwas in der Familie, denn des Marquis Onkel und Vorgänger war es gewesen, welcher ganz Europa durchreist hatte, aufrecht in seinem Wagen sitzend, ohne die Rückenlehne zu berühren. Lady Abercorn war ebenfalls stolz und aristokratisch, aber sie liebte die Leute von Genie, wie es damals in der hohen englischen Aristokratie die Mode war, und sie war im Uebrigen von äußerster Freundlichkeit und Güte, so daß sich Lady Morgan, so lange sie im Hause war, nicht im geringsten zu beklagen hatte, vielmehr später noch die äußerste Freundschaft und Rücksicht genoß.

Sie nahm die Einladung nach einigem Bedenken an, weil sie für ihre Unabhängigkeit nicht fürchtete und weil sie dadurch mit der besten Welt der Geburt und des Geistes in Berührung kam, denn alljährlich brachte die Familie einen Theil der Saison in der Nähe Londons mit fürstlichem Haushalte zu. Nicht sie war es, welche die Ehre empfing, vielmehr gab die nunmehr berühmte Schriftstellerin dem Hause den Nimbus, und mit ihrer Heiterkeit und ihren geselligen Talenten belebte sie die Oede des gewöhnlichen Aufenthaltes im nördlichen Irland. Sie bezauberte selbst den alternden Marquis so weit, ihr gegenüber wieder die Galanterie seiner Jugend zu versuchen.

Aber nicht der Marquis war es, der in diesem Hause Eindruck auf ihr Herz machte, sondern ein anderer, viel bescheidenerer Mann. Die Familie hatte gerade damals den jungen Doctor Morgan, der eben Wittwer geworden war, als Leibarzt in das Haus genommen. Morgan war kein Genie, aber ein scharfer und klarer Verstand, ein reichgebildeter Geist von vielseitigem Wissen, ein Gelehrter von freier Richtung, vor allem ein männlicher, durchaus ehrenwerther und zuverlässiger Charakter, ein Mann, der wohl geeignet war, auch einer bedeutenden Frau zu imponiren. Lady Abercorn hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihn und Miß Owenson zu einem Paar zu machen, vielleicht nur um sie beide desto sicherer an das Haus

Digitized by Google

zu fesseln. Aber sie fand widerhaarige Gemüther. Morgan hatte sich so viel von dieser litterarischen Berühmtheit des Tages vorerzählen lassen müssen, daß er sich ordentlich fürchtete und sie gar nicht sehen und kennen lernen wollte. Als er sich eines Tages bei der Marquise im Zimmer befand, wie sie gerade eintreten sollte, sprang er schnell zum Fenster hinaus, da er keinen anderen Weg mehr sah sie zu vermeiden. Allein es half ihm nichts, er mußte sie doch einmal sehen und war gefangen. Wenn er sich nun auch besiegt erklären mußte, wie nur je einer, so ging er doch zugleich auch als Sieger aus dem kurzen Treffen hervor. Die bisher Unbesiegte ergab sich ihrerseits und bald war die Verlobung erklärt.

Damit aber war Morgan noch nicht am Ziel. Sidney liebte ihn zwar, aber sie schien noch gar keine Lust zum Heiraten zu haben. Sie konnte ihre Freiheit und Unabhängigkeit nicht vergessen. Ein schweres Leiden ihres Vaters rief sie an dessen Krankenbett, während Morgan, durch seine Pflicht gebunden, zu Strabane im Norden Irlands, wo die Familie Abercorn weilte, zurückgehalten war. Sie wollte nur vierzehn Tage ausbleiben, aber sie blieb Wochen und Monate und gerieth in die Strudel des Dubliner Lebens, das gerade seine schönste Saison hatte. Mit aller Lust und Leidenschaft, die sie für die Gesellschaft hatte, gab sie sich derselben hin und konnte sich von den Vergnügungen, den Schmeicheleien und Huldigungen nicht wieder losreißen. Indessen saß Morgan zu Strabane, getrennt von seiner Liebe, geplagt von den Furien der Eifersucht, von denen ihn ihre kurzen, flüchtigen und seltenen Briefe nicht befreien konnten. Er wurde stumm und still, redete nur mit Ja und Nein, hielt sich die langen Tage einsam auf seinem Zimmer und schrieb die rührendsten, verzweiflungsvollsten Briefe, voll der tiefsten und wahrsten Leidenschaft, wie sie nur den Mann ergreifen kann. Diese Briefe gehören zum Schönsten, was unser Buch bietet. Endlich kehrt die fast schon Verlorne zurück, und in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit sind bald alle Qualen und Verzweiflung vergessen.

Indessen kostete es immer noch Mühe den unruhigen Geist zum letzten Schritt zu bewegen; sie wollte und wollte nicht und wäre gern, wie sie oft komisch erzählte, noch einmal wieder davon gerannt. Aber die Dame des Hauses wußte sie zu überrumpeln, da es nicht anders gehen wollte. Eines kalten Morgens im Jänner (1812) saß sie in ihrer Morgenkleidung in der Bibliothek am Feuer, als Lady Abercorn die Thür öffnete und sagte: „Glorvina, kommen Sie schnell herauf und lassen sie sich trauen; jetzt kein Zaudern und Tändeln mehr!“ Die Marquise nahm ihren Arm und führte sie hinauf in ihr Ankleidezimmer, wo ein Tisch für die Ceremonie bereitet war; der Hauscaplan stand da in voller Tracht und Morgan bereit, sie zu empfangen. Sie konnte nicht mehr entwischen, die Ceremonie ging vor sich, und das „wilde irländische Mädchen“ war verheiratet ohne Rettung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber die Bedeutung der Metallgegenstände in Heidengräbern.

Von J. E. Wocel.

(Aus den Vorträgen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.)

Der Vortragende ging von der Ansicht aus, daß die Aufgabe des Forschers auf dem Gebiete der fernen Urzeit Böhmens in zwei Theile zerfalle. Der erste derselben beschränkt sich auf die Bestimmung der Zeitschichten, aus welchen die aufgedeckten, von Stein und Metall verfertigten Objecte herrühren, worauf es dem Geschichtsforscher überlassen bleibt, zu bestimmen, welche Völkerschaften in den einzelnen von dem Archäologen ermittelten Zeitperioden die Heimatsstätte jener Alterthumsgegenstände bewohnt haben. Sodann schreitet der Archäolog an den zweiten Theil seiner Aufgabe, indem er die Ergebnisse der historischen Forschung mit den archäologischen Erfahrungen combinirt, um endlich die Resultate der historischen und archäologischen Untersuchungen als wissenschaftlich sichergestellte Thatsachen zu constatiren.

Die ältesten Werkzeuge und Waffen der Völker waren, wie allgemein bekannt, von Stein; später wurde die Bronze der ältesten Legirung, welche beiläufig 90 pCt. Kupfer und 10 pCt. Zinn enthält, zu diesem Zwecke verwendet; diese Bronzeperiode umfaßt in Böhmen wenigstens vier Jahrhunderte vor Christo. Die Bronzeobjecte der darauf folgenden, etwa sechs Jahrhunderte nach Christo umfassenden Periode sind zumeist aus einer Legirung von Kupfer, Zinn und Blei (in schwankenden Verhältnissen) verfertigt, neben welchen aber bereits auch Waffen und Werkzeuge von Eisen gefunden werden; die Bronze der letzten heidnischen Jahrhunderte enthält bereits Zink und ist mit unserem Messing fast identisch, und das Eisen waltet als Waffe durchgehends vor. Allerdings werden unter den Objecten einer späteren Periode zuweilen auch Gegenstände einer früheren Zeit gefunden, insbesondere gilt dieses von den Steinhämmern, deren man sich auch in den ersten christlichen Jahrhunderten bediente. Der Vortragende machte auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß, je älter die Gräber sind und je spärlicher sie von der Geschichte beleuchtet werden, desto unverwüstlicher sich die darin enthaltenen Gegenstände darstellen: zuerst treten nämlich Objecte von Stein, dann von edler, der Zeit trotzender Bronze auf; in dem späteren, bereits lichteren Zeitraume kommt die weniger dauerhafte Bronze der Blei- und Zinklegirung, und endlich in der letzten, vom vollen Lichte der Geschichte bestrahlten Periode das dem Oxydationsprocesse unterworfene Eisen vor.

Da nun die historische Forschung zu dem Resultate gelangt war, daß etwa vier Jahrhunderte vor Christo Böhmen von einem celtischen Volke, den Bojern bewohnt wurde, so fand sich der Vortragende bereits vor achtzehn Jahren veranlaßt, die Meinung auszusprechen, daß die Objecte der ersten Bronzeperiode von diesem Volke herrühren, stieß aber mit dieser Ansicht auf vielfachen Widerspruch.

Digitized by Google

Um nun diese seine Ansicht zu erhärten, weist derselbe auf das im verflossenen Jahre in Paris erschienene Werk: „Histoire de France par H. Bordier et Ed. Charton“ hin, welches die Geschichte Frankreichs durch zahlreiche Abbildungen von Alterthums- und Kunstgegenständen illustrirt. Es wird vor allem auf die in diesem Werke vorkommenden Darstellungen von Bronzewaffen, Celten- und Palstäben, auf die Hals- und Handringe von Bronze u. s. w. hingedeutet und darauf aufmerksam gemacht, daß nicht bloß die Formen jener Waffen und Ringe, sondern auch die Ornamentirung derselben, namentlich die eigenthümliche Streifung an den Ringen genau den Gegenständen dieser Art entsprechen, welche in großer Menge in Böhmen gefunden wurden und von denen das böhmische Museum eine bedeutende Anzahl bewahrt. Sodann lenkte der Vortragende seine Aufmerksamkeit auf die celtischen, in jenem Werke abgebildeten Münzen, welche denselben Typus haben wie jene, die man in Böhmen gefunden und über die der Vortragende vor dreizehn Jahren eine ausführliche Abhandlung geschrieben, die in der „Museumszeitschrift“ vom Jahre 1850 veröffentlicht wurde. Dabei machte derselbe auf den großen Münzfund auf der Insel Jersey aufmerksam, in welchem viele Exemplare vorkommen, welche den in Böhmen, namentlich bei Nischburg gefundenen kymrischen Münzen vollkommen gleichen. Uebrigens stellt sich durch den Anblick der in dem Werke von Bordier und Charton abgebildeten Eberstandarte am Triumphbogen zu Orange, so wie auch der gallischen Münzen mit dem Feldzeichen des Ebers deutlich heraus, daß die in der Šárka bei Prag gefundene, zum Aufstecken an eine Stange vorgerichtete Bronzestatuette eines Ebers ein Feldzeichen der Bojer gewesen sei. Auch glaubte der Vortragende die Vermuthung aussprechen zu dürfen, daß die auf dem Triumphbogen zu Orange an gekrümmten Stangenenden angebrachten Thiergestalten darauf hindeuten, daß die Bronzeschwäne von Svijan, die gegenwärtig das böhmische Museum besitzt, auf ähnliche Weise auf Stangen befestigt waren und als Feldzeichen dienten. Ferner bemerkte derselbe, daß auch in England Bronzewaffen und Schmucksachen gefunden wurden, von denen das brittische Museum eine reiche Sammlung besitzt, welche den in Böhmen gefundenen vollkommen gleichen, wobei er anführte, daß diese Metallobjecte, nicht wie einige Gelehrte, namentlich Lindenschmit in seinen Alterthümern der Hohenzoller'schen Sammlung zu Sigmaringen, behaupten, aus Italien eingeführt, sondern im Lande selbst verfertigt wurden, indem man in Frankreich und insbesondere in England zahlreiche Gußformen von Celten- und Palstäben gefunden, von denen einige bei Bordier und Charton abgebildet sind, und ferner wurde bemerkt, daß eine große Anzahl solcher in England gefundenen Gußformen sich im Besitze des brittischen Museums befindet. Ueberdies muß erwähnt werden, daß nicht bloß in England und Frankreich, sondern auch in Böhmen und im nördlichen Ungarn zum Gusse vorgerichtete Bronzemassen und Gußformen neben fertigen Objecten dieser Metallmischung häufig genug vorkommen.

Als ein Beispiel, wie sehr die in den Gräbern der Vorzeit vorkommenden Metallobjecte geeignet sind, Licht zu verbreiten über das Alter und den Ursprung sämmtlicher als Beigaben daselbst vorhandenen Gegenstände, führte der Vortragende

Digitized by Google

den merkwürdigen Gräberfund von Schelenken (Želenky) an, den er in der ersten Abtheilung seiner „Archäologischen Parallelen" beschrieben. In jenem Grabe befanden sich kunstvoll verfertigte goldene Ohrringe, eine silberne Doppelplatte mit dem Reliefbilde eines Hirsches, auf dessen Rücken ein Vogel sitzt, eine lange Goldkette mit einer in Gold gefaßten Camée und überdies ein hölzernes Gefäß, welches aber bei der ersten Berührung in Staub zerfiel, so daß sich bloß die zierlich gearbeitete breite Bordüre aus Eisenblech und der eiserne, in der Form eines Halbkreises gebogene Henkel des eimerförmigen Gefäßes erhalten hatten. Aehnliche Eimer, größtentheils mit bronzenen Beschlägen, wurden in Deutschland, England und Frankreich in Gräbern gefunden und rühren, nach der Ansicht neuerer Archäologen, aus der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrtausendes her, was insbesondere dadurch constatirt wird, daß man in den Gräbern zu Envermeu, wo nach Abbé Cochets Berichte vier solche Eimer gefunden wurden, merovingische Münzen und eine Münze Karls des Großen entdeckt hatte. Daß die Grabstätte zu Schelenken der bereits christlichen Periode Böhmens angehört habe, wird überdies dadurch außer allen Zweifel gesetzt, daß man daselbst, außer den oben angeführten Gegenständen, ein kleines Kreuz von Blei gefunden, welches an der Stirne eines Gerippes lag, ein Umstand, der dem Vortragenden zur Zeit, als er die Archäologischen Parallelen schrieb, nicht bekannt war. Es ist eine Crux benedictionis, welche in den früheren Jahrhunderten der katholischen Kirche, so wie es noch heutzutage nach dem griechischen Ritus in Rußland stattfindet, dem Verstorbenen auf die Stirne gelegt wurde. — Aus diesen hier flüchtig angeführten Andeutungen ist zu ersehen, daß es hauptsächlich die Metallobjecte sind, welche uns Aufschlüsse über die Zeitschichten geben, welchen die Gräber längst untergegangener Menschengeschlechter angehören. Die systematische Eintheilung der Gräber in Reihen-, Hügel- oder Kegelgräber, der Umstand, ob das Grab flach, mit Steinen eingefaßt, mit Platten überdeckt u. s. w. gewesen, gewährt keine sicheren Anhaltspunkte; denn abgesehen davon, daß die meisten Gräberaufwürfe der Pflug und die Reute längst nivellirt hatten, ist selbst die Orientirung derselben schwankend. So wurden bald nach Osten, bald gegen Norden orientirte Heidengräber in Böhmen von einer und derselben Begräbnißstätte aufgedeckt. Die Gräber bei Čičewic, welche Metall- und Thonbeigaben einer und derselben Art enthielten, waren nach verschiedenen, divergirenden Himmelsgegenden gerichtet, einige derselben waren, wie sich der Vortragende durch den Augenschein überzeugte, mit Steinen ausgelegt, in anderen lagen die Leichen in bloßer Erde: ja man fand Spangen, Ringe und Heftnadeln von derselben Form und Materie sowohl in Reihen- und Hügelgräbern als auch in brunnenförmigen Grabstätten, welche zahlreiche Aschenurnen und Grabgefäße enthielten, dergleichen in neuerer Zeit in Chrudim und Königgrätz entdeckt wurden. Ringe von Messing, die unverkennbaren Merkmale der spätheidnischen Periode, findet man in Böhmen sowohl in Leichengräbern als auch in Aschenurnen (z. B. am Schlaner Berge), wodurch unwiderleglich dargethan wird, daß bei den heidnischen Czechen sowohl Leichenbestattung als auch der Leichenbrand stattgefunden hatte.

Digitized by Google

Wiewohl auch die Formen der Grabgefäße einige Erkennungszeichen des Ursprungs der heidnischen Grabstätten gewähren, so sind dieselben zu allgemein und nicht prägnant genug, um uns zu entscheidenden Schlüssen zu berechtigen, abgesehen davon daß in den meisten Fällen die Thongefäße in zertrümmertem Zustande aus dem Schooße der Erde gehoben werden. Die Metall- und insbesondere die Bronzeobjecte stellen sich hingegen in ihren ursprünglichen Formen fast unverändert dem Auge dar; sie sind gleichsam die Schlüssel, welche nach Jahrtausenden die irdischen Geheimnisse der Gräber dem Forscher öffnen, damit er aus dem Inhalte der Grabstätten nicht bloß das Alter derselben und den Todtencultus der Vorzeit, sondern auch die Art und Weise der technischen Fertigkeit, den Grad der Kunstentwickelung, wie auch die localen und nationalen Culturzustände längst verschollener Generationen kennen lerne; und in dieser Beziehung kann man den Satz behaupten: was insbesondere die Paläontologie für die Urgeschichte des Erdballs leistet, das leistet die Archäologie für die Urgeschichte des Menschengeschlechtes.

Einen schlagenden Beweis von der praktischen Wichtigkeit der in den Heidengräbern vorhandenen Metallobjecte gewähren die in dem ausgedehnten heidnischen Todtenfelde bei Nehasic im Bezirke Postelberg in neuester Zeit aufgefundenen Gegenstände, von welchen einige durch die Vermittlung der hohen k. k. böhmischen Statthalterei in das böhmische Museum gelangten. Unter diesen befindet sich eine Heftnadel von Messing, die offenbar darauf hindeutet, daß jene Begräbnißstätte der letzten Periode des Heidenthums in Böhmen angehört, und höchstens in das achte christliche Jahrhundert hineinreicht. Jenes Leichenfeld umfaßt somit die Begräbnißstätte der slavischen Lučaner, deren Sitze Cosmas im ersten Buche seiner Chronik ausführlich schildert. Die zahllosen Gräber von Nehasic sind daher gleichsam die vorhistorischen Archive jenes mächtigen Volksstammes, aus dessen Mitte nach Cosmas' Berichte der herrschsüchtige Wlastislaw, der tapfere Gegner des Premysliden-Herzogs Neklan hervorging. Die bronzenen Schwert- und Dolchgriffe, die meistens aus Kugelsegmenten gefügten Handringe, die Heftnadeln und die Urnen mit ihren zahlreichen Beigaben geben uns einen Begriff von der technischen Fertigkeit, der Bewaffnungsweise und dem Todtencultus eines Volkes, dessen Existenz sich in das Dunkel der fernen mythischen Vorzeit Böhmens hüllt.

Europa.

Vorlesungen an der Universität zu Berlin, gehalten von C. Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel.

Berlin. – G. Reimer 1863.

Karl Ritter und Alexander v. Humboldt vertreten die schönsten und erhebendsten Seiten der geographischen Wissenschaft in der großartigsten Weise.

Digitized by Google

Trotz ihrer ungemein verschiedenen menschlichen wie wissenschaftlichen Ausbildung treffen sie in ihren Resultaten doch eng zusammen und ergänzen sich gegenseitig in der schönsten Vereinigung zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen. Beide zusammen sind die wahren Begründer der „wissenschaftlichen Erdkunde" — nur sind sie es auf ganz verschiedenen Wegen geworden. Humboldt hat sein Ziel mit Hilfe der Naturwissenschaften und durch große Weltreisen erreicht; während Ritter durch das Studium der erdkundlichen Weltgeschichte und durch das Studium der Weltreisen zu seiner Höhe sich emporschwang. Die physische Weltbeschreibung Humboldts, oder „die vergleichende Erd- und Himmelskunde" im Geiste Humboldts kann als die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen als eines Naturganzen bezeichnet werden; — das Streben Ritters geht dahin, die Beziehungen der Natur zum Geiste, das Verhältniß des Erdkörpers zum Menschengeschlechte zu erforschen. Das ethnographische und historische Element in der geographischen Wissenschaft ist demnach ein wesentliches Kennzeichen des Ritter'schen Systems. Nach Ritter ist die Erde die mütterliche Trägerin des Menschengeschlechtes; die Erde, als Schauplatz der Natur und ihrer Kräfte, soll die Erweckerin aus dem bewußtlosen Schlummer, die bildende Leiterin, die organisirende Kraft der Menschheit werden; die Natur soll die Menschheit zu noch Höherem, zur Anschauung des Unendlichen im Unsichtbaren vorbereiten.

Groß und fast unausfüllbar ist die Lücke, welche diese beiden Männer in der Wissenschaft zurückgelassen, und dankbar begrüßen wir jeden Baustein, der von den Schülern und Nachfolgern Ritters herbeigeschafft wird, um das großartige Gebäude einer wissenschaftlichen Erdkunde, wie des Meisters Plan dasselbe vorzeichnet, seiner Vollendung entgegen zu führen.

Dr. Daniel, einer der tüchtigsten Schüler und würdigsten Nachfolger Ritters, hat den Nachlaß des unsterblichen Meisters in drei selbstständigen Werken, die jedoch Ritters Geist als inneres Band an einander knüpft, herausgegeben. Zuerst (im Jahre 1861) erschienen Ritters „Vorlesungen über die Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen". Die nach und nach aus dem Dunkel in das Licht geographischer Kunde hervortretende Erde war ein Lieblingsobject der Darstellung Ritters; die großen Geographen, die Forscher, Entdecker und Reisenden schilderte Ritter nicht bloß als gründlicher Gelehrter, sondern er brachte sie mit begeisterter Anerkennung und zarter Pietät seinen Zuhörern näher. Diese von Ritter selbst zum Drucke bestimmten und vorbereiteten Vorlesungen umfassen den Zeitraum von der ersten allgemeineren Uebersicht der Länder und Völker, die aus den Grenzen enger Heimatskunde heraustritt, bis zur Entdeckung von America und der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, — Thatsachen, welche das weite Feld der maritimen Entdeckungen, des Handels, der Colonisation für die nachfolgenden Jahrhunderte eröffneten. Zwei neue Welten im Osten und Westen der Erde, die americanisch-westindische und die ostindische traten nun zu gleicher Zeit mit der europäischen Welt in gegenseitigen Verkehr. Die Begebenheiten seit jener Zeit liegen uns näher, sie sind in die Geschichte der Gegenwart verflochten, und

Digitized by Google

der noch nicht erforschte Raum der Erde ist dermalen nur mehr ein verhältnißmäßig kleiner.

Im nächsten Jahre (1862) gab Daniel Ritters Vorträge über „Allgemeine Erdkunde" heraus, welche sich übrigens in manchen Partieen mit einzelnen Abhandlungen Ritters berühren, welche bereits im Jahre 1852 „gesammelt" erschienen waren. — Bei der Herausgabe dieser beiden Bände hat Daniel es sich zum Gesetze gemacht, der letzten von Ritter ausgegangenen und in seinem Manuscript vorliegenden Textrecension zu folgen, dieselbe zwar mit akademischen Heften zu vergleichen, aber keine Ausführungen weiteren Umfanges aufzunehmen, welche sich nur in diesen abgeleiteten Quellen vorfanden. Obwohl dadurch mancher interessante Excurs ausgeschlossen blieb, schien dem Herausgeber doch solche Beschränkung der von Ritter selbst vorgenommenen Sichtung und letzten Textgestaltung gegenüber angemessen, — eine Ansicht, der wir uns vollständig anschließen, weil dadurch ein reicher Schatz in seiner ursprünglichen Reinheit der Nachwelt übermittelt wird.

Vor wenigen Wochen ist nun der dritte und letzte Band von Ritters Vorlesungen erschienen, dessen Herausgabe ebenfalls Daniel besorgte. Mit vollem Rechte bezeichnet Daniel diesen Band als in besonderem Maße geeignet, das Interesse in Anspruch zu nehmen. Ein Werk über Europa war es, mit dem Ritter seine Laufbahn als geographischer Schriftsteller von Bedeutung betrat. Auch später ist in der „Einleitung zur Erdkunde" und in einzelnen Abhandlungen auf europäische Verhältnisse durch Ritters geniale Auffassung und Combination ein neues Licht geworfen. Daß die Vorträge über Europa früher abgeschlossen sind als die Vorlesungen über allgemeine Erdkunde, daß sie — wie Daniel richtig bemerkt — nicht überall die Resultate neuester Forschungen in sich aufgenommen, liegt am Tage Diese Thatsache rechtfertigt Daniels Vorgehen bei der Herausgabe dieses Bandes nicht nur, — sondern man wird ihm zu Dank verpflichtet sein, daß er den Abschnitt über die Alpen und Mittel-Europa, der in Ritters Manuscript nur kurz, in gedrängter Zusammenfassung und Uebersicht skizzirt war, auf Grundlage von Ritters Vorträgen in der Kriegsschule reicher gestaltet und erweitert hat.

Daß gerade die Vorträge Ritters über „Europa" eine der glanzvollsten Arbeiten des größten Geographen, der je gelebt, bilden, ist erklärlich; denn einerseits hatten sich nur das vielgegliederte, reich bevorzugte Europa und die nächsten Ränder des Mittelmeerbeckens dem ruhigen Forscher in eigener, lebendiger Anschauung aufgeschlossen, — andererseits war ihm Europa „der pädagogische Erdtheil für das Menschengeschlecht", sein Weltmarkt, auf dem jede Waare ihren Preis findet, dessen Ideen und Thaten die ganze Welt durchdringen. Europa ist das classisch gebildete Erdindividuum für alle andern Theile der Erde geworden, Europa ist die geistige Metropole, der Brennpunkt des Planeten, der Focus, der alle Lichtstrahlen sammelt und neu reflectirt.

Von diesem Gesichtspunkte faßte Ritter Europa auf, verfolgte mit umfassendster philologischer Forschung die verschiedenen Theile durch alle Jahrhunderte

Digitized by Google

hindurch und entwickelte die historische Größe dieses kleinsten Erdtheiles. Es wäre nicht zu rechtfertigende Anmaßung, ein Kritik der einzelnen Particen dieses Buches geben zu wollen, in welchem Ritter die beste Einsicht in die Tiefen seiner geographischen Anschauungen giebt, aus welchem wir seine Grundsätze und Principien über die Behandlungsart studiren. Die meisten Versuche, das Wesen des Ritter'schen Systems gemeinfaßlich zu erklären, sind auf diesem Wege der „Erklärung" in Nimbus und Nebel gehüllt worden; man nehme dessen „Vorlesungen über Europa" zur Hand und vertiefe sich in die geistvolle Arbeit, dann wird man Ritters System kennen und hochschätzen lernen. Dann wird man die „Geographie" nicht als ein Aggregat aller möglichen Disciplinen ansehen, dann wird sie nicht, zu einer „Dienerin" anderer Disciplinen herabgewürdigt, an unsern Lehranstalten nur „so nebenbei" berührt werden; dann wird man Ritters Ausspruch begreifen, daß nächst Gott und göttlichen Dingen die „Erde" der würdigste Gegenstand menschlichen Studiums ist; denn die Erde ist nicht nur die Wiege und das Wohnhaus, sie ist auch die temporäre Erziehungsanstalt für die Menschheit.

Mögen Ritters nachgelassene Schriften recht viele Leser finden, und dem um die geographische Wissenschaft hochverdienten Herausgeber Dr. Daniel sprechen wir unsern wärmsten Dank dafür aus, daß er dem unsterblichen Altmeister ein so würdiges Denkmal gesetzt hat.

V. F. Klun.

Die Künstlerstipendien.

Die Verleihung der Künstlerstipendien für das Verwaltungsjahr 1863 ist eine vollendete Thatsache. Das Hauptblatt der Wiener Zeitung hat vor kurzem die Namen jener Kunstjünger veröffentlicht, welche einer solchen Betheilung und öffentlichen Anerkennung von Seite des Staates würdig gefunden wurden.

An dieses Ereigniß knüpft sich, hoffentlich mit Recht, die Erwartung aller Kunstfreunde, daß es mit dieser einmaligen Unterstützung junger Künstler nicht sein Bewenden haben, sondern daß der Reichsrath im Einverständnisse mit der Regierung für die Hebung und Förderung der Kunstinteressen in dieser, von allen Seiten mit der lebhaftesten Freude begrüßten Richtung auch in Zukunft bedacht sein werde.

Es soll nun der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein, ein Bild der gepflogenen Verhandlungen zu liefern und darzuthun, mit welcher gewissenhaften Erwägung aller Umstände bei Verleihung der Künstlerstipendien zu Werke gegangen worden ist, und welche erfreulichen Intentionen das zur Wahrung der Kunstinteressen überhaupt und zur Durchführung jener Betheilung zunächst berufene Ministerium in dieser Frage auch für die Zukunft hegt.

Digitized by Google

In dem allerhöchst genehmigten Finanzgesetze für das Jahr 1863 wurde zur Ertheilung von Stipendien an „unbemittelte aber hoffnungsvolle Künstler" in allen Zweigen der Kunst und aus allen Königreichen und Ländern ein Betrag von 10.000 fl. auf Rechnung der Unterrichtsabtheilung des Staatsministeriums eingestellt. Der Herr Staatsminister fand sich hiedurch sofort bestimmt, eine ständige Commission zu berufen, welche die Aufgabe haben sollte, dem Ministerium auf Grund gemeinschaftlicher Verhandlungen berathend zur Seite zu stehen und in Betreff der Verleihung der Stipendien geeignete Vorschläge zu erstatten. Zu Mitgliedern dieser Commission, welche sich dieser Aufgabe bereitwilligst unterzogen, waren außer dem Sectionschef Karl von Lewinsky und dem Kunstreferenten im Staatsministerium Sectionsrath Dr. Gustav Heider der erste Custos der k. k. Hofbibliothek, Hofrath Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen, Hofrath Franz Grillparzer, die k. k. Professoren: Dr. Franz Pfeiffer, Rudolf von Eitelberger, Joseph Ritter von Führich und Karl Rahl, der k. k. General-Auditor Friedrich von Dratschmied, der Hoftheatercapellmeister Heinrich Esser und der Professor Dr. Eduard Hauslick berufen.

In der ersten Sitzung, welche diese Commission am 26. Jänner d. J. unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers abhielt, wurde sofort festgestellt, daß die besagten Stipendien nur für producirende Talente auf den drei großen Gebieten der Kunst, das ist der Dichtkunst, Musik und der bildenden Kunst (Architektur, Sculptur und Malerei) zu verwenden seien, und daß nur jene unbemittelten, aber hoffnungsvollen Künstler auf solche Stipendien Anspruch haben sollten, welche entweder schon mit einem größeren selbstständigen Werke vor die Oeffentlichkeit getreten sind, oder Leistungen von tieferem künstlerischen Gehalte nachzuweisen vermögen. In diesem Sinne wurde die Concursausschreibung für diese Stipendien in den amtlichen Organen der verschiedenen Länder der ganzen Monarchie veranlaßt. Nach Ablauf der festgesetzten Concursfrist lagen 87 Gesuche um Verleihung von Künstlerstipendien aus allen Kronländern vor. Hievon kamen 58 auf die bildende Kunst, 15 auf die Musik und 14 auf die Poesie. Die ständige Commission, welche sich nach den Hauptkunstzweigen in drei Subcomités abtheilte, hatte nun hierüber ihr Gutachten abzugeben.

Sie hielt sich bei ihren Arbeiten strenge an die Bestimmung, daß die Stipendien „unbemittelten und hoffnungsvollen" Künstlern zukommen sollten.

Der Begriff der Mittellosigkeit bedurfte weder einer näheren Bestimmung, und namentlich bei den Jüngern der bildenden Kunst leider fast keines besonderen Nachweises; sie ist bei diesen Regel. Denn der bildende Künstler sieht noch immer im Großen und Ganzen eine Gesellschaft vor sich, welche sich in hohem Grade der echten Kunst entfremdet und, bei aller Ueberreizung und Ueberfülle von Bedürfnissen anderer Art, der bildenden Kunst gegenüber fast bedürfnißlos geworden ist. — Nicht so einfach war die Feststellung des Begriffes „hoffnungsvoll", welcher sich einerseits auf die Individualität und Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeit des Künstlers, andererseits auf die von ihm eingeschlagene Kunstrichtung beziehen kann.

Als hoffnungsvoll in ersterer Richtung konnte wohl nur der angesehen werden, welcher das letzte Ziel künstlerischer Durchbildung zwar noch nicht erreicht hat, aber bereits selbstständig strebend das Beste für seine weiteren Leistungen in der Zukunft verspricht. Aus diesem Grunde wurden von der Commission jene Künstler ausgeschlossen, welche bereits fertige Künstler im eigentlichen Sinne des Wortes sind, aber auch jene Gesuche, welche von Schülern herrühren, bei Seite gelegt.

Schwieriger war die Bestimmung dessen, was man hoffnungsvoll mit Rücksicht auf die Kunstrichtung nennt. In dieser Beziehung konnte sich die Commission nicht verhehlen, daß viele jüngere Künstler einen Weg gehen, der an sich zu geringen Hoffnungen berechtigt. In der Zeit der künstlerischen Sprach- und Ideenverwirrung, der von der Gesellschaft leider thatsächlich anerkannten Gleichberechtigung richtiger und irriger Tendenzen in Sachen des Geschmackes, was wohl vorzüglich im Hinblick auf die bildende Kunst zu gelten hat, würde es ungerechtfertigt gewesen sein, von diesem Gesichtspunkte aus einen zu strengen Maßstab an die Leistungen jüngerer strebender Kräfte zu legen, wenn sich dieselben auch augenblicklich in Richtungen bewegen, welche an sich nicht zu den letzten Zielen echter Kunst führen, jedoch immerhin solche sind, auf denen man Namen von einem gewissen anerkannten Rufe als Bannerträger begegnet. Die Commission interpretirte daher in dieser Beziehung „hoffnungsvoll" im Sinne des „strebenden", und fand sohin nur denjenigen Künstler von dem Anspruche auf eine Unterstützung auszuschließen, dessen in seiner Kunst eingeschlagene Richtung geradezu hoffnungslos genannt werden mußte.

Unter genauer Einhaltung der angenommenen Auslegung der Worte „mittellos und hoffnungsvoll", welche als die zwei Bedingungen für die candidirenden Künstler aufgestellt wurden, stellten die drei Subcommissionen in der am 18. Mai unter dem Vorsitze des Herrn Staatsministers abgehaltenen Gesammtsitzung ihre Anträge wegen Verleihung der Künstlerstipendien, welche in der Versammlung einstimmig angenommen wurden, und deren Resultat aus der Verlautbarung im Hauptblatte der „Wiener Zeitung" vom 7. Juni bekannt ist. Es wurde aber weiter ernstlich in Erwägung gezogen, wie es mit diesen, wohl auch in Zukunft zu verleihenden Stipendien zu halten sein werde, und sind hiebei namentlich die zwei Fragen erörtert worden, ob die Bestimmung dieser Stipendien nicht eine Ausdehnung, und aus diesem Grunde die für dieselben für 1863 bestimmte Summe eine Erhöhung erfahren sollte.

In ersterer Beziehung war man einig, daß ein für die kommenden Jahre zur Unterstützung hoffnungsvoller Künstler auszusetzender Betrag nicht bloß der Betheilung mit Stipendien gewidmet werden solle, sondern auch der Betheilung von anderartigen Unterstützungsbeiträgen für gereifte Künstler, insbesondere auf dem Gebiete der Musik und Poesie, welche bereits Ersprießliches und Verdienstvolles

Digitized by Google

geleistet haben und denen durch eine pecuniäre Beihilfe die Möglichkeit geboten werden sollte, wenigstens, von der drückenden Sorge für ihre Existenz befreit, auf der mit Erfolg betretenen Bahn zu verbleiben. Solche Männer mußten, wie gesagt, von der diesjährigen Betheilung theils ausgeschlossen, theils schon durch den Wortlaut der Concursausschreibung von einem bezüglichen Einschreiten abgehalten werden. Da aber größere selbstständige Arbeiten meist erst im vorgerückten Lebensalter geliefert werden, so erscheint es, wenn bei gleicher Bedürftigkeit jene, die wirklich bereits etwas bedeutendes geleistet haben, nicht gegen jene, deren Talente größere Leistungen erst in Aussicht stellen, zurückgesetzt werden sollen, unerläßlich, in solchen Fällen Pensionen an die Stelle der Stipendien treten zu lassen, wie dies auch in vielen anderen Ländern der Fall ist.

Ein ziemlich ähnliches Verhältniß tritt bei fertigen Künstlern im Gebiete der bildenden Kunst ein. Auch ihnen kann im Grunde durch kein Stipendium geholfen werden; sie sind nothwendig auf Bestellungen hingewiesen und zwar um so mehr, da sie in der Regel beschäftigungslos und unbemittelt sind und das Budget für Kunst sowohl im Staatshaushalte als auch in den Landes- und Communalerfordernissen theils geringe bemessen, theils gar nicht vorhanden ist. Unter den Gesuchstellern um Künstlerstipendien befanden sich mehrere solche ausgebildete verdienstvolle Künstler. Um nun bezüglich solcher Künstler, welche Beschäftigung und Aufträge verlangen, in diesem Jahre wenigstens etwas zu thun, fand sich die Versammlung bestimmt und verpflichtet, den Herrn Staatsminister zu ersuchen, dieselben den betreffenden Hof- und Staatsbehörden, den Landesausschüssen und größeren Communalvertretungen zur entsprechenden Berücksichtigung ihrer Wünsche wärmstens empfehlen zu wollen, wozu sich Se. Excellenz sehr gern bereit erklärte und was, wie wir erfahren, seither auch geschehen ist; die Versammlung erkannte es aber sodann auch für nothwendig, daß künftig in den Rahmen der vom Staate für Kunstzwecke gewidmeten Unterstützungen eine Summe für Bestellungen an fertige, das ist vollkommen ausgebildete und bereits öffentlich wirkende Künstler aufgenommen würde, so zwar daß diese Unterstützungen für die Zukunft nach Ansicht der Commission nach drei Kategorien zu verausgaben wären, nämlich: für Stipendien, für Pensionen und für Bestellungen. Bezüglich der künftigen Vertheilung der Unterstützungen war man sich klar, daß der größere Theil für die Vertreter der bildenden Kunst gewidmet werden sollte, da ihre Kunst in der Regel auch ihre einzige Erwerbsquelle ist, während der Dichter doch oft in bestimmten anderen Lebenssphären sich bewege, auf welchen er seine materielle Existenz begründen könne, und der Musiker in den steigenden musikalischen Bedürfnissen der Gegenwart irgend einen Hinterhalt habe.

Von den Unterstützungsbeträgen für die bildende Kunst sollte aber nach Ansicht des Comité wieder die größere Summe zur Verwendung für Bestellungen bestimmt werden. Dies wäre auch ein fast unentbehrliches Mittel, um die bildende Kunst in Oesterreich allmälig zu heben. Der Staat aber würde hiedurch gleichzeitig zwei Zwecke erfüllen, indem er nämlich begabte Künstler materiell unter-

Digitized by Google

stützen und eine Reihe von Kunstwerken zur öffentlichen Verwendung gewinnen würde. Solchen weiteren Anforderungen, welche die vom Staate für Künstler zu verausgabenden Unterstützungen in Zukunft erfüllen sollen, hätte jedoch der für das Jahr 1863 systemisirte Betrag von 10.000 fl. unmöglich gerecht werden können. Die Versammlung fand daher an den Herrn Staatsminister die Bitte zu stellen, dahin zu wirken, daß für das Verwaltungsjahr 1864 mindestens ein Betrag von 25.000 fl. für denselben Zweck bestimmt werde, und der Herr Staatsminister erklärte seinerseits im geeigneten Zeitpunkte die nöthigen Schritte hiefür thun zu wollen.

An diese Erörterungen und Vorschläge knüpfte Se. Excellenz die Erwägung über die Verwendung der etwa auf Bestellung von Seiten des Staates künftig auszuführenden Kunstwerke an, und sprach seine Meinung dahin aus, daß diese Werke in der Regel in jenen Kronländern und wo möglich an jenen Orten aufzustellen wären, denen der Künstler durch seine Geburt angehöre. Den reichen hiesigen Galerien könnte durch Zuwendung dieser Werke ohnehin nur wenig genützt werden; wohl würde aber durch deren Aufstellung in den Kronländern bei den Landes- und Communalvertretungen die Theilnahme an Kunstinteressen und die Absicht, für deren Förderung auch werkthätig wirken zu wollen, genährt und geweckt, so wie der Künstler selbst in seinen Werken geehrt werden.

Die Commission schloß sich dieser Ansicht Sr. Excellenz vollständig an, und versprach sich von deren Ausführung das Allerbeste für die Förderung der Kunst; eine solche ehrende Anerkennung, verbunden mit dem Bewußtsein, in weiteren Kreisen und namentlich in den heimischen und vaterländischen durch seine eigenen Leistungen bekannt zu werden, müßte ein mächtiger Ansporn für den strebenden Künstler werden; sei ja doch bekannt, daß selbst in Frankreich, wo die Künstler vielfache Bestellungen erhalten und gut honorirt werden, diese sich öffentlich beklagt haben, daß ihre Werke nach gelieferter Bestellung in vielen Fällen ihre Aufbewahrung in Magazinen und auf Böden der Schlösser fänden, und so nach einiger Zeit der Vergessenheit anheimfielen. Es sollte daher nach Meinung der Commission in Zukunft nach dem von Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister ausgesprochenen Grundgedanken der Vertheilung der über Bestellung gewonnenen Kunstwerke vorgegangen werden.

Die Resultate dieser bei Gelegenheit der ersten Vertheilung von Stipendien an Künstler aus allen Ländern und Nationen des Reiches gepflogenen Berathungen dürften von Wichtigkeit für die Zukunft der Kunst in Oesterreich werden, und daß es möglich war, gleich anfangs in der Frage, in welcher Weise und inwieweit der Staat Unterstützungen für Kunstzwecke verausgaben solle, einen so bedeutsamen Schritt vorwärts zu thun und sich hiebei der vollständigen Zustimmung der Regierung zu erfreuen, dient als Beweis, welcher Beachtung sich die Kunstinteressen erfreuen und wie bereitwillig die Regierung ist, in dieser Richtung, so weit es die Kräfte des Staates erlauben, fördernd und eingreifend zu wirken.

Digitized by Google

* Der dritte Band der „Allgemeinen Geschichte des Welthandels" von Professor Ad. Beer, der auch unter dem besonderen Titel „Geschichte und Statistik des Handels im 19. Jahrhundert" erscheint und auf selbstständigen Quellenstudien beruht, befindet sich unter der Presse und dürfte Ende October (bei W. Braumüller) ausgegeben werden.

---

* (Die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften) hat in ihrer am 1. d. M. abgehaltenen ordentlichen Sitzung die beiden Docenten an der Prager philosophischen Facultät Herrn Wilhelm Kaulich und Herrn Dr. Joseph Dastich zu ihren außerordentlichen Mitgliedern gewählt. — Für die den 6. d. M. stattfindende, in diesem Semester letzte Monatssitzung der philologischen Section hatte das außerordentliche Mitglied Herr Museumsbibliothekar Ant. Jar. Vrtátko einen Vortrag (in böhmischer Sprache) über eine altböhmische Bearbeitung des antiken Romans: „Apollo von Tyrus", auf Grundlage einiger älteren Handschriften, welche sich in der Prager Museumsbibliothek aufbewahrt befinden, angekündigt.

---

* Auf kunsthistorischem Gebiete sind mehrere ganz interessante Bücher veröffentlicht worden Prof. Dr. K. B. Stark hat „Niobe und die Niobiden in ihrer literarischen, künstlerischen und mythologischen Bedeutung" zum Gegenstand einer umfassenden gelehrten Untersuchung gemacht; Dr. J. Kreuser hat ein „Bilderbuch als Leitfaden für geistliche und weltliche Kunstfreunde" mit einer originellen Einleitung der Oeffentlichkeit übergeben. Der zeitgenössische Illustrator der Freiheitskriege „Johann Michael Voltz" (1784 bis 1858) fand in dem Professor der Geschichte Dr. K. Hagen einen Biographen und Dr. Peter Pervanoglu, Privatdocent an der Universität zu Athen, hat in deutscher Sprache den „Grabsteinen der alten Griechen nach den in Athen erhaltenen Resten derselben" eine besondere Untersuchung gewidmet. Von Prof. Dr. W. Lübke's „Geschichte der Plastik" ist das Schlußheft soeben erschienen. Auf die Arbeiten Starks, Lübke's und Kreusers gedenken wir noch ausführlich zurückzukommen.

---

* Der Europäische Geschichtskalender von H. Schultheß ist im dritten Jahrgange, das Jahr 1862 umfassend, erschienen. An Umfang hat das Buch bedeutend zugenommen; der Standpunkt blieb, wie es sich für ein solches Nachschlagebuch von selbst versteht, ein so viel als möglich objectiver, und nur die Vertheilung des Stoffes erlitt insoferne eine Veränderung, als das Oesterreich betreffende, sowohl aus den deutschen wie aus den nicht zum Bunde gehörenden Kronländern, dem Abschnitt „Deutschland und die beiden deutschen Großmächte" einverleibt wurde. Hienach umfaßt das nützliche Buch jetzt sechs Abtheilungen: Chronik der wichtigsten Ereignisse im europäischen Staatensystem; Deutschland ꝛc.; Außerdeutsche Staaten; Außereuropäische Staaten; (resumirende) Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1862; Bewegung der Börsencurse im Jahre 1862 und ein Register.

---

* Herr Alfred Darcel hat soeben in Paris (imprimerie impériale) einen Bericht über die „Arts industriels du moyen âge en Allemagne" veröffentlicht,

Digitized by Google

der einen Rapport an den Minister des Unterrichtes über die Ausstellung des Alterthumsvereines in Wien im Jahre 1860 enthält. Der Bericht umfaßt 70 Octavseiten; Darcel geht mit großer Ausführlichkeit und Sachkenntniß auf die ausgestellten Objecte ein; er beschränkt sich übrigens nicht allein auf die Alterthumsausstellung, sondern zieht auch einzelne Gegenstände aus anderen Sammlungen in den Kreis seiner Betrachtung. Dieser Bericht ist ein neuer Beleg für den Satz, daß man in Oesterreich nur wirklich Gutes zu machen braucht, um die Anerkennung des Auslandes zu erhalten.

V. Neuigkeiten der niederländischen Literatur. Von J. A. Nijhoffs Gedenkwaardigheden etc. (Denkwürdigkeiten der Geschichte von Geldern nach ungedruckten Urkunden) erschien die zweite Abtheilung des sechsten Bandes, enthaltend Karl von Egmond, Herzog von Gelre, Graf von Zütphen 1514 bis 1528. Mit dem siebenten Bande wird das Werk beendigt sein. Unter dem Titel: „Christelijke Feesten" giebt E. Verwijs Beiträge zur Kenntniß der germanischen Mythologie heraus; Nr. 1. „Sinterklaas". Die neue Sammlung der Werke von Jakob Cats, besorgt von Dr. J. van Vloten, ist bis zur 39. Lieferung gediehen; von J. W. Hofdijks „Klooster-Orden" (Die Klosterorden in Niederland, geschichtlich untersucht und geschildert) liegt jetzt der erste Band vollständig vor (12 Lieferungen), zwei Bände von gleichem Umfange sind noch zu erwarten; desgleichen der erste Band von Diephuis „Handboek voor het Nederlandsch burgerlijk regt". G. A. Lokkors „Geschiedenis der loterijen in de Nederlanden" wird vom Verfasser als Beitrag zur Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten der Niederländer des 15., 16. und 17. Jahrhunderts bezeichnet. Chr. Kramms Leben und Werke der holländischen und vlämischen Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Baumeister von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart nähert sich seinem Ende. Lieferung zwei und drei des sechsten Bandes umfassen Vec—Wel. Zur Münzkunde liegt mehreres vor. So das siebente Stück von G. van Loon's „Beschreibung niederländischer historischer Münzen", herausgegebeu von der königl. Akademie der Wissenschaften. Ferner „die Münzen der vormaligen Herzogthümer Brabant und Limburg von der frühesten Zeit bis zur Genfer Pacification", von P. O. v. d. Chijs (ein Band in groß Quart mit 33 Tafeln); endlich „Catalogue du cabinet de monnaies et médailles de l'Académie Royale des sciences à Amsterdam, rédigé par MM. A. J. Enschede et J. P. Six." Hier mag auch Platenga's „Les Pays-Bas. Guide des voyageurs" (mit einer Karte und sieben Stadtplänen) erwähnt werden. Von geographischen und Reisewerken sind zu nennen: „Nieuw-Guinea" (Neu-Guinea, ethnographisch und naturwissenschaftlich untersucht und beschrieben durch eine niederländisch-indische Commission 1858) bildet den fünften Theil der Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch-Indie. P. O. v. d. Crab, „De moluksche eilanden" (Reise des Generalgouverneurs Pasud durch den molukkischen Archipel). Dr. J. Pijnappel „Geographie van Nederlandsch-Indie". Von der „Koloniale Debatten" (Sammlung der Verhandlungen beider niederländischer Kammern, betreffend die außereuropäischen Besitzungen, aus den Jahren 1814 bis 1865) erschien die fünfte Lieferung der Schlußabtheilung, Sitzungsperiode von 1859 bis 1865. Außer theologischen Streitschriften, Erbauungsbüchern ꝛc., an denen die holländischen Pressen stets sehr ergiebig sind, finden sich in den letzten Monaten noch besonders häufig Schriften über den projectirten Canal von Amsterdam zur Nordsee und über die javanische Eisenbahnfrage.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Der fürstlich Reuß'sche Criminalrath Dr. Liebich ist durch seinen amtlichen Verkehr mit Zigeunern zu einer ansehnlichen Monographie dieses Gaunerstammes und seiner Sprache veranlaßt worden, die bei Brockhaus erschienen ist. — Freiherr v. Reinsberg hat seine culturhistorischen Studien auf Sprachgebräuche gelenkt und seinen früheren Untersuchungen über Sprüchwörter eine neue, „Internationale Titulaturen", zwei Bändchen, beigesellt. — Der jetzt hochflutenden Bewegung zur Verbesserung des Arbeiterstandes hat sich auch Frau Fanny Lewald nicht entziehen mögen; die von der „National-Zeitung" theilweise gebrachten „Osterbriefe", die in Berlin ein gewisses Aufsehen erregten, versuchen jetzt in Buchform sich Anhänger in anderen Ländern zu schaffen. Geh. Hofrath Carus in Dresden hat aus seinen Studien über Goethe ein neues Büchlein geformt, das den Dichter und seine Bedeutung für unsere und die kommende Zeit beleuchtet und uns nebenbei mit fünfzehn bisher ungedruckten Parabeln Goethe's bekannt macht; dasselbe ist bei Braumüller erschienen. — Und wieder ein neues Buch über Dante! Das vierte, womit seit einem halben Jahre der deutsche Buchhandel ins Feld zieht! Das vorliegende enthält Vorträge und Studien über Dante und stammt aus dem Nachlasse des Hegelianers C. F. Goeschel. — Arnold Ruge hat das Buch des erblindeten Malers F. Garrido „Das heutige Spanien und seine geistige Entwicklung im 19. Jahrhundert", das zuerst spanisch, verstümmelt, vor einem Jahre aber vollständig französisch in Brüssel erschien, deutsch herausgegeben: es ist ihm dabei um eine Ehrenrettung dieses in seinen Institutionen arg verschrienen Landes zu thun. — Döllinger in München veröffentlicht Vorarbeiten über ein größeres, die Geschichte des Papstthumes umfassendes Werk, betitelt: „Die Papstfabeln des Mittelalters", das Aufklärungen über die Päpstin Johanna, Papst Cyrianus Marcellinus, Anastasius II. und Honorius I. u. a. m. enthält. — Die Studien des holländischen Prof. Karsten über „Horatius Flaccus" haben in dem Prof. Schwach in Prag einen Uebersetzer und bezüglich seiner Studien und Dichtungen Erläuterer gefunden; das Original machte in Holland Sensation und war nach einem Jahre vergriffen. — Ueber des „Aristoteles Dialoge" erschien ein Bändchen neuer Forschungen über das Geistesleben dieses griechischen Philosophen von J. Bernays. — Eine Geschichte der Mathematik in neuer Form veröffentlicht Dr. M. Cantor unter dem Titel: „Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker". — Die neuen naturwissenschaftlichen, mit den kühnsten Conjecturen ausgestatteten Werke eines Lyell Huxley konnte sich Carl Vogt natürlich nicht entgehen lassen, ohne auch zugleich seine eigenen Ansichten wiederum zum Besten zu geben; sie finden sich in seinen „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde", die, ursprünglich in Neuenburg, Genf und an anderen Orten gehalten, jetzt dem Drucke übergeben worden sind.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) In der Gelehrtenwelt ruft Ernest Renans neuestes Buch eine große Bewegung hervor. Es war schon seit einiger Zeit erwartet, ist gerade erschienen und führt den Titel: „Vie de Jésus". Renan beabsichtigt nach und nach eine vollständige „Histoire des origines du Christianisme" herauszugeben, welche in vier Abtheilungen erscheinen soll und mit dem oben genannten Werke beginnt. Dasselbe umfaßt die ersten großen Thatsachen, aus welchen sich die christliche Religion entwickelt, und ist ganz mit der Geschichte der Person des Erlösers erfüllt. Das bekannte Buch des Dr. Strauß bildet eine der Grundlagen der Renan'schen Arbeit; doch betont Renan ausdrücklich mehr die historische Seite als die theologische, welche nach Renans Ansicht von Strauß zu stark prädominirend behandelt

Digitized by Google

wurde. Die zweite Abtheilung soll die Geschichte der Apostel und ihrer unmittelbaren Schüler, so wie die Revolution des religiösen Gedankens in den ersten zwei christlichen Generationen umfassen. Sie wird bis zum Jahre 100 nach Christo führen, wo alle, welche Jesus persönlich kannten, bereits gestorben sind und die Schriften des neuen Testamentes schon bestehen, wie sie jetzt in unseren Händen sich befinden. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit dem Zeitalter der Antonine, mit dem allmäligen Verfall der heidnischen Welt, welche trotz der Größe ihrer Staatseinrichtungen dem Andrängen der neuen gewaltigen Ideen nicht Stand zu halten vermag. Die vierte Abtheilung endlich schildert den vollkommenen Sieg im Staats- und Volksleben und den großartigen Umschwung in der geistigen Atmosphäre der Menschheit, der unter Constantin auch die äußerliche Macht auf seine Seite bringt.

---

* Das Schwarzenberg-Monument, dessen Ausführung dem Bildhauer Prof. Hähnel übertragen wurde, wird im Laufe dieses Sommers in bedeutender Weise seiner Vollendung näher rücken. Das Hilfsmodell ist fertig, und mit großer Vollendung durchgeführt. Es stellt den Heerführer im deutschen Befreiungskriege in Marschallsuniform, den Hut auf dem Haupte, nach gethaner Arbeit vor; er steckt den Degen in die Scheide. Die Bewegung des Pferdes ist die des ruhigen Schrittes. In dem Modelle herrscht eine edle und vornehme Haltung vor; es macht auf den Beschauer den Eindruck einer Künstlerarbeit, in welcher die Stilelemente der monumentalen Kunst zum Ausdrucke gekommen sind. Gegenwärtig wird zur Ausführung im Großen geschritten. Zum Aufbau des großen Modelles ist eine sehr praktische Vorrichtung, eine Drehscheibe, welche sich in der Höhe des Atelierniveau befindet, nach dem Vorbilde einiger Berliner Ateliers angebracht worden. Der Guß des Schwarzenberg-Monumentes wird selbstverständlich in der hiesigen k. Erzgußanstalt Fernkorns vorgenommen werden.

Im Atelier Hähnels arbeitet seit drei Jahren ein Wiener Künstler Herr Kundmann an einer lebensgroßen Gruppe, „der barmherzige Samaritaner". Dieselbe ist gegenwärtig vollendet und findet den Beifall aller sachkundigen Kunstfreunde Dresdens. Das Werk wird in der nächsten akademischen Ausstellung, also wohl im kommenden Frühjahre hier zur Ausstellung kommen.

---

* Die Conservirung der Oelgemälde nach Pettenkofers Verfahren. Das „Morgenblatt der baierischen Zeitung" vom 4. Juli schreibt Folgendes: Das Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten hat die Commission zur Ueberwachung der Restaurationen der im Staatsbesitz befindlichen Oelgemälde[1] beauftragt, eingehende Forschungen über die Ursachen des Verderbens in den Gemäldegalerien anzustellen. Zu diesem speciellen Zwecke wurden der Commission zwei Naturforscher beigegeben, Pettenkofer und Radlkofer, der eine für die vorkommenden chemischen und physikalischen Fragen, der andere für die mikroskopische Untersuchung der Veränderungen an der Oberfläche der Bilder, die man theilweise von einer eigenthümlichen Schimmel- oder Pilzbildung abzuleiten geneigt war. Die Commission hat kürzlich ihre Untersuchungen mit einem Erfolge geschlossen, der für alle Zeiten in dieser wichtigen Angelegenheit Epoche machen wird.

[1] Sie besteht unter dem Vorsitze Schraudolphs aus den Mitgliedern K. Piloty, E. Schleich, dem Landschaftsmaler, Hefner-Alteneck und Moriz Carriere.

Digitized by Google

Die Untersuchungen Radlkofers haben bald bestätigt, was der unmittelbare Augenschein lehrte, daß in der Pinakothek von Schimmel- und Pilzbildung die Rede nicht sein kann, obwohl das Aussehen mancher Bilder jedem Laien diesen Eindruck machen mußte. Bilder, die nicht auf Holz oder Metall, sondern auf Leinwand gemalt sind, welche mit Kleister grundirt wurde, zeigen allerdings auf der Rückseite und innerhalb der Risse Spuren von Schimmel; die größeren grauen Stellen aber auf manchen Gemälden, die man ihm zuschrieb, sind ganz ohne sein Zuthun da. Die eigentliche Ursache des Trübwerdens und Verderbens konnte darnach nur mehr in chemischen oder physikalischen Veränderungen der Oberfläche gesucht werden. Sie erschienen vornehmlich stark in der Schleißheimer Galerie. Pettenkofer ist es gelungen, den wesentlichen Grund des Alterns und der allmäligen Zerstörung der Oelgemälde zu entdecken. Er hat seine Ansicht vor der eingangserwähnten Commission und vor der Akademie der bildenden Künste an alten Bildern und deren verschiedenen Veränderungen überzeugend begründet und die Richtigkeit seiner Theorie auch durch das Experiment an neuen Bildern nachgewiesen. Es wird danach über das vortheilhafteste Aufbewahren der Oelbilder und über die beste Weise, schädliche Einflüsse möglichst zu vermeiden, eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt werden können, von denen ein heilsamer Erfolg zu erwarten steht.

Da Pettenkofer die Ursache der Veränderung der Oelbilder, die sie durch die Zeit und die Conservirung erleiden, nun kennt, so kann er die Einflüsse eines Jahrhunderts in den Zeitraum von einigen Tagen zusammendrängen und so jedem Bilde in kürzester Zeit ein Ansehen geben, als hätte es schon längst in einer Galerie unter dort vorkommenden Umständen gehangen. Pettenkofer hat auch die Mittel gefunden, dieses Verderbniß in der kürzesten Zeit wieder verschwinden zu lassen.

Die Proben, welche Pettenkofer der Commission und der Akademie von der Wirkung seines Regenerationsverfahrens vorlegte, haben die ungetheilteste Anerkennung, theilweise selbst das Erstaunen der Sachverständigen hervorgerufen. Benno Adam hatte einige ältere und neuere Gemälde von seiner Hand zur Disposition gestellt, und Pettenkofer machte sie in wenigen Tagen so alt, vergraut und schimmelig aussehend, daß der Künstler bei dem Anblicke so verdorbener Stellen doch einige Besorgniß hegte, ob denn da wirklich noch zu helfen wäre. Bald darauf zeigte ihm aber Pettenkofer die nämlichen Bilder in einer Frische wieder, wie sie der Künstler selbst schon seit langem nicht mehr gesehen hatte, als hätten sie eben vollendet die Staffelei verlassen. Pettenkofer zeigte das lebensgroße Brustbild eines Fanghundes vor, das Benno Adam 1830 gemalt hatte. Auf diesem Bilde war ein Theil (die Brust) unverändert gelassen, wie er eben mit der Zeit geworden war; ein anderer Theil (der Kopf) wurde alt gemacht; eine Hälfte dieser antiquirten Stelle wurde wieder regenerirt, die andere Hälfte aber unregenerirt gelassen. Diese drei Stellen, auf einer und derselben Bildfläche mit einander verglichen veranschaulichen lebhaft die Vortheile des Regenerationsverfahrens. Der ursprüngliche Theil hat das gewohnte Ansehen eines nicht mehr ganz neuen Bildes; der unregenerirte Theil sieht aus, als wären Jahrhunderte darüber weggegangen, und der regenerirte Theil hat die ursprüngliche Frische eines ganz neuen Bildes, wie es von der Staffelei kommt.

Auch das Springen und Reißen der Oelbilder mit der Zeit vermag Pettenkofer willkürlich hervorzurufen, und er hat damit auch die Ursache dieser so unangenehmen Erscheinung in den Galerien gefunden.

Einige Experimente an alten, von allen Restauratoren aufgegebenen Bildern riefen das größte Erstaunen hervor. Aus dem Magazin in Schleißheim, wo die unbrauchbaren und ganz schadhaften Bilder zusammengestellt sind, nahm Pettenkofer für seine Studien über die Ursachen der Veränderung der Oelgemälde ein Bild auf Holz gemalt, von

Digitized by Google

dem nur noch so viel zu kennen war, daß es eine Landschaft gewesen sein müsse. Der mittlere Theil des Bildes zeigt nun nach der Regeneration Wald und Wasser nebst einem Hause bei Sonnenuntergang, eine Landschaft, die sich reizend ausnimmt. Auf diesem Bilde hat Pettenkofer auch den Einfluß des Regenerirens dem Einflusse der bisherigen Methoden, des bloßen Firnissens der trüben Fläche und des Abnehmens des alten Firnisses und des Auftragens eines frischen, gegenübergestellt. Der Augenschein beweist, daß die Wiederbelebung der alten Fläche weitaus das günstigste für die Wirkung des Bildes ist; viel weniger gut ist schon das Abnehmen des Firnisses und dessen Ersatz durch einen neuen, und die schwächste Wirkung hat das bloße Firnissen der alten Fläche.

Es sollte deßhalb nie mehr ein Versuch gemacht werden, Firniß von einem Bilde abzunehmen oder neuen aufzutragen, oder eine trübe Stelle durch irgend andere Mittel (unter denen das sogenante Nähren mit Oel die größten Schäden nach sich zieht) wieder frischer zu machen ehe man nicht die Regeneration versucht hat. Erst dann sieht man, ob und wo eine Restauration im bisherigen Sinne nothwendig ist. In der Mehrzahl der Fälle, wo man bisher auf Kosten der Originalität restaurirt hat, wird dies an zwei Beispielen überzeugend nachgewiesen. In Schleißheim fand sich ein Bild von Dorner aus dem vorigen Jahrhunderte, eine Lautenspielerin darstellend. Das Bild war in vielen Theilen unkenntlich geworden, an manchen Stellen saßen graue, rauhe, dicke Flecken darauf, und man wähnte nach Versuchen mit dem Messer die Farbe bis auf den Grund zerstört. Man übergab das hoffnungslose Bild Pettenkofer als ein pathologisches Object, um auch daran Studien über die Ursachen seines Verderbens zu machen. Das Regenerationsverfahren hat aus diesem Schmutz wieder ein brillant aussehendes Bild gemacht, das sich um so interessanter ausnimmt, als Pettenkofer absichtlich ein Stück des Bildes unregenerirt gelassen hat. An einer Stelle, wo man den Kopf eines Mohren vermuthet hatte, ist ein Junge mit blonden Haaren zum Vorschein gekommen.

Ein kostbares Bild von van de Velde aus der hiesigen Pinakothek zeigte sehr auffallende Schäden in der Landschaft, die höchst mißfarbig blaugrau war. Alle Sachverständigen, und anfänglich auch Pettenkofer waren entschieden der Meinung, daß auf diesem Bilde die Farbe großentheils verändert sei, etwa in der Art, daß das aus Blau und Gelb gemischte Grün am Lichte das Gelb allmälig verloren habe. Als das Bild einem Regenerationsversuche unterzogen wurde, trat auf der regenerirten Stelle wieder eine saftig grüne, harmonische und höchst fein empfundene Landschaft hervor. Ein solcher Erfolg war über alles Erwarten. Nach diesem ist es nicht mehr zu bezweifeln, daß die Landschaften von Claude Lorrain in der hiesigen Pinakothek seit mehr als 100 Jahren von niemand mehr so gesehen worden sind, wie sie der Künstler gemalt hat, und daß auch sie durch das Regenerationsverfahren wieder ihre ursprüngliche Frische erlangen werden.

Es giebt Bilder, an welchen sich zur einfachen optischen Veränderung der Oberfläche im Laufe der Zeit und unter obwaltenden Verhältnissen auch noch eine chemische Veränderung gesellt hat. Diese Fälle sind die schlimmsten, und solche Bilder sind bisher bei jeder Restauration naturnothwendig verputzt worden. Pettenkofer hat an einem kostbaren Bilde von Terburg (ein Trompeter, übergiebt einer vornehmen Dame in ihrem Schlafzimmer einen Brief) die Wirkung seines Verfahrens auch in solchen Fällen gezeigt. Die Fälle, in denen die einfache Regeneration stellenweise noch zu wünschen übrig läßt, und ein leichtes frisches Firnissen zur Ergänzung fordert, können künftig leicht vermieden werden, wenn man die Bilder zur rechten Zeit regenerirt.

Pettenkofer blieb zuletzt nichts übrig als durch sein Regenerationsverfahren die Spuren der Zeit auch an Bildern nachzuweisen, welche nach gewöhnlichen Begriffen noch neu und untadelhaft erhalten sind. Benno Adam übergab ihm hiezu einen brillant

Digitized by Google

gemalten Pinscherkopf mit dunkelbraunem Hintergrund, der aus dem Jahre 1858 stammte. Der Künstler selbst und jedermann, der das Bild sah, glaubte, es könne keine besser erhaltene Oberfläche geben. Pettenkofer regenerirte einige Flächen im Kopfe und im Hintergrunde, welche dadurch mit einer solchen Frische vor ihrer Umgebung hervortraten, daß diese dagegen trüb und dumpf erschien.

Noch viel auffallender war der Unterschied zwischen ursprünglicher und regenerirter Fläche bei einem Bilde von Hanno Rhomberg, einen Alchymisten darstellend, welches aus dem Jahre 1844 stammt. Das Bild war unter den besten Umständen conservirt worden, und niemand hätte an dessen Aussehen vor der Regenerirung einzelner Stellen etwas auszusetzen gehabt. Die regenerirten Stellen traten jetzt aber mit solcher Frische in Ton und Farbe hervor, daß die nicht regenerirten gar nicht mehr dazu passen. Dieser Versuch zeigt, wie gefühllos die Zeit binnen kurzem mit der scrupulosen Sorgfalt der Künstler umgeht, und wie unbarmherzig sie die feinen Empfindungen im Ton der Farbe verwischt. Es wird sich die Nothwendigkeit aufdrängen, nicht nur die Gemälde früherer Jahrhunderte, sondern auch die Gemälde unseres Jahrhunderts zeitweise zu regeneriren, wenn wir von ihnen den Genuß haben wollen, welchen uns die Künstler gemäß ihrer Begabung verschaffen können. Das Regenerationsverfahren soll keine Universalarznei für alle Arten verdorbener Bilder sein, aber es wird für alle Zeiten die Grundlage der Conservirung der Galerien bleiben.

Für alle, welche sich für diese Sache interessiren, ist es eine naheliegende Frage, wie lange wohl die Wirkung einer solchen Regeneration der Oberfläche andauern wird. Es könnte ja sein, daß die Wirkung nur eine ephemere wäre, denn jedem Künstler und Bilderbesitzer ist bekannt, wie viele Mittel es giebt, um einem trüben Bilde wieder mehr Leben zu geben. Schon mit Wasser oder Speichel gerieben, werden solche Stellen häufig vorübergehend wieder kräftiger und frischer; von Oel, Terpentinöl, Weingeist und Firniß hat man von jeher Gebrauch gemacht, und würde noch mehr gemacht haben, wenn diese Manipulationen nicht die unangenehme Folge gehabt hätten, daß so behandelte Bilder nach einiger Zeit immer noch größere Fehler gezeigt hätten als zuvor. Bei werthvollen Kunstwerken ist man deßhalb bisher mit Recht und zum großen Glücke immer nur sehr ungern an jede Art Auffrischung gegangen, weil dem Bilde immer etwas hinzugefügt oder genommen werden mußte, was nur auf Kosten der Originalität geschehen konnte. Pettenkofers Methode beruht auf einem ganz neuen Principe und beseitigt nur die optischen Mängel, welche im Laufe der Zeit an der ursprünglichen Oberfläche entstanden sind. Pettenkofer ist in der glücklichen Lage, experimentell beweisen zu können, daß eine nach seiner Methode regenerirte Bildfläche den gewöhnlichen Einflüssen länger widersteht als vorher. Wenn er durch eine Summe von Einflüssen, die einem Jahrhundert gleichkommen, ein Bild alt gemacht und verdorben hat, so kann er es wieder regeneriren, und die nämlichen Einflüsse eines Jahrhunderts neuerdings darauf wirken lassen. Pettenkofer hat solche Versuche wirklich ausgeführt, und es hat sich dabei ergeben, daß die Oberfläche eines Bildes nach dem Regeneriren gegen diese Einflüsse viel weniger empfindlich ist als zuvor.

Nach einer Erklärung Liebigs, dem Pettenkofer sein Verfahren mitgetheilt hat, übt dasselbe auf die Bilder nicht den entferntesten schädlichen Einfluß aus, und ist vielmehr geeignet, künftig einwirkende Schädlichkeiten zu verringern und die Dauer der Bilder zu verlängern.

Es ist sehr zu wünschen, daß das im Princip neue und mit keiner der üblichen Restaurationsmethoden vergleichbare Verfahren Pettenkofers zu einem Gemeingut für alle werde, welche solche Kunstwerke besitzen.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung der Section für Handel, Gewerbe ꝛc., vom 26. Juni, warf der Obmann-Stellvertreter Herr Prof. Th. Böhme einen kurzen Rückblick auf das bisherige Wirken dieser Section. Habe diese Section auch noch nicht so viel als andere Sectionen zu Tage gefördert, so sei dieselbe dennoch in ihrer Sphäre, die oft mit dem nächsten Zwecke des Vereines weniger zusammenhängt, immer thätig gewesen; von Nachtheil für die Section sei die langwierige Krankheit ihres Obmannes, Herrn Prof. Pet. Mischler gewesen. Hierauf wurde zu den Wahlen geschritten. Da Herr Prof. Mischler erklären ließ, eine etwaige Wiederwahl krankheitshalber nicht annehmen zu können, wurde Herr Dr. Banhans zum Obmann, Herr Prof. Th. Böhme zu dessen Stellvertreter und Herr Hickmann zum Schriftführer ernannt. In der Fortsetzung des Vortrages „Ueber Zinswucher und seine Folgen" besprach Herr Prof. Böhme zunächst die römischen Zins- und Handelsverhältnisse. In Rom, wo der Handel verachtet war, hatten die Patricier durch maßlosen Wucher sich Schätze zu erwerben gewußt. Durch das Zwölftafelgesetz wurde der Zinsfuß auf 10 Procent festgesetzt, endlich 100 Jahre später das Zinsennehmen ganz verboten. Unter Antoninus Pius 4 Percent, war der Zinsfuß unter Theodosius wieder auf 24 Percent gestiegen. Wucherei und Erpressung der Provinzen hatten in Rom ungeheure Massen von Capital zusammengeführt, die wieder Schwelgerei und Genußsucht im Gefolge hatten und das römische Volk derart zersetzten, daß es den andringenden Barbaren keinen Widerstand zu leisten vermochte.

Die Abtheilung für Sprache, Kunst und Literatur des deutschgeschichtlichen Vereins hielt am 30. Juni eine sehr zahlreich besuchte Abendversammlung, in welcher zuerst Herr Prof. Grueber einige von ihm aufgenommene getreue Zeichnungen und Abrisse von den Resten der alten Kaiserburg in Eger vorzeigte und daran eine Reihe sehr werthvoller Mittheilungen über das Alter, die Bauart und den Zusammenhang der einzelnen Theile dieser Burg anknüpfte. Nach den vom Herrn Prof. Grueber angestellten gründlichen Untersuchungen gehört die Egerer Burg nicht zu den gewöhnlichen Ritterburgen, sondern stellt ein kaiserliches Schloß (Palatium) dar, das vom Kaiser Friedrich dem Rothbart erbaut worden ist. In dem großen Saale, in welchem wahrscheinlich bei der Ermordung des Friedländers die Niedermetzlung seiner Getreuen stattfand, kann man sogar noch die Stelle nachweisen, an welcher einst ein Kaiserthron angebracht war. — Diese interessanten Spuren eines deutschen Kaiserthrones in Böhmen erregten besondere Aufmerksamkeit bei den Zuhörern, ebenso die Zeichnung von einer noch in Eger aufbewahrten alten Perlenstickerei aus der Zeit der Hohenstaufen. — Herr Dr. Grohmann hielt sodann einen Vortrag über den Aberglauben in Böhmen. Die Göttin Holde oder Perechte (d. i. die Leuchtende, Glänzende), die namentlich von den alten Thüringern und Hessen hochgehalten wurde, erscheint in den abergläubischen Erzählungen des Erzgebirges unter dem Namen „Frau Holte" und selbst östlich von der Elbe als „Frau Hille", ein Beweis, daß die Bewohner dieser Gegenden ihren Ursprung aus Thüringen und Hessen ableiten müssen. Herr Grohmann wies weiter aus der frühzeitigen Vermengung deutschen und slavischen Volksglaubens bei den alten heidnischen Böhmen nach, wie weit in grauer Zeit zurück schon der germanische Einfluß sich in unserem Vaterlande geltend gemacht haben mußte. So ist das Vorkommen des Namens „Perechte", welcher noch dem Althochdeutschen angehört, bei den rein slavischen Bewohnern des Landes ein sicheres Zeichen, daß schon im 10. Jahrhunderte eine innige Verbindung deutschen und slavischen Volkslebens in Böhmen stattgefunden haben müsse. Wir finden die deutsche Sage vom Knecht „Ruprecht", in Süd-Deutschland „Krampus" genannt,

Digitized by Google

auch bei den slavischen Böhmen als „Krempera" wieder und umgekehrt die reinslavische Sitte des sogenannten Todaustreibens und den Glauben an die Todesgöttin „Morana" unter den Deutschen verbreitet. Die Göttin Perechte, welche zur Zeit der Wintersonnenwende ihren Umzug hielt, und in Baiern noch heute „Perechte" heißt, tritt bei den Slaven als Parichta, in der mährischen Hana als „Sperachta", hier jedoch mit männlichen Charakteren auf und hat auch Anlaß zu der späteren Sage von der weißen Frau „Bertha" in Neuhaus gegeben. Ueberhaupt findet sich so mancher urdeutsche, jedoch bei den Deutschen selbst verloren gegangene oder verwischte Volksglaube in den Anschauungen der von den Veränderungen der Zeit weniger berührten slavischen Landesbewohner wieder, und es hat daher die Erforschung solcher alten Gebräuche und Erzählungen gerade in Böhmen und in den slavischen Gegenden eine große Wichtigkeit für die Darstellung deutscher und slavischer Beziehungen und Einflüsse schon in der ältesten Zeit; der ganze Aufsatz wird in die Mittheilungen des Vereins aufgenommen werden. — Herr Maler Krause legte den Entwurf zu einem Vereinssiegel in der Zeichnung vor, auf welcher der böhmische Löwe und der deutsche Adler in passender Verbindung angebracht erscheint. Zur Berathung über diesen Gegenstand wurde ein eigenes Fünfercomité erwählt, das in der nächsten Versammlung Anträge stellen soll.

Historischer Verein für Steiermark.

Seit dem letzten über die Thätigkeit des historischen Vereines für Steiermark in diesen Blättern erstatteten Berichte wurden wieder mehrere Ausschußsitzungen gehalten, in welchen einige für das Gedeihen dieses Vereines und für die Pflege der steiermärkischen Geschichte nicht unerhebliche Beschlüsse gefaßt wurden.

Der historische Verein trat mit mehreren fachverwandten Gesellschaften (zu Amsterdam, St. Gallen, Marseille, Mons, Prag, Rouen, Salzburg, Schaffhausen und Venedig) in Schriftentausch, und wendete sich außerdem zum Behufe desselben noch an mehr als zwanzig andere Gesellschaften, von welchen aber die Antworten noch ausstehen.

Von zahlreichen anderen Gesellschaften, welche mit dem steiermärkischen Geschichtsvereine schon seit längerer Zeit in Verbindung stehen, wurden mitunter sehr werthvolle Werke eingesendet. — Um allenthalben im Lande möglichst zahlreiche Verbindungen anzuknüpfen, ernannte der Vereinsausschuß mehrere Bezirkscorrespondenten.

Zu diesem für den Verein so wichtigen Amte erklärten sich die Herren: Dr. Leopold Hundegger, Notar in Maria-Zell, Dr. Joseph Hundegger, Advocat in Murau und Joseph Engelbert Radler, Schullehrer und Gemeinderath zu Maria-Kumitz, bereit, und es läßt sich von der Thätigkeit und den Kenntnissen dieser Herren die ersprießlichste Wirksamkeit für den Verein erwarten.

Von mehreren Mitgliedern erhielt der Verein namhafte Geschenke, welche alle in dem der nächsten allgemeinen Versammlung vorzulegenden Jahresberichte genau werden aufgezählt werden. Von mehreren Bezirkscorrespondenten liefen Berichte ein, und über den im Monate Februar d. J. in Marburg gemachten Münzfund wurden von hier aus Erhebungen eingeleitet, welche wenigstens nicht ganz ohne Erfolg blieben.

Die von dem Vereine im Laufe der 16 Jahre seines Bestehens gesammelten zahlreichen Handschriften wurden statutengemäß dem Joanneumsarchive übergeben, wo ein Theil derselben unmittelbar, der andere Theil gegen Bewilligung von Seite des Vereinsausschusses benützt werden kann.

Die Zahl der in den letzten Monaten neu eingetretenen Mitglieder ist sechs.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Aerztliche Ausflüge auf das Gebiet der Schweizer Quellen und Kurorte.

Bruchstücke von **Prof. Dr. Sigmund** in Wien.

Wenn ich Berufs- und Landesgenossen aus ihren eigenen mit Heilquellen und Curorten so reich begabten Gauen zu jenen des nachbarlichen und vielfach verwandten Schweizer Gebietes führe, so bestimmen mich dazu die Gründe der ausgezeichneten Eigenthümlichkeit dieser Naturschätze und der trefflichen Verwerthung derselben durch ihre emsigen Anwohner. Wir wollen heute nicht an dem nordöstlichen Gestade des Genfer See's verweilen, wo zahlreiche Villen und lachende „Pensionen" dem Meraner, Bregenzer und Görzer das Vorbild seiner nächstkünftigen Strebungen vorzeichnen; auch nicht in die Hochalpenwildniß des Leuker Bades oder in die behaglichen Höfe von Ragaz herabsteigen, um den Gasteinern die mit kolossalen Hindernissen siegreich ringende, ausdauernde und gesteigerte Unternehmungslust von Schweizer Wirthen zum Muster zu weisen; auch mögen wir nicht bei der raschen Schöpfung gastlicher Großbauten in dem wenig wirthbaren Rhonethal zu Saxon anhalten, wo der strömenden Neigung und dem herrschenden Bedürfniß nach Jodwasser binnen Jahresfrist volle Rechnung getragen wurde; sondern wir wenden uns in unser zunächst an der heimischen Tiroler Grenze gelegenes Ober-Innthal, das Engadin, nach St. Moriz, wo Natur und Hand des Menschen sich vereinigt haben zur Gründung einer Heilanstalt, wie sie wohl nirgends in solcher Alpengegend wieder gefunden werden mag. Wir sind in früheren Jahren bald aus Chur die behagliche Julierstraße hinan über Mülinen gezogen und haben noch am späten Nachmittag das feierlich stille Dorf am blaugrünen See betreten; ein zweites Mal kamen wir von Chiavenna die Maloja herauf und durchwanderten in wenigen Stunden die großartigsten Wechselbilder südlicher und nördlicher üppiger Alpennatur; wieder ein andermal endlich stiegen wir die neue wohlbestellte Straße von dem Addathale — dem Veltlin — nach der hehren Einsamkeit der ewig beschneiten Bernina hinauf und senkten uns an ihrem weißen und schwarzen See, so wie an der romantisch-urwüchsigen Berninahütte vorbei gemächlich über Pontresina nach dem freundlichen Kurhause von St. Moriz hinab. Keiner dieser Wege hat uns die mindeste Mühe gekostet; unsere minder fußgeübten Reisebegleiter wiegten sich in den bequemen und sicheren Schweizer Postwägen, wir — gemeiniglich ein paar Deutsche und Engländer — schritten behäbig bergauf,

Digitized by Google

erfreuten uns an Um- und Rückblicken, wie sie der Wanderer in den Alpen so vielseitig genießen kann, und hielten pausenweise an, um uns von dem Wohlbefinden unserer in dem Wagen weilenden Reisegenossen zu überzeugen und auf dieses oder jenes reizende Bild aufmerksam zu machen. Die Mittage wurden an trefflich besetzten Tables d'hote zugebracht, und am Abend trafen wir, sei es im Dorfe, sei es im Kurhause zu St. Moriz jene nette, angenehme Unterkunft, wie sie die besseren Schweizer Pensionen bieten.

Unseren letzten Besuch machten wir (1862), jener bequemen Einförmigkeit behaglicher Kunststraßen satt, von der Tiroler Seite her; aus Innsbruck den Inn entlang steigend, gelangten wir auf vortrefflichen Wegen bis Nauders; hier sagten wir der gebahnten Kunststraße Lebewohl und wagten den vielverschrieenen Weg nach Martinsbruck bis Tarasp; Schneegestöber und Strichregen geleiteten uns den steilen Bergpfad hinab (9. August) und am linken Ufer des Inn hinauf, welcher bald eingeengt zwischen schroffen Felsen mitunter in großartigen Cascaden herabstürzt, mitunter fast die ganze Thalbreite durchschlängelnd rasch dahinströmt schäumend über Felsblöcke und jähe Uferriffe, wie eben nur die Hochalpenthäler sie dem Laufe des Gletscherwassers entgegenstellen. Die schmale Bergstraße ist sehr oft steilen Felswänden abgetropt, hie und da sichern bloß eingerammte Querbalken und Baumzweige die Spurweite des Bergwägeleins, und an einzelnen Stellen überschwemmt die ungestüme Welle auch diese einfache Nothbaute. Furchtsamen Reisenden empfehlen wir diesen für den gewohnten Bergsteiger vielfach anziehenden Weg ins Engadin nach Tarasp und St. Moriz keineswegs, und zu ihrer Beruhigung diene es, daß die treffliche, breite, neu gebaute Kunststraße, welche im Jahre 1862 Tarasp bereits erreicht hatte, im nächsten Jahre bei Martinsbruck in die herrliche Finstermünzstraße einmünden und damit jedes Angstgefühl vor Wasser- und Felsstürzen beseitigen wird. Dann wird die Strömung der Reisenden von Innsbruck nach Chur, Chiavenna und Bormio bis hinab zum Comer und Maggiore-See frei und sicher das wundervolle Engadin durchkreuzen und vielen Kindern des Tieflandes eines der großartigsten Alpenthäler der nie erschöpften Schweizer Gauen zu heiterem Genuß erschließen. Dann wird St. Moriz selbst in seinen heute vielfältig vergrößerten Räumen die munteren Gäste wohl nicht mehr bergen können. Aus Chur gelangt man in 10, aus Chiavenna in 9½ Stunden nach St. Moriz; von Nauders kostet der jetzige halb mühselige Weg mehr als einen Tag, aber nach Vollendung der Straße wird derselbe in längstens 13 Stunden zurückgelegt werden.

Auf welchem Wege man aber auch das oberste Innthal — das Engadin — betritt, so wird man von eigenthümlichen Eindrücken sonderbar überrascht werden: ein Hochalpenthal von kaum einer halben Stunde Breite, von 4000 bis 6000 Fuß Höhe über dem Meere, von sieben Stunden Länge, eingebettet zwischen steil abfallenden Felsen und den schönsten Gletschern der Welt, eine Vegetation, reich und blühend wie die Matten des Schweizer Tieflandes, umringt von Nadelgehölzen üppig wie auf dem Rücken des Mittelgebirges, ein zuweilen über gähe Abstürze, zuweilen

Digitized by Google

ruhig dahineilender Strom, unterbrochen von kleinen dunkelgrünen, spiegelklaren Seen, in welchen der tiefblaue Himmel schon südlich wiederstrahlt, wie wunderbar spricht das zu unseren entzückten Sinnen! Und nun erst die vielen, oft netten, wohnlichen Häuser in hübschen Gruppen, von lustig und wohlhäbig aussehenden Bewohnern umringt, die Wiesengründe von emsigen „Heuern", die Straßen von Gefährten wie dort unten in der bunten Schweiz belebt, zu dem allem die Einkehr in den behaglichen, anheimelnden Gasthäusern, worin wir nichts von den Genüssen der großen Routen entbehren. Ja, ich leugne es nicht, welchen Antheil auch die natürlichen Folgen großer Gebirgsreisen, Müdigkeit, Hunger und Durst an dieser Schilderung vielleicht auch zu einladend gezeichnet haben mag, unsere besseren österreichischen Gasthöfe mögen immerhin an den Pensionen von Tarasp, Samaden und St. Moriz sich ein Muster nehmen, und so mag denn auch der einer guten Unterkunft begehrlich entgegenharrende Landsmann ruhig ins Engadin seine Schritte wenden, zumal Salzburg, dem Pinzgau und Tirol gegenüber wird er sich doppelt befriedigt fühlen. Ich habe in den „kleinen Häusern" in Zernetz, in Maria, ja selbst in dem schauerlich einsamen, ärmlich unscheinbaren Berghause der Bernina (6830 Fuß über dem Meere) diesen weitaus zum Nachtheil unserer Alpenstationen ausschlagenden Vergleich nicht unterdrücken können. Doch kehren wir zurück nach den Quellen von St. Moriz und dem Kurorte.

Der wesentliche Werth von Mineralquellen, welche an dem Ort ihres Ursprunges als Heilmittel planmäßig benützt werden, ergiebt sich nicht bloß aus der einseitigen Abschätzung der Temperatur und der Bestandtheile derselben, sondern aus der gleichzeitigen und gemeinsamen Auffassung der klimatischen Verhältnisse und der Einrichtungen für Kurzwecke in dem Kurorte, ja auch die leichte Zugänglichkeit desselben hat dabei eine nicht zu übersehende Bedeutung. Herkömmlicher Anschauung nach wird man eine günstige Verbindung solcher Verhältnisse nicht in einem entlegenen Hochalpenthale Graubündens suchen und daher eigenthümlich überrascht werden, wenn man auf einem der trefflichen Straßenzüge von Süden, Norden oder Westen das Engadin im Sommer betritt und in St. Moriz — höher als der Rigikulm — Mineralquellen, Klima, Unterkunft, Kureinrichtungen, Spazierwege in einer harmonischen Uebereinstimmung vereint zu Gunsten von Kurzwecken trifft, wie kaum irgendwo wieder, selbst im Gebiete der quellenreichen Schweiz. Diese Ueberraschung veranlaßte mich schon im Jahre 1860 meine Berufsgenossen auf St. Moriz besonders aufmerksam zu machen; wenn ich das hier für weitere Kreise heute wiederhole, so ist neben dem hohen Heilwerthe der Quellen von St. Moriz zunächst der Umstand daran Schuld, daß seither neue treffliche Einrichtungen für Kurgäste erwachsen, vor allem aber unsere — die österreichischen — Verbindungen mit unserem nächsten nachbarlichen, wundervollen Hochalpenland, Graubünden, mehrfach erleichtert worden sind.

St. Moriz, das Dorf, liegt, wie gesagt, höher als der Rigikulm (5541), nämlich 6187 Schweizer Fuß über dem Meere (nach Dufours zuverlässigsten Angaben); das Kurhaus etwas tiefer, 5897 Fuß; es ist mithin der höchste

Digitized by Google

Kurort Europa's. Die Kurmittel von St. Moriz bestehen wesentlich in seinen drei Heilquellen, Molken und seinem Klima; für uns haben wohl nur die Heilquellen und eben dieses Klima erheblichen Werth.

Die drei Heilquellen sind eisenhaltige Säuerlinge, welche nahe beisammen entspringen und von denen bisher nur zwei, die „alte" und die „neue" zum Baden und Trinken benützt werden; die neueste Analyse (1853) der Herren Doctoren v. Planta und Kékulé ergab in 16 Unzen der

	alten Quelle	neuen Quelle
Wassermenge in einer Minute	14 3/8	1 5/8 Schweizer Maß
Temperatur	+ 4·5° R.	3·5° R.
Specifisches Gewicht . .	1·00215	1·00239.

Gasige Bestandtheile:

Kohlensäure . .	Gran	19·57	19·36
	od. Kubikzoll	33·62	33·27
Stickstoff . . .	Gran	0·03	
	od. Kubikzoll	0·09	
Sauerstoff . .	Gran	0·01	
	od. Kubikzoll	0·02	

Feste Bestandtheile:

Zweifach kohlensaure Kalkerde .	Gran	8·03	9·85
„ „ Magnesia .	„	1·46	1·85
„ „ Eisenoxydul	„	0·25	0·34
„ „ Manganoxydul	„	0·04	0·04
„ „ Natron .	„	2·06	2·25
Chlornatrium	„	0·29	0·31
Schwefelsaures Natrium . . .	„	2·09	2·67
„ Kali	„	0·12	0·15
Kieselerde	„	0·29	0·38
Phosphorsäure	„	0·003	0·004
Thonerde	„	0·002	0·003
Summe der festen Bestandtheile	„	16·678	17·884

Von Brom, Jod, Fluor in beiden Quellen Spuren. In den ockerigen Absätzen des Wassers Spuren von Arsen und Kupfer.

Das Wasser beider Quellen ist vollkommen klar, perlt stark, jenes der alten Quelle stärker und schmeckt angenehm säuerlich, jenes der neuen mit einem leichten Tintengeschmack; frisch an der Quelle getrunken erregt es sowohl durch Kälte als Kohlensäurereichthum rasch Aufstoßen. Die Kohlensäure sammelt sich im Behälter der alten Quelle in solcher Menge an, daß sie z. B. mit einem Topf oder Hut förmlich geschöpft werden kann. Die dritte Quelle „Fontana della Maria Hüettner" erwartet noch ihre Fassung und Verwendung. Einer vorläufigen Unter-

Digitized by Google

suchung Dr. Mosmanns zufolge ist sie von den beiden ersten nicht wesentlich verschieden. Aehnliche Quellen dürften, täuschen mich meine allerdings kurzen Besuche der Thalmulde bis zum Statser See nicht, wohl in der Mehrzahl noch weiterhin aufgefunden werden.

Die alte gleichwie die neue Quelle dienen sowohl zum Trinken an Ort und Stelle als auch zur Versendung, die alte aber auch zur Bereitung von Bädern. Der Füllung der zu versendenden Flaschen mit Wasser wird jene mit kohlensaurem Gas vorausgeschickt. Die Bäder, vorderhand nur vierzig an der Zahl, erwärmt man mit Dampf und in der Regel nur bis auf 22 bis 24 Grad R., häufiger minder warm; die Dampfmaschine, wohl die höchstgestellte Europa's, dient auf eine eben so einfache als sinnreiche Weise zur Erwärmung der größten Mengen von Wasser; daß diese vortreffliche Erwärmungsweise demselben einen beträchtlichen Theil des Eisengehaltes bewahrt, davon kann man sich sofort durch chemische Probe überzeugen. Herr Dr. v. Planta hat in dem auf + 20 Grad R. erwärmten und in freier Luft ½ Stunde gestandenen Wasser noch 97·2 pCt. des ursprünglichen kohlensauren Eisenoxydulgehaltes, in dem auf 30 Grad R. erhitzten aber noch 83·6 pCt. gefunden. Selbst von der Kohlensäure waren bei der Erwärmung auf + 20 Grad R. nur 30¼ pCt., bei + 30 Grad R. Erwärmung aber schon 86·4 pCt. des ursprünglichen Quellengehaltes entwichen. Je geringer daher die Erwärmung des Bades veranstaltet wird, desto gehaltreicher an Eisen- und Kohlensäure bleibt es; da auch empfindlichere Organismen in dem kohlensäurereichen Badewasser den Wärmegrad von + 22 bis 23 Grad R., minder empfindliche aber auch den von + 18 bis 20 Grad R. sehr behaglich finden, so sind diese Temperaturen auch die gewöhnlichsten und höhere nur ausnahmsweise üblich. Regen- und Douchebäder werden in verschiedenen Temperaturgraden, doch am häufigsten kalt genommen. Man trinkt in St. Moriz durchgehends am Morgen und badet im Laufe des Vormittags. Das Baden am frühen Morgen findet schon der kurhäuslichen Einrichtungen halber nicht statt, während auch die klimatischen Verhältnisse weniger dafür sprechen.

Die klimatischen Einflüsse von St. Moriz können nicht hoch genug angeschlagen werden; es ist selbstverständlich bei dem Kurgaste nur von der zu Kuren benützten Jahresperiode von Mitte Juni bis Mitte September die Rede. Die Höhenlage des Kurhauses über dem Meere beträgt, wie schon erwähnt, 5897 (Dufour), jene des Dorfes 6187 Schweizer Fuß; der mittlere Barometerstand 275‴ P., mithin vier bis fünf Zoll weniger als in den meisten gewöhnlichen Wohnorten des Tieflandes; die mittlere Temperatur des Morgens beträgt zwischen + 3 bis 6 Grad, die des Mittags 15 bis 16 Grad und des Abends 7 bis 9 Grad C.; ich selbst habe indessen Morgen mit + 1 Grad, Mittage mit 28 Grad und Abende mit 14 Grad C. kennen gelernt. Die vierjährigen Aufzeichnungen des Herrn Chr. G. Brügger ergaben auf 92 Kurtage 56 sonnenheitere, 9 getrübte, 12 neblige, 10 Reif liefernde, 27 regnerische Tage und 1 Schneetag, es ereigneten sich 6 Gewitter und der herrschende Wind war Südwest; ihm zunächst am häufigsten blies Nordost

Digitized by Google

und Ost, West war selten. Schnee fiel Ende August, so oft als es regnete, auf den Gebirgsabhängen und Felsen, zumal Nachts in großen Mengen, aber am Morgen und Vormittage schmolzen diese weiß erglänzenden Hüllen rasch wieder gleichwie jene Schneedecke, welche an Septembermorgen nach mondhellen Abenden bei milder Temperatur um Mitternacht plötzlich gefallen war und für den Erwachenden auf die grünen Matten über Nacht wie hingezaubert schien [1]. Auffallend klar und durchsichtig ist die Luft, so wie der Himmel mit seinem tiefen Blau an jenen Italiens, Griechenlands und Arabiens erinnert. Neben diesen Zahlen sprechen für das eigenthümliche Klima von St. Moriz Wiesen- und Waldvegetation. Es gedeiht auf dieser beträchtlichen Höhe eine Alpenflora, wie sie in keinem Schweizer Gebiete schöner, mannigfaltiger, reicher zu finden ist, und die Thalsohle von Sils bis St. Moriz, Celerina und Pontresina gehört zu den üppigsten des Hochgebirges; sie zieht sich an einzelnen Stellen bis zur Höhe von 8000 bis 9000 Fuß über dem Meere (Wiesen am Fexgletscher, am Mortiratsch, an der Bernina, am Languard u. a. O.). Die Waldungen von Lärchen, Tannen, Arven besetzen noch Höhen von 7000 Fuß, während in den nördlichen Schweizer, den baierischen und Tiroler Alpen schon bei 5000 bis 6000 Fuß, im Riesengebirge schon bei 4400 und in jenem des Harzes gar bei 3300 Fuß der Baumwuchs aufgehört hat [2].

Uebersieht man diese Thatsachen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in St. Moriz ein ganz eigenthümlich günstiges, ja in seiner Art einziges Hochalpenklima besteht; obenan neben der milden Temperatur und der reichen Vegetation bringt der Arzt den so namhaft verminderten Luftdruck in Anschlag, welchem auf Athmung, Kreislauf und Ausscheidungen, folgeweise auf den Stoffumsatz und die Ernährung des Organismus so günstige Einflüsse zuzuschreiben sind, daß diese Heilpotenz allein auch ohne Trink- und Badekur St. Moriz zu einem der bedeutendsten Kurorte Europa's erhebt. Wie alle Gebirgsgegenden hat auch St. Moriz grelle Sprünge der Temperatur, oft sehr kühle Morgen und bisweilen gleiche Abende aufzuweisen, doch ist der Wechsel nicht so häufig, die Zahl der sonnenheiteren Tage entschieden größer als in den meisten übrigen Alpenkurorten, so wie das Thal von St. Moriz eine der bestgeschützten Lagen im ganzen Engadin besitzt, weil es, durch Bergvorsprünge gedeckt, zugleich die von der Cresta

[1] Man hat erst in den letzten sieben Jahren im Kurhause von St. Moriz selbst meteorologische Beobachtungen gesammelt; diese weichen zu Gunsten von St. Moriz ab von den im tiefer gelegenen Bevers früher und länger gemachten, denn Bevers, so wie manche andere noch tiefer gelegene Station ist eben weniger geschützt als St. Moriz.

[2] Die Waldungen bestehen zunächst um St. Moriz fast nur aus Lärchen und Arven (Zirbelnußbäumen), diese sind die schönsten der ganzen Schweiz und besonders schön in der Nähe des See's am nahen Mayensäß, um Celerina und Pontresina. Laubholz findet sich nur in wenigen kümmerlichen Exemplaren des Vogelbeerbaumes, der Weide, der Erle u. dgl. m. Um St. Moriz und noch höher gedeiht bloß die Kartoffel und kein anderer künstlicher Anbau; dafür blühen in den Hausgärtchen und vor den Fenstern viele Sommerblumen des Tieflandes, selbst noch in dem höheren einsamen Weiler Curtius des Fexgletscherthales.

Digitized by Google

mora zurückgeschlagenen Sonnenstrahlen empfängt und der nahe See die Atmosphäre milder macht.

Die klimatischen Eigenthümlichkeiten stempeln St. Moriz zu einem der ersten und in seiner Art einzigen Kurorte Europa's; das Wasser seiner Quellen, welchen hohen Werth man demselben auch als Getränk und Bad beimessen mag, erhält durch dieselben seine eigene und höchste Bedeutung. Wiederholten Besuchen von St. Moriz und mannigfachen eigenen Beobachtungen gemäß sind es im Allgemeinen Chlorotische, Anämische und Nervenschwache, Tuberculöse und Skrophulöse mit chronischen Formen, welche in dem Kurorte Hilfe suchen sollen. Indem ich die besonderen ärztlichen Wahlanzeigen in die Fachlitteratur verweise, bemerke ich dem Leserkreise dieser Blätter entsprechend nur, daß durch geistige oder körperliche Anstrengungen Geschwächte sich auffallend rasch erholen und wohlbefinden, eben so durch acute Krankheiten, großen Säfteverlust und Fieber Erschöpfte. Ganz besonders günstig wirkt die Bade- und Trinkkur auf die geschwächte männliche Sexualsphäre, und überraschend werden Greise (mit dem wirklichen physischen Alter, so wie in der großen Welt abgelebte junge Greise) hier neu gekräftigt. Entschieden abzurathen ist der Besuch von St. Moriz solchen Individuen, welche wegen Fehlern in den Athmungsorganen Blut speien, mit Herzfehlern und Nierenleiden behaftet sind, gleichwie mit habituellen Rheumatismen und Gichtanfällen Geplagten. Gegen die Ansicht mancher Praktiker empfehle ich einen längeren Aufenthalt als jetzt üblich, daher mindestens sechs Wochen, ja lieber die ganze Saison vom Juni bis September hindurch; denn langwierige und eingewurzelte Leiden, wie es eben jene sind, um deren willen St. Moriz angerathen zu werden verdient, fordern auch eine längere Zeit zur Behebung oder Minderung ihrer Ursachen und Folgen. Wesentlichen Werth lege ich auf den möglichst langen Aufenthalt im Freien und so viel thunlich auf eine vielfältige, zwar immer mäßige, doch oft wiederholte körperliche Bewegung; so anziehend und lohnend die längeren Ausflüge sind — und in der That, es giebt in der Welt kaum irgend schönere und wundervollere als die nach der Bernina, den Languard, den Linguard u. s. w., — so eignen sich dafür die Kurgäste anfangs wenigstens und in der Mehrzahl wohl gar nicht.

Der eigentliche Kurort von St. Moriz, „das Kurhaus", ist etwa 20 Minuten anmuthigen Fußweges vom Dorfe gleichen Namens entfernt, liegt am Fuße eines mit Nadelgehölz und Arven reich bewaldeten Hügels, am rasch dahinströmenden Inn, ein stattliches Gebäude im Stile der neuen schweizerischen Pensionen erbaut und eben jetzt durch einen zweiten noch mächtigeren Bau erweitert und vergrößert, welcher gegen Südwesten das Thal abschließt und dem Blicke die wundervolle Hochalpenkette des Ostens und Nordens, des Südens und Westens entgegenhält.

Die innere Einrichtung des Kurhauses fand ich sehr nett, sehr rein und sehr bequem; der neue große Zubau wird noch zahlreichere und noch größere Räume in diesem Jahre bieten, und wer den bisherigen netten und angenehmen Speisesaal in guter Erinnerung hält, wird in dem Neubau durch größere Umrisse des-

Digitized by Google

selben noch mehr befriedigt werden. Neben dem Kurarzt und seiner Apotheke, die im Kurhause untergebracht sind, hat es für den Kurgast hohes Interesse, auch die Post und den Telegraphen [1] in dem nämlichen Hause zu finden, bei meinen öfteren Besuchen immer von geschäftigen und höflichen Beamten besorgt. Ein kleiner Bazar hat zwischen dem Bad- und Kurhause, das Kaffeezimmer und ein für Musik und Lectüre bestimmter Salon an dem entgegengesetzten Ende des Kurhauses Raum gefunden.

Der Kurgast wird durch die Ausführung der Trink- und Badekur den Vormittag über ziemlich beschäftigt, und eine oder die andere leere Stunde ist durch nahe Spaziergänge, wozu die Anlagen und die mit prächtigen Arven und Lärchen beschatteten nächsten Berge überaus günstige Gelegenheit gewähren, bald ausgefüllt. Man speist zeitlich Mittags (1 Uhr) und vermag daher den Rest des Tages auf entferntere Ausflüge zu verwenden, wofür sich eine vielfältige Auswahl zur Abwechslung darbietet, sowohl für Partien zu Fuß als auch zu Wagen, ja auf dem Nachbarsee von St. Moriz selbst in der Barke. Ich habe Mayensäß, Pontresina, Celerina, Samaden und Ponte, Silvaplana, Sils-Maria und das Fexthal, Maloja und den oberen Saum des Silser See's als nähere, endlich Bernina und den Languard, die Gletscher des Rosegg und des Mortiratsch als entferntere Ausflüge mitgemacht, und wem die Zeit zureicht, der mag noch gar manchen Abwechslungen in Alpenwiesen, Hochalpen und Gletschern nachgehen; der Besuch in welcher Richtung immer rollt stets frische Bilder der formen- und farbenreichen Natur, die großartigsten und erhabensten Scenen ihrer entlegensten Bildungsstätten vor dem verwunderten Beschauer auf; zählt man doch, indem man vor das Kurhaus hinaus tritt, an vierzehn von ewigem Eise gekrönte Alpenspitzen, welche auf scharf abgemarkten Felsenkämmen erglänzen und zu deren starren Füßen eine üppige Wiesen- und Nadelholzvegetation den sonderbarsten Gegensatz hingepflanzt hat zu einer vom blaugrünen Inn und seinen schimmernden Seen belebten wohnlichen Thalsohle. In den entlegensten Alpenpässen (Bernina, Maloja) habe ich treffliche Unterkunft in den einsamsten Berghäusern, auch wo keine Straßenzüge einmünden (Maria) noch treffliche gewählte Erfrischungen, ein gutes Bett in reinlicher Stube und dazu ungekünstelten, sehr freundlichen Sinn, auch überall noch ein paar gute Bücher und Zeitungen gefunden.

Das Ober-Engadin ist bekanntlich die Geburtsstätte und Wiege unseres Innflusses; aus dem Krystall ewigen Eises geschmolzen fällt er unweit Sils aus dem Fedozgletscher schmal ein in den Silser See, ein Kind des Gletschers selbst; aus diesem blaugrünen, hellschimmernden Becken strömt derselbe in die gleichen Seen von Silvaplana und St. Moriz, macht hier einen herrlichen Fall, um in der Thalsohle von Celerina und Samaden das Engadin bis zur Schlucht von Martinsbruck zu durcheilen und, genährt von den Gewässern der beiderseitigen

[1] Post und Telegraph verkehren nach allen Richtungen; regelmäßig kommt und geht die Post täglich nach Italien, der Schweiz und Tirol.

Digitized by Google

Alpenketten, schon als mächtiger Fluß in das Tiroler Gebiet bei Finstermünz einzumünden. Das Engadin, als oberstes Innthal, stuft sich von dem gletscherreichen Berninastocke, der höchsten Eismasse der rhätischen Alpen, von Südwest nach Nordost ab und bildet ein Gewinde von Thälchen, welche in der Breite von 1/4 bis 1/2 Stunde beiderseits von den Hochalpen und den diese krönenden Gletschern umzogen werden. Von der italienischen Grenze bei Maloja (Paß) bis zu der tirolischen bei Martinsbruck (Finstermünz) sind diese Thälchen (zumal in Ober-Engadin) mit einer Reihe der schönsten und wohlhabendsten Dörfer besetzt. Der höchste immer bewohnte Punkt ist das Bernina-Wirthshaus 6830 Fuß, der einsame Weiler Isola am Silser See 6640 Fuß und die auch stets bewohnte Alpencolonie von Cresta 6493 Fuß; dagegen sind die belebten Dörfer St. Moriz 6187 Fuß, Pontresina 6010 Fuß, Celerina 5763 Fuß und Samaden 5690 Fuß hoch gelegen, noch immer in einer Höhe, auf welcher man große, hübsche und mit den Bequemlichkeiten der Städte geschmückte Wohnungen wohl nur im Engadin zu finden Gelegenheit hat. In der That ist auch nur noch das Hochthal von Aversa (unweit Andeer, Splügenstraße) höher gelegen, doch ohne die reiche, schmucke Waldung, ohne den blumenprächtigen Wiesenwuchs und die lieblichen Seen mit dem tiefblauen südlichen Himmel des Engadin; auch der höchstgelegene Weiler Jof (6790 Fuß) hält keinen Vergleich aus mit den eben genannten Dörfern des Engadin, in welchen dem Reisenden nettes Fuhrwerk, mancher städtisch wohlgekleidete Bewohner, niemals ein Bettler begegnet.

Man erreicht St. Moriz von Tirano (Veltlin, Addathal) in 25 1/4 Poststunden, in bequemen, täglich regelmäßig verkehrenden Postwägen auf den sehr gut erhaltenen Schweizer Kunststraßen; dagegen ist der Weg von Nauders (Finstermünz-Martinsbruck) bis Tarasp ein mühseliger, hie und da zeitweise sogar unfahrbarer, welcher bisher nur Gesunden zugänglich und für diese nicht immer zu empfehlen war; eben indem ich diese Zeilen schreibe, arbeiten die Schweizer rüstig an der Vollendung der (bis Tarasp bereits ausgeführten) Kunststraße, welche, von Tarasp bis Martinsbruck (Finstermünz) geleitet, vielleicht schon im Laufe dieses Jahres Tirol mit dem Engadin dauernd in bequemen, sicheren Verkehr bringt. Fußwanderer aber konnten und können diesen an wildromantischen Scenen überreichen Gebirgspfad mit immer neuem Vergnügen durchziehen und wohl auch die großartig schönen Alpenpässe von Davos gerne begehen, um das Engadin, von der Eisenbahnstation Landquart aus ablenkend, aus einer anderen, eben so genußreichen Richtung zu betreten.

Unter den entfernteren und Kräfte fordernden Ausflügen stehen die beiden nach dem Languard und dem Linguard obenan; manche Besucher geben zwar dem letzteren den Vorzug vor dem ersteren, doch wird die eigene Ueberzeugung lehren, daß die Rundschau von dem über 10.000 Fuß hohen Languard die bei weitem lohnendere ist. Wer, wie auch ich, an einem vollkommen heitern, hellen Augusttage von dem kleinen Plateau der zarten Pyramide, deren Nordwestseite wohl ewig beschneit bleibt, hunderte von Kuppeln und Zinnen von Gletschern, Hochalpen, Bergspitzen und Gebirgsjochen betrachtet, dort auf den Monte Rosa und Montblanc, hier auf die

Digitized by Google

Hörner der Berner Alpen und dort wieder auf die Ortlesspitze den Blick schweifen lassen, während nur nach Süden die eisbepanzerte Kette der Bernina denselben abschließt, wer dieses wogende Meer der Gletscher- und Alpenwelt, überwölbt vom klarsten, tiefblau strahlenden Himmel, zu seinen Füßen liegen gesehen hat, giebt es auf, die ungeahnt majestätische Pracht schildern zu wollen, aber ihr Bild bleibt unauslöschlich, weil einzig, in der Erinnerung aller kommenden Tage.

Neu-Seeland.

Von **Dr. Ferdinand v. Hochstetter.**

(Stuttgart bei Cotta 1863.)

Angezeigt von **K. F. P.**

Seefahrende Nationen kommen auf eine andere Weise zu ihrer Länder- und Völkerkunde wie die Culturstämme des Binnenlandes. Vom Robinson Crusoe zu den Urwaldromanen Fenimore Coopers, von Campe's und Baggesens Reisebeschreibungen zu den Werken der Forster und Humboldt vorschreitend, hat der Deutsche von Kindesbeinen an gelernt sich einzufühlen und einzudenken in die Natur ferner Zonen und Himmelsstriche; die großen Conceptionen Karl Ritters hat er in sich aufgenommen und sich auf seinen einförmigen Ebenen in seinen Berg- und Hügelländern die Savannen und Prairien der neuen Welt, die Palmenhaine, die Urwälder, die vulkanbesetzten Cordilleren und die Riesenketten des Himalaya vorgestellt — genau nach den Beschreibungen der Reisenden, doch mit vielerlei Zuthat je nach dem Reichthum der eigenen Phantasie geschmückt. Getreu dem Grundsatze: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich", hat er seinen geographischen Schulsack sorgfältig gehegt und mit moderner Statistik gespickt. Er wußte genau Bescheid über die Oregonfrage und über die Kämpfe in Hinter-Indien so wie er heutzutage genau den Stand der französischen Truppen um Puebla kennt, denn er liest die Zeitungen mit der Landkarte in der Hand und lebt in seinem Gemüthe die Welthändel jenseits des Oceans gerade so mit, wie er als Kind mit seinem Robinson weinte und mit Freitag lachte. Durch lesen, lernen, ernstlich studiren und durch mächtiges Walten der Einbildungskraft hat sich der Binnendeutsche eine eigenthümliche, ich möchte sagen braminenhaft selbstgenügsame Weltanschauung herausgebildet. Er kennt die physische und die politische Welt und lehrt sie Andere kennen — aus Büchern und aus dem Spiegelbild seiner Phantasie.

Wie anders das stammverwandte Volk jenseits des Canals, das mit tausend Segeln die Meere befährt, dessen Armeen und Staatsmänner in Indien und bei

Digitized by Google

den Antipoden stehen, das mächtigen Staatengruppen jenseits des Oceans das Dasein gab, ohne dessen Vorwissen keine wichtige Unternehmung in irgend einem Theil der Erde entstehen kann und welches stets bereit ist, wegen eines räuberisch angeschnittenen Kaffee- oder Wollsacks Kriegsschiffe unter Segel gehen zu lassen.

Wenn der brittische Knabe Geographie studirt, so lernt er die Länder kennen, in denen sein Großvater sich die Sporen verdiente, in denen seine Oheime leben und wohin er wahrscheinlich selber als Kaufmann, als Soldat oder als Beamter abgehen wird. Er hat in seines Gönners Jacht eine tüchtige Küstenfahrt mitgemacht und Seewasser gekostet und träumt seither von Unternehmungen auf Japan und wie Alt-England den Russen und den Americanern in Ost-Asien sicher den Rang ablaufen müsse. In reiferen Jahren verknüpft sich seine Kenntniß von der mittleren Temperatur in den Niederungen des Ganges untrennbar mit Untersuchungen über die Qualität des Cattuns, die jenem Klima am besten zusagt, das Studium der Menschenracen ist ihm ein Studium der Arbeitskräfte, das der Culte eine Grundlage für künftige staatsmännische Reflexionen. Während der deutsche Student die Frage discutiren hört, ob diese oder jene Art von Granit oder Gneiß den Grundstock der Cordilleren von Chili bildet, hat der junge Britte die letztjährige Ausbeute an Zinnerz vom Fuße jenes Gebirges bereits in seinem Notizbuch und erwägt die Chancen dieses Artikels gegenüber dem Bancazinn, in welchem sein Schwager große Geschäfte macht. Der Gelehrte, der mit Rath und That zu helfen, die Züge kühner Reisender im Innern von Africa verfolgt, die Briefe der Missionäre von den Südseeinseln empfängt und redigirt und sich nebenbei von den Officieren der Bengalarmee Bericht erstatten läßt über die Gletscher der Centralkette des indischen Hochgebirges, ist er nicht ein Großhändler in Naturwissenschaft, der seine Reisecommis in allen Ländern hat? Selbst der bescheidene Küstenzoologe, der die Insassen des Holzwerkes an den Molos der Nachbarschaft untersucht, weiß er nicht, daß ihm das nächste Schiff aus den chinesischen Gewässern an seinem Bauche eine reiche Ausbeute zu vergleichenden Studien mitbringt? Fürwahr, dieses Volk treibt praktische Geographie und die Naturwissenschaften in einem eigenthümlich großartigen, seiner Handelsthätigkeit adäquaten Maßstabe. Seine Weltanschauung ist eine andere als die der Deutschen, die mit der sittlichen Durchbildung der Individuen so viel Zeit verbrauchen, daß zur Gewinnung praktischer Resultate viel zu wenig übrig bleibt.

Es liegt aber im Wesen unserer Zeit, daß sich die Gegensätze zwischen den Culturvölkern des Westens allmälig abschleifen. Dieselbe große Bewegung, welche macht, daß die Nationen im östlichen Mittel-Europa ihre Sprach- und Rechtsalterthümer hervorholen und begünstigt durch den deutschen Grundsatz von der sittlichen Heranbildung und der Werthschätzung des Individuums sogenannte „historisch-sittliche Individualitäten" zur Geltung zu bringen trachten, dieselbe macht, daß die Weltanschauung der Britten, Franzosen und Deutschen unter dem beständigen Austausch der Litteraturen und der Producte des Gewerbsfleißes von Jahrzehent zu Jahrzehent eine mehr und mehr gleichartige und die Mitwirkung jeder der drei

Digitized by Google

Nationen an der großen Arbeit in Natur- und Völkerkunde eine mehr gleichmäßige wird.

Wenn ich bisher von den Deutschen sprach, so habe ich die Oesterreicher mitbegriffen, insoferne mit gutem Recht als sie während der Heranbildung der realistischen Cultur von West-Europa keine selbstständige Rolle gespielt haben. In neuester Zeit haben sich die Verhältnisse mächtig geändert: das moderne Oesterreich ist in culturhistorischer Beziehung ein ganz eigenthümliches Wesen, nicht mit Unrecht das Nord-America der alten Welt genannt, in welchem das deutsche Element nahezu dieselbe Rolle spielt wie drüben das brittische, freilich mit dem großen Unterschied, daß der vielgliedrige Staatskörper Oesterreichs untrennbar verwachsen ist mit seinem großen Mutterlande, welches selber in politischer Beziehung nichts weniger ist als ein Ganzes, und daß der Culturstamm es nicht mit einer fremden, dem Tode verfallenen Race zu thun hatte, sondern mit höchst bildungsfähigen, in die Cultur des Mutterlandes allmälig hineingewachsenen Nationen, die heutzutage fast allenthalben vom deutschen Element und von deutscher Sitte durchdrungen sind. Diese Durchdringung und Umbildung geschah im Verlauf der früheren Jahrhunderte so allmälig, daß eigentlich erst in dem Augenblicke, wo sich Oesterreich als Staat der westeuropäischen Culturströmung völlig öffnete, die politischen Gegensätze im Innern schärfer hervortraten und wesentlich darin bestehen, daß die östlichen Nationen das ihrer Existenz günstige Staatswesen des deutschen Mittelalters festhalten möchten, während die Geschicke des Welttheiles die rasche Heranbildung Oesterreichs als Culturstaat von westeuropäischem Charakter dringend und unabweislich fordern und der compacte deutsche Antheil dieser Forderung freudig entsprechen will.

In Großbritannien und wohl auch in Frankreich ist inmitten großer auswärtiger Unternehmungen die Kenntniß von der Natur des eigenen Landes allmälig zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen, — in England, versteht sich, viel früher und mehr auf dem Wege freier Vereinbarung als in Frankreich. In Deutschland hat die Kleinstaaterei die Detailkenntniß eben so sehr gefördert als sie bis auf die (neuere) Zeit die Zusammenfassung der Forschungsresultate über einzelne geographische Abschnitte verzögern mußte. In Oesterreich entstand eine Reihe von Centralinstituten und von gelehrten Gesellschaften, welche ihre Wirksamkeit über das ganze Reich erstrecken, insbesondere die wenig gekannten Alpen- und Ostländer zum Gegenstand vielseitiger Untersuchung gemacht haben. Als aber dadurch eine Basis für wissenschaftliche Forschungen gelegt war, lenkte sich der Blick der Oesterreicher gleich nach außen, die rasch herangebildeten Kräfte deckten mehr als den heimischen Bedarf, die politische Machtstellung des Staates und das Aufblühen einer naturwüchsigen kleinen Seemacht ließen Reisen in größerem Stile wünschenswerth erscheinen.

So wie in Oesterreich eine k. Akademie der Wissenschaften, eine k. geologische Reichsanstalt, eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus und andere Institute von centralstaatlicher Bedeutung seit 12 bis 15 Jahren leisten und nachholen müssen, was in England im Verlaufe von acht Decennien aus

Digitized by Google

der gebildeten Gesellschaft von selber hervorgegangen ist, so mußte auch dem Drange nach einer maritimen und naturwissenschaftlichen Vertretung Oesterreichs in fernen Zonen durch größere Unternehmungen von Staats wegen genügt werden.

So ist unter dem besonderen Schutze eines erlauchten Prinzen die Novaraexpedition zu Stande gekommen. Wegen Ungunst der gleich darauf eingetretenen Umstände ist sie bisher die einzige Unternehmung dieser Art geblieben und als die einzige von vielen gebildeten Oesterreichern, ja selbst von manchen Gelehrten nicht ganz richtig aufgefaßt worden. Wir hoffen aber, daß diese schöne, ehrenvoll durchgeführte Weltreise nicht lange mehr vereinzelt dastehen wird, sondern daß ihr minder großartige, mehr specialisirte Expeditionen folgen werden.

Schon haben die Forschungen über die Natur unserer Adria begonnen, österreichische Zoologen studiren seit drei Jahren die Fauna des dalmatinischen Striches, ein Geograph, geschmückt mit dem schönen Verdienst der Initiative, hat einen der wichtigsten Golfe unserer Küste untersucht; unsere Seeofficiere werden, von Jahr zu Jahr besser geschult, ihre Stationen in der Levante zu fruchtbringenden Arbeiten zu benützen lernen.

Kommen endlich zu diesen stetig fortzusetzenden Arbeiten im Mittelmeer und zu den Forschungen in den Binnenländern von zehn zu zehn Jahren größere überseeische Reisen, durch welche die von der „Novara" angeknüpften Verbindungen erhalten, neue geknüpft werden und hie und da ein Stück Erde von österreichischen Naturforschern untersucht wird, so kann Oesterreich noch vor Ende des Jahrhunderts das richtige Gleichgewicht zwischen der wissenschaftlichen Bearbeitung seiner Länder mit seinem natürlichen Seegebiet und dem der mitteleuropäischen Großmacht gebührenden Antheil an der Erforschung ferner Erdtheile erreichen.

Daß dieser Antheil, was Africa und die westliche Halbkugel betrifft, ein bescheidener bleiben muß, liegt in der Natur des Continentalstaates. Auch in dieser Beziehung wird sich mit der Anknüpfung einzelner Handelsbeziehungen und mit dem Aufblühen der Wiener geographischen Gesellschaft, die Haidinger im rechten Augenblick ins Leben gerufen hat, manches neue Feld für naturwissenschaftliche und volkswirthschaftliche Untersuchungen eröffnen. Dagegen ist das südwestliche Asien, soweit es nicht unbestreitbar in der Machtsphäre Rußlands liegt, ein sehr natürliches Forschungsgebiet für die österreichischen Gelehrten, und wir wollen hoffen, daß ihnen die politische Action und die Erstarkung unserer seit geraumer Zeit dahin gerichteten Handelsthätigkeit den schwierigen Boden ebnen wird.

Ganz abgesehen von den materiellen Errungenschaften einer solchen weit über die Grenzen des eigenen Territorialgebietes hinausgreifenden wissenschaftlichen Thätigkeit, möchte ich nur die bedeutende moralische Wirkung und den bildenden Einfluß derselben auf die eigenen Staatsbürger hervorheben.

Je mehr Fäden von einem Punkte Europa's nach fernen Erdtheilen hinüber reichen, je mehr Familien für die in fernen Landen arbeitenden Männer zittern, je mehr Menschen über deren Erfolge sich freuen, um so mehr wird sich das Vaterland seiner Weltstellung bewußt, um so mehr steigt sein Kraftgefühl, um so mehr

Digitized by Google

gewinnt es an geographischer Durchbildung, — denn niemand wird läugnen, daß wir das Reisewerk eines der Unsrigen mit höherem Genuß und größerem Vortheil lesen als das eines Fremden, daß wir uns mächtig gehoben fühlen durch das Bewußtsein, unser Freund und Landsmann hat das ausgeführt, unser Vaterland hat ihn dazu gebildet, hat ihn dorthin gebracht, geschützt und gefördert.

Oesterreich ist schon heutzutage nicht so übel vertreten in der modernen Litteratur der wissenschaftlichen und für die Culturgeschichte bedeutenden Reisewerke und Abhandlungen — ich erinere nur an Helfer, Kotschy, Schmarda und v. Fridau, an die frommen Missionäre am oberen Nil und an die Novaraexpedition — daß es nicht das Vorgefühl jener Wirkungen auf das Vaterland tief zu empfinden vermöchte. Je größer die Fortschritte des Unterrichtes und je mehr das Volksbewußtsein durch die neuen politischen Institutionen gehoben wird, um so mehr wird auch die Empfänglichkeit für diese Gattung von staatlicher und privatlicher Wirksamkeit steigen. Die Volksvertretung wird die Mittel zu auswärtigen mit der inländischen Forschung im richtigen Verhältnisse stehenden Unternehmungen nicht verweigern, auch wenn sie klar einsieht, daß die daran gewendeten Summen Vorauslagen sind, die nicht schon im nächstjährigen Budget durch ein höheres Steuer- und Zollerträgniß hereingebracht werden können.

Dieser Art waren die Reflexionen, welche der erste Anblick des neuesten Beitrages zu unserer geographischen Litteratur, des schönen Werkes „Neu-Seeland" in uns erweckte.

Musikalische Litteratur.

Moriz Fürstenau: „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen." 2 Bände. Dresden, bei Rudolf Kuntze. 1861, 1862.

H. M. Schletterer: „Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit." Augsburg 1863.

Ed. H. Auf dem Gebiete musikalischer Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung herrscht seit einiger Zeit eine erfreuliche Rührigkeit. Sie macht sich nicht bloß durch die beträchtliche Anzahl und den Umfang der einschlägigen Novitäten bemerkbar, sondern gewinnt auch durch ihre solide, ernste Richtung unsere ganze Theilnahme. Im Rückschlag gegen jene Geschichtsschreibung, die namentlich unter Brendel und Genossen eine zeitlang sich breitmachte, gegen jene willkürliche und oberflächliche Zurechtmachung der Geschichte, welche den Mangel an positiven Kenntnissen durch „geistreiche" Gesichtspunkte und den Höllenzwang Hegel'scher Kategorieen zu ersetzen trachtet, tritt gegenwärtig ein bewußteres Streben nach gründlicher, redlicher Erforschung eines abgegrenzten Gebietes zu Tage. Die Ueberzeugung, daß es viel schwerer und verdienstlicher sei, einen sei es noch so engen Kreis der Musikgeschichte wirklich zu durchforschen, als die ganze sich willkürlich zu construiren,

Digitized by Google

scheint Oberhand zu gewinnen und spricht sich in einer Anzahl neuerer Publicationen vortheilhaft aus.

Fürstenau's Buch: „Zur Geschichte der Musik und des Theaters in Sachsen" nimmt unter den neuesten musikhistorischen Schriften eine rühmliche Stelle ein. Der Verfasser, königlich sächsischer Kammermusicus, war in der bevorzugten Lage, ein reiches und bisher fast unbenütztes archivalisches Material benützen zu können. Jedem in der Geschichte der Musik auch nur oberflächlich Bewanderten ist der hohe Rang bekannt, welchen Dresden zu Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in musikalischen Dingen einnahm. War Dresden eine zeitlang überhaupt der Mittelpunkt des deutschen Bühnenwesens, so hat es zur Zeit des höchsten Flores seiner italienischen Oper in musikalischen Dingen sogar Wien überflügelt. Der Verfasser verwendet die gleiche Aufmerksamkeit auf das Theater und die kurfürstliche Capellmusik in Dresden und entwickelt die Geschichte beider Institute in fortwährendem wechselseitigem Zusammenhang. Seine Darstellungsweise ist einfach und schmucklos, rein sachlich. Der Verfasser leistet damit der Sache und dem Leser unzweifelhaft einen Dienst und hatte kaum nöthig, sich in der Vorrede deßhalb zu entschuldigen. Wünschenswerth wäre es nur gewesen, daß er der ästhetischen Kritik etwas mehr Raum gegönnt hätte. Mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen begnügt sich Fürstenau zu erzählen, vermeidet es zu urtheilen. Damit hängt ein zweiter Wunsch zusammen, den wir in dieser schätzbaren Arbeit unerfüllt finden: das Werk wäre nämlich durch die Beigabe einiger Notenbeispiele noch weit nützlicher geworden. Wo von älteren, fast unbekannten und schwer zugänglichen Compositionen gesprochen ist, vermißt man schwer die Illustration des Gesagten durch einige schlagende, sei es auch kurze Beispiele. Es ist dies ein Mangel, der in diesem und ähnlichen Werken wohl ungetheilt den Verlegern zur Last fällt, welche fürchten durch Notenbeispiele das Werk zu voluminös zu machen. Der Verfasser ist zu sehr Musiker, um diesen Wunsch nicht eben so sehnlich zu hegen als wir, er stellt daher das nachträgliche Erscheinen einer eigenen musikalischen Beilage in Aussicht. Sie wird uns eben so willkommen sein als der noch ausständige dritte und letzte Band, welcher die Musik- und Theatergeschichte Dresdens bis auf die neueste Zeit weiterführen soll. Der erste Band beginnt mit der Regierungsperiode des Kurfürsten Johann Georg II. (1656 bis 1680), unter welchem Dresden zuerst als ein Sammelpunkt berühmter Musiker erscheint. Es folgt Johann Georg III. (1680 bis 1691), mit ihm die eigentliche Gründung der italienischen Oper, die sporadische Pflege französischer und deutscher Komödien (Velther). Ueber die kurze Regierungszeit Johann Georgs IV. wird rasch zu Friedrich August I. und Friedrich August II. übergegangen, denen der ganze zweite Band des Fürstenau'schen Werkes gewidmet ist. Hier bietet sich der interessanteste Stoff: die italienische Oper unter der Doppelherrschaft von Hasse und der Faustina, das deutsche Schauspiel unter der Neuberin. Der Band schließt mit dem Tode Friedrich Augusts II. und der Auflösung der italienischen Oper (1763). Jedem einigermaßen wichtigen Abschnitt ist ein vollständiges

Digitized by Google

Verzeichniß sämmtlicher in der betreffenden Periode angestellt gewesenen Bühnen- und Capellmitglieder, mit Angabe ihrer Besoldungen ꝛc. beigegeben. Weitere dankenswerthe Beilagen sind eine Abbildung des Dresdener Opernhauses (Zuschauerraum und Bühne) vom Jahre 1664) und einige alte Komödienzettel.

Eine überaus fleißige und gewissenhafte Arbeit ist auch das zweite uns vorliegende Buch: Schletterers „Deutsches Singspiel". Dem Werke von M. Fürstenau steht es allerdings nach, und zwar hauptsächlich dadurch, daß Schletterer sich den Plan und die Grenzen seiner Arbeit nicht so genau festgesteckt hat als Fürstenau. Des letzteren Buch über Theater und Musik in Dresden besitzt einen Hauptvorzug in der Strenge, mit welcher an dem eigentlichen Gegenstand festgehalten und jede Grenzüberschreitung vermieden ist. Schletterer hingegen läßt sich in der ersten Hälfte seines Werkes so tief mit den geistlichen Schauspielen des Mittelalters, den Fastnachtsspielen, überhaupt mit den Anfängen der dramatischen Kunst ein — welche die Musik doch nur sehr entfernt berühren — daß es fast den Anschein hat, er wolle ein Handbuch der Geschichte des Theaterwesens überhaupt geben. Dann erzählt er ausführlich die Entstehung und das erste Aufblühen der Oper in Italien u. dgl.

Der Verfasser sagt in dem — übrigens sehr bescheiden auftretenden — Vorwort, es sei ihm „aus einem gedrängten, kurzen, für eine Zeitschrift bestimmten Aufsatz ein dickleibiges Buch geworden". Uns hat das Buch beinahe den entgegengesetzten Eindruck gemacht: als wäre es anfangs auf ein höchst detaillirtes, umfangreiches Werk abgesehen gewesen, das im weiteren Verlauf immer gedrängter und flüchtiger wird, so daß die beiden Schlußcapitel (von Dittersdorf und Mozart bis auf unsere Zeit) in der That einem rasch hingeworfenen Journalartikel gleichen. Und doch ist gerade diese von Schletterer sehr stiefmütterlich bedachte Periode die Blüthezeit des eigentlichen Singspieles. Auch hatten wir hier, wo die historische Forschung weniger zu thun findet, auf ein bedeutenderes Hervortreten des ästhetischen Urtheiles gehofft. In diesem Punkte erweist sich der Verfasser ziemlich schwach; was er über die Singspiele von Dittersdorf, Schenk, Weigel, W. Müller sagt, ist kaum mehr als ganz allgemeines, sehr enthusiastisch gefärbtes Lob. Ein charakterisirendes Eingehen auf die Individualität jedes dieser Componisten vermissen wir gänzlich. Ueberdies scheint uns der Verfasser in seiner Vorliebe für alles Deutsche gegenüber dem Auslande und in seinem Lobe des Alten auf Unkosten des Neuen zu weit zu gehen.

Wer so geistlose und abgeschmackte Dinge wie Zumsteegs „Geisterinsel" und „Pfauenfest" als „reizende Opern" feiert, hat mindestens kein Recht, ein glänzendes Talent wie Offenbach mit dem Ausspruch abzufertigen: „Diese Sachen von Monsieur Offenbach seien in Wirklichkeit nichts anderes als widerliche musikalische Zoten, eine Musik, der der Stempel der Gemeinheit und Niederträchtigkeit aufgedrückt ist" u. s. w. In ähnlicher Gereiztheit wird noch am Schluß Meyerbeer und Richard Wagner eins versetzt, die doch mit dem „Singspiel" nicht das Mindeste zu thun haben. Die Unsicherheit des Begriffes „Singspiel" ist dem

Digitized by Google

Verfasser oft unbequem und der logischen Klarheit seines Urtheiles oft nachtheilig geworden. Die Gattung des „Singspieles" hat in der Kunstgeschichte keine scharfen Grenzen. Die historische Bedeutung des Wortes fällt nicht immer mit unserer ästhetischen Terminologie zusammen.

Wir verstehen heutzutage unter Singspiel gewöhnlich ein musikalisches Drama meist aus dem Stoffgebiete des Lustspieles, der Posse, des bürgerlichen Rührstückes, in welchem der gesprochene Dialog einen bedeutenden Raum neben der Musik ausfüllt, während diese sich meist in kleineren, knapperen Formen bewegt. Historisch war aber der Begriff ein viel weiterer. Unter Singspiel verstand man zur Zeit als die italienische Oper in Deutschland im Flor oder doch in der Nachblüthe war, die deutsche Oper überhaupt. Ernste deutsche Opern, wie Schweitzers „Alceste" u. dgl. wurden Singspiele genannt. „Oper" par excellence hieß nur die italienische. In den Schriften Gottscheds, Lessings und Wielands kann man diese Unterscheidung fast durchgehends wahrnehmen. Erst nachdem in Deutschland die deutsche Oper ihr gutes Recht nicht nur neben der italienischen erobert, sondern sich an die Stelle derselben gesetzt hatte, verschwand die Bezeichnung Singspiel und machte dem romanischen Ausdruck Oper Platz. Stücke von dem Umfang und Stil des Mozart'schen Singspiels „Die Entführung aus dem Serail" wurden zwanzig Jahre nachher „komische Opern" genannt. Die Unsicherheit, ob die gesammte komische Oper der Deutschen und wie viel außerdem von der ernsten in die „Geschichte des Singspiels" einzubeziehen sei, macht sich in dem letzten Drittheil des Buches mitunter bemerkbar. Der Verfasser verweist die „Zauberflöte" (von Mozart selbst „Singspiel" genannt) unter die „großen Opern" und Lortzings Werke sämmtlich unter die „Singspiele", obgleich sie den Titel „Opern" führen. Das ist, da der Verfasser eine präcise Definition schuldig bleibt, reine Willkürlichkeit.

Haben wir unsere Bedenken gegen Schletterers Buch nicht verschwiegen, so sind wir doch weit entfernt, das Verdienst desselben zu verkennen. Und zwar setzen wir das Verdienst in die selbstständigen Forschungen, welche der Verfasser über die Anfänge der deutschen Oper, namentlich in der so wichtigen Hamburger Periode unternommen hat. Die Ergebnisse dieser Forschungen, bestehend in einzelnen historischen Nachweisen, in ziemlich reichhaltigen Verzeichnissen von deutschen Opernaufführungen im 17. und 18. Jahrhundert, endlich in einigen Textbüchern von alten Passions- und Fastnachtsspielen, Hoffestlichkeiten u. dgl. sind in den Beilagen mitgetheilt. Diese Anmerkungen und Beilagen bilden die zweite, größere und unseres Erachtens wichtigere Hälfte des Buches. Einen bedauerlichen Mangel theilt Schletterers Buch mit dem früher besprochenen von Fürstenau: es bringt keine Notenbeispiele. Der Verfasser bedauert dies in der Vorrede selbst, läßt daher keinen Zweifel übrig, daß auch hier die übliche Verleger-Engherzigkeit ein schätzbares Werk um die Hälfte seines praktischen Nutzens gebracht hat. Ausgestattet sind übrigens beide Bücher auf das beste.

Digitized by Google

Lady Morgan.

Lady Morgan's Memoirs: Autobiography, Diaries and Correspondence. 2 vols. 1862.

(Schluß.)

Wenn auch Charles Morgan kurz vor der Verheiratung durch den Vicekönig von Irland in den Adelstand erhoben worden und Miß Owenson nun eine Lady Morgan war, so war die Partie doch keineswegs eine so äußerlich glänzende für sie, wie sie wohl hätte erwarten können. Selbst dem Vermögen nach war das Paar nicht unabhängig und immer noch, um einigermaßen nach Gefallen leben zu können, auf den Erwerb ihrer beiderseitigen Kunst und Thätigkeit angewiesen. Dafür aber war die Ehe ein Bund der Herzen und zusammenstimmender Charaktere; sie war von Anfang bis zu Ende eine durchaus glückliche, wenn sie auch nicht mit Kindern gesegnet war. Auch für die Dichtungen der Lady Morgan erwies sich diese Verbindung als eine sehr günstige, denn die Autorin fand in Sir Charles den Kritiker vor dem Druck, der mit gesundem Urtheil die Auswüchse und Excentricitäten ihrer Phantasie und ihres Stils abzuschneiden wußte. In der That bieten ihre Werke seitdem der Kritik weniger Blößen, ohne darum an Schwung und Reichthum, an Leben und Energie, an hinreißender Schilderung, an Humor und poetischer Stimmung zu verlieren.

Mit der eigenen Romantik ihres Lebens war es freilich vorbei; ihr Fahrzeug lief in ein ruhiges Gewässer mit lachenden, glänzenden Ufern ein; kaum daß die böse Kritik zu Zeiten ein bischen Wellengekräusel darin erregte. Der Aerger darüber pflegte nicht lange vorzuhalten. Es war der Grundsatz ihres Lebens, den sie bis an das Ende aufrecht gehalten hat, alles Ungemach tapfer abzuschütteln, sich so wenig wie möglich dadurch in ihrer Lebensluft und ihrer energischen Thätigkeit stören zu lassen, vielmehr nur um so entschlossener in ihrer Bahn fortzufahren.

Wenn Lady Abercorn gedacht hatte, dnrch die Heirat das Paar sicherer an sich zu fesseln, so täuschte sie sich. Kaum vermählt, trachteten sie vor allem nach dem eigenen Herd. Sie zogen darum alsbald nach Dublin, kauften ein Haus und richteten es nach eigenem Geschmack und Bedürfniß ein. Lady Morgan hatte zwar das Unglück, bald nach der Uebersiedelung ihren Vater zu verlieren, aber sie erfreute sich des Umgangs ihrer liebenswürdigen Schwester und der zahlreichen Freunde, die sie in der besten Dubliner Gesellschaft hatte. Diese Zerstreuungen hielten sie nicht ab, gerade in dieser Zeit ihren Roman „O'Donnel" zu vollenden, der die früheren Dichtungen weitaus hinter sich zurückließ und sie auch an Erfolg übertraf. Colburn, der nun eine zeitlang ihr eifersüchtiger Verleger war, zahlte dafür bereits die Summe von 550 Pfund. Der Roman ist frei von den Auswüchsen und Breiten, welche ihr sonst eigen waren, bewahrt aber alle Frische und Anmuth ihres Genies. Sie hatte ihren Helden darin zuerst hängen lassen und das so rührend

Digitized by Google

beschrieben, daß sie selbst Thränen darüber vergoß. Ein alter Freund, dem sie es vorlas, wischte sich die Augen und sagte: „Ja, es ist wunderschön, aber ich werde das Buch nie wieder öffnen; es macht mich zu elend. Lassen Sie ihn nicht hängen". Sie ließ sich das gesagt sein, änderte sein Schicksal um und ließ ihn glücklich zur Heirat gelangen. Das Buch fand auch seine Gegner, denn es waren darin auch die Zustände Irlands mit Freimuth von dem politischen und patriotischen Standpunkt der Verfasserin aus besprochen.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des „O'Donnel" (1815) machten sich Sir Charles und Lady Morgan auf nach Paris, um Frankreich und seine Zustände kennen zu lernen und gemeinsam ein Buch über dieses gewissermaßen neu entdeckte Land zu schreiben. Denn so viele Jahre hindurch war es England und den Engländern völlig verschlossen gewesen, und es hatte so viele Veränderungen durchgemacht, daß es in seiner neuen Gestalt ihnen völlig unbekannt war. Es konnte keine bessere Zeit gewählt werden, alles war noch in Neugestaltung begriffen, alle Parteien noch in Gährung. Mit Empfehlungen reichlich versehen und unterstützt durch den Ruhm des eigenen Namens, den das Erscheinen der Persönlichkeit nur erhöhen konnte, befand sich das Paar denn bald mitten in der besten Pariser Gesellschaft, gesucht und gefeiert von den Anhängern aller Parteien, von den Spitzen des Ruhmes, des Geistes und des Adels. Von einer bourbonistischen Soirée ging es in eine Gesellschaft, wo man noch auf die Wiederkehr Napoleons hoffte; einer Einladung von Madame de Genlis, geschrieben mit der Grazie des alten Stils, folgte ein übermüthiger, amüsanter Brief von Madame Patterson, der Gemahlin von Jerome Bonaparte, die in der Welt des Geistes verkehrte; Lady Morgan schloß eine Freundschaft mit Lafayette und dem Aegyptologen Denon, Sir Charles mit Cuvier und dem Abbé Grégoire; auch Alexander v. Humboldts Name wird hier genannt. So war den scharfsichtigen Geistern Gelegenheit genug gegeben, die Zustände allseitig und gründlich zu durchschauen, und es war nur Gefahr vorhanden, daß Lady Morgan von dem glänzenden Erfolg, den sie hatte, der Kopf schwindlig wurde. Noch Monate nach ihrer Abreise schreibt ihr Madame Patterson, niemand sei so in Paris gepriesen worden wie sie. In der That ist auch etwas von dieser geschmeichelten Eitelkeit in das Buch übergegangen, was man einer Frau, zumal von ihrer Art, leicht verzeiht; leider war es eine Waffe für ihre Feinde.

Als das Werk erschien, erregte es ein außerordentliches Aufsehen. Niemand konnte dem Buche das große und vielseitige Interesse, oder das Genie, mit dem es geschrieben war, absprechen. Lady Morgans Schilderungen der französischen Gesellschaft von den höchsten Kreisen an bis zum Bauer herab waren eben so brillant wie treffend, und die schweren Beiträge über Staat und Politik, welche Morgan geliefert hatte, ließ man sich gern gefallen. Aber die Freimüthigkeit und Freisinnigkeit, die darin lebte, rief politische wie religiöse Gegner wach, welche ihrem Aerger durch die Presse in bitterer und gehässiger Weise Luft machten. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß ihr ehemaliger Verehrer und Bewerber, Mr. Croker, im Edinburger Quarterly mit einer höchst gehässigen Kritik für die

Digitized by Google

einstige Abweisung Rache nahm. Sie ihrerseits ließ es auch nicht an Vergeltung fehlen, indem sie ihn in ihrem nächsten Roman „Florence Macarthy" geißelte.

Der ganze gewaltige Lärm, der über dieses Buch über Frankreich entstand, nützte ihr im Ganzen mehr als er schadete; jedenfalls that er dem Buch keinen Eintrag, denn Colburn, der wie ein eifersüchtiger Bewerber keinem anderen Verleger Werke von Lady Morgan zukommen lassen wollte, zahlte immer höhere Preise, wie sehr er anfangs ungeberdig that. Aber die Dame verstand auch ihren Vortheil in dieser Beziehung und ließ sich weder durch Schmeicheleien gewinnen, noch durch Zahlen noch durch Drohungen imponiren. Der beste Beweis, daß Colburn sein Geschäft gemacht, war der, daß er von selbst dem Paar eine Reise nach Italien vorschlug und für das Werk über Italien, welches ein Seitenstück zu dem über Frankreich werden sollte, zweitausend Pfund bot. Das Anerbieten wurde angenommen.

Von dieser Reise sind in unseren Memoiren einige höchst reizende Briefe mitgetheilt, welche Lady Morgan an ihre Schwester aus Italien schrieb, ganz durchweht von der Frische der ersten Eindrücke, welche die Schönheit des Landes auf die empfänglichen Gemüther machte und sie mit wahrem Entzücken erfüllte. Der Erfolg des Buches, welches 1821 erschien, übertraf noch den des Buches über Frankreich; der Beifall war entschiedener und ungetheilter. Dazu war Italien, das eben die Restauration der Bourbonen erlebt hatte, den Engländern noch unbekannter als Frankreich und überhaupt damals noch sehr wenig besucht.

An die Reise nach Italien knüpft sich die Entstehung eines anderen Buches, das Leben und die Zeiten Salvator Rosa's, zu welchem Lady Morgan dort die Anregung empfangen hatte. Es war nicht bloß der Künstler, welcher sie interessirte, obwohl sie besonders enthusiastisch für seine Werke eingenommen war, sondern ebenso auch der Mensch, sein Charakter und seine merkwürdigen Schicksale, die ihn nicht bloß zum Gegenstand, sondern zum Helden eines Buches eigneten. Sie ging nicht leichtsinnig an das Werk. Schon in Italien hatte sie sich nach Materialien umgesehen und von England oder vielmehr Dublin aus setzte sie alle ihre Freunde, die gelehrten wie die einflußreichen in Bewegung, um ihr Beiträge und Nachrichten über Salvator Rosa's Leben und Werke zu verschaffen. Das Buch erschien 1823 in zwei Bänden. Es war von allen ihr Lieblingsbuch. Es sollte natürlich ein Geschichtswerk sein, und es enthält auch Geschichte, aber es ist eine romantische Biographie. Lady Morgan konnte sich selbst nicht vergessen. So ist dieses Buch trotz der historischen Facta und vielleicht wider die Absicht der Verfasserin so geschrieben, als ob es ein Roman sei, ein Umstand, der den Leser auch über das Thatsächliche bedenklich macht.

Während der Arbeit am Salvator Rosa bot Colburn wieder zweitausend Pfund für eine Reise nach Deutschland, aber die Sache kam nicht zu Stande, und wir sehen das Paar für eine Reihe von Jahren fest und seßhaft in Dublin. Diese Ruhe wurde nur mehrere Male durch einen längeren Aufenthalt in London in der Zeit der Saison unterbrochen. Es wäre während dessen, denn die Periode dauerte fast

Digitized by Google

zehn Jahre, hinlänglich Muße für eine Anzahl von Romanen gewesen, aber eigentlich ist es nur ein einziger, „die O'Briens und die O'Flahertiés", welcher in der langen Zeit aus ihrer Feder hervorging. Das Interesse welches unser Paar fast allein in Anspruch nahm, war das politische. Beide betheiligten sich mit ganzer Seele an der Frage der Katholikenemancipation, so wie überhaupt an der irländischen Frage, die damit in Verbindung stand. Sie schrieben in dieser Sache in Zeitungen und Journale, sie besuchten Meetings und sahen die Politiker bei sich im Hause, so daß Lady Morgans Salon fast als der Herd des Liberalismus gelten konnte. Alle die Leiter dieser Partei gingen bei ihr ein und aus, und besonders übte sie auf die jüngeren einen großen Einfluß. Aber sie ging keineswegs in der Partei auf. Sie war eben die geistreiche und berühmte Frau, immer noch eine der ersten Löwinnen des Tages, und sie hatte von Alters her ihre Freunde unter Leuten von aller Richtung, vorausgesetzt daß sie Geist genug hatten. Trotz der Politik hielt sie alle diese Freunde fest, und dieselben besuchten sie nach wie vor. So begegneten sich bei ihr alle Secten und Schattirungen des Tages, die Anhänger der Regierung, politische Agitatoren wie O'Connel, die Poeten und die Frauen in Mode, junge Dandies und die wackern Vertreter von Alt-Irland, die damals auszusterben begannen.

Mancherlei Interessantes, mancherlei Erheiterndes vom Dubliner Leben wie vom Londoner Aufenthalt ist uns aus dieser Periode mitgetheilt, Erlebtes oder Erzähltes, was aus dem Tagebuch, das seit 1825 beginnt, oder in Briefen in unser Buch eingestreut ist. An Witz und trefflichen Anekdoten ist eine außerordentliche Fülle vorhanden. An fast alle berühmten englischen Namen der Zeit streifen wir gelegentlich an; der Dichter Moore wird uns mehrfach und theilweise in köstlichen Scenen vorgeführt. Ueber Byrons Verhältniß zur schönen, geistvollen, aber excentrischen und unglücklichen Lady Caroline Lamb, welches bis dahin ziemlich in Dunkel gehüllt war, erhalten wir eine Reihe von Briefen, welche nicht bloß die Sache aufklären, sondern von rein menschlichem Standpunkt aus höchst interessant sind. Es sind theils Briefe, welche Caroline Lamb an ihre Freundin Lady Morgan schrieb, theils solche, welche sie aus ihrer Correspondenz mit Byron ihr mittheilte.

Unter den ausgezeichneten Fremden, die damals ihr gastliches Haus besuchten, befand sich auch Fürst Pückler-Muskau. Für den berühmten „Verstorbenen" war das „ferne Irland", zumal in der Aufregung jener Tage, ein interessantes Blatt in seinem Reisebericht. Er kam mit Empfehlungen für Lady Morgan und wurde wohl empfangen und die Höflichkeit ihm bewahrt, obwohl sich während seines Aufenthaltes mancherlei zutrug, was für Andere erheiternd war, für ihn und für sie aber weniger angenehm. Als er Dublin wieder verließ, findet sich in ihrem Tagebuch die Notiz: „Der Fürst ist fort, Dank Gott!"

Im Jahr 1829 wurde der lange Aufenthalt in England zum ersten Male wieder durch eine Reise auf den Continent unterbrochen. Das Ziel war wieder Frankreich, von wo es, nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Paris, weiter

Digitized by Google

durch Belgien und Holland ging und über Ostende wieder zurück nach London. Das Resultat dieser Reise war ein zweites Buch über Frankreich, welches das erste an Gediegenheit und Sicherheit des Urtheils übertraf, aber weitaus nicht den gleichen Erfolg hatte. Eine Ursache war die, daß Frankreich nicht mehr so unbekannt und darum der Inhalt nicht mehr so neu war wie 1815 und 1816; sodann waren die Zustände, welche Lady Morgan schilderte, ganz plötzlich durch die zwischen ihrer Reise und der Herausgabe eingetretene Julirevolution veraltet geworden. Allein die hauptsächlichste Ursache lag darin, daß sie sich mit ihrem bisherigen Verleger Colburn zu ihrem großen Nachtheil überwarf und dieses zweite Buch über Frankreich einem andern Verleger übergab. Colburn, der ihre Werke — sie waren ihm die liebsten seines Verlages — bisher mit eifersüchtiger Liebe gehegt hatte, wurde nun plötzlich aus einem Liebhaber ihr erbitterter Feind und richtete die große Zahl von Journalen, über die er gebot oder auf welche er Einfluß hatte und die bisher zu ihren Gunsten von ihm commandirt waren, sämmtlich gegen sie, und außerdem setzte er alle ihre älteren Werke plötzlich auf den halben Preis herab. Vor der allgemeinen Kanonade der Journale mußte der neue Verleger die Flagge streichen, und ihr Buch machte Fiasco.

Von 1830 an ging das Leben wieder in Dublin noch einige Jahre in gewohnter Weise weiter. Wir wollen wenigstens ein paar Scenen von Interesse herausgreifen, wie sie sich im Tagebuch zahlreich finden.

Eines Tages — das Paar war den ganzen Tag allein gewesen — trat plötzlich Thomas Moore ganz unerwartet kurz vor dem Mittagessen ein. „Was auf Erden bringt Sie hieher? wollen Sie mit uns speisen?" — „„Nein, nicht heute, aber morgen!"" Er war nach Dublin gekommen, weil seine Mutter im Sterben lag, aber sie hatte sich wieder erholt. Morgan trat ein, und Moore blieb die ganze Zeit, obwohl er sonst keine zehn Minuten Ruhe hatte; er war herzlich, unterhaltend, zutraulich. Er erzählte, Rogers habe sich die Publication und stutzerhafte Ausstattung seines Buches dreitausend Pfund kosten lassen. „O, diese Amateurautoren", setzt Lady Morgan hinzu, „die aus Mode schreiben, während wir für Ruhm und Hunger schreiben!" Das Tagebuch erzählt uns dann weiter, wie Lady Morgan ihr Diner für Moore eingerichtet. „Gestern hatte ich in aller Eile ein kleines Diner für Moore veranstaltet. Ich öffnete meine Fenster uud lud von den vorbeifahrenden Wagen meiner Freunde alle darin sitzenden ein, schickte einige Penny-Porters aus und erleuchtete meine Zimmer. Moore war absolut erstaunt, als er meine Partie sah. Er sang einige seiner schönsten Lieder in seiner entzückendsten Weise, ohne zu pausiren; einige zwei Mal und alle so, als wenn jedes Wort ausdrücklich an die Umstehenden gerichtet wäre. Viele seiner alten Freunde waren um ihn. Ich sagte ihm: „Wenn Sie einen oder zwei Tage bleiben wollen, so will ich es besser machen". „„Nein, nein"", antwortete er, „niemals kann man so etwas zwei Mal thun. Dies ist einer von den wenigen glücklichen Zufällen, die selten kommen; außerdem möchte ich den Eindruck selbst nicht durch etwas besseres auslöschen"". Nie sah ich Moore natürlicher und angenehmer."

Digitized by Google

Ein ander Mal war es Paganini, der einen ähnlichen glücklichen Moment veranlaßte. „Seit unserer Rückkehr sind wir über die Reformbill in beständiger Aufregung gewesen, aber einen heitern, frohherzigen, angenehmen Abend habe ich aus dem lärmenden Getreibe herausgegriffen, Diner und Soirée für Paganini. Ich lud ihn ein, nicht als den wunderbaren Geiger, sondern als ein Studium. Er trat in meinen Salon in einem langen Rock mit einem dicken Spazierstock und seinen Hut in der Hand und hielt einen regulären Speech in seinem Genueser Italienisch, den, wie ich überzeugt bin, sein Secretär für ihn gemacht hat; er floß über von Donnas celebratissimas und all den Superlativen italienischer Galanterie. Bei Tisch schien er wundervoll mit den Schüsseln nach einander beschäftigt, „ho troppo mangiato!“ rief er öfter aus und bei jeder Schüssel „bravissimo! eccellentissimo!“ Die Sache war, ich hatte ein Florentiner Diner, so gut ich konnte, nachgemacht. So hatten wir eine minestra ai vermicelli, maccaroni in allen Formen u. s. w. Ich fragte ihn, ob er nicht der glücklichste Mann in der Welt sei, da er jeden Tag so viel Ruhm und so viel Geld ernte. Er seufzte und sagte, er würde es sein, wenn nicht ein Ding da wäre, „i Ragazzi“, die kleinen Taugenichtse, welche in den Straßen hinter ihm her rannten. Abends nahm ich ihn mit in mein Boudoir: wir hatten ein tête-à-tête, in welchem er mir seine ganze Geschichte erzählte, aber in solch einer seltsamen, simpeln, italienisch geschwätzigen Weise, halb mit Zeichen, Blicken und Modulationen der Stimme, daß ich keine Idee davon auf dem Papier geben kann. Jedoch hier ist der Umriß. Sein Vater und seine Mutter hatten in sehr niederem Stand in Genua gelebt, hatten große Liebe für Musik gehabt — nicht mehr. Mit vier Jahren spielte er die Guitarre, und ohne Unterricht erhalten zu haben, sang er mit in allen Kirchen, und mit sieben Jahren componirte er so etwas wie eine Cantate. Dann nahm er die Violine und machte solche Fortschritte, daß sein Vater mit ihm von einer italienischen Stadt zur andern reiste, bis er die Aufmerksamkeit von Elise Bonaparte, damals Großherzogin von Toscana, auf sich zog und ihre Gönnerschaft gewann. Er wurde in ihre Familie gezogen und spielte beständig an ihrem glänzenden kleinen Hof. Dort verliebte er sich auch in eine ihrer Ehrendamen, welche ihm den Kopf verdrehte; er wurde, wie er sagte, pazzo per amore und fand, daß er mit seiner Geige seine Leidenschaft besser ausdrücken konnte als mit seinen Worten. Fräulein B— wurde sein Leitstern und seine Inspiration; aber sie hatten einen lauten Streit, sie zankten, wurden uneins und trennten sich. Eines Tages vertraute er in seiner Verzweiflung sein Elend der geliebten Violine an und ließ sie den Streit, gerade wie er sich ereignet hatte, wiederholen; er ließ sie fast die Worte articuliren. Mitten in diesem seltsamen Gespräch stürzte Fräulein v. B— in das Zimmer herein, schlug ihre Arme um seinen Hals und sagte: „Paganini, Ihr Genie hat gesiegt“. Es erfolgte ihre Versöhnung und sie bat ihn, diese Inspirationen der Liebe niederzuschreiben; er that es und nannte das Werk „il Concerto d'Amore“. Zufällig hatte er es auf dem Clavier der Großherzogin liegen lassen; sie sah, befahl ihm zu spielen, und der Dialog der beiden Saiten

Digitized by Google

hatte einen wunderbaren Erfolg. Später heiratete er eine Chorsängerin zu Triest, und sie war die Mutter seines kleinen Paganini, den er über alles liebte. Die Mutter, sagte er, verließ sie beide, und seitdem sei er nicht mehr empfänglich für die Reize der „belle Donne". Seine Violine war seine Geliebte. Während er mir all dies erzählte, rollte er seine Augen in der außerordentlichsten Weise und nahm einen Blick an, den man unmöglich beschreiben kann; in Wahrheit hatte er etwas dämonisches. Trotzdem schien er mir ein beschränkter Verstand, fast ein Idiot zu sein".

Ehe wir weiter gehen, um zum Schlusse dieses Lebens zu kommen, können wir uns nicht versagen, hier noch ein Stück irländischer Phantasie einzuschalten, welches das Tagebuch erhalten hat. Lady Morgan hatte einer alten Bettelfrau einen Sixpence gegeben. Dafür segnete sie diese und sagte: „Ach, möge der Herr Eure süßen Ehren segnen, und möge jedes Haar auf Ihrem Haupte eine Kerze, vier auf das Pfund, werden, Ihre Seele zur ewigen Herrlichkeit einzuleuchten!" Welch' eine phantasievolle Race das ist, setzt die Schreiberin hinzu; würde jemals ein Sixpence einen englischen Bettler zu solchem Ausruf gebracht haben! Wir müssen zu besserem Verständniß noch die Bemerkung hinzufügen, daß die Kerzen vier auf ein Pfund damals die beste Sorte im Gebrauche waren.

Im Jahre 1833 machten Sir Charles und Lady Morgan eine zweite Reise nach Belgien, um das neue Königreich kennen zu lernen, und gingen dann eine Strecke den Rhein hinauf. Die Resultate dieser Reise, namentlich die locale Anschauung der belgischen Städte, wurde zu einem Roman, „Die Beguine", verwendet. Acht Jahre später (1841) sahen sie auf ihrer letzten Reise nach dem Continent mehr von Deutschland. Lady Morgan gebrauchte die Kur in Kissingen, wo sie sich besonders von Freundlichkeit österreichischer Familien entzückt zeigt, und ging dann mit ihrem Gemahl, ganz im offenen Wagen, an den Neckar, das Neckarthal hinab, welches sie als das schönste Stück Land preist, das sie gesehen, und über Heidelberg nach Baden-Baden.

Als sie diese letzte Reise machten, hatten sie bereits einige Jahre früher ihre bisherige Wohnstätte Dublin mit London vertauscht. Sir Charles hatte es längst gewünscht, aber Lady Morgan hatte sich von ihrer Familie und der geliebten Heimatinsel, der sie in allen Beziehungen angehört und für die sie so viel gekämpft hatte, nicht trennen können. Allmälig aber mit dem nahenden Alter wurde das Reisen beschwerlicher, das Wechseln des Aufenthaltes lästiger, und sie sehnte sich inmitten der besten und geistigsten Gesellschaft zu sein, die sie einmal nicht entbehren konnte und die sie doch nur in London fand. So wurde denn 1837 die Uebersiedlung beschlossen und ausgeführt. Hier fand sie natürlich auch, was sie suchte, und die Tagebücher und die Briefe wissen mancherlei davon zu erzählen.

Sie kauften ein hübsches und im Grünen gelegenes Haus mit einem kleinen Garten und richteten es ganz nach Geschmack und Bedürfniß zu voller Behaglichkeit ein. Aber das alte Glück war nicht mit von Irland herüber gezogen in die neue Stätte, wenigstens wollte es sich nicht daran fesseln lassen. Die bereits

Digitized by Google

erwähnte Reise nach Deutschland ist wie der letzte Sonnenschein der letzte warme Sommertag dieses langen glücklichen Lebens. Fortan giebt es nur einen kurzen Herbst und einen ziemlich langen Winter. Auf einmal sehen wir ein paar Blätter fallen, die uns den Anfang vom Ende melden. Dann ist es, wie wenn die rauhen Herbststürme ihren Lebensbaum schütteln, so rieseln die Blätter herab, bis sie fast allein steht, die letzte von allen, an denen unser Interesse in diesem Buche hing.

Solchen Eindruck macht es uns, wenn wir die letzten hundert Seiten lesen. Ein Todesfall nach dem andern ist verzeichnet in dichter Reihe, und die Liebsten stehen obenan. Den Anfang macht 1842 ihre Nichte Olivia, die sie vor allen ins Herz geschlossen hatte. Dann folgt im nächsten Jahr Sir Morgan ganz unerwartet nach kurzem Krankenlager und alsbald ihre vielgeliebte Schwester Olivia Lady Clarke. Nun drängen sich der Dichter Campbell, Thomas Moore, Sir Clarke, Lord Melbourne (der ehemalige William Lamb), und viele andere Freunde und Freundinnen, deren Namen wir nicht weiter aufzeichnen wollen. Am tiefsten traf sie der Tod ihres Gemahles, mit dem sie ein Menschenalter fast untrennbar in glücklichster Gemeinsamkeit gelebt hatte. Sie hatten alles mit einander durchgemacht und getheilt, ihre Sorgen und Vergnügungen, ihre geistigen Arbeiten und Bestrebungen, ihre Lebensfahrten, ihre Liebe und ihre Abneigung. Nur selten waren sie die lange Zeit hindurch auf wenige Tage von einander fern gewesen.

Sie war tief erschüttert. Vergebens kamen ihre Freunde und Verwandte und entzogen sie der Trauerstätte. Als sie nach Ablauf des Sommers zurückkehrte, fühlte sie aufs neue die Einsamkeit und Oede und ging klagend durch die leeren Räume. Aber es lag nicht in ihrem Charakter, den Schmerz auch um den geliebtesten Todten zu hegen und zu pflegen wie ein Lieblingskind. Sie vergaß ihn nicht, aber „ich darf nicht daran denken", sagte sie und versuchte ihn abzuschütteln. Die Arbeit und die Gesellschaft halfen ihr darin. Mit ihrem beweglichen Geist wußte sie sich in der letzteren zu erhalten, obwohl sich dieselbe fast völlig um sie erneuerte. Selbst die Industrieausstellung von 1851, welche doch einer ganz anderen Zeit und ganz anderen Welt angehörte, als die ihrige war, verfehlte ihres mächtigen Eindrucks auf sie nicht.

Ununterbrochen setzte sie ihre litterarische Thätigkeit fort; das hohe Alter störte sie nicht darin. Wie uns eben die Memoiren ihrer Jugend zeigen, konnte sie, da sie schon die Siebenzig überschritten hatte, noch über all die Frische, die Lebendigkeit und die anmuthige Heiterkeit ihrer jungen Jahre gebieten. Der Geist hatte länger ausgehalten als ihr kleiner Körper, obwohl auch dieser mindestens das leistete, was gewöhnlichen Sterblichen beschieden ist. Nur die Augen zeigten sich in den letzten Jahren sehr schwach; sie fürchtete sogar das eine zu verlieren. Endlich kamen die Vorboten des Todes, wiederholte Krankheiten, von denen sie sich aber tapfer zu erholen schien. Auch einen stärkeren Anfall im April 1859 schien sie bereits überstanden zu haben, und sie wollte sich wieder zum Schreiben niedersetzen. Aber die Feder entfiel fast ihrer Hand vor Schwäche, sie rang peinlich um Athem. „Ist das

Digitized by Google

der Tod, Sidney?" fragte sie ihre Nichte. Er war es. Sie starb an eben diesem Tage, den 16. April.

---

* Von dem Gymnasiallehrer Dr Biermann ist soeben eine „Geschichte des Herzogthumes Teschen" erschienen, die zu den besten historischen Arbeiten zählt, welche in der jüngsten Zeit in Oesterreich veröffentlicht wurden. Wir kommen auf das Buch noch ausführlicher zurück.

---

* Das Juliheft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale" bringt Beiträge: „zur Geschichte Martin Schongauers", von Karl Schnaase, Bericht über „die mittelalterlichen Baudenkmale der Stadt Friesach in Kärnten", von A. Essenwein, über „Bartolomeo Montagna", von R. v. Eitelberger, und kleine Mittheilungen über „Lukas Cranach in Wien und Zistersdorf" — „ein neuentdecktes Wandgemälde der St.-Jakobs-Kirche zu Leutschau" und „das schwarze Madonnenbild in Alt-Oetting".

---

* Die Königinhofer Handschrift ist nun auch in die altgriechische Sprache übersetzt worden, und zwar von Prof. Saska in Prag, der auch die Grünberger Handschrift (Libušin soud) in dieselbe Sprache zu übersetzen beabsichtigt. Zwei Proben aus der ersteren theilt das neue Heft der „Museumszeitschrift" mit.

---

* Das Drama des ungarischen Dichters Emerich Madách „Die Tragödie des Menschen", welches von magyarischen Kritikern sehr hoch gestellt und auch vom „Mag. f. d. L. d. A." mit Auszeichnung besprochen wird, ist von Herrn Alexander Dietze in Pest ins Deutsche übersetzt worden. Die Uebertragung soll auf Subscription herausgegeben werden.

---

* Unter den Künstlerbiographien, welche in jüngster Zeit erschienen sind, nimmt Oppermanns „Ernst Rietschel" (Leipzig 1863, Brockhaus) eine hervorragende Stelle ein; wir können dieselbe dem kunstliebenden Publicum als eine eben so anziehende als lehrreiche Lectüre bestens empfehlen. Sie enthält eine Schilderung der Jugendzeit des verblichenen Meisters von seiner eigenen Hand aufgezeichnet und gewährt Einsicht in die Bildungsstätte des Künstlers. Die Schilderung der einfachen Lebensverhältnisse, aus denen Rietschel hervorgegangen ist, gehört mit zu dem besten, was wir in der deutschen Litteratur darüber besitzen. Oppermann, ein Verwandter Rietschels, hat bei seinem Buche eine Reihe von Aufzeichnungen und Tagebücher des Künstlers benützt, die von hohem Werthe für alle jene sind, welche sich für die Entwicklung desselben interessiren. Wien hat an dem Leben Rietschels noch ein ganz besonderes Interesse; es wurden vielfach Anstrengungen gemacht, ihn an die hiesige Akademie der bildenden Künste zu berufen. Ein Brustleiden, welchem derselbe endlich erlag, war es vorzugsweise, welches den Künstler abhielt, dieser Berufung Folge zu leisten. Dazu kam es, daß man ihm in Dresden eine Stellung bereitete, die den Künstler bleibend an sein Vaterland fesselte.

Digitized by Google

* Dr. C. B. A. Fickler, einer der geachtetsten Geschichtsforscher Badens, hat soeben einen Führer für Reisende „Heidelberg mit seinen Schlössern und Umgebungen", (Heidelberg bei Meder) herausgegeben, den wir als eine wahre Musterarbeit allen denen empfehlen können, die sich für Heidelberg interessiren. Das ziemlich ausführliche Büchlein — es umfaßt 127 Seiten — ist reich an interessanten historischen Daten, mit Plänen und Ansichten verziert und dabei so eingerichtet, daß es sehr bequem zu handhaben ist.

---

* Schon wiederholt haben Verleger den Redactionen litterarischer Zeitschriften das freundliche Anerbieten gemacht, ihnen die Mühe des Lesens und Kritisirens der Bücher zu erleichtern, wo nicht ganz abzunehmen, indem sie den „zur Besprechung" eingesandten Werken raisonnirende Anzeigen beilegten. Herr B. F. Voigt in Weimar, dessen Verlag nach Herrn Voigts Versicherung zu den „umfangreichsten und gesuchtesten im deutschen Buchhandel" gehört, hat sich das Verdienst erworben, die Sache in ein System zu bringen. Er offerirt den Zeitungsredactionen durch ein gedrucktes Circular alle neuen Erscheinungen seines Verlages „gleichviel ob solche einen Werth von 10 bis 15 Sgr. oder von 3 bis 4 Thaler haben (es ist die Möglichkeit!) zu beliebiger Verwendung (!) und wird sich nur erlauben, ein „auf die Schrift eingehendes aber kurzes Raisonnement" mitzuschicken, durch welches die Redactionen „aller und jeder Mühe, selbst erst für eine Besprechung sorgen zu müssen, überhoben werden". Natürlich müssen diese „eingehenden aber kurzen" und, wie sich vom Verleger erwarten läßt, höchst unparteiischen „Raisonnements" in den redactionellen Theil des Blattes aufgenommen werden. Eine recht erbauliche Vorstellung von der Aufgabe kritischer Organe hat der umfangreiche Verleger! Nach seinem Plane würden künftig die Kritiken von den Buchhändlern geschrieben und die Redacteurs hätten weiter keine Sorge, als die eingesandten Bücher „beliebig zu verwenden", d. h. beim Antiquar zu verkaufen. Welche Beleidigung in der Zumuthung eines solchen Verfahrens liegt, davon hat offenbar Herr Voigt keine Ahnung; aber glaubt er denn wirklich, das Lesepublicum werde sich lange durch solchen Unfug täuschen lassen?

---

* (Vom deutschen Büchermarkt.) Gegenüber den vielfachen novellistischen und dramatischen Bearbeitungen der Verschwörung Struensee's ist es von besonderem Interesse, auch einmal eine actenmäßige Darstellung dieser dänischen Bluthochzeit zu durchlesen. Als eine solche kündigt sich das von Jenssen-Tusch herausgegebene Werk: „Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt" an, das der dänischen Arbeit L. J. Flamands und anderen Quellenforschungen des Herausgebers sein Entstehen verdankt. — Ein archäologischer Versuch des gelehrten Schweden S. Nilssen hat eine Uebertragung ins Deutsche unter dem Titel: „Die Ureinwohner des scandinavischen Nordens" erlebt. — Ueber Geologie und Botanik des Nordens verbreitet sich ein Buch des Privatgelehrten Ernst Hallier auf Helgoland, „Nordsee-Studien" betitelt, auch für den Laien verständlich abgefaßt. — Der Phrenolog Scheve, der sammt seiner Lehre fast verschollen schien, taucht von Köthen her mit einem neuen Buche auf, „Phrenologische Reisebilder", das unter diesem sonderbaren Titel Bericht erstattet, mit welchen Schädeln er auf langjährigen Reisen in Berührung gekommen.

Prof. Raumer in Erlangen hat seine „Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften", unter welchen besonders die „Beiträge zur deutschen Rechtschreibung" (zuerst veröffentlicht in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien") Aufsehen erregten, als selbstständiges Werk erscheinen lassen. — Ernst Förstemann, der Herausgeber des großen

Digitized by Google

zweibändigen altdeutschen Namenbuches, hat sich mit gleichem Eifer der „Analyse der deutschen Ortsnamen" unterzogen und die Frucht dieser mehrjährigen Arbeit soeben zu Ende gebracht

Die classische „Clavierschule" von Lebert und Stark in Stuttgart ist nach Veröffentlichung der praktischen Theile jetzt zu der der theoretischen gelangt; der eben erschienene Band enthält eine Geschichte des Clavierspiels und der Clavierlitteratur, bearbeitet von C. F. Weitzmann. — Die edle Kunst des Boxens ist endlich auch in ein System gebracht von J. Happel, Fechtlehrer in Antwerpen; die deutsche Presse hat nicht versäumt, durch Uebertragung dieses Werkchens diesen besonderen Zweig der Turnkunst auch in Deutschland heimisch zu machen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Zu den so spärlich in der französischen Provinz auftauchenden neuen Büchern zählt die gerade in Nancy herausgekommene „Histoire du royaume d'Austrasie" von August Digot. In zwei Bänden behandelt dies Werk die Geschichte des 5. bis 8. Jahrhunderts. Der Verfasser scheint sorgfältige Quellenstudien gemacht zu haben und erklärt gleich in der Einleitung, daß er antigermanisch gesinnt sei, d. h. von der Ansicht ausgehe, die zwei fränkischen Stämme der Salier und Ripuarier wären nicht im Stande gewesen, Gallien, von dem sie einen großen Theil erobert hatten, zu halten, wenn nicht die fränkischen Könige von vornherein auf Ausrottung des Germanismus und Erhaltung des gallischen Wesens hingearbeitet hätten. Die französische Geschichtschreibung liebt es immer mehr, den Völkermischungsproceß des Mittelalters in Frankreich als eine Aufzehrung des fränkischen Elementes durch die Gallier hinzustellen. Die glückliche Völkerkreuzung, aus der die Glorie des heutigen Frankreich entstand, soll wo möglich ganz auf das gallische Element zurückgeführt und das Volk der Franken als eine von dem gallischen Magen verdaute Barbarenhorde dargestellt werden.

Ein für die litterarischen Beziehungen der nachnapoleonischen Zeit interessantes Buch erschien in Brüssel unter dem Titel „Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie avec oeuvres inédites de Victor Hugo, entre autres un drame: Iñez de Castro". Der Verfasser beginnt mit einer kurzen Geschichte der Familie Victor Hugo's und kommt dann allmälig auf dessen literarische Thätigkeit, über die er eine große Menge von mitunter recht unterhaltendem Detail gesammelt und verarbeitet hat. Die Entstehung der verschiedenen Gedichtsammlungen, Romane und Dramen, die Wandlungen in der politischen Anschauung Victor Hugo's, seine merkwürdigen Schicksale — alles das bietet um so mehr Interesse, je lebhafter noch der große Erfolg der „Misérables" uns im Gedächtniß ist. Wen wird es z. B. nicht interessiren, zu erfahren, daß Lamennais eine zeitlang der Beichtvater Victor Hugo's war, daß Ludwig XVIII. mit eigener Hand Victor Hugo's Oden mit Randbemerkungen versehen hat? Randbemerkungen, deren kritische Schärfe sich meistens gegen den Dichter kehrte und deren Bemäkeln sich fast auf alle Gedichte erstreckte, mit Ausnahme des einzigen, das den König selbst zum Gegenstand hatte und unter welches Ludwig XVIII. „Superbe" schrieb.

Das Buch schließt mit der Publicirung des „Ruy-Blas", die in den Anfang der vierziger Jahre fällt, ziemlich abrupt ab und stellt über die neuere Geschichte des exilirten Dichters ein späteres Werk in Aussicht. Hugo soll noch Folgendes zu ediren beabsichtigen: „Chansons des rues et des bois", „Légende des siècles, 2e partie", „La fin de Satan", „Dieu", alles Gedichte, und die Dramen „Torquemada" und „Les jumeaux".

Von Renans „Vie de Jésus" hat schon die dritte Ausgabe die Presse verlassen. Die zwei ersten Editionen waren jede in einem Tage vergriffen und in einer Woche

Digitized by Google

wieder neu gedruckt. Man hat in Paris lange keinen solchen Succeß eines Buches dieser Art erlebt.

---

* Wie bekannt, hat der Gemeinderath der Stadt Wien beschlossen, im südlichen Seitenchore des St.-Stephans-Domes drei Fenster mit Glasmalereien zu schmücken. Die Zeichnung des figuralischen Theiles wurde, wie die „Mittheilungen der k. k. Centralcommission" melden, dem Professor Führich übertragen, die Entwürfe zu der Anordnung des ornamentalen Theiles besorgte der frühere Dombaumeister L. Ernst, und die Ausführung der Glasgemälde der Künstler Geyling. Nachdem bereits zwei Fenster vollendet sind, sind nun auch in kürzester Zeit die Arbeiten für das dritte Fenster der Vollendung nahe.

Nekrolog.

Leopold Hannsmann.

Leopold Hannsmann, Redacteur der „Mor. Nowiny", ist, wie der „Mähr. Corresp." von Brünn 9. Juli meldet, am 7. Juli gestorben. Mit ihm scheidet eine Persönlichkeit von dem Schauplatze der slavischen Publicistik Mährens, welche unbedingten Anspruch auf dauernde Erinnerung hat. Wo sich das Grab über eine lange Reihe von Jahren eifrigen, redlichen und fruchtbaren publicistischen Wirkens schließt, dürfen wir erwarten, daß ihm auch jene Slaven Gerechtigkeit wiederfahren lassen, denen gegenüber er in den letzten zwei Jahren vermöge der politischen Haltung des officiösen Blattes in eine feindselige Stellung gerathen war, und wir hoffen, daß sie über dem Parteigegensatz seine unbestreitbaren Verdienste um die Hebung und Verbreitung der Culturbestrebungen in den slavischen Kreisen Mährens, namentlich auf dem flachen Lande, nicht vergessen und dessen gedenken werden, daß das Blatt „Morawské Nowiny" während des 12jährigen absolutistischen Regimes das einzige Organ war, welches belehrend, anregend und bildend auf die slavische Nationalität Mährens wirkte und daß seine Thätigkeit hier fruchtbar war.

Er war ein tüchtiger Redacteur. Er wußte immer einen populären Ton anzuschlagen und verstand es, bei seiner genauen Kenntniß des Charakters und der Verhältnisse seines slavischen Leserkreises, wirthschaftlichen, socialen und politischen Wahrheiten Durchgang zu verschaffen, und bewährte sich darin selbst unter den Schwierigkeiten, welche ihm die czechischen Blätter durch förmliche Aechtung und Interdicte seines Blattes in letzter Zeit bereiteten.

Sein politisches Programm war seine Ueberzeugung. Den Interessen seiner Nationalität rückhaltslos ergeben, war er ein viel zu gemäßigter und extremen Parteibestrebungen abholder Mann, um nicht gegen die Agitationen der czechischen Partei offen in die Schranken zu treten, welche, wie er sich selbst ausdrückte, „uns Slaven ins Verderben stürzt". Als Privatcharakter stand er musterhaft da. Ein langjähriges Lungenleiden hinderte ihn nicht, obwohl mit Unterbrechungen, seinem Berufe bis auf die letzte Zeit nachzukommen.

Bei der unläugbaren Befähigung und den Verdiensten, welche er sich auch um die Sache der Regierung erworben hatte, muß es als eine Seltsamkeit bezeichnet werden, daß man ihn als k. k. Bezirkskanzlisten beließ.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe am 8. Juli 1863.

Es werden der Classe vorgelegt: „Beiträge zur Kritik des L. A. Seneca" von dem correspondirenden Mitgliede Herrn Prof. Schenkl in Innsbruck.

Von Herrn Dr. Friedrich Müller, Docent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Wiener Universität und Amanuensis an der k. Hofbibliothek: „Beiträge zur Lautlehre der neupersischen Sprache. II"

Vorliegende Abhandlung schließt sich an eine im 39. Bande der Sitzungsberichte der philosophischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften abgedruckte gleichnamige an. Indem der Verfasser die dort gewonnenen Resultate erweitert und näher begründet, behandelt er darin weiter das Verhältniß der neupersischen Sprache zu den alten persischen Dialekten und schließt daran eine kurze Charakteristik der modernen Idiome (Tati, Talisch, Gilani, Mazanderani, Guebri ꝛc.) im Verhältniß zur neupersischen Schriftsprache.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 9. Juli 1863.

Das hohe k. k. Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußern übermittelt mit Zuschrift vom 28. Juni d. J. einen durch den k. k. Gesandten am portugiesischen Hofe Herrn Baron v. Lebzeltern eingesendeten Artikel des „Diario de Lisboa" über die Bereisung Angola's durch den österreichischen Naturforscher Dr. Friedrich Welwitsch, nebst einer darin erwähnten und vom Journal der Linnean Society of London veröffentlichten Beschreibung der von Dr. Welwitsch entdeckten merkwürdigen Gnetacee, so wie einem Exemplar der ebenfalls in jenem Artikel erwähnten Uebersicht der von Welwitsch zur letzten Londoner Ausstellung gesendeten Holzgattungen und medicinischen Ingredienzien.

Die Herren Professoren A. Winckler in Graz und H. Hlasiwetz in Innsbruck übersenden Dankschreiben für ihre Wahl zu wirklichen Mitgliedern, ebenso dankt Herr Dr. Heger für seine Wahl zum correspondirenden Mitgliede der Akademie.

Herr Prof. Dr. Friedrich Rochleder in Prag übermittelt eine Abhandlung: „Ueber die krystallisirten Bestandtheile der Rinde der Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum)."

Der Herr Contreadmiral Freiherr v. Wüllerstorf-Urbair übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Bemerkungen über die physikalischen Verhältnisse des adriatischen Meeres", worin nachgewiesen wird, daß für die ganze Ausdehnung der Adria eine Erweiterung bloß localer Beobachtungen, wie sie von Dr. J. R. Lorenz über den Quarnero veröffentlicht wurden, sehr nothwendig wäre.

Es werden der Reihe nach die Verhältnisse der Winde, der Meerestemperaturen, der Strömungen, der Ebbe und Flut und des Meeresleuchtens in der Adria in Betracht gezogen und dasjenige, was bisher theils bei den gebildeten Seeleuten des österreichischen Meeresgebietes überhaupt, theils nach den Ansichten des Verfassers als Gesetz und Erklärung jener Phänomene gilt, angeführt, wobei überall die Wichtigkeit weitergehender Forschungen sich herausstellt. Solche Arbeiten, deren Project skizzirt wird, würden außer den directen wissenschaftlichen Resultaten auch noch den Vortheil bieten, daß dadurch beobachtende Nautiker auf praktisch wissenschaftlichem Wege herangebildet würden.

Digitized by Google

Von Herrn Ferdinand Lippich, Assistenten der Lehrkanzel der Physik an der k. k. Prager Universität, ist eine Abhandlung: „Ueber die Natur der Aetherschwingungen im unpolarisirten und theilweise polarisirten Lichte", eingelangt.

Herr Prof. Dr. V. R. v. Zepharovich in Graz sandte eine Abhandlung: „Krystallographische Studien über den Idocras, mit 74 Abbildungen". Eine auf viele Beobachtungen basirte Bestimmung der krystallographischen Constanten dieses Minerales war um so wünschenswerther, als die vorhandenen Angaben, zum Theil aus älterer Zeit stammend, von einander nicht unbedeutend abweichen und weder eine größere Anzahl von Individuen einzelner Fundorte noch die wichtigsten der letzteren umfassen. In der jüngsten Periode hat nur Kokscharow sorgfältigere Untersuchungen über den Idocras angestellt, sie beziehen sich vorzüglich auf die russischen Krystalle; die älteren stammen von Kupffer und Haidinger. Abweichend von den anderen Forschern hat Breithaupt die Grundform für asymmetrisch-tetragonal erklärt und damit gewisse Anomalien optischer Erscheinungen in Verbindung gebracht. Haidinger führte die letzteren auf Structurverhältnisse zurück; die Prüfung der Winkelangaben Breithaupts bildete eine der Hauptaufgaben vorliegender Arbeit. Dieselbe bezieht sich in dem krystallographischen Theile auf die Localitäten: Monte Somma, Mussa, Zermatt, Pfitsch, Monzoni, Predazzo, Cziklova und Eker, von welchen an 140 Krystallen über 1900 Messungen vorgenommen wurden.

Es haben sich folgende Resultate ergeben:

1. Bezüglich der Axendimensionsverhältnisse lassen sich fünf verschiedene Typen unterscheiden, geltend für die Krystalllocalitäten:

a. Mussaalpe, grüne Krystalle;
b. Mussa, braune (manganhaltige) Krystalle. — Achmatowsk und Poljakowsk. - Rympfischweng bei Zermatt;
c. Findelen-Gletscher bei Zermatt. — Pfitsch. — Monte Somma;
d. Monzoni, braune Krystalle;
e. Eker in Norwegen.

Die größte Differenz gleichnamiger Kantenwinkel dieser fünf Typen beträgt $11^1/_2$ Minute.

2. An den grünen Mussa-Krystallen ist der Neigungswinkel der Basis zur Grundpyramide 37° 14' 31". Dieser Werth wurde aus 306 Messungen — welche sich auf sieben in verschiedenen Zonen gelegene Kanten vertheilen — abweichend von den bisherigen Methoden, berechnet.

3. Breithaupts Annahme der Asymmetrie dieser Krystalle hat sich durch die Untersuchung von achtzehn Individuen — welche unter 81 allein zur Entscheidung der Frage tauglich waren — als unrichtig erwiesen.

4. Am Idocras traten 46 verschiedene einfache Krystallformen auf, und zwar 22 tetragonale und 17 octogonale Pyramiden, die Endfläche und sechs Prismen. 24 von diesen Formen waren schon früher bekannt.

5. Die Umrisse der beim Fortwachsen der Krystalle sich anlagernden Theilchen sind an vielen Individuen nachzuweisen. Dieselben werden durch ihre Begrenzung und Anordnung zu bezeichnenden Merkmalen für die Flächen verschiedener Gestalten und die einzelnen Localitäten.

6. Die verschiedenen Localitäten werden überdies durch Eigenthümlichkeiten in der Ausbildungsweise der Combinationen und in den paragenetischen Verhältnissen charakterisirt.

7. Man hat den Idocras bisher an 96 Localitäten — von welchen mehrere Gruppen von Fundstellen repräsentiren — nachgewiesen. In geologischer Beziehung lassen sich dieselben in vier Hauptabtheilungen bringen.

Digitized by Google

Herr A. Tomaschek, k. k. Gymnasiallehrer, übergiebt die Fortsetzung seiner Abhandlung: „Studien über das Gesetz der Abhängigkeit der Entwicklung der Vegetation von der atmosphärischen Erwärmung". Diese Fortsetzung enthält thermische Constanten der Blüthenentwicklung. Es wird in derselben die Abhängigkeit des Eintrittes der Blüthenzeit der Baumarten von den Werthen der steigenden Tagesmittel aus der cumulativen Betrachtung der Beobachtungen über die Blüthezeit von 27 Baum- und Straucharten abgeleitet.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 1. Juli 1863.

Der Vorsitzende Herr Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl begrüßte den anwesenden rühmlichst bekannten Entomologen Dr. Fr. Fieber im Namen der Versammlung. Dankend erwiederte Herr Dr. Fieber diese Ansprache.

Der Secretär Herr Dr. H. W. Reichardt legte das soeben erschienene erste und zweite Heft des Jahrganges 1863 der Verhandlungen der Gesellschaft vor und theilte mit, daß dasselbe im Gesellschaftslocale erhoben werden kann.

Herr Fr. Brauer besprach eine von Dr. A. Gerstäcker aus Berlin eingesendete Beschreibung einer neuen Oestridenart (Aulacocephala badia) aus dem Kaffernlande.

Herr J. Juratzka legte eine von Herrn Dr. Milde eingesendete Mittheilung vor, in welcher nachgewiesen wird, daß Equisetum scirp. Mich. auch in Kärnthen vorkomme; diese Pflanze wurde nämlich von Wülfen an der Möll um Heiligenblut gesammelt.

Ferner berichtete Herr Juratzka über den von den Herrn Dr. Rabenhorst und W. Ph. Schimper ins Leben gerufenen Reiseverein für Kryptogamie, so wie über die von Herrn G. Zwanziger herausgegebenen Moose der österreichischen Alpenländer

Herr H. Zukal sprach über die Anatomie von Buxbaumia aphylla Schw.

Herr Dr. H. W. Reichardt theilte mit, daß er auf einem nach dem Neusiedler See unternommenen Ausfluge Sturmia Löselii in der Nähe des Neusiedler Bades fand.

Ungarische Akademie.

In der den 6. d. M. abgehaltenen Sitzung der ungarischen Akademie hielt der hochwürdige Herr Martin Nagy einen Vortrag über das Erziehungswesen der alten Perser und Aegyptier; dann wurde das Gutachten der Herren Greguss und Horváth über die vom Herrn Karl Péterfy zur Herausgabe eingesendete „populäre Philosophie" verlesen. Nach diesem Gutachten entspricht weder der Inhalt noch die Form den Erfordernissen der Akademie und das Manuscript wird dem Verfasser zurückgestellt werden. Schließlich wurde in Betreff der von der Fekésházy'schen Stiftung anzukaufenden Prämienbücher für die Gymnasien beschlossen, die Angelegenheit dem Herrn Notär zu übertragen.

Die archäologische Commission der ungarischen Akademie hat in einer dieser Tage abgehaltenen Sitzung den Beschluß gefaßt, daß gelegentlich der im September d. J. stattfindenden Versammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher eine archäologische Beschreibung von Pest verfaßt werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die öffentlichen Abgaben und Schulden.

Von Dr. Carl Freiherrn v. Hock.

(Stuttgart 1863, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XI und 378 Seiten. 8.)

Motto: Die Theorie als überflüssig erklären, heißt den Hochmuth haben, man brauche nicht zu wissen, was man sagt, wenn man spricht, und was man thut, wenn man handelt. Royer-Collard,

(Eine Selbstanzeige.)

I.

Das Motto spricht die nächste Veranlassung des Buches aus. Der Verfasser wollte Rechenschaft über die Grundsätze geben, nach denen er in seiner amtlichen Laufbahn handelte und die Handlungen Anderer beurtheilte. Allein ihn bestimmte noch ein anderes Motiv: Es giebt eine Reihe von Wissenschaften, und alle die sich mit dem Staat und dessen Einrichtungen beschäftigen, gehören in dieselbe, deren gründliches Studium den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, während ihr Gegenstand so tief in die Geschicke jedes Einzelnen eingreift, daß das Bedürfniß Aufklärung über ihn zu erlangen in weiten Kreisen sich fühlbar macht, und es wird darum zur Nothwendigkeit, daß von Zeit zu Zeit Bücher erscheinen, welche, aus dem Banne der Schule heraustretend, die letzten Ergebnisse der strengen Wissenschaft zum allgemeinen Verständnisse bringen. Insbesondere wenn mit der politischen Freiheit die Zahl derjenigen wächst, welche mitbestimmend in die öffentlichen Verhältnisse einzugreifen haben, oder wenn diese oder jene Staatseinrichtung, als angestrebt oder gehaßt, angegriffen oder vertheidigt, vor anderen in den Vordergrund tritt, fühlt sich der Forscher angeregt, diese Einrichtungen aufs neue zum Gegenstande seiner Studien zu machen und die Ergebnisse der letzteren in solcher Form zu veröffentlichen, daß sie jedem Denkenden zugänglich werden.

Die Berechtigung des eingangsgenannten Werkes liegt also in der Bedeutung, welche die öffentlichen Abgaben und Schulden in unseren Tagen erlangt haben, dem Umfange, in welchem das Bedürfniß nach Belehrung über diese Gegenstände gerade in dem Vaterlande des Verfassers rege geworden, und in der langen Zeit, die seit jener Epoche verstrichen ist, wo Männer wie Malchus und Nebenius, welche mit der wissenschaftlichen Auffassung die genaue praktische Kenntniß jener Verhältnisse verbanden, über dieselben das letzte entscheidende Wort gesprochen haben.

Digitized by Google

Unser Bericht über das Werk soll sich übrigens, getreu der Aufgabe einer Selbstanzeige, auf eine gedrängte Darstellung seines Inhaltes und auf die Hervorhebung jener Punkte beschränken, welche uns als ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der gegenwärtig recipirten Lehre erscheinen.

Der erste Abschnitt, *über die öffentlichen Abgaben* (S. 1 bis 264), beginnt mit der Begründung des *Besteuerungsrechtes* und der *Steuerpflicht*; beide beruhen theils auf dem corporativen Charakter des Staates, vermöge welchen dieser die gemeinsamen Bedürfnisse durch Beiträge der Staatsbürger decken darf, und theils auf dem Entgelt, welcher den vom Staate dem Einzelnen geleisteten Diensten gebührt. Aus dieser Begründung wird sogleich die *erste* und höchste *Regel* aller Besteuerung abgeleitet: „*Die Steuer muß gerecht sein*, gerecht in dem Sinne, a. daß nie mehr gefordert werde, als der Zweck des Staates, auf seinen strengsten Ausdruck zurückgeführt und mit den entsprechenden Mitteln angestrebt, rechtfertigt; b. daß keiner, dem ein Beitrag angesonnen wird, an und für sich und im Verhältnisse zu anderen Beitragleistenden in einem höheren Maße in Anspruch genommen werde, als er rechtlich verpflichtet ist, und c. daß sie dem Inhalte und der Form nach kein Sittengesetz und kein Recht des Volkes und des Einzelnen verletze".

Jeder dieser drei Sätze wird nun gesondert erörtert. An den Ausspruch Montesquieu's anknüpfend, daß man bei Bemessung der Steuern nicht bloß darauf zu sehen haben, was das Volk geben könne, sondern auch darauf, was es zu geben verpflichtet sei, wird sich gegen jede nicht durch den Staatszweck unumgänglich gebotene Ausgabe so wie gegen das Thesauriren erklärt, und es werden ausführlich jene staatswissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Ansichten widerlegt, welche man dem obigen Grundsatze entgegenzustellen pflegt: die Omnipotenz des Staates, der alle menschlichen Zwecke in sich aufzunehmen und darum für dieselben Steuern einzufordern berechtigt sei, die Ableitung alles Eigenthums aus der Staatsgewalt, welcher darum frei stehe einen beliebigen Zins für das Verliehene sich zu bedingen; die Anschauung, daß bei der Steuerzahlung das Geld bloß seinen Besitzer wechsle, aus den Händen des Steuerpflichtigen in jene des Staates, aus diesen in jene des Beamten, Arbeiters, Lieferanten komme und eine Einbuße nicht stattfinde, und jene, daß alle Steuern in die Classe der unfruchtbaren Ausgaben gehören, „im Augenblicke, wo der Pflichtige die Steuer bezahlt, ist sie für ihn verloren, und was der Staat ausgegeben, kehrt nicht mehr in die Gesellschaft zurück". Der Verfasser versucht auch (S. 6 bis 8) die Dienste festzustellen, auf welche der Staat sich zu beschränken habe und für deren Bestreitung allein er zur Steuerausschreibung berechtigt ist.

Ist zunächst der vom Staate geleistete Dienst der Grund seines Besteuerungsrechtes, so folgt daraus unmittelbar *die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Steuergesetze*. Jedermann, dem der Staat Dienste erwiesen, soll dafür die dem Dienst entsprechende Steuer entrichten. Leider steht der praktischen Durchführung dieses Grundsatzes die Schwierigkeit entgegen, die den verschiedenen Diensten des

Digitized by Google

Staates gleiche Steuerquote des Pflichtigen zu bestimmen, denn „der Staat ist wie die Atmosphäre, er umgiebt uns unablässig, Tag und Nacht, von der Wiege bis zum Sarge, und selbst über die Grenzen des irdischen Daseins hinaus; er trägt und wärmt uns, erhält uns Pulsschlag und Athem, und wirkt am gedeihlichsten, wenn wir seiner Gegenwart nicht gewahr werden; die Größe seiner Wirkung ist nie seiner momentan in die Erscheinung getretenen Masse angepaßt. Es ist also unmöglich, die Größe der Dienste, die dem Einzelnen der Staat leistet, und die Kräfte und den Kostenaufwand zu berechnen, den diese Dienste dem Staate verursachen. Aber selbst da, wo die Dienste des Staates der Wirkung und dem Arbeitsaufwande nach ganz gleich bewerthet sind, ist die Lage derjenigen, denen sie geleistet werden, allzu ungleich, um den gleichen Entgelt als gerecht und billig erscheinen zu lassen; den einen würde der geforderte Lohn erdrücken und ihm den vom Staate erhaltenen Vortheil zu Grunde richten, der andere würde leicht viel mehr als das Verlangte zahlen."

Dessenungeachtet bemüht sich der Verfasser durch die Analyse der vom Staate geleisteten Dienste zur Bestimmung der denselben entsprechenden Ur- oder Fundamentalsteuern zu gelangen, welche theils unmittelbar, theils in den Umformungen, welche sie erfahren, als die allein zu rechtfertigenden öffentlichen Abgaben erscheinen. Sein Gedankengang ist folgender:

„Es sind die Dienste des Staates dreifacher Art. Wer im Staate lebt, genießt des Schutzes seiner Person, erfreut sich der prophylaktischen Fürsorge des Staates für Sicherheit und Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheitspflege, hat Antheil an Ruhm und Ehre der Nation, und sieht sich die Möglichkeit eröffnet, wenn er erwirbt, auch diesen seinen Erwerb, wenn er etwas benöthigt, was der Thätigkeit des Staates angehört, dieses sein Bedürfniß unter den Schutz des Staates zu stellen. Alle diese Vortheile genießt jeder ohne Unterschied, reich oder arm, vornehm oder gering."

„Wer im Staate etwas besitzt oder erwirbt, genießt des staatlichen Schutzes auch für seinen Besitz oder Erwerb und ihm fließen überdies die Vortheile zu, welche ein wohl geordneter und verwalteter Staat auf die Steigerung aller Werthe übt. Der Werth jenes Schutzes und dieser Vortheile läßt sich nicht nach dem Kraft- und Kostenaufwande des Staates schätzen, weil es an jedem Maßstabe zur Berechnung der Quote fehlt, die von jenem Aufwand auf die den Einzelnen betreffenden Acte entfällt, und die allein anwendbare Grundlage der Bewerthung bleibt daher der Nutzen, den sie dem Besitzer oder Erwerber gewähren. Dieser Nutzen hängt von dem Werthe der besessenen oder erworbenen Sache und dieser Werth von der Größe des Einkommens oder des von dem Eigner diesem Einkommen vorgezogenen Genusses ab."

„Die Dienste, die bisher besprochen wurden, sind solche, die theils dem Bürger gleiche Vortheile gewähren, theils so wenig gesondert hervortreten und in ihrer Intensität so wenig verschieden sind, daß einzig und allein die Größe des gesammten der Dienste des Staates gewärtigen Besitzes der Maßstab ihrer Abschätzung

Digitized by Google

sein kann; allein es giebt Dienste des Staates, durch welche der Einzelne Vortheile erlangt, die einem Andern nicht zu Theil werden oder die sich so genau absondern lassen, daß ihr Kostenwerth mit ziemlicher Genauigkeit ermittelt werden kann, oder die durch ihre Intensität vor allen anderen ähnlichen Dienstleistungen hervortreten. Die Ertheilung von Titeln und Würden, geistlichen oder weltlichen Beneficien, Erfindungs- und Marktprivilegien, die Benützung von Hafenwerken und Leuchtthürmen, Straßen und Brücken, Canälen und Ueberfuhren, Cultus-, Schul- und Rechtsanstalten sind hier besonders namhaft zu machen."

Hiedurch erscheint eine Personal-, eine Einkommensteuer und ein Complex von Entgelten für besondere Dienste begründet. Die beiden ersteren „gleichen der Jahresbestallung, welche man dem Arzt oder Anwalt reicht, um sich seine Hülfe vorkommenden Falls zu sichern und die das Minimum des Bedarfes nicht überschreitenden Leistungen zu belohnen, die letzteren hingegen dem Honorar, das man jenen Männern für ihre Bemühungen jenseits dieses Minimalmaßes gewährt".

Der Verfasser behandelt hierauf in Kürze die Cumulirung der Steuern, die Besteuerung der im Staatsgebiete besitzenden und erwerbenden Fremden und der außerhalb des Staatsgebietes besitzenden und erwerbenden Staatsangehörigen und bespricht etwas ausführlicher, wie eine Steuer auch wegen der gegen das Sittengesetz verstoßenden Wahl des Steuerobjectes oder wegen der nicht verfassungsmäßigen Form der Steuerausschreibung ungerecht werden könne. Hiemit wird der Uebergang zu dem Rechte und der Pflicht der Volksvertretung auf die Steuerbewilligung und die so zweifelhafte Frage der Steuerverweigerung gebahnt.

Den Schluß des Abschnittes über die Gerechtigkeit der Steuer bildet die Betrachtung, „daß die Steuer nicht ausschließend den Charakter eines Entgelts für die vom Staate geleisteten Dienste an sich trägt, sondern daß sie, von freien Männern frei bewilligt und im Bewußtsein der erfüllten Pflicht bezahlt, sich über die Sphäre des Lohns erhebt und zu einem der Erhaltung des großen Ganzen, welchem der Steuerpflichtige angehört, gewidmeten Beitrag wird. An die Steuerentrichtung in diesem Sinne knüpft sich daher ein gewisser bürgerlicher Stolz und eine staatliche Ehre, die um so kräftiger in den Vordergrund treten, je klarer die Steuerzahlung nicht als ein Act des Zufalls oder als Entgelt eines erhaltenen besonderen Dienstes, sondern als Erfüllung einer unmittelbaren Aufforderung erscheint und die Steuerquote aus eigenen Mitteln ohne Vorbehalt des Ersatzes durch Andere entrichtet wird. Es ist darum keine Zufälligkeit, sondern eine strenge Folge aus der Idee des Staates, daß von jeher mit der directen Leistung für den Staat, der Heeresfolge oder der directen Steuer, politische Berechtigungen, die volle politische Freiheit, die Abstimmung in der Gemeinde und im Staate verbunden waren."

Der zweite oberste Grundsatz aller Besteuerung ist mehr ein logischer, er bezieht sich auf die Kundmachung der Steuer im Steuergesetz und fordert strenge Folgerichtigkeit, inneren Zusammenhang, volle Bestimmtheit, Vollständigkeit, Verständlichkeit und Klarheit desselben. In einem Detail, das man bisher in den

Digitized by Google

Darstellungen der Finanzwissenschaft vermißte und das nur die Praxis an die Hand zu geben vermochte, werden alle die Factoren der Besteuerung aufgezählt (S. 27 bis 29), über welche jedes Steuergesetz sich auszusprechen hat.

Der dritte Grundsatz der Besteuerung ist der volkswirthschaftliche; auch er enthält, gleich dem ersten, drei Theilsätze: a. die Steuern dürfen nie eine höhere als eine verhältnißmäßig kleine Quote des freien Einkommens des Volkes in Anspruch nehmen, b. sie müssen auf solche Weise eingehoben werden, daß die Last des Volkes möglichst mit dem Nutzen des Staates zusammenfällt, und sie dürfen c. nicht dem wirthschaftlichen Fortschritte hinderlich sein, das ist: nicht das Ergreifen neuer Beschäftigungen, Stoffe, Hilfsmittel, Methoden, Märkte, die Concurrenz und Association und die freie Benutzung des Capitals erschweren.

Der erste dieser Theilsätze scheint dem Principe zu widersprechen, daß die Steuern nach der Größe der vom Staate geleisteten Dienste zu bemessen seien, allein der Widerspruch ist nur scheinbar, denn eben bei den Diensten ist zu erwägen, ob, wenn sie Steuern erheischen, welche das von der Volkswirthschaft gewollte Maß überschreiten, sie nicht besser unterlassen werden. In der Regel ist sich für die Unterlassung zu entscheiden, allein der Staat darf nicht vergessen, daß das Gedeihen der Volkswirthschaft nicht sein einziges Ziel sei; er muß sich erkühnen, sie in großen Augenblicken dem Bestande, der Unabhängigkeit, der Ehre des Volks, der Sittlichkeit und dem Rechte zu opfern. In manchen Fällen ist sogar eine solche Alternative nicht vorhanden, und die hohe in das Volksvermögen einschneidende Besteuerung liegt im Interesse der Volkswirthschaft, denn oft ist es räthlich, durch das Opfer eines kleinen Theiles des Vermögens den großen Rest zu retten oder Einkommen und Capital an eine gewinnreiche Unternehmung zu wagen. „Mit dem Hausgute der makedonischen Könige hat Alexander das Weltreich der Perser erkauft."

Aus dieser Regel hat man die Forderung abgeleitet, daß die Steuer auch bei jedem Einzelnen nur einen Theil seines freien Einkommens betragen dürfe. Es ist dies aber nur bei der Personal- und bei der Einkommensteuer der Fall und bei der letzteren nur mit der Beschränkung, daß, wenn es dem Steuerpflichtigen belieben sollte, aus seinem Vermögen statt des Einkommens Genüsse anderer Art zu ziehen, wenn er den Acker in einen Park, das verzinslich angelegte Capital in eine kostbare Zimmereinrichtung umgestaltet, der Staat berechtigt sei, diese Genüsse auch fortan als das zu behandeln, was sie vertreten, als freies Einkommen. Die entgegengesetzte Maxime würde den Gewerbfleiß bestrafen und der unthätigen Genußliebe eine Steuerprämie gewähren. Die Steuern für besondere Dienste richten sich zunächst nach den Kosten dieser letzteren und nicht nach dem Einkommen derer, denen der Dienst geleistet wird. Daß übrigens die Entgelte für besondere Dienste nicht anders als mäßig sein können, ergiebt sich schon daraus, daß sie nicht der volle Ersatz der Kosten der Dienste, für die sie gefordert werden, sein sollen, und daß, je nützlicher diese Dienste sind, desto mehr es im Interesse der Volkswirthschaft liegt, daß sie wirklich von Vielen benützt, also durch die Mäßigkeit des Entgelts Vielen

Digitized by Google

zugänglich gemacht werden. „Kein Staat wird durch hohe Gerichtskosten und Schulgelder das Recht und die Wissenschaft zum Monopol der Reichen gestalten wollen."

Hohe Steuern widersprechen aber auch dem zweiten der oben erwähnten Theilsätze, weil sie den Schmuggel, den verderblichsten unter allen den Uebelständen hervorrufen, welche dazu beitragen, den Steuerertrag des Staates weit unter die Steuerlast des Volkes herabsinken zu lassen. Der Schmuggel, die zu seiner Bekämpfung angewendeten Controlen, welche ihrerseits wieder so sehr beitragen, auch den redlichen Verkehr zu erschweren und dergestalt die mit der Steuerentrichtung verbundene Last zu erhöhen, und die in einer untreuen, verschwenderischen, nachlässigen oder ungeschickten Verwaltung liegenden Uebel werden hierauf ausführlich, gesondert und in ihrer Wechselwirkung und zugleich mit den Mitteln zu ihrer Beseitigung, der Reform der Verwaltung und des Steuersystems, abgehandelt. Es ist dieser Abschnitt des Buches reich an belehrenden praktischen Bemerkungen über die Organisation der Steuerverwaltung, die Steuercontrolen, -Privilegien, -Strafen, -Executionsmittel.

Zurückschreckend vor den Schwierigkeiten und Kosten der Umlegung und Einhebung der Steuern, hat die Finanzverwaltung manche Auswege ergriffen, sich dieser Last zu entledigen. Sie begnügt sich mit einer bestimmten Steuersumme und überläßt die Vertheilung dieser Summe unter die einzelnen Steuerpflichtigen dem Complexe derselben oder eigenen Pächtern, oder sie bestimmt zwar die Quote des einzelnen Steuerschuldners, überläßt aber die Einhebung derselben eigenen Privatunternehmern gegen einen vereinbarten Entgelt ihrer Mühe. Hieraus entspringt die Eintheilung der Abgaben in Auftheilungs- und Umlagesteuern (impôts de répartition et de quotité), und die verschiedenen Arten der Steuereinhebung in Staats- oder Privatregie, durch Verpachtung oder Abfindung. Alle diese verschiedenen Formen werden einzeln abgehandelt.

Den Uebergang zur dritten volkswirthschaftlichen Regel, daß die Steuer nicht den wirthschaftlichen Fortschritt hindern dürfe, bildet die nur allzu wahre Bemerkung, daß es selten fiscalische Rücksichten waren, durch welche die Steuer ihren gegenvolkswirthschaftlichen Charakter erhielt, die nothwendige Rücksicht auf einen reichlichen und nachhaltigen Ertrag wirkte verbessernd ein. „Weit nachtheiliger zeigten sich verkehrte volkswirthschaftliche Ansichten und politische Vorurtheile. Wir erinnern an die Prohibitionen und prohibitiven Zölle, die Belastung der fremden Schifffahrt, die Abzugsgelder und die Luxussteuern in dem Sinne, den Aufwand zu hindern und zu bestrafen oder den Unterschied der Stände auch nach außen hervortreten zu lassen."

Als volkswirthschaftlich schädlich werden auch die Naturalleistungen und die persönlichen Dienste, unter letzteren insbesondere der zwangsweise Militärdienst. nachgewiesen.

Auch die drei Ursteuern, welche sich vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus empfahlen, werden auf Grund der drei volkswirthschaftlichen Regeln einer Prüfung

Digitized by Google

unterzogen, und hiebei erheben sich sowohl gegen die Personal- als gegen die Einkommensteuer wichtige Bedenken.

Die Personalsteuer soll ihrer Begründung nach für alle Steuerpflichtigen gleich und so niedrig bemessen sein, daß sie selbst bei jenen, die nur ein geringes freies Einkommen beziehen, dasselbe nicht ganz verzehrt und noch weniger die Substanz, bestehe dieselbe in einem materiellen oder in einem geistigen Capital, angreift. Diejenigen, die gar kein freies Einkommen beziehen, sind selbstverständlich steuerfrei. Kinder und Greise sind ebenfalls auszuscheiden, denn sie gehören in der Regel nicht in die Reihe der Erwerbenden, ihr allfälliger Verdienst wird durch die Kosten ihrer Erhaltung mehr als aufgewogen. Wegen des geringen Ausmaßes und der vielen Befreiungen kann der Gesammtertrag der Steuer nur ein geringer sein; wegen der vielen wenig bemittelten Steuerpflichtigen, bei denen ein freies Einkommen bald vorhanden ist, bald nicht, wird sie trotz des geringen Ausmaßes leicht hart und ungerecht; eben deßhalb und wegen der großen Zahl der Steuerpflichtigen, verglichen mit der kleinen Steuerquote, ist ihre Einhebung sehr kostspielig; wegen der Gleichheit der Steuer für Reiche und Arme wird sie leicht als eine Bedrückung der Armen erscheinen und ein Gegenstand des Volkshasses.

Die Einkommensteuer scheitert häufig an der Schwierigkeit der Ermittlung ihrer Grundlage, des reinen freien Einkommens. Ein fiscalischer Vorgang, Controlen, wie sie geradezu der dritten unserer volkswirthschaftlichen Regeln entgegen wären, oder die breiteste Bahn für den Unterschleif, im Widerspruch mit der zweiten jener Regeln, und zugleich die schreiendste Ungerechtigkeit, indem nämlich jene Steuerclasse, welche sich der Einkommensermittlung nicht entziehen kann, wie die Besoldeten und die Besitzer von auf ihre Namen lautenden Renten, die volle Abgabe und alle Anderen nur einen Theil derselben entrichten — das sind die Klippen, die sich selten umschiffen lassen. Jedenfalls wird die Einkommensteuer eben wegen ihres geringen Ausmaßes und der Leichtigkeit, sich ihr zu entziehen, nirgends so viel tragen, daß sie als die Hauptsteuer des Landes wird betrachtet werden können. Endlich, selbst wenn alles dies anders wäre, bleibt eine Ungerechtigkeit anderer Art unvermeidlich: das aus dem Lande gezogene Einkommen der Fremden, oft sehr beträchtlich, und dessen Besteuerung vollkommen gerechtfertigt erscheint, entzieht sich ganz der Abgabe, denn, wie sie zur Steueransage auffordern, wie deren Richtigkeit constatiren?

Aus diesen Gründen und nachdem viele Details der Einkommensteuer, die Art der Besteuerung von Leibrenten, der festzuhaltende Unterschied in der Belastung der materiellen und der geistigen Capitalien, der nothwendige Abzug zur Erhaltung der bei jeder Capitalverwendung erforderlichen persönlichen Thätigkeit, die Fernhaltung höherer Steuersätze bei größerem Einkommen (der progressiven Einkommensteuer) erörtert worden sind, erklärt der Verfasser die Thatsache, daß die erwähnten zwei Steuern nur in wenigen Ländern, in einer sehr untergeordneten Stellung oder nur ausnahmsweise als ein vorübergehendes Auskunftsmittel oder nicht in voller Reinheit bestehen und, während sie doch nach der Theorie den ganzen Begriff

Digitized by Google

der Steuer erschöpfen, allenthalben neben ihnen und ohne sie eine Unzahl anderer Steuern des verschiedensten Inhalts und der verschiedensten Namen eingeführt ist, und er bemüht sich zugleich, die große Mehrzahl der bestehenden Steuern aus den drei Ursteuern dialektisch abzuleiten:

1. Man verzichtet auf die Personalsteuer, aber belegt die Gegenstände des allgemeinen Verbrauches und Gebrauches. Wird dadurch der Unmäßige härter belegt, so trifft ihn nur die Strafe seines wirthschaftlichen Unrechtes; zahlt der Reiche bei seinem größeren Lebensaufwande gleichfalls etwas mehr, so erscheint auch dies als die Besteuerung eines das Einkommen ersetzenden Genusses gerechtfertigt.

2. Aus dem gerade erwähnten Motive der Belegung der das Einkommen ersetzenden Genüsse der Reichen ist auch die Besteuerung der ausschließlichen Genüsse der letzteren gerechtfertigt, z. B. der Wohnungen von einem gewissen Miethwerthe aufwärts, der Dienerschaft, der Luruspferde und Luruswägen, gewisser feiner Eßwaaren u. dgl.

Die Ziffer 1 und 2 angedeuteten Steuern kann man mit dem allgemeinen Namen Verbrauchsabgaben bezeichnen, sie umfassen eigentliche Verbrauchs- oder Verzehrungs-, Gebrauchs- und Lurussteuern.

3. Um die Schwierigkeit der Ermittlung des Einkommens in seinen verschiedenen Stadien als rohes, reines und freies Eigenthum zu umgehen, hält man sich an die einzelnen materiellen Quellen des Einkommens, das Grundstück, das Gebäude, das Geldcapital, das Gewerbe, das Amt oder den Dienst, wählt aus diesen gewisse Elemente aus, nach welchen sich die Größe des Einkommens zu richten pflegt oder ermittelt aus denselben durch mehr oder minder annähernde Schätzungen das durchschnittliche mittlere oder kleinste reine — aber nicht das freie — Einkommen und benützt jene Elemente oder diese Durchschnitte als Grundlage der Besteuerung; hiedurch bekommt man die Ertragssteuer (die Grund-, Haus-, Capital- oder Renten-, Gewerbe-, Besoldungssteuer).

4. Statt das gesammte Jahreseinkommen zu treffen, begnügt man sich die Steuer dann einzuheben, wenn die einzelnen rentetragenden Sachen oder Rechte erworben werden. Das Steuerausmaß steigt selbstverständlich, je nachdem ein zeitweiliges oder bleibendes Recht, eine bewegliche, ihren Eigenthümer in der Regel oft wechselnde oder eine unbewegliche Sache erworben wird und je nachdem endlich die Erwerbung eine entgeltliche oder eine unentgeltliche ist. Hieraus entstehen, da es sich um Abgaben vom Erwerbe handelt, die von jedem einzelnen Acte zu entrichten sind, Erwerbs- oder je nach der Verschiedenheit der Acte Veränderungs- oder Uebertragungs-, Erbschafts- und Schenkungsgebühren

5. Das Einkommen der Fremden, insoweit es nicht durch die unter Ziffer 3 und 4 erwähnten Abgaben besteuert erscheint, belegt man durch den Zoll.

6. Diesen Abgaben fügt man eine Art Einkommensteuer für jene Zweige des Einkommens bei, welche durch die Ziffer 3 und 4 erwähnte Besteuerung der Elemente, aus denen auf die Größe des Einkommens geschlossen werden kann, und

Digitized by Google

durch die Erwerbsgebühren nicht hinlänglich getroffen erscheinen; auch pflegt man derselben die Besoldungssteuer einzureihen.

7. Den Schluß bilden die Entgelte für besondere Dienste, als die Taxen für Verleihung besonderer Rechte und Privilegien, die Gerichts- und Verwaltungsgebühren und die Abgaben für die Benützung gewisser öffentlicher Anstalten und Unternehmungen.

Es werden auch die Steuerzuschläge, die verschiedenen anderweitig versuchten Ableitungen und Eintheilungen der Steuern, namentlich die gebräuchliche Unterscheidung der directen und indirecten Steuern besprochen und es wird sodann auf die Darstellung der so wichtigen Ueberwälzung der Steuern übergegangen

Es ist hier wieder einer der Punkte, wo der Verfasser wesentlich und nach unserem Urtheile zum Nutzen der Wissenschaft von allen bisherigen Auffassungen der Sache abweicht.

Er geht davon aus, daß für den Steuerpflichtigen die Steuer, je nach ihrer Beschaffenheit, ein Theil: a. der Productionskosten der durch die Steuer getroffenen Erzeugnisse, b. der allgemeinen Regieauslagen, c. der Kosten des Lebensunterhalts oder d. eine Last des freien Einkommens ist.

„In den beiden ersten Fällen (a. und b.) ist es eine natürliche Wirkung des Verkehrs, daß in der Regel und auf die Dauer dem Steuerpflichtigen die Steuer von den Abnehmern der Waare in vollem Betrage vergütet wird, denn da die Steuer nach der Voraussetzung eine allgemeine ist, kann kein Erzeuger im Lande die Waare wohlfeiler geben, als um die Productionskosten mit Zuschlag der Steuer, nur muß der Erzeuger gegen das Zuströmen fremder, gleich wohlfeiler, jedoch geringer besteuerter Waaren geschützt sein. Wer also die Waare kaufen will, muß im Preise die Steuer mitzahlen. — Man sagt freilich, Bedarf und Angebot seien gleich geblieben und die Waare habe nicht am Gebrauchswerthe gewonnen, der Preis könne daher nicht steigen; allein weil das Verhältniß der Nachfrage zum Angebot gleich geblieben, kann der Preis nicht unter das Minimum der Erzeugungskosten, zu welchen die Steuer gehört, hinabsinken, und endlich gewinnt jede Waare durch die Steuer, wenn diese gut verwendet wird — eine Voraussetzung, welche allein eine Steuer rechtfertigt — wirklich am Werthe, durch Verbesserung der Communicationen, Sicherheit des Marktes, Erhöhung des Wohlstandes und des Credits der Käufer.“ Diese Ueberwälzung ist eine vom Steuergesetze gewollte.

„Was von den Auflagen auf die Erzeugnisse und die Betriebselemente der Erzeuger gesagt worden, gilt vollkommen auch von den Steuern auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse derselben und in weiterer Beziehung auch ihrer Arbeiter.“

„Ganz anders verhält es sich mit den Abgaben, welche nicht nothwendige Genüsse der Erzeuger und Arbeiter treffen. Der Steuerpflichtige wird wohl versuchen, sie in seinen Erzeugnissen und Diensten wieder hereinzubringen, allein in der Regel, d. i. so lange nicht die Nachfrage über das Angebot das Uebergewicht hat, gelingt ihm dieses Streben nicht, eben weil jene Genüsse nicht im nothwendigen Zusammenhange mit dem Kostenpreise der Waaren und Dienste stehen.“

Digitized by Google

„Die Steuer vom freien Einkommen der Erzeuger und Arbeiter ist auf die Abnehmer ihrer Erzeugnisse und Dienste nicht überwälzbar, so wenig als das freie Einkommen selbst, das Gleichgewicht des Marktes vorausgesetzt, auf Kosten jener Abnehmer sich erhöhen läßt."

Der hier dargestellten Art der Ueberwälzung der Steuern in der Richtung nach vorwärts vom Erzeuger oder Arbeiter zum Consumenten oder Uebernehmer, steht die Ueberwälzung nach rückwärts, in der Richtung vom Consumenten oder Uebernehmer zum Erzeuger oder Arbeiter entgegen. Man kann die erste Art der Ueberwälzung die Fort- und die zweite die Rückwälzung nennen.

Dem Erzeuger einer besteuerten Waare bietet sich nämlich behufs der Ueberwälzung der Steuer auch der Versuch dar, sie auf die Verkäufer der Grund- und Hülfsstoffe seines Erzeugnisses oder auf seine Gehülfen und Arbeiter durch Verminderung des ihnen bisher bezahlten Preises oder Lohnes zu übertragen. Das Steuergesetz hat es allerdings nicht gewollt, allein die Gerechtigkeit und die Gesetze des Verkehres sprechen nicht dagegen. Die Steuer auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse der Erzeuger wird diese zur Entsagung auf manche, wenn auch unversteuerte entbehrliche und endlich, wenn die Noth dazu zwingt, selbst auf bis dahin für nothwendig gehaltene Genüsse veranlassen; die Wirkung ist eine theilweise Rückwälzung der Steuer auf die Erzeuger der betreffenden Genußmittel. Die Steuer auf überflüssige Genüsse und auf das freie Einkommen würde die Rückwälzung auf die Erzeuger aller der Genußmittel, die jenen Genüssen dienen und aus dem freien Einkommen angeschafft zu werden pflegen, am leichtesten und im größten Maßstabe gestatten, eben weil es sich um entbehrliche Dinge handelt, die man entweder um den den Einkommensverhältnissen zusagenden Preis oder gar nicht kauft. Allein so weit es sich um die Genüsse der Wohlhabenden und Reichen handelt, kann es sehr leicht sein, daß diese lieber auf einen größeren Theil des Einkommens als auf jene Genüsse verzichten, und insoweit ihr Einkommen besteuert ist, würden die einzelnen Steuerpflichtigen zum Objecte ihrer Ersparniß so verschiedenartige Gegenstände wählen, daß die Gesammtwirkung auf jeden einzelnen Gegenstand eine verschwindend kleine sein würde.

Endlich giebt es außer der Ueberwälzung der Steuer auf andere Steuerpflichtige noch eine andere Art, sich der Steuer ganz oder zum Theil zu entledigen: man könnte sie die Abwälzung nennen; die Steuer wird nicht auf andere Steuerpflichtige übertragen, sondern einfach nicht gezahlt. Auch die Abwälzung tritt in zwei Formen auf, so tadelnswerth und verderblich die eine, so lobenswerth und volkswirthschaftlich nützlich die andere. Die Abwälzung in jener ersten Form ist der Schmuggel, in der zweiten Form, wir wollen sie Abwälzung im engeren Sinne nennen, wird die Steuer auf irgendein unpersönliches Element übertragen, so daß sie in ihren Wirkungen auf das Volkseinkommen ganz verschwindet.

Eine Abwälzung dieser Art ist bei allen Steuern mit Ausnahme der Einkommensteuer durchzuführen. „Sie erfolgt dadurch, daß man, wo die Steuer auf

Digitized by Google

die Waare nach einem oder dem anderen Elemente der Erzeugung, z. B. nach der Menge der verwendeten Stoffe oder der verwendeten Hülfsarbeiter, sich richtet, aus diesen Elementen den möglichst größten Ertrag zu ziehen sucht, mit anderen Worten: die Steuer zu einem immer geringeren Percente der Erzeugungskosten macht. Richtet sich die Steuer nach Menge und Qualität des Erzeugnisses, so muß man Stoffe, Werkzeuge, Maschinen, Erzeugungsmethoden verbessern, die Arbeit zweckmäßiger organisiren, mit anderen Worten: die Kosten der Steuer durch Verminderung der anderen Kosten der Erzeugung decken. Die Steuer auf die Genüsse erscheint abgewälzt, wenn sie durch thätigere und intelligentere Arbeit bezahlt wird Eine andere Art Abwälzung, die sich auf alle die genannten Steuern bezieht, findet statt, wenn die Landeserzeugnisse mit Vortheil ins Ausland verkauft werden. Durch diese Abwälzung bleibt dem Volke der durch die Steuer erkaufte Nutzen, die Macht, der Einfluß des Staates nach außen, Freiheit, Ordnung, Ruhe und gedeihliche Entwicklung im Innern, während die Kosten derselben sich vermindern und auf hundert Wegen wieder hereingebracht werden".

Neben diesen Hauptfragen werden auch die hier so wichtigen Details behandelt, unter welchen Umständen allgemein oder partiell für längere oder kürzere Zeit die Ueberwälzung unterbleibe, über die Ueberwälzbarkeit der Steuer von der sogenannten Grundrente oder überhaupt von jedem auf besonderen natürlichen Vorzügen beruhenden Einkommen (S. 101 bis 105), und es wird endlich darauf hingewiesen, wie auch in demjenigen, auf welchen die Steuer von dem ursprünglich Pflichtigen übertragen wird, ein gleiches Streben, der ihm zugewälzten Steuerquote sich zu entledigen, erwachen und nach denselben Gesetzen sich verwirklichen werde wie jene erste Ueberwälzung, und daß darum die Reihenfolge der Fort- und Rückwälzungen der Möglichkeit nach eine unendliche sei.

Nichtsdestoweniger wird mit Entschiedenheit jenen Folgerungen entgegengetreten, welche hauptsächlich aus der Thatsache der Ueberwälzung für zwei sehr gang und gäbe, wiewohl einander geradezu widersprechende Behauptungen abgeleitet werden: es sei unmöglich, zu einem rationellen Steuersysteme zu gelangen und das einzig rationelle Steuersystem sei das alte im Volke eingelebte, jede neue Steuer sei ungerecht. Wir können hier in die Gründe des Verfassers gegen jene Behauptungen nicht weiter eingehen; es gehört diese Partie (S. 107 bis 113) zu den dialektisch durchgebildetsten des Werkes. Hier nur so viel, daß die Bedeutung der Ueberwälzung in der Besteuerungstheorie sehr überschätzt worden ist. Man vergesse nicht, „die Fortwälzungen werden vielfach vom Steuergesetz gewollt, die Rückwälzungen sind schwer durchzuführen, bei manchen Steuern von geringer Bedeutung durch ein niederes Steuerausmaß leicht in ihren Wirkungen abzuschwächen, durch Abwälzungen wird die Reihe der Ueberwälzungen abgebrochen und beendet und die Last der Steuer wesentlich vermindert und die Folgen der Steuerabschiebungen gleichen sich im Gange des Verkehres vielfach durch Steuerzuschiebungen aus, alles Beweise, daß die Ueberwälzungen für die Aufrechthaltung des vom Staate gewollten Steuersystems weit weniger gefährlich sind als man

Digitized by Google

annimmt, und daß der Staat durch Wahl der Steuerobjecte, der Steuereinhebungsmethoden und des Ausmaßes der Steuer und vor allem durch eine geschickte Verbindung der einzelnen Steuern, das Steuersystem, die Mittel besitze, die Folgen der Ueberwälzung auf ein Minimum zu beschränken. Endlich vermag der Staat der Ueberwälzung der Steuern durch Ueberwälzung der Steuerverwendungen entgegen zu wirken. „Die Grundsteuer in einem Lande ist hoch, aber der Staat ist der größte Käufer der Grunderzeugnisse; die Städte werden durch hohe Consumtionssteuern belastet, aber die größten Ausgaben des Staates concentriren sich in den Städten; die hohen Abgaben würden den Unternehmer zwingen, den Lohn seiner Arbeiter zu verkürzen, aber die Bestellungen des Staates entheben ihn dieser Nothwendigkeit. Das Volksvermögen ist zu ungleich vertheilt, wenigen sehr Reichen steht eine große Masse Proletarier gegenüber und der Mittelstand hat sich noch nicht entwickelt; der Staat hilft, indem er die Steuern zur Gründung von Schulen, Aufhebung der bäuerlichen Lasten und des Gewerbezwanges, Herstellung von Communicationswegen, Emporhebung der durch Bildung und Kenntnisse und erfolgreiche praktische Thätigkeit sich Auszeichnenden verwendet."

Wir stehen nun am Schlusse des Abschnittes über die Steuern im Allgemeinen; was im Buche noch folgt, über die historische Reihenfolge der einzelnen Steuern, über die so tadelnswerthe Vervielfältigung und die so nothwendige Ein- und Zusammenordnung derselben, über die unausweichlichen Gebrechen jeder Besteuerung und wie diese nie ganz, sondern nur theilweise und nur an der Hand der Erfahrung zu heben, über die mannigfachen Vorsichten, die bei Sammlung dieser Erfahrungen zu beobachten seien, über die in der Benennung der Steuern liegenden Täuschungen, sind bloß Ergänzungen und Nachträge.

Oesterreichs Marmorindustrie und deren Hebung.

Jeder dem das gemeine Wohl nicht ganz gleichgültig ist, wird gewiß oft zu dem Gedanken zurückkehren, wie die Production des Landes zu heben wäre, denn die Vermehrung derselben ist Vermehrung des Volksreichthums und Reichthum ist Freiheit. Die Schätze des Landes müssen indeß bekannt, ihre Verwendbarkeit muß ermittelt sein, bevor eine erfolgreiche Benützung möglich wird.

Bei uns ist nun fast jeder der Meinung, daß von den natürlichen Reichthümern Oesterreichs viele noch unbenützt liegen, weil man sie entweder nicht kennt, weil den Industriellen die Kenntniß der Verwendung fehlt, weil die entsprechenden Industriezweige vielleicht noch nicht existiren, oder weil die Verkehrsmittel in der betreffenden Gegend zu unvollkommen sind. Dies bezieht sich namentlich auf die Producte des Steinreiches. Was nun die Kenntniß der Lagerstätten nutzbarer Mineralien betrifft, haben wir keine Ursache unzufrieden zu sein. Nicht nur durch frühere Unternehmungen ist die Kenntniß des Bodens gefördert, auch durch die bisherige

Digitized by Google

Thätigkeit der k. k. geologischen Reichsanstalt ist die technische Seite der Gebirgskunde vervollkommnet worden. Bei den allgemeinen Aufnahmen und noch mehr bei den geologischen Specialforschungen werden die einzelnen Erfahrungen in wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht, und die Möglichkeit geboten, bei der technischen Ausbeutung an die Stelle der rohen Empirie eine gegründete Berechnung treten zu lassen. Auch durch Sammelwerke, wie „die Bergbaue Oesterreichs von Franz v. Hauer und Foetterle", ist der Schatz der Kenntnisse allgemeiner zugänglich gemacht worden, und in neuester Zeit hat Herr K. v. Hauer durch seine Schriften über das Vorkommen und den technischen Werth der Kohlen, über das Auftreten der Eisenerze und deren Metallgehalt, dem industriellen Publicum wichtige Dienste geleistet.

Um indessen die bisherigen Erfahrungen zum Gemeingute zu machen, müssen überdies Mittel in Anwendung gebracht werden, durch welche es auch dem minder Gebildeten möglich wird, durch Anschauung die Rohmaterialien und deren Verarbeitung kennen zu lernen. Ein Institut, welches diesem Bedürfnisse, wenigstens was Wien betrifft, abhelfen soll, ist das eben gegründete Museum für Industrie, das im Vereine mit dem Kunstmuseum für die Belehrung der arbeitenden Classen sorgen soll. Nicht nur technologische Sammlungen von großer Ausdehnung wird dieses Institut umfassen, nicht nur durch die Anreihung und Bezeichnung der Gegenstände soll für die Erreichung des Zieles gesorgt werden, auch die Belehrung durch das lebendige Wort soll nicht fehlen, und es steht in Absicht, nach Art der in anderen Großstädten bestehenden Einrichtung für den Arbeiter berechnete Vorträge zu veranstalten, die, durch Experimente und Demonstrationen unterstützt, das wesentlichste Hilfsmittel zur Verbreitung praktischer Kenntnisse, also zur Hebung des Volkswohlstandes bilden werden.

Wann solches im Werke ist, wird es nicht unangemessen sein, auf den Einfluß aufmerksam zu machen, den ein solches Institut auf die Hebung gewisser Industriezweige ausüben kann, wofern es gelingt, auch die Vorbedingungen zu erfüllen, namentlich dem Arbeiterstande das Bedürfniß nach Belehrung nahe zu rücken, dann aber die letztere der Fassungskraft des minder Gebildeten entsprechend einzurichten, was bei uns nicht ohne einige Proben angehen dürfte.

Einige Beispiele dürften genügen, um den zu hoffenden Erfolg in Bezug auf die Mineralproduction anzudeuten. Sobald künftig die Bergwerksproducte aller Kronländer zweckmäßig ausgestellt, die gegenwärtige Art ihrer Aufbereitung im Inlande und die besten anerkannten Verarbeitungsmethoden im Allgemeinen anschaulich gemacht werden, so würden gar manche auf ihren Besitz an nutzbarem Mineral aufmerksam gemacht, der ihnen bisher unbekannt war; manche dürften aufgemuntert werden, zweckmäßig zu verwerthen, was ihnen früher kaum gewinnbringend erschien; andere möchten, von unüberlegten Unternehmungen abgehalten, der Belehrung einen indirecten Vortheil zu danken haben. Manche Erzlagerstätte wird vielleicht so bekannt werden, manches Vorkommen eine Ausbeutung erfahren. Der Braunstein Ungarns wartet vielleicht auf einen Unternehmer, der die jetzigen

Digitized by Google

Hindernisse des Absatzes überwindet. Die Destillationsproducte der Steinkohle, welche wohl noch manchen Industriezweig ins Leben rufen dürften, werden vielleicht bei uns noch mehr heimisch als jetzt. Wohl manche armen Erze harren vielleicht der Verwendung, um demjenigen reichen Gewinn in den Schooß zu schütten, der es versteht, durch gleichzeitige Aufarbeitung der Nebenproducte den Gesammtwerth des Rohproductes sich zuzuwenden.

Es ließen sich viele Fälle anführen, um zu zeigen, wie sehr es noththut, in den erwerbenden Kreisen die einfachsten Kenntnisse über das Vorkommen, den Werth, die Ausbeutung der Mineralstoffe zu verbreiten, schon um gewissen Unternehmungen eine reelle Basis zu verleihen. Institute wie die geologische Reichsanstalt, das Hof-Mineraliencabinet, die chemischen Laboratorien wären im Stande, über sehr viele eigenthümliche Anfragen der Unternehmer und Verkäufer zu berichten, welche dieses Bedürfniß in helles Licht stellen. Ebenso ließe sich ins Breite ausführen, wie nothwendig es sei, durch Darstellung von Producten aus einheimischem Material auf einzelne bei uns noch brachliegende Erwerbszweige aufmerksam zu machen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, sei hier die Marmorindustrie angeführt.

Es ist nicht nöthig, an den Marmorschmuck Italiens zu erinnern; auch andere Länder unter gleichen Breitengraden und die nördlichen Nachbarn können uns zum Muster dienen, obwohl den meisten weniger Material zu Gebote steht, als unsere Gebirgsländer bieten. Die Neubauten in München schmücken sich mit Marmorplatten von den baierischen Abhängen jener Gebirge, die zum größten Theile unserem Lande angehören und ein unermeßliches Material bieten, ohne daß es bei uns einigermaßen benützt wird. In England werden die verschiedensten Gesteine in sinnreicher Weise zur Ausschmückung verwendet und so ersetzt sich reichlich durch Auswahl und Behandlung, was an Mannigfaltigkeit und Menge des Stoffes fehlt Auf die vielen Arbeiten in hartem Stein, die in Scandinavien und Rußland angetroffen werdeu, kann ebenso hingewiesen werden, wenn auch im letzteren Lande die Industrie wenig Antheil daran hat. Wer die letzte Industrieausstellung zu London besuchte, mußte bei einiger Aufmerksamkeit sogleich wahrnehmen, wie weit sich die Großsteinschneidekunst in England entwickelt habe, ohne durch das Rohmaterial sonderlich unterstützt zu sein; jedem mußte der Vergleich mit dem Stande dieser Industrie bei uns und mit dem Reichthum unseres Landes beifallen. Wer sieht bei uns etwas von solchen Arbeiten in hartem und weichem Stein: in Granit, Porphyr, Alabaster, Kalkmarmor, Flußspath? Wie unbedeutend ist bei uns die Verwendung der schönen inländischen Marmorarten?

„Die Einfuhr fremder Marmorarten überstieg bisher bedeutend die Ausfuhr, wofür Oesterreichs Geld dem Auslande zufloß, während es im Inlande nicht nur an ausgezeichnet schönen Arten nicht fehlt, sondern auch diese in großer Menge vorhanden sind", sagte Bergrath Czjžek bei der Aufzählung der Marmorarten Oesterreichs [1], durch welche er die Kenntniß und Benützung dieses Materiales zu fördern

[1] Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt, Band II, Seite 95.

Digitized by Google

hoffte. Ein Aufschwung dieser Industrie ist seitdem noch nicht eingetreten, erst allmälig wird man den Sinn dafür im Publicum wecken müssen, indem vor allem das Vorhandene zur Anschauung gebracht wird.

Oesterreich hat einen besonders großen Reichthum an buntem Marmor in den Alpen. Die schönen roth, braun, grau gefleckten, geaderten und geflammten Marmorarten aus dem Salzburgischen sind dort so wie auch in entfernteren Kronländern bekannt und geschätzt. In den Wiener Kirchen sieht man sie häufig. Die schönen Abänderungen im Venetianischen und in Dalmatien erfahren auch mancherlei Verwendung. Die übrigen Vorkommnisse sind weniger bekannt, und es wird sich einst sehr lohnen, die technische Sammlung österreichischer Mamorarten durchzusehen. Der prachtvolle Ammonitenmarmor Salzburgs und Oesterreichs, der schöne Enkrinitenmarmor bei Aussee mit den eckigen weißen Flecken auf rothbraunem Grunde, der wunderbar irisirende Muschelmarmor von Bleiberg und Hall, die schönen Breccien und Conglomerate der Kalkalpen mit ihrem grellen Wechsel von roth, weiß, braun ꝛc. werden viele überraschen. Die einfärbigen Abänderungen, die sich vorzugsweise für statuarische Zwecke eignen, wie namentlich der weiße und schwarze, dürften allmälig mehr beachtet werden. Steiermark besitzt an vielen Punkten schönen weißen Marmor, auch Ober-Oesterreich, Tirol, Böhmen; der schwarze findet sich im Venetianischen, in Kärnten, Krain, Ungarn ꝛc. Die gestreiften Marmorarten, die farbigen Korallenkalke, die bunten Breccien unserer Alpen harren ihrer Verwendung, wie sie in anderen Ländern schon längst platzgegriffen hat. Auch für Arbeiten in hartem Stein mangelt es uns nicht an Material. Viele schöne Granite, Syenite in den Gebirgsländern, die man bisher nur sparsam benützt hat, Eklogite, Porphyre, aber auch manche Mandelsteine und Conglomerate bieten so Vieles und Mannigfaltiges, daß es nicht so bald nothwendig wäre, irgendwelche Steine aus dem Auslande zu importiren.

All das angeführte Material bietet sowohl der Architektur als der Großsteinschneiderei so reichen Stoff, daß sich jeder billig wundern muß, daß man bisher dagegen so gleichgültig bleiben konnte. Die Ursachen davon dürften doch meistens in der Unkenntniß und dem Mangel an Geschmack liegen, denn es ist zum Beispiele sonst kaum anzunehmen, daß bei Neubauten, wie sie jetzt aufgeführt werden, manche Bauführer einer Ausschmückung den Vorzug geben würden, die minder schön, minder geschmackvoll, minder dauerhaft und nicht billiger ist als die schöne Marmorzierde. Denselben Grund mag es haben, daß bei uns auch kleinere Schmuckgegenstände aus inländischem Stein so selten sind, warum diese Industrie bei uns so unbedeutend ist, während sie anderorts blüht.

So zeigt ein Beispiel, daß wir von dem künftigen Museum für Kunst und Industrie, welches vorzugsweise berufen ist, die Veredlung des Geschmackes und die Vermehrung der Kenntniß bei den arbeitenden Classen durch Anschauung zu vermitteln, vieles zu erwarten haben, und so würden viele andere Beispiele das Gleiche aussagen. Es ist zu hoffen, daß durch diese Anstalt für Wien ein bedeutsamer Fortschritt begründet sei; nicht minder kann jetzt schon vorhergesagt werden, daß,

Digitized by Google

wofern die Ausführung des Planes glückt, auch die Landesvertretungen der einzelnen Kronländer zur Gründung von ähnlichen Instituten in den Hauptstädten ermuntert würden und so für die Bildung und den Wohlstand der gesammten Bevölkerung Oesterreichs ein wirksames Förderungsmittel geschaffen wäre.

Dr. G. Tschermak.

Schleswig und Dänemark.

Einige Worte zur Verständigung in dem deutsch-dänischen Streite.

Von einem Schleswiger.

(Wien 1863.)

B. „Zur Verständigung in dem deutsch-dänischen Streite" will eine kürzlich in Wien erschienene, von einem „Schleswiger" verfaßte Brochüre beitragen. Ueber die genannte Frage haben wir in den letzten zwanzig Jahren ein wenig viel gelesen, aber — darin müssen wir dem Schleswiger von vornherein Recht geben — viel öfter des „einen Mannes Rede" vernommen als des andern. Nicht allein dänische, sondern auch schwedische und englische Publicisten und Staatsmänner behaupten, die Deutschen ließen sich in diesem Streite ausschließlich von blinder Leidenschaft, künstlich erzeugtem Nationalhaß und Eroberungslust leiten, und auch unser verständigender Schleswiger klagt gleich im Motto seiner Schrift, daß unsere Taubheit unheilbar sei, weil wir nicht hören wollten. Solche Vorwürfe möchten wir, im Gegentheil überzeugt, daß der Deutsche viel eher die Gerechtigkeit gegen Andere zu weit treibt, so viel an uns liegt, gern von uns abwenden, und da politische Flugschriften heutzutage nicht viel Leser finden, laden wir unsere Leser ein, den Darstellungen und Beweisführungen des Schleswigers aufmerksam zu folgen. Vielleicht werden wir belehrt und bekehrt, und wenn nicht, so werden wir uns wenigstens die Beruhigung verschaffen, daß wir nicht zu jenen gehören, „qui ne veulent pas entendre".

Daß des Schleswigers Heimat in jenem Theile des Landes zu suchen sei, welchen die beiden seiner Schrift beigegebenen Karten als „ganz dänisch" bezeichnen, gewahren wir sehr bald; nur ein eingefleischter Däne kann die kühne Behauptung aufstellen, daß die holstein-lauenburgische Frage, gegen deren Vermengung mit der schleswigschen er mit Recht protestirt, „sicherlich schon längst auf regelmäßigem Wege erledigt worden wäre, wenn nicht die schleswigsche Frage eine so große Rolle dabei gespielt hätte", und die Behauptung verliert nichts von ihrer Kühnheit, wenn auch die Schrift etwa vor den Erlässen vom 30. März abgefaßt sein sollte. Und noch deutlicher wird des Verfassers Standpunkt ersichtlich aus der neuerdings sehr beliebten Finte, in welcher sein Raisonnement gipfelt: der ganze Streit sei eigentlich eine specifisch preußische Angelegenheit, Süd-Deutschland im Allgemeinen

Digitized by Google

und Oesterreich insbesondere haben nicht nur kein Interesse an demselben, sondern vielmehr alle Ursache, die Erfolge der preußischen Eroberungspolitik auf der Halbinsel zu fürchten. Diese Melodie wird jetzt in Kopenhagen mit Vorliebe gepfiffen, und der Einfall, die lästige Einmüthigkeit der deutschen Regierungen auf diese Weise zu stören, ist so verflucht gescheidt, daß es überflüssig erscheinen könnte, ein Wort über denselben zu verlieren. Aber wer hätte denn nicht erfahren, daß auch der absurdeste Satz in der Politik, wenn er nur consequent wiederholt wird, allmälig zum Dogma avancirt, das sich nur mit größter Anstrengung wieder ausrotten läßt! Beugen wir also dem bei Zeiten vor.

Die holstein-lauenburgische Frage will der Schleswiger unberührt lassen; er erkennt an, daß der Bund nur seine Pflicht thue, wenn er sich des „vermeintlich" beeinträchtigten oder bedrohten Bundesgliedes mit Wärme annehme. Er scheint also zuzugeben, daß in dieser Theilfrage das Recht auf Seiten Deutschlands sei, kann aber doch nicht umhin, durch dies eingestreute allerliebste „vermeintlich" so ganz im Vorübergehen dies Recht wieder in Zweifel zu ziehen. Dabei steht es ihm denn freilich sehr wohl an, über die parteiische Behandlung durch die deutsche Presse Klage zu führen! Mehr am Herzen liegt ihm der Nachweis, daß sein Vaterland nie deutsches Bundesland gewesen sei, und wir würden ihm für diese Partie seiner Schrift aufrichtig Dank wissen, wenn er nicht in dieselbe Oberflächlichkeit verfallen wäre, welche er an den Gegnern tadelt. Seine Taktik wird durch einige Beispiele genügend charakterisirt. Dahin gehört vor allem die geflissentliche Vermengung der verschiedenen Begriffe des Wortes „dänisch", je nachdem es im staatlichen oder im nationalen Sinne gebraucht wird, die ihn glücklich zu dem Schlusse bringt: weil Schleswig ein Theil Dänemarks sei und nicht zum deutschen Bunde gehöre, könnten und dürften die Bewohner des Landes sich auch nur Dänen oder Schleswiger nennen, aber nicht Deutsche. Ein Theil der Schleswiger bediene sich zwar der deutschen Sprache, deßhalb aber seien sie nicht „Landsleute der Deutschen". Noch ist keinem Menschen in der Welt eingefallen, den Bewohnern des ehemaligen polnischen Reiches das Recht abzustreiten, sich Polen zu nennen; aber wir brauchen diese Analogie gar nicht, der Schleswiger selbst, dem persönlich gegenüber wir herzlich gern auf die Landsmannschaft verzichten, bringt uns selbst eine noch bequemere bei: der Bewohner Americas sei ohne Rücksicht auf seine Sprache nur immer Americaner — unglücklicher Weise widersprechen dieser Behauptung täglich nicht nur die Deutschen in America, sondern auch die Generale angloamericanischer Nationalität, wie noch vor ganz kurzem Hooker die „deutschredenden" Americaner seiner Armee ganz einfach Deutsche nannte. Wenn ferner die gesammte deutsche Bewegung in Schleswig als das Werk einiger Professoren und Beamten dargestellt werden soll, so ist das eine Abgeschmacktheit, welche keine ernsthafte Antwort verdient; und eben so vergebliche Mühe giebt sich der Verständiger mit der Darstellung der systematischen Germanisirung Schleswigs unter früheren Königen, wenn er daraufhin das jetzige Danisiren als ganz billige Wiedervergeltung oder als eine restitutio in integrum rechtfertigen will.

Digitized by Google

Doch nein, es wird ja gar nicht danisirt. „Deutschland glaubt nicht nur, daß die Bewohner dieses Herzogthums Deutsche sind", — nicht alle, aber ein großer Theil, Herr Schleswiger, und diesen Glauben haben Sie auch nicht zu erschüttern vermocht! — „sondern es glaubt auch, daß diese vermeintlichen Brüder, besonders hinsichtlich ihrer Sprache, großes Unrecht leiden" — und diesen Irrglauben zu zerstören ist die Hauptaufgabe der Schrift. Zu dem Zweck folgen zuerst statistische Daten über die Eintheilung in die drei Sprachgebiete: rein dänisch, rein deutsch und gemischt, Daten deren Genauigkeit wir nicht prüfen können, bei denen wir aber mit Bedauern jede Angabe über das Percentualverhältniß des deutschen und des dänischen Elementes in den Landestheilen mit gemischter Bevölkerung vermissen, und diese dünkt uns doch bei weitem wichtiger als die Aufzählung der Differenzen in den dänischen und deutschen Angaben über die eigentliche Ausdehnung des rein dänischen und des rein deutschen Sprachgebietes, da die Klagen über die Unterdrückung des Deutschthums sich ja überhaupt nur auf die „gemischten" Bezirke beziehen. Gegen die Bestimmungen zur Regelung der Sprachzustände in der Verfassungsverordnung von 1854 für das Herzogthum Schleswig wäre nichts einzuwenden; man würde das Streben, beiden Theilen gerecht zu werden, gern anerkennen, wenn nicht § 9, Absatz c den verhängnißvollen Satz enthielte: „Die Schul- oder Unterrichtssprache (im gemischten Sprachgebiete) ist dänisch, jedoch werden vier Stunden wöchentlich für den Unterricht im Deutschen angewendet". Dies Verhältniß für ein paritätisches auszugeben, wagt auch unser Schleswiger nicht; er bemüht sich nur, dieser allerwichtigsten Bestimmung den Schein der Unwichtigkeit zu geben und sie zugleich als unvermeidlich darzustellen. Daß es höchst gleichgültig ist, ob für den Verkehr mit Behörden u. s. w. volle Parität gesichert und den Studirenden freigestellt wird, welche Universität sie besuchen wollen, so lange Dänisch die Schulsprache und Deutsch nur ein noch dazu so karg bedachter Unterrichtsgegenstand bleibt, daß hierin und in dem entsprechenden Verbot des Privatunterrichtes in der That das System des gewaltsamen Dankfirens ausgesprochen ist, das — sieht der Verfasser nicht; er leugnet nicht, daß „einige Unbequemlichkeiten" (wörtlich!) mit diesen Bestimmungen verknüpft seien, findet aber im Allgemeinen, daß beiden Sprachen „der gleiche Schutz" gewährt werde. Und so plump sollen sich Leser, die ihrer fünf Sinne mächtig, übertölpeln lassen!

Doch es kommt noch besser. Die dänische Regierung konnte gar nicht anders verfahren, sie hat „die Verpflichtung, dafür Sorge zu tragen, daß die Jugend in derjenigen Sprache hinreichend unterrichtet werde, in welcher ihr der Religionsunterricht ertheilt wird", dies ist die dänische, folglich muß auch die Schulsprache dänisch sein. Das ist doch klar! Vielleicht fragt aber ein Vorwitziger, weßhalb denn der Religionsunterricht ausschließlich in dänischer Sprache ertheilt werden müsse, und der Verfasser bleibt auch darauf die Antwort nicht schuldig. Diese „Bestimmung ging von der Ansicht aus, daß die religiöse Feier der Confirmation mit der Vorbereitung dazu, mit der Katechisation in unzertrennlicher Verbindung stehen müsse, deßhalb auch in einer und derselben Sprache vorgenommen werden

Digitized by Google

solle. Die Katechisation bildet aber wie überall so auch im Herzogthum Schleswig einen integrirenden Theil des Schulunterrichtes; weil dieser in dem gemischten Sprachgebiete dänisch ertheilt wird, glaubte man auch für jene, für das Ablegen des Gelöbnisses und die Einsegnung die dänische Sprache wählen zu müssen." Wir citiren genau, es steht dicht neben einander wörtlich zu lesen, daß der Schulunterricht dänisch sein müsse wegen Confirmation und die Confirmation wegen des Schulunterrichtes! Nach diesem Pröbchen schleswig'scher Logik wissen wir ungefähr, was davon zu halten ist, wenn selbst diese Schrift zugiebt, es möchten vielleicht „in einzelnen Fällen, von einzelnen Beamten diese gerechten Gesetze mit scheinbarer (!) Strenge, mit einer für die Betreffenden zuweilen etwas unbequemen Consequenz in Anwendung gebracht worden sein." Die Gesetze aber, das glaubt er zur Genüge gezeigt zu haben, sind „gut und gerecht", die Regierung ist „freisinnig und gerecht", nur die „aufrührerische Opposition im Lande" und die böse Tagespresse in Deutschland verkennen das absichtlich.

Die Verständigung wird durch die „einigen Worte eines Schleswigers" schwerlich gefördert werden, aber sicher können sie zur Aufklärung viel beitragen, so viel, daß die dänische Regierung den Himmel bitten wird, sie vor solchen schleswig'schen Freunden zu bewahren, die ihr tiefere Wunden schlagen als die gesammte „revolutionäre Opposition"!

Neu-Seeland.

Von **Dr. Ferdinand v. Hochstetter.**

(Stuttgart bei Cotta 1863.)

Angezeigt von **K. F. P.**

II.

Dieses Werk ist insofern ein Ergebniß der Novarareise, als der gelehrte Verfasser, den die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zum Geologen der Expedition gewählt und an deren erlauchten Schöpfer und Protector wärmstens empfohlen hatte, unter österreichischer Flagge am Sitze der neuseeländischen Colonialregierung anlangte und letzterer die Gelegenheit geboten war, einen Theil ihres interessanten und für England von Tag zu Tag wichtigeren Gebietes von einem bedeutenden Fachgelehrten untersuchen zu lassen. Bekanntlich erhielt Dr. v. Hochstetter vom Befehlshaber der Expedition Urlaub auf ein Jahr unter Bedingungen, deren Erfüllung von Seiten der Colonialregierung uns die große Freude bereitete, das vorliegende Werk als ein Stück österreichischer Arbeit betrachten und begrüßen zu dürfen.

Die Engländer selber nennen die schöne 4905 deutsche Quadratmeilen große Doppelinsel das „Großbritannien der Südsee" in der Ueberzeugung, daß diese Colonie, die nach zweiundzwanzigjährigem Bestande zu Ende 1861 noch nicht ganz

Digitized by Google

100.000 europäische Bewohner zählte und erst 1860 eine Ausfuhr von 588.953 gegen einen Import von 1,548.333 Pfd. St. ergab, in der Zukunft der südlichen Halbkugel eine höchst wichtige Rolle spielen müsse.

So wie Hochstetter uns Neu-Seeland kennen lehrt, scheint diese Hoffnung völlig gerechtfertigt.

Die unglückliche Vorgeschichte des Landes, welches zwischen Cooks Zeiten und der Gründung der New Zealand Company 1839 der Tummelplatz von Abenteurern war, hatte auf die Entwicklung der Colonie einen sehr ungünstigen Einfluß. Dazu kam die schlechte Wirthschaft der ersten Gouverneurs, die Zwistigkeiten zwischen der Colonialregierung und den Missionsgesellschaften, die sich mitten unter den Kämpfen der Abenteurer und der Eingebornen angesiedelt und eine Hierarchie begründet hatten, und Hindernisse allerlei Art. Erst von 1847, als Sir George Grey zum Gouverneur ernannt wurde und mit großem organisatorischen Talent die Geschicke der Inseln ergriff, datiren geordnete Rechtszustände. Also erst eilf Jahre hatte die vorschreitende Entwicklung der Colonie gedauert, als (am 22. December 1858) die „Novara" im Hafen von Auckland erschien, das größte Kriegsschiff, welches darin je vor Anker gelegen.

Darnach müssen die oben mitgetheilten Zahlen gewürdigt werden.

Die europäische Bevölkerung hat zwischen 1851 und 1861 um 270.27 pCt. zugenommen. Die Gesammtsumme der Eingebornen (Maori) wurde 1858 auf 56.049 geschätzt und hatte in der vorangegangenen vierzehnjährigen Periode um 19 bis 20 pCt. abgenommen. Die Race wird also, ganz abgesehen von dem Kampfe den die Maori zur Erlangung eines nationalen Königthums 1859 begonnen haben und zu dessen Beilegung der von den Eingebornen hochverehrte Sir George Grey wieder zum Gouverneur ernannt wurde, um das Jahr 2000 ausgestorben sein; die europäische Bevölkerung wird sich dagegen, nach der bisherigen Progression, also gewiß bei weitem zu gering gerechnet, auf eine halbe Million vermehrt haben [1].

Nun ist aber die Südinsel von Neu-Seeland seit 1859 in die Reihe der Goldländer eingetreten und laborirt seit 1861 stark am Goldfieber. Während auf den früher entdeckten Goldfeldern in der Provinz Nelson noch 100 Diggers reiche Ausbeute machen, hat das Eldorado in der Provinz Otago bereits einen so starken Zuzug, daß Ende Septembers 1861 täglich bei 1000 Menschen von Melbourne (Australien) eintrafen. Officiöse Mittheilungen, die Hochstetter seither aus Otago erhielt (S. 404), geben die nach Dunedin unter Regierungsescorte gebrachte Goldmenge bis zum 12. December 1861 auf 177.624, bis zum 9. Jänner 1862 auf 229.178 Unzen an.

Ueberdies ist alle Hoffnung vorhanden, daß auch in anderen Provinzen goldreiche Ablagerungen entdeckt werden.

[1] Die Einzelheiten, die Hochstetter über das Maori King Movement in einem besonderen Capitel (S. 480) mittheilt, sind höchst interessant und entbehren keineswegs der Parallelen zu den nationalen Bestrebungen in Europa, wobei zu bemerken, daß die Maori vor der Colonisation ein Königthum gar nicht kannten, sondern in blutigen Stammesfehden gegen einander lagen.

Digitized by Google

Unter solchen Umständen wäre jede Schätzung der Zunahme der Bevölkerung und des Nationalvermögens illusorisch, — nur so viel ist gewiß, daß beide Inseln, jede in ihrer Art, aus dem Goldparoxismus wohlhabend und ziemlich bevölkert hervorgehen werden — und daß da, wo heute noch knappe Saumpfade die Wälder und die Farrenwildniß durchdringen, bald Eisenschienen liegen werden und daß die Fluten des Waikato und des Waipa anstatt der pfeilschnell dahinschießenden Canoes der Maorihäuptlinge Dampfschiffe werden tragen müssen.

Schon der gegenwärtige Culturzustand ist in vielen Gegenden beider Inseln ein sehr befriedigender. Städte wie Auckland und Wellington auf der Nordinsel mit 8000 und mehr als 4000 Einwohnern, wie Nelson und Christchurch mit 3000 bis 4000 und Dunedin mit 6523 Seelen entsprechen weiten Umkreisen von cultivirtem Land, und der Verfasser weiß von vielen einsamen Farmen und Missionsstationen zu erzählen, deren biedere Bewohner und reizende Bewohnerinnen ihn nach mehrtägigem genuß- und belehrungsreichen Aufenthalte mit Artigkeiten entließen, die ein sehr ehrenvolles Zeugniß von ihrer Bildung geben.

Für den Zustand der letzteren in den maßgebenden Kreisen ist wohl schon die Thatsache bezeichnend, daß man nicht nur von Seite der Provinzialregierungen von Auckland und Nelson große Summen auf Hochstetters Reisen in beiden Gebieten verwendete (wie wir hören, bei 3000 Pfd. St.), sondern daß die Vorträge, die er in den genannten Städten über die Resultate seiner Reisen auf Neu-Seeland hielt, von mehreren hunderten von Herren und Damen besucht waren.

Wir begreifen vollkommen den tiefen Eindruck, den seine Erzählungen vom Taupo-see, von der geologischen Natur des Tongariro und des Ruapahu, von den zahllosen heißen Springquellen von Orakeikorako auf die Zuhörer gemacht haben. Ist es uns doch beim Lesen seiner Reisebeschreibung, als wären die phlegräischen Felder, die Vulcane und Geyser von Island, sammt den Schlammvulcanen der kaspischen Länder unbedeutende Kleinigkeiten gegenüber der Großartigkeit und Reichhaltigkeit von Erscheinungen, welche das Mittelstück der Nordinsel zusammengedrängt auf einen Raum von etwa 250 deutschen Quadratmeilen darbietet. Kein Land der Welt hat ein Gebilde aufzuweisen wie die Sprudel am Rotomahana mit ihren blendendweißen Sinterterrassen, deren jede einzelne wieder eine Reihe prachtvoller Becken einschließt und ihren Ueberfluß an heißem Wasser der nächst tieferen durch kleine Cascaden zusendet. Welch eine kolossale Abstufung von Wasserbehältern und von Temperaturen zwischen der Lauwärme und dem Siedepunkt!

Die große Landreise, die Hochstetter in der Provinz Auckland zwischen dem 7. März und 24. Mai ausführte, hatte einerseits rein geographische Zwecke, andererseits sollten dadurch geologische Anhaltspunkte für die Auffindung und die Ausbeutung der an vielen Stellen bemerkten Kohlenflötze gewonnen werden.

Giebt es fossilen Brennstoff in genügender Menge und von guter Qualität? das ist die brennende Frage der Südseeländer. Wichtiger als Gold, Kupfer und Mercantilholz ist für sie die Steinkohle, mit der man die oceanische Dampfschiff-

Digitized by Google

fahrt unterhalten, auf die man die Communicationsmittel im Innern und die heimische Industrie begründen kann.

Hochstetter konnte den Neu-Seeländern schon in seinen Lectures und officiösen Berichten sehr befriedigende Auskünfte geben. Die Nordinsel scheint allerdings nur Braunkohlenflötze zu besitzen, diese aber in so beträchtlicher Ausdehnung (im Drurydistrict nahe der Hauptstadt so wie an den Rändern des unteren und mittleren Waikatobeckens im Innern der Insel) und genügender Mächtigkeit, daß an einer völligen Deckung des häuslichen Brennbedarfs und der Feuerung für die Küstenschifffahrt nicht zu zweifeln ist. Die Südinsel, auf der Hochstetter selber ein Kohlenfeld untersucht hat und über deren andere ausgedehnte Felder sein Freund und Schüler J. Haast, jetzt Regierungsgeologe von Canterbury, höchst verdienstvolle Beobachtungen anstellte, ist noch weit mehr begünstigt. Mächtige Kohlenflötze von secundärem Alter und guter Qualität lagern hier unter so günstigen Verhältnissen, daß die neugebildeten Gesellschaften (namentlich am Greyflusse) jetzt schon mit der Regulirung des Flusses, mit der Anlage einer Eisenbahn und einer Stadtanlage (!) umgehen. Was die Neu-Seeländer in der Kohlenangelegenheit einigermaßen verzagt gemacht hatte, war nur der gewaltige Unterschied zwischen der einheimischen Braunkohle und den besten Sorten englischer Steinkohle, die bislang zur Leuchtgaserzeugnng und zum Dampfschiffbetrieb importirt wurde. Hochstetter hat sich dadurch, daß er seine freundlichen Wirthe über den wahren Werth und die Bedeutung der Schätze ihres Bodens aufklärte, ein nicht geringes Verdienst um Neu-Seeland und dessen Verkehr erworben.

Was seine Leistungen für die Geographie der Nordinsel betrifft, so treten dieselben in den Capiteln II bis XV des vorliegenden Werkes (S. 28 bis 318) glänzend genug hervor, der Leser wird sie aber doch erst völlig zu würdigen verstehen, wenn er erfährt, daß Hochstetter die Karte der Provinz Auckland als ein weißes Blatt mit dem aus den englischen Admiralkarten genommenen Küstenumriß empfing. In dem Werke liegt dem Publicum eine von Herrn Dr. Petermann in Gotha ausgeführte Verkleinerung dieser Karte im Maßstabe von 1 : 70.000 vor, die in ihrer Ausarbeitung mit den besten Karten von außereuropäischen Ländern verglichen werden darf. Die physischen Verhältnisse des Landes, die auf dieser Karte recht plastisch hervortreten, sind freilich mit denen anderer Länder kaum vergleichbar. Solche weite Plateaux aus vulcanischen Tuffen, solche bald gruppenweise zusammengedrängte bald vereinzelt in riesiger Größe sich emporhebende Kegelberge kennt unser alter Welttheil nicht.

Der Verfasser hat es vermieden, den geologischen Specialabhandlungen, welche in der Reihe der wissenschaftlichen Novarapublicationen erscheinen werden und zum Theil längst vollendet sind, vorzugreifen. Es ist in dieses für das geographisch gebildete Lesepublicum und für wißbegierige Freunde der Länder- und Völkerkunde geschriebene, mit zahlreichen Holzschnitten und prachtvollen Farbendruckbildern ausgestattete Werk von Geologie nur so viel aufgenommen, als zum geographischen Verständniß unerläßlich war. Die eigene reiche Mappe und die zahlreichen Nach-

Digitized by Google

träge, welche Hochstetter von seinen neuseeländischen Freunden, namentlich von Haast über die Geologie und Geographie der Südinsel und anderweitige neue Entdeckungen erhielt, haben es ihm möglich gemacht, die Grundzüge des Reisewerkes mit denen der geographischen Monographie (in Charakterbildern) so glücklich zu verschmelzen, daß der Leser, in Spannung erhalten durch erstere, doch fast in jedem Capitel innewird, er habe einen Abschnitt eines monographischen Werkes durchstudirt.

Wir nennen beispielsweise die Ueberschriften einiger Capitel aus der ersten Hälfte des Buches.

I. Neun Monate auf Neu-Seeland. II. Physisch-geographische Skizze von Neu-Seeland. V. Der Isthmus von Auckland, einst und jetzt. VIII. Kauriwälder. X. Der Waipa und die Westküste. XII. der Taupose, Tongariro und Ruapahu u. s. w.

Aus dem eben genannten VIII. Capitel mögen einige Worte hier Platz finden.

Die Kaurifichte (Dammara australis) ist unstreitig eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Südseewelt, das ausschließliche Eigenthum der Nordinsel, auf der sie auch nur einen sehr geringen Verbreitungsbezirk hat (34 1/3 bis 37 1/2 südlicher Breite). Seit den ältesten Zeiten der Colonisation sind die Kauriwälder, deren eigenthümliche Physiognomie in dem gruppenweisen Wachsthum des Baumes mitten unter anderen baumartigen Pflanzen ihren Grund hat, eine Quelle des Reichthums. „Sie liefern die besten Schiffsspieren und Masten, ein treffliches Bau- und Zimmerholz, und das Harz der Kaurifichte ist ein sehr gesuchter Handelsartikel."

„Die ältesten und größten Stämme erreichen einen Durchmesser von 15 Fuß, dem eine Höhe von 100 Fuß bis zu den untersten Zweigen oder von 150 bis 180 Fuß bis zum Gipfel der Krone entspricht. Solche Bäume mögen 700 bis 800 Jahre alt sein." „Bäume einer und derselben Gruppe oder Waldpartie sind gewöhnlich fast von gleichem Alter, und der großartige Eindruck, welchen der Kauriwald macht, ist wesentlich bedingt dadurch, daß es ein Wald ist wie aus einem Gusse, daß sich Baumsäule neben Baumsäule erhebt von gleicher Dicke und von gleicher Höhe, wie die Säulen in den Hallen eines Domes."

Seeluft, Thonboden und beständige Feuchtigkeit sind die Lebensbedingungen der Kaurifichte. Sie bedarf zu ihrem Gedeihen der Wasservegetation anderer Art, namentlich der Baumfarren, deren lichtgrüne Streifen den Wasserläufen entsprechend den dunklen Kauriwald durchziehen.

Diese Eigenthümlichkeit macht aber, daß der Kauriwald, einmal gefällt, unwiederbringlich verloren ist. Einzeln stehende Bäume, und wären es die kräftigsten Exemplare, sterben ab und alle Versuche von forstgerechter Cultur des Waldes haben sich als nutzlos erwiesen. Ueberdies ist der Thonboden, auf dem die Dammara australis ihren Standort hatte, allen anderen Nutzpflanzen unzugänglich und sind „jene Strecken in der Gegend von Auckland, welche einst von den üppigsten Kauriwäldern bedeckt waren und wo man heutzutage Massen von Kauriharz aus der Erde gräbt, jetzt nichts anderes als traurige sonnverbrannte Haiden von verrufener Unfruchtbarkeit." Wir sehen demnach die reizenden Urwaldscenen, die uns der

Digitized by Google

Verfasser (S. 142 u. f.) in Wort und Bild vorführt, nicht ohne die Besorgniß, daß die Schicksale unserer Zirbelkieferbestände und anderer europäischer Nutzhölzer von beschränkter Verbreitung die Beherrscherin des Waldes bei den Antipoden früher erreichen werden, als strenge Gesetze dessen rücksichtslose Ausbeutung beschränken können. Der Verfasser beschwört auch (S. 139) die Bürger von Auckland, daß sie ablassen mögen von dem rasenden Niederbrennen der Wälder, welches man nur allzu häufig übte, um einzelne werthvolle Stämme zu gewinnen.

---

* Der dritte Band der „Oesterreichischen Revue" bringt eine Reihe interessanter Aufsätze von F. v. Plenker, Dr. A. Winkler, Dr. Pabst, Dr. Sigmund, F. Schmitt, Dr. R. Perkmann, C. v. Sonnklar, Dr. Lorenz, Dr. A. Pokorny, Dr. A. W. Ambros, Schulrath Becker und F. Kanitz, und giebt ein lautredendes Zeugniß sowohl von der geistigen Arbeitskraft Oesterreichs als dem Antheil der Deutschen in Oesterreich an der Förderung alles dessen, was mit dem Wohle der Monarchie in Verbindung steht.

---

* Die mit dem 23. Berichte über das Museum Francisco-Carolinum herausgegebene 18. Lieferung der „Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns" bringt drei sehr werthvolle Arbeiten, und zwar: 1. Von Franz X. Pritz „Ueber die Naturanschauung und Verehrung im Alterthume und einige Ueberreste derselben in unserer Zeit"; 2. von Augustin Reslhuber „Ueber die wässerigen Niederschläge aus der Atmosphäre. Ein Beitrag zur Klimatologie von Ober-Oesterreich"; 3. von P. Hinteröcker, S. J. „Schloß Neuhaus mit seiner nächsten Umgegend im oberen Mühlkreise, durch seine Eigenthümlichkeiten und Seltenheiten in Fauna und Flora einer der reichsten Bezirke für den Naturfreund in Ober-Oesterreich."

---

* Dr. Jos. Bayers „Aesthetik in Umrissen, zur allgemeinen Orientirung auf dem Gebiete der Kunst" ist mit dem soeben in Prag bei H. Mercy erschienenen zweiten Theile vollendet. Dr. J Bayer gehört zu jenen denkenden, immer seltener werdenden Geistern, welche bemüht sind, ihre ästhetische Bildung harmonisch abzuschließen und ihr in einem Systeme Ausdruck zu geben. In Oesterreich speciell, wo dem Durchbilden einer philosophischen Grundanschauung Hindernisse aller Art, die sowohl aus dem politischen als dem früheren öffentlichen Lehrsysteme hervorgingen, entgegengestanden, hat ein Buch, wie es das des Dr. J. Bayer ist, gerechten Anspruch auf Theilnahme von Seite derer, welche sich für die Bewegung auf geistigem Gebiete überhaupt und insbesondere auf dem der Aesthetik interessiren. Indem wir uns vorbehalten, auf die Arbeit Dr. Bayers in Vergleichung zu ähnlichen Werken Vischers, Weiße's u. s. f. zurückzukommen, bemerken wir diesmal nur mit wenigen Worten, daß sich das Buch durch eine klare und blühende Sprache als Lecture dem gebildeten Publicum besonders empfiehlt.

---

* In Innsbruck ist ein neues Werk des Herrn Prof. Iele ausgestellt. Es ist ein großes Altarbild, welches für den herrlichen, nach dem Plane des Herrn Prof. Knabl

Digitized by Google

in München ausgeführten Hochaltar der Seelsorgskirche in Holzgau bestimmt ist, die durch Umbau ein neues Presbyterium erhielt, das in Bälde auch mit sechs gemalten Fenstern vom Maler Schwarzmann in München geschmückt werden wird. Zwei neue Seitenaltäre werden gegenwärtig in diesem vom Baumeister Kuen nach dem Plane des Architekten Bonstadel würdig hergestellten Gotteshause errichtet, so daß nach vollendeter Decorirung des Chores diese Kirche im byzantinischen Stile eine wahre Zierde Tirols bilden wird. Jele's Altarblatt, „Mariä Himmelfahrt" darstellend, giebt Zeugniß für die ernste, streng christliche Richtung des im Vaterlande und über seine Grenzen hinaus bekannten Künstlers. (B. v. T.)

---

* Soeben erschien das erste Heft des ungarisch-deutschen Werkes: „Ortslexikon des Königreichs Ungarn, mit Bedachtnahme auf die verschiedenen Zweige der Verwaltung, wie solche am Anfang des Jahres 1863 bestand. Auf Grundlage der neuesten amtlichen Daten zusammengestellt und herausgegeben von B. R. A. P." Der erste, allgemeine Theil dieses Werkes, der bereits im ersten Hefte erschöpft ist, enthält 1. die Namen der dem königlich ungarischen Statthaltereirathe untergebenen Jurisdictionen, mit deren Eintheilung in Bezirke, und die darin befindlichen Ortschaften; 2. die königlichen Gerichte; 3. die kirchlichen Behörden aller Religionen; 4. die Eintheilung der Schuldistricte; 5. die Eintheilung der Heeresergänzungsbezirke, und 6. die Sprengel der k. k. Finanzbehörden. Der zweite Theil wird ein alphabetisches Verzeichniß aller Städte, Marktflecken, Dörfer und Pußten enthalten und nach dem Namen jeder einzelnen Ortschaft angeben, in welchem Comitate und Bezirke sie liegt, wie viele Einwohner sie zählt, welche Sprachen in derselben üblich sind, zu welcher Diöcese oder Superintendenz, endlich zu welchem Militärergänzungsbezirk, Steueramt und Postbezirk sie gehört. Das ganze Werk wird ungefähr 60 Druckbogen umfassen.

---

* In der am 9. Juli hinsichtlich der heuer in Pesth abzuhaltenden Versammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher gehaltenen Vorberathung wurde beschlossen, die Leiter der vaterländischen Corporationen und Lehrinstitute, außerdem die naturwissenschaftlichen Gesellschaften Wiens und jene der deutsch-österreichischen Provinzen mittelst besonderer Zuschriften, die außerhalb der Monarchie befindlichen Vereine aber im Wege der Zeitungen zu der Versammlung einzuladen. Statt des Prof. Arányi, welcher aus Gesundheitsrücksichten die Secretärsstelle niedergelegt hat, wurde Prof. Joseph Szabó gewählt. Endlich wurde zur Ausarbeitung des Programmentwurfes und zur Erledigung der sonstigen Einleitungen ein Comité, bestehend aus fünfzehn Mitgliedern, dem Präsidium zur Seite gegeben.

---

† In Frankfurt a. M. starb in den letzten Tagen des Juni, allgemein betrauert, der 1789 ebenda geborene Dr. Karl Christian Becker, evangelisch-lutherischer Stadtpfarrer und Consistorialrath. Ueber seine litterarische Thätigkeit berichtet das „Fr. Conv. Bl.": Amtliche Stellung und persönliche Neigung hatten ihn hauptsächlich zu liturgisch-kirchengeschichtlichen Studien hingeleitet. Nachdem von ihm bereits im Jahr 1831 eine wissenschaftliche Darstellung der Lehre von den Kirchenbüchern erschienen war, folgte 1848 seine Schrift „die Kirchenagenden der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a. M.", welche 1852 eine zweite Auflage erlebte, unter dem veränderten Titel

Digitized by Google

„Beiträge zu der Kirchengeschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. mit besonderer Beziehung auf Liturgie". Es stützt sich dieses Werk auf vielseitige und gründliche Forschung, namentlich auch in dem von ihm selbst sehr übersichtlich geordneten, an historisch werthvollen Schriftstücken reichen Archiv des hiesigen lutherischen Ministeriums, und hat eine mehr als bloß örtliche Autorität erlangt. — In den letzten Jahren seines Lebens betheiligte sich der rührige Greis mit lebhaftem Eifer an den Bestrebungen des hiesigen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Erwähnung verdient in dieser Beziehung insbesondere sein eben so interessanter wie ausführlicher Vortrag über die beiden Brüder Faust von Aschaffenburg zur Zeit der Fettmilch'schen Unruhen, welche später im Archiv des Vereins zum vollständigen Abdrucke gelangt ist.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die Franzosen beschäftigen sich gerade sehr stark mit unserem Goethe. Es erscheint nicht nur bei Hachette eine vollständige Uebersetzung seiner Werke in groß Octav und würdiger Ausstattung, sondern die letzte Woche brachte auch eine neue Uebersetzung von „Werthers Leiden" und eine Uebersetzung des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels (Correspondance de Goethe et Schiller, traduite par Mad. de Carlovitz, revue par St. René Taillandier), so wie eine Uebersetzung der Eckermann'schen Gespräche (Conversations de Goethe, publiées par Eckermann, traduites par Delerot). Es ist schade, daß der junge Fürst Polignac, dessen Tod man unlängst meldete, nicht Goethe's Gedichte in Versen übersetzte. Polignacs Uebersetzung des Faust ist in ihrer Art eine vortreffliche, sehr gelungene Arbeit, deren Schwierigkeit von keinem Deutschen leicht unterschätzt werden dürfte.

Ein neues Buch Lamartine's, eine neue Abtheilung der Confidences, haben wir noch zum Schluß anzuzeigen. Es ist „Fior d'Aliza" betitelt und in einem hübschen Band vollständig.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) „The life and letters of Washington Irving, edited by his nephew Pierre M. Irving" ist eines jener Bücher, die im Grunde nur eine Persönlichkeit in ihren verschiedenen Beziehungen dem Leser vorführen sollen, die in der That aber über die Litteratur, über die Sitten und politischen Händel von Nationen und Welttheilen sich verbreiten. Irving war ein lebhaft anerkannter Schriftsteller, ein viel reisender Mann, ein amerikanischer Politiker und Diplomat und besuchte als solcher einen großen Theil von Europa. In dem vorliegenden Buche, das bis zum dritten Bande gediehen ist, finden wir nun theils in Erzählungen, theils in Briefen das Spiegelbild dessen, was er erlebte, und die Eindrücke seines feinen und beobachtenden Geistes. Die Anekdoten und Witzworte Irvings gehören zu dem Besten in ihrer Art und charakterisiren mitunter Menschen und Dinge schlagender, als es lange Abhandlungen zu thun vermögen, ganz abgesehen von dem anregenden Unterhaltungsstoff, den sie bieten. Die Lebensbeschreibung des auf beiden Seiten des atlantischen Oceans gleich beliebten Schriftstellers findet in America und England einen großen Leserkreis.

„Captain Gronows recollections and anecdotes" entstanden wahrscheinlich in Folge der Beliebtheit, welche Captain Gronows früheres Buch: „Reminiscences of the camp, the court and the clubs" errang. Beide Bände enthalten eine Menge Anekdoten über englische und französische Celebritäten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. So lebhaft bebaut dieses Feld schon schien, so tauchen doch immer wieder neue Bücher mit neuen Geschichten auf, namentlich über die Schlacht bei Waterloo und die belgische Campagne von 1815, über deren Einzelnheiten Gronow

Digitized by Google

viel Pikantes zu erzählen weiß. Auch Lord William Lennox, der Verfasser verschiedener Sport-Novellen, hat zwei dicke Bände: „Fifty years' biographical reminiscences" herausgegeben.

Von Owen Meredith erschien: The ring of Amasis. From the papers of a German physician." Owen Meredith ist der Schriftstellername des auch in Wiener Kreisen wohlbekannten Mr. Lytton, eines Sohnes des berühmten Romandichters Edw. Bulwer Lytton.

Ferner müssen wir erwähnen ein neues Buch über berühmte Sängerinnen: „The Queens of song being memoirs of the most celebrated female vocalists who have appeared on the lyric stage from the earliest days of the Opera to the present time, by Ellen Creathorn Clayton". Die Verfasserin fügte diesem Buch einen Anhang bei, welcher eine Liste aller in Europa gegebenen Opern enthält.

Unter den zu erwartenden Büchern ist die Reise von Speke und Grant zur Entdeckung der Nilquellen eines, welchem man überall mit großer Spannung entgegensieht, da, so lange die Karte von Africa noch jene großen weißen Flecke mit der Aufschrift „Unbekannte Länder" trägt, kein anderes Land ein ähnliches Interesse an den unternommenen Forschungsreisen weckt. — Die Groß-Firma Longman und Comp. bereitet eine Prachtausgabe des neuen Testamentes vor, die in einem starken Quartbande bestehen und zahlreiche Kupfer nach den Bildern der berühmtesten italienischen und niederländischen Maler enthalten soll. Jede Seite wird mit Randverzierungen, Medaillons und Initialen nach den besten Vorbildern des 15. und 16. Jahrhunderts geschmückt und Mr. H. Shaw hat die Leitung des Unternehmens übernommen, mit dem man noch in diesem Jahre ans Licht zu treten hofft. Die erste Ausgabe ist auf 250 Exemplare beschränkt und soll zehn Guineen kosten.

Von dem Ende des verflossenen Jahres in Brüssel gedruckten und in London edirten Buche: „Christian Missions, their agents and their results, by T. W. M. Marshall", das auch auf dem Continent durch die Unparteilichkeit seiner Darstellung und die Sorgfalt des Verfassers im Zusammentragen seines Materials großen Anklang gefunden, kündigt man schon eine zweite Auflage an.

---

* In der photographisch-lithographischen Anstalt von Burchard ist eine Copie des „Lebens Mariä" von Albrecht Dürer in 20 Blättern erschienen, welche das kostbare Werk des seltenen Meisters auch minder Bemittelten zugänglich macht.

---

* Die Sammlungen des ungarischen Museums wurden laut Ausweis der Direction im zweiten Quartal des laufenden Jahres wieder wesentlich bereichert, und zwar sind von den neu gewidmeten Gegenständen hervorzuheben: Für die Bibliothek kam die größte Spende von der Pesth-Ofner k. k. Polizeidirection, nämlich 362 Bände. Von den Pesther Druckereien, trotzdem daß ihre Zahl bereits das Dutzend übersteigt, schickten nur drei, nämlich Landerer und Heckenast, Gustav Emmich und Hornyánßky und Hummel Werke ein, und zwar erstere die ansehnliche Summe von 50 Bänden. Im Antiquitätencabinet sind zwei kanopische Vasen zu erwähnen, welche der k. k. Internuntius in Konstantinopel, Freiherr Anton v. Prokesch-Osten, einst von dem Vicekönig in Aegypten, Mehemet Ali, zum Geschenk erhielt und nun dem Nationalmuseum verehrt. Der Quantität nach ist in diesem Cabinet diesmal die wichtigste Spende die aus 191 Silber- und 208 theils Bronze-, theils Bleimünzen bestehende kleine Sammlung des Neutraer Domherrn Johann Dualßky, verbunden mit den im Nachlasse des Abtes und Trentschiner

Digitized by Google

Pfarrers weiland Ludwig Sztarek befindlichen Stücken. Die Bildergalerie erhielt das vom Pesther Kunstverein gespendete Moriz Than'sche Gemälde „Recrutirungsscene in Ungarn", welches Gemälde die Actionäre dieses Vereines heuer im Steindruck als Prämie erhielten. Das Naturaliencabinet, und zwar die Abtheilung der Thiere, wurde von dem Minoritenpriester und k. k. Feldcaplan Pius Titius mit 170 verschiedenen kleineren Thiergattungen aus dem adriatischen Meere vermehrt; auch spendete ein Pesther Fleischhauermeister ein Paar 7 Schuh 3 Zoll lange Ochsenhörner. Die Abtheilung der Mineralien erhielt zwar keine großen, sogenannten Cabinetsstücke, doch eben die kleinsten, welche sie erhielt, sind die werthvollsten. Hieher gehören jene sechs kleinen Diamanten verschiedener Farbe, welche ein in Ottakring bei Wien wohnender Ungar einschickte, so wie auch jene 11 Stück Bruchgold, welche die Abrudbánya-Vörösparaker Gewerksgesellschaft in Siebenbürgen dem Nationalmuseum verehrte; endlich wurde auf Anordnung des hochlöblichen königlich ungarischen Statthaltereirathes aus der in Bicske bestandenen Karl Nagy'schen Sternwarte dem Institute ein Winkelmesser für die technologische Abtheilung übergeben.

---

* In der jüngsten Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins in Berlin legte der Professor Pfannenschmidt sieben Entwürfe zu den mehrerwähnten Glasfenstern vor, welche die Stadt Berlin für ihre älteste Kirche, die St. Nikolai-Kirche, stiftet. Die Cartons zu den Glasfenstern sind in Farben ausgeführt. Die Ausführung in Glas geschieht in der Anstalt des Glasmalers Louis Müller. Der architektonische Schmuck der Fenster ist nach Entwürfen des geheimen Oberbaurathes Stüler.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 15. Juli 1863.

Herr Joseph Haupt, Scriptor der k. k. Hofbibliothek, legt seinen zweiten Beitrag zur Kunde deutscher Sprachdenkmäler in Handschriften vor. In der Einleitung spricht er sich über Zweck und Absicht dieser Beiträge aus und erläutert seine Meinung mit einem Beispiele. Bekanntlich wird in den Gedichten der deutschen Heldensage ein König Goldemar vielfach erwähnt, der eine Tochter des Königs von Portugal geraubt und verborgen hatte, die aber Dieterich von Bern befreit und zur Frau nimmt. Den Anfang eines Gedichtes über diese Brautfahrt hat M. Haupt in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" bekannt gemacht. Die letzte Strophe findet sich aber in den zwei Recensionen eines Gedichtes, das schon lange als Dieterichs und seiner Gesellen Drachenkämpfe bekannt war. Die eine dieser Recensionen wurde aus der Heidelberger Handschrift von F. H. van der Hagen herausgegeben, die andere aus der Wiener Handschrift (des Piaristen-Collegiums auf der Wieden) von Franz Stark in der Bibliothek des litterarischen Vereines zu Stuttgart. In der ersten dieser Recensionen finden sich sogar noch Strophen, in denen der Reim schon den Namen Goldemar fordert, statt der von dem Umarbeiter willkürlich eingeführten.

Nach dieser Einleitung zeigt Joseph Haupt, daß eine Papierhandschrift der k. k. Hofbibliothek den Text einer mittelniederdeutschen Offenbarung Johannis enthalte,

Digitized by Google

von welchem Werke Maßmann drei zertrümmerte Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts in der königlichen Bibliothek zu Berlin bekannt gemacht hat. Die Lücken dieser Berliner Handschriften werden alle aus der Wiener gefüllt.

In derselben Wiener Papierhandschrift steht aber noch ein anderes deutsches Stück, dessen Hoffmann v. Fallersleben keine Erwähnung macht in seinem bekannten Verzeichniß der hiesigen altdeutschen Handschriften.

Es ist eine Flugschrift der französischen Partei im 15. Jahrhunderte. Kaiser Friedrich III. wird darin auf Grundlage erdichteter Weissagungen des Telesphorus von Cosenza, des Abtes Joachim, Merlins, der Sibyllen u. s. w. als der Antichrist dargestellt, dessen Reich von Christi erwähltem Sohne, dem Könige Karl von Frankreich, zerstört werden wird. Ein englischer Papst (papa angelicus) wird ihn zum römischen Kaiser salben, die Weltherrschaft wird sein und unmittelbar damit wird das tausendjährige Reich anheben.

Dieser Flugschrift hat ein Deutscher geantwortet in einem Briefe Gamaleons an den Papst Bonifacius IX.

Beide Stücke als wichtige Beiträge zur Geschichte der Stimmungen und Absichten der politisch-kirchlichen Parteien, werden im Anhange gegeben. Die Enthüllungen daraus über die damalige deutsche Nationalpartei, die aber in jenen Tagen noch streng kaiserlich fühlte und dachte, lassen klar entnehmen, wie schon damals alles einer noch gründlicheren Umwälzung der kirchlichen und politischen Verhältnisse zudrängte, als seitdem durch die Reformation und auch durch die Revolution geschehen ist.

Herr Prof. Adolf Mussafia legt vor: „Ueber die Quelle der altspanischen Vida de S. Maria Egipciaca", worin er das schon von Ticknor, J. Wolf u. A. vermuthete französische Original dieser Legende nachweist.

Dann wird der Classe vorgelegt ein Werk des Herrn Prof. Šembera: „Böhmische Dialektologie", mit dem Ersuchen, dessen Druck zu unterstützen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 16. Juli 1863.

Herr Prof. Dr. Jos. Redtenbacher übergiebt ein versiegeltes Schreiben mit dem Ersuchen um Aufbewahrung zur Sicherung seiner Priorität.

Herr Dr. A. Schrauf, Custosadjunct am k. k. Hofmineraliencabinet, übermittelt eine Abhandlung, betitelt: „Beitrag zu den Berechnungsmethoden des hexagonalen Krystallsystems".

Der Secretär legt eine sehr schätzbare Sammlung der Schriften von den Herren J. B. Lawes und Dr. Gilbert vor (Rothamsted Memoirs), welche von ersterem für die Akademie eingesendet wurde. Es bestehen dieselben in zwei Bänden 8. und in einem Bande 4. der in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen, die eine vollständige Uebersicht der ausgedehnten Versuchsreihen geben, welche auf der umfangreichen Besitzung des Herrn Lawes, wohl der größten Versuchsstation für landwirthschaftliche Zwecke, welche gegenwärtig besteht, durch eine Reihe von Jahren in strengwissenschaftlichem Geiste angestellt wurden. Diese schätzbare Sendung enthält auch die Zeichnungen und Pläne des unter der Leitung von Dr. Gilbert stehenden vorzüglich eingerichteten Laboratoriums des Herrn Lawes in Rothamsted, in welchem die zahlreichen analytischen Bestimmungen ausgeführt werden.

Das h. k. k. Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußern hatte der Akademie unter dem 30. Juni d. J. einen auf die Erforschungsreisen des Herrn

Digitized by Google

Dr. Friedrich Welwitsch, eines Oesterreichers, nach Angola, und auf die von ihm mitgebrachten naturhistorischen Gegenstände bezüglichen Artikel des officiellen portugiesischen Journals „Diario de Lisboa“ nebst einigen Schriften desselben eingesendet, welche dem h. Ministerium von dem k. k. österreichischen Gesandten in Lissabon, Freiherrn v. Lebzeltern, zugekommen waren. Die Classe hat ihr Mitglied Herrn Director Fenzl ersucht, hierüber und überhaupt bezüglich der Leistungen des genannten Gelehrten einen Bericht zu erstatten. Director Fenzl liest diesen Bericht, der sowie der betreffende Artikel aus dem „Diario de Lisboa“ in den Sitzungsberichten erscheinen wird.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke legt eine Abhandlung von Herrn Dr. Julius Wiesner, Docenten am k. k. polytechnischen Institute, „Ueber die Einwirkung des Kupferoxydammoniaks auf thierische Gewebe und Gewebselemente“ vor, und hob nach Skizzirung des Umfanges der Arbeit, aus den Details der Beobachtungsresultate Folgendes hervor. Die Zellkerne der rothen kernführenden Blutzellen dehnen sich unter dem Einflusse des Reagens sehr stark aus und überschreiten, ohne einen Widerstand zu finden, die Zellgrenzen, was neuerdings einen Beweis liefert, daß die Blutzellen membranlos sind. Die Intercellularsubstanz hyaliner Knorpeln, wird durch Kupferoxydammoniak in Zellenterritorien zerlegt. Die Fasern des elastischen Gewebes, werden in zwei auf einander senkrecht stehende Richtungen durch Kupferoxydammoniak zerfällt; die hiebei bemerkbaren langen konischen Enden mancher Faserzweige sind höchst wahrscheinlich die bis jetzt noch nicht bekannt gewesenen natürlichen Enden der elastischen Fasern. Ferner liefert das Kupferoxydammoniak, indem es die Intercellularsubstanz rasch zerstört, hiebei aber die Zellenleiber nicht oder nur wenig angreift, ein Mittel zur Isolirung der Elementarorgane besonders für Haare und Nägel, welches die bis jetzt zu diesem Zwecke verwendeten Reagentien bei weitem übertrifft.

Herr Dr. E. Mach legt eine Abhandlung vor, betitelt: „Beiträge zur Theorie des Gehörorgans“. Dieselbe entwickelt einige auf die Function der Gehörknöchelchen bezügliche mathematische Sätze. Letztere führen zu einer Ansicht über die Bedeutung der Muskel des mittleren Ohres, welche als eine Art logischen Postulates auftritt. Nach derselben haben genannte Muskeln eine ähnliche Function wie der Accommodationsmechanismus des Auges. Man fixirt mittelst derselben Töne, wie man mit den Augenmuskeln Raumpunkte fixirt. Eine Reihe von psychologischen Thatsachen, welche bei akustischen Untersuchungen und beim Hören der Musik zu beobachten sind, treten hiedurch in ein helleres Licht. Namentlich erklärt es sich nun sehr einfach, warum wir die Töne ihrer Höhe nach in eine Reihe ordnen.

Herr Dr. R. v. Vivenot jun. hielt einen Vortrag „über einen nach seiner Angabe construirten Verdunstungsmesser und das damit einzuschlagende Beobachtungsverfahren. Die Eigenschaften, welche der Vortragende bei Construction seines Instrumentes zu vereinigen trachtete, sind: scharfe Einstellung und große Empfindlichkeit, einfache Handhabung und Berechnung, endlich eine Form, welche das Instrument auch zur Mitnahme auf Reisen geeignet macht. Demgemäß besteht dasselbe im Wesentlichen 1. aus dem Evaporator, 2. aus einem mit Quecksilber gefüllten Gefäß und 3. aus dem Stative. Der Evaporator ist ein an seinem oberen Ende cylindrisches Glasgefäß von $3\frac{1}{2}$ Centimeter Durchmesser das sich trichterförmig in eine $3\frac{1}{2}$ Millimeter inneren Durchmesser haltende, 12 Centimeter, lange in Millimeter getheilte Ablesungsröhre verjüngt, welche sich am unteren Ende zu einer Kugel erweitert, die nach unten zu offen ist. Dieses untere offene Ende des Evaporators taucht in ein mit Quecksilber gefülltes Schälchen, wobei das Quecksilber als Sperrflüssigkeit dient. Durch Auf- und Abschieben mittelst eines Triebes ist man nun im Stande, den unteren Theil des Evaporators willkürlich mehr oder weniger tief in Quecksilber zu tauchen und so nach Bedarf ein Steigen oder ein Sinken des Wassers zu bewirken. Die an der Maßröhre einfach

Digitized by Google

abzulesende Differenz zwischen dem Wasserstande daselbst vor und nach der Verdunstung ergiebt das hundertmal vergrößerte Höhenmaß. Man kann somit mit dem eben beschriebenen Instrumente, wenn man nur ganze Theilstriche berücksichtigt, die Verdunstungshöhe bis auf $^1/_{100}$ Millimeter genau bestimmen.

Was das Beobachtungsverfahren betrifft, so hebt v. Vivenot hervor, daß es zur Erzielung vergleichbarer Beobachtungen nothwendig sei, stets dieselbe Methode der Beobachtung anzuwenden. Er schlägt daher vor: 1. das Atmometer an einem vor Sonne, Wind und Regen geschützten Orte in der Richtung nach Norden aufzustellen, 2. zur Füllung des Evaporators stets destillirtes Wasser zu benützen, 3 den Evaporator bis an den äußersten Rand mit Wasser zu füllen, 4. mindestens alle 24 Stunden eine Beobachtung anzustellen.

Herr Dr. Steindachner, Assistent am zoologischen Museum, legt die Beschreibung acht neuer Chromiden aus Mexico und Central-America vor, welche das kaiserliche Museum zu Wien von Herrn Karl Heller und Baron Friedrichsthal vor mehr als fünfzehn Jahren erhielt. Diese Arbeit, „Beiträge zur Kenntniß der Chromiden Mexico's und Central America's" betitelt, bildet gleichsam einen Anhang zu Heckels Werke über die Flußwasserfische Brasiliens, Abtheilung der Labroiden, welches in den Annalen des Wiener Museums enthalten ist. Die von Herrn Dr. Steindachner als neu beschriebenen Arten sind: Acara rectangularis, Heros bifasciatus, H. lentiginosus, Helleri, gibbiceps, H. maculipinnis, triagramma und H. melanopogon.

Auszug aus dem Protokolle

der am 21. Mai 1863 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert abgehaltenen sechsten Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Nachdem Se. Excellenz der neu ernannte Präsident die Versammlung begrüßt hatte, wird zur Verhandlung des Geschäftseinlaufes geschritten.

Der Correspondent Hofrichter in Windischgrätz übersendet zwei weitere Hefte der unter seiner Redaction erscheinenden „Ansichten aus der Steiermark". Diese Hefte sind im Archive aufzubewahren.

Das von der Gesellschaft für Aufsuchung und Erhaltung der geschichtlichen Denkmale im Großherzogthume Luxemburg eingesendete 17. Heft ihrer „Publications" ist ebenfalls den Sammlungen der Centralcommission einzuverleiben und der Empfang desselben der genannten Commission zu bestätigen.

Der kaiserliche Botschafter in Rom, Freiherr v. Bach, übersendet die ersten drei Nummern des „Bulletino di archeologia christiana" und eröffnet, daß der Herausgeber desselben, Cavaliere Giov. B. de Rossi, in den Austausch dieses Blattes gegen die Publicationen der Centralcommission zu treten wünsche

Die Centralcommission erklärt sich mit Vergnügen bereit, diesem Ansinnen zu entsprechen und beschließt, dies dem genannten Herrn Botschafter mit dem Ersuchen mitzutheilen, die Verständigung des Cavaliere de Rossi und den gewünschten Austausch der erwähnten Publicationen vermitteln zu wollen.

Der von Wenzel Merklas in Leutschau eingesendete Aufsatz über ein Wandgemälde der Zipser Domkirche wird sammt der demselben zuliegenden Zeichnung der Redaction der Mittheilungen überwiesen.

Das Commissionsmitglied Oberbaurath van der Nüll macht die Versammlung darauf aufmerksam, daß in neuester Zeit in Paris ein Verfahren in Anwendung kommt,

Digitized by Google

mittelst welchem aus weichem Metalle angefertigte Objecte auf galvanischem Wege mit einem Ueberzug von Kupfer versehen werden, der dieselben vor Beschädigungen schützt und ihnen gleichzeitig ein bronzeartiges Ansehen verleiht.

Der Herr Oberbaurath knüpft hieran den Antrag, daß die Centralcommission dieses Verfahren dem Gemeinderathe Wiens empfehlen möge, um es auf die aus Blei gegossenen, daher der Beschädigung sehr ausgesetzten Figuren des vom Bildhauer Rafael Donner herrührenden Brunnens auf dem Mehlmarkte in Anwendung bringen zu lassen und macht zugleich das galvanoplastische Institut von Haas und Comp. in Graz als das einzige in Oesterreich namhaft, welches auf jenes neue Verfahren eingerichtet ist.

Es wird beschlossen, dem Antrage des Oberbaurathes zu entsprechen und dieser selbst ersucht, in der nächsten Sitzung den bezüglichen Erledigungsentwurf beizubringen.

Das provisorische Comité zur Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie ersucht, demselben bei der Ausführung seiner wichtigen Aufgabe die Unterstützung der Centralcommission angedeihen zu lassen und wünscht die Angabe jener Gegenstände aus den Sammlungen der Centralcommission, welche, für die Zwecke des Museums von Werth, demselben seinerzeit überlassen werden könnten.

Es wird beschlossen, dem genannten Comité die bereitwilligste Unterstützung in allen eine gedeihliche Lösung seiner schönen Aufgabe fördernden Schritten zuzusichern und demselben zu eröffnen, daß, so bald über die Sammlungen der Centralcommission geordnete und übersichtliche Verzeichnisse verfaßt sein werden, dem weiteren Wunsche des Comité's entsprochen werden wird.

Zugleich sind diesem Comité jetzt schon die Publicationen der Centralcommission zur Verfügung zu stellen.

Siebente Sitzung vom 11. Juni 1863.

Die Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel übersendet das neunte Heft ihrer Mittheilungen. Dasselbe ist den Sammlungen der Centralcommission einzuverleiben und der Empfang zu bestätigen.

Dem Ansuchen der Direction des polytechnischen Institutes in Wien um Ergänzung der bereits erhaltenen Publicationen der Centralcommission durch Uebersendung des vierten Bandes des Jahrbuches wird entsprochen.

Das Dankschreiben des Comité's für die Restauration der Zderad Säule in Brünn, mit welchem dieses Comité der Centralcommission mittheilt, daß es die von derselben ertheilten Rathschläge zur zweckmäßigen Herstellung der genannten Säule als Richtschnur bei der Erreichung seiner Aufgabe angenommen habe und über den Fortlauf dieser Restaurirung weitere Mittheilungen machen werde, wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen.

Se. Excellenz der Herr Staatsminister theilt mit, daß über seine Verwendung der Herr Prälat von Klosterneuburg sich bereit erklärt habe, die Restaurirung und eine zweckmäßigere Aufstellung des sogenannten Verduner Altares nach dem Rathe des kaiserlichen Galeriedirectors Engerth bewerkstelligen zu lassen.

Es wird beschlossen Sr. Excellenz den Dank der Centralcommission auszusprechen und den Kanzleidirector und Historiographen des genannten Stiftes, Herrn Florian Thaller, welcher sich nach der Angabe des kaiserlichen Rathes Camesina um die Förderung der in Rede stehenden Angelegenheit ebenfalls wesentliche Verdienste erworben hat, zum Correspondenten der Centralcommission zu ernennen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiker. Druckerei der k. Wiener Zeitung

Digitized by Google

Die öffentlichen Abgaben und Schulden.

Von Dr. Carl Freiherrn v. Hock.

(Stuttgart 1863, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XI und 378 Seiten. 8.)

(Eine Selbstanzeige.)

II.

Die zweite Hälfte des ersten Abschnittes des Buches behandelt die einzelnen öffentlichen Abgaben. Er beginnt mit den Zöllen, und spricht sich vor allem gegen Aus- und Durchfuhrzölle aus. Beide treffen entweder den Gewinn des Inländers und dann sind sie eine Doppelbesteuerung, da dieser Gewinn durch die Gewerbe- oder die Einkommensteuer oder sonst eine die letztere vertretende Abgabe bereits getroffen ist, oder sie treffen den Ausländer, und dann fehlt es an jedem Rechtsgrunde, ihn (bei dem Ausfuhrzoll) mit einer Verbrauchsabgabe oder (bei dem Durchfuhrzoll) mit einer Ertragsteuer für einen Gewinn, den er im Inlande nicht gemacht hat und nicht machen kann, zu belegen. Auch die thunlichste Beseitigung der kleinlichen und theilweise ungerechten Nebengebühren wird angerathen, so daß nur jene aufrecht erhalten bleiben, welche ein Entgelt für Dienste darstellen, die nicht für den Staat, sondern für den Versteuernden nothwendig sind, oder welche den Zweck haben, sonst naheliegenden Mißbrauch der Kräfte des Staates oder seiner Beamten zu verhüten. Als Gegenstand der Zollbelegung bleibt daher nur die Waareneinfuhr übrig, aber gerade hier tritt theoretisch wie praktisch die Frage nach dem Steuercharakter und den Steuermotiven der Zölle in den Vordergrund. Wir haben gesehen, daß der Zoll wissenschaftlich zunächst als Besteuerung des Einkommens der Fremden aus ihrem Waarenverkehr im Lande auftritt, allein er erscheint auch oft als Verzehrungssteuer, als Entgelt für die Anstalten zum Schutze des internationalen Waarenverkehres, also als eine Verwaltungsgebühr, und endlich nur allzu oft als eine Verwaltungsmaßregel. Durch ihn wurden Angriffe und Repressalien gegen fremde Regierungen ausgeführt, er wurde zu mannigfachen polizeilichen Zwecken benützt und hauptsächlich sollte er den Zutritt solcher fremder Waaren, deren Concurrenz man fürchtete, auf den inländischen Markt unmöglich machen oder erschweren. Die hiebei leitenden Ideen sind unter dem Namen des Prohibitiv- und des Schutzzollsystemes bekannt.

Es werden nun die Gründe für diese Systeme — nur die dem Mercantilsystem entlehnten werden als antiquirt übergangen — eben so ausführlich entwickelt als bekämpft (S. 136 bis 146). Der Verfasser erklärt sich entschieden

Digitized by Google

gegen Prohibitionen, prohibitive und Schutzzölle, aber eben so entschieden spricht er sich gegen das Freihandelssystem aus. Anknüpfend an jene bereits erwähnte zunächst liegende wissenschaftliche Begründung der Zölle redet er — getreu seiner schon vor beinahe zwanzig Jahren in der „Zeitschrift des österreichischen Lloyd" verkündeten Lehre — den Ausgleichungszöllen das Wort, Zöllen, die so bemessen sind, daß die aus dem Auslande eingeführte Waare keiner geringeren Steuer unterliegt, als für die gleichartige inländische Waare in allen einzelnen Momenten ihrer Erzeugung zusammen unter was immer für Formen entrichtet worden ist. Dieser Ausgleichungszoll ist bei Rohstoffen am niedrigsten, bei Ganzfabricaten am höchsten zu bemessen, denn der Gegenstand der Besteuerung ist die Summe der Einkommen derjenigen, welche an der Verfertigung der Waare mitgewirkt haben, und diese Summe ist bei Ganzfabricaten die größte, er hat also in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit dem Schutzzoll, während er von diesem sich dadurch unterscheidet, daß nicht der Gewinn des Fremden, sondern die von diesem Gewinn dem Staate gebührende Steuer die Höhe des Zolls bestimmt.

Aber auch den eigentlichen Schutzzöllen wird vom Verfasser die Berechtigung als temporäre Maßregel nicht abgesprochen, denn er anerkennt die Verpflichtung des Staates, da, wo unter der Herrschaft der Prohibition und des Schutzzolles oder durch andere Maßregeln der Verwaltung künstlich Industrien entstanden und beträchtliche Capitalien in ihnen verwendet sind, bei Einführung eines freien Handelssystems, das sie gefährden könnte, vorsichtig und langsam vorzuschreiten, damit diese Capitalien allmälig herausgezogen und zu anderen Zwecken verwendet werden können, auch kann der Schutzzoll als Repressalie gegen die hohen Zölle des Auslandes, gegen die von letzterem seinen Ganzfabricaten gewährten Ausfuhrprämien oder auf seine für unsere Ganzfabricate nöthigen Rohstoffe gelegten Ausfuhrzölle oder gegen andere Beeinträchtigungen unseres Marktes dienen. Freilich, setzt der Verfasser bei, mahnt eine solche Bekehrungs- und Heilmethode „mehr an das Kriegs- als an das Handelsrecht, mehr an die Volksmacht als an die Volkswirthschaft und der Staat, der gegen einen anderen, weil er Ausfuhrprämien giebt, mit Gewaltschritten vorgeht, handelt mit demselben Rechte wie jemand, der einen anderen prügelt, weil dieser ihm Geld auf den Kopf wirft; ob aber das Recht in beiden Fällen auch das Rechte ist, bleibt zweifelhaft".

Von Interesse ist auch, was der Verfasser über die verschiedenen Zolleinrichtungen, den Zolltarif, die specifischen und die Werthzölle, die Zollmaxima, den Drawback und die Ausfuhrprämien, die Zollbefreiungen und die Zollverträge sagt. In letzterer Beziehung erlauben wir uns die Bemerkung über den französisch-preußischen Handelsvertrag wiederzugeben:

„Es ist in jüngster Zeit zwischen zwei Großstaaten ein Handels- und Zollvertrag geschlossen worden, welchen der eine derselben überdies einer großen Reihe mit ihm zollgeeinter kleinerer Staaten zur Annahme empfohlen hat, wir meinen den Vertrag vom 2. August 1862. Wie ist dieser so ganz anders als die Wissenschaft empfiehlt! Von einem Zollcartel ist keine Rede, der Schmuggel mag zwischen

Digitized by Google

den beiden Zollgebieten fortdauern wie bisher, die Differentialzölle Frankreichs zu Gunsten seiner Schifffahrt werden aufrecht erhalten, viele Zölle in beiden Zollgebieten und gerade jene auf die Werkzeuge der Armen, die Materialien der Schmiede und Gießer, der Bau- und Maschinengewerke, bleiben von einer den Verkehr erschwerenden Höhe, dagegen sinken andere Zölle und gerade jene auf Kleidung und Schmuck der Reichen, die selbst eine Consumtionsabgabe vertrügen, weit unter das Maß der Ausgleichungssteuer, zu einer einfachen Controlsabgabe herab. Männer von Wissen und Talent haben jene Tarifsbestimmungen ein Compromiß zwischen Freihandel und Schutzzoll genannt; allein es ist nur in dem Sinne wahr, daß Ausschweifungen nach beiden Richtungen vorkommen. Bis in die kleinsten Details des Tarifs, die Unterabtheilungen der Abtheilungen reichen jene Vertragsbestimmungen und fast jede, auch die kleinste Tarifänderung im Zollvereine bedarf fortan der Zustimmung Frankreichs. Wer sich dort durch das Zollgesetz beschwert erachtet, wird künftig eher nach Paris als nach Berlin um Abhülfe sich wenden. Und um ein Nichts, um ein Linsengericht ist das handelspolitische Erstgeburtsrecht, die Freiheit und Selbstständigkeit des Zollvereins verschleudert, denn Frankreich kann nach den Verträgen, die es mit England und Belgien geschlossen, sein Prohibitivsystem gegenüber anderen Staaten nicht aufrecht erhalten; was es sich jetzt von Preußen theuer bezahlen ließ, giebt es später umsonst oder doch um weit geringeres Entgelt dahin."

Bei Darstellung der Verbrauchsabgaben wird das Hauptgewicht auf die Wahl der Steuerobjecte gelegt Sie ist verschieden, je nachdem die Steuer Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs auch der weniger bemittelten Classen oder Gegenstände des ausschließenden Verbrauchs der Wohlhabenden treffen soll.

Bei der ersten Steuerkategorie ist zu beachten, daß sie nicht die massenhaftesten und unentbehrlichsten Gegenstände des Verbrauchs der untersten Volksclasse treffe und dergestalt ihr die Mittel des nothwendigen Lebensunterhalts beschränke. Der Zweck wird in der Praxis dadurch erreicht, daß man entweder diese Gegenstände allgemein steuerfrei läßt, also die Steuer auf Objecte beschränkt, die theils zu den, wenn auch sehr häufig gebrauchten so doch überflüssigen Genußmitteln gehören (geistige Getränke, Tabak), theils in sehr geringen Mengen verbraucht werden (z. B. Salz, Zucker, Kaffee und Thee), oder daß man ihre Besteuerung erst in bevölkerteren Orten beginnen läßt, in der richtigen Voraussetzung, daß hier der Lohn des Arbeiters im Allgemeinen ein höherer sei, die Steuer darum nicht seinen Lebensunterhalt gefährde. Bei der zweiten Kategorie muß das Hauptaugenmerk gerade darauf gerichtet werden, daß sie die selbst für die untersten Classen der wohlhabenden Welt unentbehrlichen Gegenstände des Haushalts treffe, indem sonst die zahlreichste Classe der Steuerträger aus der Besteuerung herausfiele, es sind also die Wohnung, die Wagen und Pferde, die Diener u. dgl. zu belegen.

Die zweite schwierige Aufgabe der Consumtionsabgaben ist, die zweckmäßigste Form der Einhebung zu bestimmen. Die allgemeinste Rücksicht neben jener aller Besteuerung, großer Ertrag und geringe Verwaltungskosten, ist: die Last, welche

Digitized by Google

für den Consumenten in der Vertheuerung des Genusses durch die Steuer liegt, nicht dadurch zu steigern, daß ihn auch die Plage der Förmlichkeiten und Controlen treffe, welche mit der Einhebung jeder Steuer verbunden ist, und daß, wenn es unmöglich ist, ihn ganz von ihr zu befreien, sie selten und schonend eintrete. Aus diesem Gesichtspunkte empfehlen sich vor allem drei Einhebungsmethoden, das Staatsmonopol, die Besteuerung bei der Erzeugung oder dem Verschleiß und jene bei der Einfuhr in das Zollgebiet oder in einzelne Gebietstheile oder Orte; nur dort, wo keine dieser Methoden anwendbar erscheint, wird zur unmittelbaren Bemessung und Einhebung der Steuer von den einzelnen Steuerpflichtigen, der directen Besteuerung, wenn man so sagen darf, geschritten.

Das Monopol ist nur bei denjenigen Gegenständen ausführbar, die mit geringem Wechsel des Geschmacks und der Mode, ohne Anspruch auf Kunstwerth und Eleganz erzeugt werden und deren Erzeugung entweder von Natur auf höchst wenige Punkte beschränkt ist oder ohne allzu große Nachtheile für die Volkswirthschaft künstlich auf wenige Punkte beschränkt werden kann. Das erste ist beim Salz, das zweite beim Tabak oder Schießpulver der Fall. Auch die Verbrauchsabgabe von Glücksspielen wird in der Form des Monopols als Lotto eingehoben, allein der Verfasser bekämpft diese Abgabe auf das heftigste.

Zur Versteuerung bei der Erzeugung eignen sich jene Gegenstände, welche, ohne auf so wenige Erzeugungspunkte beschränkt zu sein wie jene des Monopols, doch nur im Großen an verhältnißmäßig wenigen Punkten erzeugt zu werden pflegen. Hieher gehören Branntwein, Zucker, Bier, Mehl, Kalender und Spielkarten, Zeitungen und Ankündigungen. Wichtig ist hier vor allem die Wahl des Momentes, in welchem die Steuer als fällig zu bezeichnen ist. Soll die Steuer schon vom Rohstoff, aus dem das Erzeugniß gewonnen wird, oder von letzterem selbst, im fertigen oder in irgend einem Mittelzustande bemessen, und in jedem dieser Fälle: welcher Act der Erzeugung soll als der eigentliche steuerpflichtige angesehen werden? In letzterer Beziehung wird der Rath ertheilt, jenen Act zu wählen, der bei keiner Art des Erzeugungsverfahrens umgangen, nicht mit einem andern der Erzeugung fremden Act verwechselt werden kann und so nahe beim Beginn der Erzeugung liegt, daß nicht unbemerkt und ungestraft die Vorbereitungen zu einer gesetzwidrigen Erzeugung getroffen werden können. Solche Momente sind die Einmaischung oder die Unterzündung des mit den zu verarbeiteten Stoffen gefüllten Kessels bei der Branntweinerzeugung, das Einschroten des Malzes, das Einfüllen desselben in die Pfanne, das Einlassen der Würze auf die Kühle bei der Biererzeugung u. dgl. m. In ersterer Beziehung werden die Gründe für und gegen jede einzelne Alternative unparteiisch erwogen, ohne sich für eine bestimmt auszusprechen.

Der Besteuerung bei dem Verschleiß sind alle überhaupt für eine allgemeine Verbrauchsabgabe wählbaren Gegenstände zu unterziehen, welche wegen der zahlreichen und theilweise kleinen Erzeugungsstätten innerhalb des Landes zur Besteuerung in der Form eines Monopols oder Zolls oder einer Steuer bei der Erzeugung sich nicht eignen und von zu allgemeinem Vorkommen, so wie nach

Digitized by Google

Beschaffenheit und Menge von allzu großer Veränderlichkeit sind, um unmittelbar bei den Verbrauchern selbst besteuert zu werden. Auch die Rücksicht wird zu beachten sein, daß diese Gegenstände nicht etwa das Object des Verkehres sehr verschiedenartiger Handelsgeschäfte, sondern einiger weniger, wo möglich solcher bilden, welche durch die Art ihres Gewerbes angewiesen sind, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, sich, ihr Gewerbe, ihre Waaren und ihre Preise anzukündigen. Hieher gehören vor allen anderen Wein und Fleisch.

Die Abgaben bei der Erzeugung fordern als nothwendige Ergänzung, daß dieselben Gegenstände bei der Einfuhr aus dem Auslande einer dem Ausmaße nach wenigstens gleichen Steuer unterworfen werden; das hinsichtlich der Nothwendigkeit der Ausgleichungszölle Erörterte fordert sogar eine höhere Belegung, da nicht bloß die Verzehrungssteuer, sondern auch die Steuern von dem Einkommen aller, die an dem Erzeugnisse mitwirkten, auf dem inländischen Producte haften. Gewöhnlich werden die Ausgleichungs- und die Verzehrungssteuer vereint in der Form des Zolls eingehoben; manchmal erscheint jene als Zoll, diese als Verzehrungssteuerzuschlag.

Bei der Besteuerung der Einfuhr in gewisse Orte ist die Hauptrücksicht der Wahl dieser Orte zu widmen. Es sollen deren wenige sein, denn jede Steuerlinie wirkt wie eine Zolllinie, sie sperrt den umschlossenen Ort von der Umgebung ab, bindet den gesammten (auch den nicht steuerpflichtigen) Verkehr und nicht bloß den in, sondern auch den durch die Stadt an zeit- und kraftraubende Controlen, und verursacht dem Staate wie dem Volke so viele Kosten, daß nur ein sehr hoher Ertrag dieselbe als lohnend erscheinen lassen kann. Nur Orte mit der größten, dichtesten und wohlhabendsten, mehr städtischen als ländlichen Bevölkerung sind zu wählen. die Größe der Bevölkerung zeigt die Leichtigkeit des Lebensunterhalts, ihre Dichte verspricht einen großen Ertrag bei geringer Ausdehnung der zu überwachenden Steuerlinie, ihr vom flachen Lande abstechender Charakter rechtfertigt ihre besondere Behandlung, und ihr Wohlstand verbürgt, daß die Steuer nicht das Capital selbst angreife.

Bei der Bestimmung der Objecte, die bei der Einfuhr in diese Orte zu besteuern sind, braucht man nicht allzu scrupulös zu sein. Im Allgemeinen kann alles besteuert werden, was sich überhaupt zum Gegenstande einer Consumtionsabgabe eignet und transportabel ist, Waaren allgemeinen und Waaren feineren Verbrauchs. Es ist überhaupt räthlich, eine große Zahl Objecte in die Besteuerung einzubeziehen; die Kosten der Einhebung werden dadurch nicht vermehrt, ohne Verminderung des Ertrags können die Gegenstände des Verbrauchs der Aermeren geringer belegt werden, die leicht erregbare Abneigung der großen Menge gegen die Einfuhrsteuern wird vermindert, wenn sie auch die Genüsse der Reichen entsprechend belegt sieht. Doch vermeidet man, solche Gegenstände bei der Einfuhr in geschlossene Orte zu besteuern, deren Consumtion in der Stadt in tiefere Schichten herabsteigt als auf dem Lande, z. B. Zucker, Kaffee, denn hier fehlt eine der

Digitized by Google

Voraussetzungen, durch welche jene Steuer gerechtfertigt wird, die größere Wohlhabenheit der städtischen Consumenten.

Die Steuern auf den unmittelbaren Gebrauch und Verbrauch sind die gerechtesten aller Consumtionsabgaben, denn sie richten sich genau nach der Größe des Genusses oder beziehungsweise des damit verbundenen Aufwandes und nöthigen niemand zur Vorausbezahlung einer Steuer, die eigentlich Andere trifft und von welcher er nie weiß, ob er sie ganz zurückersetzt erhält; allein verkennen läßt sich nicht, manche derselben greifen so tief in die Privatverhältnisse ein und nöthigen zu so belastenden Selbstangaben, daß, wie bei der Einkommensteuer, die Wahl nur zwischen einem peinlichen Inquisitionsverfahren oder einem matten die Steuererträgnisse im höchsten Maße gefährdenden Gehenlassen bleibt.

Es sind als Objecte einer solchen Steuer Gegenstände zu wählen, welche auffallend und längere Zeit festzuhalten sind, also Gegenstände von großem Umfange die nicht bloß innerhalb der Räume des Hauses gebraucht werden, mehr Gegenstände des Gebrauchs als des Verbrauchs, ferner solche, welche mit dem auf den gesammten Haushalt verwendeten Aufwand und daher mit dem Einkommen in einem gewissen Verhältnisse stehen. Aus Art und Zahl der Dienerschaft und der Equipagen, der Höhe des Wohnzinses kann man z. B. solche Schlüsse auf Haushalt und Einkommen ziehen, nicht aber aus Art und Zahl der Hunde, Katzen, Vögel u. dgl. Man besteuert vielleicht die einzige Erheiterung der Stube des Bettlers, der Dachkammer der Nähterin.

In der Darstellung der Ertragssteuern wird der größte Raum (S. 179 bis 199), wie recht und billig, der Grundsteuer, als der wichtigsten aus allen, gewidmet. Als Grundlage dieser Steuer ist nur der Reinertrag und zwar nicht der wirkliche mit jedem Jahre wechselnde, sondern irgend ein durchschnittlicher aus den gegebenen Elementen der Wirthschaft, unter Voraussetzung mittelmäßiger Jahre, gewöhnlicher Sorgfalt und mäßigen Glückes des Eigners berechneter zu benützen. Die Ermittlung jener Elemente und der Ergebnisse dieser Berechnung nennt man die Katastrirung, die sie darstellenden Aufzeichnungen den Kataster.

Bei dieser Ermittlung kann man auf verschiedenen Wegen vorgehen. Man betrachtet als Grundlage der Berechnung des Ertrages die Wirthschaftseinheit (das Gut, den Hof) oder jedes einzelne natürlich abgegrenzte Grundstück, die Parzelle (Guts-, Parzellenkataster); man kann unmittelbar den Ertrag der gewählten Einheit berechnen oder zuerst ihren Werth erheben und dann aus diesem nach dem landesüblichen Ertragsfuße der Grundstücke den Ertrag berechnen (Ertrags-, Werthkataster), und man kann endlich den Ertrag oder Werth für jedes gegebene Steuerobject an und für sich ohne Rücksicht auf andere Objecte oder für alle Steuerobjecte derselben Art und in demselben Orte in ihrem Zusammenhange bestimmen, so daß sich Ertrag oder Werth jedes einzelnen Objectes aus der Kategorie (Classe) der Objecte, in welche es eingereiht wird, und den Feststellungen für jede Einheit dieser Classe ergiebt (Abschätzungs- und Einschätzungskataster.)

Digitized by Google

Der Verfasser bespricht auf eindringliche Weise die Vor- und Nachtheile jeder dieser Methoden und räumt zuletzt dem Kataster nach der Einschätzungsmethode und auf Grund des Parzellenertrags den Vorrang ein. Auch letzterer ist zwar nicht frei von Gebrechen, allein in seinen Principien liegt die Möglichkeit der Beseitigung oder Verminderung dieser Fehler und er besitzt Vorzüge eigener Art, die er mit keinem anderen Kataster theilt.

Der auf solche Weise errichtete Kataster betrachtet das Grundstück ganz losgelöst von dessen Eigenthümer und dem anderen Besitzthume desselben, einfach als Glied einer bestimmten Culturart und Culturclasse; der ermittelte durchschnittliche Ertrag des Grundstückes ist eben darum von allem Ertragswechsel befreit, der durch Aenderungen jener Eigenthumsverhältnisse herbeigeführt wird. Die Vorgänge beim Parcellen- und Einschätzungskataster erleichtern endlich die öftere Revision desselben. Die Parcellen bleiben in der weitaus größten Mehrzahl ungeändert, auch die Culturarten werden, die Perioden großer landwirthschaftlicher Revolutionen abgerechnet, mit wenigen Ausnahmen dieselben geblieben sein, großentheils können auch die Culturclassen und Typen beibehalten werden, so daß die Hauptmühe in der nochmaligen Abschätzung des Ertrages der Typen und der neuerlichen Vergleichung der einzelnen Grundstücke mit denselben bestehen wird. Der Grundbau und die Hauptmauern des alten Katasters sind stehen geblieben, nur der Rest ist neu aufzuführen. Bei jedem anderen Kataster ist von der alten Arbeit außer dem geometrischen Netze nichts zu benützen.

Die hier erwähnte Revision des Katasters ist dazu bestimmt, jene Aenderungen im Reinertrage der Grundstücke ersichtlich zu machen, welche nach und nach eintreten und in ihrer Gesammtwirkung erst in einer Reihe von Jahren bemerkbar werden oder zunächst den Charakter eines Versuches an sich tragen, dessen Erfolg abzuwarten ist, oder die einer bestimmten Zeit bedürfen, um sich zu consolidiren und ihre Wirkung bemessen zu lassen; eben darum werden solche Revisionen erst nach längeren Perioden vorgenommen. Zur Verzeichnung jener Aenderungen des Reinertrages, die sogleich als bleibende sich darstellen, z. B. der Urbarmachung einer Oede, der Vergrößerung oder Verminderung eines Grundstückes, so wie der Aenderungen in der Person des Steuerträgers dient die nie unterbrochene Evidenzhaltung des Katasters.

Man sieht, vollkommen richtig ist der Kataster in keinem Momente; er ist noch nicht vollendet, so hat schon ein Theil der von ihm benutzten Elemente sich geändert; dessen ungeachtet tritt der Verfasser der Ansicht entgegen, welche den Kataster der großen Kosten, die er verursacht, unwerth erklärt und, wenn sie ihn überhaupt zuläßt, auf mehr summarische Vermessungen und Feststellungen dringt, und er pflichtet den unbedingten Verehrern des Katasters nur insoweit nicht bei, als er anerkennt, die Gesetzgebung könne Gründe haben, das durch den Kataster gegebene Steuercapital nicht allerorts im Staatsgebiete mit demselben Steuerpercent zu belegen. So ist es in Oesterreich und Frankreich der Fall, und auch die Theorie kann der Gleichheit des Steuersatzes nicht ausnahmlos das Wort

Digitized by Google

reden. Letztere ist vor allem nur dort möglich, wo die Grundsteuer die einzige Steuer ist, welche der Grundbesitzer zu zahlen hat, aber selbst wo sie möglich erscheint, ist sie nicht immer gerecht. Der aus dem Kataster sich ergebende Reinertrag ist noch nicht jener freie Ueberschuß, der allein Gegenstand der Besteuerung sein soll, denn von ihm sind nicht die Zinsen der Passivcapitalien abgezogen, die auf dem Boden haften, und kann der Eigenthümer sein Grundstück nicht selbst bearbeiten, so ist auch ein Abzug für die Kosten seines Lebensunterhaltes nicht gemacht. Die Bodenbesteuerung mit demselben Percent des Katastralertrages ist daher nur in jenen Ländern gerechtfertigt, wo die Steuer so gering oder der Absatz der Bodenerzeugnisse so lohnend ist, daß der größte Theil der Steuer im Preise der Erzeugnisse wieder hereingebracht werden kann und (was damit zusammenhängt) wo das Angebot an Capitalien für den Grundbesitz so groß ist, daß ein Theil der Steuer des im Landbau verwendeten Capitals auf die Capitalisten übergeht und der verschuldete Grundbesitzer, wenn ihm die Steuerlast zu schwer wird, seinen Besitz mit Leichtigkeit an einen nicht verschuldeten Erwerber abzutreten vermag. Ferner üben sehr häufig gerade die Verhältnisse, welche provinziell oder local ein höheres Ausmaß der Grundsteuer hervorrufen, die günstigsten Wirkungen auf die Bodencultur und gleichen daher die in der höheren Steuer liegende Erschwerung der Concurrenz mehr als aus. Dies ist z. B. der Fall, wenn jene Zuschläge zur Ablösung grundherrlicher Lasten und Dienstbarkeiten des Bodens, zu Straßen, Dämmen, Ent- und Bewässerungsarbeiten, Schulen u. dgl. verwendet werden. Der Zweck des Katasters ist auch nicht, die abstracte, oft unzweckmäßige Gleichheit der Besteuerung, sondern die Gleichheit der Steuergrundlage herzustellen, Staat und Volk zur klaren Erkenntniß zu bringen, ob und daß eine ungleiche Besteuerung bestehe, und dort, wo die ungleiche Besteuerung wegen der häufigen und nahen Berührung hart empfunden wird, wie namentlich innerhalb derselben Gemeinde, sie aufhören zu machen.

Man sieht, mit der Frage des Katasters ist jene der Grundbesteuerung nicht identisch, und der Verfasser vergißt daher nicht, auch andere die letztere betreffende Punkte, als z. B. die Steuerabschreibungen und Steuernachlässe, die Steuerbefreiungen, die Steuerumlage und Steuereinhebung und die, wenn auch nicht theoretisch, so doch praktisch mit der Grundsteuer vielfach in Zusammenhang gebrachten Bergwerksabgaben zu berühren.

Bei der Gebäudesteuer wird vom Verfasser zwischen dem Land- (d. i. dem als Mittel zur Durchführung landwirthschaftlicher Zwecke bestimmten) und dem Zins- und Industriegebäude unterschieden.

Das Landgebäude kann füglich bei der Ab- oder Einschätzung der Grundstücke berücksichtigt und in die Elemente der Grundsteuer einbezogen werden. Noch zweckmäßiger erscheint das in Oesterreich vorherrschende System. Die Gebäude werden in gewisse Classen eingetheilt, die unterste, höchst gering belegte, umfaßt alle, die eben dem landesüblichen Bedürfnisse des kleinen Grundbesitzes genügen, gewöhnliche Bauernwohnungen. Was dieses Maß nach Anzahl der Stockwerke oder

Digitized by Google

Wohnungsbestandtheile überschreitet, wird nach gewissen Abstufungen in die höheren Classen eingereiht; allein immer bleibt die Steuer weit hinter jener zurück, die nach dem Miethwerthe sich ergäbe, denn es wird nicht vergessen, daß auch das schönste und prächtigste Landhaus hauptsächlich ein Mittel zu dem schon entsprechend besteuerten Zwecke, die Stätte der Leitung des landwirthschaftlichen Betriebes ist.

Bei dem Zinsgebäude ist der Miethzins, nach Abzug einer bestimmten Quote für die Erhaltung des Gebäudes, dessen Assecuranz gegen Feuersgefahr und die Abnützung, die natürliche Grundlage der Steuerbemessung (Hauszinssteuer). Endlich das Industriegebäude, das ist jenes, welches ausschließend oder vorzugsweise industriellen Zwecken dient und zu anderen nur durch Umbau oder mit Abbruch an seinem Ertrage verwendet werden könnte, also ein Fabriksgebäude, eine Werkstätte u. dgl., kann entweder gleich dem Zinshause nach dem wirklichen oder dem eingeschätzten Miethzinse (die entsprechende Quote abgezogen) belegt werden, und dies ist jedenfalls dort das Gerechteste, wo der Eigenthümer des Gebäudes und jener des Gewerbes verschiedene Personen sind, denn hier hat das Gebäude ganz den Charakter eines freien Capitals, welches vom Eigner Anderen zur Benutzung angeboten wird, oder es kann, wenn eine solche Trennung der Personen nicht vorhanden ist, von einer besonderen Besteuerung des Industriegebäudes Umgang genommen werden, sie geht in die Steuer von dem Gewerbe auf.

Die Einreihung eines Gebäudes unter die Land- oder Zinsgebäude hängt nicht bloß von der Stätigkeit, sondern auch von einer gewissen örtlichen Gleichartigkeit der Bestimmung ab. Es werden z. B. alle Häuser in Orten von großer und dichter Bevölkerung, so wie in sehr besuchten Bade- und Vergnügungs-, Wallfahrts- und Marktorten als Zinshäuser und alle anderen als Landhäuser betrachtet, oder die Besteuerung richtet sich in jedem Orte nach der Bestimmung, welche dort der Mehrzahl der Häuser gegeben wird.

Unter den bei der Gebäudesteuer sonst zur Sprache kommenden Fragen findet auch jene über die Steuerfreiheit der Neubauten ihre Stelle und es wird sich gegen diese Steuerfreiheit entschieden.

Die Gewerbesteuer wird vom Ertrage der Gewerbe im weitesten Sinne des Wortes eingehoben, wo auch kaufmännische Unternehmungen und liberale Beschäftigungen darunter verstanden werden; nur das landwirthschaftliche Gewerbe, der eigentliche Ackerbau und die Viehzucht, die Bearbeitung ihrer Erzeugnisse, bis sie jene Form erlangen, in der allein sie zum Transport auf entferntere Märkte geeignet sind, ihr Verkauf, wenn er von dem Landwirthe selbst vollzogen wird, und endlich der Pacht von Landgütern, bleibt in der Regel von der Steuer frei, weil es schon durch die Grundsteuer getroffen ist.

Der Ertrag der Gewerbe kann auf doppelte Weise ermittelt werden, nach der Wirklichkeit auf Grund der Einbekenntnisse der Steuerpflichtigen, analog der Gebäudezinssteuer, oder auf Grund der Einschätzung nach gewissen den Umfang des Gewerbebetriebes bestimmenden Elementen, entsprechend der Grund- und der Hausclassensteuer.

Digitized by Google

Die Schwierigkeiten der Ermittlung des wirklichen Ertrages wurden schon bei Besprechung der Einkommensteuer hervorgehoben, aber es sind noch viele andere Verhältnisse zu beachten: ob der Ertrag aus dem Ergebnisse eines oder mehrerer Jahre zu berechnen, welche Auslagen vom Rohertrag in Abzug zu bringen seien, daß das Steuerpercent desto kleiner sein müsse, je geringer der Antheil des Capitals und je stärker der Antheil der persönlichen Thätigkeit des Steuerpflichtigen am Ertrage des Gewerbes ist, u. dgl. m.

Bei der Gewerbesteuer auf Grund der den Gewerbeumfang bestimmenden Elemente verursacht die größte Schwierigkeit, für jedes einzelne Gewerbe die rechten Elemente, nämlich jene, welche wirklich für den Umfang des Gewerbes entscheidend sind, aufzufinden und diesen Umfang mit Erfolg zur Berechnung des beiläufigen Ertrages zu benützen.

Die Gesetzgebung geht gewöhnlich auf folgende Weise vor: Bei gleichen Gewerben wird beachtet, ob sie bloß im Großen, d. i. bloß an Gewerbsleute desselben Fachs oder an solche Gewerbsleute anderer Fächer, die ihrerseits im Großen arbeiten, — im Großen und Kleinen oder bloß im Kleinen, ob sie vom Besitzer allein oder mit einer größeren oder geringeren Zahl Gehülfen betrieben werden. Bei Gewerben in demselben Orte oder in Orten von gleicher Bevölkerung wird die als Lohn für die verwendeten Arbeiter oder als Miethe für die Gewerberäume bezahlte Summe zu Schlüssen auf das Verhältniß des Geschäftsumfanges des einen Gewerbes zu jenem des anderen benützt. Der Geschäftsumfang geschlossener Gewerbe, Advocaten, Notare, Mäckler, Apotheker u. dgl., läßt sich beiläufig aus der Zahl der Menschen beurtheilen, die auf jeden derselben in seinem Amtsgebiete fallen; aber selbst bei nicht geschlossenen kann oft die Bevölkerung des Standortes als eines der Elemente zur Bestimmung des Geschäftsumfanges eines Gewerbes betrachtet werden, weil es thatsächlich in bevölkerteren Orten weit umfangreichere Gewerbe giebt. Ein für den Umfang des Gewerbes entscheidendes Moment ist ferner der vereinte Betrieb mehrerer Gewerbe, oder der Betrieb eines Gewerbes als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft. Hier ist offenbar jedes einzelne Gewerbe von geringerer Bedeutung als beim selbstständigen Betriebe.

Noch näher der Wahrheit bringt die Wahl solcher Elemente, welche einen auf Wissenschaft und Erfahrung gegründeten sicheren Schluß auf die durch sie bedingte Größe des zur Verwendung kommenden Capitals gestatten, z. B. die Zahl der Spindeln in Spinnereien, der Webstühle in Webereien, der Hochöfen in Eisenhütten, der Feuer in Eisenwerken, der bewegenden Pferdekräfte in mechanischen Werkstätten, Mühlen, Stampfen u. s. w. Es giebt endlich unter den Gewerben eine gewisse natürliche Stufenfolge des verwendeten Capitals und des wahrscheinlichen Ertrages, die sich nach dem Werthe der verwendeten Stoffe oder der auf die Waare verwendeten Arbeit und nach dem Maße der nöthigen wissenschaftlichen oder künstlerischen Vorbildung richtet; derselbe Umfang der Geschäfte und die diesen bestimmenden Elemente werden daher bald einen größeren, bald einen kleineren Ertrag veranlassen.

Digitized by Google

Leider ist es nicht möglich, für alle Gewerbe die nach den Thatsachen der Erfahrung und der Wissenschaft den Ertrag bestimmenden Elemente wirklich aufzufinden und die Bedeutung jedes einzelnen Elementes für den Geschäftsertrag numerisch auszudrücken, ja es giebt Gewerbe, wo es selbst an jenen früher erwähnten mehr äußerlichen und numerisch unbestimmten Elementen zur Ermittlung des Ertrages fehlt. Hier wird sich mit gewissen Minima begnügt, welche der Rentensteuer von dem Capital entsprechen, ohne welches erfahrungsgemäß ein Gewerbe der fraglichen Art nicht unternommen werden kann. Auf solche Weise wird z. B. bei Banken und anderen mit geringem äußeren Apparate große Summen in Bewegung setzenden Gewerben vorgegangen.

Die Unsicherheit der bestimmenden Elemente nöthigt auch allgemein, für jedes Gewerbe sich mit der Besteuerung des Minimums des Ertrages zu begnügen, welchen ein Gewerbe von diesem Umfange des Betriebes verspricht, und bei keinem Gewerbe über einen bestimmten Maximalsatz hinauszugehen. Hingegen sind allerdings auch die sogenannten liberalen, gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen zu besteuern, mit Einschluß jener, deren Entgelt in Besoldungen besteht. Selbst der Besteuerung der Staatsbeamten tritt der Verfasser nicht unbedingt entgegen.

Die Capitalsteuer wird aus dem Entgelte gefordert, das der Eigner eines Capitals dafür erhält, daß er es Anderen zur Benützung überläßt; auch die Einkünfte aus den dinglichen Rechten an dem Eigenthum Anderer unterliegen derselben, z. B. die Einkünfte der Lehen-, Grund-, Vogtei- und Zehentherren (die ehemalige Gefällen- oder Dominicalsteuer).

Der Verfasser erörtert ausführlich die Gründe sowohl für als gegen eine solche Steuer im Allgemeinen als für die Besteuerung der vom Staate selbst bezahlten Zinsen und Renten und spricht sich für die Besteuerung aus. Wichtig ist auch am Schlusse des Abschnittes über die Ertragssteuern ihre Vergleichung mit der Einkommensteuer und mit den Verzehrungssteuern und Zöllen (S. 226 bis 229).

Unter den Erwerbgebühren werden die Abgaben verstanden, welche für den Erwerb eines Rechtes bezahlt werden. Diese Rechte sind doppelter Art, öffentliche, welche vom Staate in Folge seiner Hoheitsrechte verliehen oder bestätigt werden, und private, die im Verkehre von einem Privaten auf den anderen übergehen.

In die erste Reihe gehören die Taxen für Titel, Würden, Auszeichnungen, Adels- und Bürgerrechte (große und kleine Naturalisation), Verleihung und Verbesserung von Wappen, Gestattung von Namensänderungen, Verleihung von Stadt- und Marktrechten, Gestattung von Messen, Jahr- und Wochenmärkten u. dgl. m.

Der Verfasser knüpft an die Darstellung der Taxen eine Excursion (S. 230 bis 232) über den in früheren Zeiten so häufigen Aemter- und Würdenverkauf und inwieferne auch der moderne Staat diese Einnahmsquelle benutzen könnte, die von verschiedenen Seiten her Anstoß erregen dürfte; doch verdient die Sache jedenfalls die ihr gewordene Anregung, und es darf auch die in der Darstellung durchscheinende Ironie nicht übersehen werden.

Digitized by Google

Bei diesem Anlasse entscheidet sich auch der Verfasser gegen die Taxen für die Verleihung, Anerkennung oder Bestätigung von solchen Dienststellen, welche der Besoldungs- und Gewerbesteuer unterliegen, und gegen die Hieherbeziehung der Abgabe für Anerkennung des geistigen Eigenthums (Taxen für Erfindungsprivilegien u. s. w.). Alles Eigenthum hat eine höhere Quelle als den Staat, und jene Abgabe ist daher nichts als ein Entgelt für die besonderen Dienste, welche der Staat dem geistigen Eigenthum dadurch leistet, daß er eine Art Grundbuch über dasselbe errichtet, worin das Dasein desselben constatirt und die Aenderungen in seiner Beschaffenheit und seinem Besitze ersichtlich gemacht werden, Bedingungen, ohne welche es gar nicht oder nur höchst schwierig geltend gemacht werden könnte.

Der Rechtsgrund der Abgaben vom Erwerbe der Privatrechte ist vielfach angezweifelt worden; der Verfasser findet ihn zunächst in dem Gewinne, der im Verkehr bei Uebertragung der Güter von einer Hand in die andere gemacht wird. Dieser Gewinn ist allerdings zweifacher Art: der bei dem Verkaufe sich verwirklichende Ueberschuß über die Productionskosten und jener noch weit höhere und allgemeinere, daß die Sache von dem, der sich ihrer zu entledigen wünscht, in den Besitz desjenigen kommt, dessen ökonomisches Interesse ihn sie zu erwerben treibt, und nur dieser letztere Gewinn ist Gegenstand der Erwerbsgebühren, während der erstere vereint mit allen anderen Gewinnen des Steuerpflichtigen durch die Einkommen-, Gewerbs-, Capitals- oder ähnliche Steuern getroffen wird. Jener Gewinn findet, wenn nicht ein geradezu widersinniger Vorgang angenommen werden soll, bei jedem Rechtsgeschäfte statt und kann füglich, ohne in die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Fälle einzugehen, für jede Art Rechtsgeschäfte mit einem bestimmten durchschnittlichen Ausmaße festgesetzt und dieses Ausmaß um so höher gegriffen werden, je wichtiger das übertragene Recht ist, je längere Dauer es verspricht, je unverkennbarer und größer der Vortheil ist, welcher dem Erwerber zu Theil wurde. In vielen Fällen mischt sich in letztere Betrachtung noch eine andere; war nämlich das Anrecht des Erwerbers an die Sache ein zweifelhaftes, mehr auf öffentlichen Institutionen und Präsumtionen als auf gewöhnlichen Privatverträgen beruhendes, oder wird durch solche Institutionen der Umfang der Rechte vermehrt, ihre Aufrechthaltung und Ausübung erleichtert, eine Ausnahme vom allgemeinen Rechte bewilligt, so erscheint jenes Anrecht gewissermaßen durch die Verleihung des Staates ergänzt und die Rechtsgebühr vereint sich mit einer Verleihungstaxe.

Der Verfasser bekämpft als nicht rechtsbeständig jene bloß historische Begründung der Erwerbsgebühren, nach welcher der Staat, wie bei den Rechtsgebühren an die Stelle der Gerichtsherren, so bei den Erwerbsgebühren an die Stelle der Grundherren sich gesetzt hat und an ihrerstatt die Veränderungsgebühren (Laudemien und Mortuarien) einhebt, welche sie den Grundholden als Entgelt für das ihnen in immer höherem Maße überlassene Eigenthum, die Verfügungs- und Vererbungsrechte an ihrem Besitzthum auferlegt hatten; ferner jene Ansichten, welche das testamentarische Verfügungsrecht und die Intestaterbfolge bloß aus der Verleihung des Staates herleiten und darum folgerecht die Erbgebühren als eine

Digitized by Google

Verleihungstaxe betrachten, oder welche hohe und progressive Erbschaftstaxen aus dem Grunde verhängen wollen, um hiedurch allmälig die Ungleichheiten im Besitze auszugleichen. Eine größere Berücksichtigung schenkt er der Auffassung der Erwerbsgebühren als eines Surrogats der Grund- oder Capitalsteuern, da wo letztere nicht bestehen oder sehr niedrig bemessen sind.

Es thut uns leid, auf manche andere Einzelnheiten des Abschnittes über die Erwerbgebühren nicht eingehen zu können, in Betreff der Steuernachlässe in Fällen, wenn die Besitzänderungen sehr schnell auf einander folgen, der Taxen der todten Hand, der nothwendigen Abstufungen in der Steuerbemessung, der mannigfachen Steuerbegünstigungen und -Befreiungen und der hieraus hervorgehenden, von jedem Gebührengesetze untrennbaren Weitläufigkeit und Verwicklung, der verschiedenen Maßregeln zur Verhütung und Bestrafung der Steuerverkürzungen; es ist darin manche Rechtfertigung des bisher Mißkannten, manches Neue und Beachtenswerthe enthalten.

Die Entgelte für besondere Dienste des Staates theilen sich nach der Beschaffenheit derselben in zwei Hauptkategorien, in jene für einzelne Gerichts- und Verwaltungshandlungen des Staates und in jene für die Benützung einzelner im Interesse des Verkehres errichteten Anstalten desselben. Die ersteren werden häufig unter dem Namen der Gebühren zusammengefaßt, die zweiten haben ihren Namen meist von der Anstalt, deren Benützung sie vergelten, also Collezien- und Schulgelder, Heilkosten-, Weg-, Brücken- und Ueberfuhr-, Hafen-, Lootsen-, Leuchtthurm- und Tonnengelder, Wasserzölle, Cimentirungs-, Punzirungs-, Waag- und Niederlagsgelder, der Schlagschatz, das Brief-, Waaren- und Telegraphenporto u. dgl. m.

Ueber das geringe Ausmaß dieser Entgelte und deren theoretische Begründung haben wir bereits gesprochen. Besonders wichtig ist diese Rücksicht bei den Rechts- und Verwaltungsgebühren. Das Rechtsprechen und Verwalten ist die eigentliche und unerläßliche Thätigkeit des Staates; es muß also auch der entfernte Anschein vermieden werden, als werde sie ausschließend oder vorzugsweise des Lohnes wegen geübt, wie man bei vielen der ehemaligen Grundherren gewohnt war, wo die Pönfälle unter den Einkünften als ein nicht unbeträchtliches Item erschienen.

Aus diesen Gründen muß die Gebühr so gering sein, daß sie nicht die Benützung der Staatseinrichtungen erschwert. Endlich, insoweit es nicht, wie eben erwähnt, nach unten zu, um Bagatellsachen gering belegen zu können, nothwendig ist, soll auch nicht die Größe des dem Steuerpflichtigen gewordenen Vortheils, sondern einzig und allein die Kostenquote, welche der Staat im Allgemeinen von dem Privaten hereinzubringen für gut befunden, der Maßstab zur Bemessung der Gebühr sein.

Unter den anderen Entgelten vermögen wir hier nur des über die Punzirungsgebühren und den Schlagschatz Gesagten ausführlicher zu erwähnen. Jene werden für die Bestätigung des Feingehaltes der Arbeiten aus edlen Metallen, dieser für die Prägung der Münzen gefordert.

Digitized by Google

Da jene Arbeiten durch die amtliche Bestätigung ihres Feingehaltes an Werth gewinnen, indem dem Käufer der Zeit- und Geldverlust erspart wird, den er auf sich nehmen oder auf den Verkäufer rückwälzen müßte, falls er die Prüfung der Waare selbst veranlaßte, und da der gleiche Vortheil der Werthserhöhung durch die amtliche Bestätigung des Gewichtes und Feingehaltes (des Schrotes und Korns) und die handsame Form auch bei der Münze gegenüber dem ungeprägten Edelmetall sich geltend macht, so erscheinen beide Gebühren vollkommen gerechtfertigt.

Es fordert aber die Volkswirthschaft, daß beide nie höher bemessen seien, als diese Operationen dem Staate zu stehen kommen, sonst tritt dem Privaten die Versuchung nahe, sie wirklich selbst zu vollziehen, und von dieser zu der ferneren, etwas zu bestätigen, was nicht wirklich vorhanden ist, wäre kein allzu weiter Sprung. Ein höherer Schlagschatz würde auch die Brauchbarkeit der Münze im Verkehr vermindern, da sie factisch weniger werth wäre, als was die Legende angiebt, also jeder, der sie zu dem vollen Werthe annimmt, einen Schaden erlitte. Manche Staaten gehen in der Sorge für die Erhaltung der Reinheit des Münzfußes so weit, daß sie selbst auf den Schlagschatz verzichten.

Der Gewinn, welchen der Staat bei Ausgabe von Scheidemünze oder von Papiergeld hat, ist nicht unter die Reihe der Entgelte zu stellen. Beide Arten von Geldzeichen sind Anweisungen, welche der Staat auf sich selbst ausstellt, und jener Gewinn ist einer aus einem Wechselgeschäfte.

Bei der Aufzählung der einzelnen Gebühren dürfte mancher die Stempelgebühren vermißt haben, allein der Verfasser weist nach, daß der Stempel nicht als eine besondere Abgabe, sondern lediglich als eine bestimmte Form der Einhebung mehrerer unter einander sehr verschiedener Abgaben, z. B. mehrerer Erwerbs-, Gerichts- und Verwaltungsgebühren und Verbrauchsabgaben anzusehen ist.

Neu-Seeland.

Von Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

(Stuttgart 1863 bei Cotta.)

Angezeigt von K. F. P.

III.

(Schluß.)

Während in der ersten Hälfte des Werkes, wie schon früher erwähnt, der Reisebeschreibung ein größerer Raum gegönnt ist, enthält die zweite Hälfte nur völlig abgerundete Artikel, von denen die beiden vordersten (XV. Nelson und XVI. Die südlichen Alpen) der physischen Geographie der merkwürdigen Südinsel gewidmet sind.

Hochstetter war bei seiner Erforschung und wissenschaftlichen Bearbeitung von Neu-Seeland wahrlich vom Glücke begünstigt. Kaum hatte er, begleitet vom Danke

Digitized by Google

und den Segenswünschen der Bewohner zweier Hauptstädte, das Großbritannien der Südsee verlassen, so begann Herr Haast, der sich unter seiner Leitung zu einem trefflichen Beobachter gebildet hatte, selbstständige Forschungen auf der Südinsel, von der Hochstetter selber nur einige Gegenden aus eigener Anschauung kennen lernen konnte. Die Provinzialregierung von Canterbury ernannte den gewandten Schüler des verehrten deutschen Forschers zum Staatsgeologen, und es wurde ihm die eben so schwierige als lohnende Arbeit zu Theil, eines der interessantesten Länder der südlichen Hemisphäre zu untersuchen. In beständiger Correspondenz mit seinem Freunde und Lehrer bot er demselben Gelegenheit, anstatt einzelner Reiseskizzen eine Zusammenfassung von allen bisher gewonnenen Resultaten und eine physisch-geographische Uebersicht der Südinsel zu geben, wie man sie nur von vielfach untersuchten Gegenden zu erwarten berechtigt ist.

Die Nordinsel ist, wie ich oben flüchtig angedeutet habe, vorherrschend vulcanischer Natur. Nur in geringer Ausdehnung erscheinen unter den tertiären Ablagerungen Kalksteinschichten von secundärem Alter (Kreideformation) und alte Thonschiefer und Grauwacken. Erstere, in den Thälern entblößt und vielfach von Höhlen durchzogen, zumeist im Westen, letztere als eigentliches Grundgebirge in der Taupirikette zwischen dem unteren und dem mittleren Waikato-Becken, am oberen Mokaufluß und in den Gebirgsketten nordöstlich vom Tauposee.

Ganz anders ist der Bau der Südinsel. Ein Alpengebirge mit Gipfeln von 10.000 bis mehr als 13.000 Fuß Seehöhe, mit Thälern, die von riesigen Gletschern erfüllt sind, durchzieht als mächtiger Grat ihren langgestreckten Leib. Erst am östlichen Fuße des Hochgebirges kommen Trachytkegel und als ferne Vorposten an der flachen östlichen Küste auch basaltische Massen empor.

So weit man die geologische Beschaffenheit dieser Alpen bislang kennt, sind im völligen Gegensatze zu unseren europäischen Alpen Kalksteingebilde darin so gut wie gar nicht vertreten, sondern die Schichten mittleren Alters (Trias- [?] und Juragruppe) scheinen durchwegs aus Sandsteinen und Schieferthonen mit geringen dunklen Kalksteinbänken zu bestehen. Diesem glücklichen Umstande verdankt die Südinsel auch ihren schon oben erwähnten Reichthum an Steinkohle, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir deren Ablagerungszeit in nahezu dieselbe Periode verlegen, welcher unsere werthvollen Kohlenflötze des Fünfkirchner und Banater Gebirges angehören. Die Südinsel von Neu-Seeland besitzt aber nicht ein ganzes Alpensystem mit symmetrischen Parallelzonen wie unser mitteleuropäischer Süden, sondern nur „die östliche Hälfte eines vollständigen Gebirgssystems", dessen aufgebrochene und vielfach gefaltete Schieferstraten über steil ins Meer abfallenden granitischen Centralmassen aufgestapelt sind.

Dieser Mangel im Ausbau oder richtiger in der Bloßlegung der alten Formationen wird dem Geologen reichlich ersetzt durch die prachtvolle und höchst instructive Entwicklung der jüngsten Ablagerungen, über deren Bildungsmodalitäten die europäischen Alpengeologen schon mancherlei von den Beobachtern der südlichen Festländer lernen konnten. Ueber alle Erscheinungen der Driftformation, der Glacial-

Digitized by Google

gebilde mit den beträchtlichen Hebungen und Senkungen giebt Neu-Seeland interessante Aufschlüsse. Hier näher darauf einzugehen, halten wir um so mehr für überflüssig, als der Verfasser selbst erst vor kurzem in diesem Blatte einen reichen Schatz von Erfahrungen über diesen Gegenstand niedergelegt hat. Zudem haben wir hier in dürren Worten schon mehr Geologisches niedergeschrieben, als Hochstetter in irgend einem Capitel seines Werkes dem Leser zumuthet; denn, wie gesagt, die fachwissenschaftlichen Erörterungen bleiben den gelehrten Novara-Publicationen aufbehalten.

Wir versagen uns auch ein Excerpt der schönen Capitel XVII Kohlen, XXIII Gold, XIX die Pflanzenwelt, XX und XXI die Thierwelt, hier mitzutheilen. Diese Abhandlungen, jede vollendet in ihrer Art, müssen im Werke selber gelesen werden und vermag ein kurzer Auszug davon weder den Reichthum an Thatsachen, noch die geistvolle Zusammenfassung anzudeuten. Besucher des Novara-Museums werden hier über manches hervorragende Exemplar Belehrung finden, namentlich über die naturhistorische, geologische und culturgeschichtliche Bedeutung der ausgestorbenen Riesenvögel, von deren Resten wir dem Sammeleifer Hochstetters ein so schönes Materiale verdanken.

Daß einem für das gebildete Publicum geschriebenen Werke ethnographische Abschnitte nicht fehlen durften, versteht sich von selber.

Die Capitel XXII bis XXIV (Seite 465 bis 532) handeln von den Eingebornen, ihren Sitten und Gebrechen, ihrer Culturfähigkeit, ihren modernen nationalen Bestrebungen (dem schon oben erwähnten Maori-King-Movement) von den Sagen, Dichtungen und überhaupt von ihrem Verstandes- und Gefühlsleben, zu dessen Beleuchtung zahlreiche Proben in der Maori-Sprache und in deutscher Uebersetzung beigegeben sind. Hier ist auch nachträglich des III. Capitels, Traditionen und Mythen, zu gedenken, welches des Verständnisses wegen sammt einem Ueberblick der „Geschichte" von Neu-Seeland (IV) zu Anfang des Werkes gestellt werden mußte.

Den Schluß bilden statistische Tabellen und das Litteraturverzeichniß. In letzterem erscheinen von 1722 an (französische Uebersetzung von Tasmanns Journal) bis 1860 und 1861 (C. Schmarda: Reise um die Erde und Reise der „Novara") achtzehn Reisewerke, zahlreiche Beiträge zur Missions- und Colonisationsgeschichte, achtzehn Handbücher (hauptsächlich für Auswanderer) und eilf „kurze Beschreibungen einzelner Provinzen". Zehn bis fünfzehn Werke und Abhandlungen zählt jedes einzelne naturhistorische Fach, die Geologie und die Kunde vom Leben der Eingebornen. Die Litteratur von und über Neu-Seeland ist also keineswegs so arm, wie man im vorhinein wohl glauben möchte. Der deutsche Antheil daran war freilich bisher verschwindend klein, denn außer Carl Ritters geistvollem Vortrag „über die Colonisation von Neu-Seeland", 1842, ist nur ein Abschnitt des Schmarda'schen Reisewerkes, 1860, zu nennen. Alle anderen Reisenden haben in englischer Sprache geschrieben und alles wissenschaftliche Materiale von Neu-Seeland ist selbstverständlich nach England gebracht und dort verarbeitet worden. Nun

Digitized by Google

wird die Neu-Seeland-Litteratur durch das hier besprochene Werk derart bereichert, daß man sie bereits in Perioden abtheilen mag, deren vorletzte durch Dr. E. Dieffenbachs „Travels in New Zealand", 1843, deren letzte durch unser „Neu-Seeland" abgeschlossen wird. Die Specialarbeiten von Hochstetter, von Haast, von den anderen neu ernannten Provinzialgeologen und zahlreiche Publicationen statistischen und culturgeschichtlichen Inhalts in neuseeländischen und in Londoner Journalen eröffnen eine neue Culturperiode, welche ungemein reichhaltig zu werden verspricht und deren einzelne Phasen wohl zusammenfallen werden mit den Fortschritten, die Neu-Seeland macht, um wirklich zu werden: das Großbritannien der Südsee.

Daß dieses epochemachende Werk ein deutsches ist, ein Ergebniß des geistigen Fortschrittes in Oesterreich, ein Ergebniß der ersten großen „Vorauslage", die unser Vaterland gemacht hat, um im geistigen Völkerleben eine achtunggebietende Stellung einzunehmen, — daß eine der ehrwürdigsten deutschen Verlagshandlungen die Herausgabe und prachtvolle Ausstattung desselben bewirkt hat, — das ist es, was die Brust des Deutschen, des Oesterreichers mit Freude erfüllt.

Möge es gleich dem Reisewerke der Novara-Expedition, mit dem es in so innigem Zusammenhange steht, eine weite Verbreitung gewinnen und die geographische Durchbildung in Oesterreich in allen den Beziehungen fördern, deren wir Eingangs gedacht haben.

Die Zeichnenschule in Murano.

S. Unter den neueren Einrichtungen für den Zeichnungsunterricht verdient nach den im Laufe dieses Jahres hierüber gemachten Erfahrungen die Zeichnenschule in Murano, der Hauptstadt der Insel gleichen Namens, in unmittelbarer Nähe Venedigs, die meiste Beachtung, da sie vorzüglich darauf hinzielt, in der wieder auflebenden Glasfabricationskunst jene großartigen Werke nachzubilden, welche diese Insel einst so berühmt gemacht haben. Zu Ende des 13. und im 14. Jahrhunderte hatte nämlich Murano durch seine schönen Kirchen, seine Klöster, seine Bibliotheken und Akademieen und durch viele ausgezeichnete Männer einen bedeutenden Ruf erlangt. In dieser Zeit, in welcher die Patrizier von Venedig die prunkvollsten Paläste erbauen und sich dort die lieblichsten Gärten und bequemsten Wohnungen herstellen ließen, erhob sich die Glasfabrication auf der Insel Murano, von der Republik Venedig dorthin verpflanzt, zur höchsten Blüthe. Murano, nach dem Zeugnisse des Sansovino wie eine Stadt erbaut und verschönert, wurde damals von einem Rettore verwaltet, welcher den Titel eines Podesta führte; es hatte seine eigenen Gesetze, einen größeren und einen kleineren Rath, ein Richtercollegium, einen Rentmeister und einen Kanzler, welcher aus den Bürgern, die im goldenen Buche verzeichnet waren, gewählt wurde; es konnte weiter in Folge

Digitized by Google

eines ganz ausnahmsweisen Privilegiums eigene Münzen schlagen lassen. Die Glasindustrie wurde in fünfzig Gewerken betrieben und floß durch die außerordentliche Thätigkeit in denselben eine große Menge Geldes in die Lagunen von Venedig.

Die Bewohner von Murano waren damals die erfahrensten in Glasarbeiten für Mosaiken, in der Herstellung von Schriftzeichen aus Glas, einer Kunst, die damals noch im ersten Entstehen begriffen war, und in der Nachahmung harter Steine in Glas. Gleichwie sie die schönsten Gärten in Italien anzulegen wußten, verstanden sie es, die reizendsten und lieblichsten Gegenstände, aus Stein gefertigt, in Glas wiederzugeben, so daß sie darüber nicht nur die gebildetsten Völker in Europa, sondern auch die Bewohner in Asien und Africa, zu deren entferntesten Gestaden die Industrieartikel Murano's durch venetianische Kaufleute gebracht wurden, in Erstaunen setzten. Jene ausgezeichneten Künstler, welche im 15. Jahrhundert in den ersten Städten Europa's Emailgemälde auf Glas von hohem Kunstwerthe darstellten, waren Söhne dieser Insel; auch war es bald danach, wenn nicht schon früher, daß sich diese Insel auf einen anderen höchst wichtigen und einträglichen Industriezweig, die Spiegelfabrication warf, in welcher bald eine solche Vollendung erzielt wurde, daß die in Murano erzeugten Spiegel im Wettstreite von den Vermögenden des In- und Auslandes, wie auch von Fürsten aus fernen Landen gesucht und gekauft wurden.

So wurden selbst noch im vorigen Jahrhundert in Murano die zierlichsten Candelaber und Lampen aus Glas, so wie die berühmten Arbeiten aus Krystall in der vorzüglichsten Reinheit dargestellt. Aber auch noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts bestand eine blühende Industrie daselbst in Erzeugung der sogenannten Avventurinsteine, von falschen Perlen und Edelsteinen. Um so betrübender ist die Thatsache, daß die Glasfabrication in Murano in Folge der politischen Ereignisse, welche in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die Verhältnisse der meisten europäischen Länder umgestalteten, einem raschen Verfall entgegenging. Eine Arbeit mehrerer Jahrhunderte wurde so in einem Zeitraume von einigen Jahren zerstört; alle einzelnen Kunstzweige starben nach einander ab.

Ja, selbst bis auf wenige Ueberreste sind die großartigen Werke der älteren Zeit verschwunden; denn zu der Zeit, als eine vollständige Erhaltung und größere Ansammlung derselben möglich gewesen wäre, dachte niemand daran. Um so anerkennenswerther sind die Bestrebungen jener, welche in der jüngsten Zeit die Fehler der Altvordern mit allem Eifer zu verbessern suchen. Im gegenwärtigen Augenblicke sammelt man nämlich mit dem größten Eifer alle Denkwürdigkeiten dieser Insel aus den Gebieten der Geschichte und Kunst, namentlich Gegenstände der alten Glasfabrication, indem man sie an den verschiedensten Orten aufzufinden weiß und theils durch Kauf, theils durch Geschenkgebung an sich bringt. An der Gründung dieses Museums, wie die „Gazz. di Venezia", der wir die hier mitgetheilten Nachrichten entnehmen, berichtet, betheiligt sich die Gemeindevertretung in Murano, an ihrer Spitze der thätige Colleoni, auf das lebhafteste und ver-

Digitized by Google

angegeben. Auch sieht man täglich in deren nächster Umgebung Mehrere, die dort die Zeit abholen, wenn nicht etwa Wagengerassel es hindert. Mit dem letzten Schlage auf der Sternwarte soll der erste auf dem Stephans-Thurme zusammentreffen. Es scheint aber, daß man die schwachen Schläge dort nicht jedesmal vernimmt. Uebrigens könnte ja leicht auch auf dem Stephans-Thurme selbst, mittelst einer richtigen Sonnenuhr und einer Zeitgleichungstafel, die man bereits in jedem Kalender findet, der mittlere Mittag, freilich nur bei Sonnenschein, genau bestimmt werden. Würde auf das von dem Stephans-Dome vernommene Mittagläuten möglichst gleichzeitig dasselbe auch von den anderen Glockenthürmen der Stadt und Vorstädte erfolgen, so könnte man die Uhren hienach beiläufig richten. Nun aber, wo dies bald früher, bald später statthat, kann es geschehen, daß jemand aus der Leopoldstadt z. B. nach dem dortigen Mittagläuten abgeht und in Mariahilf vor demselben eintrifft. Und doch ließe sich hier so leicht abhelfen, selbst einfacher noch, als dies in London geschieht. Jeder Stab, jeder Candelaberstock der Gasbeleuchtung, jede Mauerkante werfen, wofern dieselben senkrecht stehen und Mittags von der Sonne beschienen werden, im Augenblicke des wahren Mittags ihren Schatten durchs ganze Jahr, durch alle Zeit auf die der Sonne entgegengesetzte Fläche, es mag diese waagrecht, schief, senkrecht, eben oder wie immer gekrümmt sein, genau in dieselbe Linie. Es ist dies die Mittagslinie, der Durchschnitt der durch den Nord- und Südpol gehenden Meridianfläche, in welcher die Sonne am Mittag ihren höchsten Stand erreicht oder culminirt. Man dürfte also nur einmal den Augenblick des wahren Mittags kennen, um diese Linie für immer zu bezeichnen und für immer des Augenblickes des wahren Mittags gewiß zu sein. Dies läßt sich ohne die sonst hiefür in Anwendung gebrachten Instrumente und Verfahrungsweisen bloß durch eine mäßig gute Taschenuhr erreichen.

Ich muß hier, wenn wahrscheinlich auch nur für wenige, auf den Unterschied zwischen wahrer, durch Sonnenuhren, und mittlerer, durch Räderuhren angegebener Zeit, und auf das, was man Zeitgleichung nennt, eingehen. Am Himmel und auf der Erde giebt es keine gleichförmigere, in immer gleicher Zeit vollbrachte Bewegung als die Umdrehung der Erde um ihre Axe. Für Jahrtausende, so weit astronomische Kenntnisse zurück reichen, hat man an der Zeitdauer dieser Rotation nicht die Aenderung einer Secunde wahrgenommen. Wäre dies die einzige Bewegung der Erde, so würde die Sonne immer genau nach demselben Zeitverlauf im Meridian desselben Ortes stehen. Die rotirende Erde hat aber auch eine fortschreitende Bewegung, durch welche sie in ihrem jährlichen Umlauf um die Sonne täglich um nahe einen Grad weiter rückt. In Folge dieser Bewegung muß sie sich nach vollbrachter einmaliger Umdrehung um die Axe noch nahe durch vier Minuten Zeit länger umdrehen, bis die Sonne wieder in denselben Meridian zu stehen kommt. Die Bewegung der Erde in ihrer etwas elliptischen Bahn um die Sonne ist aber ungleichförmig; im Winter, wo sie der Sonne näher ist, schneller. Dadurch und auch weil die Erdbahn nicht in der Ebene des Aequators liegt, geschieht es, daß die Zeiträume von einem wahren Mittag zum anderen

Digitized by Google

ungleich sind. Unsere mechanischen Uhren sollen und können nur für einen gleichförmigen Gang eingerichtet werden. Man hat darum die mittlere Zeitdauer eines Tages aus sämmtlichen des Jahres gesucht und in vierundzwanzig Stunden getheilt. Diese mittlere Zeit nun wird von unseren mechanischen Uhren angegeben, welche sonach gegen die wahre — die Sonnenzeit oder die Sonnenuhren — bald etwas vor, bald etwas nach gehen. Diesen Unterschied nennt man Zeitgleichung. Nur viermal im Jahre, nämlich den 15. April, 15. Juni, 1 September und 24. December stimmen beide überein. Auch drei bis vier Tage vor und nach denselben beträgt der Unterschied keine Minute, wogegen im Februar die Uhren über 14 Minuten mehr, im Anfange November gegen 16 Minuten weniger zeigen. Jeder Kalender sollte diese Zeitgleichung angeben.

Um nun zur Kenntniß des Augenblickes des wahren Mittags zu gelangen, richte man etwa eine Stunde vor Mittag seine Uhr nach wahrer Zeit, entweder unmittelbar nach einer zuverlässigen Sonnenuhr oder, indem man die von einer guten Räderuhr angegebene mittlere Zeit nach der Zeitgleichung auf wahre zurückbringt und die Uhr auf diese stellt. Man bezeichne nun in dem Augenblicke, wo diese Uhr zwölf zeigt, die Schattenlinie mittelst einer Linie oder einiger Punkte, um sie durch Einritzung in das Pflaster oder durch einen eingelegten Metallstreif kenntlich zu erhalten. Die Länge dieser Mittagslinie richtet sich beiläufig nach der Höhe des Stabes. Wollte man sie so lang machen, als der Stab hoch ist, so würde der Schatten im Winterhalbjahr von Mitte September bis Ende März zwar noch weiter reichen, für den Sommer dagegen wäre sie überflüssig lang. Vier oder sechs Schuh vom Fuße des Stabes an genügen.

Am leichtesten und zuverlässigsten würde man zum Ziele kommen, wenn man an bestimmten Monats- oder Wochentagen von der Sternwarte die eilfte Stunde wahrer Zeit angeben wollte, wo jeder dann noch Zeit fände, in der angegebenen Weise in der Nähe seiner Wohnung sich eine Mittagslinie zu bezeichnen. Noch einfacher wäre es, und es würde sich das Nützliche mit dem Schönen verbinden, wollte man im Stadtparke an geeignetem Platze eine genaue horizontale Sonnenuhr von großer Dimension errichten. Belehrend und unterhaltend wäre dann daneben als Gegenstück eine ganz gleiche Vorrichtung, wo der Schatten statt der Zeit die Namen der bedeutendsten Städte nachwiese, wo in demselben Augenblicke Mittag ist.

Prof. Trost.

Der Neubau des Conservatoriums für Musik in Wien.

Am 11. August wird die Direction der Gesellschaft der Musikfreunde eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, in welcher dieselbe die Ermächtigung zur Ausschreibung eines beschränkten Concurses zum Entwurfe von

Digitized by Google

wendet bedeutende Kosten daran. Sie wird von vielen anderen auf das kräftigste in dieser Absicht unterstützt, zumeist vom Priester Vincenzo Zanetti, welcher die Leitung, und vom Lehrer Angelo Guadagnini, welcher das Secretariat beim Museum übernommen hat. Uebrigens wetteifern die vermöglichen Bewohner Murano's und Venedigs in dem Streben, die reichsten Geschenke aus alten Familienschätzen und eigenen Sammlungen diesem patriotischen Institute zu widmen.

Indem man auf diese Weise geschichtliche Erinnerungsblätter aus Murano, Familienwappen, Inschriften und Bildnisse berühmter Männer und Gegenstände der alten Glasfabrication, welche sich theils durch Feinheit des Gegenstandes, theils durch Schönheit der Form besonders auszeichnen, in dem neuen Museum ansammelt, hat man nicht nur die Absicht, Zeugniß abzulegen von der Berühmtheit und Vollendung der alten heimischen Glasindustrie, sondern vor allem den Zweck, der Gegenwart und Zukunft einen mächtigen Ansporn zu geben zur Herstellung geschmackvoller Werke und zur Nachahmung vollendeter Vorbilder.

Diese Aufgabe soll nun vor allem die Zeichnungsschule lösen, die gleichzeitig mit der Eröffnung des Museums in Murano gegründet wurde. Sie wird von der thätigen Communalverwaltung erhalten und steht unter der Leitung der Museumsdirection. Ueber vierzig junge Leute besuchen bereits dieselbe und ziehen mit Lust und Liebe Nutzen von dem dort ertheilten Unterrichte, dessen Ergebnisse schon jetzt als die erfreulichsten geschildert werden. Er umfaßt die Elemente der Ornamenten- und Figurenzeichnung, der Architektur, der Maschinenlehre, der geometrischen und geodätischen Figuren und beschäftigt sich noch umständlich mit einem Zeichnungsunterrichte, welcher die specielle Anwendung auf die alte Glasindustrie Murano's zum Zweck haben soll.

So belebt ein Geist des Fortschrittes und der künstlerischen Einsicht die Muranesen und im Hinblick auf den gegenseitigen Wetteifer, bei dieser patriotischen und künstlerischen Aufgabe mitzuwirken, läßt sich mit Sicherheit eine allmälige Hebung ihrer heimischen Kunstindustrie erwarten.

Dr. Camill Heller, Die Crustaceen des südlichen Europa (Crustacea podophthalmia).

(Wieu 1863, bei Braumüller.)

Noch vor wenigen Jahren konnte man der deutschen und insbesondere der österreichischen Zoologie den Vorwurf machen, daß das Meer, welches die südlichsten Theile Deutschlands bespült, in Bezug auf Pflanzen- und Thierwelt weit weniger erforscht sei als die mittelmeerischen Gestade Frankreichs und Italiens. Die Sache hat sich geändert; wir sind in dem istrisch-dalmatinischen Theile der

Digitized by Google

Adria heimisch geworden und weder die schon von Horaz verabscheute Treulosigkeit des dortigen Wassers, noch die ungewohnte und mitunter etwas schmale Kost hindern, daß von Sommer zu Sommer zwei bis drei Zoologen mit Schleppnetz und Mikroskop die Gegend zwischen Triest und Cattaro für die Bewohner der Tiefen unsicher machen.

Ein solcher häufiger, den stummen Meeresgeschöpfen unheimlicher Gast ist der Verfasser der obigen, höchst verdienstvollen Monographie. Heller hat an Ausdauer in Erforschung der entlegensten Inseln und Klippen, an Muth bei stürmischen Fahrten auf offenem Boot mehr geleistet als wir anderen, die wir auch die dalmatinische Inselwelt durchkreuzt haben. Eine Frucht seiner Gründlichkeit ist das vorliegende Buch, die vollständigste jetzt existirende Beschreibung der im Mittelmeer lebenden Krebse mit beweglichen, gestielten Augen, nämlich aller derjenigen Thiere, welche der Laie Krebse, Krabben, Seespinnen, Garnelen u. s. f. nennt. Das maßgebende Werk hiefür war bisher die vorzügliche „Histoire naturelle des Crustacées“ von dem Pariser Zoologen Milne Edwards, allein zum Ordnen und Bestimmen von Sammlungen reicht es nicht mehr aus. Und diesem wirklichen Bedürfnisse hat Heller abgeholfen.

Wir wünschen, daß es unserem unverdrossen thätigen Freunde möglich sei, demnächst auch die mit gleicher Vollständigkeit schon vorbereiteten anderen Abtheilungen der Krustenthiere herauszugeben.

Oscar Schmidt.

Zeitfrage.

Es dürfte nun bei der Stadterweiterung und Verschönerung zeitgemäß sein, einen längst gefühlten Uebelstand zur Sprache zu bringen, der mit so geringen Kosten zu beseitigen wäre. — Ordnung in Raum und Zeit ist eine Forderung, die sich in allen Verhältnissen geltend macht, deren Nichtbeachtung nicht leicht unbestraft bleibt. Eine Unordnung im Raume war es, der man durch neue Häusernumerirung abzuhelfen suchte; es wäre an der Zeit, auch Ordnung in die Zeit zu bringen. Kirche, Schule, Haus, alle öffentlichen und Privatgeschäfte fordern Einhaltung bestimmter Zeit. Für deren Kenntniß ist darum in den meisten größeren Städten in irgend einer Weise gesorgt, vortrefflich besonders in London. Hoch über dem Thurmdache der Greenwicher Sternwarte ist eine große hohle Kugel (Zeitkugel) an einer durch sie gehenden polirten Stange aufgehängt. Schlag Eins sinkt durch eine elektrische Vorrichtung die mit der Uhr verbunden ist, diese weithin sichtbare Kugel zwei Klafter tief herab. In demselben Augenblicke sinken in der Stadt, in den Hafenstädten und selbst in Edinburgh solche Zeitkugeln nieder, die Londoner Zeit angebend. — Hier in Wien wird bekanntlich der Augenblick des mittleren Mittags durch den zwölften Stundenschlag von der Wiener Sternwarte

Digitized by Google

Bauplänen für das neue Conservatorium verlangt. Für dieses wurde mittelst kaiserlicher Entschließung ein Baugrund auf dem durch die Stadterweiterung gewonnenen Terrain und das halbe Erträgniß von zwei Staatslotterien gespendet.

Mit diesem Entschlusse der Direction kann man sich nur einverstanden erklären. Wenn sie nicht den Weg des directen Auftrages an einen wirklich hervorragenden österreichischen Architekten gehen wollte — ein Weg, der unter den gegebenen Verhältnissen und bei dem Umstande, als sowohl der Staat wie die Gesellschaft der Musikfreunde besondere Interessen gewahrt zu wissen wünschen müssen, schwer zu einem befriedigenden Resultate geführt hätte — so blieb nichts übrig, als sich durch einen Concurs an die bedeutendsten Künstler Wiens zu wenden.

Das Concurswesen ist allerdings bei uns etwas in Mißcredit gerathen, nicht so sehr deßwegen, weil es an und für sich zu keinem guten Resultate geführt hat, sondern vielmehr dadurch, daß trotz der guten Resultate doch der Concurs in letzter Instanz illusorisch geworden ist. Wir haben dies insbesondere in der jüngsten Zeit bei den Concursen gesehen, welche vom Gemeinderathe ausgeschrieben wurden Mit welcher Emphase wurde nicht der Concurs ausgeschrieben, das künstlerische Element betont und am Ende, was geschah — parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Unser Wunsch geht dahin, daß der Concurs in einer Weise ausgeschrieben werde, die geeignet ist, ein günstiges Resultat herbeizuführen, damit die theilnehmenden Architekten nicht wieder einmal auf das Eis geführt werden. Denn es ist keine Kleinigkeit, wenn man Künstler, deren geistige Arbeitskraft zu respectiren man allen Grund hat, zu Concursen einladet und sich nicht früher überlegt hat, was man eigentlich will und welche Ideen man festzuhalten Willens ist. Denn was nützt es, wenn man heute einen Concurs ausschreibt, Pläne prämiirt und hinterher, nachdem man das gethan hat, vielleicht zu dem entgegengesetzten Entschlusse kommt oder seine ursprüngliche Ansicht so weit herabstimmt, daß man gleich anfangs besser gethan haben würde, keinen Concurs auszuschreiben, Künstler nicht in Anspruch zu nehmen und sich nicht mehr zu blamiren, als wenn man gleich von vornherein Bautechniker engagirt hätte, welche nicht Architekten von Fach und Beruf sind.

Wir sprechen die Uebelstände unseres Concurswesens, wie sich diese in der jüngsten Zeit entpuppt haben, offen aus, gerade deßwegen, weil wir überzeugt sind, daß die Direction der Gesellschaft der Musikfreunde in der besten und ernstesten Weise einen Concurs ausschreibt und wirklich ein Project für ein Gebäude zu erhalten strebt, dessen Ausführung dem Conservatorium zu Nutz und Ehren, der Stadt zur Zierde gereichen soll. Aber die besten Intentionen müssen scheitern, wenn man den Baukünstlern gegenüber nicht mit einem klaren, fest begrenzten Programme auftritt und wenn man dieses Programm später nicht einhalten will.

Digitized by Google

Die Lage unserer Architekten verdient alle Berücksichtigung. Sie stehen in der deutschen Kunst in erster Linie; keine Kunst hat in Wien so bedeutende Vertreter als die Architektur. Aber unsere Gesellschaft mißbraucht sie mehr, als sie dieselben gebraucht, unser Gemeinderath läßt sie fallen, unsere Gesetzgebung erkennt sie nicht an. Das Arsenal, die Lerchenfelder Kirche, die Votiv- und Lazzaristen-Kirche, die Bank sind laut redende Zeugen ihres Talentes. Was Wien Schönes aus neueren Zeiten besitzt, ist durch sie gemacht worden; was Schlechtes oder vielmehr geistig Mittelmäßiges gebaut wurde, ist geschehen, weil man sie ignorirte. Darum wünschen wir, daß diesmal der Concurs für das Conservatorium so geleitet werde, daß er jener Kunst nützt, die mehr als jede andere der öffentlichen Theilnahme empfohlen zu werden verdient und die vor allem berufen ist, aus Wien das zu machen, was es sein soll.

R. v. E.

---

* Die „Kunstgenossen der Klosterzelle" ist der Titel eines soeben bei W. Braumüller erschienenen Buches von Dr. Seb. Brunner, in welchem der Verfasser sich bemüht, ein Bild vom Wirken des Klerus in Malerei, Sculptur und Architektur aufzurollen. Wir gedenken dieser Erscheinung aus mehr als einem Grunde; denn wir betrachten die Kirche als eine der wenigen Institutionen in unserer Gesellschaft, in denen die Kunst ein Bedürfniß ist. Nicht wenig hat es zum Verfalle der Kunst beigetragen, daß dieses Bedürfniß in dem letzten Jahrhundert auf ein Minimum zusammenschrumpfte und Geistliche sich wenig mit der Kunst in wissenschaftlichem oder antiquarischem Sinne beschäftigten. Es scheint uns ein gutes Zeichen, daß Herr Sebastian Brunner, der als katholischer Geistlicher und als Schriftsteller die Licht- und Schattenseiten des heutigen kirchlichen Lebens genau kennt, sich mit der Kunstgeschichte in ernsthafter Weise beschäftigt und Studien über ein Thema gemacht hat, zu dessen Behandlung Geistliche vorzugsweise berufen wären. — P. Anton Frind, k. k. Gymnasialdirector in Eger, giebt gegenwärtig eine umfassende auf Quellenstudien beruhende „Kirchengeschichte Böhmens im Allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diöcese" in Prag bei Tempsky heraus. Wir werden nach Abschluß des Buches auf diese Arbeit ausführlicher zurückkommen.

---

* In Lemberg ist vor Kurzem die Grammatik der polnischen Sprache von dem als Schriftsteller bekannten Universitätsprofessor Dr. Anton Małecki erschienen, welche die von den galizischen Ständen ausgesetzte Concursprämie davontrug. In größerer Ausgabe ist sie ein Handbuch für Gelehrte und Fachmänner; eine kleinere ist für den Schulgebrauch bestimmt und wird nach einer k. k. ministeriellen Entschließung in den Schulanstalten Galiziens eingeführt. Von polnischen Blättern und sonst in competenten Kreisen wird diese neueste preisgekrönte Arbeit des gelehrten Autors der „Encyklopädie der Philologie" und Litterarhistorikers höchst gerühmt und als die in polnisch-grammatischem Bereich beste und epochemachende Arbeit bezeichnet.

Digitized by Google

* Im Laufe der nächsten Wochen wird in Leipzig „Alexander v. Humboldts Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858" erscheinen Heinrich Berghaus, geboren 1797 zu Cleve, gegenwärtig in Potsdam lebend, ist der bekannte Geograph und Kartenzeichner; auch sein Briefwechsel mit Humboldt, der im Druck drei starke Bände umfassen wird, beschäftigt sich hauptsächlich mit geographischen, so wie überhaupt mit naturwissenschaftlichen Fragen, namentlich über Humboldts „Kosmos", dessen Entstehung und allmäliges Wachsthum sich hier schrittweise verfolgen läßt.

---

* (Vom deutschen Büchermarkt.) In zwei großen luxuriösen Bänden ist denn endlich der lang erwartete „Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775 bis 1828" an die Oeffentlichkeit getreten. Wie den Herausgeber, Geheimrath Vogel in Weimar, beim Anblicke der ihm von beiden Theilen anvertrauten Manuscripte beschleicht auch den Leser ein Gefühl der Ehrfurcht, sobald er sich diesem Denkmale seltener Freundschaft zweier großen Seelen gegenübersieht. Der hochsinnigen Anregung des regierenden Großherzogs Karl Alexander, welcher sich entgegenkommend die Goethe'sche Familie anschloß, ist es zu danken, daß die Absicht, das gegenseitige Verhältniß beider Correspondenten durch ihre vertraulich mit einander gewechselten Briefe urkundlich darzustellen, so vollkommen erreicht werden konnte. Warum dies nicht früher geschah, sagt ein schriftlicher Wunsch Goethe's an den Großherzog, worin letzterem ans Herz gelegt wird, seine Briefe gleich zu verbrennen, in dieser Hoffnung könne er freier schreiben, ferner eine ausgesprochene Abneigung Goethe's gegen die Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilungen; später freilich scheint bei Goethe eine Milderung dieser Ansicht eingetreten zu sein, wie seine persönlich geleitete Herausgabe anderer Theile seines Briefwechsels beweist, obwohl Karl August an dem Wunsche festgehalten und mancherlei, wenigstens bis zum Jahre 1795, den Flammen überantwortet haben mag; denn erst von diesem Zeitpunkte an finden wir in den vorliegenden Bänden seine Mittheilungen an Goethe. Der Herausgeber sagt, daß mit Ausnahme einiger namhaft gemachten Nummern die ganze hier gebotene Sammlung, aus 639 Schriftstücken bestehend, im Original vor ihm gelegen habe, daß die Correspondenzstücke des Großherzogs durchaus eigenhändig geschrieben, während die Goethe'schen, namentlich die aus dem jetzigen Jahrhundert, einem Secretär dictirt worden seien, wobei oft fehlerhafte Orthographie und Interpunction des Schreibers sich eingeschlichen habe. Der schwierigste Theil der Aufgabe mag die chronologische Folge der Briefstücke gewesen sein, da vielen von ihnen das Datum fehlte; hiebei haben die Weimar'schen Theaterzettel, die sogenannten Fourierbücher — Aufzeichnungen des Hoffouriers — und Tagebücher noch lebender Zeitgenossen, bei den großherzoglichen Briefen aber gewisse gedruckte, unter einander verschiedene Randverzierungen der Billets einen Anhalt geboten. Der Enkel Karl Augusts hat eine splendide Ausstattung dieses litterarischen Schatzes zur Bedingung gemacht; nun wohl, diesem Wunsche ist in voller Ausdehnung Genüge geleistet.

Mit lebhafter Freude sei ein neues Büchlein Victor Scheffels, des Verfassers des heiteren „Trompeters von Säkkingen" begrüßt, nicht nur weil es die Gerüchte von einer bedenklichen Geistesirritation des Dichters zerstreut, sondern weil es uns zurückführt in die romantische Zeit deutschen Minnesanges an den Fuß der Wartburg. „Frau Aventiure" heißt dies Buch, das nach Gesängen Wolframs von Eschenbach, Biterolfs, Reinars und Heinrichs von Ofterdingen und in deren Geiste Dichtungen enthält, die dem Minnesang jener Zeit wohlthuend gleichkommen. — Ebenfalls zurücksteigend in die Vorzeit bringt eine Dame, Rosa Warrens, eine Nachbildung zweier Lieder der Edda „Vom Helgi, dem Hundingstödter". — Der Sprachforscher Prof.

Digitized by Google

Weinhold in Kiel, früher in Graz, beginnt eine „Grammatik der deutschen Mundarten", deren erster Theil, „Alemanische Grammatik", vorliegt. — Im philologischen Felde zeigt sich als philologischer Studien zur Kritik und Erklärung erstes Heft die Probe einer neuen „Horaz-Recension" von Dr. Schwerdt, Professor in Münster; eine gleichfalls in Münster erschienene Schrift des Prof. Michelis „Plato mordens", ein Gutachten über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, richtet sich gegen die von der kaiserlichen Akademie gekrönte Schrift Ueberwegs „Untersuchungen über die Echtheit platonischer Schriften". — Von Welckers „Griechischer Götterlehre" erschien des dritten Bandes zweites Heft, womit das Werk geschlossen ist. — Die historische Commission der k. baierischen Akademie publicirt als neuesten Band ihrer Arbeiten „die Jahrbücher des fränkischen Reiches 741 bis 752", bearbeitet von H. Hahn. Aus theologischen Erscheinungen der letzten Wochen heben wir hervor die Arbeit des verstorbenen Rectors Lipsius in Leipzig, „Grammatische Untersuchungen über die biblische Gräcität", herausgegeben von seinem Sohne, dem Professor an der hiesigen evangelischen Facultät. Ferner „die Geschichte des Pietismus", von Prof. Schmid in Erlangen, eine „Biographie des Fürstbischofs von Lavant Anton M. Slomsek", vom Consistorialrath Kosar in Marburg zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes veröffentlicht. — Moleschotts Arbeiten und Reden über Georg Forster, die sich schließlich in dem Wunsche gipfelten, ihm ein Denkmal in Mainz zu setzen, haben nach mündlicher Zurückweisung Prof. Klein daselbst veranlaßt, eine „Biographie Forsters und speciell sein Leben in Mainz" zu bearbeiten, womit freilich den Anhängern dieses Naturphilosophen keine große Freude bereitet werden wird.

Endlich liegt uns noch vor eine „allgemeine Geschichte der Musik" von Dr. Joseph Schlüter, ein Büchlein, das trotz seines schmächtigen Umfanges außerordentlich viel klares und gesundes Urtheil birgt und sich betreffs unserer neueren Musik insbesondere angelegen sein läßt, kritischen und parteilichen Phrasenreichthum in sein Nichts zurückzuweisen.

---

* Prof. F. v. Führich's „Der bethlehemitische Weg" ist soeben in Dresden in der xylographischen Anstalt Gabers in einer trefflichen Ausgabe erschienen. Die Wiedergabe des schön gedachten und tief empfundenen Werkes ist, wie es von Gaber nicht anders zu erwarten stand, eine ganz vortreffliche. Wir können nur bedauern, daß die reproducirenden Künste in Wien sich nicht auf jener Höhe befinden, daß sie die Productionen einheimischer Künstler wiederzugeben im Stande sind. Auch freuen wir uns, daß Prof. Führich für die Reproduction den Holzschnitt und nicht die Photographie gewählt hat.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe am 22. Juli 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Geschichte des Königslandes Tsu."

Das Königsland Tsu, welches zu den Zeiten seiner größten Macht die heutigen Landschaften Hu-pe, Hu-nan, Nyan-hoei, Kiang-su, ferner den größten Theil von Kiang-si,

Digitized by Google

Heliostaten beim Gebrauch weder auf Declination noch Stundenwinkel der Sonne einzustellen. Da der Stundenwinkel des reflectirten Strahles willkürlich ist, werden sich in unseren Breiten immer zwei horizontale Strahlen finden, die man in einem nur ungefähr gegen Osten oder Westen gelegenen Beobachtungszimmer das ganze Jahr hindurch bequem benützen kann.

Um den Apparat zu orientiren, ist ein einfaches Verfahren einzuschlagen, durch welches die Uhraxe ohne anderweitige Hülfsmittel in den Meridian gebracht wird. Da nämlich, nachdem die Uhraxe um die Polhöhe gegen den Horizont geneigt ist, der reflectirte Strahl nur wegen der Abweichung der Uhraxe vom Meridian nicht constant bleibt, läßt sich die letztere durch zwei um eine kleine Zwischenzeit verschiedene Einstellungen auf leicht ausführbare Art in den Meridian bringen. Durch zweckmäßige Wahl der beiden Einstellungen läßt sich auch ein etwaiger Fehler im Gange der Uhr für die Orientirung unschädlich machen.

Beispielsweise führt der Vortragende an, daß der vorgewiesene Apparat durch dieses Verfahren in der Zeit einer Viertelstunde so genau orientirt wurde, daß das erhaltene Sonnenbild im Verlaufe einer Stunde seine Lage nicht um mehr als den neunten Theil seines Durchmessers änderte.

Das vorgelegte Exemplar des Instrumentes, dessen Construction weit einfacher ist als die der bisher gebräuchlichen Heliostaten, wurde nach den Angaben des Vortragenden in der Werkstätte am hiesigen polytechnischen Institute ausgeführt.

Herr Dr. Alexander Rollett, Assistent am physiologischen Institute der Wiener Universität, überreicht eine Mittheilung über Farbstoffkrystalle aus dem Blute. Vor mehreren Jahren beobachtete Teichmann, daß sich aus eingetrocknetem Blute unter dem Einfluß concentrirter organischer Säuren und erhöhter Temperatur eigenthümliche Farbstoffkrystalle abscheiden. Man bedient sich gewöhnlich des Eisessigs zu ihrer Darstellung und die Krystalle, unter dem Mikroskop leicht erkennbar, haben seither eine große praktische Wichtigkeit erlangt, da Brücke ihre Verwendung als Blutprobe zu gerichtlich medicinischen Zwecken in Aufnahme brachte. Ueber die chemische Natur dieser Krystalle war bisher nur wenig sicher bekannt, weil es bei den gangbaren Methoden ihrer Darstellung schwer ist, eine größere Menge reinen Materiales zu sammeln. Dem Vortragenden gelang es durch einige Kunstgriffe eine größere Menge solcher mit Eisessig dargestellter Krystalle, zwar nicht vollkommen, aber doch in einer für qualitative Untersuchungen hinreichenden Reinheit zu isoliren. Sie stimmen in allen ihren Reactionen mit dem von Lecann Berzelius, Mulder aus dem Blute abgeschiedenen amorphen Haematin überein. Wenn man nun den naheliegenden Gedanken, daß jene Farbestoffkrystalle nichts anderes als krystallisirtes Haematin sind, weiter verfolgt, so kommt man auf eine ganze Reihe neuer Entstehungsweisen der Farbestoffkrystalle und schließlich auf ganz sichere Methoden, aus den Farbestoffextracten des Blutes, aus welchen man bisher immer nur das amorphe Haematin abgeschieden hat, z. B. aus v. Willichs oder Lecanns Haematinlösung dieselben Krystalle völlig rein zu gewinnen. Ja es gelingt auch, was bisher oft vergeblich versucht wurde, das rein dargestellte amorphe Haematin in den krystallisirten Zustand überzuführen. Die rein dargestellten Krystalle haben ausgezeichnete optische Charaktere, Pleochroismus und orientirten Flächenschiller. Sie können bis 160 Grad C. im Luftbade erhitzt werden, ohne ihre Eigenschaften zu ändern. Ihre Asche besteht aus reinem Eisenoxyd und sie stimmen wie gesagt in allen ihren Eigenschaften mit dem amorphen Haematin überein. Der Eisengehalt des amorphen Haematin berechnet sich aber nach Mulders Formel $C_{44}H_{22}N_3O_6Fe_1$ auf 6·93 Procent und entspricht 9·90 Eisenoxyd. Das Eisen der Krystalle ergab dagegen bei den Wägungen, welche angestellt wurden, eine höhere Ziffer entsprechend 10·45 pCt. Eisenoxyd, eine Menge, welche den Angaben von Lecann (10·00 pCt. für Haematin aus Menschenblut) sich

Digitized by Google

anschließt. Diese Bestimmungen sind älter als die Mulder'schen, welchen man seither allgemein gefolgt ist. Diese abweichenden quantitativen Resultate bei qualitativ vollständiger Uebereinstimmung zwischen amorphem Haematin und den Farbestoffcrystallen soll später, wenn neuerdings eine größere Menge reinen Materiales gesammelt sein wird, durch Elementaranalysen aufgeklärt werden.

Herr Dr. Franz Steindachner übergab eine ichthyologische Abhandlung über die Sciaenoiden Brasiliens und Cyprinodonten Mexico's und eine herpetologische Abhandlung über einige neue Batrachier.

Aus ersterer Abhandlung hebt der Verfasser besonders hervor eine kleine, lebendig gebärende Poecilia, P. thermalis Steind. aus der Schwefelquelle La Esperanza in Mexico, deren Wasser 23 Grad R. warm ist, ferner ein neues Cyprinodontengeschlecht Poeciliodes und eine neue Pachyurusart, welche Joh. Natterer von Brasilien mitbrachte. Johnius crouvina und J. amazonicus Casteln. sind identisch mit Sciaena squamosissima Heckel; letztere Art ist als Typus eines neuen Geschlechtes Diplolepis zu betrachten, welches durch die Ueberschuppung der außerordentlich großen Schuppen der Seitenlinie, der zweiten Dorsale und der Schwanzflosse ausgezeichnet ist.

Die batrachologische Abhandlung enthält die Charakteristik zweier neuen Geschlechter, Kakophrynus und Eupemphix so wie die genaue Beschreibung und Abbildung drei neuer Arten.

Kakophrynus sudanensis Steind., eine kleine häßliche Kröte mit rüsselförmig vorspringender Schnauze und kleinen Augen, lebt in Sudan. Die Zunge dieser neuen Art ist ganz eigenthümlich gestaltet; sie ist groß und rund, am hinteren Ende gespalten, die hiedurch gebildeten Läppchen schlagen sich dütenförmig ein; die Unterseite der Zunge ist am Rande mit langen Zotten besetzt. Eupemphix Nattereri und Pleurodema elegans Steind. sind durch die prachtvolle Färbung und Zeichnung des Rückens und die Größe der Lendendrüsen ausgezeichnet und kommen im Innern Brasiliens vor. Die Männchen haben eine sehr laute Stimme und einen sehr weiten Kehlsack, zu welchem zwei lange Spalten an der Basis der Zunge führen.

Generalversammlung der Mitglieder des Museums Francesco-Carolinum in Linz.

Am 14. Juli fand in Linz die Generalversammlung der Mitglieder des Museums Francesco-Carolinum statt. Herr Statthaltereirath Friedrich Freiherr v. Haan eröffnete die Versammlung im Namen des Herrn Statthalters.

Der „Jahresbericht", welcher hierauf vorgelesen wurde, wirft einen Rückblick auf die Leistungen des Museums seit seiner Gründung im Jahre 1834. Zuerst werden die Arbeiten aus dem Bereiche der Geschichte, des Alterthums und der Kunst aufgezählt. Insbesondere sei der Urkundenschatz des Museums und dessen Veröffentlichung als Urkundenbuch des Landes ob der Enns, von welchem nunmehr der dritte Band erschien, für die Geschichte Ober-Oesterreichs von großer Bedeutung. Die Kosten der werthvollen Urkundensammlungen wurden aus der von den früheren Ständen, dann von dem vereinigten Landescollegium, nunmehr von der Landesvertretung bewilligten Dotation und die Auslagen für die Drucklegung derselben zur Hälfte aus der Privatcasse Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand bestritten. Auch aus dem Gebiete der Naturwissenschaften sei die Landeskunde durch mehrere wissenschaftliche Werke bereichert worden. Für die Bearbeitung dieser Werke so wie für die in kurzer Zeit zu erwartende Phanerogamenflora von Med. Dr. Duftschmid, dann eine Kryptogamenflora von Ober-Oesterreich von Dr. Pösch

Digitized by Google

einen Theil von Se-tschuen und Ho-nan umfaßte, war durch König Tsching von Tscheu, der Hiung-yl, den Nachkommen eines sehr alten Fürstengeschlechtes, mit dem Lande belehnte, gegründet worden.

Die Bewohner von Tsu waren ursprünglich südliche Fremdländer, von denen jedoch die meisten sehr frühzeitig die Sprache und die Sitten des Mittellandes angenommen hatten. Die Spuren der fremdländischen Sprache lassen sich übrigens in den auf Tsu bezüglichen von der Geschichte bewahrten Namen und Benennungen häufig erkennen. Die Bewohner des Landes galten für wankelmüthige und unruhige Geister und wurden besonders eines Hanges zu Empörungen beschuldigt. In der That hatten alle in den nächsten Zeiträumen vorkommenden, folgeschweren Empörungen ihren Ursprung auf dem Gebiete des ehemaligen Tsu und war namentlich Lieu pang, der Gründer des Hauses Han, ein Eingeborner dieses Landes.

Nachdem Hiung-thung, der achtzehnte Landesfürst von Tsu (704 vor unserer Zeitrechnung), die Königsbenennung angenommen, erweiterte das Land seine Marken nach allen Richtungen, eroberte die in seinem Norden gelegenen kleineren Fürstenthümer der Tscheu, unternahm Strafangriffe und beanspruchte zuletzt selbst die Führerschaft, welche das höchste von den damaligen berühmten Machthabern angestrebte Ziel.

Durch die erwähnten kleinen Fürstenthümer von dem im Norden zu ähnlicher Größe gelangten Tsin geschieden ward Tsu in seinem Streben nach Führerschaft mit diesem Fürstenlande in Kämpfe verwickelt, in denen es mehrmals siegte, öfters auch, ohne davon in seinem Inneren berührt zu werden, denkwürdige Niederlagen erlitt.

Als Tsin, durch die Häuser seiner eigenen Großen beengt den Gedanken an Führerschaft aufgab, ward Tsu durch das in seinem Südosten plötzlich erstarkte Königsland U bald auf gefährliche Weise bedroht, zuletzt bis zur Vernichtung geschlagen, der Hauptstadt beraubt und nur durch ein von Thsin, einem in seinem Nordwesten gelegenen Lande, abgesendetes Hilfsheer gerettet.

Nach dem unerwarteten Untergang von U wurde dasselbe Thsin, durch welches es einst gerettet worden, der furchtbarste Gegner von Tsu. Im Nordwesten durch hohe Gebirge getrennt, drang Thsin theils durch den daselbst befindlichen Durchweg, theils von Westen längs der Südseite des gelben Flusses durch die von Tsu erworbenen Fürstenthümer in das Gebiet dieses Landes und entriß demselben, abwechselnd Krieg führend und wieder Bündniß schließend, unablässig jedoch List mit Gewalt vereinend, binnen kurzem ausgedehnte Länderstrecken, so daß ungefähr die Hälfte des bisherigen Gebietes von Tsu allmälig an Thsin verloren ging. In dem Maße jedoch, als Thsin im Westen vorrückte, war Tsu bemüht, durch neue Erwerbungen im Osten sich für das Verlorene zu entschädigen. So erwarb es nach der Zertrümmerung von Yue das Gebiet des ehemaligen Königslandes U, bemächtigte sich im fernen Nordosten des Fürstenthumes Khiü und eroberte, durch Thsin bereits dem Untergange nahe gebracht, das Erbe Tscheu-kungs, das alte Fürstenland Lu.

Unterdessen hatte Thsin ungeachtet der Bünde und der fortgesetzten Angriffe, welche gegen dieses Land zu Stande kamen, sämmtliche neben ihm bestehenden Königsländer in schneller Aufeinanderfolge bewältigt, und die beinahe gleichzeitige Vernichtung, der dieselben anheimfielen, ereilte Tsu (223 vor unserer Zeitrechnung) schon in vierter Reihe. Die Ursache des Unglückes von Tsu muß, obgleich dies theilweise auch bei anderen Königsländern der Fall, hier ganz vorzüglich in der Gesinnungslosigkeit seiner letzten Könige gesucht werden. Die Leichtigkeit, mit der diese Könige von ihren Freunden sich lossagten, hierauf mit dem Feinde, so oft derselbe auch gegen sie den Kampf der Vernichtung geführt, immer wieder Bündniß und Freundschaft schlossen, ist sonst ohne Beispiel und ließ die Möglichkeiten, welche Gleichheit der Macht, größerer Umfang des Landes, Unabhängigkeitssinn der Bewohner für den Fortbestand boten, nicht aufkommen.

Digitized by Google

Die alten Bücher sind reich an Nachrichten über Tsu, da jedoch nicht alles was in dieser Hinsicht vorgefunden wird, zur Geschichte gehört, so hat der Verfasser, ohne in diejenigen Einzelnheiten, welche er schon in seinen früheren Abhandlungen gebracht, einzugehen, nur die der Reihung des Sse-ki entsprechenden, meist noch unbekannten größeren Ereignisse auf eine Weise, daß das nicht immer leichte Verständniß derselben genügend hergestellt wird, in ihrem Zusammenhange bearbeitet.

Von dem wirklichen Mitgliede Herrn Prof. Bahlen wurde eine Abhandlung unter dem Titel „Der Rhetor Alkidamas" vorgelegt, in welcher die von Aristoteles, Rhetor. III. 3 angeführten Stilproben dieses Rhetors berichtigt und nach Entfernung störender Interpolationen erklärt und mit einander verknüpft, sodann die von dem Alkidamas nur fragmentarisch erhaltenen Schriften, nach ihrem muthmaßlichen Inhalte näher bestimmt werden, und endlich auf dieser Grundlage die Echtheit der beiden unter Alkidamas' Namen überlieferten Reden von neuem geprüft wird. Hier kommt der Verfasser zu dem Resultate, daß die Rede gegen die Sophisten ein echtes Product des Alkidamas sei, indem der Stil derselben mit der sonstiher bekannten Manier des Alkidamas völlig übereinstimmt, das Bild, das die Rede von ihrem Verfasser gewährt, der Person des aus der Schule des Gorgias hervorgegangenen Alkidamas angemessen ist und insbesondere die durch die Rede sich hindurchziehende polemische Richtung gegen den Isokrates (die im Einzelnen nachgewiesen wird) wie für die Entstehungszeit der Rede überhaupt, so für den Alkidamas als Verfasser, der nach ausdrücklicher Ueberlieferung Zeitgenosse und Gegner des Isokrates war, Zeugniß ablegt. Bezüglich der anderen Rede, der Anklage des Palamedes, lassen sich zwar die von Anderen gegen die Echtheit geltend gemachten Gründe unschwer widerlegen, allein das in der Erfindung und Verknüpfung der Argumente sich zeigende schülerhafte Ungeschick widerstrebt der Annahme, von dem Verfasser der wohlangelegten und durchdachten Rede gegen die Sophisten rühre auch dieses Machwerk her.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 23. Juli 1863.

Herr Prof. Aug. Em. Reuß übersendet eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung, betitelt: „Die fossilen Foraminiferen, Anthozoen und Bryozoen von Oberburg in Steiermark. Ein Beitrag zur Fauna der oberen Nummulitenschichten."

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. H. Hlasiwetz übermittelt eine Notiz „über eine neue Säure aus dem Guajakharz."

Von Herrn Prof. Dr. A Schmidl in Ofen ist eine Abhandlung „Ueber die Abaligetherhöhle im Baranyer Comitate von Ungarn" eingelangt.

Herr A. Moritz, Director des Observatoriums in Tiflis, dankt mit Schreiben vom 29. Juni d. J. für die diesem Institute übersendeten akademischen Druckschriften.

Herr Prof. K. Ludwig legt die „dritte Fortsetzung einer Untersuchung über elektrische Nervenreizung" von Herrn Prof. A. Fick in Zürich vor.

Herr Otto v. Littrow, Eleve des hiesigen k. k. physikalischen Institutes, legt einen Heliostaten vor, dem das zuerst von August angegebene Princip zu Grunde liegt.

Der Spiegel liegt der Weltaxe parallel und wird um diese durch ein Uhrwerk gedreht. Die Drehung erfolgt in demselben Sinne, aber nur halb so schnell als die Sonne um die Weltaxe zu kreisen scheint. Man erhält einen constanten Strahl, dessen Declination bei gleicher Größe das entgegengesetzte Zeichen hat als die jeweilige Declination der Sonne, dessen Stundenwinkel willkürlich ist. Man hat daher diesen

Digitized by Google

und Dr. Karl Schiedermayer haben die Sammlungen des Museums ein schätzbares Materiale geliefert. Durch die Gründung der geognostischen Abtheilung des Museums habe die Anstalt einen wichtigen Fortschritt gemacht. Ungeachtet der bisherigen Leistungen sei das Feld zur Bearbeitung einer möglichst vollständigen Landeskunde noch ein sehr ausgedehntes und es bleibe noch immer eine große aber auch lohnende Aufgabe für alle Fachmänner und Freunde der Wissenschaft, vereint mit den Bestrebungen der Anstalt, zu der Lösung des vorgesteckten Zieles mitzuwirken. Der Verwaltungsausschuß sei daher bemüht gewesen, neue Kräfte für die Förderung der Vereinszwecke, insbesondere auf dem Lande zu gewinnen und habe deßhalb mehrere Herren als Mandatare statt der abgetretenen und verstorbenen ernannt. von welchen auch die meisten ihre freundliche Mitwirkung bereits zugesagt und theilweise schon bewiesen haben. Auch zur Vermehrung der Sammlungen sei im Vereinsjahre 1862 manches geschehen. Die Verbindungen mit anderen Gesellschaften und Vereinen des In und Auslandes haben sich ebenfalls vermehrt. Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Protector Erzherzog Franz Karl hat der Anstalt auch für das Jahr 1862 den Betrag von 105 fl. österr. Währ. gewidmet. Der Vermögensstand des Museums war im Jahre 1862 13 600 fl. Die Einnahmen betrugen 3597 fl. 81 kr., die Ausgaben 3351 fl. 50 kr., wodurch sich ein barer Cassarest von 246 fl. 31 kr. ergiebt. Der Jahresbericht schließt also: „Bei der frischen Strömung, welche das gesammte Oesterreich zu durchdringen begonnen hat, werden auch die guten Rückwirkungen auf das Vereinsleben nicht ausbleiben, und bei der vorschreitenden Geistescultur, welche sich nach allen Richtungen der Wissenschaft und Kunst Bahn bricht, wird auch unser Landesmuseum, entstanden und erhalten aus Liebe zur Heimat und zur Wissenschaft, immer mehr in die Lage kommen, seinen Entwicklungsgang selbstständig zu fördern und wahrhaft Ersprießliches für unser theures Vaterland zu leisten."

Dann folgte ein instructiver Vortrag des Herrn Prof. Kudelka über das „Memoriren".

Hierauf wurde Dr. Ludwig Redtenbacher, erster Custosadjunct am zoologischen Hofcabinete in Wien, zum Ehrenmitgliede des Museums ernannt und die Wahlen des Verwaltungsrathes vorgenommen.

Schließlich brachte Freiherr v. Haan im Namen des Verwaltungsausschusses den Antrag auf Abänderung der dermaligen Vereinsstatuten ein und erklärte, nachdem die Anwesenden diesem Antrage beigestimmt hatten, die Generalversammlung für geschlossen.

(Linzer Zeitung.)

Generalversammlung des historischen Vereines für Krain

am 8. Juli 1863.

Zur Generalversammlung des historischen Vereins waren 27 Mitglieder erschienen. Herr Dr. Heinrich Costa eröffnete im Namen des Directionsausschusses die Versammlung mit einer Rede, in welcher er die Resignationen des Herrn Landeshauptmannes Anton Freiherrn v. Codelli auf die Stelle eines Vereinsdirectors und des Herrn k. k. Finanzconcipisten August Dimitz auf den Posten des Secretärs und Geschäftsleiters mittheilte. Der nun folgende Geschäftsbericht behandelte die Erwerbungen, den Stand der Mitglieder und den Verkehr mit gelehrten Gesellschaften im abgelaufenen Jahre. Der Verein hatte sich einer Vermehrung seiner Sammlungen, eines Zuwachses der wirklichen Mitglieder um 5, der Ehrenmitglieder um 1, der correspondirenden um 2 zu erfreuen; mit 7 gelehrten Gesellschaften wurden weiter neue Verbindungen angeknüpft.

Digitized by Google

Hierauf wurde der vom abgetretenen Herrn Vereinssecretär vorbereitete Bericht über die wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins, dann die Rechnung pro 1862 und das Präliminare pro 1863 vorgetragen und genehmigt.

Bei der nunmehr erfolgten Wahl der neuen Direction wurden erwählt: Herr k. k. Oberamtsdirector Dr. Heinrich Costa zum Vereinsdirector mit eminenter Majorität; zum Secretär und Geschäftsleiter neuerdings Herr k. k. Finanzconcipist August Dimitz per Acclamation; zu Ausschüssen die Herren Dr. Ethbin Heinrich Costa, k. k. Bezirksvorsteher Anton Globočnik und Normalschulkatechet Andreas Samejc.

Schließlich hielt der neu erwählte Herr Vereinsdirector Dr. Heinrich Costa einen Vortrag: „Die Freimaurerloge in Illyrien während des französischen Interregnums; ein Beitrag zur Geschichte der Freimaurerei", und legte drei Freimaurerschürzen von verschiedenen Graden, die Aufschrift eines Freimaurerdiploms, das Siegel und Einladungskarten zur Ansicht vor, welcher Vortrag ein allgemeines lebhaftes Interesse hervorrief.

(Laibacher Zeitung.)

Ungarische Akademie.

In der am 13. Juli abgehaltenen Sitzung der philologischen Section der Akademie der Wissenschaften hielt der Vicepräses Baron J. Eötvös die Gedächtnißrede auf den im Jahre 1858 verstorbenen ungarischen Sprachforscher Anton Reguly. Hierauf zeigte F. Toldy ein neuentdecktes antik-ungarisches Sprachdenkmal vor, welches nur um weniges jünger sein dürfte als die bekannte Leichenrede aus der Zeit St. Stephans. Das Ganze ist klein und besteht nur aus siebenzig Worten, ist aber wegen seines Alters äußerst interessant. Dasselbe wurde in der Königsberger Universitätsbibliothek aufgefunden und enthält das Bruchstück einer Betrachtung über die unbefleckte Empfängniß Maria's, und wird von Toldy als aus der zweiten Hälfte des 12. oder spätestens aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammend bezeichnet; bei welcher Gelegenheit Toldy zugleich eine längere Abhandlung über die charakteristischen Spracheigenschaften der alt-, mittel- und neuungarischen Zeitabschnitte hielt. Der Secretär theilte hierauf das Comitégutachten betreffend die neuerliche Herausgabe der Logik des Mich. Cserei mit, zu welchem Cyrill Horváth die aufklärende Einleitung zu schreiben vom Comité ersucht wurde. Der Antrag des Comité's wurde angenommen. Schließlich wurden mehrere Zuschriften verlesen, von welchen wir bloß das Danksageschreiben des zum Mitgliede ernannten französischen Gelehrten Renaud hervorheben.

In der am 20. Juli abgehaltenen Sitzung setzte Herr Karl Ráth seinen Vortrag über die türkisch-ungarischen Verhältnisse fort, in welchem er die inneren Zustände derjenigen Landestheile, welche den Türken unterworfen waren, mit großer Ausführlichkeit schildert. Die ersten Abschnitte des Vortrages sind bereits im „Akademiai értesitö" erschienen; das Ganze bildet einen werthvollen Beitrag zur Aufhellung der inneren Geschichte des Landes unter der türkischen Herrschaft. — Hierauf setzte Herr Peregriny seinen Vortrag über das Erziehungswesen fort und schilderte insbesondere das Erziehungs- und Unterrichtswesen der Engländer, größtentheils nach den Berichten der Herren Wiese und Voigt. — Schließlich legte Herr Römer die vom Herrn Franz v. Kubinyi jun. sorgfältig ausgeführten Zeichnungen der merkwürdigsten Baudenkmäler des Sohler Comitates vor, und las einige Abschnitte aus der Abhandlung, in welcher Herr v. Kubinyi die Baudenkmäler des genannten Comitates ausführlich und mit Sachkenntniß schildert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Romane und Novellen.

„Ein Prinz von Gottes Gnaden" von Arthur Stahl. — „Historische Novellen" von A. E. Brachvogel. — „Der lange Isaak" von Julius v. Wickede (sämmtlich Leipzig 1863, Costenoble). — „La Stella" von Franz v. Nemmersdorf (München 1863).

Nichts bringt der deutsche Buchhandel in so großer Anzahl zu Markte als Romane und lyrische Gedichte. Nur waltet dabei zum Vortheile der ersteren ein gewaltiger Unterschied. Die Veröffentlichung von lyrischen Gedichten entspricht einem Bedürfniß der Dichter, welche sie verfaßt haben; die Veröffentlichung von Romanen einem Bedürfniß des Publicums. Bei dieser gewichtigen und für das praktische Schicksal der Bücher sehr folgenreichen Verschiedenheit begegnen sich doch beide Gattungen von Poesie in dem Umstande, daß sie weit seltener als das Drama und das wirkliche Epos dem Bedürfniß der Kunst entsprechen, ihrem höchsten Begriff weit seltener nahe kommen.

Den Roman insbesondere zieht gerade die erwähnte Verbrauchslust der großen Menge, der er eine von den nothwendigen Ueberflüssigkeiten aus dem Gebiete des Luxus geworden ist, herunter in eine Sphäre gewöhnlicher Handelsartikel. Man vermag zwar auch von dem Waarenlager eines Kaufmannes einen poetischen Eindruck, eine Beschäftigung der Einbildungskraft mit fortzunehmen: Kaffee und Pfeffer, Indigo und Gewürznägelchen können eine nur irgend regungsfähige Phantasie zur Ausmalung entfernter Zonen bestimmen, wo unter einem schönen Himmel, inmitten von bezaubernd fremdartigen Pflanzenformen und seltsamen Wohlgerüchen das Glück auf uns warten würde, nach welchem die menschliche Sehnsucht stets rege ist. Und ebenso mag auch der gewöhnlichste Roman, weil er überhaupt Lebensverhältnisse darstellt oder berührt, die nicht unsere eigenen, die uns mehr oder minder eine fremde Zone sind, von jener unbeabsichtigten Poesie glänzen, die jeder Art von Menschenleben innewohnt, wenn wir nur persönlich nicht dabei betheiligt, der Leidenschaft und dem Egoismus keinen Antheil an unserer Betrachtung gönnen. Allein, wie die Hände, welche sich jener exotischen Producte bemächtigen, und der Gebrauch, den sie von ihnen machen, unsere Träume rasch aus Arabien oder Indien zur nüchternen Alltäglichkeit zurückführen, so verwischt die Hand eines Schriftstellers, der nur im Dienste eines allgemeinen, aber nichts weniger als gerechtfertigten Bedürfnisses arbeitet, so wie der Gebrauch, den er von den ihm gegebenen Zuständen und Verhältnissen macht, nur zu rasch die ihm unbewußte Poesie seines Gegenstandes. Es bleibt dann im günstigsten

Digitized by Google

Falle so viele Bedeutung übrig wie von Kaffee und Pfeffer, wenn sie uns nicht mehr zu Gedanken an ihr Heimatland anregen; eine Nahrung, eine Würze für jene langweiligen Stunden, welche den Rachen gierig nach einer Unterhaltung aufspannen. „Das Opium des Occidents" hat Lamartine den Roman genannt. Wenn es wahr wäre, daß es nur langweiligen Menschen begegnete, langweilige Stunden zu haben — vorausgesetzt, daß sie nicht von Anderen verursacht werden — so mag dies einen Begriff mehr geben von dem Zweck, dem die jährlich sich erneuernde Fülle deutscher Romane dient.

Bei so untergeordnetem Zweck kann die Kritik dem litterarischen Charakter, den dergleichen Erscheinungen dennoch beanspruchen, nur dadurch gerecht werden, daß sie sich auf der Heerstraße der Lesewelt als Wegweiser oder als Warnungstafel aufstellt, und auch dies nur in Form einer möglichst objectiven Berichterstattung, damit der Geschmack eines Jeden selbst schließen könne, was unter den neuen Romanen geeignet wäre, ihn anzuziehen oder abzustoßen.

„Ein Prinz von Gottes Gnaden" von Arthur Stahl ist wieder einmal eines von jenen Büchern, die gänzlich erspart werden könnten, wenn der Verfasser sich begnügen würde, die Idee, welche ihn bei der Abfassung beherrschte, in einer Sentenz auszusprechen, statt sie zu Begebenheiten und Charakteren zu verdichten, deren schwächlicher Leib fortwährend bei der Seele, die sie ausdrücken wollen, bei der Tendenz um Entschuldigung bettelt. Diese Unzulänglichkeit bewegt sich am bequemsten auf einem imaginären Boden. Wie viel wird dem Romanschreiber an Motivirung erspart, von Plastik und Lebenswahrheit gar nicht zu sprechen, wenn seine Erfindung auf keinem bekannten Fleck dieser Erde, sondern in einem imaginären Wolkenkuckucksheim spielt! So viel sollte doch die „realistische" Schule bewirkt haben, daß der Erbfehler deutscher Romane, nirgends zu Hause zu sein, endlich überwunden wäre.

Die Fortläufer der Hauptbegebenheit ziehen sich zwar nach der Schweiz und nach Wien, allein sie gehen von einem uns unbekannten Lande aus. Der Schauplatz ist übrigens nicht nebelhafter als die Voraussetzung, die dem Ganzen zu Grunde liegt, daß ein Prinz, aus seinem Staate vertrieben, nachdem er drei Jahre für sein Vaterland Krieg geführt hat, zur Regierung kömmt. Phantastisch ist diese Grundlage nicht gerade an sich, aber wohl im Verhältniß zu den Mitteln eines Romans. Denn es muß die Illusion gründlich zerstören, wenn etwas als geschichtlicher Vorgang erzählt wird, dem doch unter den mitgetheilten Umständen jeder Anspruch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit abgeht.

Der Leser, der unterhalten sein will, ist so freigebig gegen den Autor; der Leser schenkt den Romanschreibern beide Welten, wie die arme Erde in ihrem rührenden Bettelstolz ihre Hälften nennt, und schenkt ihnen die Gestirne obendrein zum Schauplatz ihrer Erfindungen und knüpft an das ungeheure Geschenk nichts als die kleine Bedingung, jene Erfindungen wenigstens so lange glauben zu können, als er seine Augen und seine Phantasie überhaupt damit beschäftigt. Wenn sich aber der Leser sagen muß: da hat sich mitten in Europa eine Haupt- und Staats-

Digitized by Google

action begeben, von der weder Rotteck noch Becker zu erzählen wissen und worüber mir nicht einmal meine getreue Morgenzeitung etwas berichtet hat, dann ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er sich unangesprochen fühlt, wenn ihm langweilig zu Muthe wird. Und wäre selbst der Leser so leidenschaftlich für die Kunst eingenommen, was ein Romanleser selten ist, um sich im Interesse des artistischen Zweckes eine nicht existirende Landkarte einzubilden, so läßt ihn der Autor des Romanes „Ein Prinz von Gottes Gnaden" nicht ungestört auf dem imaginären Globus wandeln. Absichtliche Beziehungen auf politische Personen und politische Verhältnisse dieses höchst wirklichen und höchst gegenwärtigen Erdballs lassen dem Spaziergänger in der Traumwelt keine Ruhe, und so entsteht ein Zwiespalt des Interesses, statt jener Einigkeit und Innigkeit desselben, durch welche allein die dem Genuß an einem Roman nothwendige Stimmung erzeugt wird.

Das Buch enthält übrigens hübsche Betrachtungen, ist in einem gebildeten Stile geschrieben und hat einen anmuthigen, wenn auch in Rücksicht auf das Romantische im Roman nicht befriedigenden Abschluß. Der Romanleser sucht freilich und nicht mit Unrecht mehr nach Stoff als nach Gedankenspielen und gleicht jenem Freiersmann, der erklärte, den Voltaire nicht heiraten zu wollen, als man ihm ein unscheinbares mageres Mädchen von vielem Geist empfahl.

„Historische Novellen" von A. E. Brachvogel, zwei Bände, sind Costümebilder, über Puppen gehängte althistorische Gewänder, die aus einander fallen, weil kein organisches Leben, kein historischer Stil sie zusammenhält. So lese man in der ersten Novelle, „Van Dyks Rettung", wie der Verfasser den großen Maler einführt: „Ja, das war der Liebling der Musen, der Freund der Fürsten, der Genosse der Cavaliere, das verwöhnte Schooßkind der Damen, war van Dyk! geehrt und bewundert von jedermann" u. s. w. Nun vergleiche man derartige reflectirende Apostrophen mit der imponirenden Schlichtheit, mit der z. B. Walter Scott eine der berühmten Persönlichkeiten auftreten läßt, deren Name für den Leser schon eine Geschichte ist. Der große Romanschriftsteller hütet sich wohl, bemerken zu lassen, daß der Leser des 19. Jahrhunderts vom Namen allein schon ergriffen sein muß, und als ob dieser niemals gehört worden wäre, läßt er den Mann vor unseren Augen zu der Größe oder auch nur zu der Eigenthümlichkeit erwachsen, wie die Tradition ihn feststellte. Da sehen wir mit einer gewissen Rührung das Werden eines historischen Ruhmes, wir glauben in die Werkstätte der Welt- und Menschengeschicke zu schauen; während eine Darstellung, die das erst jetzt, nach Jahrhunderten fertig gewordene Bild eines Mannes schon auf die ferne Vergangenheit zurück überträgt, da er erst geworden ist, die Illusion, jene Vergangenheit vor uns zu haben, im voraus zerstört. Es wird uns gleichsam der Appetit verdorben, uns über eine Vergangenheit herzumachen, die uns in einem so gegenwärtigen Service aufgetragen wird.

In der zweiten Novelle des Buches, „Die Pforte der Zukunft", ist das Paris Ludwigs XIII. geschildert, die Zeit zwischen Richelieu's letzten Tagen und den ersten der Herrschaft Mazarins. Aeußerlichkeiten, Locale, Costüme u. dgl. sind

Digitized by Google

wieder mit einem richtigen Blick gegeben, aber Handlung und Charaktere sind schwächliche Producte einer künstlichen und nicht künstlerischen Erfindung, Schemen einer mehr reflectirenden als schöpferischen Phantasie. Was unterscheidet denn den Dichter historischer Romane vom Geschichtschreiber? Wohl nur, daß jener hinzu erfindet, was niemals aufgezeichnet, ja was vielleicht niemals mit Bewußtsein geschaut wurde, was aber doch nothwendig dazu gehört haben muß.

Gerade das Frankreich Ludwigs XIII. ist fruchtbar für den Romanschriftsteller, und man möchte dafür, wenn nicht einen Walter Scott, doch einen Victor Hugo wünschen, nicht den der „Misérables", sondern den von „Notre Dame". Einstweilen mag sich der Liebhaber historischer Romane mit James begnügen, der einigen seiner vorzüglichsten Romane die erwähnte Epoche zum Hintergrunde gab.

Die dritte der vorliegenden Novellen, die das Ende des ersten Bandes und den ganzen zweiten Band füllt, „Salomon de Caus, der Physiker", ist allerdings „breiter gehalten, als nöthig erscheinen mag", wie der Verfasser mit einem selbstberuhigenden „vielleicht" eingesteht. Wenn der Verfasser aber dies selbst vermuthete, warum nöthigt er dem Leser die mit „Breite" hier identische Langeweile auf? Daß es Herrn Brachvogel wichtig erschien, die wissenschaftlichen Bemühungen des ersten Entdeckers der Dampfkraft näher darzustellen, und daß er sich bewußt ist, gerade in dieser Beziehung eingehende historische Studien gemacht zu haben, „namentlich was die Heidelberger Epoche betrifft", rechtfertigt höchstens eine Arbeit für ein biographisches Lexikon berühmter Techniker, nicht aber eine Novelle.

Der Verfasser hat schon bei seiner dramatischen Bearbeitung desselben Stoffes, die unter dem Titel „Mondecaus" 1858 auf der Berliner Bühne erschien, die Erfahrung machen müssen, daß der Gegenstand nicht von ihm — oder überhaupt nicht — poetisch auszubeuten ist, denn das Mißfallen an dem Stück war so weit ein allgemeines, als es überhaupt bekannt wurde. Seltsames Handwerk! Aus einem mißlungenen Theaterstück nachträglich eine Novelle zu machen! Die französischen Autoren und Frau Birch-Pfeiffer machen es umgekehrt und wenigstens mit mehr Glück, wenn auch nicht mit mehr Berechtigung. Denn kann man sich mit mehr Deutlichkeit von der Gilde der Dichter lossagen, als wenn man, wie Herr Brachvogel, einen und denselben Vorwurf, unabhängig von seiner Natur, die stets eine bestimmte Form der Bearbeitung erheischt, für verschiedene Dichtungsgattungen zurecht macht?

Um jedoch aus dem oben angedeuteten Gesichtspunkte des Urtheiles über dergleichen Erscheinungen dem Leser nicht bloß eine Warnungstafel, sondern auch ein Wegweiser zu sein, strecken wir den kritischen Arm zu einem Fingerzeig aus in Rücksicht auf den historischen Roman aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege: „Der lange Isaak" von Julius v. Wickede. Da findet der echte deutsche Romanleser in genügender Anzahl von Bänden gute Unterhaltung, gewürzt durch eine vortreffliche Jubiläumsgesinnung und außerdem durch des Verfassers bekanntes Talent in der Darstellung militärischer Scenen und Figuren.

Digitized by Google

Einer anspruchslosen Lesesucht darf auch „La Stella", Roman aus Venedigs Gegenwart, von Franz v. Nemmersdorf, empfohlen werden. Zu dem Vortheile eines bestimmten Schauplatzes gesellt sich hier noch das Interesse, dort, wo der alte Roman so oft spielte, den neuen zu sehen, ganz neue Bestandtheile romantischer Begebenheiten in dem alten Venedig.

Hieronymus Lorm.

Die Germanisirung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches.

B. Prof. Wilhelm Wattenbach in Heidelberg veröffentlicht unter obigem Titel (in Sybels historischer Zeitschrift) einen Vortrag, welchen er im December v. J. in seinem Wohnorte und in Karlsruhe gehalten und für den Druck etwas weiter ausgeführt hat. Wie es in der Natur eines solchen Vortrages liegt, werden durch denselben weder neue Ergebnisse der Forschung zu Tage gefördert, noch giebt er eine erschöpfende Darstellung jener Culturbewegung. Nur in Umrissen und Andeutungen wollte der Redner seinem wahrscheinlich gemischten Zuhörerkreise die friedlichen Eroberungszüge, welche sich, als der Ocean der großen Völkerwanderung nach Westen ein Ziel gesetzt hatte, gegen Osten wandten, schildern. Zu diesem Zwecke aber hat er so viel Material zusammengetragen, und Thatsachen, welche gerade für die Gegenwart hohe Bedeutung haben, in ein so klares Licht gesetzt, daß wir uns nicht versagen mögen, ihn auf seiner Excursion zu begleiten. Mehr als jemals ist es ja in diesem Augenblicke geboten, an die „fast unscheinbare, stille, aber nachhaltige Thätigkeit, die langsam sich vollziehende, aber außerordentlich folgenreiche Entwicklung" zu erinnern, welche man bald ganz wegleugnen möchte, bald in Verzerrung und falscher Beleuchtung darstellt.

Der Verfasser zeigt, wie alle Stände des deutschen Volkes sich an den Eroberungen betheiligten, welche viel mehr noch der Arbeit als dem Schwerte zu danken sind. Kaiser Friedrich I. brach den Trotz des Polenfürsten Boleslaw und setzte dessen in Deutschland aufgewachsene Neffen in den Besitz von Schlesien; Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär von Brandenburg, Graf Adolf von Holstein, der deutsche Orden u. s. w., u. s. w. unterwarfen die slavischen Völkerschaften im Norden und Nordosten, welche die in der Völkerwanderung von den deutschen Stämmen verlassenen Gebiete eingenommen hatten. Deutsche Ritter folgten jenen Fürsten auf ihren Kriegszügen oder traten in die Dienste slavischer Fürsten, wo ihre Abenteuerlust größere Befriedigung hoffen durfte als in der Heimat. Der deutsche Kaufmann verführte mindestens eben so früh seine Waaren in die östlichen Länder, gründete Commanditen oder eigene Ansiedlungen. So bestand schon im 11. Jahrhundert in Prag eine eng geschlossene Genossenschaft deutscher Kaufleute, welche, durch die Fürsten geschützt, nach heimischem Herkommen lebte und

Digitized by Google

sich verwaltete, und immer kräftiger sich entwickelnd allmälig zur Prager Bürgerschaft, zur eigentlichen Stadtgemeinde von Prag wurde [1]. Der Handwerker folgt gern dahin, wo er frei von den Lasten des Hofrechtes und Herrendienstes wie des Zunftzwanges sein Gemeindewesen selbst begründen kann. Wo ihre Gründungen sich an Burgen oder bestehende Ortschaften anlehnen, bleiben sie doch durch Flüsse oder Mauern von ihnen getrennt; aus ihnen entwickelten sich die heute noch blühenden Städte, während die alten slavischen Dörfer in ihrer Unbedeutendheit verbleiben oder zu Vorstädten der neuen Ansiedlungen werden. Fürsten und Herren sahen diese neuen Städte gerne, denn der Bürger steuerte willig beträchtliche Summen für die vollständige Selbstverwaltung, für eigene Gerichtsbarkeit, für gute Münze, für Schutz der Landstraße; durch reiche Privilegien suchten die Fürsten deutsche Colonisten heranzuziehen.

In nicht geringerem Grade wirkte an der Germanisirung des Ostens mit die Geistlichkeit als Trägerin der feineren Geistesbildung und Hegerin der Wissenschaft und Kunst. Ehebündnisse mit Christinnen bahnten den Weg zur Annäherung; der Caplan, welchen die Fürstin mitgebracht, wurde nicht nur Lehrer, Geheimschreiber und Dolmetsch, sondern auch politischer Rathgeber, mit dem Christenthume zog das Deutschthum ein. Die Klöster cultivirten Wüsteneien, brachten den schwereren deutschen Pflug, den kräftigen und fleißigen deutschen Arm ins Land, um den Boden für die Cultur zu gewinnen. Das Auftreten des deutschen Bauern, welcher entweder nach der Verfassung seiner Heimat als älterer Sohn ausziehen mußte, um seinen Unterhalt fern von der väterlichen Hufe zu suchen, oder dem es daheim zu enge geworden, gab dem Werke der Germanisirung erst den rechten Halt. Unter seinen Händen wurde der Boden ergiebiger, der Landbauer selbst und mit ihm der Landesherr ernteten reichere Früchte, der Slave zog sich allmälig zurück. So in Holstein, Brandenburg, Mecklenburg; in Schlesien scheint der polnische Bauer eher zu gleichen Rechten in die neuen Ansiedlungen aufgenommen zu sein.

Mit dem 15. Jahrhundert tritt ein Wendepunkt ein. Die national-religiöse Bewegung des Hussitenthums in Böhmen, die Stärkung der Macht Polens durch die Vereinigung mit Lithauen treten der Ausbreitung des Deutschthums entgegen, das Reich überließ die Colonisten ihrem Schicksal, die Städte, ohne Schutz für ihren Handel und Gewerbebetrieb, verarmten, der freie Bauer ging zu Grunde, da die gleichfalls „verarmten Fürsten die Forderungen ihrer Diener und Kriegsleute nur noch auf Kosten der Bauern zu befriedigen wußten", und der Ritterstand im Allgemeinen „zu einem gefährlichen Uebergewicht gelangte". (Nicht in Schlesien, wo die verständige österreichische Regierung sich des Bauernstandes annahm.)

„Von der alten Bauernfreiheit — wir lassen von hier an den Verfasser selbst reden — erhielten sich nach dem 15. Jahrhundert nur noch schwache Reste; die Patrimonialgerichtsbarkeit befestigte das Joch, dem auf keine Weise zu ent-

[1] Rößler, deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren.

Digitized by Google

kommen war, da auch die höheren Instanzen in der Regel von den Standesgenossen der Gutsherren gebildet wurden.

Auf der freien Entwicklung aller Kräfte in gesetzlicher Ordnung hatte die ganze schöne und segensreiche Entwicklung beruht; jetzt war sie völlig gelähmt und die spätere Herstellung stärkerer landesherrlicher Gewalten brachte wohl äußerlich geordnete Zustände, aber die freie Selbstbestimmung, der frische Wetteifer, das Gefühl der durch eigene Kraft gewonnenen und geschützten Stellung und Thätigkeit gingen nun immer mehr verloren.

Unter diesen Umständen ging nun die Germanisirung mit raschen Schritten rückwärts. Große Gebiete und noch mehr vereinzelte Ortschaften erlagen der slavischen und magyarischen, im fernsten Süden der italienischen Nationalität. Krakau vergaß, daß es ursprünglich eine völlig deutsche Stadt ist und selbst die Enkel der deutschen Bürger in Ofen und Pesth mühen sich ab, magyarisch zu sprechen und für Ungarn zu gelten. . . . ."

Nach Zusammenfassung der behaupteten und der wieder verlorenen Erwerbungen des Deutschthums und besonderer Hervorhebung der kernhaften Siebenbürger Sachsen — „sie bilden ein unschätzbares Bollwerk des deutschen Volkes im fernen Osten, einen vorgeschobenen Posten, der noch von der größten Wichtigkeit für die Gestaltung der Dinge in diesem Völkergewirre werden kann, und im höchsten Grade aller Förderung und Unterstützung werth ist" — schließt Wattenbach seinen lesenswerthen Aufsatz mit dem Wunsche, daß die deutsche Cultur, Ackerbau, Bergbau, Industrie u. s. w., welche jetzt die unterbrochene Ausbreitung nach Osten wieder aufnehmen, diesmal an dem äußerlich und innerlich gekräftigten Mutterlande den nöthigen Rückhalt finden mögen, um der Energie, dem lebhaften Nationalgefühl der fremden Völker widerstehen zu können.

Die öffentlichen Abgaben und Schulden.

Von Dr. Carl Freiherrn v. Hock.

(Stuttgart 1863, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XI und 378 Seiten. 8.)

(Eine Selbstanzeige.)

III.

(Schluß.)

Die Staatswirthschaftslehre ist eigentlich nichts als eine Anwendung der allgemeinen Wirthschaftslehre auf die Wirthschaft des Staates, und nur insoweit die letztere von anderen Wirthschaften sich unterscheidet — und dies äußert sich fast ausschließend darin, daß der Staat vorzugsweise durch die Beiträge seiner Angehörigen sich erhält, also in der Lehre von den Steuern — gestaltet sich die Staatswirthschaftslehre zu einer selbstständigen Wissenschaft. Die Lehre von den

Digitized by Google

Staatsschulden hingegen ist von jener über das Schuldenwesen überhaupt nicht zu trennen und nur innerhalb der letzteren, im Gegensatze zu den Schulden anderer Persönlichkeiten, können die Eigenthümlichkeiten des Staatsschuldenwesens erkannt werden. Auch der Verfasser des hier besprochenen Buches geht von dieser Ansicht aus und der zweite Abschnitt des letzteren, die Lehre von den öffentlichen Schulden, enthält, gewissermaßen als allgemeinen Theil, drei Excursionen, über den Credit (S. 265 bis 270), über das Bankwesen (S. 308 bis 329) und über das Papiergeld (S. 347 bis 352) in sich eingeschlossen.

Der Credit ist nichts materielles, greif- oder sichtbares, aber er ist ein Gut, denn er verschafft dem Menschen den Besitz von Gütern, ehe dieser die Entgelte dafür besitzt und an den Ort der Vertragserfüllung herbeigeschafft hat; er ist vollkommen meß- oder schätzbar, eine Größe im vollen Sinne des Wortes. Aber was er schafft, sind zunächst nur zwei einander folgende Veränderungen im Besitze. Gewisse Waaren gehen vom Verkäufer auf den Käufer, von dem Vermiether auf den Miether, gewisse Gelder vom Darleiher auf den Schuldner über, gewisse Dienste werden vom Dienstnehmer dem Dienstgeber geleistet, alles unter der Voraussetzung, daß zur bestimmten Zeit die Kauf- und Dienstpreise an den Verkäufer oder Dienstleister gelangen, die vermietheten oder dargeliehenen Gegenstände zu ihren Eigenthümern zurückkehren. Der Nutzen liegt bloß in den durch diese Besitzänderungen hervorgerufenen Wirkungen.

Der Credit vermehrt den Reichthum, denn er erleichtert den Tausch und bringt Capitalien, die von ihren Besitzern nicht benützt werden können oder wollen, in die Hände derjenigen, welche Fähigkeit und Willen hiezu besitzen, und dies steigert deren Werth.

Der Nutzen des Credits liegt endlich nicht bloß darin, daß er vorhandene Werthe besser benutzen macht, sondern er benutzt wirklich selbst noch nicht vorhandene Werthe, wenn auch nicht in dem Umfange, als einzelne Enthusiasten behaupten. „Der Credit schafft nicht Capitalien; alle, mit denen er arbeitet, sind bereits vorhanden, und wenn man sich eine noch so lange Reihe von Creditgebern und Creditnehmern denkt, ist es doch nur das Capital, das der erste Creditgeber herlieh, einer oder der andere der späteren Creditgeber vermehrte, und nach stetem Wechsel seiner Formen und Inhaber endlich der letzte Creditnehmer in Besitz nahm, was diesen lebhaften Verkehr und die durch ihn bedingte Werthsteigerung veranlaßte. Allein der Credit wird nicht umsonst gegeben, jeder Creditgeber fordert — abgesehen von der Assecuranzprämie und den Beaufsichtigungskosten, die hier nicht in Betracht kommen — eine Entschädigung dafür, daß er auf den Genuß seines Capitales oder des dafür bedungenen Entgeltes eine zeitlang wartet; praktisch spricht sich diese Entschädigung im Zinse des Darlehens und bei Verkäufen, wenn Borgung die Regel, im Discont bei der Baarzahlung aus. Dieser Entgelt nun wird der Zukunft entnommen; aus einer anderen Quelle als dem gehofften Gewinne des Geschäftes, für das er bestimmt ist, kann er nicht bezahlt werden. Wird er eher

Digitized by Google

entrichtet, als jener Gewinn realisirt ist, z. B. bei Ertheilnng oder bei Erlöschung des Credits oder in gewissen Perioden, so geschieht es vorschußweise."

Bei den Banken wird als der gemeinsame volkswirthschaftliche Charakter hervorgehoben, daß sie mit freiem Capital verkehren. Ein kaufmännisches Geschäft, das sich bleibend in eine Unternehmung eingelassen, sein Capital gebunden hat, hört auf eine Bank zu sein. Als zweites allgemeines Kennzeichen, wenn es gleich mehr eine Folge des ersteren ist, erscheint, daß sie dem Gelde in großem Maße geldvertretende Papiere substituiren und dadurch die Menge des benöthigten Geldes und die Größe seiner Abnützung vermindern. Ein weiteres Kennzeichen jeder Bank mit Ausnahme der Depositenbanken ist ein großer Fond, doch braucht dieser Fond nicht stets in Barem vorhanden oder ein der Bank angehöriger zu sein. Eine Bank bildet sich z. B., um den Grundbesitzern eines Landes, einer Gegend, einer bestimmten Gesellschaftsschichte Darlehen auf ihre Güter, den Gewerbsmännern eines Industriebezirkes gegen ihre Solidarhaftung Darlehen auf Waaren oder Wechsel zu verschaffen. Durch die Hypothekarscheine der Bank erscheint nicht mehr der einzelne Grundbesitzer, sondern die Gesammtheit der Hypotheken, durch das Accept oder Giro der Bank nicht mehr der einzelne Gewerbetreibende, sondern die olidarisch verpflichtete Gesammtheit haftend, ohne daß auf den eigenen Fond der Bank oder dessen Größe ein Gewicht gelegt würde.

Die Verwendung, welche den übernommenen Geldern gegeben wird, kann — wie schon die angeführten Beispiele zeigen — die mannigfachste sein: Der Wechselescompte, Vorschüsse auf Barren, Münzen, Werthpapiere, Waaren, Hypotheken, gegen persönliche Sicherheit (crédit ouvert), Transport-, Versicherungs-, Kauf- und Lieferungsgeschäfte. Sie läßt den Charakter einer Bank so lange bestehen, als das Capital ein freies, nach kürzester Zeit aus den einzelnen Unternehmungen zurückkehrendes bleibt und die Papiere der Bank, ihre Anweisungen, Wechsel, Fracht- und Lagerscheine u. dgl., fortfahren, Geld zu ersetzen.

Ein gutes Mittel, um beide Zwecke der Banken, die Surrogirung des Metallgeldes und die Vereinigung und Fruchtbarmachung der Capitalien, zu erreichen, ist aber die Banknote, d. i. eine auf den Ueberbringer lautende, bei Sicht zahlbare, unverzinsbare, in wenigen abgerundeten Appoints, auf allgemein bekannten, die Nachahmung erschwerenden Blanquetten ausgefertigte Anweisung einer Bank auf Metallgeld.

Die Banknote wird zum Papiergeld, wenn in weiten Kreisen Vertrauen in die vollkommene und andauernde Einlösbarkeit derselben besteht und sie in so großer Zahl ausgefertigt wird, daß sie dem Bedürfniß dieser Kreise genügt und nicht Vorrecht einiger weniger Bevorzugten bleibt.

Dieses Vertrauen wäre stets vorhanden, wenn die Bank nie mehr Noten ausgäbe als sie Edelmetall im Vorrathe hat; allein mit einer solchen Beschränkung der Notenausgabe wäre für die Geldwirthschaft des Volkes und für die Bank wenig gewonnen, für erstere, weil nicht die Menge des benöthigten edlen Metalls, sondern nur seine Abnützung vermindert würde, und für die zweite, weil der eine große

Digitized by Google

Vortheil der Banknote, das unentgeltliche Anleihen, ganz, und der andere, die Vereinigung der kleinen Capitalien, zum Theile unbenützt bliebe.

Es ist also das Vertrauen erforderlich, daß jeder Noteninhaber, ungeachtet jener Ueberschreitung, in jedem Augenblicke bei den Cassen der Bank gegen Banknoten edles Metall erhalten werde und daß eine große Zahl anderer Personen dieses Vertrauen theile und daher, wenn dem Inhaber der Banknote seine Verhältnisse nicht gestatten würden, die Präsentation der Note bei den Cassen der Bank kostenlos zu vollziehen, sogleich bereit sei, anstatt der Bank die Einwechslung vorzunehmen. „Es ist ein großer, weit verbreiteter, beständiger Credit, der hier gefordert wird, und derselbe ist, es mögen alle anderen Elemente, die ihn zu begründen vermögen, im reichlichsten Maße vorhanden sein, nur durch den Beweis, daß er auf Wahrheit beruhe, nämlich durch die wirkliche und schnelle Einwechslung der Noten an allen Punkten, wo der Verkehr es erheischt, zu erwerben und zu behaupten."

Eben darum sind nur Banken, die sich außer mit dem Depositengeschäfte (zu welchem auch die Anweisung übernommener Gelder zur Auszahlung an einen anderen Ort gerechnet werden kann) ausschließlich mit dem Escompte von Wechseln kurzer Dauer und mit eben so kurzzeitigen Vorschüssen auf Barren, Münzen und leicht verkäufliche Werthpapiere beschäftigen und in der Wahl ihrer Debitoren mit besonderer Vorsicht verfahren, geeignet, diesen weiteren Schritt, die Hinausgabe von Banknoten über den Vorrath an edlen Metallen hinaus, mit Erfolg zu wagen, denn sie allein haben Hoffnung, die Banknoten, die sich innerhalb einer gewissen Zeit zur Einwechslung gegen Silber an ihre Cassen drängen und welche diese mit dem zu Gebote stehenden Metallvorrathe vielleicht nicht befriedigen könnten, in derselben Zeit durch Beschränkung ihrer Geschäfte einzuziehen, das einfachste, wohlfeilste und das einzige jederzeit anwendbare und wirksame Mittel in solchen Krisen.

Häufig erfolgt ein Andrang (run) von Banknoten, die Einwechslung fordern, zu den Cassen solcher Banken, welche Jahre lang des größten Vertrauens genossen. Je heftiger derselbe ist, in je kürzerer Zeit er sich zusammendrängt und je weniger die Bank auf denselben vorbereitet war, desto gefährlicher ist seine Wirkung; oft hat er zur Zahlungssuspension oder -Einstellung genöthigt. Es ist dies die Schattenseite des Papiergeldes, daß es berechtigt ist, augenblickliche Zahlung zu fordern, während die Activa der Zettelbank erst binnen einer gewissen, wenn auch kurzen Zeit eingehen.

Unter den Mitteln, solchen Verkehrsstörungen und den ihnen folgenden, fast noch gefährlicheren andauernden Unterbrechungen des Vertrauens auf das Papiergeld entgegen zu wirken, giebt der Verfasser folgenden den Vorzug, welche auch der Peel'schen (von ihren Zufälligkeiten entkleideten) Bankacte zu Grunde liegen:

1. „Nicht der ganze Metallvorrath der Bank ist für ihre Stabilität und die Sicherheit der Noteninhaber von gleichem Werthe. Soweit er in den hinterlegten oder verzinslich angelegten Geldern Anderer besteht oder dadurch entstand, daß der Bank Metall zur Verwechslung gegen Noten dargebracht wurde, wird er gerade in

Digitized by Google

Zeiten der Bank entzogen, wo im Allgemeinen der kaufmännische Credit schwankt oder der Bedarf an Metall steigt oder sogar Zweifel an ihre eigene Zahlungsfähigkeit sich erheben, also gerade dann, wann der Zudrang der Banknoten zu ihren Cassen der stärkste ist." Die Erfahrung und der kaufmännische Takt geben hier für jedes Land und jeden Markt eine ziemlich verläßliche Grenze an, bis zu welcher die Depositen der Bank nie entzogen werden, und es ist klar, daß nur dieser Rest dieselbe Benützung des Notencredits wie jener Barfond gestattet, welcher der Bank selbst gehört.

2. Es ist ferner eine alte Regel im kaufmännischen Verkehr, daß der Umfang der Geschäfte in einem bestimmten, nicht überschreitbaren Verhältnisse zum Fonde der Unternehmung stehen muß; die Grenze mag noch so weit hinausgerückt sein, sie besteht, und der Kaufmann, der sie überschreitet, ist ein Schwindler."

3. „Das Interesse der Bankgläubiger ist mit der Sicherheit ihrer Forderungen allein nicht befriedigt, es fordert schnelle und pünktliche Zahlung, „darum ist es nicht gleichgültig, worin der Fond der Unternehmung bestehe, sondern er soll aus denselben Elementen, wie die Geschäfte selbst, oder aus freien in solche Elemente leicht verwandelbaren Capitalien zusammengesetzt sein. Aus dieser Betrachtung folgt der Rath, daß ein Theil des Bankfondes in Edelmetall bestehe, damit die Bank in den Mitteln zur Einlösung ihrer Banknoten nicht ausschließend von den ihr anvertrauten Depots und dem Stande des Geldmarktes, also von fremdem Willen abhänge."

4. „Von Wichtigkeit für die Einlösbarkeit der Noten ist auch, daß keines der Appoints der Banknoten unter einen gewissen Betrag herabgehe, den wir vielleicht nicht unpassend als das Minimum des Verkehrs im Großen zu bezeichnen uns erlauben; in England sind dieses Minimum 125 fl., in Oesterreich 10 fl. Die Banken und Banknoten sind ein rein kaufmännisches Institut, sie greifen aus dieser Sphäre in eine ihnen fernliegende hinüber, wenn sie auch den Verkehr zwischen dem Kleinhändler und dem Consumenten zu beeinflussen streben; die Kreise der letzten Art sind auch jene, in denen nur zu leicht Auswüchse des Banknotenwesens, die Unterstützung des Schwindels und die ungegründeten Besorgnisse Wurzel fassen; man erhält also den Stamm leichter gesund, wenn man ihm das Eindringen in jene Gebiete erschwert. Endlich verhindert das Verbot kleiner Appoints das gänzliche Ausströmen des Edelmetalles; so viel als der Kleinverkehr bedarf, muß davon im Lande bleiben."

5. „Von größerem Nutzen als diese absoluten Regeln für alle Zeiten sind die Rathschläge für besondere Fälle, die Zeiten der Gefahr. Hier ist vor allem der stete forschende Ausblick in die Erscheinungen des Verkehres zu empfehlen. Beherrscht eine erhitzte Einbildungskraft den Markt, ist die Speculation eine fieberhafte geworden, so soll die Bank ein solches Treiben nicht unterstützen, und sie darf es ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht; darum hat sie bei Zeiten den Zinsfuß für die Capitalien, die sie ausleiht, zu erhöhen, bei Ertheilung von Vorschüssen weiter als gewöhnlich unter dem Curswerthe zurückzubleiben, in der Auswahl der

Digitized by Google

Wechsel strenger zu sein. Ist der Ausfall der Ernte ein schlechter gewesen, findet in anderen Gegenständen des Weltmarktes ein ungewöhnlich starker Import statt, der nicht in kürzester Zeit durch einen gleich starken Export ausgeglichen wird, muß der Staat große Subsidien oder Tribute an andere Staaten zahlen oder ist ein Krieg ausgebrochen, der, in der Fremde geführt, große Summen außer Land führt, so ist das Ausströmen des Edelmetalles vorauszusehen, und um die bestehende Lücke auszufüllen, hat die Bank den Zinsfuß für die Capitalien, die sie zu leihen nimmt, zu erhöhen, einen Theil ihrer Fonds zum Ankauf von Edelmetall zu verwenden und, wenn es nöthig, nur Wechsel von weit kürzerer Frist als gewöhnlich zu kaufen und auch Vorschüsse nur auf solche kurze Frist zu ertheilen. Zeigt sich endlich ein Mißtrauen in das Gebahren der Bank selbst, so sind die begangenen Fehler gutzumachen, gegen deren Wiederholung Bürgschaften zu geben und durch die ausgedehnteste Oeffentlichkeit Vorurtheile zu zerstreuen."

6. „Sind alle diese Mittel vergeblich gewesen — und keine Vorsicht kann gegen Unfälle und vor allem gegen eine ihrer ersten Ursachen, die panische Furcht der Menge, schützen —, sind die Zweifel an ihre Zahlungsfähigkeit wirksam geworden und stürzen sich die Banknoten in Massen zur Einwechslung an die Cassen der Bank, so hat diese ernstlich zu erwägen, ob sie mit den zu Gebote stehenden oder zu erwartenden Hilfsmitteln dem Andrange werde genügen können oder nicht. Im ersteren Falle muß sie es mit Aufwand aller Kräfte thun, im zweiten hat sie die Rechtspflicht, sogleich die Cassen zu schließen und ihre Insolvenz zu erklären, um nicht, gleich einem leichtsinnigen oder unredlichen Cridatar, die einen Gläubiger, die früher zur Casse kommen, auf Kosten der anderen zu befriedigen."

Bei dem Papiergelde wird hervorgehoben, daß es unter allen Umständen ein Geldzeichen und nicht wirkliches Geld sei. Zur Erklärung, wie die entgegengesetzte Ansicht platzgreifen konnte und zur Widerlegung der letzteren wird Folgendes angeführt:

„Es hat eine Zeit gegeben, wo man den Werth des Geldes überschätzte und den Reichthum der Nationen nach der Menge des bei ihnen vorhandenen Edelmetalles maß; die Gesetze der Bewegung haben den Pendel auf die entgegengesetzte Seite ausschlagen gemacht und es wird gegenwärtig die Ansicht laut: die Vermehrung der Menge anderer Waaren sei eine Vermehrung des Nationalvermögens, jene des Geldes aber nicht, weil sie bloß zur Folge habe, daß für alle anderen Waaren eine größere Menge Geldes gegeben werden muß, was mehr Mühe im Transporte und der Abzählung und mehr Verlust in der Abnützung verursache. Hieraus folgert man, die Verminderung der Geldmenge sei sogar ein Vortheil für das Volk und daher der Nutzen der Wechsel und Anweisungen, Girobanken, Clearing houses, Banknoten und Staatspapiergelder."

„Indeß alle diese Gründe beweisen nichts, als daß das Geld auch eine Waare gleich jeder anderen ist, denn bei jeder Waare ist es ein Nutzen für den Einzelnen wie für das Volk, wenn die gleichen Bedürfnisse in der gleichen Vollkommenheit mit einer geringeren Waarenmenge befriedigt werden können, und bei jeder steigt

Digitized by Google

der Werth des Nationalvermögens nicht im Verhältniß ihrer zunehmenden Menge, weil mit dieser Zunahme der Werth jedes einzelnen Stückes der Waare sich vermindert. Uebrigens hätte die Frage nie gestellt werden sollen, ob die Zunahme des Geldes, sondern vielmehr, ob die Zunahme der edlen Metalle das Volksvermögen vermehre, denn Geld, d. i. die Menge des in Form der Münze verwendeten edlen Metalles, vermehrt sich im natürlichen Gange des Verkehres nie bleibend über die Bedürfnisse des letzteren hinaus; wie es diese Grenzen überschreitet, wird es eingeschmolzen und zu Zwecken reichen Genusses verwendet. Erst wenn das Bedürfniß nach Gold und Silber in den verschiedensten Formen seiner Verwendung vollständig und in allen Schichten der Gesellschaft befriedigt wäre — eine unmögliche Voraussetzung — könnte man sagen, die Vermehrung der edlen Metalle erhöhe nicht den Volksreichthum."

„Wenn aber die edlen Metalle wegen ihrer inneren Eigenschaften zum allgemeinen Umlaufsmittel gewählt worden sind und ihre Vermehrung eine Vermehrung des Volksvermögens ist, so ist es klar, daß ein Gegenstand, der diese Eigenschaften nicht besitzt, sie nicht zu ersetzen vermag, und daß die volkswirthschaftliche Aufgabe nicht sein kann, sie zu verdrängen."

„Wechsel und Anweisungen in ihren mannigfachen Formen mit Inbegriff der Banknoten und des Staatspapiergeldes sind daher nicht Edelmetalle und nicht Geld, sondern nur Geldurkunden; sie ersetzen das Geld nur insoferne, als sie bewirken, daß man sich häufig und lange ohne dasselbe behelfen kann, und ihr Nutzen besteht nicht darin, daß sie das Geld verdrängen, sondern daß sie den Umlauf verwohlfeilen, indem man vielfach die Kosten und Mühen der Anschaffung, des Transports, der Abzählung und Abnutzung des Geldes erspart. Weil aber diese Papiere nicht Geld, sondern nur Geldtitel sind, nehmen sie auch an allen den Unvollkommenheiten Theil, welche Titel von der Sache selbst unterscheiden. Selbst die vollkommensten, weil brauchbarsten und festesten Papiere, z. B. die Noten der Bank von England, sind noch nicht Metallgeld, denn sie müssen zur Erfüllung einzelner, durch Geld bedingter Zwecke gegen Metallgeld umgetauscht werden. Allerdings kann für viele Zwecke, wir erinnern hier an die Versendung und Aufbewahrung großer Summen, Papiergeld besser verwendet werden als Metallgeld, und oft genießt es eines Agio gegen letzteres; allein dessen ungeachtet hat es nur einen vom Werthe des Metallgeldes, das es vertritt, abgeleiteten Werth, denn dieser Werth vermindert sich in dem Maße als die Möglichkeit, das Papier erforderlichen Falls gegen Metallgeld umzutauschen, ferner gerückt wird; es hört auf, wenn diese Möglichkeit ganz verschwindet. Durch den Gebrauch der Geldzeichen wird auch das Geld im Lande nicht vermehrt, sondern nur möglich gemacht, mit derselben Summe Geldes eine größere Zahl Geschäfte zu verrichten."

Auf den hier dargestellten Grundlagen baut nun der Verfasser die Lehre von den öffentlichen Schulden auf. Es sind diese letzteren zweifacher Art, solche, die aus dem gewöhnlichen Gange der Verwaltung hervorgehen und durch denselben sich ausgleichen, wir wollen sie laufende nennen, und solche, welche durch ein

Digitized by Google

Mißverhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben entstehen und darum bis zur Herstellung eines Ueberschusses der ersteren aufrecht bleiben, die stehenden.

Die laufende Schuld entsteht durch Vorauszahlungen der Schuldner und Geschäftsführer des Staates, Vorausleistungen der Unternehmer von Staatsarbeiten und der Lieferanten, Cautionen solcher Unternehmer oder der für Geld und Geldeswerth verantwortlichen Beamten, beglaubigten Agenten u. dgl., Gelder, welche der Staat für Gemeinden und andere Körperschaften einhebt, Depositen, die er in Verwahrung genommen, Wechsel, die auf ihn umlaufen, offene Rechnungen bei Banken, Schatzscheine und einlösbares Staatspapiergeld. Ihre Bestandtheile sind theils von gegebener Größe, die ohne Aenderung der Gesetze und Verkehrsverhältnisse nicht bedeutend erhöht werden kann — hieher gehören die Cautionen, die Depositen, die Cassebestände an fremden Geldern — theils hängen sie von den Schwankungen des Augenblicks in solchem Maß ab, daß der Staat leicht gerade im Momente der Gefahr in die Lage kommen kann, das Anlehen, dessen er bedarf, nicht erhalten zu können und gleichzeitig einen großen Theil des ihm geliehenen Capitals zurückzahlen zu müssen — dies ist der Fall bei den Einlagen der Sparcassen, den auf Schatzkammerscheinen entlehnten Summen und dem einlösbaren Papiergelde.

Wenn daher ein bleibendes Mißverhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staates entsteht, so hat der letztere nur die Wahl, a. entweder in die Schätze der Vergangenheit zurückzugreifen und das Besitzthum des Staates zu veräußern oder ein- für allemal eine Capitalsteuer auszuschreiben, oder b. ausschließend die Gegenwart durch eine dauernde höhere Besteuerung ihres freien Einkommens zu belasten, oder endlich c. die Last der Zukunft zuzuschieben und ein Capital in der Absicht aufzunehmen, es selbst oder doch seine Zinsen aus den Erträgnissen späterer Jahre abzuzahlen.

Es werden nun die Motive erörtert, welche für die eine oder die andere dieser Alternativen sprechen und namentlich die Gründe, welche von J. St. Mill, Jos. Garnier und Anderen gegen die Staatsanlehen im Allgemeinen und in Betreff ihrer Wirkungen auf den Verkehr geltend gemacht werden, insbesondere das Börsespiel mit Staatspapieren erhält eine eindringliche Würdigung (S. 276 bis 284).

Hierauf wird auf die verschiedenen Formen und Abschlußarten der Staatsanlehen übergegangen. Die Staatsschuldverschreibungen lauten auf bestimmte Namen oder auf den Ueberbringer, sind rückzahlbar oder nicht, mit bestimmten oder willkürlichen Zahlungsfristen; einige sind mit Leibrenten und Verlosungen (Lottoanlehen) verbunden, welche letztere das Assecuranzgeschäft und den Promessenkauf im Gefolge haben. Die Anlehen werden im Wege der freien Hand, der Concurrenz oder der Subscription abgegeben. Auch der Zwangsanlehen und ihrer Unterarten, der Consolidirung der schwebenden Schuld und der Arrosirung älterer Anlehen, wird erwähnt.

Von besonderer Wichtigkeit und vielfach Neues enthaltend ist das Capitel über die Grundlagen des öffentlichen Credits. Man giebt demjenigen Staate Credit, bei dem man den Willen und die Mittel voraussetzt, die eingegangene Ver-

Digitized by Google

pflichtung, im vorliegenden Falle die Zahlung der Zinsen und da, wo sie versprochen ist, auch jene des Capitals, zur rechten Zeit, vollständig und pünktlich zu erfüllen. Diese Voraussetzung beruht nicht immer auf unparteiischer und richtiger Würdigung der maßgebenden Thatsachen, sondern oft auch auf Sympathien für Personen Interessen, Zwecke; oft blendet die Gläubiger die Rücksicht auf augenblickliche Vortheile, oft reißt sie die Strömung der Zeit, fremdes Beispiel und die Kunst der Reclame hin.

Unter den vom Staate selbst abhängigen Thatsachen, welche den Staatscredit bestimmen, ist vor allem die Klarheit und Ordnung und die Oeffentlichkeit des Staatshaushaltes, so wie die Rechtlichkeit in der Gebahrung des Staates hervorzuheben. Unter dieser Gebahrung ist aber nicht bloß die finanzielle zu verstehen. „Macht mir gute Politik und ich will euch gute Finanzen machen", sagte der alte Finanzminister Baron Louis zu seinen Collegen vom Jahre 1830. „Die Regierung, die andere Rechte der Staatsbürger verletzt, wird deren Geldforderungen nicht höher achten, und jene, die den Ansprüchen ehemals bevorrechteter Stände auf Wiedererweckung ihrer Privilegien Gehör giebt, scheint dem gemeinen Rechte das Gehör zu versagen."

Sehr wirksam für den Staatscredit ist auch eine constitutionelle Verfassung, weil durch sie eine Bürgschaft für die Ordnung und Oeffentlichkeit des Staatshaushaltes und die Herrschaft des Rechts gegeben ist eine größere Continuität der Ansichten über die wirthschaftlichen Interessen gewahrt ist, der Wille der Nation einheitlicher, kräftiger und nachhaltiger hervortritt, und endlich eine freisinnige Verfassung die gegenüber dem Staate unanwendbare Rechtshülfe ersetzt, welche dem Gläubiger eines Privaten so wirksames Vertrauen in die Stätigkeit der Zahlungswilligkeit seines Schuldners einflößt. Eine solche Verfassung weist jährlich die Mittel zur Bezahlung der Geldverpflichtungen des Staates an und zwingt die Minister durch die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit, sie diesem Zwecke nicht zu entfremden; sie hat die Mittel, die Regierung wirksam zur Sparsamkeit und, wo es nöthig, zur Ausschreibung und Einhebung neuer Steuern zu bestimmen.

In erster Reihe unter den Gründen des Staatscredits steht die Macht des Staates, vor allem die Größe seiner Zahlungsverbindlichkeiten und der Mittel sie zu erfüllen. Es kommt aber nicht bloß auf das Steuereinkommen und Staatsvermögen an, sondern auch auf Einkommen und Vermögen der Nation und das Verhältniß dieser Größen unter einander. Die Regierung eines reichen Volkes findet Credit, auch wenn sie im Deficit und stark verschuldet ist; sind die Steuern niedrig oder werden sie, wenn auch hoch, leicht getragen, so fallen sie bei Schätzung der Hülfsmittel eines Staates ganz anders in die Wagschale, als wenn das entgegengesetzte Verhältniß stattfindet.

Als Beweis des ernsten Willens und der ausreichenden Mittel zur Erfüllung der Verbindlichkeiten des Staatsschatzes dient die Verminderung derselben durch Abzahlung über den Bereich der vertragsmäßigen Verpflichtungen hinaus oder durch Verwandlung eines Anlehens von hohem Zinsfuße in ein anderes zu billigeren Zinsen (die Anlehenconversion). Bei diesem Anlasse wird auch des soge-

Digitized by Google

nannten Tilgungsfondes und der theilweise unrichtigen Voraussetzungen, auf denen er beruht, der Staatsschuldencommission und endlich der Sicherstellung der Staatsschulden durch Pfand oder durch die Bürgschaft anderer Staaten erwähnt.

Wenn wir den Umfang der Geldgeschäfte des Staates überblicken, wie er an jedem Punkte Credit giebt und nimmt, Anweisungen auf sich oder andere ausstellt und honorirt, todtliegende Summen, Cautionen und Depositen, oder (durch seine Schatzscheine) nur auf kurze Zeit verwendbare fruchtbar macht und für die Zwecke der Gegenwart die Vergangenheit und die Zukunft zu benützen versteht, so gelangen wir zur Ueberzeugung, daß er ganz die Stelle eines großen Geldhauses einnimmt. Es liegt also der Gedanke der Errichtung einer Staatsbank nahe, für welche von jeher die mannigfachsten Gründe angeführt zu werden pflegen, auch sprechen manche, welche vor der Schwerfälligkeit und der Gefahr eines solchen Unternehmens zurückschrecken, Territorial- oder monopolistischen oder privilegirten Banken das Wort.

Der Verfasser tritt allen diesen Bestrebungen entgegen.

Der Staatsbank vor allem wegen des oft von ihm urgirten Satzes: Der Zweck des Staates ist kein rein wirthschaftlicher, und wenn er auch ein Bankhaus darstellt, betreibt er doch das Geschäft nicht aus Handelsmotiven, er ist daher der ungeeignetste Bankhalter und Notenausgeber, den man finden kann. Der Staat wird Credit und Vermögen der Bank nur zu sehr für seine höheren, nicht ökonomischen Zwecke ausbeuten, und weil die Zwecke des Staates nicht vorübergehende, sondern bleibende sind und von ihm entlehnte Gelder nicht nach Belieben in kürzester Zeit zurückgerufen und zur Deckung der Banknoten benützt werden können, so wird allmälig die Berufung auf das allgemeine Vermögen und Einkommen des Staates an die Stelle der realen Deckung, die Annahme der Noten als Steuerzahlung an jene ihrer Einwechslung gegen Metall treten.

Die Territorial- oder Provinzialbanken stehen unter Leitung, Obhut und Bürgschaft der Vertretungen einzelner Landschaften, also solcher Körperschaften, die ebenfalls einen anderen als volkswirthschaftlichen Zweck verfolgen; auch in ihrer Verwaltung würden die Bankfonds zu anderen als Handelssachen verwendet werden, auch solche Banken könnten ohne das Monopol in ihren Gebieten nicht bestehen und ihr politischer Einfluß wäre ein decentralisirender, der Regierung entgegenwirkender.

Am dringlichsten erscheint der Kampf gegen die Monopolisirung der Banken und der Banknotenausgabe geführt. Unter den vielen gegen sie angeführten Gründen erlauben wir uns hier auf folgende aufmerksam zu machen:

Was die Banken überhaupt betrifft, ist „nicht abzusehen, warum gegenüber dem allseits anerkannten Nutzen der Gewerbefreiheit gerade ein Geschäft monopolisirt werden soll, das die größte Solidität, Einsicht, Gewandtheit und Klugheit fordert, dem Unternehmer die größten Gewinne abwirft, ihn zum Gebieter eines bedeutenden Theiles der Handelswelt macht und diesen in seinen Sturz mit hineinreißt. Jene geistigen Eigenschaften werden nur durch die Concurrenz hervorgerufen und erprobt,

Digitized by Google

nur dadurch die Gewinnste und die Uebermacht auf ein billiges Maß zurückgeführt und die Wirkungen des Sturzes auf kleine Kreise beschränkt."

„Jede Bank hat das Streben, vorzugsweise den Kreis ihrer Unternehmer und Leiter, der Handelsfreunde derselben und den Handel ihres Standortes zu begünstigen; Einseitigkeit und Mißbrauch in Ertheilung der Credite sind nur durch ein Uebel anderer Art, die Einmischung des Staates in den Gang der Geschäfte, zu beseitigen. Bei freien Banken hebt die Concurrenz die Folgen jener Bestrebungen auf; sie entstehen, wo das Bedürfniß ihnen einen lohnenden Erfolg verspricht; der Patronanz der einen steht jene der andern entgegen und die Sorge für den gewinnreichen Ertrag der eingelegten Capitalien nöthigt sie, nicht allzu ausschließend zu sein."

„Für eine monopolisirte Bank muß in Zeiten der Krisis der Staat einschreiten, ihr Vorschüsse geben, für sie Bürgschaft leisten, ihr zu Gunsten die Gesetze beugen, Moratorien bewilligen, den Noten, die sie nicht mehr einzulösen vermag, den ferneren Umlauf gestatten, ihnen vielleicht den Zwangscurs einräumen, alles weil sonst der ganze an die Bank gewiesene Verkehr des Landes gewaltsam zum Stillstand gebracht würde; bei einem System freier Banken geht der Sturz einer Bank eben so unvermerkt vorüber und wird so vollständig nach dem Gesetze abgethan wie die Zahlungseinstellung jedes anderen Hauses."

„Man sagt, eine große, das ganze Land umfassende Bank regulire den Verkehr; aber dies ist theils nicht wahr, theils, so weit es wahr ist, in der Regel ein Unglück. Auch die größte, mit den umfassendsten Mitteln ausgestattete, von den einsichtigsten Männern geleitete Bank besitzt nicht die Macht und den Einfluß den Verkehr zu regeln, und sie erfüllt ihre Aufgabe vollkommen, wenn sie das Umgekehrte thut, ihre Geschäfte nach dem Verkehre regelt. Gewöhnlich genügt eine monopolistisch gestellte Bank nicht einmal dieser Aufgabe. Häufig erstarrt sie zu einer gedankenlosen Routine, oft ist sie durch den Mechanismus ihrer Statuten im Wirken gehindert und muß ihre Noten einziehen, wenn das Metallgeld außer Land strömt, so daß der Verkehr gleichzeitig auf zwei Seiten seine Umlaufsmittel verliert oft endlich richtet sie durch ihre stolzen Versuche den Verkehr umzugestalten bei, Anderen und bei sich den größten Schaden an."

In Beziehung auf die Notenausgabe ist vor allem dem Staat das Recht zu bestreiten, dieselbe zu monopolisiren. „Eine Banknote ist zunächst ein Schuldschein, und das Recht Darlehen zu suchen und zu geben ist niemand, der über sein Vermögen frei verfügen darf, zu verwehren. Allerdings ist die Banknote noch mehr als ein gewöhnliches Darlehen, sie ist ein wichtiges Mittel des kaufmännischen Verkehres, und der Staat ist berufen darüber zu wachen, daß es nicht durch Mißbrauch ganz entwerthet werde, allein dieser Beruf rechtfertigte ein Monopol nur im Falle des Nachweises, daß es gar kein anderes Mittel zum Schutze des commerciellen Zweckes der Banknote gebe, und dieser Nachweis ist nicht herzustellen. Wohl hat man das Monopolisirungsrecht des Staates aus seinem Münzregale hergeleitet, wie aber aus dem recipirten Rechte und der Pflicht des Staates, das Edelmetall durch Feststellung und Verbürgung seines Gewichtes und Feingehaltes zur Münze

Digitized by Google

zu gestalten, das Recht und die Pflicht für ihn folgen solle, vollgültig zu bestimmen, daß und welcher Bank das Vertrauen geschenkt werden dürfe, daß ihre Noten jederzeit gegen Metall eingewechselt werden können, ein Dürfen, das, wie wir bald sehen werden, fast unvermeidlich ein Sollen und Müssen nach sich zieht, das ist durchaus nicht einzusehen."

„Eine Mehrheit von Zettelbanken bringt endlich den großen, wir möchten sagen den unschätzbaren, nie zu theuer zu erkaufenden Nutzen mit sich, daß für immer die bei einer monopolistischen Bank unvermeidliche Gefahr beseitigt ist, daß ein Papiergeld sich unvermerkt dem Metallgeld in allen seinen Beziehungen unterschiebe und es verdränge. Da wo in einem Lande Banknoten verschiedener Art und vielleicht auch verschiedenen Curswerthes im Umlauf sind, ist und bleibt die allgemeine Rechnungsmünze und der ideale Werthmesser das Metallgeld, eben weil niemand weiß, in Noten welcher Bank ihm die Zahlung werde angeboten oder von ihm werde angenommen werden, und weil für die Noten jeder Bank das Metallgeld der Maßstab des Werthes ist. Stets wird darum das Metallgeld Anwendung im Lande finden und nicht auswandern, nnd nie wird das Interesse vorhanden sein, den Zwangscurs einzuführen."

Von der Ertheilung des Monopols an eine Zettelbank ist die eines Privilegiums oder besser gesagt eines Entgeltes für dem Staate geleistete Dienste wohl zu unterscheiden. Solche zulässige Dienste wären z. B. Darlehen kurzer Frist an den Staat auf bankmäßige Wechsel oder frei verkäufliche Creditspapiere, Vermittlungen beim Abschluß von Anlehen, und das Entgelt, das wir meinen, ist die Benützung der Bank für die Cassegeschäfte des Staates. Leider handelt es sich aber zumeist um Dienste und Entgelte ganz anderer Art. Die Bank gewährt dem Staate ein bleibendes oder erst nach vielen Jahren oder langsam in kleinen Summen und langen Fristen rückzahlbares Anlehen oder offenen Credit, nimmt als Deckung ihrer wenn auch kurzzeitigen Forderungen unveräußerliche Papiere an und dagegen verpflichtet sich der Staat zur Annahme der Noten der Bank als bares Geld.

Jene Anlehen sind gegen die Sicherheit der Banknotenbesitzer, da sie die schnelle Realisirung des Bankfondes unmöglich machen, und durch die Annahme der Banknoten bei seinen Cassen wird der Staat in die Geschicke der Bank mit solcher Gewalt hineingezogen, daß er entweder seine Selbstständigkeit an sie verliert oder, um diese zu retten, sie der ihrigen beraubt. Welcher Verlust für den Staat, wenn die Noten der Bank, deren Annahme nach dem Nominalbetrag bei seinen Cassen er zugesagt, im Werthe verlieren, und welche Controlen wird er nicht ersinnen, um diese Gefahr zu verhüten!

Wahrscheinlich wird er auch ein anderes naheliegendes Mittel ergreifen, die Einführung des Zwangscurses. Der Verfasser bespricht ausführlich die Nachtheile dieses letzteren (S. 338 bis 341) und bezeichnet ihn als das verwerflichste und schädlichste aus allen Vorrechten einer Bank.

Digitized by Google

Der Verfasser erörtert auch das eigentliche Staatspapiergeld, welches unabhängig von jedem Bankgeschäfte vom Staate auf seinen Credit hin ausgegeben wird.

Es ist nicht zu bestreiten, der Staat kann auch ohne Vermittlung einer Bank unverzinsliche Schuldscheine ausgeben und ihnen, selbst ohne die Einwechslung gegen Silber, durch die Annahme an Zahlungsstatt bei seinen Cassen und den Zwangscurs den Umlauf sichern, allein er darf von diesem Rechte nur in sehr beschränktem Umfange Gebrauch machen. Nur derjenige Betrag an Papiergeld, welcher die für den regelmäßigen Verkehr der Staatscassen erforderliche Summe nicht überschreitet, und derjenige, welcher die für den Verkehr nöthige Scheidemünze ersetzt, erhält sich von selbst ohne alle Deckung im Umlauf. Ersterer, weil er in steter Bewegung von und zu den Cassen sich befindet, und letzterer, weil auch die Scheidemünze sich in ihrem Nominalwerth nur durch den Credit des Staates, ihre Annahme bei den Cassen desselben, den geringen Verlust, welchen der Einzelne selbst im Falle einer Entwerthung der Scheidemünze erleiden würde, und das staatliche Zwangsgebot erhält, daß es jeder Private bis zu einer die kleinste grobe Münze nicht erreichenden Menge an Zahlungsstatt annehmen müsse, und weil dieselben Verhältnisse auch das als Scheidemünze verwendete Papiergeld in Curs erhalten. „Einem solchen die Scheidemünze vertretenden Papiergelde kann man auch nicht, wie den den kleineren groben Münzen entsprechenden Appoints der Banknoten, den Vorwurf machen, es dränge das Edelmetall aus dem Lande; Scheidemünze, selbst wenn sie Edelmetall beigemengt erhält, ist nicht Geld, sondern Geldzeichen, und es ist kein Unglück für den Staat, wenn sie zum Theile ins Ausland hinaus gedrängt wird."

Wollte der Staat eine größere als die durch diese zwei Factoren (den Cassebedarf und die Scheidemünze) begrenzte Menge hinausgeben, so müßte er gleichzeitig die Einlösbarkeit der Noten aussprechen und zu deren Durchführung eine jenem Ueberschuß entsprechende volle oder doch nahezu volle Deckung an Metallgeld in Vorrath halten. Hiedurch ginge der finanzielle Vortheil der Notenemission verloren, und alle Bedenken gegen die Macht des Staates, jenen Barvorrath stets unangetastet zu lassen, treten aufs neue hervor.

Die Gründe gegen die Bankprivilegien der Notenannahme bei den Staatscassen und des Zwangscurses und gegen das Staatspapiergeld über die Grenzen des Cassen- und Scheidemünzebedarfs hinaus erhalten ihre volle Bedeutung erst durch die Darstellung der Folgen, welche ihre Nichtbeachtung nach sich zieht; insbesondere jene der Entwerthung der Valuta verdienen die ernsteste Beachtung des Staatswirthes.

Wenn der Staat oder eine Bank das Monopol des Papiergeldes ausübt und letzteres wegen des Umfanges der Geschäfte dieser Anstalten oder der Annahme des Papiers als Steuerzahlung in großen Mengen ausgegeben ist, erhält sich dasselbe im Umlauf, auch wenn es durch die Suspension seiner Einwechslung von Seite des Ausstellers eine seiner Haupteigenschaften als Geldzeichen verloren hat, denn

Digitized by Google

ein großer Theil des Metallgeldes ist durch dasselbe aus dem Lande gedrängt worden und der Rest reicht nicht hin, die Bedürfnisse des Umlaufes zu decken; man bedarf also des Papiergeldes trotz seiner verminderten Brauchbarkeit. Allein da das Vertrauen in seine allsogleiche, andauernde und vollkommen leichte Einlösbarkeit erschüttert worden ist, verliert es in seinem Werthe gegen das Edelmetall.

Es liegt unter solchen Verhältnissen die Versuchung nahe, dem umlaufenden Papiergelde, um seiner Entwerthung entgegen zu wirken, die Begünstigung des Zwangscurses einzuräumen, selbst wenn es dieselbe noch nicht besäße. Die nächste Wirkung des Zwangscurses ist aber die Verminderung des im Lande umlaufenden Metallgeldes, denn wegen des durch den Zwangscurs gebotenen Vortheiles, mit einer wohlfeileren Valuta eine vollgültige Forderung zu tilgen, zahlt jedermann in Papier und nicht in Metall, letzteres hat also keine nutzhafte Anwendung im Verkehr und fließt in Länder mit ungestörter Verkehrsfreiheit ab, die ihm eine solche Anwendung gestatten. „Wegen dieser Verminderung des umlaufenden Metallgeldes kann dem Befürfnisse des Verkehres nur durch größere Emission von Papiergeld genügt werden, dessen Werth gegen Metallgeld muß sich durch diese Mengenverhältnisse abermals vermindern, und so setzt sich die Werthabnahme, wenn auch um stets kleinere Größen, bloß weil sie besteht, ohne weitere äußere Ursache ununterbrochen fort. Doch selten hat es hiebei sein Bewenden. Der gerade durch die Valutaentwerthung erschütterte Credit des Staates macht es nur zu oft nothwendig, abermals zur Banknotenpresse die Zuflucht zu nehmen, es entsteht also eine Notenzunahme über das oben erwähnte natürliche Maß hinaus. Hiezu kommt, daß der Werth der Noten nicht bloß in dem Maße der Zunahme ihrer Menge, sondern auch in dem Verhältniß abnimmt, als die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer und vernünftigerer Zustände sich vermindert nnd als das Bedürfniß nach Metallgeld steigt, und mit jeder neuen Entwerthung beginnt wieder das alte Spiel: es werden für dieselbe Höhe des Verkehrs stets größere Summen benöthigt und diese Vermehrung wirkt wieder auf die Entwerthung der Valuta, so daß in ewigem Kreislauf das Uebel und die Ursachen des Uebels, sich gegenseitig stets verstärkend, einander folgen.

„Die Entwerthung der Valuta übt endlich eine mächtige Wirkung auf die politische und sociale Gestaltung des Landes. Die Beamten und Angestellten des Staates und alle diejenigen, die von einer mäßigen Rente leben, in Zeiten vollgültiger Valuta ehrenwerthe Mitglieder des kleinen Mittelstandes, werden durch die Valutaentwerthung in die Schichten des städtischen Proletariats hinabgedrückt, für den Beamten entsteht überdies eine empfindliche Abnahme seines Ansehens und eine Reihe der härtesten Versuchungen, der Kampf zwischen der Dienstpflicht und der Sorge um seine Existenz. Der große Banquier, Fabricant und Grundbesitzer, kurz alle jene, welche durch ihr Geschäft oder ihre gesellschaftliche Stellung in den Kreis des Weltverkehres und in die Kenntniß der seine Schwankungen bestimmenden Ursachen hineingezogen sind, während ihre Abnehmer und Hülfsarbeiter oder die Erzeu-

Digitized by Google

ger ihres Rohstoffes im Dunkel herumirren, machen außerordentlich günstige Geschäfte und heben sich immer stolzer und entschiedener aus dem Kreise der anderen Staatsbürger heraus. Die Verhältnisse des Arbeiters und des kleinen Gewerbes und Grundbesitzes bleiben lange dieselben; aber am Ende steigt der Nominalbetrag des Arbeitslohnes, des Rohstoffes und der Waare, doch nicht im gleichen Verhältnisse als der Preis des Papiergeldes fällt, in dem sie bezahlt werden. Also die Wirkung der Valutaentwerthung ist, daß die socialen Extreme weiter aus einander rücken und die verbindende Mitte aufgezehrt wird; eine sehr bedauernswerthe und bedenkliche Sachlage."

Eben so gefährlich als die Valutaentwerthung sind die Valutaschwankungen. „Der Werth eines Papiergeldes, dessen Einlösung suspendirt ist, beruht, wie wir sahen, auf drei Elementen sehr veränderlicher Art, seiner Menge, dem Bedarfe nach Metallgeld und der Hoffnung der Wiederaufnahme der Einlösung; namentlich die Hoffnung ist höchst wechselnd und beweglich. Jede Thatsache, welche die Zahlungsfähigkeit des Staates erhöht oder schwächt, den Ernst seines Willens, den Noteninhabern gerecht zu werden, in günstigeres oder ungünstigeres Licht stellt, jede Deutung solcher Art, die man einer Thatsache geben kann, und in Ermanglung von Thatsachen Gerüchte und Muthmaßungen reichen hin, sie zu entflammen oder zu dämpfen, und jede solche Aenderung giebt sich im Curse des Papiergeldes kund. Aus diesen Schwankungen entspringt eine Unsicherheit und in Folge derselben eine Lähmung und eine besondere Kostspieligkeit des Verkehres, und sie bringen endlich tiefgreifende Wirkungen in der Geschäftsführung und der Lebensweise hervor. Um sie mit einem Worte zu schildern, ein Land wo jene Schwankungen obwalten, verwandelt sich allgemach in eine Börse mit ihren Speculanten. Die großen Gewinnste und Verluste, die sich jeder Berechnung entziehen, nöthigen alle, die sich nicht gänzlich von den Geschäften zurückziehen, zu einem gewissen Leichtsinn in der Führung derselben, und auch im Haushalte wird derjenige nicht um einzelne Gulden und Kreuzer markten, dem Hunderte unversehens kommen und gehen. Es kann sein, daß eine solche Haltung ebenfalls zur Lebhaftigkeit und Größe des Absatzes beiträgt, allein ihr Nachtheil für den Volkscharakter und den Volksreichthum ist unverkennbar."

Unter den Mitteln, um die Entwerthung und Schwankung der Valuta, wo sie eingetreten sind, zu beseitigen, ist das unerläßlichste der Wiederbeginn der wirklichen Einlösung. Hiemit müssen die Rehabilitationsbemühungen begonnen oder geschlossen werden; es kommt nur darauf an, durch die sie begleitenden Maßregeln zu bewirken, daß so viel Papiergeld, als der Verkehr verträgt, wirklich im Umlauf bleibe und das Opfer, welches die Anschaffung des zur Einlösung benöthigten Barschatzes und der durch diese Anschaffung verursachte Rückschlag auf die Valuta dem Volke kostet, ein möglichst geringes werde. Man kauft darum — um einige der hier räthlichen Vorgänge zu erwähnen — das Edelmetall durch dritte Personen auf fremden Märkten allmälig ein, und gestaltet sich, wenn das Münzmetall Silber ist, einen bestimmten Theil des Barschatzes in Gold niederzulegen.

Digitized by Google

Das weitere eben so unvermeidliche Mittel ist die Entfernung der Ursachen, welche das Vertrauen in die Valuta erschüttert haben „Waren es ungeschickte, unredliche, leichtsinnige oder allzu beugsame Verwalter, müssen dieselben durch Männer des öffentlichen Vertrauens ersetzt werden; wurde allzu leicht oder auf nicht bankmäßige Sicherheit (Hypotheken u. dgl.) Credit gegeben, wurde sich in gewagte Unternehmungen eingelassen, so müssen Garantieen gegen die Wiederkehr solcher Ereignisse gegeben werden; lag der Fehler darin, daß die emittirende Anstalt allzu sehr in die Finanzoperationen eines erschütterten Staates hineingerissen wurde, so muß diese Verbindung gelöst und es muß auf zweifellose Weise durch Bürgschaften, welche über die Willkür eines Ministers oder eines Regenten hinausliegen, festgestellt werden, daß sie in Zukunft nicht mehr werde angeknüpft werden." War dem Papiergelde der Zwangscurs gewährt, so ist vor allem dieser aufzuheben.

Das dritte Mittel besteht darin, so viel als möglich die Schnelligkeit des Umsatzes zu erhöhen und das Metallgeld entbehrlich zu machen. „Soweit es in der Aufgabe der Staatsverwaltung liegen darf, Einfluß auf das Entstehen neuer Communications- und Absatzwege, Fabriken, Handelsgesellschaften, Banken und anderer Creditsinstitute, Börsen, Ausgleichungshäuser zu nehmen, ist jetzt der Zeitpunkt zur Entfaltung ihrer vollen Thätigkeit gekommen, und anerkennenswerth sind alle diejenigen aus dem Volke, die in gleicher Richtung sich bemühen. Nur hiedurch wird bewirkt, daß große Mengen Papiergeldes in die Cassen der Bank zurückströmen und, die sich im Verkehre erhalten, an Werth gewinnen."

Der Verfasser unterscheidet übrigens zwischen der Wiederherstellung und der Fixirung der Valuta: erstere ist erzielt, wenn der Paricurs des entwertheten Papiergeldes hergestellt wird, letztere, wenn die Wiedereinlösung des Papiergeldes und der Stillstand der Valutaschwankung zu einem niedrigeren Curse erfolgt. Es wird die Räthlichkeit und Rechtlichkeit dieser Fixirung nachgewiesen, jedoch anerkannt, daß ihr dort, wo, wie in England 1816 bis 1822 oder in Oesterreich von 1862 bis jetzt, die Valutaentwerthung lange Zeit um wenige Percente sich bewegte, die volle Wiederherstellung vorzuziehen sei.

Den Schluß des Buches macht die Schilderung des Staatsbankerottes.

„Ein trauriges, ein entsetzliches Ereigniß! Eine große Classe der Staatseinwohner, alle die zahlreichen Staatsgläubiger, kommen um einen Theil ihres Vermögens, und dieser Verlust trifft nicht, wie man gewöhnlich meint, vorzugsweise die Vornehmen und Reichen, oder diejenigen, welche von der schlechten Staatswirthschaft den größten Nutzen gezogen, denn diese waren zunächst in Kenntniß der Ursache, des Ganges, der Gefahren der Lage und haben sich längst ihrer Staatsschuldverschreibungen entledigt; die Betheiligten sind meist die kleinen Rentner, die emeritirten Gewerke, welche, alt oder arbeitsunfähig geworden, ihre Ersparnisse in Staatsschuldverschreibungen anlegten, Wittwen und Waisen oder andere Pflegebefohlene, öffentliche Institute, fromme Stiftungen, also gerade diejenigen, welche Verluste am schwersten tragen, am wenigsten sich Ersatz zu holen geeignet sind. Das Elend, das in solchen Kreisen verbreitet wird, ist ein grenzenloses."

Digitized by Google

„Aber dennoch ist es ein kleines, weil in seinem Umfange beschränktes Uebel im Vergleich mit jenem, das entsteht, wenn der Bankerot zugleich das Staatspapiergeld umfaßt, denn da erstreckt sich das Unglück in die weitesten Kreise, und der Verlust des Einzelnen wird durch den plötzlichen Wechsel in den Vermögensverhältnissen Anderer verbittert und erhöht. Den Tag vor dem Staatsbankerot erfolgte ein Gutsverkauf, der Käufer besaß das Gut, der Verkäufer das Aequivalent in Papiergeld, beide waren also gleich vermögend, den Tag darauf ist der Verkäufer ein Bettler."

Die Sammlung von Ornamentstichen im österreichischen Museum.

Erst in neueren Zeiten wurde das Gebiet der Ornamentik in gleichzeitigen Vervielfältigungen gehörig gewürdigt. Diese Originalarbeiten erfindender Künste, welche sich wesentlich von Nachbildungen späterer und der neuesten Zeit unterscheiden, wurden von dem Leipziger Kunsthändler Herrn W. Drugulin gesammelt und geordnet. Die Drugulin'sche Sammlung ist gegenwärtig Eigenthum des österreichischen Kunst- und Industriemuseums geworden, und es dürfte daher interessant sein, den Inhalt der Sammlung näher kennen zu lernen.

In der Kupferstecherkunst, deren Technik sich enge an die Technik der Metallarbeiten anschließt, treten ornamentale Kunstblätter zuerst in den meisterhaften Entwürfen eines J. v. Meckenen und M. Schön in der deutschen Schule ans Licht. An die deutsche und die stammverwandte niederländische Schule des 15. Jahrhunderts schließt sich die französische und italienische des 16. Jahrhunderts an. Architektonische Decorationen, Goldschmiedarbeiten und malerische Verzierungen bilden den Hauptinhalt der Darstellungen. Unter ihnen sind wieder die Goldschmiedverzierungen, vorzüglich des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts von besonderem Interesse, da sie, häufig von den Erfindern selbst gestochen, den großen Reichthum von Ideen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes erkennen lassen. Besonders hervorgehoben werden die Arbeiten eines unbekannten Meisters von 1551 und die feinen Arabesken deutscher und französischer Künstler im Uebergange vom 16. zum 17. Jahrhundert. Von deutschen Architekten des 16. Jahrhunderts bieten Dieterlein, Guckeisen, Ebelmann, von den Niederländern Vredemann der Friese die reichsten Beispiele der jetzt wieder aufgenommenen Frührenaissance. An diese deutschen Arbeiten reihen sich die der Franzosen Etienne de Laulne, Ducerceau, le Pautre und Berain. Delafosse u. s. f. Die Sammlung schließt mit den antikisirenden Arbeiten des 18. Jahrhunderts.

Wenn durch irgend eine Sammlung, so wird durch eine Ornamentensammlung der Beweis hergestellt, wie viel Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg verlor. Vor demselben stand es an der Spitze der europäischen Kunstindustrie, nach demselben war es in sich gebrochen, auf Gnade und Ungnade dem französischen

Digitized by Google

Einfluß überliefert. Mit der Ermattung der deutschen Arbeitskraft beginnt der Sieg der französischen Ideen in Mittel-Europa.

An diese Ornamentstiche reihen sich in chronologischer Ordnung die Schreibbücher und die Zeichnenbücher. Die Schreibbücher von bekannten Autoren beginnen mit Daniel Hopfer (1527), Johann Neudörffer (1538), Urban Wyß (1549) u. s. f. Unter den Schreibbüchern finden sich auch französische, italienische und spanische. Zeichnenbücher enthalten die Arbeiten von A. Dürer, Erhard Schön, Jean Cousin, A. Bloemaert, M. Geeraarts, A. Alberti, St. della Bella, J. E. Ridinger u. s. f.

Diese Sammlung — außer den Büchern bestehend aus mehr als 5000 Einzelblättern — wird den Grundstock bilden einer Abtheilung des österreichischen Museums. Schon in gegenwärtiger Form wird sie Künstlern und Kunsthandwerkern, besonders Gold- und Metallarbeitern, Graveurs, Schriftmalern, Ornamentenzeichnern u. s. f. von größtem Nutzen sein, denn sie werden in derselben auf einem bestimmten Gebiete ein so wohlgeordnetes Materiale finden wie bisher nirgendwo. Es versteht sich von selbst, daß dasselbe in der genannten Anstalt zur freiesten Benützung zugänglich gemacht werden wird.

Die Aufgabe der Musealleitung wird es dereinst sein, die Lücken der Sammlung in entsprechender Weise zu ergänzen und dafür zu sorgen, daß sie nach allen Richtungen hin so vervollständigt wird, als es mit ihren Mitteln nur möglich ist.

H. B. (Die oberösterreichischen Dialektdichter.) Das diesjährige Programm des Linzer Gymnasiums enthält einen Aufsatz von „Carl Greistorfer" über die oberösterreichischen Dialektdichter, der, abgesehen von der abgerundeten Darstellung und der Gediegenheit des Inhaltes, schon durch den Stoff an sich Interesse erregen wird bei allen, welche die cultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Dialektpoesie nicht unterschätzen. Auf dem Standpunkte der neuesten germanistischen Forschungen stehend, hat der Verfasser auf einem bisher fast brachliegenden Gebiete eine Arbeit geliefert, die künftighin von jedem Litterarhistoriker wird berücksichtigt werden müssen. Wir behalten uns vor, die Abhandlung des Ausführlicheren zu besprechen.

* Soeben ist der einundfünfzigste Jahresbericht des steiermärkisch-landschaftlichen Joanneums zu Graz über das Jahr 1862 im Druck erschienen. Die Herausgabe ist durch die Curatoren des erwähnten Institutes Wilhelm Graf v. Khuenburg und K. G. Ritter v. Leitner besorgt. Der Einleitung des Jahresberichtes entnehmen wir, daß die naturhistorische Sammlung durch Ankauf und Geschenke bedeutend vermehrt wurde, daß eine Sammlung von hundert Mineralien der k. Präparandie zu Agram gesendet und im botanischen Garten viele neue Aufschriftstäfelchen und Etiquetten angefertigt und ausgesteckt wurden. Die technische Abtheilung wurde meist auf dem Wege des Ankaufes durch viele Maschinen, Modelle, Apparate, Bücher und Zeichnungen vermehrt. Im Archiv des Joanneums wurde mit der chronologischen Ordnung der Urkunden, mit der Katalogisirung der Handschriften (nahe an 3000 Bände und Nummern) und der Fachbibliothek begonnen. Der Sonntagsbesuch des Münzen- und Antikencabinettes von Seite des Publicums begann am 2. März 1862 und zählte bis November über 5000 Personen. Für den Ankauf von Münzen und Antiken hat der Landesausschuß 397 fl.

Digitized by Google

und Se. Excellenz Graf v. Gleispach 100 fl. gespendet. Die Urkundenerwerbungen durch Kauf und Geschenke ergeben die Summe von 961 Stücken darunter das Geschenk einer Urkunde aus dem 9. Jahrhundert seitens des historischen Vereines. Was die Institutsbibliothek betrifft, so gewann dieselbe im Laufe des Jahres 1862 durch Schenkung und Ankauf einen Zuwachs von 607 Werken in 1701 Bänden und 813 Heften, so daß sich der Bücherstand auf 20.380 Werke in 46.419 Bänden und 10.785 Heften beläuft. Die Zahl der in den Lesezimmern der Bibliothek dieselben benützenden Leser betrug im verflossenen Jahre 16.300. — In der erweiterten Leseanstalt sind 118 Zeitschriften aufgelegen und ließen sich 107 neue Mitglieder einschreiben. Was endlich den Unterricht an der technischen Lehranstalt (vom October 1861 bis zu demselben Monat 1862) betrifft, so bestand das Lehrpersonale der Lehranstalt aus 20 Personen; die Zahl der immatriculirten Zuhörer betrug 163. Die sonst übliche Berichterstattung des Curatoriums über einige fremde Vereine der Steiermark unterblieb heuer und soll hinfort unterlassen bleiben.

* Dr. G. Wolf hat in der Voraussicht, daß die Frage der zwangsweisen Judentaufen „bei Gelegenheit des Religionsedictes oder des Gesetzes zur Regelung der interconfessionellen Angelegenheiten" noch in dieser Session des Reichsrathes zur Sprache kommen werde, aus den Archiven der k. k Ministerien und verschiedener Landesbehörden die Bestimmungen zusammengestellt, welche seit Ferdinand II. bis auf die jüngste Zeit in dieser Richtung in Oesterreich erflossen sind, und dieselben unter dem Titel „Judentaufen in Oesterreich" erscheinen lassen. Den Uebertritt aus religiöser Ueberzeugung scheint der Verfasser einfach für unmöglich zu halten.

* Die durch Mikowec' Tod unterbrochene Herausgabe der „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens" ist durch Herrn Wenzel Zap wieder aufgenommen worden. Die achte und neunte Lieferung erschienen soeben und enthalten die Ansichten des St. Agnes-Klosters in Prag, der Burg Schwamberg (Krasikow), der eigenthümlichen Sandsteinveste Bürgstein, der St. Barbara-Kirche in Kuttenberg und der Grabmäler des Herzogs Wratislaw und der h. Ludmila in der St. Georgs-Kirche zu Prag.

* Von Dr. Jos. Bayer, dessen Ausscheiden aus dem Lehrerkreise der Prager Handelsschule in allen litterarischen Kreisen in hohem Grade bedauert wird, befindet sich ein dreibändiges Werk unter dem Titel: „Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Drama's", im Druck.

* (Böhmische Litteratur.) Soeben ist das zweite Heft der „Museumszeitschrift" und der „Památky" erschienen. Bemerkenswerthe Artikel der ersteren sind: Studien über die böhmische Mythologie von Jos. Jireček, worin auf Grundlage eingehender Untersuchungen eine neue Anschauung in der Mythologie der Slaven angebahnt wird. Derselbe Schriftsteller referirt auch über die altböhmischen Texte der Gesta Romanorum. Universitätsbibliothekar Dr. Hanuš stellt das Leben und die Thätigkeit des Jesuiten Anton Koniáš dar, während Prof. Riß dem mehr bekannten als berühmten Dichter Simeon Lomnický einen Artikel widmet. Jos. Kolár bietet gelungene Uebersetzungen serbischer geschichtlicher Gesänge in cyklusartiger Zusammenstellung. — Die „Památky" enthalten eine Abhandlung über die Vorkommnisse der alten böhmischen Geschichte von Prof. Tomek, eine Kritik des Lebens und der Thaten Alexanders des Großen von Dr. Gabler, eine Untersuchung über die Burgstätte des alten Welehrad vom Archivar Brandel, eine Skizze aus der byzantinischen Culturgeschichte über die Seidencultur von Dr. Frühauf, das Leben einiger böhmischer Kriegsmänner des 15. Jahrhunderts von Dr. H. Jireček, eine geschichtliche Beschreibung des Klosters Doksan vom Conservator Benes, eine Schilderung der Egidy-Kirche in Mühlhausen von Prof. Wocel, endlich einige topographische Abhandlungen von Wlasák, Solar, Wocisek, Straš u. a.

Digitized by Google

Die von Purkyně und Krejčí redigirte naturwissenschaftliche Vierteljahrschrift Živa (1. Heft) bringt einen Artikel von Krejčí (Beschaffenheit des Beckens zwischen der Schneekoppe und dem Hradešin-Berg bei B.-Brod), von Dr. A. Frič (Murchison in Böhmen), von Prof. Kořistka (über eine Art von Antimonium-Gewinnung in Milleschau), von Prof. Zenger (Spectralexposition), von F. Spatný (Geschichte der Seidencultur in Böhmen und Mähren), von Renger (einzellige Algen), von Jahn (Diffusion und Analyse), von J. Emolík (Leben des böhmischen Astronomen Cyprianus Leovicius a Leonicea, Lehrer zu Lauingen im 16. Jahrhundert).

* Der krainische Historiker Herr P. v. Radics sammelt gegenwärtig die Daten zur Geschichte der Stadt Neustadtl (Rudolfswerth) in Krain, welches Werk als Denkschrift an die Schöpfung von Rudolfswerth durch Kaiser Rudolf im Jahre 1365 zur 500jährigen Festfeier (1865) erscheinen soll.

* Der Verein zur Hebung und Förderung serbischer Litteratur, „Serbska Matica", übersiedelt in Folge erhaltener Genehmigung der ungarischen Hofkanzlei von Pesth nach Neusatz, wohin auch die Vereinsschriften, Bücher u. dgl. transportirt werden.

---

* Berliner Zeitungen enthalten nachstehende mysteriöse Mittheilung: Wie man uns mittheilt, soll hier ein „Kritisch-litterarisches Institut für Deutschland" gegründet werden, um damit ein unparteiisches kritisches Organ für die gesammte deutsche Litteratur zu schaffen. Zweck dieses Institutes soll der sein, jedes litterarische Product auf Verlangen des Autors einer umfassenden sachlichen Kritik zu unterziehen und das darüber gefällte Urtheil dem Verfasser mit dem Siegel des Institutes versehen zuzustellen. Es sollen sich zur Errichtung dieses Institutes mehrere namhafte Gelehrte aus allen Fächern der Wissenschaft vereinigt haben und werden diese nicht nur Werke in deutscher, sondern auch in französischer, englischer und lateinischer Sprache wissenschaftlich beurtheilen. Außerdem soll aber das Institut auch beabsichtigen, Werke von einiger Bedeutung zum Druck und zum Vertrieb zu übernehmen, falls es der Verfasser wünscht, und soll dies nicht durch den Buchhandel, sondern durch litterarische Agenturen in den größten Städten des Continentes geschehen. Wie man sagt, wird das Institut schon in diesen Tagen eröffnet.

* Der Proceß der Königin Karoline Mathilde von Dänemark und der Grafen Struensee und Brand hat einen neuen Bearbeiter gefunden in dem ehemaligen (schleswig-holstein'schen) Oberstlieutenant Jenssen-Tusch. Er benutzte dazu die bis 1848 geheim gehaltenen Originalacten und führt mittelst derselben den deutlichen Beweis, daß die Intrigue gegen die unglückliche Fürstin und den deutschen Minister, deren Sturz schon lange vorbereitet hatte und vor den schmählichsten Mitteln nicht zurückschrack. Die hier ausführlich abgedruckten Anklageschriften gehören ohne Frage zu den furchtbarsten Documenten des Parteifanatismus.

* Eine neue Uebersetzung des Shakespeare ist von Dr. Ludwig Seeger in Stuttgart zu erwarten. Der Genannte ist ein Dichter von hervorragendem Talente („der Sohn der Zeit") und hat sich auch als ausgezeichneter Uebersetzer durch seine Ausgabe des Béranger schon bewährt.

* (Codex Vaticanus.) Dem Vernehmen nach wird Herr Dr. Heidenheim vorläufig die Johanneischen Briefe, den des Juda und den Römerbrief aus dem Codex Vaticanus in der Uncialschrift herausgeben. Seine bei F. A. Perthes in Gotha erscheinende „Deutsche Vierteljahrsschrift für evangelisch-theologische Forschung und Kritik" wird vorerst Notizen über diesen Codex enthalten. Das soeben erschienene Heft dieser gelehrten

Digitized by Google

Zeitschrift enthält schätzbare Litteraturbeiträge und eine eingehende Besprechung über Colenso's Buch und die jetzige kirchliche Bewegung in England. (A. A. Z.)

---

* Man schreibt uns aus Paris, 27. Juli: Renans „Vie de Jésus" hat in unserer Gelehrtenwelt eine Bewegung hervorgerufen, deren hochgehende Wogen nachgerade in alle Kreise der gebildeten Gesellschaft hinübergreifen zu wollen scheinen. Das Buch Renans ist in Mode, die Feuilletons der Tagesblätter behandeln es wie einen Roman oder wie eine wissenschaftliche Entdeckung, während die Fachblätter vergebens auf die deutschen Quellen und Vorbilder hinweisen, nach welchen Herr Renan, wie Sie nur zu gut wissen, gearbeitet hat. Verdienst genug, entgegnen seine belletristischen Bewunderer, aus dem unermeßlichen Felde der deutschen Wissenschaft eben das entlehnt zu haben, was uns alle anregt, überrascht und einen neuen Gesichtskreis eröffnet. In der „Opinion nationale" untersucht ein Kritiker sehr ernsthaft, ob Herr Renan „pour ou contre Jésus" ist, ein anderes Blatt nennt ihn nicht anders als „ce pauvre Renan" und bis in die Klatschblätter hinab geht der Streit, ob er unter die Christen oder Heiden, unter die Rationalisten, Voltairianer oder Atheisten „von der äußersten jung-hegel'schen Linken" zu rechnen sei. Inzwischen ist man im entgegengesetzten Lager nicht müssig geblieben; eine wahre Fluth von Gegenschriften überschwemmt den Büchermarkt. Hier nur einige derselben, wie sie mir der Zufall in die Hände gespielt hat: Abbée Loyson, une prétendue vie de Jésus. — Eugène Potrel, une vie de N. S. Jésus-Christ, réponse au livre de M. Renan. — Frédéric des Granges, une échappée sur la vie de Jésus d'Ernest Renan. — Poujoulat, examen de la vie de Jésus de M. Renan. — Abbé Michon, leçon préliminaire à M. E. Renan sur la vie de Jésus. — Endlich hat Herr L. G. de Ségur unter dem Titel: „La divinité de N. S. Jésus-Christ par le R. P. H.-D. Lacordaire" den jugendlichen Lesern Renans ein Gegengift in die Hand gegeben; es sind Auszüge aus den Predigten des berühmten Kanzelredners mit einem Anhange, enthaltend sehr würdige Bemerkungen, welche Napoleon I. auf St. Helena über den göttlichen Ursprung des Christenthums gemacht haben soll. Die letzteren sind einem Buche des Ritters v. Beauterne: „Sentiments de Napoléon sur le Christianisme" entlehnt.

* In Gent erscheint seit Anfang dieses Jahres eine „Revue Continentale", welche angeblich unter Mitwirkung von belgischen, französischen, deutschen, englischen und italienischen Gelehrten von A. Batjin (Verfasser einer „histoire complète de la noblesse de France depuis 1789 jusque vers l'année 1862") herausgegeben wird. Nach dem uns vorliegenden zweiten Bande (Mai) zu urtheilen, wäre vorläufig der Titel „Revue franco-belge" angemessener, denn über diesen Bereich hinaus scheint die Aufmerksamkeit der Redaction noch nicht zu gehen; innerhalb desselben ist manches schätzbare Material aufgehäuft, namentlich umfangreiche Berichte über die wissenschaftlichen Congresse Frankreichs in den Jahren 1861 und 1862.

* Die Don-Carlos-Litteratur ist mit einem neuen Werke Gachards bereichert worden. Es ist von der königlich belgischen Akademie, der commission royale d'histoire, in zwei Bänden herausgegeben und führt den Titel: „Don Carlos et Philippe II."

Digitized by Google

* Vom Mai d. J. erscheint in London bei Chapman und Hall eine englische Vierteljahrsschrift für Kunst: „The fine arts quarterly Review", in wahrhaft prachtvoller Ausstattung. Sie hat offenbar Leser vor Augen, welche sich ernsthaft für Kunst interessiren, und unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von anderen englischen Publicationen. Sie umfaßt gleichmäßig die alte und die moderne Kunst.

---

* (Amerikanische Akademie der Wissenschaften.) Aus New-York, Mitte Juni, wird dem „D. M." geschrieben: Um zu beweisen, daß über dem Kriegslärm und dem Parteigeschrei die Künste des Friedens nicht ganz vergessen werden, wollen wir unter anderm die Welt mit der Nachricht erfreuen, daß Nord-America eine National-Akademie der Wissenschaften, das Institut von Frankreich einen Nebenbuhler besitzt. Sollte diese Nachricht Sie überraschen, wie sie Ihren Correspondenten überrascht hat, so wird Ihre Ueberraschung sich nicht eben vermindern, wenn Sie die Geburtsgeschichte dieser neuen Schöpfung kennen lernen. Auf Antrag des (republicanischen) Senators Wilson wurde in der vorigen Sitzung des Congresses die Gründung einer National Academy of Sciences beschlossen und wie wir voraussetzen, die erforderlichen Fonds dazu angewiesen. Der Beschluß wurde unter ausdrücklicher Bezugnahme auf das Institut von Frankreich gefaßt und die Absicht ausgesprochen, Nord-America ein diesem ähnliches Nationalinstitut zu schaffen Nachdem dieser Beschluß, wie unter den obwaltenden Umständen zu erwarten war, ziemlich unbeachtet geblieben, wurde vor einiger Zeit das Publicum auf einmal mit der Nachricht überrumpelt, daß an einem gewissen Tage in the Chapel of the University of New York eine Versammlung von dreißig Mitgliedern zur Organisation der National Academy of Sciences stattgefunden habe. Verwundert fragten die leitenden Preßorgane: wer sind diese dreißig Organisatoren des neuen Nationalinstitutes, welches nach der Gründungsacte fünfzig Mitglieder zählen soll?

Der namhafteste unter den „Namenlosen" war der „unvermeidliche" Professor Agassiz, die importirte americanische Celebrität, die infallible Autorität in Bezug auf alles, was mit Schwanz und Flossen schwimmt, der orthodox biblische Naturforscher, das gehätschelte Schooßkind der Pfaffen Neu-Englands. Recht komisch verkündete daher die „Daily Tribune": „Professor Agassiz and fish are at the head and front of the business!" und setzte tragi-komisch hinzu: „but is there nothing beyond fishes?" Wenn die National-Akademie eine Nachahmung des Institutes von Frankreich sein soll, wie sind die übrigen Zweige der Wissenschaft, wie die Dichtkunst, wie die bildenden Künste vertreten? Wo sind die Namen, die sich auch in Europa einen Klang verschafft haben? Wo sind die Maler Story und Chucy, wo der Dichter Longfellow, die Historiker Bancroft, Hildreth, Motley? Antwort: nicht unter den dreißig constituirenden Mitgliedern der Akademie. Wozu wäre dies auch nöthig? Schon nach diesem Anfange sieht man, daß dieses „business", wie es die „Tribune" ganz richtig benennt, auf echt americanische Weise sofort in die Hände einer Clique gefallen ist, die dasselbe zu Sinecuren der Localcelebrität wie des Emoluments auszubeuten bereit ist.

---

* Der Bau des Gebäudes der hiesigen Gartenbaugesellschaft wird, nachdem durch Intervention einer auswärtigen Bank die Geldfrage erledigt ist, in dem nächsten Frühjahre in Angriff genommen werden. Dasselbe wird zwischen der Ringstraße und der Terrasse des Coburg'schen Palais nach den Plänen eines jüngeren

Digitized by Google

talentvollen Wiener Architekten, des Herrn A. Weber gebaut und eine Reihe von schönen Ausstellungssalons zunächst für Blumen und Gartenfrüchte und eine große Anzahl von Verkaufsgewölben enthalten.

---

* Ueber die „neueren Funde römischer Alterthümer in Kärnten" theilt der k. k. Oberlandesgerichtsrath Herr M. F. von Jabornegg-Altenfels in der „Carinthia" Folgendes mit „Auf der Bahnstrecke von Unter-Drauburg bis Villach sind bei der Erdarbeit folgende Gegenstände gefunden worden: 1. Nächst der Eisenbahnbrücke über die Drau bei Stein ein Opfermesser, das sich in einer Felsenkluft befunden, und eine Haft (Fibula), beide von Bronze; 2. bei Grafenstein zwei kleinere Bronzestücke, von einem Messerhefte herrührend; 3. bei Pörtschach am Wörthersee einige römische Münzen; endlich 4. in Villach am Bahnhofplatze beim Ausgraben eines Gebäudefundamentes ein römischer Grabstein mit Inschrift. Schließlich wurde Ende Juni und in der ersten Hälfte Juli d. J. in der Lehmgrube bei einem Ziegelofen unter St. Jakob, nächst der Poststraße von Klagenfurt nach Völkermarkt, ein Krug von rothem Thon, eine kleine Schale von terra sigillata, ein sehr kleiner Hafen und ein Kochgeschirr mit drei Füßen von schwarzer, gebrannter Erde, das Bruchstück einer Fibula von Bronze nebst einigen Geschirrbruchstücken gefunden.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der am 2. Juli 1863 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert abgehaltenen achten Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Aus Pisek wird angezeigt, daß daselbst in der Absicht durch die Beseitigung des Rittersaales der alten königlichen Burg Raum zu dem Bau eines neuen Brauhauses zu gewinnen, hie und da einzelne Theile dieses für die Stadt hoch interessanten Denkmales abgegraben werden, um so, ungeachtet, aller von den gewichtigsten Seiten erhobenen Einsprache nach und nach dessen Baufälligkeit herbeizuführen.

Bei der Dringlichkeit dieser Angelegenheit sah sich der Herr Präsident bestimmt, an Se. Excellenz den Herrn Vicepräsidenten der Statthalterei für Böhmen sofort das Ersuchen zu richten, daß jene Einleitungen vorgekehrt werden mögen, die geeignet erscheinen, um dem eben so eigenmächtigen als hartnäckigen Verfahren einiger für die Interessen kunsthistorischer Denkmäler wenig bekümmerter Persönlichkeiten Einhalt zu thun und den Rittersaal vor dem ihm zugedachten Verfall zu retten

Die Centralcommission ertheilt dieser Verfügung ihre volle Zustimmung.

Conservator Reissenberger übersendet einen Bericht über zwei neu aufgefundene heidnische Grabstätten in Siebenbürgen, welcher sammt zuliegender Abbildung der Redaction der Mittheilungen zur Benützung zugewiesen wird.

Conservator Benesch berichtet, daß die Stadtverordneten von Kuttenberg sich im Laufe dieses Jahres entschlossen haben, die alte Erzdecanalkirche St. Jakob in Kuttenberg im Innern und Aeußern restauriren zu lassen. Es ist die Absicht, dieses durch die

Digitized by Google

Munificenz des reichen Gewerken Joh. Rutthard im Jahre 1310 begonnene, 1358 vollendete, in seinem Innern durch wahrhafte Großartigkeit und gediegene Ausführung überraschende Baudenkmal nicht nur mit einem leichten Schieferdache zu versehen, sondern auch im Innern und äußerlich zur Gänze restauriren zu lassen, wozu beiläufig der Kostenaufwand auf circa 10.000 fl. angenommen worden ist. Die erste amtliche Baubegehungscommission wurde bereits am 12. April d. J. unter der Leitung des dortigen k. k. Bezirksvorstandes Heinr. Pokorny gepflogen. Natürlich erstrecken sich die von der Stadt so willfährig dargebotenen Geldmittel nicht so weit, um einzelne fehlende Details der hie und da schadhaft gewordenen Ornamentik auszuwechseln und durch neue zu ersetzen. Es handelt sich zunächst nur darum, das durch mehrmaliges Brandunglück erneuerte Kirchendach, welches gegenwärtig eine sehr verzopfte Form hat, stilgemäß herzustellen. Tünchung des Innern, Auskittung und Ausbesserung des äußeren Mauerwerkes umfassen die übrigen Aufgaben der beabsichtigten Restauration.

Diese Anzeige wird mit großer Befriedigung zur Kenntniß genommen.

Die Redaction der Mittheilungen zeigt an, daß nach ihrer Wahrnehmung wiederholt in den Tagesblättern Nachrichten über Funde und Ausgrabungen in den verschiedenen Kronländern erscheinen, ohne daß die Centralcommission durch die Conservatoren und Correspondenten davon in die Kenntniß gelangt und es auf diese Weise auch nicht möglich ist, in den Mittheilungen fortlaufende Berichte über vorgekommene Funde, Ausgrabungen, Restaurationen ꝛc. zu bringen. Ueber den hieran geknüpften Antrag der Redaction wird beschlossen, an sämmtliche Conservatoren und Correspondenten das Ersuchen zu richten, über alle in ihren Bezirken vorkommenden und für die Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler oder der Alterthumskunde im Allgemeinen wichtigen Vorfälle Bericht zu erstatten.

Die eingelangten Anzeigen von dem Tode der Correspondenten Münnichsdorfer im Karpffeld und Ueberfelder in Liffen werden mit Bedauern zur Kenntniß genommen.

Conservator Schmoranz unterbreitet sein Project zur Restaurirung der Domkirche in Königgrätz.

Prof. Fr. Schmidt, welcher über dieses Project Bericht erstattet, lobt vor allem den Fleiß und die Genauigkeit, mit welcher nicht nur die Aufnahmen des vorhandenen Baubestandes, sondern auch die Entwürfe zur eigentlichen Restauration in musterhafter Weise ausgeführt sind. Er geht hierauf zunächst auf die Beurtheilung der Hochaltarsprojecte über und spricht sich entschieden für das einfachere derselben aus, welches bei der Ausführung nur einige Modificationen zu erfahren hätte.

Was den Plan zur Restaurirung des Domes selbst anbelangt, so hält Professor Schmidt die Construction der Seitenschiffdächer für primitiv und stilistisch vollkommen berechtigt und auch die Form des vorhandenen Walmdaches für ursprünglich, so daß es rathsam erscheine, von der nach dem Projecte beabsichtigten Umgestaltung der Dachungen Umgang zu nehmen. Gegen den Bau des projectirten Sacristeigiebels findet Prof. Schmidt an und für sich nichts einzuwenden, obwohl auch dieser Giebel kaum im ursprünglichen Plane gelegen sei. Bezüglich der Thurmhelme ist Referent der Ansicht, daß dieselben nach Art der Helme an den Thürmen der Tein-Kirche in Prag auszuführen wären, da die vorhandenen Eckconsolen unzweifelhaft auf die ursprüngliche Anlage von Eckthürmchen schließen lassen, wie sie an Werken der Prager Bauschule sehr häufig vorkommen und eben wegen dieser charakteristischen Eigenthümlichkeit bei den Restaurationsarbeiten am Königgrätzer, aus derselben Schule herrührenden Dome nicht vermieden werden sollen.

Aus den genauen Zeichnungen über den Bestand des Domes geht nach der Ansicht des Prof. Schmidt hervor, daß derselbe ursprünglich in rigoroser Einfachheit con-

Digitized by Google

struirt war, daß daher hierauf bei der Restaurirung die gewissenhafteste Rücksicht zu nehmen wäre, daher auch die Anbringung von Fialen am Aeußern des Gebäudes zu unterbleiben hätte. Nebst einigen minder wesentlichen Bemerkungen über die an der Außenseite des Domes projectirten Herstellungen empfiehlt der Referent noch zu bedenken, ob es rathsam sei, die großen Pfeiler und Gurten im Innern der Kirche mit in Stuck oder Mörtel gezogenen Gliedern zu versehen, indem dieselben erstens leicht abgestoßen würden, dann aber auch gegen die ursprüngliche Anlage projectirt erscheinen.

Die Centralcommission tritt diesem Gutachten in allen Theilen bei und beschließt, den Projectanten Conservator Schmoranz — unter Anerkennung seiner den Herstellungsarbeiten an diesem interessanten Baumerke mit Sorgfalt und Umsicht zugewendeten Mühewaltung und in voller Würdigung der von der Bevölkerung der königlichen Leibgedingstadt Königgrätz für diesen Zweck mit edler Opferwilligkeit bereitgestellten namhaften Mittel — von dem obgedachten Beschlusse mit dem Beifügen in die Kenntniß zu setzen, daß die Centralcommission von ihrem Standpunkte die thunlichste Zurückführung auf den ursprünglichen Bestand und eben deßhalb die schonendste Berücksichtigung aller vorhandenen Momente, die einen Schluß auf die ursprüngliche Gestalt der Königgrätzer Domkirche gestatten, empfehlen müsse.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

In der Abendversammlung der Abtheilung für Sprache, Litteratur und Kunst des deutschgeschichtlichen Vereins am 16. Juli wurde von dem Comité zur Berathung über das Vereinssiegel eine Zeichnung als Antrag vorgelegt, welche von der Versammlung auch gutgeheißen wurde. Das Vereinssiegel wird somit den deutschen Reichsadler und den böhmischen Löwen in passender Verbindung und die Umschrift: „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" in gothischen Buchstaben enthalten. Hierauf wurde von Herrn Dr. Wiechovsky ein Theil eines interessanten Aufsatzes des Herrn Prof. Peters über deutsche Dialektforschung vorgelesen, welcher werthvolle Beiträge für die Kenntniß der verschiedenen deutschen Mundarten in Böhmen, ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu den deutschen Mundarten in anderen Ländern Oesterreichs und Deutschland, so wie die etymologische Erklärung mancher eigenthümlichen Ausdrücke und Bezeichnungen enthält und vorzugsweise den Zweck hat, auch in den Gegenden der einzelnen Mundarten selbst zur weiteren Forschung auf diesem noch wenig untersuchten, fruchtbaren Gebiete anzuregen und hiezu die zweckmäßigsten Methoden anzugeben. Um diese Absicht mit mehr Aussicht auf Erfolg zu erreichen, beschloß die Abtheilung, diese Abhandlung in einem Separatabdruck herauszugeben, und überließ dem Ausschusse die Sorge für die thunlichste Verbreitung derselben. — Der Obmann der Abtheilung, Herr Prof. Volkmann, schloß dann die Sitzung, die letzte in diesem Jahre, mit einer herzlichen Abschiedsrede, in welcher er die Mitglieder aufforderte, nicht nur selbst nach Kräften die Zwecke des Vereins zu fördern und zur Vermehrung der verschiedenen Vereinssammlungen beizutragen, sondern auch jeder in seinem Kreise darauf hinzuwirken, daß der Kreis der Vereinsmitgliedschaft ein immer weiterer und der Verein dadurch in die Lage gesetzt werde, den täglich steigenden Anforderungen an denselben auch mit vermehrten materiellen Hülfsmitteln entsprechen zu können.

Die Plenarversammlung aller Abtheilungen des deutschgeschichtlichen Vereins am 18. Juli beschäftigte sich ausschließlich mit der Berathung über den Bericht, welchen das Comité erstattete, das beauftragt worden war, über die Art und Weise der Erforschung der Quellen für die Geschichten der deutschen Städte und der Abfassung der-

Digitized by Google

selben geeignete Vorschläge zu machen. Das Comité beantragte durch den Berichterstatter Dr. Grohmann, an die Vorstände sämmtlicher Städte gedruckte Circulare zu senden, mit der Aufforderung, Verzeichnisse der in den städtischen Archiven befindlichen Urkunden mit Angabe des Inhaltes, Alters, der Sprache, in welcher sie geschrieben sind, und ähnlicher Merkmale an den Verein einzusenden, ferner einzelne hiezu besonders befähigte Mitglieder eigens in bestimmte Städte zu schicken, damit sie daselbst die Archive durchforschen und auf Grundlage ihrer Untersuchungen die Geschichte der betreffenden Orte abfassen, endlich von Urkunden, die einen besonderen Werth für die Geschichte der Deutschen in Böhmen besitzen, Abschriften für den Verein zu erwerben. Weiter beantragt das Comité, die Herren Prof. Dr. Höfler und Redacteur Schmalfuß mit der Abfassung einer detaillirten Instruction zu beauftragen, nach welcher die Sendlinge des Vereins vorzugehen hätten. In der darüber entstandenen Debatte wurde auch auf die Archive der Klöster und namentlich auf jene der Herrschaften als zur Durchforschung empfehlenswerth aufmerksam gemacht. Nach einer längeren Rede des Prof. Höfler über die Mittel, die gestellte Aufgabe zu erreichen, wurde von der Versammlung beschlossen, den Bericht dem Ausschusse zur Begutachtung und Benützung zuzuweisen.

Die Abtheilung des deutschgeschichtlichen Vereins für Geographie, Statistik, Handel und Gewerbe hielt am 23. Juli Abends ihre ordentliche Monatssitzung. Herr Prof. Böhme setzte seinen umfassenden Vortrag über „Zinswucher und das kanonische Verbot des Zinsnehmens" fort. In dem Schlußvortrage wird er die modernen Zinsfußverhältnisse eingehender besprechen. Der Vortrag, den hierauf Herr Phil. Cand. A. Ruschka hielt, betraf die statistischen Verhältnisse in der Bewegung der Wohnorte und ihrer Bevölkerungen in Böhmen. Die mit Fleiß zusammengestellten Daten hierüber, die das besondere Interesse der Zuhörer erregten, lassen als durchgreifende statistische Gesetze für unser Vaterland vorzüglich folgende erkennen: Die Dichtigkeit der Bevölkerung nimmt im Allgemeinen entsprechend der Zunahme der klimatisch milderen Temperatur und der Abnahme der Meereshöhe von der gebirgigen und waldigen Grenze gegen die Tiefthäler der Mitte des Landes zu, und wo dieses allgemeine Gesetz theilweise völlig umgestürzt erscheint, wie in den so dicht bevölkerten Grenzbezirken des nördlichen Böhmens, ist diese Erscheinung nur durch den Einfluß der belebenden Industrie hervorgerufen und schwindet auch wieder mit dem Aufhören derselben. Die dichteste wie die dünnste Bevölkerung findet sich in den von Deutschen bewohnten Gegenden, letztere z. B. im Budweiser Kreise bei Oberplan. Die Industrieorte zeigen eine viel raschere Zunahme der Bevölkerung, als die bloß auf Ackerbau basirten Wohnorte, gehen aber dafür bei ungünstigen Umständen auch wieder viel schneller in der Bevölkerung zurück. Wohnorte, deren Bewohner sich theils mit Ackerbau, theils mit Gewerben beschäftigen zeigen ein viel constanteres Verhalten und einen gleichmäßigeren Fortschritt der Entwicklung. Herr Ruschka hat als Belege zu diesen Gesetzen die statistischen Bevölkerungsverhältnisse des letzten halben Jahrhunderts betreffs des Budweiser Kreises und einiger anderer Gegenden Böhmens zusammengestellt und verglichen, und es ergeben sich hieraus höchst werthvolle Momente für die Erkenntniß der Zustände und ihrer Veränderungen in unserer Heimat. Ueberraschend ist die rasche Zunahme mancher Orte. So z. B. hat sich in Neuhaus seit 50 Jahren die Zahl der Häuser von 229 auf 643, also beinahe auf das Dreifache vermehrt, während selbst in Budweis in derselben Zeit die Häuserzahl von 632 nur auf 820 gestiegen ist. Nicht wenige Ortschaften sind sogar während dieser Zeit zurückgegangen, so z. B. Gratzen von 163 auf 149 Nummern, Oberplan von 123 auf 108, Schönthal sogar von 77 auf 41 Nummern u. s. w. Herr Ruschka wird diese Verhältnisse noch in einem zweiten ausführlicheren Vortrag eingehender beleuchten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Eine neue Methode der phonetischen Transscription.

Von Prof. E. Brücke.

(Wien 1863.)

Angezeigt von Dr. W. Preyer.

Wie die Sprache durch das lebendige Wort den Gedanken verkörpert und umhüllt mit durchsichtigem und mit undurchsichtigem Gewande, so stellt die Schrift das Wort durch ihre Buchstaben dar, hier bis ins kleinste getreu, dort bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Keine von den drei- bis viertausend Sprachen des vielzüngigen Menschengeschlechtes besitzt unseres Wissens eine Schrift, deren Buchstaben das sind, was sie sein sollen, getreue Ausdrücke der gesprochenen Laute. Wir finden oft ein und dasselbe durch mannigfache Zeichen dargestellt, oft verschiedenstes durch ein Symbol abgebildet, und wenn wir die Sprachen zusammenhalten, welche gleicher Typen sich bedienen, so zeigen sich sogar die Mehrzahl der letzteren als Träger durchaus abweichender Laute und nur sehr wenige sind in allen sich ganz gleich. Kein Volk hat Lettern, welche durch ihre Form dem Auge ihre Aussprache kundgeben; vielmehr müssen alle erst mit dem Ohre erlernt, durch Beispiele dem Gedächtnisse eingeprägt werden, und für jede Sprache, jeden Dialekt besonders.

Es ist einleuchtend, wie sehr durch diese Mißverhältnisse die Erlernung und das Studium einer Sprache erschwert wird, wie mangelhaft unsere Kenntnisse in der Phonetik selbst solcher Idiome sein können, deren grammatischer Bau bis in die feinsten Einzelnheiten hinein längst gründlich erforscht ist, so daß z. B. zwar gewiß mancher Franzose geläufig Arabisch spricht, aber wenn ihn ein Araber hört, von diesem die Antwort erhält: Ich verstehe kein Französisch.

Das Bedürfniß nach einem Alphabet, welches einerseits über genug Mittel gebietet alle Laute aller menschlichen Sprachen vollkommen getreu wiederzugeben, bei dem andererseits jeder Laut nur ein Symbol führt und jedes Symbol dem Auge des Lesenden die einzige ihm zukommende Aussprache irgendwie anzeigt, ist ein längst gefühltes; aber die Größe der Aufgabe hat es bis jetzt nur zu lückenhaften Versuchen kommen lassen; die Phonetiker, Linguisten wie Physiologen, fühlten sich theils zur Lösung des Problems nicht berufen, theils waren sie der Schwierigkeit desselben nicht gewachsen.

Als ein gewaltiger Fortschritt ist daher die Erfindung eines derartigen Alphabetes zu bezeichnen, welches, allen gerechten Anforderungen in vollem Maße genügend, in sich die Bedingungen trägt zu einer allgemeinen Anerkennung und weiten

Digitized by Google

Verbreitung. Das von Prof. Brücke erdachte phonetische Transscriptionsalphabet ist ein solches. Es besteht aus einer Reihe von Symbolen, mittelst derer irgend etwas in irgend einer Sprache Gesprochenes genau so, wie es gesprochen ward, d. i. phonetisch genau aufgezeichnet, abgebildet, transscribirt wird.

Den Plan und die Principien, nach welchen Brücke seine Transscriptionsmethode aufbaute, hat er bereits vor sieben Jahren in seinen Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute niedergelegt. Diese Schrift ist zum Verständnisse der neuen Transscription unentbehrlich. Sie enthält eine ausführliche Mechanik der Sprachlaute und das von Brücke hierauf errichtete Lautsystem. Da nun seine Transscriptionsmethode in allen Punkten die Kenntniß der Bildung und Eintheilung der Laute heischt, so wollen wir beides nach Brücke's Untersuchungen hier in leichten Umrissen, ohne linguistische Schattirungen skizziren.

Das menschliche Stimmwerk, welches durch einen herzförmigen Knorpel, den Kehldeckel, nach oben bedeckt und dadurch beim Schlingen vor dem Eindringen der Speise geschützt werden kann, besteht aus zwei höchst elastischen, im Kehlkopf von vorn nach hinten ausgespannten und von außen nach innen leistenartig vorspringenden Bändern, den Stimmbändern. Diese werden durch die aus dem Lungenraum hervorgetriebene Luft in Schwingungen versetzt und so entsteht der Ton der Stimme, wie sie bei den Vocalen und tönenden (d. i. weichen) Consonanten gehört wird. Ganz ähnlich kommt der Ton der metallenen Zungen, z. B. einer Physharmonikapfeife, zu Stande. Die metallenen Zungen sind nur beim Menschen durch membranöse Zungen, die Stimmbänder, ersetzt und das Ansatzrohr stellt der Mundcanal dar, d. i. der Raum vom Kehlkopf an bis zu den Lippen. Durch Verändern der Länge, Weite und Stimmung des Ansatzrohres werden die verschiedenen Vocallaute erzeugt. Verlängert wird das Ansatzrohr durch Senkung des Kehlkopfes, Vorschieben der Lippen und Mundwinkel, verkürzt durch Hebung des Kehlkopfes, Verbreiterung der Mundwinkel, erweitert durch Herabziehen der Zunge, verengt durch Vorschieben der Zunge, Lippen und Mundwinkel u. s. w. Am meisten verlängert und in der Mitte am weitesten, vorn am engsten ist das Ansatzrohr beim U, am kürzesten und in der Mitte am engsten beim I. Das A steht in der Mitte, ihm entspricht eine vom Kehlkopf ab ziemlich gleichmäßig trichterförmig sich erweiternde Mundhöhle. Diese drei Vocale sind die Grundpfeiler des Vocalsystems, alle anderen sind Zwischenlaute zwischen A und U, A und I, I und U, und unter einander und kommen durch stufenweise Verlängerung, Verengerung, Verkürzung, Erweiterung des Ansatzrohres zu Stande [1].

[1] Worin die Unterschiede der hiedurch erzeugten Vocalklänge bestehen, hat Helmholtz gezeigt. Er stellte mittelst Stimmgabeln die Töne fest, auf welche die Luftmasse der Mundhöhle bei den verschiedenen zur Hervorbringung der Vocale nöthigen Stellungen der Mundtheile abgestimmt ist, und fand mittelst seiner Resonatoren, daß durch die bei jedem Vocale andere Abstimmung der Mundhöhle alle diejenigen Obertöne verstärkt werden, welche mit einem der Eigentöne der Mundhöhle zusammenfallen oder ihm doch nahe genug liegen, während die übrigen Obertöne mehr oder weniger gedämpft werden. Die akustische Analyse und künstliche Erzeugung der Vocale, wie sie Helmholtz in seinem

Digitized by Google

Brücke stellt sie pyramidalisch zusammen:

a

a^e a^o

e^a a^{oe} o^a

e e^o o^e o

i i^u u^i u

Im Deutschen kommen vor: a in Ballade, a^e in wäre, a^o in Wahl, e^a in ehrlich, e in ledig, o^e in lösen, hölzern, o in oben, i in wider, i^u in Myrthe, u^i in hübsch, u in Duldung. Das a^{oe} findet sich in soeur, malheur (franz.), o^a in lord (engl.), e^o in twelw (plattdeutsch).

Dieses sind die reinen und vollkommen gebildeten Vocale, d. h. diejenigen, bei denen sämmtliche vom menschlichen Sprachwerkzeug dargebotenen Mittel zur Anwendung kommen. Der unvollkommen gebildeten Vocale giebt es eben so viele, da jeder Vocal unvollkommen gebildet werden kann. Wenn wir z. B. bei mäßig geöffnetem Munde und nicht vorgeschobenen Lippen ein U bilden, so ist es nicht mehr so klangvoll und deutlich wie das vollkommen gebildete U. Ferner können alle Vocale nasalirt werden, d. h. es kann die Luft in der Nasenhöhle durch die von den Stimmbändern ausgehenden Schallwellen in Mitschwingungen versetzt werden, indem wir die Gaumenklappe öffnen, die bei der Bildung reiner Vocale der Luft den Zutritt zur Nasenhöhle versperrt. Endlich können alle Vocale unvollkommen gebildet und zugleich nasalirt werden. Dieses ergiebt mit dem unvollkommen gebildeten Vocal als solchem, der auch nasalirt werden kann, 58 Vocallaute. Den unbestimmten Vocal selbst hört man, wenn zwar die Stimmritze zum Tönen verengt, aber das Ansatzrohr auf keinen Vocal eingestellt ist. Die Diphthongen kommen zu Stande, indem man von der Stellung für einen Vocal mit näherungsweise gleicher Geschwindigkeit in die für einen anderen übergeht und während der Uebergangsbewegung, und zwar nur während derselben, die Stimme lauten läßt, so: au, ai, ui im Deutschen.

Auf durchaus andere Weise werden die Consonanten erzeugt. Sie unterscheiden sich von den Vocalen nicht — wie man früher allgemein annahm und lehrte und wie der Name vermuthen läßt — dadurch, daß letztere einen selbstständigen Laut besitzen (Selbstlauter), erstere aber nur in Verbindung mit ihnen einen solchen erhalten (Mitlauter), sondern vielmehr dadurch, daß bei allen Consonanten irgendwo im Mundcanal entweder ein Verschluß oder eine Enge vorhanden ist, welche zu einem deutlich vernehmbaren, selbstständigen, vom Tone der Stimme unabhängigen Geräusche Veranlassung giebt, was bei den Vocalen nicht der Fall ist. Consonanten entstehen unter folgenden Bedingungen:

1. Der Luft ist der Weg durch die Nase abgeschnitten und auch der Mundcanal ist an irgend einer Stelle gesperrt. Beim Oeffnen des Verschlusses entstehen die Verschlußlaute, auch Explosivlaute genannt: p, b, t, d, k, g (deutsch).

bewunderungswürdigen Buche über die Tonempfindungen beschrieben, wird dem Sprachgelehrten nicht weniger als dem Physiker von Bedeutung sein, doch können wir hier nur darauf verweisen.

Digitized by Google

2. Der Luft ist der Weg durch die Nase abgeschnitten und der Mundcanal ist an irgend einer Stelle so verengt, daß die ausströmende Luft an den der Enge benachbarten Theilen ein Reibungsgeräusch hervorbringt: f, w, ß, ſ, ch, j (deutsch), th (engl.). Hieran schließen sich die L-Laute, bei denen die Enge nicht in der Mittelebene des Mundcanals, sondern zu beiden Seiten zwischen dem Zungenrande und den Backenzähnen gebildet wird. Es giebt acht L-Laute.

3. Der Luft ist der Weg durch die Nase abgeschnitten und im Mundcanal ist irgend ein Theil so gestellt, daß er durch die ausströmende Luft in Vibrationen versetzt wird, wodurch ein Geräusch entsteht, und zwar ein Zitterlaut: r.

4. Der Luft ist der Weg durch den Mundcanal versperrt und sie entweicht durch die Nase. Hierdurch entstehen die Laute, welche Brücke Resonanten nennt. Sie haben wie die Vocale kein selbstständiges Geräusch, sondern beruhen auf Resonanz: m, n, ng (deutsch).

Man müßte sie consequenter Weise weich nennen, wenn man die unpassende Bezeichnung harte und weiche Consonanten aufrecht erhalten wollte. Es unterscheidet sich t von d, p von b, ch von j, f von w durch nichts als den Zustand der Stimmritze. Bei den harten Consonanten ist sie weit offen, so daß die Luft tonlos hindurchgeht, bei den weichen zum Tönen verengt, daher sind die harten Mitlauter tonlos und die weichen tönend zu nennen.

Jede der vier Rubriken zerfällt in drei Abtheilungen (Articulationsgebiete), je nach den Theilen, welche in der Medianebene des Mundcanals einander genähert sind. In der ersten bildet die Unterlippe entweder mit der Oberlippe oder den oberen Schneidezähnen den Verschluß oder die Enge, in der zweiten der vordere Theil der Zunge entweder mit den Zähnen oder dem Gaumen, in der dritten dieser letztere entweder mit der Mitte oder dem hinteren Theile der Zunge.

Die erste Abtheilung umfaßt zwei Articulationen, die zweite vier, die dritte drei. Wegen genauer Beschreibung und Abbildung dieser Articulationen verweisen wir auf Brücke's Grundzüge und stellen sie hier nur kurz zusammen:

1. Die labiale Articulation: hier wird Verschluß oder Enge allein durch die Lippen gebildet: p, b, m (deutsch); bei der

2. labiodentalen durch die Unterlippe und oberen Schneidezähne: f, w (deutsch);

3. alveolar heißt die Articulation, bei der man die Seitenränder der Zunge an die oberen Backenzähne preßt und den vorderen Theil sammt der Spitze an das hintere Zahnfleisch der oberen Schneidezähne so anlegt, daß ein luftdichter Verschluß gebildet (t, d, n deutsch) oder eine rinnenförmige Oeffnung gelassen (ſ) wird. Siehe auch unten Seite 200.

4. Die cerebrale Articulation kommt im Sanskrit, im Deutschen nicht vor; bei der

5. dorsalen schließt oder verengt man mit dem vorderen convex gemachten Theile des Zungenrückens gegen den vorderen Theil des Gaumens, während die Zungenspitze nach abwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezähne gestemmt

Digitized by Google

ist, so wird z. B. oft das T im „ʒ“ und immer das ť (czech.) gebildet, ferner S tönend und tonlos (deutsch), n in signore (ital.);

6. die dentale Articulation wird im Deutschen individuell für die alveolare beim T und D angewandt. Es wird dabei die Enge oder der Verschluß nur durch die Zunge und Zähne bewerkstelligt, so th (engl.) tonlos und tönend;

7. die palatale Articulation: der mittlere Theil der Zunge bildet mit dem mittleren Theile des Gaumens Verschluß oder Enge: k, g, ch (vor e und i), j, ng (deutsch, letzteres in Klingel);

8. die velare Articulation: der hintere Theil der Zunge mit dem hinteren Theil des Gaumens: k, g, ch (vor a, o, u), ng (deutsch, letzteres z. B. in Schwung);

9. die gutturale Articulation kommt im Arabischen vor. Sie liegt noch weiter hinten als die achte.

Wir stellen die neun Articulationen in folgender Tabelle übersichtlich zusammen. Die den Buchstaben beigefügten Zahlen dienen nur zur Unterscheidung da, wo die gewöhnliche Schrift nicht mehr unterscheidet.

Articulationen	Verschlußlaute	Reibungsgeräusche und l-Laute	Zitterlaute	Resonanten
Labial Labiodental	p^1 b^1 (deutsch) p^2 b^2 (ungebr.)	f^1 w^1 (deutsch) f^2 w^2 (deutsch)	Lippenzitterlaut (tonlos und tönend)	m^1 (deutsch) m^2 (ungebr.)
Alveolar	t^1 d^1 (deutsch)	s^1 tonlos u. tönend (deutsch)	Zungen-r (tonlos und tönend).	n^1 (deutsch)
Cerebral	t^2 d^2 (sanskr.)	s^2 (alt sanskr.)		n^2 (sanskr.)
Dorsal	t^3 d^3 (czech.)	s^3 tonlos u. tönend (deutsch)		n^3 (im n mouillé)
Dental	t^4 d^4 (deutsch) (oft für t^1 d^1 gebildet.)	th tonlos u. tönend (engl.) hieher 4 toul. u. 4 tön. l.		n^4 (deutsch) (individuell für n^1 gebildet).
Palatal Velar	k^1 g^1 (deutsch) k^2 g^2 (deutsch)	ch^1 j^1 (deutsch) ch^2 (deutsch). j^2 (plattdeutsch)	Gutturales oder uvulares r tonlos und tönend	ng^1 (deutsch) ng^2 (deutsch)
Guttural	Kaf (arab.)	χ, γ vor α, o, ου, ω.		n nas. (altfranz.)

In dieses Schema lassen sich alle einfachen Mitlauter aller Sprachen ohne den geringsten Zwang einordnen. Es zeigt sich dabei am besten die staunenswürdige Symmetrie des Consonantensystems, die bei einer Eintheilung, wo das Articulationsgebiet nicht oberstes Eintheilungsprincip ist, unmöglich so sichtbar wird. Alle Consonanten derselben Horizontallinie haben dieselbe Articulationsstelle und unterscheiden sich durch ihre physikalischen Eigenschaften, die jedoch secundärer Natur sein müssen, wenn das ganze System nicht zerstört werden soll. Die gegenseitige Abhängigkeit der symmetrisch gestellten Glieder ist eine durchaus unwandelbare; allen tonlosen Mitlautern entsprechen tönende, die sich lediglich durch die verengerte

Digitized by Google

Stimmritze von jenen unterscheiden. Aus dem Reibungsgeräusch wird der Verschlußlaut derselben Articulation nur durch völliges Verschließen der gebildeten Enge abgeleitet; die Resonanten sind ausschließlich durch den offenen Nasencanal von den correspondirenden tönenden Verschlußlauten unterschieden. Die L-Laute werden von den D-Lauten bloß durch Bildung seitlicher Oeffnungen zwischen Zunge und Backenzähnen hergeleitet. Nicht die kleinste Unregelmäßigkeit in dieser Hinsicht. Es können nicht mehr einfache Consonanten gebildet werden, als in dem Schema angegeben sind. Dadurch, und nur dadurch, daß Brücke Schritt für Schritt alle Articulationsstellen, zu welchen die Zunge gelangen kann, durchwandert hat, ward es ihm möglich, alle einfachen Mitlauter zu erschöpfen.

Nicht in dem Schema unterbringbar sind die zusammengesetzten Consonanten und die Kehlkopflaute. Erstere entstehen dadurch, daß die Mundtheile gleichzeitig für zwei verschiedene Mitlauter eingerichtet sind, so das sch (deutsch) und j (franz.), welche zwei Articulationsstellen haben, d. h. wobei an zwei Stellen in der Medianebene des Mundcanals gleichzeitig die Enge gebildet wird. Die Zahl der zusammengesetzten Consonanten ist sehr beschränkt, da ein tonloser mit einem tönenden, ein Resonant mit irgend einem anderen Consonanten nicht verbunden werden kann, auch die Verschlußlaute zu Combinationen des gesperrten Mundcanals wegen nicht geeignet sind. X und Z im Deutschen sind keine zusammengesetzten Consonanten, sondern je zwei auf einander folgende, eben so ř (czech.) Dahin gehören auch die mouillirten Laute, namentlich n und l in den romanischen Sprachen, gl und gn (ital.), ll und ñ (span.), lh und nh (port.), welche nichts anderes als ein n und l mit unmittelbar darauf folgendem Jot darstellen.

Die Kehlkopflaute entstehen nicht unter den Bedingungen, aus denen die einfachen Consonanten resultiren. H wird gebildet dadurch, daß die Luft durch die weit geöffnete Stimmritze geräuschlos hervordringt und erst gegen die Wände der Rachenhöhle anprallend ein Geräusch erzeugt. Aehnlich kommen alle anderen Hauchlaute zu Stande, z. B. das heisere Hha der Araber; es ist unsere durch kräftiges Hervortreiben der Luft verstärkte Flüsterstimme. Beim Flüstern wird die Stimmritze so verengt, daß zwar die Stimmbänder nicht in tönende Schwingungen versetzt werden, aber die Luft, an ihnen vorbeiströmend, ein Reibungsgeräusch hervorbringt.

Außer den besprochenen einfachen und zusammengesetzten Consonanten und den Kehlkopflauten, welche sämmtlich exspiratorisch und symmetrisch gebildet werden, giebt es in einigen Sprachen inspiratorische und asymmetrisch gebildete Laute, und zwar werden letztere im Ehhkili z. B. stets nur auf der rechten Seite des Mundes erzeugt, so daß wenigstens der Vorwurf einer „gaucherie“ hier nicht gerechtfertigt ist, obwohl nach unseren Vorstellungen auch das rechtsseitige Verzerren des Mundes beim Sprechen den Reizen der Königin von Saba wesentlichen Eintrag gethan haben muß. Ferner kommen in den Negersprachen Schnalzlaute vor, deren ganzer Mechanismus von dem aller anderer Sprachlaute gar sehr abweicht. Da sie physiologisch noch wenig untersucht sind, so müssen wir einstweilen von ihnen absehen.

Digitized by Google

Wer die vorstehend freilich in bündigster Kürze angegebenen Grundsätze und Haupteintheilungsmomente des Brückeschen Lautsystems, namentlich die Vocalpyramide und die Consonantentabelle ganz inne hat, dem ist ein Leichtes das Verständniß der Transscriptionsmethode. Bei der Wahl der Vocalzeichen konnte Brücke praktische Rücksichten vorwalten lassen, da hier die Willkür einen größeren Spielraum hatte. Die Symbole prägen sich, pyramidalisch geordnet, dem Gedächtnisse sehr rasch ein und die Anzahl der angewandten Typen beträgt nur 21, ja wenn der Setzer die Punkte für die Nasalirung und die unvollkommene Bildung der Vocale gesondert in die Matrizen einschlägt, nur 10. Mit diesen 10 Typen ist es Brücke gelungen nicht weniger als 58 Vocallaute — sie mögen nun vorkommen oder nicht — in unzweideutiger Weise abzubilden. Alle Vocalzeichen weichen von den Consonantenzeichen stark ab, damit sie dem Auge des Lesers sofort auffallen. Jedem der 58 Symbole entspricht ein einziger constanter Lautwerth, und es kann niemals ein und derselbe Vocal, wo er auch vorkomme, durch mehr als einen Buchstaben transscribirt werden. Die 14 reinen Vocale der Pyramide müssen nun aus Beispielen mehrerer Sprachen erlernt werden. Zwar wird es zweifellos in nicht ferner Zeit gelingen, sämmtliche Vocale wie jeden anderen Klang nach den von Helmholtz ersonnenen Methoden vollständig zu analysiren, und man wird dann Symbole für die Höhe und Intensität der bei jedem Vocal charakteristisch verstärkten Obertöne aufstellen können, aber für eine phonetische Transscription, welche nicht ausschließlich streng wissenschaftliche Zwecke verfolgt, ist es einstweilen zweckmäßig die Vocallaute an Zeichen zu binden, die, den jeweiligen Zustand des Ansatzrohres repräsentirend, gewissermaßen passiv jedes den ihm zuertheilten Lautwerth tragen, ohne weder über die Genesis noch die akustischen Eigenschaften desselben directen Aufschluß zu geben. Die Brückeschen Vocalzeichen enthalten zwar alle als Rumpf das Symbol für den vocalisch offenen Mundcanal (den unbestimmten Vocal), dem als unterscheidende Glieder Quer- und Längsstriche beigefügt oder eingefügt sind, aber diese letzteren haben an und für sich keine phonetische Bedeutung. Anders die Punkte für die Nasalirung und unvollkommene Bildung. Wenn ein reiner Vocal unvollkommen gebildet und nasalirt wird, ist sein Symbol zerlegbar in das Zeichen für den reinen vollkommen gebildeten, in das Nasalirungszeichen und das für die unvollkommene Bildung. Die 14 reinen Vocale selbst aber sind nicht phonetisch, sondern nur typographisch zerlegbar und müssen als Ganzes dem Gedächtnisse anvertraut werden.

Durchweg anders die Consonanten. Wir haben gesehen, daß jeder einfache Mitlauter zunächst eine von den angegebenen neun Articulationsstellen haben muß; er hat ferner bestimmte physikalische Eigenschaften, indem er entweder Verschlußlaut oder Reibungsgeräusch, oder L-Laut, oder Zitterlaut, oder Resonant ist und schließlich ist der Zustand des Kehlkopfes bei jedem zu berücksichtigen. Brücke erfand nun neun Zeichen für seine neun Articulationen, fünf für die bekannten fünf Consonantenclassen und acht für verschiedene Zustände des Kehlkopfes, worunter Verschluß des Kehlkopfes, weit offene Stimmritze, verengte aber nicht tönende Stimm-

Digitized by Google

ritze (Flüsterstimme), verhärteter und vertiefter Klang der Stimme u. a. m. Das Tönen der Stimme als solches wird nicht eigens bezeichnet. Von den bei den Vocalen benutzten Zeichen kommt hier nur vor das für den vocalisch offenen Mundcanal (welches mit dem Zeichen für die weit offene Stimmritze H repräsentirt) und der Nasalirungspunkt. Aus diesen 24 Symbolen werden die Buchstaben für alle Consonanten aller Sprachen zusammengesetzt. Ausgenommeu sind nur die inspiratorischen und die asymmetrisch gebildeten, so wie die Schnalzlaute, für welche alle jedoch Brücke gleichfalls Zeichen angegeben hat, soweit die noch unvollständige physiologische Zergliederung es gestattete.

Der erste Grundsatz bei Bezeichnung der Consonanten war nun der, nach einander die Stellungen zu bezeichnen, welche die beim Sprechen mitwirkenden Theile im Laufe der Rede annehmen und der Leser hat stets aus einer angezeigten Stellung auf dem kürzesten Wege in die nächstfolgende überzugehen. Findet er z. B. irgend einen Buchstaben, welcher mit dem Zeichen für die erste Articulation des ersten Gebietes, d. i. die labiale, anfängt, so wird er bloß die Lippen einander nähern; folgt das Zeichen für den Verschlußlaut, so preßt er sie an einander, und wenn kein weiteres Zeichen mit diesen beiden verbunden ist, so läßt er den Luftstrom mit tönender Stimme explodirend austreten, und er hat dadurch ein gewöhnliches B erzeugt. War das Zeichen für die labiale Articulation und den Verschlußlaut mit dem für die weit offene Stimmritze verbunden, welche die Luft frei und tonlos ausströmen läßt, so wird der Leser beim Durchbrechen des Verschlusses die Stimme nicht mittönen lassen, und ein P kann nicht ausbleiben. Folgendes Beispiel verdeutlicht noch mehr: Findet der Leser einen Buchstaben, welcher mit dem Zeichen für die alveolare Articulation, also die erste des zweiten Gebietes anfängt, so wird er die Seitenränder der Zunge an die oberen Backenzähne drücken und den vorderen Theil derselben sammt der Spitze zur Bildung eines Verschlusses oder einer Enge an das hintere Zahnfleisch der oberen Schneidezähne bringen. Ist mit dem Articulationszeichen das Symbol für den Explosivlaut verbunden, so macht er den Verschluß vollständig, und wenn nichts folgt, durchbricht er ihn mit tönender Stimme: ein gewöhnliches D ist erzeugt. War der ganze Buchstabe noch mit dem Zeichen für die weit geöffnete Stimmritze verbunden, so entsteht beim Austritt der Luft ein gewöhnliches T; ist in diesem letzteren das Verschlußlautzeichen durch das für das Reibungsgeräusch ersetzt, so wird der Leser den Verschluß mit der Zunge nicht vollständig machen, sondern eine kleine rinnenförmige Oeffnung lassen, aus der die Luft austritt. Behält er sonst alles wie beim T bei, so wird ein scharfes S gehört werden, wie es im Arabischen vorkommt, aber auch in Deutschland oft gehört wird. Raubt man diesem Zeichen den Strich für die weit offene Stimmritze, so vernimmt das Ohr ein tönendes (weiches) S, wie das in Sonne, sengen, obschon dieses S eben so häufig dorsal gebildet wird. Ist in dem Zeichen für D das Verschlußlautzeichen durch das für den Zitterlaut ersetzt, so weiß der Leser, daß er weder einen festen Verschluß wie beim T, noch auch eine rinnenförmige Oeffnung wie beim S bilden, sondern nur die Zunge etwas nach

Digitized by Google

aufwärts richten soll; die ausströmende Luft drückt sie dann nieder, sie hebt sich, wird abermals niedergedrückt und so entsteht das tönende Zungen-r, vielen Deutschen unaussprechlich. Ist endlich das Zeichen für D mit dem Punkt für die Nasalirung versehen, so weiß der Leser, daß er seine Gaumenklappe zu öffnen hat, um die Luft durch die Nase entweichen zu lassen; es entsteht dadurch ein gewöhnliches N.

Mit den Zeichen für die Consonanten aller anderen Articulationen verhält es sich ganz so wie mit den hier genannten. Mit ungemeiner Consequenz sind verwandte Laute mit verwandten Zeichen bedacht. Jede lautbildende Aenderung in der Stellung der Mundtheile des Redenden bedingt eine entsprechende Aenderung des Buchstabens, wogegen ein und dieselbe Articulation, physikalische Beschaffenheit und Kehlkopflage unter allen Verhältnissen je durch ein und dasselbe Symbol dargestellt werden.

Es wird dadurch einerseits der Leser genöthigt, beim Anblick eines Buchstabens stets nur den einen ihm zukommenden Laut zu erzeugen; der Anblick jedes Theiles des Symbols zwingt ihn seine Sprechinstrumente in ganz bestimmte Stellungen zu einander zu bringen, aus denen mit Nothwendigkeit der vom Schreibenden beabsichtigte Laut resultirt. Andererseits wird es nur hiedurch möglich, den gehörten Laut getreu abzubilden, indem der Transscriptor ihn mit dem Ohre und Auge analysirt und auf dem Papiere aus seinen Theilen den entsprechenden Buchstaben zusammensetzt. Nur so wird die phonetische Transscription eine vollkommene, und hierin liegt ein außerordentlicher Fortschritt. Bei manchen Völkern war und ist es noch Sitte, ganze Wörter durch ein Bild darzustellen, dann wurden die Silben durch Symbole gezeichnet; die Culturvölker setzten die Silben aus Buchstaben zusammen und aus diesen die Wörter. Brücke ging noch einen Schritt weiter; er zerlegte die Buchstaben in ihre Theile. Sein im wahren Wortsinne Universalalphabet besteht nicht aus Buchstaben, sondern aus Theilen von Buchstaben, und zwar aus den unzerlegbaren Elementen derselben, aus welchen alle Sprachen aller Völker aufgebaut werden. Gleichwie der Chemiker die Naturkörper in ihre Elemente zerlegt und aus ihnen zusammensetzt, so kann nun die Analyse und Synthese der Sprachlaute vorgenommen werden in einer früher nicht geahnten Vollendung.

Außer den 16 Symbolen zur Bezeichnung der Vocale, den 9 Articulationszeichen, den 5 Zeichen für die physikalische Beschaffenheit der Consonanten, den 8 für den Kehlkopfzustand hat Brücke noch ein Reductionszeichen, ein Trennungszeichen, ein Längenzeichen, zwei Accente und ein Zeichen für die Halbdiphthonge. Ihrer Bedeutung und Erklärung wegen verweisen wir auf das Original und beschränken uns hier nur auf einige Schlußworte über den Zweck und Nutzen der Brücke'schen Transscriptionsmethode.

Der Zweck ist nicht nur der, dem Leser ein vollkommen getreues Bild des in irgend einer menschlichen Sprache Gesprochenen vorzulegen, so daß er es, auch ohne es jemals gehört zu haben, richtig wiederholen kann, sondern auch der, fort-

Digitized by Google

während den ganzen Sprachmechanismus ihm vor Augen zu halten. Dieses zeichnet Brücke's Methode vor allen anderen aus, die nicht Laut für Laut, sondern Buchstaben für Buchstaben transscribiren oder, das Unmögliche anstrebend, beides vereinigen wollen. Mit solchen Transscriptionen hat die Brücke'sche eben so wenig gemeinsam wie mit der Stenographie, der Tachygraphie oder der sogenannten Pasigraphie, welche kaum geboren unterging, ohne die Hoffnung einstigen Auferstehens

Wenn auch Brücke's Transscription zunächst wissenschaftliche Zwecke fördern soll und ihr Erfolg und weitere Verbreitung von der Aufnahme abhängt, die sie bei den Sprachforschern finden wird, so darf doch der Laie nicht glauben, sie sei für ihn unantastbar oder nicht verwerthbar. Wie der Künstler ungehörte Melodien aus fernen Ländern mit Punkten und Strichen auf das Papier bannt und daheim jeder Kundige sie genau so, wie sie gehört wurden, reproducirt, so kann nun auch der Phonetiker fremder Menschen Rede mit allen Nuancen und den feinsten dem Ohre wahrnehmbaren Abstufungen in der Aussprache aufzeichnen, und wenn er auch von dem grammatischen Baue der Sprache nichts weiß, er kann Laut für Laut vollkommen getreu wiedergeben, phonegraphiren möchten wir es nennen, und hiedurch gerade kann der vergleichenden Sprachforschung reichstes Material erwachsen. Wer in Ländern reist, von deren Sprachen man noch wenig kennt, sollte die geringe Mühe nicht scheuen, welche die Erlernung des Brücke'schen Alphabetes verursacht. Auch wenn er durchaus kein Linguist ist, als Phonegraph kann er sich um die Sprachkunde hochverdient machen.

Auf der anderen Seite leuchtet ein, daß, wenn wir erst im Besitze von umfangreichen und gewissenhaften phonegraphischen Darstellungen einer Sprache uns sehen, ihre Erlernung ein Leichtes sein wird. Wenn die Anstalten zum Heranbilden der Missionäre, z. B. die Propaganda in Rom und ähnliche in England, die Phonegraphie adoptiren, wie wir Brücke's phonetische Transscriptionsmethode nennen wollen, so wird die Aussprache fremder Idiome in weit kürzerer Zeit und correcter den Lernenden beigebracht werden. Selbst in den Schulen kann man sie einführen, wo es sich darum handelt, eine fremde Sprache richtig aussprechen zu lernen. Phonegraphische Wörterbücher werden zweifelsohne in naher Zukunft erscheinen und die in jeder Hinsicht verwerflichen Transscriptionen mancher englischen und französischen Lexica verdrängen.

Die Volksbewegung Wiens im Jahre 1862 bei dem Civile.

Von Dr. Glatter,

Director des statistischen Bureau's der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien.

Es war der jüngeren Zeit vorbehalten, aus den todten Ziffern, welche die in allen civilisirten Ländern eingeführten Volksbewegungsausweise liefern, höchst werthvolle Schlüsse auf die mannigfachsten gesellschaftlichen Beziehungen für das Leben

Digitized by Google

zu ziehen, und es erscheint darum für den Forscher in den beregten Richtungen nicht ohne Interesse diese Daten zu kennen, um dieselben mit ähnlichen anderorts gesammelten vergleichen und aus der Vergleichung Schlüsse abstrahiren zu können, welche manches anscheinend Räthselhafte im Leben einer Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade zu erklären vermögen. Wir lassen hier ein Résumé der betreffenden Verhältnisse unserer Residenzstadt für das Jahr 1862 folgen, wo wir die gebrachten Ziffern theils mit denen der jüngsten Vergangenheit Wiens, theils aber mit denen derselben Epoche aus einigen anderen Großstädten, für welche uns das bezügliche Materiale vorliegt, vergleichen werden.

Die vorliegenden Ausweise der Stadt Wien zeigen für das Jahr 1862 die Ziffer von 5134 Trauungen, deren Zahl im Jahre 1861 nur 4977 betrug. Wir finden daher in dieser Richtung gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 31 von 1000. — Protogame, d. h. Ehebündnisse, wo beide Theile ledig waren, gab es 4061, im Vorjahre aber 4049; während also im Jahre 1861 813, kamen im abgelaufenen nur 791 Trauungen, wo beide Theile ledig waren, auf 1000 Ehebündnisse, was insoferne ein ungünstigeres Verhältniß darstellt, als eine solche Abnahme im Allgemeinen für eine größere Sterblichkeit Verheirateter in den Jahren der Blüthe und Kraft zeugt. Für Brüssel liegen uns die betreffenden Daten vor, und da finden wir für das Jahr 1862 die Ziffer von 1628 Trauungen.

Mit Rücksicht auf das vorliegende Material und die verschiedene Geschlechtsreife können wir hier, wo frühzeitige Ehen (wo der Mann noch nicht das 20., das Weib noch nicht das 16. Jahr erreicht hat) nicht beobachtet wurden, mit Hinblick auf die vorliegenden Ausweise die geschlossenen Ehen in drei Kategorien eintheilen;

1. in rechtzeitige, wo der mehr als 20jährige Mann das 50., das mehr als 16jährige Weib das 30. Lebensjahr noch nicht überschritten;

2. in verspätete, wo der Bräutigam älter als 50, die Braut älter als 30 ist, ohne aber noch das 60., beziehungsweise das 50. Jahr überschritten zu haben; endlich

3. in Ehen, welche nur zur gegenseitigen Unterstützung geschlossen wurden, und wo jene Alter überschritten sind.

Und da nottren wir bei den Männern 4825, bei den Weibern aber 3153 rechtzeitige, bei den Männern 238, bei den Weibern 1906 verspätete, bei den Männern 71, bei den Weibern 75 zur gegenseitigen Unterstützung geschlossene Ehen.

Unter 1000 Männern gingen 941 rechtzeitige, 46 verspätete und 13 zur gegenseitigen Unterstützung geschlossene Ehen ein, bei den Weibern stellte sich dieses Verhältniß mit 615, 371 und 14 heraus.

Auf 1000 Bräutigame, welche rechtzeitig heirateten, kamen 653 Bräute aus derselben Kategorie, dagegen kamen auf eben so viele Männer, welche verspätete Ehen eingingen 8008 Frauenzimmer derselben Classe. Hinsichtlich der zur gegenseitigen Unterstützung geschlossenen Bündnisse ergab dieses Verhältniß aber eine Ziffer von 1056. Man entnimmt dieser Darstellung, daß das Weib in diesem

Digitized by Google

Jahre hier verhältnißmäßig später heiratete als der Mann; eine Thatsache, die, wenn sie sich häufiger wiederholt, eine hohe Bedeutung für die Beurtheilung mancher socialen Zustände gewinnt.

Wir können nicht umhin, hier eine gedrängte aber etwas eingehendere Uebersicht des Alters der Brautleute, so wie der betreffenden Verhältnisse zu geben. Es heirateten 365 Männer im Alter bis zu 24 Jahren, 1415 Frauenzimmer derselben Altershkategorie; es kamen daher auf 1000 Männer bis zu diesem Alter 3876 Frauenzimmer aus derselben Classe, und wurden erwiesenermaßen 131 ältere Frauenzimmer von Männern geheiratet, welche das 24. Jahr noch nicht überschritten hatten.

Unter 1000 Bräuten derselben Altershkategorie war die Braut 92 Mal älter als der Bräutigam, unter 1000 Bräutigamen aber der Bräutigam 359 Mal jünger als die Braut.

Ziehen wir die Altersjahre zwischen 24 und 30 Jahren in Betracht, so finden wir 1716 Männer und 1739 Frauenzimmer verzeichnet, wo demnach auf 1000 Männer 1013 Frauenzimmer aus derselben Altershkategorie kommen. 363 Mal war erwiesenenmaßen der Bräutigan aus dieser Altershkategorie jünger als die Braut, und wenn wir 1000 als die Grundzahl annehmen, waren 208 Bräute älter als der Bräutigam, während 211 Männer jünger waren als die Bräute.

Für die Altershkategorie zwischen 30 und 40 finden wir hier folgende Ziffern: 2140 Männer und 1494 Frauenzimmer; wir sehen demnach hier nur 698 Bräute derselben Altershkategorie auf 1000 Männer derselben Classe kommen. 163 Mal war hier erwiesenermaßen die Braut älter als der Bräutigam, und unter 1000 Bräuten im Alter zwischen 30 und 40 heirateten 109 jüngere Männer, während unter 1000 Bräutigamen desselben Alters nur 76 ältere Weiber ehelichten.

Die Jahre zwischen 40 und 50 zeigen hier folgende Ziffern: 604 Männer, 411 Weiber; es kamen demnach 680 Bräute auf 1000 Bräutigame desselben Alters, wo dazu noch 23 Mal die Braut älter war als der Bräutigam. 56 Mal war unter 1000 Bräuten dieser Kategorie die Braut älter als der Bräutigam, 38 Mal unter 1000 Bräutigamen dieser jünger als die Braut.

Im Alter über 50 Jahre sehen wir 309 Männer und 75 Frauenzimmer heiraten, wo auf 1000 Bräutigame dieser Kategorie nur 242 Frauen kommen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Ziffer jener Männer welche ältere Frauen heirateten, eine größere war als die hier angegebene, denn die einzelnen Rubriken der Ausweise, welche kein detaillirteres Eingehen erlauben, geben dieser Vermuthung Raum.

Doch erkennt man leicht aus jener Uebersicht, wie sich das jugendliche Alter beim Manne leichtsinniger Weise viel leichter durch Motive zur Ehe bestimmen läßt, welche eben nicht das häusliche dauernde Glück im Auge haben, — wie ferner das vorgerücktere männliche Alter in der Jugend des Weibes den mächtigsten Reiz sieht — wie das Weib im Alter zwischen 24 und 30, wo die Besorgniß um künftige Versorgung reger wird, sich verhältnißmäßig eifriger bemüht, einen

Digitized by Google

Gatten zu finden, den sie unter den heutigen Verhältnissen auch leichter unter der unerfahrenen Jugend als im reiferen Mannesalter trifft. Alle diese Erscheinungen sind nichts weniger als erfreulich, weil sie den Beweis für eine verhältnißmäßig häufige irrthümliche Anschauung über Bedeutung und Zweck der Ehe liefern.

Der Umstand, daß die Jahre zwischen 30 und 40 die größten Zahlen für das männliche Geschlecht bringen, deutet klar darauf hin, wie es hier meist erst das vorgeschrittenere Alter ist, welches dem Manne die Mittel bietet, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Der Vollständigkeit wegen müssen wir bemerken, daß der jüngste Bräutigam 20, der älteste 75, die jüngste Braut 15, die älteste 70 Jahre zählte.

Bei den wiederholten Ehen gaben sich folgende Verhältnisse kund:

Es hatten sich verehelicht: 132 Paare, wo beide Theile, 641 Paare, wo nur der Mann, 300 Paare, wo nur die Frau verwittwet war. Diese Ziffern sprechen zu deutlich, als daß sie eines Commentars bedürften.

Was die Verhältnisse der Mischehen betrifft, sehen wir einen griechisch katholischen Bräutigam eine römisch katholische Braut, sechs nicht unirte Griechen sechs Katholikinnen, dagegen eine nicht unirte Griechin einen Katholiken heiraten.

Es verehelichten sich ferner 171 Männer augsburgischer Confession mit eben so vielen Katholikinnen, während sich nur 51 lutherische Bräute mit eben so vielen Katholiken ehelich verbanden; die Zahl der Protestanten, welche Mischehen eingingen, war 38, darunter 35 männlichen und drei weiblichen Geschlechtes. Wir sehen demnach 213 Männer und 55 Frauenzimmer Mischehen eingehen.

Die Dauer der durch Tod gelösten Ehen ist nur ausnahmsweise in den Specialausweisen angegeben, auch hinsichtlich der Ziffer der durch Tod gelösten Ehen häufig bemerkt, daß dieselbe nicht zu ermitteln gewesen sei.

Es erübrigte darum nichts, als aus den Todtenscheinen die Ziffer der dort als verstorben ausgewiesenen Verehelichten zu notiren, und da fand sich die Ziffer von 3551.

Läßt man diese Zahl als eine solche gelten, welche der Ziffer der durch Tod gelösten Ehebündnisse entspricht, und zieht man diese Summe von der Anzahl der in demselben Jahre hier geschlossenen Ehen ab, so ergiebt sich ein Ueberschuß von 1583.

Als durch Scheidung aufgelöste Ehen sind 35 angemerkt.

Was den Einfluß der Confession auf die Trauungsziffer anbelangt, erscheint hier nur das Verhältniß der Israeliten interessant; denn bei diesen kamen auf 1000 Männer im Alter unter 24 Jahren gar 7727, von 24 bis 30 484, von 30 bis 40 nur 200, von 40 bis 50 333 Bräute im selben Alter.

Wir erkennen aus diesen Ziffern, daß die Israelitin im Allgemeinen hier früher heiratete als die Christin, daß bei jenen auch verhältnißmäßig mehr rechtzeitige Ehen geschlossen wurden. Die Ausweise zeigen nur 4 Trauungen, wo der Mann jünger als das Weib.

Digitized by Google

Unter 127 geschlossenen Ehen waren 121 Protogame; es kamen demnach auf 1000 Ehen 953 solche, wo beide Theile ledig gewesen.

Was das Geburtenverhältniß anbelangt, kamen hier im abgelaufenen Jahre 23.240, im Vorjahre aber 24.013 Kinder zur Welt, was einer Abnahme von 23 per Mille entspricht.

In London wurden im Jahre 1862 97.418 und in Brüssel 5622 Kinder geboren.

Die meisten Geburten kamen bei uns diesmal im März in der Ziffer von 2184, die wenigsten im October mit 1786 vor, woraus ersichtlich wird, daß die meisten Conceptionen im Juni und die seltensten im Jänner stattfanden. In Brüssel notirte man dagegen die meisten Geburten im Jänner, die wenigsten im Juli.

Jenes Verhältniß bleibt bei uns für Lebend- und Todtgeborne mit der einzigen Ausnahme dasselbe, daß für letztere nicht der October, sondern der Juni die niedrigsten Ziffern zeigte.

Unter den angegebenen Gebornen kamen 22.298 lebend, 942 aber todt zur Welt, wonach auf beiläufig 23 Lebende ein Todtgebornes kam.

Hier müssen wir die Bemerkung einschalten, daß die Zahl der in den Volksbewegungsausweisen als todtgeboren Ausgewiesenen lange nicht mit jener Ziffer stimmt, welche von den Todtenbeschauern angegeben wird; erstere macht nämlich nur 942, letztere aber 1014 aus, und nur der Umstand, daß die Leichenbeschauer auch die noch nicht lebensfähig geborenen Früchte ansetzen, kann diesen Widerspruch erklären.

Bei Besprechung der anderen Verhältnisse werden wir wieder nothwendiger Weise auf die Todtgebornen zurückkommen.

Unter den 23.240 hier Neugebornen befanden sich 12.127 eheliche und 11.113 uneheliche Kinder, wonach auf 1000 legitime 916 illegitime kamen. Im Vorjahre betrug dieses Verhältniß 946.

Auf 1000 lebendgeborne eheliche Kinder kommen 912 uneheliche, auf 1000 todtgeborne eheliche aber 1000 solche uneheliche; der Satz, daß bei Unehelichen verhältnißmäßig häufiger Todtgeburten vorkommen, findet demnach auch diesmal seine Bestätigung. Bei Berücksichtigung der unehelichen Geburten muß aber die hiesige Gebäranstalt in Rechnung gebracht werden mit 7378 Neugebornen, deren Mütter (laut der letzten höchst werthvollen Publication der Direction des k. k. Gebär- und Findelhauses) im Decennium 1852 bis 1861 nur mit etwas weniger als 13 pCt. aus Wien waren. Rechnet man nun ein Kind auf eine Schwangere, so kämen im abgelaufenen Jahre auf 7378 im Gebärhaus Geborne 6423 solche, die eigentlich nicht der Residenzstadt zur Last fielen, und wir hätten dann nur 16.817 Neugeborne, davon aber nur 4690 uneheliche; demnach bloß 278 von 1000, welches eine Ziffer ist, die der Pariser entspricht, wo in den letzten Jahren durchschnittlich 27 pCt. aller Geborenen uneheliche waren.

Der Umstand, daß unter jenen 7378 auf den Gebärkliniken Geborenen 302, also 4 pCt., todt zur Welt kamen, widerspricht (mit Rücksicht auf jene Classen der

Digitized by Google

Gesellschaft, welche dort zumeist vertreten sind), wenigstens nicht der von neueren Fachmännern ausgesprochenen Ansicht von dem Einfluß der Syphilis auf die Ziffer der Todtgeborenen.

Das Sexualverhältniß, welches sich im Jahre 1861 hier mit 105.2 herausstellte, betrug diesmal für sämmtliche Neugeborne 105.5, und zwar bei den Lebendgebornen 104.7, bei den Todtgebornen aber 126.4. Es stellt sich demnach auch diesmal hier heraus, daß mehr Knaben als Mädchen todt zur Welt kommen.

Das Sexualverhältniß der ehelichen Kinder war 107.1, der unehelichen aber nur 104.4, in Brüssel dagegen 102.0 und 113.2.

Was den Einfluß der Zeit der Empfängniß auf das Sexualverhältniß betrifft, ergab es sich, daß das günstigste mit 112.2 auf den August, das ungünstigste mit 100.0 auf den April fiel.

Was die Mehrlinge betrifft, wurden 1862 416 Zwillingspaare (1861 529), darunter 26 Paare todt geboren; hier förderte also schon die 54. Geburt todte Kinder zur Welt. Auf 55 lebende und 50 todte Einzelgeburten kam eine Mehrgeburt und eine solche auf beiläufig 64 eheliche und 46 uneheliche Einzelgeburten.

Es wurden geboren von Mehrlingen: zwei Knaben 174 Paare, darunter 14½ todt; ein Knabe und ein Mädchen 137 Paare, darunter 6½ todt; zwei Mädchen 105 Paare, darunter 5 todt.

Für London stellte sich das Sexualverhältniß wesentlich übler heraus; es betrug nämlich dort nur 101.9, in Brüssel aber, für welches uns noch betreffende Daten vorliegen, 104.5.

Das confessionelle Moment betreffend, erscheint es nicht ohne Interesse für Wien zu konstatiren, daß bei den Katholiken auf 100 Eheliche 111, bei den Evangelischen augsburgischer Confession 17, bei den Reformirten 9, bei den Israeliten 2.6 Uneheliche kamen.

Die Griechen finden sich in zu geringer Menge vertreten, um hier in Betracht gezogen werden zu können.

Das Sexualverhältniß stellt sich bei den christlichen Confessionen wie 104.0, bei den Israeliten wie 123.9 heraus.

Bei der christlichen Bevölkerung notiren wir ein Todtgebornes auf 26, bei der israelitischen schon auf 16 Lebendgeborne. Diese mit allen bisherigen betreffenden Erfahrungen im Widerspruch stehende Thatsache könnte vielleicht dadurch erklärt werden, daß bei den Israeliten häufiger nicht lebensfähige Früchte als todtgeboren angegeben und eingetragen werden.

Wir registriren hier schließlich noch die Zahl der Trauungen und der ehelichen Geburten bei den verschiedenen Confessionen:

Römisch-katholisch . . .	4922 Trauungen,	10.754 eheliche Geburten	
Griechisch „ . . .	2 „	2 „	„
„ nicht unirt . .	5 „	22 „	„
Uebertrag	4929 Trauungen,	10.778 eheliche Geburten	

Digitized by Google

Uebertrag	4929	Trauungen,	10.778	eheliche	Geburten
Augsburger Confession .	54	„	339	„	„
Helvetische „ .	24	„	72	„	„
Israeliten	127	„	938	„	„
Summe	5134	Trauungen,	12.127	eheliche	Geburten.

Was die Sterblichkeit betrifft, weisen die Volksbewegungstabellen im abgelaufenen Jahre 19.644 Todesfälle, darunter 8730 Kinder (demnach 44 pCt. aller Verstorbenen) bis zum Alter von fünf Jahren aus, und zwar kamen auf 100 in dieser Lebensperiode verstorbene Mädchen 110.9 Knaben.

Hält man im Auge, daß dieser Bruchtheil der Verstorbenen meist aus hier Gebornen besteht, und erinnert man sich, daß das Sexualverhältniß der Lebendgebornen in dem abgelaufenen Jahre 104.7 ausmachte, so ergiebt sich der ausnehmend größere Verlust für das männliche Geschlecht in dieser Lebensepoche.

Unter 1000 in diesem frühen Alter verstorbenen Kindern befanden sich 479 uneheliche; indem aber auf 1000 Lebendgeborne hier nur 477 Uneheliche kommen, so ergiebt sich wie überall und immer auch hier und diesmal eine proportional höhere Sterblichkeit der letzteren, wo übrigens der Einfluß des Gebärhauses mit 421 und der Findelanstalt mit 1077 Verstorbenen nicht übersehen werden darf.

Die größte Kindersterblichkeit fällt mit 926 auf den März, die geringste mit je 583 auf den September und October.

Nicht ohne Interesse ist es zu erfahren, daß von 1000 ehelichen bis zum Alter von 5 Jahren verstorbenen Kindern nur 188, von den unehelichen aber 535 vor Ablauf des ersten Monats verstorben waren.

Was den Einfluß der confessionellen Beziehungen — welche für die Griechen und Israeliten so ziemlich mit den nationalen zusammenfallen — betrifft, muß die Kindersterblichkeit der Gesammtmortalität gegenübergehalten werden, und da findet man, daß von den Katholiken (8276) 44 pCt., von den Griechisch-Katholischen (1) 20 pCt., von den nicht unirten Griechen (4) 17 pCt. von den Evangelischen augsburgischer Confession (132) 26 pCt., von den Reformirten (23) 28 pCt. von den Israeliten endlich (294) 49 pCt. der Verstorbenen das 5. Jahr nicht überlebt hatten, wobei es um so auffallender ist, daß die Israeliten die größte Kindersterblichkeit zeigen, nachdem das Verhältniß der Unehelichen bei denselben kein bedeutendes ist.

Was die Sterblichkeit der verschiedenen Geschlechter anbelangt, finden wir hier auf 1000 verstorbene Weiber 1082 (in Brüssel 1070) männliche Leichen, und war hier die Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes überwiegend, im Allgemeinen im Alter bis zu 5, dann von 11 bis 20 und von 36 bis 60 Jahren. Für das weibliche Geschlecht fanden wir für das Alter von 21 bis zu 35 Jahren verhältnißmäßig hohe Ziffern; eine Thatsache, die zumeist durch den Bestand des Gebärhauses hier erklärt wird, wo allein im Jahre 1862 244 Individuen als verstorben ausgewiesen sind.

Digitized by Google

Für London sind pro 1862 66.959, für Berlin 14.727, für München 4750, für Brüssel 4826 Todesfälle notirt.

Alle diese Ziffern würden ihren eigentlichen Werth erst durch genaue Kenntniß der Bevölkerungsziffern erlangen, da dieselben aber für Wien fehlen, finden wir keine Veranlassung, hier Zahlen zu bringen, deren Werth doch eigentlich nur in der Vergleichung bestehen könnte.

Das mittlere Todesalter berechnet sich nach der Deparcieux'schen Methode diesmal hier mit $23^{4}/_{12}$ Jahren für das männliche und $24^{7}/_{12}$ Jahren für das weibliche Geschlecht; bringt man aber nach dem Rathe bewährter Fachmänner das erste Lebensjahr in Abzug, so findet man für das männliche Geschlecht ein mittleres Todesalter von $34^{6}/_{12}$, für das weibliche von $35^{2}/_{12}$ Jahren.

Die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt berechnet sich bei Knaben mit 16, bei Mädchen mit 17 Jahren.

Unter den 19.644 Verstorbenen finden sich 105 (70 Männer und 35 Weiber) ausgewiesen, welche in Gefängnissen verstarben, was einem Verhältniß von 5 per 1000 entspräche; da aber die Alter bis zu 15 Jahren kaum oder nur in unbedeutendem Verhältnisse dort vertreten sein dürften, finden wir nach Abzug der Verstorbenen im Alter unter 16 Jahren eine Proportion von 10 per 1000.

Die 5. Tafel, welche die Todesart der Verstorbenen nachweisen soll, giebt um so weniger ein verläßliches Material für die vorliegende Arbeit, als sie sowohl der Anlage als der Ausfüllung nach nicht den gestellten Anforderungen entspricht, und wir können diesmal um so leichter die dort gegebenen Ziffern entbehren, als der im statistischen Bureau zusammengestellte Mortalitätsausweis für die verschiedenen Todesarten vollständigere und verläßlichere Daten bringt.

Wir erkennen aus jenen Aufzeichnungen, daß hier 72 Selbstmorde vorkamen. Zu diesen müssen aber noch 12 andere gerechnet werden, die theils hier in den Wellen der Donau ihren Tod suchten und anderorts ausgeschwemmt wurden, theils aber sich in der Umgebung der Stadt ums Leben brachten. Unter jenen 84 Selbstmördern gehörten 71 dem männlichen und 13 dem weiblichen Geschlechte an. 30 der Selbstmörder wählten den Tod des Erhängens. Die meisten Selbstmorde fielen in den April, während für den Februar kein einziger Fall vorliegt. Auffallend war die verhältnißmäßig starke Vertretung der Israeliten mit 4 Selbstmorden.

Die Verunglückungen betreffend weist der Mortalitätsausweis deren 174 aus; berücksichtigt man aber, daß allein im Hainburger Bezirke 29 Leichen Ertrunkener ausgeschwemmt wurden, von denen sich nicht bestimmen ließ, ob sie freiwillig oder unfreiwillig den Wassertod fanden, so wird es begreiflich, daß die hier gebrachten Zahlen nicht der richtige Ausdruck der Thatsache sein können.

Schließlich scheint es nicht ohne Interesse zu bemerken, daß auf 1000 Lebendgeborne in Wien 881, in London 687, in Brüssel 858 Verstorbene kamen.

Digitized by Google

Reise nach Island im Sommer 1860.

Von **William Preyer** und **Dr. Ferdinand Zirkel.**

(Mit wissenschaftlichen Anhängen nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographischen Karte. Leipzig, 1862, Brockhaus — Folio.)

Angezeigt von **G. S.**

I.

Spricht schon die bekannte Verlagsfirma, welche uns die südlicher gefärbten Bilder aus Corsica, aus Italien und Sicilien von Gregorovius und Dr. Avé-Lallemants Reisewerke über Brasilien vermittelte, für den Werth dieses Buches, welches uns die eigenthümlichen Naturscenen der fernen Eisinsel vor Augen führt, so rechtfertigt die übereinstimmend günstige Beurtheilung, welche dasselbe bereits in mehreren englischen und dänischen und sehr vielen deutschen Tagesblättern und Zeitschriften gefunden hat, diese vorgefaßte Ansicht in der vollkommensten Weise. Wir würden fast in Verlegenheit sein, mit unserer Besprechung zu spät zu kommen, um nach so vielseitiger Kritik noch einen neuen Standpunkt der Beurtheilung einnehmen zu können, wenn wir nicht bisher unter allen uns bekannt gewordenen Besprechungen die des gereisten und zwar des der Forschung halber gereisten Fachmannes vermißt hätten. Das, was dem gebildeten Leser bei einem Buche erwünscht sein muß und was sein Interesse anzuregen und zu erhalten vermag, die frische naturgetreue Auffassung des Erlebten, die Fülle und Neuheit in der Beobachtung, die Klarheit und Leichtigkeit in der Darstellung und die zweckmäßige Anordnung des reichen Stoffes, wurde mehr oder weniger in allen jenen Blättern hervorgehoben. Wir richten unser Augenmerk auch auf die erlangten wissenschaftlichen Resultate und auf den Aufwand von geistigen und physischen Kräften, deren es bedarf, um der Natur solche, in den wildesten und ödesten Theilen ihrer großen Werkstätte inmitten des Kampfes ihrer gegensätzlichsten Mächte und in der flüchtigen Spanne einer von ihr selbst nur zu oft beschränkten Beobachtungszeit abzugewinnen.

Es gehört freilich besonderes Talent dazu und ein Aufwand von Fleiß und ordnender Selbstkritik, um Erlebnisse und Beobachtungen in angenehmer und nutzbringender Weise zum Gemeingut zu machen, aber die Leichtigkeit der Darstellung verführt den Leser nur zu oft der Mühen und Schwierigkeiten zu vergessen, denen er die angenehme geistige Anregung und Belehrung verdankt, die er aus guten Reisebeschreibungen schöpft. Ein richtiges Maß der Beurtheilung zu finden, vermag gewöhnlich nur der, der beschwerliche wissenschaftliche Forschungsreisen aus eigener Erfahrung kennt.

Diesen Gesichtspunkt halten wir fest, indem wir die jungen Gelehrten auf ihrer Reise nach Island und in Island begleiten und die von ihnen erlangten wissenschaftlichen Resultate besprechen.

Digitized by Google

Fast drängen uns unsere eigenen Gedanken mit den kühnen Forschern schon fort nach dem ersehnten eisigen Ziele, wo das sanft strahlende Nordlicht die Pracht des südlichen Sternenhimmels ersetzt, wo die Sommersonne auch des Nachts kaum rastet und doch vergeblich ihre matten Strahlengeschosse gegen die eisgepanzerten Bergriesen sendet und, wie neidisch auf das wirksamere Feuer des Innern, ehe sie scheidet, noch mit feurigstem Purpur das ganze Eisland durchglüht, wo das starr gewordene flüssige und das feurigflüssige feste Element, wo Eis und Lava wie feindliche Brüder seit Jahrhunderten in rastlosem unheilvollem Kampfe sich befehden, aber gemeinsam mit verheerender Macht des Menschen und der Thiere mühsam errungene Wohnsitze bedrohen und beide herausfordern zum Kampfe ums Dasein.

Wohl dünkte uns in Erwartung so großartiger Eindrücke gleich ihnen die Rheinfahrt von Bonn abwärts langweilig, auch wenn die Ufer weniger einförmig wären und die Reisegesellschaft liebenswürdiger; und Rotterdam, das holländische Venedig — wie unendlich grau erschien uns sein Himmel, wie grenzenlos phlegmatisch seine Bewohner. Glücklicher noch als ihm den Rücken gekehrt zu haben, schätzten sich die Reisenden gewiß, nachdem sie den ersten Theil ihrer Seefahrt und mit ihr Sturm, Windstille und Nebel auf ihrem alten miserablen Schraubenschiff überstanden hatten. Edinburg wäre uns unter solchen Umständen schon bei der Landung am Molo von Leith und nicht erst von dem Nelson-Monument auf der Höhe des Calton-Hill aus die wahre „Queen of the North“ gewesen, „unendlich schöner als selbst das neapolitanische Camaldoli“. Wäre das schottische Edinbro auch weniger praradiesisch als es beschrieben wird, nach so stürmischer Seefahrt hätte es gewiß bezaubernd gewirkt und das stürmische Verlangen nach dem fernen Ziele für kurze Zeit beschwichtigt, eine „Circe“ für jeden vom Meere herumgeworfenen Ulysses. Aber Dr. Benguerls, eines dritten Reisegefährten, Ankunft am 8. Juni und ein Telegramm entreißt die gelehrten Freunde schnell diesen verführerischen Armen, entführt sie nach Falkirk und Grangemouth, und ehe dieselben es sich versehen, sind sie auf dem schon ungeduldig harrenden „Arcturus“ — Capitän Andresen, — und in See nach Island.

Nun ist das glückliche Erreichen des fernen Tule gesichert, denn der Arcturus ist ein starkes, erprobtes Schiff und Wind und Wetter sind günstig. Selbst die erfolgreiche Durchführung ihrer Reisepläne für das Innere von Island scheint verbürgt durch das glückliche Zusammentreffen mit einer Reisegesellschaft, wie sie für ihre Zwecke nicht besser hätte gewählt werden können. Da ist Graf Trampe, der seitherige Gouverneur (Stiftsamtmann) von Island, der ihnen mit den besten Rathschlägen und wirksamsten Empfehlungen an die Hand geht, — da ist Herr Dahlerup, Amtmann der Färinseln, der ihnen während der kurzen Landungszeit im Hafen von Thorhavn einen kleinen Ausflug ins Innere von Ströemöe ermöglicht; da endlich vor allen Franz Siemsen aus Hamburg, der hochgebildete Besitzer der Doppelspathbrüche am Berufjördur. Ihm und seinem Bruder, dem Consul Eduard Siemsen in Reykjavik hatten die Reisenden nachträglich die thätigste Unterstützung bei der Ausrüstung zur großen Reise in das Innere zu verdanken.

Digitized by Google

In so angenehmer und nutzbringender Gesellschaft fliegen denselben Faire-Isle und Fowl-Isle, links die Gruppe der üppigen Orkneys, rechts die Felsen der basaltischen Shetlands fast flüchtig vorüber und bald liegt der Arcturus vor Thorshavn, dem Hauptort der aus 25 Eilanden bestehenden Färöer (Schafinseln) vor Anker.

Unwillkürlich reizt das Bild, das uns die Reisenden von diesen von Pluto gezeugten nordischen Stiefkindern der Mutter Erde entwerfen, zum Vergleich mit den uns näher liegenden kahlen Kalkinseln der Adria, die dem Neptun ihren Ursprung verdanken. Hier und dort muß der Mensch den widerhaarigsten Verhältnissen seine Existenz abringen, einem unfruchtbaren Steinboden, dem trügerischen Meer und einem ungünstigen Klima. Wie bei weitem gebildeter und regeren Geistes aber sind die armen Färinger, von denen jeder lesen und schreiben kann und welche mit Kopenhagen in lebhaftem Briefverkehr stehen, als die Insulaner des Quarnero und des croatisch-dalmatinischen Küstenstriches. Und doch ist selbst die armseligste und sterilste dieser Inseln, wo sich doch noch hie und da ein Fleckchen rother Erde findet in der schrattigen Steinwüste, wo der Weinstock und der Oelbaum in den engen Spalten des Karstkalkes bei sorglicher Pflege gedeiht und wo für die Schafe noch üppige Büschel von Salvia und Latureia aus zahllosen Klüften sprossen, noch verhältnißmäßig besser daran als jene Basaltinseln, deren nackter, nie durchwärmter Boden kaum Flechten trägt und selbst an den günstigsten Punkten die mühsam angebaute Gerste nicht reifen läßt. Dieselbe muß hier in Oefen künstlich zur Reife gebracht werden und die Schafe scheinen auf den Dächern der Häuser ein willkommneres Futter zu finden als auf den schwarzen Felsen der Höhen oder auf dem kalten, feuchten Torfboden der Bergschluchten. In den schwierigen Verhältnissen zeigt sich stets am besten der geistige Werth und die zähe Kraft germanischen Wesens, das im Kampfe mit der Natur innerlich erstarkt statt zu erschlaffen.

Den Sammeleifer des Zoologen vermochte Strömöe, das ihm nur zwei Vögelarten, einen Käfer und eine Mückenart bot, wenig zu befriedigen, vielleicht mehr den des Mineralogen, im Fall ihm Zeit blieb, seine Taschen mit den schönen Zeolithen der Insel zu füllen, ehe der Arcturus wieder in See stach.

Endlich am 13. Juni hörten die Islandfahrer den ersehnten Ruf „Island in Sicht".

Fern im Westen noch tauchte der schneeweiße Gipfel des Oraefajökull aus dem Meere und nach einigen Stunden hatte sich ihnen das ganze großartige Panorama der Südküste Islands entfaltet, ein ganzes Herr gewaltiger aber jetzt ruhender und in Schnee und Eis gehüllter Revolutionäre. Noch einmal wird ihr Interesse bei den Westmännerinseln von dem nahen Ziele abgelenkt durch das mit zwölf Eingebornen bemannte Postboot von der Heimatinsel, welches vom Dampfer ein Briefpaket in Empfang nimmt, und durch einen förmlichen Mückenschwarm von Seevögeln, der die Inseln, die Luft und das Meer fast verdeckt und den Zoologen zur Bewunderung hinreißt über die reiche Bevölkerung der arktischen Vogelstaaten.

Digitized by Google

Endlich nachdem sie Cap Reykjanes (Rauchcap) gekreuzt, entfaltet sich ihnen der schöne Faxabusen, im Hintergrund der prächtige Snafellojökull (Schneeberg), und in wenig Stunden haben sie glücklich die Seefahrt von 5 Tagen 22 Stunden überstanden und betreten Reykjavik, den Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen.

Schon die Beschreibung dieser bei 1600 Einwohner zählenden Hauptstadt Islands und der Ausflüge in die selbst von englischen Touristen nicht selten besuchte Umgebung des Ortes verschafft uns die Ueberzeugung, daß den Reisenden ein großes Geschick im Sammeln und Verwerthen von Notizen und eine vortreffliche Beobachtungsgabe eigen ist.

Sie bieten uns über diese Dinge schon ein frischeres und selbst an neuen feinen Bemerkungen reicheres Bild, als wir von irgend einem jener Vorgänger erhielten, die nicht nur wissenschaftliche Resultate, sondern auch ihre Reiseerfahrungen zu Nutz und Frommen der Nachkommenden veröffentlichten. So fügen sie beispielsweise der Besprechung der physikalischen Verhältnisse, welche Sartorius von Waltershausen in seiner vortrefflichen „Physisch-geographischen Skizze von Island" (Göttingen 1847) ausführlicher behandelte, sehr beachtenswerthe kritische Anmerkungen bei über das die Erscheinung des Nordlichts begleitende knisternde Geräusch. Nächst dem allgemeinen Ueberblick über das Klima, die Lage, die Bauart, ist die Schilderung der wichtigsten Gebäude von Reykjavik, zu denen die plumpe schmucklose Domkirche, die Gelehrtenschule (laerda skóla), die Apotheke, das Hotel und Casino, zwei etwa unseren Gemischtwaarenhandlungen dem Inhalt wenn auch nicht der äußeren Form nach entsprechende Factoreien, die Buchdruckerei und eine Schenkwirthschaft zählt, von besonderem Interesse, da sich um dieselben das ganze äußere Leben der Landeshauptstadt dreht.

In noch höherem Grade vermag das uns zu fesseln, was wir über die Bildung und den Charakter der Einwohner hören.

Der Widerwille, welchen die Isländer, allerdings nur in Folge vieler verunglückter Versuche und nicht aus geistiger Trägheit gegen Neuerungen zeigen, erinnerte uns lebhaft an das dalmatinische „Questo non è uso in nostro paese" und den hyperconservativen Schlendrian der Morlakken bezüglich jeder Neuerung in Haus- und Feldwirthschaft. Die Isländer stehen trotzdem auf einer höheren Stufe geistiger Bildung als manche jener Völker, welche Dampfmaschinen, Telegraphen, Gasbeleuchtung und Kanonen haben, lauter Dinge die man in Island vergeblich sucht. Dieser Mangel wird wohl hinlänglich ausgeglichen durch die allgemeine Durchbildung des ganzen Volkes. Alle Kinder über acht Jahren können hier lesen und schreiben. Historische und geographische Kenntnisse und vor allem Geschichte, Litteratur und Sagen des eigenen Landes sind fast von einem jeden überraschend genau gekannt.

Dabei blühen die Volksbildungsanstalten mehr und mehr empor, wie die Bibliothek, 1821 gegründet, jetzt 7000 bis 8000 Bände stark, aus der Bücher in alle Theile der Insel oft auf Jahresfrist ausgeliehen werden — die litterarische Gesellschaft, im Jahre 1816 gestiftet, welche (1860) 991 Mitglieder in Island und

Digitized by Google

Dänemark zählte und unter ihren Ehrenmitgliedern die Namen eines Jakob Grimm, Simrok, Forchhammer ꝛc. aufzuweisen hat, — endlich die Zeitungen, von denen zwei, der „Piodolfr“ und der „Islandingur“ in Reykjavik und eine, der „Nordri“ in Akureyri erscheinen.

Den Ursprung der isländischen Volksbildung. zeichnet sehr schön eine Stelle des trefflichen Buches: „Fragt man einen isländischen Knaben, der uns von fremden Ländern erzählt, der uns jedes Pflänzchen das wir pflücken, jeden Vogel der raschen Fluges vorbei eilt, nennt: „„Wer lehrte dich dieses alles?““ so antwortet er „Modir mín“ (meine Mutter.) — Diese zwei Worte bezeichnen die ganze Bildungsgeschichte des isländischen Volkes. Was es weiß, ist ein ererbtes Gut seiner Ahnen. Die ersten Einwanderer Islands waren hochgebildete Adelsfamilien aus Norwegen. Von ihnen datirt die Bildungsfähigkeit der Isländer, welche, allen anderen hochnordischen Völkern entzogen, neben oder trotz ihrer so einfachen, so unglaublich primitiven äußeren Lebensweise doch ein sehr reiches geistiges Leben aufzuweisen haben.“

Mit dieser Art der Entwicklung hängt es zusammen, daß Island, wie schon Kretschmar in seinen „Trachten der Völker“ bemerkt, keine Geschichte, sondern nur eine Hauschronik hat. Vielleicht die drei einzigen historisch wichtigen Ereignisse, welche die Hauptstadt und das Land betrafen, sind: die Erbauung Reykjaviks an derselben Stelle, wo der erste Ansiedler Islands, Ingolfur, sich niederließ, — die fast ein Jahrtausend später fallende blutlose Revolution, durch den Usurpator Jörgensen, einen dänischen Matrosen und — die Verlegung des Althings (Landtags) von Pingvalla nach Reykjavik im Jahre 1800, wo er seitdem alljährlich am 8. Juli tagt.

Aber sie haben eine andere Geschichte als die der socialen Revolutionen und des Kampfes mit mächtigen Nationen, eine Geschichte des Kampfes mit den gewaltigsten Mächten der Natur, reich an schreckenvollen Ereignissen, die statt des Historikers der Geolog einzeichnet in die Annalen der jüngsten Epoche der Erdgeschichte. Zählen andere Völker einzelne Heroen auf, hier erscheint uns ein ganzes Volk in der bewundernswerthen Zähigkeit, mit der es im Kampfe mit so mächtigen Feinden noch geistig fortschreitet als ein gewaltiger Heros des Nordens.

Nur flüchtig begleiten wir die Reisenden auf ihren Ausflügen in die nähere Umgebung von Reykjavik, die fast jeder Islandfahrer besucht.

Die Kahnfahrt nach dem nordwestlich gelegenen Akurey (Ackerinsel), der von armlangen gangartigen Nestern durchlöcherten, wohlgehegten Brütanstalt der Seepapageien (Mormon fratercula), deren Eier und eingemachte fettstrotzende Jungen dem Isländer eine schmackhafte Speise für den Winter sind, und der weitere Ausflug nach der Insel Videy, dem fast heilig gehaltenen und gesetzlich geschützten Brütplatz der Eiderente (aedarfugl — Somateria mollissima) gaben dem Zoologen Gelegenheit, die interessantesten Beobachtungen über das Leben dieser nützlichen, halbzahmen Vögel zu verzeichnen und über die Gewinnung der geschätzten Dunen Die Eiderdunen sind ein Hauptexportartikel der Isländer. Der Handel damit und der Besitz der Brütplätze ist nicht in Händen des Staates, wie mehrfach

Digitized by Google

geglaubt wird, sondern in Händen von Privaten, ja einzelne Inseln sind seit Jahrhunderten im Besitz derselben Familie.

Diese Inselfahrt auf einem landesüblichen Segelboot wäre den Forschern bald so verhängnißvoll geworden, wie die Fahrt im Quarnero den Geologen der kroatischen Section im vorigen Sommer zu werden drohte. Zwar war es hier nicht die Bora und die Brandung einer felsigen Küste wie am Porto Jablanaz, die den Eifer für die Wissenschaft auf eine harte Probe setzte, sondern die eigenthümliche Bauart der isländischen Kähne. Dieselben haben nämlich, um, wenn sie ans Land gezogen sind, das Ablaufen des Regenwassers zu bewirken, ein Loch im Boden, welches auf See nur ein hölzerner Stopfen schließt. Auf halber Rückfahrt nun war im Kahn unsern Seefahrern der Stopfen plötzlich herausgedrückt und verschwemmt worden, so daß das Wasser mit großer Schnelligkeit eindrang. Nur der glückliche Umstand, daß sich ein junger Isländer, der sie begleitet hatte, noch rechtzeitig daran erinnerte, er habe einen neuen, noch am selben Tage eingekauften Stopfen bei sich, rettete sie nebst vier Begleitern aus der drohendsten Gefahr und ließ sie mit nassen Füßen davonkommen.

Ihre ferneren theils zu Fuß theils zu Pferd unternommenen Ausflüge galten den heißen Quellen in der Nähe von Reykjavik, durch welche ein kleiner Bach hindurch fließt, ohne sein eiskaltes Wasser mit dem 86 Grad C. erreichenden heißen Quellwasser zu mischen. ferner dem Lachself (Lachsfluß), dessen ergiebige Lachsfischerei für 100 Pfund St. jährlich an einen Engländer verpachtet sein soll, und an dessen Besuch die Beschreibung der mannigfachen Methoden des Lachsfangs geknüpft ist; endlich den berühmten Schwefelbergen von Krisuvik. Diesen Tummelplatz siedender Springquellen, zischender Gasexhalationen und hochaufbrodelnder, widerlich riechender Schlammvulcane kennen wir seit Bunsens wichtiger Forschungsreise in Island nicht nur in seinem äußeren interessanten Bilde, sondern auch in Bezug auf seine Genesis und den chronologischen Verlauf seiner Erscheinungen. In dem vorliegenden Werke wird uns nicht nur mit Rücksichtnahme auf Bunsens scharfsinnige Beobachtungen das merkwürdige Schauspiel der Schwefelberge, sondern auch der interessante Ritt dahin über den „Bruni, d. i. das Gebrannte" genannten Theil des ungeheuren Lavagebietes „Almeningur", welches die ganze südwestliche Halbinsel Islands bedeckt, mit den lebhaftesten Farben geschildert.

Nach diesen kleineren Touren bereiteten sich unsere Gelehrten vor, ihren großen Reiseplan durchzuführen, demgemäß die Almannagjá, die alternirenden Quellen bei Reikholt, die Surtshellir, die Baula, der Mückensee, die Krafla mit den Schlammvulcanen, die Wüste des Innern, die Hekla und die Geysir der Reihe nach besucht werden sollten. Fürwahr ein gewaltiges Unternehmen. Wir werden in der zweiten Abtheilung unserer Besprechung sehen, wie Glück und Energie ihnen half, es zu lösen und somit eine Route zurückzulegen, die an Länge und Reichhaltigkeit den größten aller bisher von Forschern unternommenen Reisen zum wenigsten gleichkommt — ja sogar etwas zu erreichen, was früheren Reisenden noch nie geglückt war — „die Besteigung der Baula".

Digitized by Google

Litterarisches aus Tirol.

Dieser Tage sind die „Acta Moguntina seculi XII., Urkunden zur Geschichte des Erzbisthums Mainz im 12. Jahrhundert", aus den Archiven und Bibliotheken Deutschlands zum ersten Male herausgegeben von Dr. K. F. Stumpf, Innsbruck bei Wagner, ausgegeben worden. Bei der Bedeutung des Erzstiftes Mainz für die damaligen Geschicke Deutschlands muß diese reiche, sorgfältigst gearbeitete Quellensammlung von jedem Freunde älterer deutscher Geschichte mit Freude begrüßt werden. Von demselben Verfasser wird nächstens eine Schrift: „Die fünf großen österreichischen Freiheitsbriefe von 1058 bis 1283 paläographisch untersucht", so wie der erste Theil der „Reichskanzler" erscheinen. Ein recht frisches Bild aus den Kriegszeiten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das ganz geeignet ist auch Laien zu fesseln, veröffentlichte Alois Moriggl unter dem Titel: „Leben und Heldentod des Grafen Ludwig v. Lodron, k. k. Feldhauptmanns" in der Zeitschrift des Ferdinandeums. — Einen gediegenen Beitrag zur Urgeschichte des Landes von Dr. Firmin Rufinatscha brachte das Meraner Gymnasialprogramm unter der Aufschrift: „Zur Genealogie der Väter". Um für Bestrebungen auf dem Felde tirolischer Geschichte einen Sammelpunkt zu schaffen, wird eine historische Zeitschrift gegründet, welche selbstständige Abhandlungen, Urkunden, Regesten ꝛc. bringen und mit Beginn des folgenden Jahres erscheinen wird. Dadurch wird einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen werden. Nicht weniger rührig als auf historischem Gebiete ist das Leben auf dem Felde der Naturgeschichte.

Vom Verfasser des epochemachenden „Pflanzenlebens der Donauländer", Prof. Dr. Kerner, werden nächstens ein „Herbarium österreichischer Weiden" und eine „Anleitung zum Anbau und zur Cultur der Alpenpflanzen" erscheinen. Unser tüchtige Geognost Dr. Adolf Pichler hat in der soeben ausgegebenen Ferdinandeums-Zeitschrift „Beiträge zur Geognosie Tirols" veröffentlicht, während das Bozener Gymnasialprogramm einen sehr belehrenden Aufsatz: „Vierzehn Tage im Bade Ratzes, eine naturgeschichtliche Localskizze mit näherer Berücksichtigung der Fauna", vom bekannten Entomologen Vincenz Gredler brachte. Sehr angenehm überraschte uns bei dieser Schrift, im gelehrten Naturforscher auch einen feinfühlenden Kunstfreund kennen zu lernen, denn in einem ausführlichen Excurse bespricht der Herr Verfasser auch die Kunstdenkmäler jener Gegend.

Von anderweitigen Erscheinungen müssen das Trauerspiel „Michael Kohlhaas" von L. Schenk (einem jungen Tiroler), Tübingen bei Laupp, so wie die Schriften: „Ueber den Werth der Randbemerkungen im Codex G des taciteischen Agricola und der Noten des Fulvius Ursinus" von Dr. Johann Müller und „Die Jesuiten am Gymnasium zu Feldkirch" von der Redaction der Inn-Zeitung genannt werden.

Digitized by Google

Die Leistungen

des

k. k. militärisch-geographischen Institutes, der Direction des Grundsteuerkatasters und der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus im Jahre 1862.

(Nach dem in der Versammlung am 11. November 1862 vorgetragenen Jahresberichte der k. k. geographischen Gesellschaft.)

※ Es ist in der letzten Zeit kaum in irgend einem Theile Europa's für die Kenntniß des Landes so vieles geschehen wie in unserem Oesterreich, wo das Bedürfniß danach aber auch kaum hätte noch mehr gesteigert werden können. Theils sind den schon von früher her bestandenen Instituten zur Ermöglichung ihrer Aufgaben ausgedehntere Mittel zur Verfügung gestellt worden, wie dem k. k. militärisch-geographischen Institute und der Direction des Grundsteuerkatasters, so daß es denselben möglich wurde, die Aussicht auf Vollendung ihrer Arbeiten fast von Jahrhunderten auf wenige Jahrzehnte zu stellen, theils sind zu diesem Zwecke ganz neue mit ausreichenden der Größe des Landes und der Aufgabe entsprechenden Mitteln ausgestattete Institute ins Leben gerufen worden, wie die k. k. geologische Reichsanstalt, die Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, die Direction für administrative Statistik, die hydrographische Anstalt u. s. w.. deren rasch erzielte und allgemein anerkannte große Erfolge den größten Beweis für die Nothwendigkeit ihrer Existenz geben.

In dem in der Jahresversammlung der k. k. geographischen Gesellschaft am 11. November 1862 mitgetheilten Jahresberichte wurde eine kurze Skizze der Leistungen im Jahre 1862 aller dieser in Oesterreich für die Verbreitung und Vermehrung der Landeskunde thätigen Institute gegeben; aus dieser sollen hier diejenigen hervorgehoben werden, welche sich auf die Kenntniß der Oberfläche des Landes direct beziehen, mit Ausnahme jener der k. k. geologischen Reichsanstalt, da ihrer der um diese Anstalt so hochverdiente Director Herr Hofrath Haidinger in seiner in der ersten Sitzung am 4. November 1862 gehaltenen Ansprache ohnehin ausführlicher erwähnte.

In erster Linie stehen unstreitig die Leistungen des k. k. militärisch-geographischen Institutes, welche auch auf der Weltausstellung in London 1862 allgemein die vollste und verdiente Anerkennung gefunden haben. Es wurden von diesem Institute in dem Militärjahre 1862 hauptsächlich folgende Arbeiten ausgeführt:

Der Terrainstich der Generalkarte von Böhmen im Maße 1 Zoll gleich 4000 Klafter oder 1 : 288.000 der Natur in vier Blättern ist mehr als zur Hälfte vollendet worden.

Von der Specialkarte von Dalmatien in 21 Blättern im Maße 1 Zoll gleich 2000 Klafter oder 1 : 144.000 der Natur, sind schon 18 Blätter auch im Terrain gestochen und es werden die noch fehlenden drei Blätter in der ersten Hälfte des Jahres 1863 beendet, somit diese Karte zur Publication bereit sein.

Von der Karte von Süd-Deutschland in 12 Blättern, im Maße 1 : 288.000 der Natur, sind 4 Blätter vollendet; die übrigen 8 Blätter in der Gravirung theilweise bedeutend vorgeschritten, und es wird dieses Kartenwerk in 12 bis 15 Monaten beendet sein.

Der Stich der Specialkarte von Ungarn, im Maße 1 : 144.000 der Natur, wurde in diesem Jahre begonnen und es sind bereits 32 Blätter im Gerippe und Schrift und 6 Blätter im Terrainstich begriffen.

Von der südlich und westlich an das erschienene Blatt „Umgebung von Gloggnitz" anschließenden, aus 3 Blättern bestehenden Aufnahme in Oesterreich und Steier-

Digitized by Google

mark, im Maße 1 Zoll gleich 600 Klafter, sind 2 Blätter in der Gravirung bedeutend vorgeschritten, so daß selbe noch im Jahre 1863 werden veröffentlicht werden können.

Die Umgebung von Franzensbad und Eger in 4 Blättern, im Maße 1 Zoll gleich 400 Klafter oder 1 : 28.800 der Natur, auf Stein gravirt, wurde beendet und publicirt.

Die Militäraufnahme wurde den vergangenen Sommer in Galizien durch acht Abtheilungen auf Grundlage des Katasters fortgesetzt und dieses Land gänzlich vermessen; im Jahre 1863 wird die Bukowina mit drei Abtheilungen in Angriff genommen und muthmaßlich die Aufnahme in Ungarn mit fünf Abtheilungen fortgesetzt werden.

Die Triangulirungs-Feldarbeiten bestanden in Folgendem: die im Meridian von Fiume, Kremsmünster gegen Prag bereits in den früheren Jahren begonnene Polygonkette wurde bis Prag fortgesetzt. Es wurde ferner die Verbindung der diesseitigen und preußischen geodätischen Arbeiten in Preußisch-Schlesien erreicht, hiezu an den Grenzpunkten Schneekoppe, Spitzberg und Schneeberg in Böhmen nach den zunächst in Schlesien gelegenen preußischen Signalen sorgfältige, lang dauernde Winkelbeobachtungen von österreichischen und preußischen Officieren gemacht und größtentheils vollendet.

Eine gleiche Verbindung der Triangulirungsarbeiten in Böhmen mit jenen in Sachsen wurde verabredet und die Recognoscirung der Anschlußpunkte vorgenommen.

Bei Josephstadt wurde eine Basis von beiläufig 2772 Klafter gemessen und diese mit dem früher erwähnten Polygonaldreiecksnetze verbunden. Auf diese Art wurde ein großer Theil jener trigonometrischen Arbeiten, welche Oesterreich zu der vom preußischen Herrn Generallieutenant Baeyer angeregten mitteleuropäischen Gradmessung vorzubereiten hatte, wesentlich gefördert.

Um diese mitteleuropäische Gradmessung durchzuführen, wurden von den hiebei betheiligten Staaten Preußen, Sachsen und Oesterreich Commissäre ernannt, welche am 24., 25. und 26. April 1862 in Berlin zu einer Conferenz zusammentraten, um sich vorläufig über die Einleitung der hiezu erforderlichen Arbeiten zu besprechen und namentlich um eine Verbindung der Triangulationen für die Zwecke der Gradmessung zu vereinbaren.

Vertreten war bei dieser Conferenz: Preußen durch den Herrn Generallieutenant Baeyer, von dem der Vorschlag zu dieser Gradmessung ausging, Sachsen durch die Herren Dr. Jul. Weisbach, Bergrath und Professor an der k. sächsischen Bergakademie zu Freiberg, A. Nagel, Professor an der k. polytechnischen Schule zu Dresden, und Dr. E. Bruhns, Professor in Leipzig, und Oesterreich durch die Herren k. k. Generalmajor A. v. Fligely, Dr. Carl v. Littrow, Director der k. k. Sternwarte, und Dr. J. Herr, Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

Nach dem über diese Conferenz vorliegenden Protokolle einigten sich die Herren Commissäre unter Vorbehalt der Genehmigung der betreffenden hohen Regierungen über folgende Punkte:

1 Von den Herren Astronomen wurde der durchschnittliche Fehler einer Polhöhenbestimmung auf $^1/_3$ Secunde geschätzt. Eine Secunde im Meridianbogen zählt etwa 16 Toisen, $^1/_3$ Secunde in runder Summe 5 Toisen. Nimmt man an, daß astronomische Bestimmungen in Entfernungen von 100 000 Toisen vorhanden sind oder ausgeführt werden, so würde der Fehler der astronomischen Bestimmungen auf 100.000 Toisen 5, also $^1/_{20.000}$ der Länge betragen. Da die neuen Triangulationen mit viel kleineren Fehlern behaftet sind, auf der anderen Seite aber die Unmöglichkeit vorliegt, alle älteren zu erneuern, so kam man überein, die oben für die astronomischen Bestimmungen gefundene Fehlerhaftigkeit, d. h. $^1/_{20.000}$ der Länge, als die Grenze anzusehen, bis zu welcher ältere Triangulationen benützt werden können.

Digitized by Google

Dreiecksketten genügen, in denen die Fehler in der Summe der drei Winkel der Dreiecke drei Secunden nicht oder doch nur in Ausnahmefällen übersteigen.

2. Bei der Untersuchung über die Abweichung von der regelmäßigen Figur der Erde ist es einerseits wünschenswerth, recht viel astronomische Bestimmungen zu haben; andererseits ist es aber noch viel wichtiger, daß die astronomischen Bestimmungen mit der größtmöglichen Genauigkeit ausgeführt werden. — Da nun die Anzahl solcher Bestimmungen von den disponiblen Kräften und Mitteln abhängig ist und bei der Auswahl der Punkte die localen Verhältnisse maßgebend sind, so einigten sich die Ansichten dahin, daß dieser Punkt lediglich dem Ermessen der Localcommissarien in jedem Lande zu überlassen sei. — Die sächsische Commission stellte für Sachsen zehn astronomisch zu bestimmende Punkte in Aussicht, und seitens der österreichischen wurde erklärt, ebenfalls eine genügende Anzahl bestimmen zu lassen.

In Betreff der Längenbestimmungen entschied man sich dafür, nur Längenbestimmungen mittelst der Telegraphie vorzunehmen, und obgleich es als wünschenswerth anerkannt wurde, daß sämmtliche Sternwarten telegraphisch verbunden würden, so glaubte man doch diesen Punkt einer späteren allgemeinen Conferenz vorbehalten zu müssen und kam zunächst überein, privaten Verabredungen in dieser Beziehung in keiner Weise vorzugreifen, vielmehr durch dieselben unter den Herren Astronomen willkommene Vorarbeiten zur Gradmessung zu gewinnen.

Um aber so bald als möglich den Anfang zu machen und Erfahrungen sammeln zu können, wurden zunächst Längenbestimmungen zwischen Leipzig, Prag und Wien verabredet und von den österreichischen und sächsischen Commissarien die Hoffnung ausgesprochen, daß seitens ihrer Regierungen der Ausführung dieses Unternehmens wohl keine Schwierigkeiten entgegenstehen würden.

3. Die österreichische Commission erklärte, daß die älteren Dreiecksketten in Böhmen und Mähren den ad 1 aufgestellten Bedingungen nicht entsprächen, und daß man im Begriffe stehe, in diesem Jahre in jenen Provinzen des österreichischen Staates eine neue Triangulation auszuführen, worunter namentlich die Messung einer neuen Basis bei Pardubitz an der Elbe begriffen ist, welche schon im laufenden Sommer bewirkt werden wird.

Sehr gute Messungen seien dagegen die Polygonalketten in den Meridianen von Krakau über Ofen bis zur astronomischen Station Čworkowo-Brdo bei Essegg in Slavonien, im Meridian von Wien über die Basis bei Pettau bis zu den astronomischen Stationen Kloster Ivanich in Kroatien und Spalato in Dalmatien, im Meridian von Prag über die Sternwarte in Kremsmünster, astronomische Station Klagenfurt bis zur astronomischen Station Fiume; gleichwie Transversalketten zwischen den genannten in den Parallelen von Ofen über die Basis bei Wiener-Neustadt zur Sternwarte bei Kremsmünster, dann über die Basis bei Hall in Tirol und über die astronomischen Stationen Innsbruck und Bregenz an die österreichische Grenze; ferner im Parallel von Čworkowo-Brdo über die Basis bei Pettau, über die astronomische Station Klagenfurt zur Verbindung mit dem allen Anforderungen genügenden Netze in Tirol. Ebenso seien die Dreiecksketten in den italienischen Provinzen, in der Lombardei und im Kirchenstaate gut; nur fehle für letztere die Verbindung auf beiden Seiten längs der Küsten durch Toscana und die Marken, wo nur ungenügende alte Messungen vorhanden sind.

Die sächsische Commission hielt die alten Dreiecke des Königreiches Sachsen für den vorliegenden Zweck für ungenügend und stellte eine neue Triangulation des Königreiches in Aussicht.

Von preußischer Seite wurde angeführt, daß die Bessel'sche Gradmessung und die Küstenvermessung sich von Memel bis zur Berliner Grundlinie erstrecken, daß eine gute

Digitized by Google

Dreieckskette von Berlin durch Thüringen nach dem Rhein, über die Bonner Grundlinie bis zur belgischen Grenze ausgeführt sei, und daß in diesem Sommer für die Gradmessung astronomische und geodätische Messungen in Schlesien ausgeführt werden sollen, die sich auf die Breslauer Grundlinie stützen. Es wurde daher die Verabredung getroffen, innerhalb einer noch festzustellenden Zeit im Monat August eine gemeinschaftliche Recognoscirung auszuführen, um die Punkte zu bezeichnen, welche zum gegenseitigen Anschluß der Triangulationen Oesterreichs, Preußens und Sachsens benützt werden sollen und demnächst auf Grund der Recognoscirungen eine speciellere Convention abzuschließen.

Es wurde dabei als wünschenswerth betrachtet, einen Punkt in der Nähe von Prag an der Stelle der Sternwarte, deren Lage für solche Bestimmungen nicht angemessen ist, so auszuwählen, daß er zugleich von der Schneekoppe aus gesehen werden könnte. Die Auswahl und Zurichtung dieses Punktes, um während des Sommers einen Heliotropen daselbst aufstellen zu können, wurde seitens des Generals v. Fligely gern übernommen und der Generallieutenant z. D. Baeyer versprach diesen Punkt bei Prag direct mit der Breslauer Sternwarte durch eine Winkelmessung auf der Schneekoppe zu verbinden.

4. Die sächsische Commission beabsichtigt für die neue Triangulation Sachsens eine Grundlinie in der Nähe von Leipzig zu messen, und fragte an, ob ihr der Bessel'sche Meßapparat zu diesem Zwecke geliehen werden könne.

Generallieutenant Baeyer erwiederte hierauf, daß er glaube, die Darleihung des Apparates werde auf keinerlei Hindernisse stoßen, daß aber eine neue Vergleichung der Meßstangen vorgenommen werden müsse.

Prof. Dr. Bruhns beabsichtigt in diesem Falle diese Vergleichung in Leipzig vorzunehmen, und um zugleich zu einer Vergleichung mit dem österreichischen Meßapparat zu gelangen, erklärt sich der General v. Fligely bereit, den letzteren zu einer passenden Zeit zu diesem Zwecke nach Leipzig zu schicken.

5. Es wurde als wünschenswerth bezeichnet, noch zahlreiche Pendellängebestimmungen vorzunehmen, um auf anerkannte Abweichungen hin weitere Untersuchungen gründen zu können Director Dr. v. Littrow stellte den von ihm zu zahlreichen Versuchen gebrauchten Kater'schen Revisionspendelapparat gern zur Verfügung für die etwa in Preußen und Sachsen zu beabsichtigenden Arbeiten dieser Art.

6. Für den guten Fortgang aller Gradmessungsarbeiten hielt Director von Littrow es wünschenswerth, daß vorläufig Principien für die geodätischen und astronomischen Arbeiten aufgestellt und so eine Gleichförmigkeit in der Methode der Ausführung der verschiedenen Arbeiten erzielt werde. Man einigte sich hierauf, die Bessel'schen Dimensionen der Erde allen Rechnungen zum Grunde zu legen und Generallieutenant Baeyer stellte für den geodätischen Theil der Arbeiten die baldige Uebersendung von Erläuterungen zu seiner Denkschrift in Aussicht, von denen er hofft, daß sie einen Theil des Bedürfnisses befriedigen werden; während Prof. Dr. Bruhns die von ihm zunächst in Sachsen anzuwendenden Methoden für die anzustellenden astronomischen Beobachtungen nach praktischer Erprobung im Verlauf des Sommers in einer Brochure zusammenzustellen und zu publiciren gedenkt.

7. Die Conferenz hatte den Zweck, als Anfang zu den größeren Arbeiten der mitteleuropäischen Gradmessung, die gerade für die nächste Zeit vorliegenden geodätischen und astronomischen Arbeiten Oesterreichs, Preußens und Sachsens zu besprechen und in Einklang zu bringen und speciell die Triangulationen der respectiven Staaten in diesem Sommer gegenseitig zu verbinden.

Einer späteren Conferenz muß eine detaillirtere Feststellung sämmtlicher vorzunehmenden geodätischen und astronomischen Arbeiten für alle betheiligten Staaten vorbehalten

Digitized by Google

bleiben, wozu der Zeitpunkt gekommen sein dürfte, sobald die von einzelnen Staaten noch fehlende Zustimmung der Theilnahme an den Arbeiten für die mittel-europäische Gradmessung eingetroffen sein wird.

An die Arbeiten des k. k. militärisch-geographischen Institutes schließen sich jene der Direction des Grundsteuerkatasters unmittelbar an, indem diese meist die Grundlage für jene abgeben. In diesem Jahre wurde die Vermessung von Kroatien und Slavonien fortgesetzt. Die Vermessungsarbeiten hatten sich sowohl von Seite der Behörden wie der Bevölkerung allenthalben bedeutender Unterstützung zu erfreuen.

Es wurde dadurch möglich, nicht nur viele Lücken des Vorjahres zu ergänzen, sondern selbst mit den Arbeiten, besonders in der Detailvermessung, über jenes Ziel hinauszukommen, das man sich anfänglich eben in Folge der früheren Erfahrungen gesteckt hat. Die diesjährigen Leistungen erstrecken sich rücksichtlich der Triangulirung für das geographische Netz auf einen Flächenraum von 45 Quadratmeilen und rücksichtlich der Detailvermessung auf 140 Quadratmeilen, so daß nunmehr Kroatien und Slavonien in der ganzen Ausdehnung mit der trigonometrischen Vermessung beendet ist, und 278 Quadratmeilen im Detail aufgenommen sind, daher die letztere nur mehr auf 70 Quadratmeilen durchzuführen kommt, um den Gesammtflächeninhalt von 348 Quadratmeilen einschließlich der wieder hinzugekommenen Bezirke Illok und Ruma zu beenden.

Die größeren Städte Agram, Fiume und Požega wurden auf Ansuchen der Gemeinden im größeren Maße, nämlich 1 Zoll gleich 20 Klaftern, aufgenommen, so daß die Blätter dieser Aufnahme auch zu anderen Zwecken, wie zur Regulirung, Erweiterung und Anlagen verschiedener Art als die beste Basis dienen können. In dieser Hinsicht bleibt aber immer die neue Aufnahme der Vorstädte Wiens auf Glasplatten im Maße 1 Zoll gleich 10 Klaftern, welche demnächst beendet wird, das großartigste Unternehmen, zumal jetzt durch die Erfindung des Trockendruckes im lithographischen Institute des Katasters jeder Blatteingang beseitigt ist und die lithographischen Abdrücke dem Originale in jeder Richtung vollkommen gleichzustellen sind.

Ein besonderes Interesse wird die bereits in Angriff genommene Uebersichtskarte der Katastralvermessung Kroatiens und Slavoniens dadurch gewinnen, daß in derselben, so wie es bei der Uebersichtskarte Tirols bereits geschehen, auch alle Höhen der trigonometrisch bestimmten Punkte aller Netzordnungen ersichtlich gemacht werden.

Von nahezu gleich wichtigem Einflusse ist die Thätigkeit der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, welche auch in diesem Jahre ihren gewohnten, nach einem festen Plane geregelten Verlauf nahm.

Die Natur der Arbeiten dieses Institutes bringt es mit sich, daß dieselben weniger durch einzelne effectvolle Leistungen in rascher Folge, als durch consequente Beharrlichkeit in der Anstrebung hervortreten, die vorgesteckten Ziele zu erreichen.

An der Centralanstalt selbst wurden die Beobachtungen fortgesetzt, welche neben den Arbeiten zur Gewinnung der Resultate seit einer Reihe von Jahren im Gange sind. Sie erstrecken sich:

Auf Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Dunstdruck, Richtung und Stärke des Windes, Zug, Form und Menge der Wolken, Niederschlag, Luftelektricität, Ozongehalt und auf andere, nicht wie die eben genannten zu fixen Stunden wiederkehrende Erscheinungen, wie die Gewitter, Höfe und Nebengestirne, Stürme u. s. w. Für alle einer continuirlichen Wirkung unterliegenden Erscheinungen sind selbstregistrirende Instrumente in Thätigkeit.

In diesem Jahre begann man auch Messungen über die Verdunstung des Wassers mit einem Apparate, welcher, von Dr. Mühry in Göttingen ursprünglich angegeben, von Dr. R. v. Vivenot jun. modificirt wurde.

Digitized by Google

Die Beobachtungen der Centralanstalt erstrecken sich ferner auf die Richtung und Stärke des Erdmagnetismus nach seinen horizontalen und verticalen Componenten, Declination, Inclination und horizontale Intensität, über welche Elemente zu denselben sizen Stunden, welche für meteorologische Beobachtungen bestimmt sind, die sogenannten Variationsbeobachtungen angestellt werden. Zur Controle derselben und um sie auf absolutes Maß reduciren zu können, werden in der eisenfreien Hütte, welche im Garten des Theresianums errichtet ist, absolute Beobachtungen in der Regel um die Mitte eines jeden Monats, wenn nothwendig auch noch in kürzeren Intervallen angestellt.

Die Beobachtungen erstrecken sich endlich auf die Bestimmung der Tage, an welchen bestimmte Erscheinungen in der Pflanzen- und Thierwelt eintreten; es sind dies die phänologischen Beobachtungen.

Von den Stationen, welche mit der k. k. Centralanstalt in Verbindung stehen und sich auf alle Kronländer des Kaiserstaates vertheilen, dann auch noch einige auswärtige umfassen, waren im abgelaufenen Jahre 106 in Thätigkeit.

---

* Das August-Heft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" bringt folgende Artikel: Die Chorgestühle des Mittelalters vom 13. bis 16. Jahrhundert, von Ch. Riggenbach, mit 14 Holzschnitten; ein Wandgemälde der Zipser Domkirche, von Wenzel Merklas, mit einem Holzschnitt; die Elfenbein-Reliquientafel des Domschatzes zu Agram, mit einer Tafel, von Karl Weiß, und mehrere kleinere Mittheilungen.

* Im sechsten Hefte des Jahrganges 1863 der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" hat Herr A. Gernerth eine Abhandlung: „Bemerkungen über ältere und neuere mathematische Tafeln" bekannt gemacht, deren Gediegenheit ebenso der Wissenschaft zum Nutzen als dem Verfasser zur Ehre gereicht. Herr Gernerth hat nämlich mit bewunderungswürdiger Ausdauer eine sorgfältige und umfassende Revision einer großen Anzahl logarithmischer und anderer Tafeln vorgenommen, wodurch er auf höchst überraschende Resultate in Bezug auf die bisher zumeist auf Treu und Glauben vorausgesetzte Correctheit jener Werke geleitet wurde. Diese treffliche Arbeit liefert einen wichtigen Beitrag zur Geschichte dieses Zweiges der Mathematik, und bildet so zu sagen einen Abschnitt für die gemüthliche Weise, mit der man bisher es für ziemlich gleichgültig ansah, ob man gerade dieser oder jener Tafel sich bediente, während uns der Verfasser lehrt, um nur die extremen Fälle zu erwähnen, daß man bei Schrön unter 1000 Zahlen auf 999 richtige zählen kann, während uns Beskiba mit der Aussicht auf sieben falsche unter je zehn Zahlen beglückt. Wir pflichten den Ansichten des Verfassers in den die eigentlichen Ergebnisse seiner Arbeit begleitenden Bemerkungen, unter andern auch hinsichtlich des weiten Gewissens, das die Berechner solcher Tafeln bei den letzten Stellen gewöhnlich zeigen, vollkommen bei und sehen mit dem innigsten Interesse den vom Verfasser versprochenen weiteren Mittheilungen auf diesem Gebiete entgegen.

* „Aufklärungen über ungarische Zeitfragen" ist der Titel einer soeben bei Braumüller erschienenen Brochure, welche weniger ihrer Form als ihres trefflichen Inhaltes halber sich allen denen empfiehlt, welche sich mit dem Studium österreichischer, speciell ungarischer Fragen beschäftigen. Der Verfasser ist offenbar kein Deutscher, seine Anschauung eine österreichische im besten Sinne des Wortes.

* Das „Tokaj-Hegyaljai-Album" wird, wie man dem „P. Napló" aus Tokaj schreibt, in Folge der unausgesetzten Bemühungen Sr. Excellenz des Baron Nikolaus Vay bald zum Drucke bereit sein. Die zu diesem Album bestimmten, durch Gustav Kolety nach der Natur gezeichneten und in München in doppeltem Farbendruck

Digitized by Google

ausgeführten Landschaftsbilder der namhaften Punkte der Hegyalja werden eine Zierde des Albums bilden. An der Ausarbeitung des Textes sind die Herren Dr. Joseph Szabó, Haßlinßky und Moriz Preyß betheiligt, welche die Hegyalja in geologischer, botanischer und chemischer Beziehung beschreiben werden.

---

* Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters lieferte der fleißige Sammler Emil Weller (sächsischer Flüchtling, Herausgeber des Index Pseudonymorum ꝛc) in seiner Schrift „Das alte Volkstheater der Schweiz, nach den Quellen der Schweizer Bibliotheken bearbeitet". Der Zeitraum, den das Buch behandelt, umfaßt das 16. Jahrhundert beinahe vollständig. Die ersten Spuren der Pflege des deutschen Schauspieles in der Schweiz knüpfen sich an das Wirken des Pamphilus Gengenbach in Basel (1513 u. ff.). In Bern ist Nikolaus Manuel der erste Bühnendichter, in Zürich Utz Eckstein. Außerdem sind theatralische Bestrebungen in fünfzehn andern Orten der Schweiz nachzuweisen.

F. K. Der Handatlas der neuesten Erdbeschreibung (Hildburghausen, Verlag des bibliographischen Institutes), welcher die wichtigen Eroberungen der geographischen Forschung im letzten Decennium, die Veränderungen in politischer Beziehung und zugleich das allenthalben sich ausbreitende Eisenbahnnetz zeigt, ist für alle jene ein wahres Bedürfniß geworden, die auch nur einiges Interesse an dem Gange der Welterereignisse und an den Fortschritten der Erd- und Völkerkunde nehmen.

Die Anlage und Ausführung dieses Werkes wetteifert mit den vorzüglichsten Leistungen der europäischen Kartographie. Die oro-hydrographische Karte von Europa rollt mit reliefartiger Deutlichkeit die Terraingestaltung desselben vor uns auf, während wir auf der Karte des nordwestlichen Afrika die wissenschaftlichen Resultate von Mungo-Park bis auf die kühnen Reisenden unserer Zeit, der Richardson, Barth, Overweg, Vogel u. a. bereits eingetragen finden.

Oesterreich erscheint ganz besonders berücksichtigt. Nicht weniger als neun Karten sind dem Kaiserstaate zugedacht. Zwei derselben, die Karten der Königreiche Ungarn und Illyrien, lassen in Bezug auf Correctheit des Stiches und der richtigen politischen Abgrenzung der Einzelländer, Kreise, Comitate, Bezirke u. s. w. nichts zu wünschen übrig. Besonders glauben wir bei dem Blatte Ungarn und seine Nebenländer die richtige Schreibart der neben dem Deutschen vorkommenden drei ganz verschiedenartig accentuirten Sprachen, des Magyarischen, Südslavischen und Polnischen hervorheben zu sollen.

Ungewöhnliche Billigkeit erhöht die großen Vorzüge, welche diesen Atlas zu einem wahren Schul- und Familienwerke gestalten. Bereits sind von demselben 18 Lieferungen erschienen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die verflossene Woche ist vorzugsweise reich an Erscheinungen auf dem Felde der Rechtswissenschaft; wir zählen dahin eine neue dritte Auflage des katholischen Kirchenrechtes von Prof. Dr. Schöpf in Salzburg, die den österreichischen Verhältnissen besonders Raum giebt, ein neues Werk Walters in Bonn „Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart". — Dr. Laband, der sich durch seine kleine Schrift über den Schwabenspiegel rühmlichst bekannt gemacht hat, hat im Verfolg dieser Studien das Magdeburg-Breslauer Schöffenrecht aus der Mitte des 14. Jahrhunderts bearbeitet; Paul Roth in München, der Verfasser der Geschichte des Beneficialwesens, bringt eine neue rechtsgeschichtliche Arbeit: „Feudalität und Unterthanenverband" in die Oeffentlichkeit.

Digitized by Google

Weiterhin erwähnen wir auf dem Felde der Geschichte einer größeren Arbeit des Dr. G. Bornhak „Geschichte der Franken unter den Merovingern", deren erster Theil bis zum Tode Klothars I. reicht, dann dreier Abhandlungen aus der Geschichte des Alterthums von P. J. Junker in Koblenz, über die ägyptischen Sothisperioden, über Chronologie und Geschichte im Alterthum und die Umschiffung Libyens durch die Phönizier. — Ein Stück griechische Kunstgeschichte aus der Blüthezeit Athens schildert L. Urlichs in der „Biographie des Bildhauers Skopas". — Hinter diesen schweren wissenschaftlichen Arbeiten sei auch noch einer poetischen Gabe eines, wenn auch bejahrten Sängers gedacht; es ist Karl Simrock, der Uebersetzer unserer alten deutschen Mustergesänge, der seine Gedichte in einer neuen Auflage und Auswahl abermals in die Welt sendet.

---

* Mit welcher Gründlichkeit bei der Restauration des Domes bei St. Veit in Prag zu Werke gegangen wird, beweist die kürzlich beendete Untersuchung der Capelle St. Johann des Täufers, welche in Folge derselben gänzlich abgebrochen wurde. Der Boden der Capelle wurde dabei bis auf eine Tiefe von mehreren Klaftern aufgegraben, so daß man bis unter die Sohle des mächtigen Grundmauerwerkes der Kirche gelangte, um sich von dem Zustande desselben überzeugen zu können. Mit der Erneuerung dieser Seite des Domes ist man bereits ziemlich weit vorgerückt. Seit einigen Tagen hat man auch angefangen, an der südlichen Längenseite der Kirche Vorbereitungen zur künftigen Restauration zu treffen. — Bei dieser Gelegenheit bemerken wir zugleich, daß auch die Restaurirung der kaiserlichen Burg mit Eifer betrieben wird, so daß bereits ein großer Theil des neuen Schieferdaches hergestellt wurde und auch die Ausbesserung der Standbildergruppen am Schloßeingange bald beendet sein wird. (Prager Zeitung.)

* Ed. Steinle's Wandgemälde im Museum in Köln wurden jüngst in sehr anerkennender Weise in der „A. A. Ztg." besprochen. Wir heben dies nicht bloß deßwegen hervor, weil Steinle, ein Wiener von Geburt, auf unsere besondere Theilnahme ein Anrecht hat, sondern auch deßwegen, weil es schien, als läge es im Interesse gewisser litterarischer oder artistischer Kreise, die Arbeiten Steinle's in Köln todtzuschweigen. Die Gemälde Steinle's, al fresco ausgeführt, behandeln die culturhistorische und besonders künstlerische Entwicklung in Köln und den Rheinlanden in zwei großen und zwei kleineren Bildern.

* Das Pettenkofer'sche Regenerationsverfahren (vergl Nr. 28 der Wochenschrift) wird von Friedrich Pecht in den „Nec. und M. über bild. Kunst" besprochen. Er bringt dabei die höchst auffallende Thatsache zur Sprache, daß dem berühmten Chemiker angeblich auf speciellen Befehl des Unterrichtsministers mehrere Perlen der Schleißheimer Galerie, zwei Bilder von Claude Lorrain, der beste Terburg, ein van de Velde, mehrere Wouvermans zur Erprobung seines Verfahrens überlassen wurden. Es leuchtet ein, daß zum bloßen Experimentiren jedes beliebige alte Bild genügt haben würde, und mit Recht fragt der Verfasser: „Ist es nicht ganz dasselbe, wenn man erst Jahrzehnte lang die Kunstwerke ruhig verwahrlosen und von ungeschickten Restauratoren mißhandeln läßt, oder wenn man endlich sie auf einmal eben so leichtfertig einem Verfahren, dessen Consequenzen doch erst Zeit und längere Erfahrung lehren können, überantwortet?"

Verantwortlicher Redakteur: Dr Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Urbevölkerung Europa's.

Eine Ueberſicht über die neueren Forſchungen.

Von **Oscar Schmidt** [1].

Zu der Zeit, wo die eigentliche Geſchichte von Mittel-Europa anhebt, als Cäſar ſeine Schaaren über die Alpen führte, waren den Völkern Europa's nur noch einzelne dunkle Erinnerungen ihrer Herkunft geblieben. Meiſt wähnten ſie ſich dem Lande entſproſſen, das ein jedes gerade innehatte. Dank der vergleichenden Sprachforſchung wiſſen wir, daß Griechen und Römer, Gallier oder Celten, Germanen und Slaven nicht Autochthonen, Europa Entſproſſene ſind, ſondern einer gemeinſamen fernen Wiege entſtammen. Sie ergoſſen ſich, mit dem Gebrauch von Metallen mehr oder weniger vertraut, aus dem inneren Aſien über unſeren Erdtheil. Hier trafen ſie eine vielleicht ureingeſeſſene Bevölkerung vor, welche ſich mit Steinwaffen und Steingeräthen, mit Horn und Bein behalf.

Ueber dieſes Steinalter unſeres Erdtheiles haben wir jüngſt die merkwürdigſten Aufſchlüſſe bekommen. Die Verbreitung der Völker mit Steingeräthen, ihr Culturſtandpunkt, ihre Lebensweiſe hat ſich für mehrere Länder aus den in großer Fülle vorhandenen Ueberreſten erſchließen laſſen, und indem ſich mit den Alterthümlern die Naturforſcher verbanden, iſt man ſogar jenſeits der jetzigen Periode unſeres Erdballes angelangt und verfolgt die Urgeſchichte der europäiſchen Menſchheit bis zu den Tagen, wo unſer Continent ganz anders ausſah wie jetzt, der botniſche Meerbuſen mit dem weißen Meere zuſammenhing, der ſüdliche Theil Schwedens eine Inſel war, die Elephanten trockenen Fußes von England nach Frankreich, von Spanien nach Africa gingen und der größte Theil der norddeutſchen Ebene Meer war.

[1] Die hauptſächlichſten Arbeiten und Werke, deren Reſultate ich hier zuſammenſtelle, ſind:

Troyon, Habitations lacustres. Lausanne 1860;

Rütimeyer, die Fauna der Pfahlbauten. Baſel 1861.

Forchhammer, Strenstoup, Worsaar, Undersögelsee; geologisk-antiquarisk Retning. Kiöbenhavn.

Morlot Études géologico-archéologiques. Lausanne 1860.

Boucher de Perthes, Antiquités celtiques. Neuere Mittheilungen in den Comptes rendus der Pariſer Akademie.

Lartet, Nouvelles recherches sur la coexistence de l'homme et des grandes mammifères, réputés charactéristiques de la dernière période géologique. Annales des sciences naturelles. 1861.

v. Maack, das urgeſchichtliche ſchleswig-holſtein'ſche Land. Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde 1860.

Digitized by Google

Die Aufschlüsse über eine weit frühere Existenz des Menschengeschlechtes, als man bisher annehmen konnte, sind um so erwünschter und erregen unsere Theilnahme um so mehr, als gerade auch in neuester Zeit über die Frage nach dem Zusammenhange des Menschen mit dem Thiere und der Thier- und Pflanzenarten unter sich lebhaft gestritten wird. Denn immer ist es ein außerordentlicher Gewinn für die menschliche Erkenntniß und Wissenschaft, den Anfängen der Dinge näher zu kommen. Anfang und Ursache liegen bei einander. Doch bevorworte ich gleich hier, daß wir, nach meiner Ansicht, durch diese neuesten Entdeckungen über die eigentliche Abstammung des Menschen nicht klüger geworden sind.

Um einen passenden Ausgangspunkt für die folgenden Mittheilungen zu haben, überblicken wir zuerst die Sprachen- und Völkergruppen Europa's. Wir wenden uns dann zur schweizerischen Urgeschichte, von der Bevölkerung mit eisernen Waffen, welche Cäsar vorfand, rückwärts tastend zu der Zeit, wo das Eisen unbekannt und durch eine Mischung von Zinn und Kupfer, die Bronze, vertreten war. Wir finden dieses Volk des Bronzealters zum Theil auf eigenthümlichen Ansiedlungen in den Schweizer Seen, die nicht sie, die Bronzemänner, erfunden, sondern von einer älteren Bevölkerung überkommen haben. Letztere bediente sich bloß steinerner Waffen und Geräthe. Sie scheinen ihre Wohnungen und Dörfer ausschließlich auf Pfahlrosten in den Seen errichtet zu haben. Wir nennen sie kurzweg die Pfahlbauer und sie führen uns zu den weit weniger cultivirten, kümmerlich lebenden Steinmännern des Nordens, den Ureinwohnern Scandinaviens. Wir vergleichen Thier- und Pflanzenwelt jener Vorzeit mit ihrer heutigen Verwandtschaft und erhalten dabei sehr merkwürdige Nachweise über Abstammung und Dauer einiger unserer Hausthiere. Wir sind genöthigt, die Gegenwart mit einer Zeit unmittelbar zu verknüpfen, die man für eine scharf abgeschnittene sogenannte vorweltliche Schöpfungsepoche zu halten pflegte, und an verschiedenen Stellen werden wir zur Vervollständigung der Bilder die letzten unseren Welttheil berührenden Umwälzungen näher zu besprechen haben. Wir werden endlich die Menschen in eben jenem Sinne „vorweltlich" finden, mit und von Thieren lebend, die man früher als charakteristisch für die vormenschliche Erdenzeit ausgeben mußte.

1. Die Pfahlbauten der Schweiz.

Wenn man von den fast spurlos verschollenen Sprachen der alten Thraken und Skythen, so wie der ziemlich räthselhaften Etrusker in Italien absieht, so bleiben acht Völker übrig, deren Sprachen in Europa verbreitet waren nämlich: Iberer, Celten, Griechen, Römer, Germanen, Lithauen, Slaven, Finnen. Von dem Iberischen ist das Baskische ein Rest, dessen Verhältniß zum Finnischen anfängt aufgeklärt zu werden. Eng mit einander verwandt sind das Celtische, Griechische, Lateinische, Deutsche, Lithauische und Slavische; sie hängen eben so eng mit dem Sanskrit und dem Zend, dem Altpersischen zusammen, und diese Sprachverwandtschaft allein genügt schon zum Beweise einer Einwanderung jener Völker aus deren

Digitized by Google

gemeinsamem asiatischen Mittelpunkte. Ganz isolirt in diesem europäischen Sprachen congreß stehen das Finnische und Lappische.

Am frühesten erscheinen auf dem Schauplatz der Geschichte die Griechen und Römer, jene etwa ums Jahr 1800 v. Chr., diese um 754. Fast vier Jahrhunderte später erscheinen die Celten, welche 388 v. Chr. Rom erobern. Bald darauf werden die Germanen erwähnt. Ihre Stämme drängen die Celten nach Sonnenuntergang. Vielleicht gleichzeitig mit ihnen sind die Lithauer gekommen, von geringer politischer Bedeutung, aber dem Sprachforscher von höchstem Interesse, da ihre Sprache dem Sanskrit am nächsten steht. Wohl nur wenig später waren im Nordosten Europa's die Slaven auf dem Platze. Sie alle hatten sich nach und nach von ihrem asiatischen Stammlande losgelöst in Zeiträumen, die schwerlich ergründet werden können; ist doch, nachdem sie sich in Europa neben einander geschichtet, das Bewußtsein ihrer Abstammung und gemeinsamen Wiege aus dem Völkerbewußtsein geschwunden.

Die Celten und Germanen fanden bei ihrem Erscheinen in Europa schon eine Bevölkerung vor. Sie trieben selbe theils vor sich her, und so finden wir auf der spanischen Halbinsel die Iberer, welche eine verhältnißmäßig hohe Culturstufe erreicht zu haben scheinen und in frühester Zeit auf celtische Völkerschaften vielfach einwirkten. Nach dem Norden aber wurden die lappinischen Stämme zur Seite gedrängt. In neuester Zeit hat Ludwig Lucian Bonaparte darauf aufmerksam gemacht, daß zwar nicht nach Laut und Wort, aber nach gewissen inneren Bildungsweisen und Gesetzen Beziehungen vorhanden seien zwischen dem Baskischen und einigen dem finnischen Stamme angehörigen Sprachen (in der lappisch-finnischen, ungarischen, woduliſchen u. a.), wodurch der Vermuthung Raum gegeben wird, die alten Iberer und die Ureinwohner Scandinaviens seien von derselben Herkunft, vorausgesetzt, daß die Identität der Lappen mit jenen Ureinwohnern sich völlig erweisen läßt.

Ich habe schon des verschiedenen Materials zu Waffen und Geräthen gedacht, welches für die auf einander folgenden und an den verschiedenen Punkten Europa's sich ablösenden Völker charakteristisch ist. Es war das Verdienst der dänischen und schwedischen Gelehrten, für ihre Heimat die Aufeinanderfolge eines Stein-, Bronze- und Eisenalters nachzuweisen. Die Verhältnisse liegen im scandinavischen Norden einfacher, doch hat sich auch für Mittel-Europa die Richtigkeit dieser Epochen der Menschheit ergeben. Ueberhaupt zeigt die vergleichende Culturgeschichte der Völker, daß diese Folge von Stein, Bronze und Eisen allgemein gültige Entwicklungsstufen bedeutet. Unter andern legen die Zustände der mittel-americanischen Völker zur Zeit der spanischen Eroberung davon Zeugniß ab.

Als Julius Cäsar gegen 60 Jahre v. Chr. die Unterwerfung der im heutigen Frankreich, Belgien und der Schweiz wohnenden Celten unternahm, waren diese schon seit mehreren Jahrhunderten mit dem Eisen bekannt. Die Helvetier, die celtischen, bei der ostwestlichen Völkerwanderung zwischen Meer und Alpen zurückgebliebenen Stämme, theilten den allgemeinen Culturzustand der übrigen Celten. Obwohl das Umherstreifen und Wandern im Großen ihnen besonders zugesagt zu

Digitized by Google

haben scheint, so gewannen sie doch auch der Erde ackerbauend vieles ab. Als die Helvetier mit Abbrechung ihrer Niederlassungen ihre Schweizer Heimat zu verlassen und, dem Laufe der Rhone folgend, im südlichen Frankreich sich neue Wohnsitze zu gründen beschlossen, verproviantirten sie sich mit Getreide für 368.000 Köpfe, wovon etwa der vierte Theil streitbare Mannschaft war. Vieh- und Pferdezucht blühte gleichfalls. Unter ihren Schmucksachen findet sich Glas, wohl kein einheimisches, sondern aus Süden über Massilia (Marseille) gekommen, und Bernstein, ein Gegenstand uralten Handels, welcher die nördlichen und südlichen Küsten Europa's mit einander verband. Sie besaßen Münzen und waren der Schrift kundig. Sie bedienten sich eisenbeschlagener Wagen, ein Geräth, auf welchem schon, wie die Sprachvergleichung lehrt, die Vorfahren ihre Habe aus Indien gebracht hatten. Sie schlugen sich mit eisernen Schwertern von ziemlicher Schwere und Länge, deren Griffe 4 bis 5 Zoll lang sind, einer tüchtigen Leibesgestalt und kräftigen Hand entsprechend. Neben der Eisenindustrie findet aber auch die Bronze reichliche Anwendung, woraus namentlich Schmucksachen, Nadeln und Hafteln, so wie Gefäße gearbeitet wurden.

Die Helvetier, von deren Culturstufe wir einige Andeutungen gegeben, gehören der Geschichte an. Die Zeit ihrer Einwanderung ist zwar nicht zu bestimmen, wohl aber liegen die sprechendsten Zeugnisse vor, daß sie das Land zwischen Jura und Alpenkette nicht als ein jungfräuliches antrafen, sondern durch blutige Kämpfe von einer lange dort eingesessenen Bevölkerung sich erringen mußten, einer Bevölkerung, des Eisens bar, aber im ausgedehnten Besitz der Bronze.

Wir sind hiemit bei den Entdeckungen des letzten Jahrzehntes angelangt, welche nicht nur in der Schweiz, wo sie gemacht wurden, sondern bei allen Alterthumsforschern und Ethnographen das lebhafteste Interesse erregt haben, den Entdeckungen der sogenannten Pfahlbauten oder Seeniederlassungen — habitations lacustres. Zuerst ist das Allgemeine dieser Seewohnungen hervorzuheben und dann sind die zwei Bevölkerungen zu betrachten, die sich ihrer bedienten. Die eine von ihnen unterdrückte die vorangehende, wie sie selbst ihren Untergang durch die helvetischen Celten fand.

Im Winter von 1853 bis 1854 bei einem außergewöhnlich niedrigen Wasserstande sah man bei Meilen auf dem Grunde des Zürcher See's die Reste einer Menge eingerammter Pfähle, zwischen denen sich die Ueberbleibsel alter Herdanlagen, Kohlen, aufgebrochene Knochen und andere Dinge fanden, welche zeigten, daß dieser Punkt im See vor uralten Zeiten bewohnt war. Die Nachforschungen wurden von einem sehr eifrigen und geschickten Gelehrten, Dr. Keller in Zürich, unternommen, und man überzeugte sich sehr bald, daß nicht nur bei Meilen und an anderen Stellen des Zürcher See's, sondern über zahlreiche Uferstrecken der meisten Schweizer Seen diese Bau- und Niederlassungsweise verbreitet gewesen war. Wir wissen, daß die alten Päonier in Thracien auch auf dem See Parsias wohnten. Von ihnen berichtet der vielerfahrene und vielgereiste Grieche Herodotos, daß sie auf in den See eingerammten Pfählen einen Boden aufschlugen und darauf die Hütten, mit

Digitized by Google

dem Ufer nur durch eine schmale Brücke verbunden. Anfangs, sagt Herodot, errichtete man den Rost gemeinschaftlich, später setzte man fest, daß der Mann, so oft er eine neue Frau nahm, drei Pfähle einrammen mußte. Damit die kleinen Kinder nicht ins Wasser fielen, befestigte man sie am Fuße mit einem Strick. Von jeder Hütte ging eine Treppe nach dem Wasserspiegel, von wo aus man aus dem fischreichen See die Fische geradezu schöpfen konnte. Herodots Beschreibung und die Funde in der Schweiz erläutern sich gegenseitig. Und wirklich, was konnte es Zweckmäßigeres geben für eine vielleicht in viele kleine, sich befehdende Clane zertheilte Bevölkerung mit mangelhafter Wehr, als sich vor den plötzlichen Ueberfällen der Feinde und den Angriffen der Bären und Büffel vom Ufer weg über das Wasser zu begeben?

Wir beschäftigen uns nun zuerst mit den Pfahlbauten der westlichen Schweiz, gehen vom Genfer nach dem Neuenburger See und kommen damit zu den ausschließlich der Steinzeit angehörigen Niederlassungen der Ost-Schweiz.

In den Jahren 1854 bis 1860 hat man an den Ufern des Genfer See's nicht weniger als 26 Pfahlbauniederlassungen gefunden, deren Bewohner das Eisen nicht kannten, wohl aber die Bronze. Ich habe schon gesagt, daß es eine allgemeine culturgeschichtliche Wahrnehmung ist, daß der Gebrauch der Bronze dem des Eisens vorangeht. Uebrigens wissen wir ja bestimmt von den Helvetiern der Römerzeit, daß sie das Eisen besaßen. Es kommt auf ihren Schlachtfeldern und aus ihren eigenthümlichen Hügelgräbern zum Vorschein. Wir wissen, daß nach ihnen eine Bronzezeit nicht gewesen ist, also folgt von selbst, daß die Niederlassungen, wo als einziges Metall die Bronze in Gebrauch war, einer den Helvetiern vorangehenden Bevölkerung angehören mußten. Die Bronze ist eine Mischung aus Kupfer und Zinn Obwohl das Eisen verbreiteter ist und weit massenhafter vorkommt als das Kupfer, so ist offenbar der Blick der Urbevölkerungen früher an den meist lebhafter gefärbten Kupfermineralien hängen geblieben. Denn da das Schmelzen der Kupfererze mindestens eben so schwierig ist als das der Eisenerze, so läßt sich kaum ein anderer Grund für die zeitigere Anwendung des Kupfers denken. Desto bequemer ist aber jene Mischung von Zinn und Kupfer. Sie ist sehr geeignet für den Guß und wird bei langsamer Abkühlung hart genug, um zu schneidenden Instrumenten verarbeitet zu werden. Sie verdiente sogar wegen dieser Härte den Vorzug vor dem Eisen, so lange die Erfindung des Stahles noch nicht gemacht war, einer Verbindung von Eisen und Kohle.

Es ist hieraus ersichtlich, daß der Erfindung der Bronze der Gebrauch des reinen Kupfers vorangehen mußte. Eine solche Kupferperiode hat es aber in Europa nicht gegeben. Man hat zwar einzelne Kupferwaffen gefunden, aber alles zeigt an, daß die Völker, welche sich in Europa der Bronze bedienten, die Kunst des Bronzegusses entweder mitbrachten, als sie einwanderten und die Kupferperiode schon hinter sich hatten, oder diese Kunst als eine fertige von Zuwanderern erlernten, mit Ueberspringung der Bearbeitung des reinen Kupfers. Wir haben die Kupferzeit in jene Periode zu setzen, wo weder Griechen, noch Celten, noch

Digitized by Google

Germanen ihren asiatischen Mutterboden verlassen hatten. Wirklich sind in der Provinz Eteweh in Hindostan zahlreiche sehr einfache Waffen aufgefunden, welche die chemische Analyse als reines Kupfer ohne jegliche Zinnbeimischung darlegte.

Treten wir an eine der Pfahlbauruinen des Genfer See's näher heran, unweit des Städtchens Morges. Die Pfähle stehen gegen 600 Fuß vom Ufer ab und nehmen ungefähr parallel mit demselben einen Raum von 1200 Fuß Länge und 150 Fuß Breite ein. Sie sind meist eichen, 3 bis 8 Zoll dick und stecken 15 Zoll bis 5 Fuß tief im Boden, ihre Spitze scheint mit der kleinen eigenthümlichen Bronzeart zugehauen zu sein. Zwischen den Pfählen liegen eine Menge größerer, mehr oder weniger verkohlter Holzstücke, welche die Zerstörung der Niederlassung durch Feuer bekunden. Fast von der Oberfläche des Seebodens ließen sich zahlreiche Waffen und Geräthe auflesen, in deren detaillirte Beschreibung ich hier nicht eingehen kann. Nur auf das charakteristische Beil will ich hinweisen, welches die deutschen Forscher „Streitkeil" genannt haben, die Dänen „Celt". Der Celt bezeichnet eine Periode von vielleicht ein paar tausend Jahren. Er gleicht einem kleinen, nach oben verschmälerten Keil; er ist nicht durchbohrt, sondern wurde in einem gespaltenen Stiele befestigt, zu dessen Halt flügelförmige umgebogene Fortsätze der Keilseiten dienten. Die Pfahlbauer verfertigten diese Keile selbst, wie eine bei Morges gefundene Gußform zeigt, eines der interessantesten Stücke, an welchem auch eine schadhafte Stelle mit großem Geschick durch einen neuen Einsatz ausgebessert ist. An mehreren Punkten hat man andere Spuren alter Gießereien entdeckt, aus denen hervorgeht, daß nicht die fertige Bronze eingeführt, sondern die Mischung des Kupfers und Zinns von den Seebewohnern selbst vorgenommen wurde. Nun giebt es zwar Kupfererze in der Schweiz, welche für die Bronzeindustrie ausgebeutet werden konnten, aber die nächsten Zinngruben fanden sich im sächsischen Erzgebirge, und noch wahrscheinlicher ist es, daß die europäischen Bronzeleute aus den Minen von Cornwallis mit Zinn versorgt wurden. Schon die bloße Verfertigung der Bronze selbst führt mit Nothwendigkeit auf ferne Handelsbeziehungen, und wenigstens das geschichtliche Alterthum spricht von dem Zinn der britannischen Inseln, der Zinninseln, wie sie heißen, als von einem seit unvordenklichen Zeiten bezogenen Ausfuhrartikel.

Mit dem Celt oder Streitmeißel verdient vor allem das Bronzeschwert unsere Aufmerksamkeit. Wenn wir aus der Wucht der Flamberge der Ritterzeit auf die Fäuste unserer ehrenwerthen Vorfahren schließen, wobei wir sie, beiläufig gesagt, in der Regel überschätzen, wenn wir ferner von dem Griff des Römer- und Helvetierschwertes die Kräftigkeit der Römer und helvetischen Celten ableiten, so fordert natürlich auch das Bronzeschwert zu einer Vergleichung auf. Im Norden wie im Süden Europa's ist das Bronzeschwert jener frühen Periode kleiner, der Griff kürzer als beim Eisenschwert der Folgezeit; die Bronzemänner scheinen allgemein von kleinerer Statur gewesen zu sein und haben gewiß schlankere, schmälere Hände gehabt als ihre eisentragenden Besieger.

Digitized by Google

Von den übrigen Metallwaffen und Geräthen der schweizerischen Bronzezeit, den Messern, Lanzenspitzen, Arm- und Halsringen, Nesteln und Ketten, den Steinhämmern, deren sie sich bedienten, ihren irdenen Gefäßen will ich hier nichts vorbringen. Das Studium dieser Dinge vergegenwärtigt ein ziemlich vollständiges Culturbild. Außer am Genfer See war dieses Volk sehr zahlreich am Neuenburger und Bieler See angesiedelt, überhaupt in der West-Schweiz, und ein merkwürdiges Spiel der Weltgeschichte hat ihnen fast genau dieselbe Ostgrenze gesetzt, welche jetzt die französische Schweiz von der deutschen scheidet.

Welcher Völkerfamilie die Bronzeleute der Schweiz angehört, läßt sich nicht entscheiden, da man ihre eigenen Ueberreste, ihre Knochen und Schädel zu wenig kennt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie, obwohl schwächlicher als die Helvetier, ebenfalls ein celtischer Stamm waren. Den Helvetiern haben sie nicht widerstehen können. Ihre Pfahldörfer wurden von Biel bis Genf niedergebrannt und die Helvetier, im Vertrauen auf ihre bessere Bewaffnung, und wer weiß aus welchem seelosen Landstriche kommend, eigneten sich den Pfahlbau nicht an. Nur ausnahmsweise hat am Neuenburger See ein helvetisches Pfahletablissement bestanden.

Es war mir im Bisherigen darum zu thun, dem Leser ein Volk vorzuführen, welches zwar völlig vorgeschichtlich ist, aber doch indirect an die Geschichte anknüpft. Sein Eintritt auf den europäischen Schauplatz ist absolut unbestimmbar, wenigstens wird man um das Jahrtausend sehr in Verlegenheit sein. Sein Ende, auch nicht nach Jahrhunderten anzugeben, wird durch die Helvetier herbeigeführt, und diese sehen mit dem römischen Adler das Ende ihrer Selbstständigkeit heranschreiten.

Dem Bronzealter der Schweiz ging eine Steinzeit voraus. Die Bronzemänner erfanden die Pfahlbauten nicht, sondern eigneten sie sich von einer früheren Bevölkerung an. Die Denkmale dieser letzteren sind nicht nur an den Seeufern der West-Schweiz bei und zwischen den Resten ihrer durch das Metall überlegenen Unterdrücker, sondern vom Ausfluß der Rhone aus dem Genfer See bis zu den Ostgestaden des Bodensee's zurückgeblieben. Es ist übrigens leicht erklärlich, daß die Besitzer der Bronzewaffen, namentlich in den ersten Zeiten ihrer Invasion, auch Steingeräthe benützten, eine Erscheinung, die bei allen Völkerschaften im Stadium der Bronzecultur sich geltend macht. Auch die Bronze wird überall nur ganz allmälig durch das Eisen verdrängt. Und nicht darf es Wunder nehmen, daß die Steinmänner nach der Invasion der Bronzeleute theils durch feindliches Zusammentreffen, theils durch Austausch in den Besitz einzelner Bronzewaffen und Geräthe gelangten. So ist es mit den Bewohnern mehrerer Pfahlbauniederlassungen des Zürcher, Bieler und Neuenburger See's gewesen. Uns interessirt aber jetzt vor allem die Zeit und die Cultur, die wir am reinsten in der eigentlichen West-Schweiz vertreten finden. Trotz des Abganges der Metalle überragt sie weit diejenige der sogenannten Wilden Australiens und America's.

In Folge der Einfachheit der niedrigsten menschlichen Lebensverhältnisse und der allgemeinen Verbreitung von Material und primitiver Waffe und Handwerks-

Digitized by Google

zeug findet man bei den Wilden aller Zeiten und Zonen gewisse gemeinsame Züge der Geräthschaftsinduſtrie, und der schwedische Zoolog und Alterthumsforscher Nilsson, welcher über die Ureinwohner des scandinavischen Nordens ein classisches Werk geschrieben, hat mit dem größten Erfolg die Waffen und Geräthe der Eskimos und Südseeinsulaner zur Erklärung des alten scandinavischen Stein- und Baugeräthes verglichen. Die Geräthe der schweizerischen Pfahlbauer sind daher an sich nicht anziehender als die irgend einer anderen wilden Völkerschaft. Ueberall hat man die außerordentliche Geduld zu bewundern, womit aus Rollsteinen und Flußkieseln Beile zugehauen und abgeschliffen, oft noch mit fast regelmäßigen Schaftlöchern versehen werden; überall werden die mit muscheligem oder flachem Bruch springenden Gesteine, vor allen der Kiesel zu Messern, Lanzen- und Pfeilspitzen verarbeitet; überall, wenn die Cultur bis zum Küchengeschirr vorschreitet, und damit das Braten am Spieß und das kalte Gabelfrühstück überwunden ist, werden die Töpfe und Schüsseln zuerst aus freier Hand gedreht aus einem groben Material, mit Beimengung vieler Steinchen. Dann machen sich die ersten Kunstregungen geltend, man verziert das Geschirr mit Buckeln, Strichen und anderen rohen Umrissen. Alle Völker ohne Metall benützen die Knochen des Wildes und schärfen die Vorderarm-, Hand- und Fußwurzelknochen zu Dolchen und Lanzenspitzen zu. Wo das Geschlecht der Hirsche gejagt werden kann, sind die Geweihzacken ein treffliches Material für Lanzenspitzen und Stiele. Alle nagen und nutzen die Knochen der Jagdbeute und der zahmen Thiere mit der größten Gewissenhaftigkeit ab und sowohl unsere Brüder, die Grönländer, wie unsere Urväter, die Pfahlbauer unterlassen es nie, bei ihren Mahlzeiten die markhaltigen Röhrenknochen zu spalten.

Diese und andere Zeichen einer Urstufe der Entwicklung, welche dem Menschengeschlecht so specifisch angehört wie der Nesterbau den Vögeln, sind natürlich aus den Schweizer Seen heraufbefördert worden. Die Pfahlbauer sind aber nicht bei der Stufe der Jägerei und Fischerei stehen geblieben. In einer Zeit, während welcher die Roste einzelner Niederlassungen auf 40.000 bis 50.000 Pfähle anwuchsen, lernten sie Hausthiere heranziehen, Getreide bauen und weben. Von den Thieren später. Von den Pflanzen der Pfahlbauzeit hat man einen guten Theil in verkohlten Resten aus Torfmooren gewonnen, welche einst Seeboden waren. Obenan stehen Weizen und Gerste. Es ist, nach der Bemerkung des Dr. Christ in Basel, höchst befremdend, jede Spur von Roggen und Hafer zu vermissen, während A. de Candolle in seinem berühmten pflanzengeographischen Werke es wahrscheinlich zu machen sucht, daß das Vaterland von Roggen und Hafer in die Gegend östlich von den Alpen, also in die relative Nachbarschaft der Schweiz zu setzen sei. Weit südlichere und östlichere Striche hat man aber dem Weizen und der Gerste anzuweisen. Man muß daher aus der Cultur dieser Getreidearten schließen, die Pfahlbauer als Ureingesessene der Schweiz haben die ihnen näher liegenden Heimatgebiete von Hafer und Roggen nie berührt, dagegen seien ihnen Gerste und Weizen vielleicht von Süden her zugekommen. Daneben wurde Flachs gebaut,

Digitized by Google

dessen Fruchtkapseln einige Abweichungen von dem heute gebräuchlichen, seinem Vaterlande nach unbekannten Lein zeigen. Und da wiederum der Hanf fehlt, dessen Cultur uralt und durch südöstliche europäische Einwanderung mitgebracht zu sein scheint, so spricht auch dieser Umstand dafür, daß die Schweiz selbst die Wiege der Pfahlbauer gewesen oder wenigstens daß sie nicht aus Asien anlangten. Die Pfahlbauer zogen auch den Apfel in einer Sorte, welche beträchtlich größer wurde, als der heutige wilde Apfel des Jura. Und da man die Früchte in Hälften geschnitten zwischen dem Lein und Getreide gleichfalls verkohlt antraf, so muß man wohl annehmen, daß sie getrocknet und für den Winter aufbewahrt wurden.

Von den Waldbäumen ist besonders eine Föhrenart, Pinus mughus, interessant, weil dieser Baum jetzt nicht mehr in den Ebenen und Hügeln an den Seen vorkommt, sondern sich hoch ins Gebirge zurückgezogen hat. Im Uebrigen zeigt die Flora der Pfahlzeit mit der heutigen Pflanzenwelt der Schweiz eine wesentliche Uebereinstimmung. Das ist nicht auffallend. In einem Zeitraum von mindestens 5000 Jahren hat der Charakter der Pflanzenwelt nur in Nebendingen variirt, wie neulich Unger durch erneuerte Untersuchungen von einem anderen Punkte der Erde, Aegypten, nachgewiesen. Unger steht entschieden auf der Seite derjenigen Naturforscher, denen sich, wie er sagt, sowohl von physiologischer wie von historischer Seite die Ansicht aufdrängt, „daß eine Stabilität der Arten thierischer sowohl als pflanzlicher Organismen nichts als eine Chimäre sei". Gleichwohl ist das Resultat seiner Untersuchungen, daß die Pflanzen des alten Aegyptens, verglichen mit den Pflanzenarten der Jetztzeit, durchaus auf keine Weise einen Uebergang einer Art in eine andere wahrnehmen lassen. Dies gilt insbesondere auch von zwei Pflanzen der schweizerischen Steinzeit, dem Weizen und Lein.

Reise nach Island im Sommer 1860.

Von **William Preyer** und **Dr. Ferdinand Zirkel.**

(Mit wissenschaftlichen Anhängen nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographischen Karte. Leipzig, 1862, Brockhaus. — Folio.)

Angezeigt von **G. S.**

II.

(Schluß.)

Gleich in den ersten Capiteln ihrer Reise ins Innere geben uns die Reisenden Gelegenheit, ein Stück touristischer Herkulesarbeit zu bewundern. Zwar wird den wenigen Mitgliedern unseres Alpenvereines, welche den „Ortles" oder den „Dachstein" bestiegen haben, auch eine erste Besteigung des „Baula" nicht als etwas Unerreichbares erscheinen, — zwar wird der Troglodyt unter den Naturforschern, der Faunist der Grottenwelt des Karstes ähnliche Leistungen aufzuweisen haben,

Digitized by Google

wie ein sechsstündiges Herumkriechen in allen Winkeln der in Nacht und Eis gehüllten Lavahöhle „Surtshellir" — und endlich dürfte der Geolog, der in den unwegsamen, an Wildbächen reichen Waldgebirgen der Marmaros oder Siebenbürgens von Früh bis Abends spät zu Pferd gesessen ist, auch einen zwanzigstündigen Ritt durch die steinige, gletscherumsäumte Wildniß am Geitlandsjökull vertragen; aber die schnelle Aufeinanderfolge von drei so bedeutenden Leistungen verdient sicher die unumwundene Anerkennung selbst der geübtesten Forschungsreisenden.

Ehe wir jedoch folgen zu den großartigen Scenen isländischer Wildniß, werfen wir einen flüchtigen Blick auf die in so mancher Hinsicht eigenthümliche Art zu reisen, auf das Bild eines Reisetages in Island.

Das Pferd ist das Kameel der isländischen Lavawüsten, ein dickhäutiges, struppiges, untersetztes Thier, welches den genügsamen Magen des bucklichten Wüstenrosses mit der Turnkunst der Gebirgsziege verbindet, welches im Nothfall 24 Stunden laufen, tragen und klettern kann, ohne etwas zu fressen. Will man sammeln und dabei auch weiter kommen, ohne des Tages zu hungern und des Nachts zu frieren, so braucht man ziemlich viele dieser trefflichen Thiere. Die aus sechs Personen bestehende Gesellschaft unserer Reisenden mußten nicht weniger als 17 Pferde kaufen, von denen sechs als Reisepferde, acht als Packpferde und drei zur Reserve dienten. Der Führer, an der Spitze des Zuges, erleichtert sich das Commando über die vielen, oft widerspänstigen Thiere dadurch, daß er dieselben zu einer eigenthümlichen Kette an einander reiht, indem er den Schwanz des je vorangehenden mit dem Unterkiefer des nächstfolgenden durch ein Seil verbindet. Der Nationalsattel ist für Reitpferde ein Schaffell, für Packpferde ein großes Stück Rasen; jene werden durch kräftige rastlose Pendelschwingungen der Beine, diese durch Wort und Hieb des die Kette umkreisenden zweiten Führers zum Laufen angetrieben. Hat man einen zum Uebernachten geeigneten grasreichen Platz mit fließendem Wasser erreicht, dann wird abgepackt und den Pferden, wie es auch bei uns zu Lande vielfach Gebrauch ist, die Vorderbeine durch ein starkes Seil zusammengebunden, damit sie mit so beschränkter Freiheit nun selbst ihr Futter suchen. Inzwischen sind auch die Zelte aufgeschlagen und trotz der ermüdeten Glieder und des hungrigen Magens sehen wir unsere eifrigen Freunde zunächst Notizen über das Beobachtete und Erlebte eintragen, indem sie auf den durch wasserdichte Säcke sorgfältig vor Nässe gewahrten Korkbetten, Pelzen und Decken die für den Zweck bequemste Lage zu finden suchen. Bald brodelt auch das Wasser zum Thee, den der erfahrene oder gut unterrichtete Islandreisende eben so wenig mitzunehmen vergißt als „preserved meat, essence of beef, Schiffsbiscuit, eingemachte Früchte und Gemüse" von England. Derlei Extraquellen mitzuführen, rathen die Reisenden jedem der ins Innere will aufs Dringlichste, damit er nicht genöthigt ist, sich ganz auf die landesüblichen Nahrungsmittel, „getrocknetes Hammelfleisch mit Butter, gedörrte Fische und das aus wildem Korn gebackene Flatbraud" zu beschränken, und überdies noch Gefahr läuft hungern zu müssen, falls er hie und da nicht hinreichende

Digitized by Google

Provision erhält. Im Vergleiche zu einem derartigen Naturforscherfouper aus isländischen Nationalproducten inmitten der Gletscherwelt gewinnt das nächtliche Lagerbild aus einer geologischen Campagne in den hohen Waldgebirgen Siebenbürgens weder an Bequemlichkeit noch an Lebendigkeit. Hier bilden dichte Schwarztannen das Zelt und Moos das Lager, — ein abenteuerlich bezopfter Bergwallach, der zwei Gebirgspferden nach isländischer Weise die Vorderbeine koppelt, und ein ungarischer Forstheger, der sein riesiges Feuer schürt, sind des Geologen einzige Gesellschaft — nicht nur diese sondern auch Branntwein, Paprikaspeck und Mamaliga (Kukuruzbrod) erinnert den deutschen Magen an die verschiedenen, widerhaarigen nationalen Elemente des Landes, in dem er sich befindet, aber ihre Vereinigung gelingt ihm hier in frischer Luft leichter als dem denkenden Politiker im Studirzimmer. Nur der geschlossene Wald und das hoch am weißen Kalkfelsen auflodernde Feuer geben diesem Bilde mehr Wärme und Behaglichkeit als in der Stimmung jener Lagerscene auf freier, eisumkränzter Grasfläche Islands liegt.

Aber nicht nur diese Scene und das Auf- und Abpacken der Pferde kehrt täglich zurück, auch das Durchsetzen gefährlicher Flüsse ist für Islandreisende ein täglich sich mehrfach wiederholendes Geschäft. War auch der schwerste der Gesellschaft bei diesem Geschäft einmal in Gefahr, im trügerischen Quicksand zu versinken, so lassen wir doch unsere Forscher schon im voraus die zahlreichen Flüsse, welche auf der Strecke zwischen Reykjavik und dem Mückensee der Nordküste zuströmen, glücklich durchsetzen. Eben so wenig lassen wir uns durch die freundlichen Pfarrwohnungen und Kirchlein aufhalten, in denen sie von Zeit zu Zeit einen bequemeren Ruheplatz fanden als ein Zelt, und sind selbst nicht lüstern, die nationalen Gaumenspenden mit durchzukosten, welche ihnen von den ehrsamen Pfarrerinnen und hie und da wohl auch von weniger distuingirten isländischen Damen geboten wurden, selbst nicht den viel gelobten und fast in jeder Hütte servirten isländischen Mokka, der von den dänischen Besitzungen in West-Indien direct und unverfälscht nach Island kommt. Wir lassen vielmehr unmittelbar die großartigen und charakteristischen Naturscenen uns vor Augen führen, an denen isländische Routen reicher sind als an comfortablen Ruhestätten.

Das erste gewaltige Bild, welches jeden Besucher zu schauervollem Staunen hinreißt, ist die berühmte Kluft von Thingvalla, wo zwischen 927 und 1800 alljährlich der Althing abgehalten wurde, — ein Bild, von dem Lord Dofferin sagt: — „es sei der Mühe werth um die Erde zu reisen, nur um die „Allmannagja“ (Allerweltskluft) zu sehen.“ „Thingvallasveit, die Ebene von Thingvalla, ist eine Einsenkung voller Risse und Spalten, die einander sämmtlich parallel laufen und wie die meisten vulcanischen Spaltensysteme und Krater in Island nach Nordnordosten streichen. Von diesen Erdrissen sind zwei ganz besonders hervorzuheben, der westlichste, die Allmannagja, und der östlichste die Ilrafnagjá (Rabenkluft), beide ausgezeichnet durch ihre ungeheure Ausdehnung. Die Allmannagja erstreckt sich eine geographische Meile lang vom Nordwestufer des Thingvallavatu in einer geraden, ununterbrochenen Linie bis zum Arrmannsfell. Auf beiden Seiten wird sie ein-

Digitized by Google

geschlossen von senkrechten riesigen Lavafelswänden, die, etwa 50 bis 70 Fuß von einander entfernt, in ihrem ganzen Verlauf sich ziemlich parallel bleiben. Seltsame Lavagebilde, Zacken, überhängende Vorsprünge, Zinnen, Pyramiden, Fenster wie künstliches Werk von Menschenhänden, überraschen das von unten hinauf schauende Auge, während oben nichts in dem großen Lavafelde die Nähe des gräßlichen Abgrundes verräth, bis man sich plötzlich am Rande desselben befindet."

„Auf Wiedersehen in Thingvellir!" — das war der Abschiedsgruß von dem großartig wilden Bilde der Kluft — von dem melancholischen Thingvallavatu, dem „Lago di Bolsena" Islands, mit seinem krystallhellen, von einem malerischen Wirrwarr kahler Lavazacken umgebenen Spiegel und von dem freundlichen Pfarrer Léra Simon, denn hier trennte sich der Weg nach der Baula und dem Myvatu, von dem Wege nach der Geysir, auf dem sie zurückkehren wollten. Nur zu bald folgte dem hoffnungsfrohen Gruße die Gefahr auf dem Fuße, daß er nicht in Erfüllung gehe und unsere Reisenden zu Grunde gingen in der ersten großen Lavawüste. Nur die Treue und Umsicht ihres Führers Olafur rettete sie, die sich unvorsichtiger Weise von ihm und den Packpferden getrennt und allein weiter gewagt hatten in der gleichförmigen Lavawüste, wo man leicht jede Orientirung verliert. Sie kamen mit einer peinvollen Stunde vergeblichen Wartens, Schreiens und Schießens davon und mit dem zwanzigstündigen nächtlichen Ritt nach Kalmanstúnga. Schon mehr als sieben Stunden waren sie zu Pferd, als sie den Führer verloren, aber der ödeste und längste Theil der Wüstenei am Geitlandsjökull, das gletscherumsäumte steinige Thal Kaldidalur lag noch vor ihnen, als Olafur mit ihnen wieder zusammentraf. „Still wie das Grab und unheimlich schaurig ist diese Gegend. Kein Thier, keine Pflanze erfreut den ängstlich umherschweifenden Blick. Pferdegerippe liegen hie und da am Wege „„ein düsteres Memento"" und nur einzelne Steinpyramiden von freundlichen Wanderern zur Bezeichnung des Weges errichtet, zeugen von Menschen, die einst diese Stätte besucht." Nachdem sie dieses Thal passirt, den Geitlandsjökull überstiegen und die gefährliche Hoitá (weißer Fluß) durchschwommen, kamen sie endlich nach zwanzigstündigem fast ununterbrochenem Ritt, durch eine Gegend ohne Gras und lebendes Wesen — es war der 24. Juni, ein Sonntag — früh um fünf Uhr auf dem langersehnten Grasplatz Kalmanstúnga an.

Schon am Morgen des folgenden Tages brachen sie zum Besuch der „Surtshellir", der in Island noch immer verrufenen Teufelshöhle auf, in der nach „Sturleinga saga" einst der Riese Surtur, der schwarze Fürst des Feuers, hauste. Diese tunnelartig gewölbte Lavahöhle mit ostnordöstlicher Längeerstreckung von etwa 5000 Fuß bei einer Breite von 54 und einer größten Höhe von 36 Fuß, verdient wegen der besonderen Art ihrer Entstehung eben so sehr die Aufmerksamkeit des Forschers als wegen der überraschenden Schönheit mancher Partieen die des dilettantischen Grottenfreundes. Fast scheint es uns, die Reisenden wollten in ihrer Beschreibung dem letzteren alle Mühen und Beschwerlichkeiten des Besuches Schritt für Schritt mit durchkosten lassen, um ihm am Ende dieselbe Ueberraschung

Digitized by Google

zu gönnen, die sie selbst genossen, als sie durch ein enges Loch aus dem labyrinthischen Dunkel über Steingeröll und vorbei an gefährlich schmalen Rändern unterirdischer Eisseen auf einmal in die feenhaft mit demantglänzenden Eisstalaktiten ausgekleidete Grotte gelangten, die sie mit einem der Zaubersäle aus „Tausend und eine Nacht" vergleichen. Wichtiger als diese brillante Erscheinung jedoch ist die bescheidenere Beobachtung, welche Dr. Zirkel über die Streifung der Seitenwände in verschiedenen Theilen der Höhle machte; denn seine Ansicht von der Entstehung der Höhle durch den Einbruch eines heftigen schmäleren Lavastromes in den tieferen, weichen, noch nicht erkalteten Theil eines breiten, etwas älteren Lavastromes gründet sich theils auf diese Beobachtung, theils auf einen solchen wirklich constatirten Lavadurchbruch bei der Eruption des Skaptárjökull im Jahre 1783.

Der Weg nach dem merkwürdigsten Berg Islands, der zuckerhutähnlichen Baula, führt durch das herrliche Bjarnadalur, einen schönen grünen über Thäler und Berggehänge ausgebreiteten Teppich, der zur Heuzeit ein für Island ungewöhnlich belebtes freundliches Landschaftsbild darbietet. Schon ältere Reisende wie Hooker versichern, es sei noch niemand gelungen, die höchste Spitze des Berges zu erreichen, und später versuchten sowohl Ebenezer Henderson als auch Sartorius v. Waltershausen das Wagstück vergeblich. Wohl wäre auch unseren Freunden bei dem Nebelwetter, welches jene hinderte, die Besteigung schwer geworden, aber gewiß würden auch bei dem herrlichen Wetter, das diese begünstigte, solche Touristen die Spitze nie erreicht haben, welche schon die Besteigung des höchsten Aschenkegels des Vesuv für etwas besonders Anstrengendes halten.

Schon die zweistündige Wanderung über die terrassenförmige, mit Triebsand und Wachholdersträuchen einförmig bedeckte Anhöhe bis zum Fuß des eigentlichen Kegels ist ermüdend und nicht ohne Gefahr. Das Einzige was hier eine Abwechslung bietet, ist der 12 Schuh hohe Wasserfall. Der Kegel selbst erhebt sich mit einem Böschungswinkel von 38 Grad und besteht aus in wildester Unordnung über einander gethürmten Trachytsäulen, welche oft die regelmäßigsten drei- bis neunseitigen Formen zeigen. Die Schwierigkeit der Besteigung liegt daher nicht nur in der Steilheit, sondern mehr noch darin, daß die lose gehäuften Blöcke oft durch leise Berührung schon in furchtbaren Sprüngen den Bergabhang hinunter stürzen. „Es scheint als ob ein gewaltiger Riese sich damit beschäftigt habe, einen Stein auf den andern zu werfen, bis der hohe Berg daraus wurde."

Die Rundsicht von der Spitze der nach ihrer Schätzung 3000 bis 3500 Fuß hohen Baula ist nach der Schilderung der Reisenden überraschend schön und mannigfaltig. Das, was dieselbe aber vor allem auszeichnet, ist die 1000 Fuß tiefe, vollkommen senkrechte Bergwand der Nordostseite, der sich selbst der völlig Schwindelfreie nur mit Vorsicht nahen darf, da ein schwacher Fußtritt schon genügt, um die Trachytblöcke des Randes in Bewegung zu setzen. Erst bei Durchsicht von Maurers „Isländischen Volkssagen der Gegenwart" (Leipzig 1860), scheinen die Verfasser schon während des Druckes auf die richtige Geschlechtsbezeichnung der isländischen Berge geführt worden zu sein und verbesserten dieselbe wo es anging.

Digitized by Google

Jedenfalls ist der weibliche Artikel das Richtige, obwohl es in allen früheren Werken „der Hekla, der Baula“ u. s. w. heißt.

Von der Baula führt ihr Weg vorbei an den zahlreichen ornithologisch interessanten Fjorden und Seen des nördlichen Küstenstriches über zahlreiche oft gefährliche Flüsse, durch die Orte Melstadir, Ilnausar, Miklibaer und Baegisá nach Akureyri am Eismeer, der zweitgrößten Stadt Islands. In dem als Wohnort des Dichters Jón Thorláksson in ganz Island berühmten Pfarrhof Baegisá besuchten sie den engen Raum der ärmlichen Erdhütte, in dem dieser merkwürdige Mann in den langen Winternächten um das Jahr 1814 „den Messias“ von Klopstock und „das verlorene Paradies“ von Milton mit bewundernswerthem Geschmack in seine Muttersprache übersetzte.

Der rege Handelsort am Eyjafjördur wurde den Reisenden nach so vielen Anstrengungen und Entbehrungen durch die liebenswürdige Gastfreundschaft im Hause des alten freundlichen Apothekers Oddur Thovarensen ein wahres Paradies.

Das interessante, vielversprechende östliche Ziel ihrer Reise ließ sie jedoch nicht lange der behaglichen Ruhe genießen in dem idyllischen Akureyri. Am dritten Tage nach dem warmen Abschiede von Oddur Thovarensen erreichten sie bei Grimstadir das durch dichte Mückenschwärme umschleierte Ufer des Mückensee's, und nachdem sie die durch den Brand der Sonne und saharaartigen Wüstenstaub noch vermehrte Mückenplage überstanden hatten, das Gehöfte Reykjahlid, das Standquartier für die ornithologischen Bootfahrten und für den Besuch der Schwefelberge und Schlammvulcane, der Krafla und des Leirhnúkur nnd des Obsidianberges Hrafntinnusjall. Die ganze nördliche Seite des Mückensee's, einst üppig grüne Triften, ist nun gebildet aus den Lavaströmen, welche mit verheerender Macht in den Jahren 1724 bis 1730 sich aus den nahe gelegenen Vulcanen Krafla und Leichnúkur ergossen.

Es würde zu weit führen, wollten wir folgen zu all' den großartigen Erscheinungen dieser Hauptwerkstätte Vulcans. Gewiß man muß sie gesehen haben diese gelbrothen Schwefelberge mit ihren zerrissenen Spalten und geborstenen Wänden, aus denen allerwärts heißes Wasser und bleiche Dampfstrahlen mit Sausen und Zischen hervordringen und jenes infernale wundersame Spiel der in den Makkaluben bald ruhig brodelnden bald unter Donnergetöse in dicken Strahlengarben emporschießenden widrig blaugrauen Schlammmassen einer Gegend, die Sartorius v. Waltershausen als den rechten Platz für die Hexen in „Macbeth“ bezeichnet, um eine Vorstellung zu gewinnen von der Großartigkeit des Schauspiels. Die treffliche Schilderung, welche der Geolog der Expedition von diesen Erscheinungen und von der Krafla mit dem interessanten Obsidianberg uns giebt, ersetzt wohl einigermaßen die eigene Anschauung, aber doch können wir uns das Bild dieser Naturscenen nicht so leicht vergegenwärtigen, als das fast komische uns weniger fremde Bild, welches, Dank dem Sammeleifer der Geologen, die ganze Gesellschaft auf dem Rückritt nach Reykjahlid gewährte: „sämmtliche Taschen voll Krablit und scharfkantigen Obsidian, in der rechten Hand ein ungeheures wuchtiges Stück Obsidian, dessen Ränder, wie

Digitized by Google

Messer scharf, alle Fingerglieder blutig schnitten, in der linken die Zügel und einen langen, sehr zerbrechlichen Wulst tauartig gedrehter Lava vom Leirhnúkur — alle in ganz derselben fatalen Situation, die durch einen scharfen Ritt und allzu hochtrabende Pferde noch vermehrt wurde." — Erregt so bei dem Besuch der Krafla und am Obsidianberg Hraftinnufjall der Sammeleifer unseres geologischen Freundes ein besonderes Interesse, so fesselt uns bei der ornithologischen Jagd auf dem Mückensee William Preyer durch die scharfe und sinnige Art, Leben und Sitten der Thierwelt bis in die feinsten Nuancen zu verfolgen. Fast stellen wir dieses Talent des Zoologen höher als die Fülle seiner ornithologischen Specialkenntnisse, die zu erfolgreichem Sammeln eben so nothwendig sind als ein gutes Auge und Uebung im Schießen. Wir können uns nicht versagen wenigstens durch eine Stelle seiner Schilderung den Leser unter die schnatter- und flatterhafte Gesellschaft zu versetzen, die den See belebt. Dieselbe bezieht sich auf die Seeschwalben (Sterna arctica), denen die kleinen Inseln des Mývátu zu Brütplätzen dienen.

„Wenn man sich dem Neste eines dieser zierlichen Thierchen nähert, so sammelt sich gleich ein halbes Dutzend und greift den Eindringling laut schreiend an, stößt auf ihn und sucht durch todverachtende Zudringlichkeit ihn abzuwehren. Hier sind es wiederum die schmarotzenden Raubmöven, welche der jungen Brut viel schaden. Schon früher hatten wir häufig beobachtet, wie die kleinen Seeschwalben durch allerlei Windungen und Drehungen in der Luft den unablässigen Verfolgungen der unersättlichen Räuber sich zu entwinden suchen; aber wie damals so sahen wir hier kein einziges Mal die Sternen mit ihrer Beute glücklich entkommen. Sie ziehen es daher vielfach vor, statt auf Fische oder Mollusken oder sonstige nahrhaftere Kost auszugehen, sich lediglich mit Mückenjagen zu beschäftigen, denn die Mücken macht niemand ihnen streitig, selbst die hungrigste Lestris nicht. Die Eleganz und Grazie, fast möchten wir sagen Coquetterie, mit der die Seeschwalben am Mývátu Mücken fangen, ist in der That nicht zu beschreiben. Die unzähligen Capriolen, das Auf- und Niedersteigen bei scheinbar unbewegten Flügeln, dann wieder das pfeilschnelle Stoßen unter Wasser, wenn dennoch ein Fischlein gar zu verführerisch im Sonnenstrahl erglänzt, endlich der Angstruf beim Herannahen des Feindes, der die Gruppe nicht etwa zerstreut, sondern meist verdoppelt, wenigstens wenn ein Nest in der Nähe ist, alles dieses hat für Naturfreunde, eben weil es so ungemein natürlich ist, großen Reiz."

Es war gewiß ein befriedigender Schlußpunkt der Tour, diese lebensvolle, beutereiche Jagd auf dem Mückensee, um so werthvoller, da eine so gefährliche, entbehrungsreiche Rückreise bevorstand — der Weg über den Sprengisandurvegur. Wir fühlen es heraus aus ihrer Schilderung, daß sie etwas ernst gestimmt waren, unsere muthigen Forscher, als sie in Halldorstadir Abschied nehmen mußten von dem edlen feingebildeten Pfarrer, dessen angestrengten Bemühungen allein sie einen Führer durch die allen unbekannte Wüste zu verdanken hatten. Noch lange mag sein rührender, frommer Abschiedsgruß „Sit Deus vobiscum in longo et periculoso itinere vestro" wiedererklungen sein in ihrem Herzen, und in Ishóll, dem

Digitized by Google

letzten einsamen Gehöfte, dem letzten Weideplatz für die treuen Pferde, spricht fast schon die Melancholie der nahen Wüste aus einer schönen Stelle: „Wie traurig mag hier in dem einsamen, von aller Welt abgeschlossenen Gehöfte die lange Winterzeit dahinschleichen, wenn die bergigen Wildnisse ringsum, meist in dunkle Nacht gehüllt, in Schnee und Eis erstarren. Dann sitzen sie beim spärlichen Schein einer Oellampe in dem armseligen Gemach, der Hausvater liest, getreu der Sitte seiner Vorfahren, längst verklungene Geschichten vor, und unterrichtet seine Kinder im Lesen und Schreiben, während die weiblichen Hausgenossen Netze zum Fischfang stricken, Wolle weben oder Seile aus Pferdehaar flechten."

Schon das erste Nachtlager auf der letzten mit sparsamem Gras bewachsenen Oase vor dem Sprengisandur, war mitten in dem Trümmermeer eines riesigen Lavafeldes gelegen, „wo das Leben todt und der Tod lebendig" — dabei einige Bergriesen im Hintergrund und ein Zelt und Lager durchdringender Regen am Himmel. So waren weder Menschen noch Pferde sehr gestärkt für die Herkulesarbeit eines nach Berechnung der Eingebornen zweiundzwanzigstündigen nothwendig ununterbrochenen Rittes durch das trostloseste Stück der Wüste. Ja Jón Ingjaldson, der mühsam aufgetriebene Führer durch die Wildniß, war plötzlich erkrankt und erklärte, auf dem Boden liegend, nicht weiter zu können. Nur frische Jugendkraft und Energie vermögen Beschwerden und Hindernisse, wie sie hier sich häuften, glücklich zu überwinden. Jón mußte weiter reiten, und er ritt weiter und wurde gesund, und die Gesellschaft war von der Gefahr befreit, nimmer hinauszukommen aus dem öden Reiche des Todes Um den Ritt und das Bild der schauerlich interessanten Gegend zu skizziren, lassen wir die Reisenden selbst sprechen: „Der Sprengisandur ist eine schauerliche Wüste, eine ausgedehnte Einöde von vulcanischem Sande, ein wellenförmiges Hochplateau bildend. — Seinen Namen hat er von dem isländischen Worte „sprengja" welches sprengen bedeutet, eine Sandwüste also, durch welche der Reisende sprengen muß, wenn ihm sein Leben lieb ist. — Wirklich sauste auch der ganze Zug, in eine dichte Staubwolke gehüllt, mit unglaublicher Schnelligkeit über den bald steinigen bald sandigen Boden dahin, welcher streckenweise mit größeren Blöcken übersät ist. Von Leben ist hier keine Spur. Es ist, als ob die Natur im Innern einer überall stiefmütterlich behandelten Insel am Polarkreise vollständig ihre ewige Triebkraft verloren habe. Nichts, gar nichts Lebendiges zu erspähen, so weit das Auge reicht. Nur auf dem dürren Boden erscheint vielleicht hie und da eine graue oder schwarze Flechte oder ein zollgroßes verkümmertes Büschelchen von rothblühendem Leinkraut, welches zwischen den zerstreut liegenden Steinen aufsprießt. Kein Vogel durchschwirrt die Luft, kein Käfer kriecht am Boden." „Der Sprengisandur ist, wie die Araber von ihrer Wüste sagen, ein Land, welches nur die Echo bevölkern und wo kein Wesen anzutreffen als Er, Allah." Als sie nach anhaltendem Ritt von früh 4 bis Mittags 1 Uhr den halbmondförmigen Fjordungsalvatn, einen durch Schneewasser genährten See, erreicht hatten, die Hälfte des Tageswerkes, und schaudernd vor Frost inmitten von durch eisigen Wind aufgewirbelten Sandwolken, ein kurzes Mittagsmahl hielten, da lenkte

Digitized by Google

doch noch das Mitleiden mit den treuen Thieren ihre Gedanken ab von der Unerquicklichkeit der eigenen Lage. „Es war ein herzzerreißender Anblick, schreiben sie, die armen Pferde in der Mitte eines sehr anstrengenden Tagewerkes dastehen zu sehen, ohne ein Maulvoll Gras zu haben.“

Am späten Abend endlich schlugen sie an dem ersten kleinen Grasplatz in morastigem Sumpfboden ihre Zelte auf und betrachteten in heiterer Laune auf der Karte die ansehnliche Linie, welche die gewaltige Tagesreise darstellt. Von hier ab kam wieder Leben in die Landschaft. Das Land des Todes war glücklich im Rücken, und schon in der ersten Nacht ließ der Gesang der wilden Schwäne nicht nach. Nur ein gefährliches Unternehmen stand noch bevor, ehe sie sicher sein konnten, die gefährliche Kreistour ins Innere glücklich überstanden zu haben, und ehe sie frischen Muthes dem letzten großartigen Schauspiel ihres Weges, den weltberühmten heißen Springquellen Geysir und Strokkur zueilen konnten. Es war dies der Uebergang durch die Furt Sólegjarhöfdi des gewaltigen Thjórsá, welcher nur möglich ist, wenn die Sonne noch nicht zu viel Schnee und Eis auf den nahen Gletschern geschmolzen hat. Gerade noch zu guter Zeit war die Gesellschaft angelangt und der Uebergang ging ohne Unfall von statten, obwohl die Fluthen bis über den Sattelknopf gingen und das Strombett aus schlüpfrigem Geröll und Quicksand die Pferde alle Augenblicke gleiten machte.

Vorbei an den prachtvollen horizontalen Säulenreihen des Basaltgebirges Budarhals durch Moräste und Schluchten ging es nun weiter, und sie flogen fast durch die bald silberweißen bald dunkelschwarzen Flächen der von der Hekla mit Asche und Bimsteinen überschütteten Gegend zwischen Thjórsá und Tungnaá bewohnten Gegenden zu. In der Nähe des Gehöftes Skridufell sahen sie seit fünf Tagen wieder die ersten Menschen. Hier hat man den kolossalen Púrfell im Vordergrunde und dahinter die schneebedeckte, plump gestaltete Bergmasse der Hekla, die ihre Berühmtheit unter den Vulcanen Europa's weniger einer imponirenden Form oder der Stärke der Ausbrüche, sondern allein der für Islandvulcane vergleichsweise großen Häufigkeit der Eruptionen (25 in 857 Jahren) zu verdanken hat.

Durch das Fünfstromland der Thjóná, Hoitá, Tungnafliót und Brúará mit seinen durch Fruchtbarkeit und Wohlstand bekannten, an saftigen Grasflächen, Viehheerden und Meierhöfen reichen Landstrichen, kamen sie endlich zu dem großartigen Schlußtableau ihrer Rundreise, zu den vielbesuchten, vielbeschriebenen und oft untersuchten Springquellen, unter denen die weltberühmten Geysir und der Strokkur (Butterfaß) den ersten Rang einnehmen. Auf die Beobachtung der hier sich bietenden großartigen Phänomene verwendeten sie die ihnen noch übrige Zeit bis zur Abfahrt des „Arcturus“. Sie geben eine vortreffliche Schilderung aller von ihnen beobachteten Erscheinungen, mit Rücksicht auf die Beobachtung früherer Besucher seit Saxo Grammaticus im 12. Jahrhundert, der der Geysir zuerst erwähnt und mit Rücksicht auch auf die Ansichten der Forscher über die Art und Weise der Wirkung des Dampfes, von der Hypothese Sir John Herschels angefangen

Digitized by Google

bis zu der neuen Theorie von Bunsen und Desfoizeaux von dem Sitze der Kraft in dem Geysirrohre selbst: Noch am Morgen ihres Aufbruches zum „Wiedersehen in Thingvellir" mit Lerá Simon und zur Weiterreise nach Reykjavik genossen sie den großartigen Anblick, den Strokkur bis zu einer Höhe springen zu sehen, welche gewöhnlich nur die seltener springende große Geysir erreicht.

Die Art und Weise, wie Resultate auf Reisen gewonnen werden, ist für das größere wissenschaftliche Publicum meist interessanter als die speciellen Ergebnisse der Forschung selbst; zumal wenn dasselbe, wie aus dem vorliegendem Buch, mit dem Reisebild zugleich das lebendige aus der Natur geschöpfte, aber durch die wissenschaftliche Anschauung und Behandlungsweise erhöhte Verständniß von Land und Leuten für sich gewinnen kann. Dies ist ein Grund, weßhalb wir ausführlicher bei der Reisetour selbst verweilten, der zweite Grund liegt in dem Umstande, daß die bedeutendsten Islandreisenden der Neuzeit, wie Sartorius v. Waltershausen und Bunsen, uns nur strengwissenschaftliche Facharbeiten lieferten, dagegen über ihre Reiseroute nichts veröffentlichten G. Winkler, dessen Reise mit der besprochenen nahe zusammenfällt, verräth in seiner Beschreibung nur zu sehr, daß sein geistigrr Blick selbst in Island von hyperneptunistischen Schulansichten eben so stark umflort blieb, wie die Gegend und sein körperliches Auge von Regen und Nebel, über welche er so gar viel zu klagen hatte während der Zeit seines Aufenthaltes.

Ueberdies ist die Tour von Zirkel und Preyer eine von früheren Reiserouten mehrfach abweichende und gilt bei den Isländern selbst für eine der längsten und bedeutendsten, die bisher von wissenschaftlichen Reisenden durch das Innere der Insel unternommen worden. Bei weitem kürzer fassen wir unser Resumé über die sechs wissenschaftlichen Anhänge zusammen, zu welchen die Daten theils während der beschriebenen Tour theils auch noch in Reykjavik mit gewissenhafter Kritik gesammelt wurden.

Die drei ersten Beiträge, von rein naturwissenschaftlichem Inhalt, behandeln gesondert die geognostische Beschaffenheit, die Flora und die Fauna der Inseln, beziehen sich also nur auf das Land. Im vierten Beitrag geben die Reisenden eine chronologisch geordnete Uebersicht der historischen Ausbrüche der isländischen Vulcane und berühren somit ein Gebiet, wo die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner in nächste Beziehung und gegenseitige Abhängigkeit treten. Der fünfte und sechste Anhang beziehen sich dagegen nur auf die Leute, denn wir finden darin nur eine kurze statistische Uebersicht der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Bemerkungen über die Sprache der Isländer.

Vollständigkeit und hervorragende wissenschaftliche Bedeutung hat vor allen der geognostische Theil, das faunistische Capitel und die chronologische Uebersicht der vulcanischen Thätigkeit.

In seinen Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse hat Dr. F. Zirkel uns eine eben so sehr durch die kritische Berücksichtigung der bereits vorhandenen Arbeiten, als durch eine Fülle trefflicher Eigenbeobachtung ausgezeichnete Uebersicht über den Bau und die Zusammensetzung der Insel gegeben, welche auch an

Digitized by Google

geeigneter Stelle einer maßvollen Discussion über die damit verknüpften geologischen Fragen nicht entbehrt. Die Arbeit erregt unser Interesse um so mehr, als sie, wie aus dem Vorwort und der Arbeit selbst mehrfach hervorgeht, in Wien abgeschlossen wurde, wo der Verfasser noch die Gelegenheit benutzte, das von den Reichsgeologen aus den ungarisch-siebenbürgischen Trachyt- und Basaltgegenden zusammengesetzte Material, so wie Hochstetters Sammlungen aus dem classischen vulcanischen Boden von Neu-Seeland zu studiren.

So einfach die geognostische Zusammensetzung der Insel erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß sie nur aus einem Fundament von alten vulcanischen Eruptivgesteinen und vulcanischen Tuffanhäufungen mit vereinzelten Braunkohlenlagen und den darüber ausgebreiteten Laven und Aschen der neueren Vulcane besteht, so mannigfaltig gestaltet sich doch bei näherer Sichtung die Masse der Gesteine, die von Eruptionen der verschiedensten Mischung herrühren, und so mannigfach sind auch die Fragen, die über Bildung und Umbildung und das gegenseitige Verhältniß des vielgestaltigen Materials sich dem prüfenden Forscher entgegendrängen. Zirkel führt nun in seiner Arbeit zunächst diese Sichtung des älteren vulcanischen Materials nach chemischen und mineralogischen Principien durch. Er behandelt die beiden gewonnenen Hauptgruppen, die Trachytfamilie mit sauren Alkalifeldspäthen und die Basaltfamilie mit basischen Kalkfeldspäthen nach ihrer Verbreitung und Entwicklung, ihrer mineralogisch chemischen Gliederung, ihren interessanten Lagerungs- und Absonderungsverhältnissen, ihren mineralogischen Einschlüssen, ihren gegenseitigen Altersbeziehungen. Endlich widmet er besondere Capitel auch den mit den Gesteinen dieser Familien in engem Zusammenhang stehenden Tuffen und den Laven der Neuzeit. Bemerkenswerth ist des Verfassers Ansicht über die Entstehung der Basaltmandelsteine, in welchen der bekannte isländische Doppelspath am Bauernhof Helgostadir im Ostlande aus einer 70 Fuß langen, 26 Fuß breiten, 14 Fuß hohen Riesenmandel gebrochen wird. Dieselbe neigt sich vollständig auf Seite des von Sartorius v. Waltershausen vertretenen hydroplutonischen Bildungsweise des Gesteins und tritt hier so wie auch bei der Discussion über die Bildung des Palagonits den geistreichen rein platonischen Hypothesen Bunsens mit höchst beachtenswerthen Gründen und Beobachtungen entgegen. Von Sorgfalt in der Untersuchung zeugt die umständliche Widerlegung des Bestehens von dem in Lehrbüchern vielfach als besondere Feldspathspecies aufgeführten Krablit oder Baulit. Bei weitem wichtiger aber ist der Nachweis, daß die Trachyte Islands verhältnißmäßig jünger sind als die Hauptmasse der Basalte, wenn auch locale Ergüsse von Trachyt und Basalt abwechselten, wie in vulcanischen Regionen Böhmens, und der Rhön und in ähnlicher Weise wie auch noch in der Jetztzeit die Krafla und die Hekla abwechselnd basaltische und trachytische Laven ergossen haben. Die Ansicht früherer Reisenden, als sei die Hebung der ganzen Insel durch den Trachyt geschehen und als durchziehe derselbe in breiter Zone von Südwest nach Nordost die Insel und habe das Basaltgebirge derart durchbrochen, daß es zu beiden Seiten an ihm anlehne, bezeichnet Dr. Zirkel ebenfalls als irrig.

Digitized by Google

Die Braunkohlenflötze der Insel aber sammt den umschließenden Tuffen, in denen man ehemalige von überseeischen Aschenerupticnen bedeckte und umgewandelte Wälder zu sehen glaubte, hält er für submarine Bildungen.

Im Schlußcapitel endlich entwickelt der Verfasser noch in kurzen Zügen seine Ansicht über die Entstehungsweise der Insel. In Folge der neueren vulcanischen Action trat nämlich die alte submarine Basaltdecke in zwei gesonderten Inseln über das Niveau des Meeres und wurde erst durch die Producte der fortdauernden vulcanischen Thätigkeit in der so gebildeten Meerenge, welche jetzt der Hauptsache nach als ein gewaltiges Tuffgebirge erscheinen, zu einem Ganzen vereinigt. Der Zusammenhang der geognostischen Constitution mit der Bewohnbarkeit der Insel tritt in die Augen durch einen Vergleich des fjordreichen von grünen Thälern und Flüssen durchzogenen basaltischen Nordens mit dem fast unbewohnten Süden, dessen Tuffplateaux ungeheuren Eismassen eine sichere Unterlage gewähren.

Der botanische Anhang umfaßt nur ein systematisches Verzeichniß aller Gefäßpflanzen Islands. Eine vollständige Uebersicht der isländischen Flora gab Dr. Lindsay in seiner Flora of Iseland 1861. Das uns vorliegende Verzeichniß der Gefäßpflanzen ist jedoch etwas vollständiger als das von Lindsay gegebene.

Eine bei weitem wichtigere Arbeit ist jedoch die systematische Uebersicht der Rückgratthiere Islands, von William Preyer. Ursprüngliche Landsäugethiere besitzt Island wahrscheinlich gar keine; denn sowohl der arktische Fuchs als die isländische Maus sind nur sehr zweifelhaft autochthon; dagegen leben jetzt zwölf sicher durch Menschen eingeführte Arten daselbst. Von im Wasser lebenden Mammalien bevölkern 6 Pinnipedier und 13 Cetaceen die Küste. Amphibien fehlen in Island gänzlich Dagegen ist die Vogelwelt eben so ergiebig für den Fauniſtiker als unentbehrlich für den Bewohner, ja Preyer ist wohl mit Recht der Ansicht, daß Island völlig unbewohnbar wäre ohne die Vögel, welche Federn, Dunen, Eier, Fleisch, Feuerungsmaterial, ja sogar Lampendochte und Thran in ungeheurer Menge liefern. Dieser interessanten Thierclasse schenkte er daher auch seine ganze Aufmerksamkeit, und seine kritische Bearbeitung derselben giebt sicher das vollständigste Verzeichniß, das wir über die Vögel Islands besitzen, und zeichnet sich durch genaue Localbeobachtungen und feine Bemerkungen über die Lebensweise der merkwürdigsten und häufigsten Arten vor manchen Arbeiten desselben Forschers aus. Seine genauen Untersuchungen führten ihn zur Aufstellung von nur einer neuen Species aus der Gattung der Raubmöven (Lastris) und constatiren andererseits das Aussterben des großen nordischen Pinguin (Alca impennis) auf Island, über welchen interessanten Vogel der Verfasser eine besondere kleine Abhandlung veröffentlichte.

Das Verzeichniß der Fische Islands ist mit Ausnahme von zwei Species dem Faber'schen Werke: „Die Naturgeschichte der Fische Islands, 1829“ entnommen, welches 49 Fische, darunter nur sieben des süßen Wassers, aus Island aufführt.

Ein sehr werthvoller Beitrag ist endlich auch das chronologisch geordnete Verzeichniß der historischen Ausbrüche der isländischen Vulcane. Durch gewissenhaftes und genaues Studium der Quellen unterscheidet sich dasselbe vortheilhaft von dem

Digitized by Google

nicht sehr kritisch gehaltenen Aufsatze von Meyn „Zur Chronologie der Paroxysmen der Hekla" (Jahrbuch der deutschen geologischen Gesellschaft 1854). Der erste Feuerausbruch, dessen die alten Nachrichten gedenken, ist der des Eldborg in Hnappadalßýsla, welcher im 9. Jahrhundert bald nach der Ankunft der Norwegen in Island erfolgte. Der letzte Ausbruch ist die dreizehnte Eruption der Katla im Mai 1860. Man zählt überhaupt in Island 27 verschiedene Punkte, an welchen Eruptionen vorgekommen sind; darunter sind am häufigsten thätig gewesen die Hekla welche 26, die Katla welche 13, Vorgebirge Reykjanes welches 12, und die Trölladýngja welche 6 vulcanische Ausbrüche aufzuweisen hat. Besonders heftig war die vulcanische Thätigkeit in den Jahren 1340, in dem 6 gewaltige Eruptionen sich ereigneten, das Jahr 1510, in dem Hekla, Herdubreid und Trölladýngja erumpirten, und vor allen die Jahre 1724 bis 1730, in welchen die meisten, bedeutendsten und verheerendsten Ausbrüche stattfanden. Ueberhaupt war das 18. Jahrhundert das für die Bewohner verderblichste. Die Einwohnerzahl, welche 1703 noch 50.444 betrug, schmolz bis 1786 auf 30.142 zusammen. Sie erreichte erst 1842 wieder 53.000 und stieg bis 1858 auf 67.847, so daß sich die jährliche Durchschnittszunahme der isländischen Bevölkerung während dieser 155 Jahre nur auf 0.2 pCt. beläuft.

Die lithographirte Karte im Maßstab von 1 : 180.000, auf welcher auch die Tour der Reisenden eingetragen ist, wurde nach „Olafur Nikolaus Olsens und Björn Gunnlaugssons Uppdráttur Islands, 1849" entworfen und ist sammt den gut gewählten Skizzen in Holzschnitt eine den Werth des trefflichen Buches noch erhöhende Beigabe.

Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache.

Mit Bezug auf Brücke's Physiologie und Systematik der Sprachlaute.
Dargestellt von Dr. Moriz Thausing.

(Leipzig 1863, Verlag von Wilh. Engelmann.)

(Eine Selbstanzeige.)

So lange der Mensch an seiner Vervollkommnung arbeitet, so lange arbeitet er auch an der Ausbildung seiner Sprache, die mehr als alles andere mit seinem Geistesleben zusammenhängt. In ihr muß der Menschengeist nach jeder Richtung zur Erscheinung kommen; daher ist die Sprache zugleich ein ästhetisches Gebilde, dessen Elemente, die Laute, ebenso wie unsere Stimmmittel einer harmonischen Gesetzmäßigkeit folgen. Wie unsere Tonleiter das Gesetz unserer Stimme repräsentirt, so muß eine Lautscala unseren reichen Sprachmitteln zu Grunde liegen.

Allerdings wird dieselbe auf ganz anderen Principien beruhen, und es hat sich stets als Fehlgriff herausgestellt, das Wesen der Laute, insbesondere der Vocale, aus

Digitized by Google

der bloßen Tondifferenz zu erklären. Die unerkannte Existenz dieser Principien hat seit den ältesten Zeiten den Forschungstrieb auf sich gelenkt, doch erst in neuester Zeit scheint diese wichtige Frage eine allgemeinere Theilnahme auf sich zu ziehen. Das obgenannte Werk ist gegenwärtig das letzte Glied in der langen Kette ähnlicher Bestrebungen, von denen sich die aufblühende Linguistik wohl nicht länger wird fern halten können.

Wie schon der Titel anzeigt, will der Verfasser nicht, wie bisher geschah, unseren Lautvorrath nach einem äußeren Eintheilungsgrunde anordnen, er geht vielmehr darauf aus, die ursprüglichen Gesetze, nach welchen die Sprachlaute erzeugt werden, aufzufinden und deren Realität in der Lautbildung und Sprachgeschichte nachzuweisen. Sein Lautsystem tritt daher nicht als eine Erfindung auf, sondern als „eine Entdeckung auf dem Gebiete der Naturerscheinungen im weitesten Sinne".

Zwei Bruchstücke dieses natürlichen Lautsystems erfreuen sich längst einer allgemeinen Anerkennung, einerseits nämlich das uralte Schema der litterae mutae b, g, d, ꝛc.; anderseits die von Hellwag vor fast 100 Jahren entdeckte Vocalpyramide, an deren Spitze a, an deren zwei Enden u und i stehen. Von diesen zwei gegebenen Punkten aus, sucht der Verfasser alle übrigen und gelangt zu dem Grundsatze: Alle einfachen Laute sind Verdumpfungen des menschlichen Naturlautes a nach drei Richtungen, je zu sieben Stufen. Die sieben Lautstufen erhalten ihre Qualität nur durch die Quantität der Verdumpfung und entsprechen sich gegenseitig in den einzelnen Reihen. Die Verdumpfung aber entsteht durch die successive Annäherung zweier Mundtheile bis zu deren Berührung, die wieder eine geringere oder stärkere sein kann. Je nachdem diese Organe im vorderen, rückwärtigen oder mittleren Gebiete des Mundraumes liegen, entstehen so die Lippen-, Kehl- und Zungenlaute und die Reihe der ersteren wäre z. B. von a ausgehend: o, u, w, f, p, b, m; diese Buchstaben stehen hier natürlich bloß als Zeichen für ihre deutschen Laute, sie sind daher zu lautiren und nicht mit Namen zu nennen, wenn man einen Begriff von der Lautreihe erhalten will. Die analoge Kehlreihe ist eben so bezeichnet: e. i, j, ch, k, g, und Kehl-n; die Zungenreihe: l, r, weiches s, hartes s oder ß, t, d, Zungen-n. So erhalten wir 22 reine ursprüngliche Sprachlaute. Alle übrigen sind Zwischenstufen, wie ä, englisch w und y, Mischlaute wie: ö, ü, sch, und Verbindungen von Lauten unter einander oder mit Geräuschen des Kehlraumes, zu denen auch die sogenannten Spiritus gehören.

Vom Standpunkte dieses „natürlichen Systems" erklären sich dem Verfasser alle Lautproducte der europäischen Sprachen und er sucht in den einzelnen Fällen die Belege für die Richtigkeit seiner Theorie. Erhalten manche gemeingültige Anschauungen durch diese systematische Behandlung ein ganz anderes Gesicht, so dürfte das Capitel vom „angewandten Alphabet", welches die äußere Erscheinung der Sprache in Silbenbildung, Ton nnd Dehnung behandelt, manchen Widerspruch lösen; denn der Gegensatz zwischen Praxis und Theorie hört auf, sobald man sich desselben klar bewußt wird.

Digitized by Google

Mit einer Vorliebe, die aus gewissenhafter Ueberzeugung entsprungen ist, geht der Verfasser zuweilen auf Prof. Brücke's einschlägige Werke zurück. Er erklärt seine Arbeit geradezu als eine versuchte Fortbildung von dessen Systematik der Sprachlaute, denn in dieser sieht er überhaupt den nothwendigen Ausgangspunkt aller weiteren Forschungen auf diesem Felde. Gleichwohl bewahrt er dem geschätzten Gelehrten gegenüber seine volle Selbstständigkeit, und es liegt vielleicht in der Eigenthümlichkeit des Stoffes, daß er trotz seiner Achtung vor Brücke's Forschungen gerade in den Cardinalpunkten des Systems in offenen Widerspruch zu demselben tritt.

Abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Frage, dürfte der beigefügte Vorschlag zu einer phonetischen Schrift von allgemeinem Interesse sein. Danach wären alle Laute und deren Beziehungen und Betonungen mittelst Noten und Zeichen, analog denen der musikalischen Töne zu schreiben, so daß jeder Eingeweihte ganz ohne Rücksicht auf das Verständniß eine Lautfolge eben so genau ablesen müßte wie der Sänger eine Melodie. Das Bedürfniß einer solchen Lautschrift hat sich insbesondere zu Missionszwecken, wie auch zu gelehrter Vermittelung längst fühlbar gemacht. In einem Anhange empfiehlt der Verfasser diese seine Notenschrift zugleich zur Verwerthung beim Blindenunterrichte, während das System selbst dem Taubstummenunterrichte zugutekommen soll. Da diese phonetische Schrift übrigens in innigem Zusammenhange mit dem „natürlichen Lautsysteme" steht, so hängt auch die Zukunft derselben sehr von dem Schicksale des letzteren ab.

Es kommt darauf an, inwieferne das System eine mehrseitige Prüfung seiner leitenden Grundgedanken aushält. Der Zweck des kleinen Buches ist es, dieselben so kurz und so gut wie möglich zum Ausdrucke und mit den zugänglichen sprachlichen Thatsachen in Einklang zu bringen. Die Form, in der es geschieht, macht auf transcendentale Gelehrsamkeit, so weit dieselbe mehr sein soll als gesundes Beobachten und klares Denken, keinen Anspruch, und soll die Arbeit dadurch der allgemeinen Beurtheilung so wenig entzogen werden wie der wissenschaftlichen Kritik. Die Folge aber mag und wird lehren, inwieweit dem Verfasser die Lösung seines Problems gelungen ist, oder ob er in einer subjectiven Täuschung befangen gewesen sei.

---

* (Die nationale Akademie der Wissenschaften in den vereinigten Staaten. [1]) Der ehrenwerthe Henry Wilson von Massachusetts, in dem Senate der vereinigten Staaten brachte in der letzten Sitzungsperiode des Congresses folgende Bill ein und dieselbe wurde einstimmig angenommen:

[1] Den obenstehenden Bericht, aus dem „American Journal of Science and Arts", vol. XXXV., Mai 18 3, wodurch eine dem „D. M." entnommene Notiz, denselben Gegenstand betreffend, berichtigt wird, verdankt die Redaction der freundlichen Mittheilung des Herrn Hofrathes Haidinger.

Digitized by Google

Eine Bill zur Gründung (to incorporate) der Nationalakademie der Wissenschaften, verordnet vom Senat und dem Hause der Repräsentanten der vereinigten Staaten von America im Congreß versammelt, daß Louis Agassiz, Massachusetts, J. H. Alexander, Maryland, S. Alexander, New-Jersey, A. D. Bache, F A. P. Barnard, J G. Barnard, in der Armee der vereinigten Staaten, Massachusetts, W. H. C. Bartlett, Militärakademie der vereinigten Staaten, Missouri, U. A. Boyden, Massachusetts, A. Caswell, Rhode-Island William Chauvenet, Missouri, J. H. C. Coffin, vereinigte Staaten nautische Akademie, J. A Dahlgreen, Marine der vereinigten Staaten, Pennsylvanien, J. D. Dana, Connecticut, Charles H Davis Marine der vereinigten Staaten, Massachusetts, George Engelmann, St. Louis, Missouri, J. F. Frazer, Pennsylvanien, Wolcott Gibbs, New-York, J. M. Gilliß, vereinigte Staaten National-Observatorium, Kentucky, A. A. Gould, Massachusetts, B. A. Gould, Massachusetts. Asa Gray, Massachusetts, A. Guyot, New-Jersey, James Hall, New-York Joseph Henry, J. E. Hilgard, Illinois, Edward Hitchcock Massachusetts, J. S. Hubbard, vereinigte Staaten Marine-Observatorium, Connecticut, A. A. Humphreys vereinigte Staaten Armee, Pennsylvanien, J C. Le Conte, vereinigte Staaten Armee, Pennsylvanien, J. Leidy, Pennsylvanien, J P. Lesley, Pennsylvanien. M. F. Longstreth, Pennsylvanien D. H. Mahon. vereinigte Staaten Militärakademie, Virginien, J. S Newberry, Ohio, H. A. Newton, Connecticut, Benjamin Peirce, Massachusetts, John Rodgers, vereinigte Staaten Marine, Indiana. Fairman Rodgers, Pennsylvanien. R. E. Rodgers, Pennsylvanien, W. B. Rodgers, Massachusetts, L M. Rutherfurd, New-York, Joseph Saxton, Benjamin Silliman, Connecticut, Benjamin Silliman jun., Connecticut Theodore Strong, New-Jersey, John Torrey, New-York, J. G Totten, vereinigte Staaten Armee Connecticut. Joseph Winlock, vereinigte Staaten Marinealmanach, Kentucky, Jeffries Wyman, Massachusetts, J. D. Whitney, Californien, und ihre gesetzmäßig erwählten Genossen und Nachfolger durch Gegenwärtiges incorporirt, constituirt und anerkannt seien als eine Corporation unter dem Namen der nationalen Akademie der Wissenschaften.

Section II. Und sei es ferner verordnet, daß die Nationalakademie der Wissenschaften aus nicht mehr als fünfzig ordentlichen Mitgliedern bestehen soll, und daß die genannte Körperschaft, hier errichtet, das Recht haben soll, ihre eigene Organisation zu entwerfen, inbegriffen ihre Statuten, Geschäftsordnungen und Zusätze zu denselben (constitution, by-laws, and rules and regulations), die durch Tod, Austritt oder anderweitig entstehenden Lücken auszufüllen; für die Wahl von ausländischen und inländischen Mitgliedern zu sorgen, die Theilung in Classen und für alles andere, was in solchen Instituten erforderlich oder gewöhnlich ist, und darüber an den Congreß zu berichten.

Section III. Und sei es ferner verordnet, daß die Nationalakademie eine Jahresversammlung an einem Orte in den vereinigten Staaten halte, der dazu bestimmt werden wird, und daß die Akademie, wenn immer selbe von einem Regierungsdepartement dazu aufgerufen wird, Untersuchungen, Forschungen und Versuche über Gegenstände der Wissenschaft oder Kunst anstellen und über dieselben berichten soll, und daß die wirklichen Auslagen welche diese Untersuchungen, Forschungen, Versuche und Berichte veranlassen, sollen aus den für diese Zwecke zu bestimmenden Bewilligungen bezahlt werden, daß aber die Akademie keine Entschädigungen für irgendwelche der Regierung der vereinigten Staaten geleisteten Dienste erhalten soll.

Entsprechend einer Einladung von Herrn Wilson, versammelte sich eine Mehrzahl aus den in der Acte genannten Gründern am 22. April um 11 Uhr Vormittags in der Capelle (wörtlich Chapel) der Universität der Stadt New-York zu dem Zwecke der Organkstrung der Nationalakademie der Wissenschaften. Der Körper wurde zur Ordnung gerufen mit einigen angemessenen Worten durch Herrn Wilson, der auf den Wunsch einer großen Anzahl der Mitglieder gegenwärtig war. Eine provisorische Organisation

Digitized by Google

wurde gewonnen durch die Wahl von Joseph Henry aus Washington und Alexis Caswell von der Brown-Universität, als Vorsitzendem und Secretär pro tempore. Ein Comité von neun Personen, von welchem Prof. Caswell Vorsitzender, wurde ernannt, um die Regeln für die Einrichtung der Akademie vorzubereiten und darüber Bericht zu erstatten, entsprechend dem durch Section II der Incorporationsacte zustehenden Rechte, angenommen vom Congreß und bestätigt vom Präsidenten der vereinigten Staaten am 4. März 1863.

Entsprechend den vorliegenden Beschlüssen (für endliche Schlußfassung für den nächsten Jänner vorbehalten) ist die Akademie in zwei Classen getheilt, nämlich [1]:

1. Die Classe der Mathematik und Physik;
2. die Classe der Naturgeschichte.

Die Mitglieder der Körperschaft wählen, in welcher dieser zwei Classen und in welcher Section dieser Classe sie ihre Namen einschreiben wollen. Die Classen sind unterabgetheilt wie folgt:

A. Classe der Mathematik und Physik. Section 1. Mathematik; 2. Physik; 3. Astronomie; Geographie und Geodäsie; 4. Mechanik; 5. Chemie.

B. Classe der Naturgeschichte. Section 1. Mineralogie und Geologie; 2. Zoologie; 3. Botanik; 4. Anatomie und Physiologie; 5. Ethnologie.

Während jedes Mitglied seine eigene Stellung wählt, kann es auch durch die Mitglieder jeder anderen Section als Ehrenmitglied derselben gewählt werden und der Akademie wird die Befugniß vorbehalten, ein Mitglied von einer Section in die andere zu übersetzen.

Es werden fünfzig auswärtige Mitglieder gestattet, welche keinen Antheil nehmen an den Geschäften der Akademie, aber das Vorrecht haben, den Sitzungen beizuwohnen, Abhandlungen vorzulesen und mitzutheilen und Exemplare der Druckschriften der Akademie zu erhalten.

Die Functionäre der Akademie sind: ein Präsident, ein Vicepräsident, ein Secretär für das Ausland, ein Secretär für das Inland und ein Schatzmeister, alle wählbar für sechs Jahre.

Jede Classe hat ihren eigenen Vorsitzenden und Secretär, welche jährlich in der Jänner-Versammlung gewählt werden. Die Functionäre der Akademie, die Vorsitzenden der Classen nebst vier Mitgliedern, welche jährlich durch die Akademie gewählt werden, bilden einen Rath für die Besorgung der Geschäfte, welche ihm gesetzmäßig oder von der Akademie zugewiesen werden.

Es steht dem Präsidenten zu oder (in seiner Abwesenheit oder Verhinderung) dem Vicepräsidenten, den Vorsitz bei den Sitzungen der Akademie zu führen. Comités von Mitgliedern zu ernennen (wenn nicht andere gesetzmäßige Bestimmungen vorliegen), Aufgaben, Forschungen durch Versuche, Untersuchungen oder vorläufige Erhebungen, welche von der Regierung der vereinigten Staaten und deren Abtheilungen verlangt werden, den Mitgliedern zuzutheilen welche speciell mit dem Gegenstande betraut sind. Er hat mit dem Rathe die allgemeinen Angelegenheiten der Akademie zu leiten. Die Obliegenheiten der übrigen Functionäre enthalten nichts als was sonst bei solchen Organisationen gewöhnlich ist.

Die Akademie hält zwei statutarische Sitzungen in jedem Jahre, eine im Jänner und eine im August. Die Jännersitzung findet immer in Washington statt am 3.

[1] Da diese Bestimmungen vor ihrer endlichen Annahme im Jänner wohl verschiedentlichen Veränderungen unterliegen, so wäre es wohl unschicklich, sie im Detail gegenwärtig wiederzugeben, doch geben wir so viel in dieser Notiz in Bezug auf die allgemeine Organisation der Akademie, als wohl im Wesentlichen wenig verändert werden dürfte.

(American Journal of science and arts.)

Digitized by Google

(oder wenn der 3. auf einen Sonntag fällt, am 4.), aber die August-Sitzung findet an jenem Orte statt, welcher in einer früheren Sitzung von der Akademie bestimmt worden ist, und zwar am dritten Mittwoch jenes Monats. Die wissenschaftlichen Sitzungen der Akademie sind öffentlich, die geschäftlichen Sitzungen geschlossen. Mittheilungen von Nichtmitgliedern der Akademie werden von Mitgliedern vorgelegt und gelesen, welche selbst nur für den allgemeinen Werth der Abhandlung, nicht für die von dem Autor ausgesprochenen Meinungen sich verantwortlich machen.

Anträge zu Untersuchungen, Versuchen, Beobachtungen, Forschungen oder Berichten sollen von der Classe ausgehen, welcher die Gegenstände angehören und sodann der Akademie vorgelegt werden, zur Besprechung, Annahme oder Verwerfung, ausgenommen die Vorlagen der Regierung der vereinigten Staaten oder ihrer Zweige, über welche der Präsident zu verfügen hat, welcher, wenn es erforderlich ist, sogleich einen Bericht an die Regierung und bei der nächsten statutarischen Versammlung an die Akademie zu erstatten haben wird. Die Beurtheilung der Akademie soll zu jeder Zeit der Regierung zur Verfügung stehen, in jeder Abtheilung von Wissenschaft und Kunst innerhalb der von ihr vertretenen Fächer. Der Präsident der Akademie hat die Befugniß, in besonderen Fällen zu einem Comité erfahrene Männer von praktischer Beziehung, aber allgemeiner Bildung, welche nicht Mitglieder der Akademie sind, zu berufen.

Der Jahresbericht, welcher beiden Häusern des Congresses vorzulegen ist, wird von dem Akademiepräsidenten vorbereitet, und vor der Vorlage erst dem Rathe und dann der Akademie in ihrer Jännersitzung vorgelegt. Ein Auszug aus einer Abhandlung kann indessen stets von jedem Mitgliede an den Inlandsecretär zum Drucke und Circulation unter den Mitgliedern, während des Recesses der Akademie eingesandt werden.

Dies sind die Hauptzüge der organischen Gesetze der Nationalakademie der Wissenschaften. Eine Wahl hat unter diesen Regeln stattgefunden, und folgende Functionäre wurden fast einstimmig gewählt:

Präsident: Alexander Dallas Bache, Washington, D. C.
Vicepräsident: James D. Dana, New-Haven, Connecticut.
Secretär für das Ausland: Louis Agassiz, Cambridge, Massachusetts.
Secretär für das Inland: Wolcott Gibbs, New-York.
Schatzmeister: Fairman Rogers, Philadelphia.

Functionäre der Classen.

Classe A. Mathematik und Physik.

Vorsitzender: B. Peirce, Cambridge Massachusetts.
Secretär: B. A. Gould, Cambridge, Massachusetts.

Classe B. Naturgeschichte.

Vorsitzender: B. Silliman, New-Haven, Connecticut.
Secretär: J. S. Newberry, Ohio.

Nach dem Schlusse der Organisation und entsprechend dem Verlangen des organischen Gesetzes leistete jedes der gegenwärtigen Mitglieder den Huldigungseid, den der Senat der vereinigten Staaten von seinen eigenen Mitgliedern erheischt, und außerdem noch einen Eid, getreulich und nach seiner besten Befähigung die Pflichten eines Mitgliedes der Nationalakademie der Wissenschaften zu erfüllen.

Gegründet in der Mitte einer großen politischen Revolution, geschaffen von dem obersten Landesgesetz, ist die Nationalakademie gegenüber der Macht, welche sie gegründet, gegenüber der Welt verpfändet ihre Pflichten zu erfüllen. Die in der Acte genannten Mitglieder der Akademie konnten einfach das in sie, ohne ihr Zuthun gesetzte Vertrauen entweder annehmen oder ablehnen. Insoferne als sie diese ihre Stellung eingenommen

Digitized by Google

haben, sind wir vollkommen gerechtfertigt zu sagen, daß dies mit der Ueberzeugung geschehen sei, daß viele nicht in dem Verzeichniß benannt sind, welche ganz dafür geeignet waren, und mit der Ueberzeugung, daß in Bezug auf die mit der Mitgliedschaft verbundene Ehre, eines weit höheren Grades jene theilhaftig sein werden, welche später durch die Wahlstimmen der Akademie berufen werden sollen, die Lücken zu erfüllen, welche entstehen müssen, als die ersten bei der Gründung durch das Gesetz berufenen Mitglieder selbst.

Die Nationalakademie der Wissenschaften nimmt nicht den Platz ein, oder macht nicht nothwendig Eintrag der American Association for the Advancement of Science, wie dies viele Personen vorausgesetzt zu haben scheinen.

---

* Vom naturwissenschaftlichen Vereine für Steiermark wird in Kürze das erste Heft seiner Mittheilungen ausgegeben. Dasselbe enthält die Ansprache des Vereinspräsidenten J. Freiherrn v. Fürstenwärther in der ersten Jahresversammlung am 30. Mai 1863, das Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder und der Geschenke, welche dem Vereine zugekommen sind, so wie die Rechnung des Vereinsjahres 1862/63. Diesen schließen sich Verhandlungen und Berichte einzelner Mitglieder an.

* Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen wird noch im Laufe dieses Vereinsjahres, also bis zum 15. Mai 1864, Prof. Grohmanns „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren" herausgeben. Das Werk wird zwei Bände umfassen.

* In Venedig hat am 9. d. M. in der k. k. Akademie der schönen Künste die alljährliche Vertheilung der Prämien an die ausgezeichnetsten Schüler stattgefunden. Gegenstand der bei diesem feierlichen Anlaß von Jacopo Cabianca gehaltenen Festrede war die Apologie des vicentinischen Künstlers Valerio Belli, der sich im 15. Jahrhunderte als Goldschmied und Steingraveur einen berühmten Namen gemacht hatte.

Nach der Festrede wurde die Vertheilung der Prämien von Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter in Beisein einer glänzenden Versammlung vorgenommen.

* Aus Pest wird berichtet Friedrich Schmidt, Professor der Architektur an der Wiener Akademie und Dombaumeister von St. Stephan, ist nebst acht seiner besten Schüler auf der Durchreise nach Kaschau und in das Zipser Comitat hier eingetroffen. Dieselben beabsichtigen die Kunstschätze der Zips aus der Jagellonischen und Corvinischen Zeit aufzunehmen und zu zeichnen. Der mit den Genannten zugleich reisende Archäolog Herr Lehner wird bei derselben Gelegenheit historische und archäologische Studien in der erwähnten Gegend machen.

* Die philosophische Facultät der Pester Universität hat aus der Schwartner'schen Stiftung folgende Preisfrage ausgeschrieben: „Es soll darüber eine Ansicht ausgesprochen werden, was die neuesten Nachforschungen in Beziehung auf das Zeitalter des Notarii Anonymi unter König Bela für einen Erfolg hatten". Preis: 180 fl. ö. W. Die Operate sind bis 31. März 1864, rein und leserlich geschrieben, mit einem, ein Motto auf der Außenseite tragenden und den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Briefe versehen, in der Universitätskanzlei abzugeben. Dieselben können in ungarischer, deutscher, lateinischer und französischer Sprache verfaßt werden. Die feierliche Preisaustheilung findet am 25. Juni 1864 als am Festtage der Restaurirung der Universität statt.

* In der am 5. d. M. abgehaltenen Ausschußsitzung des ungarischen Vereines für bildende Künste wurde ein Schreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten Paul Eßterházy vorgelesen, in welchem der Fürst nicht allein die Protection übernimmt, sondern

Digitized by Google

auch noch zur Beförderung der vaterländischen Kunst 20 Stiftungen im Gesammtbelaufe von 4000 fl gründete. Ferner wurde eine Zuschrift des Herrn Paul v. Almássy verlesen, der die Stelle des Vicepräses übernimmt und zugleich zwei Stiftungen macht. Der Ausschuß beschloß sowohl Sr. Durchlaucht dem Fürsten als auch Herrn v. Almássy den Dank des Vereines in besonderen Zuschriften auszudrücken. Von Seiten zahlreicher deutsch sprechender Landesbürger wurde der Wunsch ausgedrückt, daß die Statuten des Vereines auch ins Deutsche übersetzt werden mögen, damit auch sie im Sinne derselben als Mitglieder zu den Zwecken des Vereins beitragen können. Es wurde beschlossen, diesem Wunsch zu willfahren. — Zu einem Blatt des herauszugebenden Albums wurde das in der Kunsthalle befindliche Gemälde des Herrn Than: „Scene aus der Tragödie des Menschen" gewählt; zum zweiten Albumblatt überläßt der Vicepräses Herr v. Almássy das Gemälde von Carl Lotz „Sturm auf der Puszta". An einem dritten Albumblatt arbeitet Herr Alexander Wagner; dasselbe stellt Isabella Zápolya vor. Der Antrag respective Plan des Vereinsdirectors Paul Harsányi, die Gründung einer Institution betreffend, durch welche zeitweilig unfähig gewordene Künstler unterstützt werden könnten, wurde im Principe angenommen und einer Commission zur Prüfung übergeben.

* F. Schuler-Libloy, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. Rechtsakademie zu Hermannstadt, hat soeben eine mit drei historisch-politischen Karten versehene „deutsche Rechtsgeschichte" bei W. Braumüller herausgegeben, welche ein rühmliches Zeugniß von dem Fleiße des siebenbürgischen Gelehrten ablegt. Wir kommen auf das gut ausgestattete Buch noch zurück und erwähnen nur, daß die Karten die Frankenreiche von 500 bis 600, die Reiche der Merovinger um 750, Deutschland von 911 bis 1137, um 1350, während des dreißigjährigen Krieges, die Ostseeländer bis 1773 und das vereinigte deutsche Sachsenland und Vororte in Siebenbürgen darstellen.

* In den Museen des Louvre in Paris sind die neuen salles de la Renaissance dem Publicum soeben geöffnet worden. Sie enthalten durchaus Gegenstände der Kunstindustrie und der Kleinkunst, Holzschnitzwerke, Terracotta, Emails, Faiences, Arbeiten von Della Robbia, Bernard Palissy u. s. f.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Bibliotaktik. Herr Honoré Garroni Doria, Bibliothekar der Frau Herzogin von Berri in Brunsee, hat der Académie des inscriptions et belles lettres eine Denkschrift über die Classification und Aufstellung von Bibliotheken überreicht, deren Grundzüge wir nachstehend mittheilen. Ob die Vorschläge des Herrn Garroni Doria in jeder Richtung zu befolgen sind, wagen wir nicht zu entscheiden; jedenfalls enthält die Denkschrift viele Momente, die Berücksichtigung verdienen und schon längst von Praktikern anerkannt wurden.

Um der Classification der Büchertitel einen sichtbaren Halt zu geben und das Nachsuchen zu erleichtern, schlägt Herr Garroni die für sein System sich am besten eignende sphärische Form vor, die in der äußerlichen Welt prädominirt und dem Zusammenhang und Ineinandergreifen des menschlichen Wissens in seinen verschiedenen Schattirungen auf der nach allen Seiten beliebig zu wendenden Oberfläche derart Raum giebt, daß kein Fach vor dem anderen bevorzugt erscheint.

Die „bibliotaktische" Kugel zerfällt in zwei horizontale Hemisphären, die eine für die religiösen, die andere für die profanen Bücher. Die beiden Pole stellen die Theologie einerseits, die Anthropologie andererseits dar. Jede Hemisphäre ist in acht Segmente oder Wendekreise getheilt, von welchen jeder wieder eine Anzahl von Zonen oder Kategorien umfaßt, z. B. bei der religiösen Hemisphäre: Bibelkunde, Liturgik, Ascetik u. s. w., bei der profanen Abtheilung: Geschichte, Philosophie, Litteratur u. s. w.

Digitized by Google

Die beiden tropischen Zonen beherbergen die religiösen oder profanen Polygraphen je nach der Hemisphäre. Zwischen diesen Zonen befindet sich der Aequator, welcher unter dem Namen „Pantologie“ jene Bücher enthält, die sich mit allem Möglichen beschäftigen, Encyklopädien, allgemeine Bibliographie u. s. w. Die schwer oder gar nicht zu classificirenden Bücher werden in die Ekliptik verwiesen, welche die Kugel diagonal durchschneidet

Durch diese Nachahmung der astronomischen Eintheilung übersieht man auf den ersten horizontal oder vertical geworfenen Blick die Beziehungen der verschiedenen Classen unter einander und die Berührungspunkte des Heiligen und Profanen in der Litteratur.

Da man eine Kugel mit Leichtigkeit nach jeder Richtung hin dreht, so kann jeder Gelehrte oder Specialist den ihn interessirenden Theil der Litteratur bequem nach oben stellen und seine Nachforschungen darauf vornehmen.

Zu der linearen Eintheilung kommt die Unterstützung der Farben. Jeder Pol, jeder Wendekreis, jeder Meridian muß seine ihm eigenthümliche, unveränderliche Farbe tragen, die profane Abtheilung matte, die religiöse glänzende Farben. Ultramarinblau würde z. B. jene, saphirblau diese bezeichnen.

Nachdem auf diese Weise eine synthetische Classification des menschlichen Wissens mittelst der astronomischen Eintheilung und einer rationellen, dem Griechischen entnommenen Nomenclatur, so wie mittelst der Farben hergestellt ist, geht Herr Garroni auf die praktische Aufstellung der Werke selbst in einer Bibliothek über und erklärt sich hier sofort gegen die Ordnung der Bücher in Schränken nach Wissenschaften. Jeder erfahrene Bibliothekar ist längst darüber im Klaren, daß diese Wissenschaftsschränke ganz unpraktisch sind bei dem riesigen Zuwachs, welchen alle Litteraturbranchen fortwährend erhalten, und daß es eben reine Zeit- und Raumverschwendung ist, sich mit dieser Eintheilung abzumühen. Wir geben Herrn Garroni ganz recht, daß die rationellste Aufstellung jene nach dem Formate der Bücher ist, so sehr auch Idealisten gegen diese Auffassung sein mögen. Mit dem Zusammenstellen gleicher Formate gewinnt man Raum, so wie einen das Auge nicht beleidigenden Ueberblick, und ein Schrank, ein Zimmer füllt sich ruhig nach dem andern. Für das Auffinden ist es namentlich bei einer großen Bibliothek ganz gleichgültig, wie die Bücher stehen, da man sie in einer solchen doch nur nach einem sorgfältig geführten Katalog suchen und finden kann, mögen sie nun nach Wissenschaften, nach dem Alphabet, nach dem Format oder nach der Farbe der Einbände geordnet sein.

Um das Suchen zu erleichtern, will Herr Garroni auf die Bücherrücken kleine Etiquetten, etwa von der Größe eines Kreuzers geklebt haben, welche die Ordnungszahl der Bibliothek tragen und deren Farben mit denen der oben erklärten Kugel genau correspondiren, so daß man sofort aus der Farbe der Etiquette weiß, welcher Wissenschaftsbranche das Buch angehört. Um noch mehr Nutzen aus den Etiquetten zu ziehen, werden sie an drei Orten des Buchrückens angebracht oben, mitten und unten, wodurch man sogleich weiß, ob das Buch in einer classischen, in einer fremden oder in der Landessprache geschrieben ist. Aus der viereckigen, dreieckigen oder runden Form der Etiquette soll man die Art der Darstellung (Briefform, Gesprächsform u. s. w.) ersehen.

Es ist gar kein Zweifel, daß durch diese Anordnungen das Suchen sehr erleichtert wird, und daß namentlich in Privatbibliotheken und in Büchersammlungen von nicht zu großem Umfang Herrn Garroni's Vorschläge wohl zu berücksichtigen sind. Bei Bibliotheken ersten Ranges führt die Etiquettenangelegenheit vielleicht zu sehr ins Kleinliche und Weite. Wir gedenken noch einmal in diesen Blättern auf die „Bibliotaktik“ zurückzukommen.

Digitized by Google

Nekrolog.

Joseph Binder [1].

Joseph Binder wurde am 15. Februar 1805 in Wien geboren, wo er auch nach vollendeten Gymnasialstudien die Akademie der bildenden Künste besuchte. Seine Studienzeit als Akademiker fiel in eine Kunstperiode, in der das Studium der Antike nach Füger'scher Auffassung von dem damaligen Professor Redl mit aller Vorliebe gelehrt wurde. Auch Director Caucig unterstützte dasselbe mit allem Eifer. Die Vorträge über Mythologie und alte Geschichte wurden damit in Einklang gebracht, und so kam es, daß sich mehrere junge emporstrebende Talente dieser Richtung hingaben und ihre Erstlingsversuche in der Composition der Beurtheilung der genannten Herren unterzogen. Unter diesen Kunstjüngern sind zu nennen Eduard Schaller, Heinrich Schwemminger, Leopold Schulz, Gebhardt Flatz, Adam Brenner Während dieser Zeit vollendeten Binder, Eichholzer, Hirschhäuter ihre Studien in der damaligen Graveurschule und erstere zwei traten, sobald sie sich entschlossen, die Historienmalerei zu studiren, sogleich jener specifisch christlichen Kunstrichtung bei, welche hauptsächlich durch Schäffer von Rom nach Wien gebracht wurde, woselbst dieser junge ausgezeichnet talentirte Mann durch Cornelius Overbeck, Veit u. s. w. angeregt wurde. Inzwischen kehrte auch Johann Schaller von Rom zurück, ebenfalls begeistert für diese Anschauung; auch Kupelwieser, Hampl, Schnorr u. A. m. fingen an sich ausschließend der christlichen Kunst hinzugeben. Dieser Kunstrichtung ergaben sich nun Binder und andere begabte junge Männer, wie Rauscher, Moriz v. Schwind, welcher zwar Schnorr zum ersten Lehrer hatte, aber dennoch diesem Kreise angehörte, mit ganzer Seele und zogen allmälig auch jene, welche der akademischen zugethan waren, zu sich herüber. Nun schloß sich ein Kreis von Jünglingen eng an einander, um dieses vorgesetzte Ziel zu verfolgen. Es fehlte noch ein Sammelplatz, wo sie ihre Ideen aussprechen und ihre Aufgaben gegenseitig auflegen konnten, bis sie endlich bei Custos Karl Ruß gastliche Aufnahme fanden. Ruß, welcher einzig und allein für die vaterländische Geschichte und nur in gewisser Richtung für das christliche Mittelalter begeistert war, wußte die jungen Leute doch so zusammenzuhalten, daß sie sich gerne bei ihm trafen. Epoche machte in diesem Kreise Führich, welcher damals seine Genovefa und mehrere biblische Zeichnungen vorlegte, die mit Bewunderung aufgenommen wurden.

Nachdem dieses jugendliche Zusammenleben eine Zeit lang gedauert, kam Binder in das Haus Oliviers, welche ihn dem Historienmaler und Professor Julius v. Schnorr in München empfahlen, der ihm in seinem Hause vollständige Unterkunft gewährte. Binder verfertigte mehrere Staffeleibilder, „einen Schutzengel", „Christus der h. Magdalena erscheinend", „die Auffindung Mosis" u. s. w. Um diese Zeit kamen, von gleichem Geiste beseelt, einige dem Wiener Kreise angehörige junge Künstler, der Bildhauer Ludwig Schaller, Moriz v. Schwind, Leopold Schulz nach München, welche unter dem Namen „die Wiener" einen eng geschlossenen Kreis bildeten. Diese in München zusammen lebenden Wiener wurden nicht nur in Schnorrs Haus auf das ehrenvollste aufgenommen, sondern fanden auch an Cornelius, Heß und Anderen Freunde, welche sie, wie auch Kaulbach und Görres, stets mit Auszeichnung behandelten. Bald darauf nahm Heinrich Heß Binder zu sich, um ihn Antheil an dem Freskencyklus der Allerheiligenkirche nehmen zu lassen. Er übertrug ihm mehrere Apostelgestalten und kleinere Bilder, welche Binder zu seiner Zufriedenheit ausführte. So sehr Binder ausschließlich der religiösen Richtung ergeben war, so kam ihm plötzlich der sonderbare Gedanke, daß ihm diese Kunstrichtung für die Zukunft keine sichere Existenz geben dürfte; er wendete sich nach Frankfurt a. M., wo er das Portraitfach ergriff. Er machte während dieses Aufenthaltes eine Reise nach Paris und zurück, und ging dann im Jahre 1838 mit dem Auftrage nach Wien, das Bildniß Kaiser Albrechts II. für den Kaisersaal in Frankfurt zu verfertigen. Es bildete sich ein neues Zusammenleben mit den Professoren Johann Schaller, Kupelwieser, Steinle, Böhm und Führich, in dessen Hause sie sich am öftesten einfanden. Binder, wieder zur religiösen

[1] Nach dem Programm der Schottenfelder Oberrealschule für das Jahr 1862/1863.

Digitized by Google

Richtung zurückkehrend, verfertigte mehrere Staffeleibilder: „dem h. Joseph erscheint der Engel, welcher ihn zur Flucht ermahnt“ u. a., betrieb aber zugleich das Portraitfach mit Auszeichnung. Unter den Leistungen in diesem Fache ist besonders das Portrait des Kanonikus J. E. Veith hervorzuheben. Binder malte damals „die h. drei Könige auf einer Ueberfahrt“, ein Hausaltärchen für den Herrn Staatskanzleirath v. Jarke. Da er aber in Wien wieder nicht hinreichende Mittel für seinen Lebensunterhalt fand, so entschloß er sich die Historienmalerei ohne eine bestimmte Richtung zu betreiben. Auf Ausstellungen und Publicum angewiesen, suchte er, durch Pollaks und Dobiaschofsky's Einfluß getrieben, seinen Bildern eine glänzende Außenseite zu geben. Bilder aus dieser Periode befinden sich auch im k. k. Belvedere, wie: „Romulus und Remus, von der Wölfin gesäugt und von dem Hirten Faustulus aufgefunden“, „der h. Hubertus“.

Endlich wurde Binder an der k. k. Elementarschule der Akademie der bildenden Künste Aushilfslehrer und nach Aufhebung derselben im Studienjahre 1851 bis 1852 Lehrer des Freihandzeichnens an der k. k. Oberrealschule am Schottenfelde, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem am 16. April 1863 erfolgten Tode verblieb.

In dieser Zeit wurden unter Prof. Führichs Oberleitung die Bestellungen für die Alt-Lerchenfelder Kirche gemacht, und Binder erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Vorhalle mit der Schöpfungsgeschichte zu zieren. Er machte eine Reise nach Rom, um daselbst die Cartons zu zeichnen, und führte sie nach seiner Rückkehr in eigenthümlicher Weise bloß lasirend mit dünner Farbe **al fresco** aus. Dieses Werk gelang ihm so vollkommen, daß es ohne Zweifel die gelungenste aller seiner Leistungen und die Krone wie auch der Schlußstein einer künstlerischen Laufbahn zu nennen ist.

Zu Binders persönlicher Charakteristik gehört besonders, daß er von Jugend auf bei aller Fröhlichkeit und heiterer Laune in Gesellschaft stets ein geheimnißvolles Wesen an sich trug. Er war von hervorragenden Leistungen, besonders im religiösen Fache, so tief durchdrungen, daß er sich in deren Anschauung ganz versenken konnte. Er wollte Gediegenes leisten und stets daran verbessern, daher er sehr schwer einen Zeitpunkt fand, welchen er für geeignet hielt, seine Arbeiten vorzuzeigen, und selbst seine Lehrer und vertrauten Freunde konnten sehr selten angefangene Zeichnungen und Bilder zu sehen bekommen. Nur in der Zeit wo er sich mit mehr Außenseite an das Publicum wendete, ging er von dieser Regel ab.

Im Uebrigen hatte er im gesellschaftlichen Leben einen festen wohlwollenden Charakter und half so manchen Kunstgenossen durch seinen Einfluß zu einer gesicherten ehrenvollen Stellung.

Sitzungsberichte.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 5. August 1863.

Vorsitzender Herr Vicepräsident Dr. Th. Kotschy.

Herr Oberlandesgerichtsrath Reilreich eröffnete die Reihe der Vorträge mit einem Nekrologe des vor kurzem verstorbenen Herrn Grafen Johann Zichy v. Vasonykeö. Der Herr Vortragende hob namentlich die vielen Verdienste hervor, welche Graf Zichy um die botanische Kenntniß der Alpen Nieder-Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens durch in den Jahren 1844 bis 1850 unternommene Ausflüge erwarb.

Herr Custosadjunct A. Rogenhofer zeigte eine Anzahl lebender Attacus Cynthiaraupen vor, welche Herr Feldcaplan Bednarovits in Verona an die Gesellschaft eingesendet hatte, mit der Anzeige, daß er auch sehr gerne erbötig sei, jenen Herren Mitgliedern, welche die Art zu erziehen wünschen, eine Partie Eier zu überschicken, zu welchem Behufe man sich directe an Herrn Bednarovits wenden wolle. Zugleich machte der

Digitized by Google

Vortragende darauf aufmerksam, daß der Ailanthus-Seidenraupe zur Vermeidung von weiteren Irrthümern fortan der Name Attacus lunula Walk. (nicht Attacus Cynthia Drury, die eine andere Art darstellt) bleiben möge. Ferner legte derselbe einen Aufsatz von Herrn Dr. Schiner über die von Dr. Löw erst kürzlich aufgestellte Fliegengattung Blaesoxipha vor, welche als Larve in Heuschrecken schmarotzend lebt. Durch die Zucht dieser Gattung und nachdem Herr Brauer ein copulirtes Pärchen gefangen, stellte sich heraus, daß dieselbe kaum von Sarcophaga zu trennen sein dürfte und zunächst Sarcophaga haematodes steht, wenn nicht sogar mit ihr identisch ist.

Herr Dr. H. W Reichardt sprach über zwei neue Arten von Centaurea aus Kurdistan. Sie wurden im hiesigen botanischen Garten aus Samen gezogen, welche Herr Dr. Kotschy von seiner im Jahre 1859 unternommenen Reise mitgebracht hatte. Sie gehören in die nur orientalische Arten enthaltende Gruppe der Cynaroideen, welche sich durch auffallend große Köpfe auszeichnet. Die eine neue Art, welche mit Centaurea regia Boiss. zunächst verwandt ist, nannte der Vortragende C. Fenzlii, der zweiten, welche C. sclerolepis Boiss. zunächst steht, gab er den Namen Centaurea Kurdica. Ferner theilte Dr. Reichardt mit daß er um Moosbrunn Aspidium Thelypteris Sw. fand. Schließlich legte er ein von Herrn R. v. Szontagh eingesendetes Manuscript vor, welches eine Aufzählung der bis jetzt aus dem Arvaer Comitate bekannten, namentlich von Vitkay beobachteten Pflanzen enthält.

Der Vorsitzende Herr Dr. Th. Kotschy sprach über die Pflanzen- und Thierwelt von Cypern. Nach einer einleitenden Schilderung der geognostischen Verhältnisse und der für die einzelnen Gebirgsarten besonders charakteristischen Pflanzen besprach er zuerst die Flora des Culturlandes und bemerkte, daß sich unter den hier findenden Unkräutern namentlich viele perennirende Pflanzen, wie Allumarten, Aristolochia hirta, Leontice leontopetalum und besonders eine Mimose, Prosopis Stephaniana finden. Das Gestrüpp setzen namentlich Poterium spinosum, die Cistus-, Rhamnus-, Pistaciaarten und Ulex europæus zusammen. Der häufigste Waldbaum ist Pinus maritima, seltener finden sich Cupressus horizontalis, Juniperus fœtidissima (beide auf Kalk), Pinus Laricio (am Troodos), einige Quercusarten, Platanus orientalis, drei Pistacien und viele andere Arten. Von Interesse ist noch das massenhafte Vorkommen von Cerantonia siliqua, so wie daß sich in Klostergärten Luquidunbar orientale findet. In Bezug auf die Thierwelt ist Cypern karg bedacht; unter den Säugethieren ist besonders hervorzuheben Ovis Cyprius, von den Amphibien die giftige Vipera mauritanica, und das Chamäleon. Die Insectenfauna Cyperns ist sehr gut bekannt; so wurden von Coleoptern allein über 1300 Arten beobachtet.

Hierauf sprach Herr J. Juratzka über die Moosvegetation der Insel Cypern. Diese zeigt im Allgemeinen mit jener der Inseln und Gestade des Mittelmeeres die größte Aehnlichkeit Von den 77 Laubmoosen, welche Herr Prof Dr. Unger von dort mitbrachte, befinden sich sechs neue Arten: Fissidens cyprius Jur.; Pottia venusta Jur., Grimmia Ungeri Jur., Entosthodon pallescens Jur., Fumaria anomala Jur., und Brachythecium olympicum Jur.; 20 sind mehr oder weniger der Mittelmeerregion eigenthümlich, der Rest kommt auch im übrigen Europa vor. Von den vier Lebermoosarten ist nur eine Art dem Süden eigen, die übrigen sind auch bei uns allgemein verbreitet. Das Aphanitgebirg mit dem bei 6000 Fuß hohen Troodos (Olymp) beherbergt in der Höhe von 4 bis 6000 Fuß neben den zwei neuen Arten Grimmia Ungeri und Brachythecium olympicum kein einziges alpines Moos, sondern nur solche Arten, welche wir bei uns größtentheils in der niedern Bergregion finden; wie Grimmia conferta, pulvinata, leucophæa, commutata, Bryum atropurpureum u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Neuere französische staatswissenschaftliche Litteratur.

Le duc de Broglie. Ecrits et discours. 3 Bände, 1863.
La vie politique de M. Royer-Collard par M. de Barante. 2e édition. 2 Bände, 1863.
Les Empereurs romains par Jules Zeller. 1 Band, 1863.
Une révolution en économie politique par Henri Richelot. 1 Band, 1863 [1].

Die Franzosen generalisiren gerne, sie sind vielleicht selbst etwas zu schnell bereit, vom Besondern auf das Allgemeine zu schließen. Dennoch aber sind sie keine Freunde von Systemen und Theorien; ein Theoretiker ist ein Mensch, der nichts vom Leben versteht, und ein Systematiker gilt stets als ein von falschen Ansichten befangener Mann. Dieser Widerspruch löst sich dadurch, nicht wissenschaftlich, aber in der Praxis, daß man eben sein System auf einen besonderen Fall gründet oder stützt. Mit anderen Worten, statt eine abstracte Doctrin aufzustellen erzählt man eine tendenziöse Geschichte, knüpft an eine Thatsache an und macht Variationen über das gegebene oder gewählte Thema.

Daher der große Reichthum an Geschichtswerken und an Sammlungen von Reden und Abhandlungen, leider auch an Aufgewärmtem. Der Wiederabdruck von Zeitungsartikeln, von Gelegenheitsschriften nimmt wirklich überhand und für eins dieser Mélanges oder Variétés, dessen Erscheinen wir freudig begrüßen, müssen wir zehn andere in den Kauf nehmen, die uns nur Langweile verursachen. Schlimmer noch kommt dabei oft der Verfasser weg. Bei mancher Arbeit, die wir nach 10 oder 20 Jahren wieder lesen, fragen wir uns oft, was uns früher daran so sehr anzog. Die Arbeit freilich ist unverändert geblieben, aber wir sind nicht mehr dieselben, unser Standpunkt ist verrückt und der Rahmen der Begebenheiten ist ein anderer. Was wir damals gehofft, ist nicht erfüllt worden, was wir gefürchtet, nicht eingetroffen; Worte, die uns damals leidenschaftlich aufregten, locken uns jetzt ein mitleidiges Lächeln ab.

Ganz lassen sich wohl diese traurigen Betrachtungen über die Veränderlichkeit so mancher Gefühle, die wir ewig wähnten, nicht auf des Herzogs von Broglie Reden und Abhandlungen anwenden, aber eine gewisse Enttäuschung machte sich doch in uns fühlbar, als wir mehrere seiner Reden lasen. Der Stil ist classisch oder vielmehr akademisch; majestätisch schreiten die Sätze einher, die Perioden entwickeln sich regelrecht, allein die Darstellung ist breit, wortreich, wenn auch nicht gedankenarm, und sie bewegt sich nur langsam dem Ziele — der Leser denkt oft dem

[1] Die drei ersten sind erschienen in Paris bei Didier und Comp., das Folgende bei Capelle.

Digitized by Google

Ende — zu. Man vergißt dabei keinen Augenblick, daß ein grand seigneur spricht, aber ein grand seigneur, dessen Wahlspruch ist: Noblesse oblige. Man verstehe mich wohl: ich meine nicht, daß sich Broglie mit seinem Adel brüste, sondern daß der Adel sich fühlbar mache.

Die Reden und Abhandlungen umfassen einen Zeitraum von etwa 35 Jahren; sie behandeln die verschiedenartigsten Gegenstände, und ihr innerer Werth ist nicht in allen gleich. Sie bilden übrigens nur eine Auswahl solcher, denen der berühmte Staatsmann einen bleibenden Werth zuschrieb. Da es nichts neues unter der Sonne giebt, so ist die Zahl der letzten größer als man glauben möchte. So geben die jüngsten Begebenheiten ein neues Interesse den Abhandlungen über die Verwaltungsgerichte, über die Seeräuberei (legale oder Kaperei und eigentliche Piraterei), die Reden über Sclavenhandel, über die Wahlen, über Griechenland (das griechische Anlehen) und noch manches andere, was die frühere Generation mehr interessirte als uns.

Wie sehr es bei der Beurtheilung des Interesses, das eine vor Jahren gesprochene Rede haben kann, auf Zeit und Ort ankommt, will ich nur an einem Beispiel zeigen: dem parlamentarischen Bericht Broglie's über „die Freiheit des Unterrichts oder die Lehrfreiheit". Dies klingt zwar herrlich, bei genauerer Ansicht findet man, daß dies eine Etiquette ist, die man auf den Sack schreibt, um anzudeuten, was *nicht* darin ist. Dasselbe gilt von Droit de réunion, Liberté des cultes und anderen. Daß keine Lehrfreiheit in Frankreich besteht, weiß jeder. Zwar hat man dafür gekämpft, Broglie's Bericht an die Pairskammer (1844) ist ein Beweis dafür; auch wurde endlich 1850 ein Gesetz über die Lehrfreiheit genehmigt: allein es ist nun für jedermann eine ausgemachte Sache, daß beinahe noch gar nichts geschehen ist. Es ist daher nicht „etwas", sondern *viel* zu thun. Ob unsere Generation einen *kleinen* Fortschritt zur Freiheit erleben wird, das weiß ich nicht; wenn ich aber um mich blicke und auf die bei der Majorität herrschenden Ansichten Acht gebe, so darf man in diesem Jahrhundert auf keinen *großen* Fortschritt rechnen. Derselbe müßte denn von oben herab kommen. Seit 1852 schien aber die Regierung dem höheren Unterricht nicht sehr günstig, und als einen Hauptbeweis ihrer Ungunst wurde die Unterdrückung des philosophischen Unterrichts in den Lyceen oder Gymnasien angeführt. — Diesen Unterricht hat kürzlich der neue Unterrichtsminister (Herr Duruy) wieder hergestellt; es war seine erste Maßregel, nur war sie noch nicht so durchgreifend wie zu wünschen wäre.

Bei einer solchen Gelegenheit ist es natürlich von besonderem Interesse, Broglie's Bericht und besonders dessen Ansichten über den Unterricht der Philosophie zu kennen. Der gelehrte Herzog legt das *Für* in die eine, und das *Gegen* in die andere Waagschale und fängt mit den *Einwänden* an. Als ich diese las, dachte ich, er würde contra schließen. Aber das Kammercomité war dafür; der Berichterstatter mußte daher einige Gründe pro anführen und zu Gunsten der Philosophie schließen. Jeder sieht aber, daß seine Vorliebe auf der entgegengesetzten Seite ist. Vielleicht ist er jedoch heute anderer Meinung.

Digitized by Google

Im übrigen ist ebenfalls dieser Bericht nicht des Verfassers bestes Product. Ich ziehe z. B. vor, wenigstens unter seinen Kammerreden, diejenige, die er als Minister des Aeußeren über das griechische Anlehen (1833) sprach. Die Geschichte der Befreiung Griechenlands ist darin auf meisterhafte Weise erzählt; dabei erhalten wir eine Uebersicht der verschiedenen Regierungen, die sich dieses Land in wenigen Jahren gab. Es handelte sich darum, zu bestimmen, welche Regierungsform, die republicanische oder die monarchische, in den gegebenen Verhältnissen zweckmäßiger sei. Daß der Herzog von Broglie sich gegen die Republik ausspricht, das versteht sich von selbst. Aber seine Gründe müssen auch von denkenden Republicanern gewürdigt werden.

„Wenn diese Regierungsform", sagt er, „die Eigenschaft, die Kraft hätte, in Griechenland Ordnung und Freiheit zu gründen, so würden Ordnung und Freiheit daselbst blühen, da sich Griechenland schon seit zehn Jahren als Republik regiert. Man kann sogar sagen, daß es durch alle Phasen, durch alle Varietäten dieser Regierungsform gegangen ist, daß es den ganzen Kreis der republicanischen Institutionen durchlaufen hat. — So bestand daselbst, im Jahre 1821, das republicanische Regiment in seiner reinsten Gestalt. Jeder Ort regierte sich ganz selbstständig durch seinen Magistrat, ohne von irgend einer Centralgewalt abzuhängen. Wenn man nicht bis zur gänzlichen Abschaffung der Regierung gehen will, so glaube ich nicht, daß man weiter gehen kann.

„Dies schien jedoch nicht genug; es entstand daher aus allen diesen kleinen unabhängigen Staaten ein Congreß, der, wie einst in Frankreich die Nationalconvention, mit allen Rechten, mit allen Vollmachten ausgerüstet, eine Constitution zu machen und das Territorium zu vertheidigen hatte. Dies war der Congreß von Epidaurus. Derselbe machte eine Constitution, und diese Constitution glich Zug für Zug der der Nationalconvention. Sie theilte die Staatsgewalt zwischen einer einzigen Kammer und einer aus fünf Mitgliedern bestehenden ausübenden Gewalt, die auf ein Jahr von dieser Versammlung zu wählen war . . . . Die Constitution von Epidaurus stand nicht lange unversehrt; sie wurde schon im folgenden Jahre modificirt. Der erste Act des Congresses bestand darin, daß er die municipalen Einrichtungen, aus denen er hervorgegangen war, zerstörte. Nach zweijährigen Unruhen, Streitigkeiten und Unordnungen fand es der dritte Congreß für gut, seiner Gewalt zu Gunsten einer legislativen Commission und einer ausübenden Commission zu entsagen. Diese beiden Commissionen erklärten sich alsobald den Krieg. Um demselben ein Ende zu machen, wurde ein neuer Congreß berufen; da aber jede Commission ihre Anhänger hatte, so entstanden zwei Congresse, von denen der eine in Aegina, der andere in Herimiona tagte und die sich natürlich feindlich gegenüber standen. Es gelang den Philhellenen die Gegner zu versöhnen, und die beiden Congresse vereinigten sich zu Tresena.

„Der Congreß von Tresena hob die Constitution von Epidaurus auf und machte eine andere. Die neue Constitution theilte die Gewalt zwischen einem auf sieben Jahre gewählten Präsidenten und einer auf drei Jahre gewählten einzigen

Digitized by Google

Kammer. Der Präsident ließ anfangs auf sich warten; aber sein erster Act war, die Versammlung, mit der er die Gewalt theilen sollte, zu zwingen, ihre Functionen in die Hand einer Versammlung von 25 von ihm erwählten Personen niederzulegen, und die er Panhellenion nannte. Er herrschte dann, so gut es ging, ein Jahr lang mit dieser Versammlung; dann, als sich Mißhelligkeiten einstellten, berief er einen Congreß nach Argos. . . . ." Es versteht sich von selbst, daß der Congreß von Argos die Constitution aufhob und eine andere einführte; es ist auch unnöthig hinzuzufügen, daß die Constitution von Argos noch nicht die letzte war, bevor das monarchische Princip zur Geltung kam. Der Herzog von Broglie geht diese Veränderungen alle durch und erzählt dann die Schwierigkeiten, die man zu überwinden hatte, um einen König für Griechenland zu finden. Damals auch refüsirte ein koburgischer Prinz und das Haus Baiern machte nicht weniger Schwierigkeiten als das Haus Dänemark-Holstein. Aber es gelang damals wie heutzutage. Wird die Zukunft der Gegenwart gleichen, wie die Gegenwart schon der Vergangenheit ähnlich geworden ist?

Der Geschichtsforscher wird gewiß in dieser Rede sowohl als in mancher andern des französischen Staatsmannes reichen Stoff finden; allein wir würden den Inhalt der drei vor uns liegenden Bände nur unvollständig angeben, wenn wir nicht einige seiner Abhandlungen erwähnten. So die über die Existenz der Seele, worin der Herzog, der ein gläubiger aber liberaler Katholik ist, die materialistischen Ansichten des berühmten Arztes Broussais bekämpft. Ferner sind zu erwähnen die Abhandlungen über das Recht zu strafen und über die Todesstrafe, über die entehrenden Strafen und die entlassenen Sträflinge, über die Verwaltungsgerichte (jurisdictions administratives), worin die laufenden Ansichten über diese Punkte einer eingehenden Kritik unterworfen werden. Viel ist noch von dem gelehrten Herzog zu lernen, obgleich derselbe meist auf einem „überwundenen Standpunkt" steht. Broglie war und ist noch eine der hervorragenden Spitzen der Conservativen (ich sage nicht Partei, denn sie bilden keine); derselbe zählte auch mit Royer-Collard, Guizot und einigen anderen zu den Doctrinären.

Dies Wort wird jetzt allgemein im üblen Sinne genommen, aber wenige wissen weßhalb. Ich bin überzeugt, daß manche darunter revolutionäre, andere vielleicht reactionäre Ansichten suchen. Beides kann nicht richtig sein, dennoch aber läßt sich leicht der Ursprung dieser entgegengesetzten Urtheile nachweisen. Das Wort wurde im Winter von 1816 auf 1817 von den Ultraroyalisten erfunden und auf die damalige liberale Partei angewendet. Diese wurde aber mit der Zeit von einer fortgeschrittenen und dann von einer extrem liberalen Partei überholt, blieb daher zurück und galt mithin für reactionär. Dies war sie aber nie; sie war bloß conservativ. Sie hatte eine Regierungsform zustande gebracht — oder vorgefunden — die ihrem Ideal entsprach; sie fühlte sich damit zufrieden und wollte das Errungene bewahren. Zurück wollte sie keinesfalls, eher vorwärts, nur ohne Hast und mit reiflicher Ueberlegung. Eben weil man den Männern dieser Färbung vorwarf, zu viel zu überlegen und lieber zu weilen als zu eilen, behielt man später das Wort Doctrinär zur Bezeichnung

Digitized by Google

der älteren Glieder der liberalen Partei bei. Aber auch sie hingen fest an der constitutionellen Monarchie, auch sie waren Feinde des Absolutismus. Einer ihrer Zöglinge, der aber weiter ging als sie, und später ihr Gegner — bis 1848 — geworden ist, ist der Erfinder des berühmten Axioms le roi régne et ne gouverne pas (Thiers).

Was die Doctrinäre verhaßt gemacht hat, das war in Wirklichkeit nicht ihre Lehre, ihre Doctrin, sondern ihr Stolz (orgueuil) — Andere sagen Hochmuth — den Guizot selbst eingesteht [1]. Man fand dabei äußerst langweilig die strenge, einförmige Ehrenhaftigkeit, die spartanische Einfachheit, das sentenziöse Absprechen der talentvollen Männer, welche die kleine Gruppe, die Coterie bildeten. Aber Langweile erregen ist in Frankreich eine gefährliche Sache (la France s'ennuie!); nicht unbekannt ist es, daß 1848 manche Leute gegen Guizot waren, weil ihnen das ewige Einerlei eines siebenjährigen Ministeriums zuwider war. Es mußte um jeden Preis etwas Neues geschaffen werden. Das Neue kam, es war die Revolution.

Royer-Collard, der als der Chef der doctrinären Gruppe galt, erlebte sie nicht. Er hatte deren genug gesehen zwischen den Jahren 1763 und 1845, und die Eindrücke, welche ihm die erste verursacht hatte, erhielten sich sein ganzes Leben hindurch in voller Frische. Es kann hier meine Absicht nicht sein, eine Charakteristik dieses Mannes zu geben. Früher von mehreren Seiten angefeindet, ist sein Andenken jetzt allgemein geehrt, und ein besserer Beweis dafür kann wohl nicht geführt werden, als an die jetzt zu einer ganzen Bibliothek angewachsene Royer-Collard-Litteratur zu erinnern. Die bessern unter diesen Schriften erlebten mehrere Auflagen, wie wir es dieser Tage an der neuen Auflage der „Vie politique de Royer-Collard" von seinem Freunde M. de Barante erfuhren. Da dies Werk schon vielen der Leser bekannt sein wird, so begnüge ich mich zu bemerken, daß Herr v. Barante die Reden und Schriften Royer-Collards in eine gedrängte Erzählung der Begebenheiten, worauf sie Bezug haben, einflicht und uns jedes Mal genau die Umstände vergegenwärtigt, die jene Reden veranlaßt haben.

Was den Büchern, die uns die Geschichte der zwanziger Jahre zurückrufen, ein so großes Interesse in der neuern Zeit giebt, das ist die Aehnlichkeit in den Bestrebungen. Man weiß, daß jetzt Frankreich immer weniger sich mit dem Maße der Freiheit zufrieden zeigt, die ihm die Constitution von 1852 zutheilt, und sehnsüchtig sieht sich das Volk nach der „Freiheit wie in Oesterreich" oder in andern constitutionellen Staaten um. Mehrere der berühmten Redner aus der parlamentarischen Glanzperiode sind als wohlgerüstete Kämpen der Freiheit in die Kammer gesendet worden, und andere noch werden wahrscheinlich durch die geöffnete Bresche in den übrigens scharf vertheidigten Platz einziehen. So wenigstens hoffen die Optimisten. Aber auch an Pessimisten ist Frankreich nicht arm, obgleich sich ihre Zahl zu vermindern scheint: wie oft ist nicht ein kleiner Erfolg der Vater einer

[1] Siehe Maurice Block, Dictionnaire général de la Politique. V. Doctrinaires. Paris, bei Lorenz.

Digitized by Google

großen Hoffnung! Die Pessimisten nun, die haben sich mit besonderem Eifer auf das Studium der römischen Kaisergeschichte geworfen; manches nützliche ist so zu Tage gefördert worden, vielleicht aber war man zu sehr von den Ansichten der Gegenwart befangen, zu sehr von ihren brennenden Interessen gefesselt, um den freien Blick zu genießen, dem allein die Wahrheit sich erschließt. Daher kommt es wohl, daß der Erfolg bisher der Anstrengung noch nicht entsprach.

Dennoch ist aber aus jenen Zeiten manches zu lernen, selbst wenn man sie vorurtheilsfrei betrachtet. So dachte Hr. J. Zeller, als er „Les Empereurs romains, caractères et portraits historiques" schrieb. Wenn wir die Vorrede recht verstanden haben, so soll das Buch sogar eine Reaction gegen den Mißbrauch der Geschichte sein, ein Mißbrauch, der doch nur darin besteht, daß man in ihren Blättern Belehrung sucht. Behauptet doch Herr Zeller, daß aus jener Zeit sich nichts auf die unsere anwenden läßt. Dies scheint doch zu weit gegangen zu sein. Das ist ja eben das Verdienst des Forschers, daß er uns unterscheiden lehrt zwischen Gebrauch und Mißbrauch, daß er jeden unreinen Hauch vom Spiegel der Geschichte wegwischt. Aber eben weil Herr Zeller die Begebenheiten der römischen Kaiserzeit objectiv behandelt, können wir ohne Bedenken diejenigen Vergleichungen anstellen, die sich eben darbieten. Nur diese haben Werth, nicht die welche gleichsam mit den Haaren herbeigezogen werden.

Doch auch ohne solche Nebengedanken, ohne immer etwas anwendbares zu suchen, bietet die Lectüre eines guten Werkes über die römischen Kaiser ein eigenes Interesse. Rom war damals die ganze civilisirte Welt, China ist ja ein „Reich des Himmels" und nicht der Erde; aber auf der Erde gab es einige Jahrhunderte lang nichts als das römische Reich, und Wildnisse. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß die Geschichte statt bloß — oder fast bloß — internationale Begebenheiten aufzuzeichnen, den inneren Angelegenheiten einen gewissen Raum gewähren konnte. Ein Krieg zwischen fernen oder längst verschollenen Völkern läßt uns kalt und beschwert höchstens unser Gedächtniß mit Daten und Namen. Die inneren Angelegenheiten eines Landes aber berühren unsern Geist oder unser Gefühl auf mannigfaltige Weise. In neueren Zeiten wird überhaupt diese Seite mehr und mehr hervorgehoben und die Geschichtschreiber gehen immer besser gerüstet ans Werk. Die Anforderungen der Kritik steigern sich mit dem zunehmenden Werth der Leistungen, und was jetzt als eine mittelmäßige Arbeit gilt, das wäre vielleicht vor hundert Jahren als ein Meisterwerk gepriesen worden. Zellers Buch, ohne auf einen so hohen Rang in der Litteratur Anspruch machen zu können, ist ein gediegenes Werk und beruht sichtlich auf Quellenstudium. Der Stil ist fließend, die Darstellung belebt, reich an Anekdoten, die Urtheile einfach, d. h. nicht breit entwickelt, nicht von weit hergeholten Principien abgeleitet. Man liest das Buch wie einen Roman.

Dies kann eben nicht von „Une révolution en économie politique" von Henri Richelot gesagt werden. Nicht daß das Buch schlecht geschrieben wäre, Herr Richelot führt eine elegante Feder, aber es handelt sich um eine Darstellung

Digitized by Google

der (volkswirthschaftlichen) Doctrinen von Macleod. Die Geschichte wird ziemlich als ein Gemeingut der Menschheit angesehen, von dem jeder Einzelne seinen Antheil nicht bloß zu fordern berechtigt sei, sondern auch fordern müsse, zu fordern ein persönliches Interesse habe. Die Volkswirthschaft hingegen wird noch von vielen als eine Fachwissenschaft betrachtet, daher von manchen ganz bei Seite geschoben. Ich theile diese Ansicht nicht. Die Volkswirthschaft oder politische Oekonomie entwickelt die Gesetze, nach denen die geschäftlichen Beziehungen der Menschen sich regeln: alles was man thut, um sich seinen Unterhalt zu erwerben, man arbeite, kaufe, verkaufe, es gehört in das Gebiet der Volkswirthschaft Ich bin überzeugt, es wird eine Zeit kommen, in der die Volkswirthschaft neben der Geographie, der Geschichte, der Naturlehre ꝛc. auf dem Stundenplan der mittlern, vielleicht der niedern Schulen, stehen wird. Die Theorie und die Aufgabe der Wissenschaft weiter zu bringen, blieben vor wie nach dem Fachmann reservirt, nur die praktischen Resultate würden populärisirt werden.

Die Verbreitung der praktischen Lehren der Volkswirthschaft würde natürlich durch eine engere Begrenzung ihres Gebiets sehr erleichtert werden. Vielleicht hat man bisher dasselbe ungebührlich ausgedehnt; vielleicht auch begrenzt es Macleod zu enge, wenn er ihm bloß die Lehre des Tausches zuspricht. Macleod hat sich durch seine „Theory and practice of banking“, durch seine „Elements of political Economie“ (being a new system of political economy founded on the doctrine of exchanges) und endlich durch sein „Dictionary of political economy“ einen solchen Ruf erworben, daß man seine Ansicht nicht mehr unberücksichtigt lassen kann. Welche Wichtigkeit den Werken des englischen Volkswirthes zuerkannt wird, erhellt übrigens schon zur Genüge aus der Polemik, die seine Doctrin in Frankreich erregt und die indirect das Buch Richelots hervorgerufen hat. Richelot [1] wollte Macleods Ansichten einem größern Kreise zugänglich machen, gab daher eine ausführliche Darstellung derselben, oft wortgetreu aus den Originalwerken übersetzt. Ob aber Macleod wirklich eine so tiefe, weitgreifende Umwälzung in der Wissenschaft bewirken wird, wie das Wort Revolution andeutet, das möchte ich bezweifeln. Jedenfalls hat er einige Irrthümer für immer beseitigt und einige Wahrheiten genauer festgestellt und besser begründet. Dies scheint mir schon ein beneidenswerthes Verdienst zu sein.

Also bloß die Lehre des Tausches will Macleod vortragen. Diese Definition der Volkswirthschaft ist aber dennoch weiter als man denkt. Der Tausch ist auf den Begriff des Werthes (wenn auch nicht ausschließlich) gegründet. Der Werth steht mit den Bedürfnissen des Menschen im Zusammenhang und die Bedürfnisse erinnern an die Mittel zu ihrer Befriedigung. Man erräth, daß die drei Abthei-

[1] Richelot hat List ins Französische übersetzt; er ist der Verfasser von: „Association douanière allemande“ und von „Histoire de la Réforme commerciale en Angleterre“ (bei Capelle). Neben seinen volkswirthschaftlichen Studien treibt Richelot auch den Goethe-Cultus, über den er schon vor 25 Jahren geschrieben. Kürzlich gab er heraus: „Goethe, ses mémoires, sa vie“ (Paris, bei Hetzel) 3 Bände. Es scheint die Frucht langer Forschungen zu sein.

Digitized by Google

lungen der J. B. Say'schen Definition „Production, Vertheilung und Consumtion" sehr leicht aus der Lehre vom Tausche entwickelt werden können. Bloß die Finanzen, der Pauperismus und die Populationistik sind namentlich von Macleod als außerhalb seiner Doctrin stehend angeführt worden.

Nach meiner Ansicht besteht der Glanzpunkt der Macleod'schen Theorie in seiner Methode und in seinen Definitionen; von letztern werden gewiß die meisten allgemein angenommen werden. Richelot und die meisten Anhänger Macleods — dieser wird gewiß eine „Schule" bilden — setzen aber den höchsten Werth auf des Meisters Lehre vom Credit Der Credit war es eben, der die Polemik in Frankreich hervorrief. Es handelte sich darum zu entscheiden, ob der Credit die Capitalien vermehre oder nicht. J. B. Say sagt nein, Macleod sagt ja. Die Gründe für und wider hier anzuführen, erlaubt der Raum nicht. Wie man aber auch über diesen Punkt denken mag, so bleibt jedenfalls in der Lehre vom Credit Macleods und selbst in seiner Definition desselben vieles, was den Denker anziehen wird.

Dr. M. Block.

Geographische Litteratur.

(Geographische Arbeiten im Allgemeinen. — Culturgeographie. — Petermanns „Mittheilungen"; Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde"; Publicationen geographischer Gesellschaften; St. Martins „L'année géographique"; K. Andree's „Globus"; geographische Compendien; gegenwärtiger Aufschwung in den geographischen Arbeiten.)

Man erzählt, Goethe habe in einer Conversation, die er im Jahre 1807 mit Napoleon zu Erfurt hatte, die Bemerkung gemacht: „Nicht das feine, gewandte Wesen, oder der Geist, oder die Unternehmungslust sind es, welche die französische Nation charakterisiren, sondern — der Mangel an geographischen Kenntnissen." Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Bemerkung bei Franzosen, Italienern oder vielleicht auch anderen Nationen zutrifft; das aber steht fest, daß Deutschland an der Spitze steht, sobald man von geographischen Studien und Forschungen spricht. Und wenn man nur dasjenige liebt, was man kennt, so kann man wohl sagen, daß der deutsche Kosmopolitismus eben in dem ausgebreiteten Wissen, welches diese Nation seit einem Jahrhunderte über das Natur- und Völkerleben unseres Planeten aufgespeichert hat, seinen vollwichtigen Grund besitzt. Die Leistungen deutscher Geographen und Kartographen sind eben so universell als im Detail ausgezeichnet, daß sie den übrigen Nationen als Musterbilder dienen; eine Uebersicht der diesbezüglichen Arbeiten in letzter Zeit — soll sie mehr als ein einfaches Namenregister sein — würde alljährlich einen ganz anständigen Band füllen; es sei mir bei der Ueberfülle des Stoffes gestattet, zeitweise doch einige der hervorragendsten Erzeugnisse anzuzeigen.

Digitized by Google

In sehr bezeichnender Weise sind die geographischen Leistungen von einem genialen Staatsmanne Oesterreichs in drei Kategorieen eingetheilt worden, deren erste er „die Arbeit sinnender Wissenschaft", die zweite „die praktische" und die dritte „die erobernde Geographie" nannte. Die erste verarbeitet die Kunde von Wegen und Stegen der Erde, erforscht deren Gesetze und sucht die Ergebnisse in Umrissen dem Auge faßlich festzuhalten. Die zweite, geführt von der Wissenschaft, erweitert ihr Reich in Folge des sich stets ausdehnenden Handels. Die dritte bereichert die Wissenschaft, während sie die gewonnenen praktischen Resultate kriegerisch behauptet. Aber auch beim kleinsten Einzelnen wird man sich eines großen Ganzen, eines organischen Zusammenhanges bewußt; insbesondere wenn die Erde nicht bloß an und für sich, sondern vielmehr als Schauplatz für die Entwicklung des Menschengeschlechtes betrachtet wird. Da aber für das Fortkommen jeder Art organischer Wesen gewisse äußere Existenzbedingungen nothwendig sind, ohne daß die Art eben nur ein Product dieser Existenzbedingungen wäre, welche ja nur auf eine negative oder modificirende Weise wirken; so erklären sich die verschiedenen Behandlungsweisen des erdkundlichen Stoffes, je nachdem das Leben und die Natur unseres Planeten von diesem oder jenem Gesichtspunkte aufgefaßt und beleuchtet wird. Betrachten wir — im Sinne Ritters — die Erde als die mütterliche Trägerin des Menschengeschlechtes, als die bildende Leiterin, die organisirende Kraft der Menschheit, so müssen die Beziehungen der Natur zum Geiste, das Verhältniß des Erdkörpers zum Menschengeschlechte entwickelt werden. Die „Culturgeographie" unterzieht sich dieser Aufgabe, indem sie den tellurischen Zusammenhang von Natur und Geschichte in den Productionen der „Naturreiche" darzulegen strebt. Weil das Culturleben von der natürlichen Beschaffenheit der Länder abhängig ist, so ist ein sicherer Blick in das Völkerleben nur dann möglich, wenn man die Bedingungen, unter denen sich das sociale Leben entwickelt, erforscht und erkannt hat, d. h. es muß an dem von der Natur gegebenen Fortgange vom Ursprünglichen zum Abgeleiteten, vom Bedingenden zum Bedingten festgehalten werden. Schreitet man weiter zur Darstellung der Zustände und Kräfte der Staaten und Völker, so kann dieses nur auf Grundlage positiver Thatsachen, auf Grundlage statistischen Materials geschehen. Dadurch gelangt man zur Kenntniß des organischen Lebens der gesammten Menschheit mit seinem fortdauernden Wechsel und erforscht dessen Ursachen, die Gesetzmäßigkeit, den Einfluß und die Wechselwirkung der einzelnen Thatsachen. Ist demnach irgend eine Wissenschaft eine „lebendige" Wissenschaft, so ist es die wissenschaftliche Erdkunde; denn in ihr ahnen wir den wunderbaren Organismus, das einheitliche Leben der Erde und ihrer Bewohner und suchen unaufhaltsam nach dem Schlüssel zur Beurtheilung der Weltverhältnisse; sie ist es aber auch, welche die Menschheit durch die Betrachtung der Natur zu noch höherem, zur Anschauung des Unendlichen im Unsichtbaren vorbereitet.

Dieses wäre „die Arbeit sinnender Wissenschaft".

Allein das geographische Studium hat auch einen großen Werth für das „praktische" Leben. Nicht bloß der Staatsmann, noch mehr der Geschäftsmann

Digitized by Google

(im weitesten Sinne des Wortes) soll die Bedingungen des socialen Lebens kennen; er soll den Blick nach den Wohnstätten, Beschäftigungen und Einrichtungen der Völker lenken, und dieselben mit denen in seiner Heimat vergleichen, will er einen gedeihlichen Aufschwung der heimatlichen Lebensthätigkeit mit einiger Sicherheit anbahnen. Ein beständiges Drängen nach „Production im Großen", nach „ausgedehntem Verkehr", unterstützt durch die enormen Fortschritte auf allen Gebieten, welche eben die Production und den Verkehr zu heben und zu steigern bezwecken, kennzeichnet unsere Zeit. Mit diesem Wachsthum muß nun die Bedeutung und der Einfluß jener „praktischen Geographie" Hand in Hand gehen, sollen nicht mangelhafte Kenntnisse als eine der wichtigsten Ursachen mißlungener Operationen bezeichnet werden. Der Einfluß von Wissenschaft und Kunst auf die Urproduction, die Industrie und den Handelsverkehr ist einer der mächtigsten Factoren im volkswirthschaftlichen Leben; ist er auch unmittelbar nicht sichtbar, so wird er gar bald fühlbar im Wachsen des Nationalwohlstandes, in dem Wettkampfe mit anderen Ländern.

Dieses ist die Aufgabe der „praktischen Geographie".

Ich übergehe die Thätigkeit der „erobernden" Geographie, weil diese zumeist den beiden bezeichneten Kategorien zugewiesen ist, mögen es geistige oder materielle Eroberungen sein.

Diese großartige und vielseitige Thätigkeit zur Erweiterung unserer erdkundlichen Kenntnisse hat den Hauptsitz in Europa, von wo die großen Unternehmungen eingeleitet, die wissenschaftlichen Expeditionen ausgerüstet werden; hieher strömen Berichte der kühnen Reisenden und muthigen Forscher; hier werden sie verbreitet und auf tausend Canälen zum Bewußtsein aller Völker der Erde gebracht. Europa ist der wissenschaftliche Brennpunkt für die Menschheit. Gelehrte Gesellschaften, Fachzeitschriften, selbstständige Arbeiten und zahllose Monographien sind die Arterien und Venen, in denen das geistige Leben pulsirt; sie alle zu beobachten und zu verfolgen ist dem angestrengtesten Fleiße eine Unmöglichkeit. Erfreulich aber ist das steigende Interesse, welches gegenwärtig geographischen Arbeiten zugewendet wird; erfreulich ist es zu sehen, wie „Schule und Haus" die Bedeutung dieses Wissenszweiges zu würdigen verstehen. Bieten einerseits Fachschriften, wie Petermanns „Mittheilungen" oder Koners „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (Berlin), nebst den Publicationen der geographischen Gesellschaften in London, Paris, Wien, Berlin, Leipzig, St. Petersburg, dann die americanische „Smithsonian Institution", die englische „Association for the advancement of science" und die „Hackluyt Society" all das Material für den Fachmann, so ist andererseits auch für „das große Publicum" durch „populäre" Schriften und die riesengroß gewordene „sechste Großmacht" vielfach gesorgt. Eine willkommene Erscheinung ist daher auch der erste Jahrgang der geographischen Revue, welche der bekannte Geograph Vivien de St. Martin soeben in Paris unter dem Titel „L'année géographique" herausgegeben hat und welche nach Art der französischen „Annuaires" die bedeutendsten Druckschriften

Digitized by Google

mit kurzen Kritiken anzeigt und den Standpunkt der Erforschungsreisen mit Schluß des Jahres 1862 kennzeichnet.

Den Mittelweg zwischen den genannten streng wissenschaftlichen Arbeiten und den populären Erzählungen halten in Frankreich die Zeitschrift „Tour du Monde", in Deutschland der „Globus" ein. Diese deutsche „Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde", herausgegeben von Karl Andree, erscheint wöchentlich in zwei Nummern im Verlage des „bibliographischen Institutes zu Hildburghausen". Der „Globus" hat zum Zwecke Kunde zu verbreiten von interessanten und glaubwürdigen Reisen unserer Zeit, von Entdeckungen und Erforschungen fremder Gebiete unserer Erde, von merkwürdigen Erlebnissen und Beobachtungen unter fremden Völkern, von neuen und wichtigen Vorgängen in der Wissenschaft der Erdbeschreibung, von allem, was dazu dienen kann, den Menschen mit seiner Heimat der Oberfläche unseres Planeten, bekannt zu machen. Diesen Zweck verfolgt der „Globus" seit fast zwei Jahren in einer Weise, daß er mit vollem Rechte als ein eben so gründlich belehrendes, als höchst anziehendes Unterhaltungsbuch auf das wärmste anempfohlen werden muß. Es ist bereits der vierte Band, der gegenwärtig erscheint, und ich gestehe mit Vergnügen, daß unter der ausgezeichneten Leitung des in der geographischen Welt hochgeschätzten K. Andree und den Anstrengungen der Verlagshandlung dieses Werk stets an Vortrefflichkeit zunimmt Nebst den Schilderungen aus nah und fern, den zahlreichen statistischen und volkswirthschaftlichen Notizen verdienen die trefflichen Illustrationen die ganz besondere Aufmerksamkeit. Der „Globus" ist ein wahres „Buch für Schule und Haus", und es wäre zu wünschen, daß diese eben so billige (vierteljährig kostet sie nur 2 fl. 50 kr. ö. W.) als in jeder Beziehung höchst empfehlenswerthe Zeitschrift in keiner Schulbibliothek, in keiner besseren Familie fehlen würde. Jung und Alt holt sich Belehrung und Unterhaltung daraus, und bei einer noch größeren Verbreitung in Oesterreich, an welcher bei der Tüchtigkeit und Billigkeit des Unternehmens nicht zu zweifeln ist, wird unser Vaterland, das durch seine natürliche Beschaffenheit und durch die ethnographischen Verhältnisse höchst interessante Oesterreich sicherlich eine noch größere Berücksichtigung im „Globus" finden als bis jetzt. Unter den Zeitschriften, welche der Verbreitung von Kenntnissen aus der Länder- und Völkerkunde gewidmet sind, ist nach meinem Dafürhalten der „Globus" die beste und billigste in deutscher Sprache, weil sie zwischen ermüdender Gelehrtthuerei und der verflachenden „populären" Darstellungsweise eine richtige Mitte einhält, die den Fachmann zufriedenstellt und das große Publicum in anziehender Weise belehrt. Allerdings zählt die Zeitschrift einige der besten Namen Deutschlands zu ihren Mitarbeitern. Dem inneren Gehalte ist die geschmackvolle Ausstattung ganz angemessen.

Von den großen geographischen Compendien, als: Galetti's Weltkunde (neu bearbeitet von Brachelli und Max Falk), von Reuschle, Daniel und Klöden, von dem unermüdlichen „alten" Berghaus, der uns bald erzählt, „was man von der Erde weiß", bald mit „Erforschungsreisen" und

Digitized by Google

mit mehr oder minder schätzbaren Monographien hervortritt, will ich dermalen nicht sprechen. Ich werde diese Richtung bei anderer Gelegenheit zu charakterisiren versuchen. — Die zahlreichen Druckschriften geographischen Inhaltes beweisen eben thatsächlich den Fortschritt auf diesem Gebiete, so wie das gesteigerte lebendige Interesse, welches das deutsche Publicum an geographischen Arbeiten nimmt. Das „Reisen" ist jetzt Mode- und Vergnügungssache, man lernt praktisch und rhapsodisch Geographie; sollte dadurch nicht auch das Interesse für „große" Reiseunternehmungen, für das Natur- und Völkerleben auf der Erde überhaupt geweckt und genährt werden? Wir wünschen es und constatiren mit Vergnügen die Anfänge dazu. Der mächtige Drang in den Völkern Europa's nach Erforschung des Erdballs und seiner Bewohner ist ein Kennzeichen moderner Civilisation; das philosophische Interesse an dem Einblick in die erhabene Weltordnung fällt hier mit dem praktischen Interesse in Eins zusammen und dieses erklärt den gegenwärtigen Aufschwung in den geographischen Arbeiten.

Prof. V. F. Klun.

Die Urbevölkerung Europa's.

Eine Uebersicht über die neueren Forschungen.

Von Oscar Schmidt.

2. Die wilden Thiere zur Zeit der schweizerischen Pfahlbauten.

Wenn man die geringe Ausdehnung der schweizerischen Ebenen und des Hügellandes mit den zahlreichen wilden, zum Theil sehr mächtigen und gefährlichen Thieren vergleicht, welche im Steinalter dort hausten, so erscheinen die Niederlassungen der alten Bewohner in den Seen eben so natürlich wie zweckmäßig. Haben wir uns bis jetzt aus den in den Seen gefundenen Utensilien, Waffen und Getreide ein oberflächliches Bild von dem Culturzustande jener vorgeschichtlichen Bewohner Europa's zu entwerfen versucht, so gehen wir nun an die Vervollständigung desselben, indem wir jene auf die Jagden begleiten und wahrnehmen, wie sie im Laufe der Zeit das eine und andere Thier durch Zähmung sich unterthan machen und damit in die Bedingungen höherer Entwicklung eintreten. Zwischen den Pfahlbautrümmern wurden tausende von Knochen gefunden. Eine geringe Anzahl sind vollständig, andere sind bearbeitet zu Dolchen, Pfriemen, Nadeln u. dgl.; die Mehrzahl erscheint als Bruchstücke und als Abfälle von Mahlzeiten. Diese tausende von Knochen, aus denen sich in keinem einzigen Falle ein vollständiges Skelet eines Individuums zusammensetzen ließ hat der Professor der Anatomie, Rütimeyer in Basel, mit außerordentlichem Scharfsinn unter sich und mit neuen Skeletten verglichen, und er gewann daraus einen fast lückenlosen Ueberblick über die höhere Thierwelt der Pfahlzeit. Mit Recht rühmt Prof. Rudolf

Digitized by Google

Wagner in Göttingen von dieser Arbeit, daß sie den gepriesenen Untersuchungen Cuviers über die fossilen Thiere nicht nachstehe, deren Ueberreste aus den Pariser Steinbrüchen zu Tage kamen und womit die Paläontologie so zu sagen eingeweiht wurde. Sind wir daher im ersten Abschnitte den Alterthumsforschern Keller und Troyon gefolgt, so lassen wir uns in allem, was die Thierwelt der Pfahlbauten angeht, von Rütimeyer leiten.

So wie es heißt „jedes Thierl hat sein Manierl", und jede Manier, jeder eigenthümliche Zug der Lebensweise seine eigenthümlichen Organe verlangt, so begreift sich leicht, daß der vergleichende Anatom durch anhaltendes Studium mit den feineren Nuancen der Knochenbildung so vertraut wird, daß er z. B. die Halswirbel zweier Ochsenarten von einander zu unterscheiden vermag. Wo andere Anhaltspunkte fehlen, giebt oft für ganz unbedeutende Bruchstücke die Art der Erhaltung sehr sichere Fingerzeige, und es läßt sich ein wirres Durcheinander verschiedener Thierknochen nicht selten mit Sicherheit nach Farbe und Härte sortiren. Eben so sehr heben sich die wilden Thiere durch Festigkeit und Sprödigkeit der Knochensubstanz, so wie durch die stärker ausgeprägte Skulptur, herrührend von den Muskeleindrücken, von den gezähmten Racen ab. Wie es sich herausstellt, daß Vorwelt und Gegenwart, Geologie und Geschichte nur durch örtliche Katastrophen geschieden sind, im Großen aber unmerklich in einander übergehen, so giebt es auch kein absolutes Kennzeichen für die Unterscheidung fossiler, d. h. einer früheren Periode angehöriger und neuerer Knochen. Je länger ein Knochen in der Erde liegt, desto mehr verliert er im Allgemeinen seine organischen Bestandtheile, Fett, Leim u. s. f., bis zuletzt die reine mineralische Kalkerde übrigbleibt. Ein Zeitraum ist aber dafür nicht gesetzt, und ein oberflächlich liegender neuerer Knochen kann eben so alt aussehen, wie einer, der mehrere tausend Jahre früher ein trockenes Lager fand. Dann muß durch die Erwägung aller Nebenumstände und der Lagerungsverhältnisse das Richtige oder wenigstens Wahrscheinliche getroffen werden Man entnimmt hieraus, daß der Alterthumsforscher der Thierwelt seine bestimmten Grundsätze und durch die Erfahrung gegebenen Anhaltspunkte besitzt, nach denen er zu wissenschaftlichen Resultaten kommt.

Die von Rütimeyer bearbeiteten Knochenreste gehören 66 Thierarten an. Die 10 Fische, 3 Reptilien und 17 Vögel sind von minderer Wichtigkeit; das Hauptinteresse concentrirt sich auf die Säugethiere

Unter den reißenden wilden Thieren ist kein einziges, das nicht die Pfahlbauer bis lange in die historischen Zeiten herein überlebt hätte. Wir treffen die verschiedenen Marder, Otter, Dachs, Bär, Wildkatze, Wolf, Fuchs. Von allen diesen ist der Dachs der früheste Bewohner der Erde, welcher schon die Bekanntschaft des Mammuth gemacht hatte und von jener Zeit her auch den Urochsen kennt, mit dem er in der Schweiz wieder zusammentrifft. Der gemeine braune Bär ist ein ständiger Bewohner der Schweiz bis in dieses Jahrhundert. Der Fuchs war bei den älteren Pfahlbauern ein geschätztes Wildpret, wie sich „aus den Zahn- und Messerspuren an den zahlreichen Schädeln und anderen Knochen auf die un-

Digitized by Google

zweideutigste Weise" ergiebt. Den Hasen dagegen scheint man vermißt zu haben, ein sonderbarer Zug, der auch bei anderen Völkern des Alterthums und der neueren Zeit wiederkehrt.

Daß der Biber vorhanden sein würde, war zu erwarten. Er ist ein zu nützliches und harmloses Thier, als daß er sich zwischen einer zahlreichen Bevölkerung halten könnte. In den ältesten Zeiten über den größten Theil von Europa verbreitet, ist er jetzt bis auf wenige verlorne Posten ausgerottet. Den Pfahlmännern muß er ein sehr willkommener Genosse und ein schönes Vorbild als Wasserbaumeister gewesen sein.

Unter den Hausthieren ist nach der allgemeinen Ansicht das Schwein das einzige, das fortwährend sich auch im ursprünglichen wilden Zustande erhielt. Das Wildschwein des Steinalters stimmt denn auch in allen wesentlichen Zügen mit dem unserigen überein, nur scheint es nach Skelet und Gebiß viel größere und stärkere Exemplare gegeben zu haben. Neben dem noch existirenden Wildschwein lebte aber noch eine andere wilde Race, von Rütimeyer das Torfschwein genannt. Die Knochen dieses Torfschweines aus den ältesten Niederlassungen sind von ausgeprägt wilden Thieren. Dieser Charakter verliert sich in den späteren Pfahl- und Bronzebauten. Es erlischt das Torfschwein in vorhistorischen Zeiten als wildes Thier, aber noch heute glaubt man eine zahme von ihm abstammende Race in der Schweiz nachweisen zu können. An das Bestehen der beiden wilden Racen knüpft sich eine Betrachtung von weiteingreifender Natur.

Nach der schon im vorigen Jahrhundert aufgetauchten, zum ersten Male ausführlich von Lamark vorgetragenen und vor einigen Jahren mit außergewöhnlichem Scharfsinn durch den englischen Naturforscher Darwin ausgesponnenen Hypothese verdankt die Pflanzen- und Thierwelt in ihrer unübersehbaren Mannigfaltigkeit nur wenigen einfachen Organismen ihr Dasein. Es ist ein fortwährender Kampf gewesen, in welchem die stärkeren und mit zufälligen Vorzügen ausgestatteten Individuen siegen, und die anfangs zufälligen Abänderungen und Vervollkommnungen der Organismen sich vererben und allmälig constant werden. Ganz im Allgemeinen sehen wir in der Aufeinanderfolge der vorweltlichen Pflanzen und Thiere allerdings eine Vervollkommnung. Allein eine wirkliche Uebergangsform, eine Zwischenform, welche den Zustand vollkommen klar darstellte, in dem eine niedrigere Art sich direct entfaltet zu einem höheren Wesen, hat die ganze Geologie und Paläontologie trotz gegentheiliger Versicherungen bis heute nicht auftreiben können. Darwin muß zu der Annahme flüchten, daß trotz der Millionen Funde vorweltlicher Wesen die Uebergangsformen und gerade auch die eigentlichen Urpflanzen und Urthiere noch nicht entdeckt seien und wohl auch nicht künftig entdeckt würden. Darwin ist nicht so naturwissenschaftlich radical — wenigstens darf er dem englischen Publicum gegenüber nicht vollkommen mit der Sprache heraus — daß er nicht noch ein unmittelbares Eingreifen des Schöpfers annähme. Er läßt, wie gesagt, einige Urwesen geschaffen sein. Die Hypothese verlangt aber nach dem gesunden Menschenverstande, daß, wer die Entwicklung im Darwin'schen Sinne

Digitized by Google

annehmen zu müssen glaubt, den Schöpfungsact auf ein einziges einfachstes Wesen zu beschränken hat, wenn er nicht noch richtiger denkt und die Entstehung des Lebens in der Urzeit der Erde nicht einem freien Eingreifen Gottes, sondern einer nothwendigen Entwicklung zuschreibt.

Zu solchen höchsten Erwägungen, die auf der Grenze der Naturforschung stehen, drängen, wie so oft das Edelste mit dem Gemeinsten sich berührt, die Schweine der Pfahlbauer. Die Torfschweinrace mit den schwächeren Waffen schließt sich an die älteren untergegangenen Arten an aus den sogenannten miocenen Schichten Die nachfolgenden Arten, welche in das jetzt lebende Wildschwein ausgehen, haben stärkere Waffen, und ein Anhänger der Darwin'schen Umwandlungslehre wird nicht umhin können, die beiden Schweine der Pfahlzeit in jenem Sinne mit einander zu verbinden.

Das wichtigste Wild des Steinalters war der Edelhirsch, dessen Reste an Menge die aller übrigen Thiere übertreffen. Seine Knochen, wie keine anderen, eigneten sich zu Geräth und Waffe, nicht weniger das Geweih. Riesige Exemplare, an Kopfhöhe stattliche Pferde übertreffend, waren nicht selten. Der Edelhirsch ist jetzt aus der Schweiz verschwunden, nicht so das Reh, welches auch in der Pfahlbauzeit ziemlich häufig gewesen sein muß. Auch der Damhirsch fehlte nicht. Wichtiger ist aber das Elenthier. Als vor Ausrottung der Waldungen Mittel-Europa mit einem feuchteren Klima ausgedehntere Moore und Brüche besaß, war das Elen von Ober-Italien bis Scandinavien, von Frankreich bis zum asiatischen Rußland ein häufiges Wild. Jetzt ist das Elen, welches in den großen Forsten von Bialowisa in Polnisch-Lithauen noch gehegt wird, dem Aussterben nahe; es war aber lange vor den Zeiten der Pfahlbauer ein Bewohner Europa's, wie wir aus den in den Diluvialablagerungen erhaltenen Resten sehen. Sein Vorkommen in den Umgebungen der Schweizer Seen kann nicht befremden, wogegen der von mir beschriebene Fund des Elen zugleich mit dem fossilen Hirsch und Höhlenbären mitten im Hochgebirge sehr räthselhaft ist.

Mit dem Elch wird noch in alten Jagdurkunden der Schelch genannt, doch weder mit dieser Hirschart, noch mit dem Renn scheinen die Pfahlbauer zusammengetroffen zu sein. Beide werden uns später beschäftigen.

An die geweihtragenden Wiederkäuer schließen sich die gehörnten an. Zwei von ihnen, Gemse und Steinbock, sind auf das unzugänglichste Hochgebirge angewiesen und nur durch günstigen Zufall können sie ohne Feuerwaffen erlegt werden. Unter den Pfahlbauresten finden sich von ihnen wenige, aber unzweideutige Spuren.

Die beiden mächtigsten Thiere, mit denen die schweizerischen Urbewohner häufig kämpften, waren der Wisent und der Ur, die wilden Stiere. Von diesen beiden Beherrschern der europäischen Urwälder meldet das Nibelungen-Lied in der schönen Erzählung der Jagd, wobei Siegfried verrathen und nach dem Wettlauf zum kühlen Brunnen von Hagen erstochen ward. Der Held hat sich noch einmal in seiner ganzen Reckenhaftigkeit gezeigt und eine erstaunliche Beute gemacht.

Digitized by Google

Einen Bären bringt er lebendig und wirft ihn unter den Küchentroß. Das war aber Spielwerk gegen die andere Jagdarbeit, indem es heißt:

„dar nâch sloag er schiere einen wisent und einen elch
starker ûre viere und einen grimmen schelch."

Ueber den Wisent sind wir genau unterrichtet, da er sich bis jetzt erhalten hat. Die Heerde im Forste von Bialowisa beläuft sich auf mehrere hunderte, und einige Thiergärten, z. B. der Schönbrunner, haben Exemplare daraus durch den russischen Kaiser erhalten. Kleinere runde Hörner, eine breite gewölbte Stirn und ein sehr entwickeltes Vordertheil sind dieser Art eigenthümlich. Die fossilen Schädel aus den Diluvialschichten stimmen mit denen unserer Wisente oder Bisente die man auch wohl Auerochsen nennt, vollständig überein.

Nachweislichere Reste als von ihm haben sich vom „starken Ur" in den Pfahlbauten gefunden. Sie bestätigen die ausdrücklichen geschichtlichen Nachrichten über diese zweite wilde Stierart, von der Cäsar in seinen Nachrichten über das norddeutsche Waldgebiet sagt, er stehe an Größe wenig unter dem Elephanten. Für die Steiermärker ist es von besonderem Interesse, daß der Gesandte des Kaisers Sigismund, Graf Herberstein, in die Aufzeichnungen über seine um das Jahr 1517 an den moskowitischen Hof unternommene Reise die positivsten Mittheilungen über den noch damals in Polen neben dem Bison lebenden Ur macht. Er spricht ganz unbefangen und sicher, sah bei dem polnischen Könige einen ausgeweideten Ur und hat in seinem lateinischen Werke auf zwei nicht schlechten Holzschnitten den Bison und Ur charakteristisch dargestellt.

Indem nun der Ur, als wildes Thier wenigstens, erloschen, erscheint er „in noch höherem Maße als der Bison als ein in der Periode des Steinalters über die ganze Schweiz verbreitetes und häufiges Wild". In der Form des Rumpfes und des Schädels weicht er beträchtlich vom Bison ab, indem er unter anderm eine längliche flache Stirn besitzt.

Die Liste der wilden Thiere aus dem schweizerischen Steinalter ist hiemit geschlossen und wir könnten nunmehr die Reihe der zahmen vornehmen. Dies würde um so natürlicher sein, als das eine und andere dieser Hausthiere durch die Ureinwohner allmälig an Stall und Krippe gewöhnt worden ist. Allein um unsere Leser nicht durch zu viel Zoologie hinter einander zu ermüden, eröffnen wir, wie schon andeutungsweise begonnen, die Perspective nach rückwärts weiter und verfolgen einige der bisher betrachteten Thiere bis zu ihrem frühesten Erscheinen auf der Erde, wo wir sie in fremdartiger Gesellschaft antreffen.

Zwar kann ich nur bei einem Theile der Leser voraussetzen, daß sie mit den erforderlichen geologischen Vorkenntnissen hinreichend ausgerüstet sind, sie mögen es sich aber doch insgesammt nicht gereuen lassen, diesen Abstecher mitzumachen, und wenn er auch für viele ein Spaziergang in bekannte Gefilde ist. Doch was sage ich, bekannt sind freilich vielen, auch Laien in der Naturforschung, die äußeren Erscheinungen des sogenannten Diluviums und in ihren allgemeinen Zügen vollkommen klar, im Einzelnen aber oft so imponirend und mit unseren, nach dem Maßstab

Digitized by Google

der Gegenwart geschulten Sinnen so schwer aufzufassen, daß man immer und immer wieder nicht ungern zum Nachdenken darüber sich auffordern läßt. Wir wollen also einige der oben genannten Thiere aus der Gegenwart, zu welcher wir natürlich das Steinalter der Schweiz auch rechnen, in und vor das Diluvium verfolgen Was ist Diluvium? Wie verhält sich Diluvium zu unserer Zeit? Woran erkennen wir es? Ist es eine feste oder nur eine relative Abgrenzung? Wie verhalten sich die sogenannten erratischen Erscheinungen, die vorweltlichen Gletscher, zum Diluvium? Ist eine Grenze zu ziehen zwischen Diluvium und Alluvium? Diese und andere Fragen gehören ganz eigen in unser Thema. Sie müssen theils zum Verständniß desselben klar sein, theils wird der Verfolg unseres Thema's zu ihrer Lösung beitragen.

Die Bodenveränderungen, welche sich seit dem schweizerischen Zeitalter in den Umgebungen der dortigen Seen zugetragen haben und deren Ursache wir vorzugsweise in der Thätigkeit der Flüsse fanden, gehören in die noch fortwährende Periode des Alluviums. Die größten Wirkungen des fließenden Wassers sehen wir in den Deltabildungen, wobei durch tausendjähriges Absetzen von Flußschlamm in das Meer große Busen allmälig ausgefüllt und Städte, deren Seehandel einst berühmt war, vom Seeufer meilenweit abgedrängt werden. Uebrigens legt jeder über loses Land strömende Bach an seiner Mündung in den Fluß eine Barre ab. Die Geologen sprechen überall und unbedingt vom Alluvium, wo die Veränderungen in das Bereich der heutigen Flußsysteme und der Flüsse nach ihrer heutigen Stärke fallen. Man pflegte sonst wohl auch zu sagen, daß im Alluvium als ursprünglicher Lagerstätte keine fossilen Thierreste enthalten seien.

Das Diluvium machen wir uns an einigen Beispielen klar. Das Leibnitzer, das Grazer Feld sind Ebenen, wo der einstige tiefere Thalkessel durch Schotter ausgefüllt ist, welcher, wie die Steine und Gerölle zeigen, durch Wasserfluten aus den höheren gebirgigen Gegenden herbeigeführt ist. Die Mur selbst hat sich in diesen Schotter ihr Bett eingefressen, und die Terrassen, welche rechts und links die jetzigen Ufer begleiten, sind alte Flußufer, welche verlassen wurden, als vielleicht in Folge einer Hebung des Landes das Wasser ein stärkeres Gefäll bekam und zugleich die jährliche Regenmenge im Gebirge sich minderte. Auf ihrem ganzen Laufe und vornehmlich im oberen Laufe in allen Zwischenthälern wird die Mur von solchen mächtigen Schotterablagerungen begleitet. Während nun aber am Grunde dieser Flutbetten die Steine hinrollten und etwaige Knochen und andere Thierreste spurlos zerrieben wurden, setzte sich in den Höhlen bei Mixnitz, in der Grasel-Höhle u. a., welche etwa im Niveau der Fluthöhe lagen und worin sich Bären und andere Zeugen der partiellen Sündfluten aufhielten, ein feiner Schlamm und Lehm ab. Und ebenfalls in derselben Zeit sind manche Seitengräben klafterhoch mit Lehm und Trift gefüllt worden, über dessen eigentliche Entstehung, wenn ich nicht irre, die Geognosten bis jetzt nicht ganz klar sind. Auch dieser Lehm enthält oft die Ueberreste der Thiere, welche ihr Ende während der Flutkatastrophen fanden.

Digitized by Google

Vergleicht man nun mit diesen Schotter- und Lehmablagerungen die Kalktuffbildungen desselben Murgebietes, die noch jetzt an den Gehängen der kalkreichen Gebirge unter der Einwirkung von Luft und Wasser sich vergrößern, so führen einzelne Einschlüsse derselben, z. B. das von Unger untersuchte verkalkte Holz der Zirbelkiefer zu dem Schlusse, welchen Zollikofers eifriger Vorgänger, Rolle, zieht: „daß überhaupt keine feste Grenze zwischen jener letzten vorweltlichen und unserer heutigen Epoche besteht".

Ein anderes Beispiel kolossaler Diluvialbildungen giebt die Lombardei, deren Verhältnisse durch eine vortreffliche Arbeit Zollikofers aufgeklärt sind. Nachdem das Alpensystem sich erhoben, bildete das adriatische Meer zwischen Alpen und Apenninen eine tiefe Bai. Sie ist ausgefüllt und zur gesegneten Ebene geworden durch das von den Alpen herab gewälzte Material. Und die Terrassen, welche das Flußsystem des Po's begleiten, erklären sich durch verschiedene spätere Hebungen des Landes, bei welchen die Ströme, wie wir es vorhin auf die Mur übertragen haben, sich tiefer in den Schotter einbetten mußten.

Nachdem diese gewaltsamen Fluten nicht mehr arbeiteten, trat das Alluvium an den Pomündungen ein, welches in geschichtlichen Zeiten gar Großes geleistet hat, sich aber vorgeschichtlich unmerklich in das Diluvium verliert. Bei der Betrachtung der Diluvialerscheinungen verlieren wir mit der Zeitrechnung, wo es sich um solche immense Erfolge handelt, fast sogar das Vermögen zu ungefähren Abschätzungen. Und dies um so mehr, da fast noch Erstaunlicheres unter der Form von Gletscherbildungen das Diluvium theils begleitet, theils ihm vorangeht oder ihm nachfolgt.

Da der Gletscher einen Wall von Steinen und Felsstücken, die Moränen, vor sich her schiebt, so setzt er sich, auch wenn er sich später zurückzieht, ein Denkmal. Solche Urmoränen und Ablagerungen von Gletscherschutt kommen zahlreich an dem Süd- und Nordabhange der Alpen vor. Für die Süd-Schweiz und Lombardei haben Morlot und Zollikofer es höchst wahrscheinlich gemacht, daß vor dem Beginn der Ausfüllung jenes Meerbusens eine Vergletscherung eintrat, wobei die Moränen über die oberitalischen Seen hinweg bis weit in das jetzige Po-Thal vorgeschoben wurden. Dann kam die Ausfüllung des Busens, wozu die schmelzenden Gletscher das Ihrige beigetragen haben mögen. Darauf aber trat eine abermalige, wenn auch nicht so ausgedehnte Vergletscherung ein, gegen welche Eisströme die heutigen Schweizer Gletscher aber doch kleine Bäche sind. Um das zuwege zu bringen sind nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende erforderlich; wir brauchen aber diesen Maßstab der Gletscherbildung und der immensen Schotterablagerung, um Zeiträume uns vorzustellen, welche einzelne unserer Thierarten — und auch wohl der Mensch — überlebten.

Es wird darum nicht überflüssig sein, noch ein Beispiel von Diluvium und Vergletscherung vorzuführen. Die deutsch-sarmatische Ebene ist eine Diluvialablagerung, und als sie bald fertig war, vergletscherte ganz Scandinavien und Finnland. Tausende und tausende von Felsen sind dort von den darüber gleitenden Eismassen

Digitized by Google

wie polirt und geschliffen oder mit Furchen durchzogen, indem scharfkantige Steine unter dem großen Drucke darüber hinschrabten. Ueber einen großen Theil der norddeutschen Ebene sind ferner scandinavische und finnische Felsstücke ausgestreut, wofür man in den heutigen grönländischen Gletschern eine Erklärung findet. Die an der grönländischen Küste sich loslösenden Eismassen tragen Felstrümmer mit sich fort, die erst einige hundert Meilen südlicher ins Meer fallen. Aehnlich mögen auf dem Rücken von Gletschereisbergen die sogenannten erratischen Blöcke des nördlichen Deutschland ihre Reise gemacht haben. Die scandinavische Vergletscherung hat unstreitig eine viel größere Ausdehnung gehabt als die schweizerische, und sie entzieht sich noch mehr einer jeden Berechnung; sie muß aber hinein in die Zeit, vor welcher noch heute lebende Geschöpfe schon existirt haben.

So hoffe ich den Leser genugsam vorbereitet zu haben, um mit erhöhtem Interesse wieder zu dem kleinen Winkel der Schweiz zurückzukehren.

Auf dem Flächenraume einiger Quadratmeilen zwischen Zürich, dem Rheinthal und Robenhausen bei dem See von Pfäffikon sind folgende Schichten zwar nicht unmittelbar über einander, aber doch der Reihe nach hinter einander abgelagert. Bei Dürnten unweit Zürich ist eine Schieferkohle, welche nach den Untersuchungen des berühmten Botanikers Heer vor der Diluvialzeit als Torfmoor entstanden ist. Es bewahrt die Reste der damaligen Thierwelt. Den Reigen führen an ein Rhinoceros und ein Elephant, letzterer sehr nahe verwandt mit dem heutigen africanischen. Mit ihnen aber theilten sich in die Weide der Edelhirsch und Urochs. Nicht weit davon trifft man im diluvialen Schutte des Rheinthales, welcher nach der Dürntner Schieferkohle abgelagert wurde, jenes Rhinoceros und jenen Elephanten nicht mehr, aber ersetzt durch zwei andere Arten. Das spricht sich schnell und gelassen aus; ich bitte aber sich zu vergegenwärtigen, was dazu gehört, damit aus dem Canton Zürich ein Rhinoceros und ein Elephant verschwinden und danach ein anderes Rhinoceros und ein anderer Elephant einwandern. Der Hirsch und Urochs sind aber geblieben und außerdem hat sich die Gesellschaft vermehrt durch Reh, Wildschwein, Wolf, Fuchs, Biber, Hase. Warum in diesem Falle einige Thiere untergegangen, andere geblieben und noch andere hinzugekommen sind, ist schwer oder nicht zu beantworten. Wir werden den Elephanten des Diluvium künftig noch weiter verfolgen und finden, daß er für ein kühleres Klima erschaffen scheint. Sein Vorgänger aber war, wie alles andeutet, ein tropisches Klima gewohnt. In beiden Klimaten dauerten Hirsch und Urstier aus.

Auf dem diluvialen Schutt, von dem wir eben gesprochen, liegt eine andere Schichte, welche durch die vorrückenden Gletscher in das Rheinthal geschafft wurde. Alle früheren Bewohner des Bezirkes sind geschwunden, aber zwei Thiere stellen sich mit dem Rückzug der Gletscher ein, von denen das eine, das Rennthier, jetzt innerhalb des Polarkreises seine Heimat gefunden, das andere, nämlich das Murmelthier, die äußersten Alpenregionen unterhalb des ewigen Schnee's bewohnt. Das Rhinoceros und der Elephant des Diluviums haben damit überhaupt zu existiren aufgehört. Natürlich mußten aber auch Stier, Hirsch, Reh und die

Digitized by Google

anderen oben erwähnten Begleiter sich vor den überhandnehmenden Gletschern auf Länder beschränken, wo die Eisbildung keine so enorme war.

Als aber das Klima sich besserte, die Gletscher so ziemlich auf ihren heutigen Umfang reducirt waren und die Flechten- und Moosvegetation, welche dem Renn- und Murmelthier zusagten, einer üppigeren und mannigfaltigeren Flora wieder gewichen waren, erschienen die alten Bekannten wieder, Hirsch, Wisent und Ur, außerdem ein ganz neuer Bewohner, das Elen. Der interessanteste Ankömmling ist aber der Mensch. Diese vierte Schichte nämlich, von der wir reden, ist der Torf von Robenhausen am See von Pfäffikon; er enthält die Reste der Pfahlniederlassungen.

Welche Jahre von da an vorübergegangen sind bis zu den Jagden der Nibelungen, werden vielleicht, wie Rütimeyer hofft, spätere Entdeckungen annähernd abschätzen lassen. Wir stimmen ihm aber vollkommen bei, wenn er diesen Zeitraum für verschwindend klein hält gegen den, welcher erforderlich war, um aus dem heutigen Canton Zürich mehrere Elephanten- und Rhinocerosarten verschwinden, sie nach einer Gletscherperiode durch Murmel- und Rennthier ablösen zu lassen und dann denselben Weidegrund wieder den Stieren und Hirschen zu adaptiren.

Der Gang unserer Mittheilungen hat uns bis jetzt die Urbewohner Europa's nur bis unmittelbar zur Gletscher- und Diluvialperiode vorgeführt; wenn wir aber mehrere noch heute lebende Thiere schon während und vor der Diluvialzeit antreffen unter äußeren Verhältnissen, welche ihre Entwicklung zu vollster Kraft gestatteten, und welche von den heute herrschenden nicht wesentlich abgewichen haben können, so werden wir es schon jetzt an sich für gar nicht unmöglich halten müssen, die Menschen ebenfalls schon zu jener Zeit auf unserem Continente vorzufinden.

Adolf Ritter v. Wolfskron.

(Ein Nekrolog.)

L. G. Vor einigen Wochen bewegte sich ein stiller, einfacher Leichenzug von den letzten Häusern zu Baden nach dem reizenden Helenenthale, in dem kleinen Kirchlein am Fuße des Rauhenstein sprach ein Priester den letzten Segen über die Leiche und gegenüber, am Abhang des weitschauenden Rauheneck, im lieblich gelegenen Friedhof von St. Helena schloß sich das Grab über dem schlichten schwarzen Sarge. Der hier mitteninne zwischen vaterländischen Ruinen bestattet liegt, es war ein Mann, der auch im Leben gerne unter den Resten einer poetischeren Vergangenheit weilte und ihnen, als Künstler und Arbeiter im Gebiete der Wissenschaft, geistigen Stoff abzugewinnen wußte.

Adolf Ritter v. Wolfskron, geboren zu Wien den 10. Februar 1808, gehörte jener strebsamen mittleren Generation an, die in Oesterreich schon vor dem

Digitized by Google

gewaltigen Umschwunge der letzten Decennien den freieren Flügelschlag des Geistes in sich verspürte, aber bei der Unsicherheit der damaligen Bildungszustände lange nicht jene Ziele fand, die ihr in jugendlicher Gährung pochendes Talent anzuweisen schien. Wolfskrons Neigung wandte ihn der Geschichte und zwar vor allem der des Vaterlandes zu, aber gerade auf diesem Gebiete waren damals dem Jünger der Wissenschaft die allerengsten Schranken gesetzt. Es stand einerseits im Zusammenhange mit den Nachklängen der romantischen Schule, die ja in Oesterreich länger fortvibrirten als „draußen im Reich", anderseits mit den politischen Zuständen jener Zeit, daß in einem Kreise von gebildeten jungen Oesterreichern, die sich damals der Förderung vaterländischer Geschichte widmeten, insbesondere die archäologische Richtung vorwiegend wurde. So finden wir denn auch bald Wolfskron in der Gesellschaft und unter der Führung von Männern wie Chmel, Gevay, Karajan, Leber ꝛc. in Studien des Alterthums versenkt, die für ihn doppelt fruchtbar werden konnten, weil ihn ein ungewöhnliches Talent in den zeichnenden Künsten, theilweise entwickelt durch seinen Freund, den Portraitmaler Einsle, hiebei wirksam unterstützte. Indessen konnte damals das beste Talent in Oesterreich kaum zu Geltung gelangen, wenn es nicht den regelmäßig pedantischen Gang der Schule durchgemacht hatte, und der Sprößling einer österreichischen Beamtenfamilie insbesondere erschien als eine Art von „verlorenem Sohn", wenn er nicht sein Absolutorium über die zurückgelegten vier juridischen Studienjahre vorweisen konnte. Wolfskron trat im Jahre 1830 in die Praxis der k. k. Lottodirection zu Wien und erhielt sechs Jahre darauf die Stelle eines Controlors zu Bozen in Süd-Tirol, wodurch ihm auch zuerst die Möglichkeit, seinen eigenen häuslichen Herd zu gründen, geboten wurde. Tirol und insbesondere sein von deutscher Forschung noch wenig ergründeter südlicher Theil hätte dem Archäologen allerdings eine ergiebige Fundgrube erschlossen, aber die Reize einer paradiesischen Umgebung, ein Kreis heiterer Freunde, der mit der Lebendigkeit des südlichen Charakters dieser Natur ihre besten Genüsse zu entlocken wußte, endlich die Freuden eines jungen Ehestandes ließen zunächst den ernsteren Studien wenig Muße übrig. Doch wurden schon damals die höchst interessanten, dem Artuskreise angehörigen Fresken im Schloß Runggelstein bei Bozen sammt dessen merkwürdiger Waffensammlung durchforscht, die beiden mit gnostischen Symbolen geschmückten Portale vom Schloß Tirol gezeichnet und im Verein mit den tirolischen Geschichtsforschern Beda Weber und Albert Jäger manches bis dahin völlig unbekannte Denkmal der Vergangenheit theils figürlich theils buchstäblich dem Schutte entzogen. Hieher sind vor allem die werthvollen Manuscripte von vier altdeutschen Passionskomödien (aus dem Jahre 1514) zu zählen, welche Wolfskron im Archiv der Deutschordensballey zu Bozen aufgefunden hatte und eben zur Herausgabe bereitete, als seine amtliche Uebersetzung nach Brünn plötzlich die schon weit gediehenen Vorarbeiten ins Stocken brachte und Wolfskrons archäologische Thätigkeit einer andern, von Tirol nicht nur geographisch weit entlegenen Provinz zuwandte.

Digitized by Google

In Mähren hatte das geschichtliche Studium seit beiläufig einem Decennium einen neuen Aufschwung genommen, und zwar blieb es neben der Localhistorie — zu einer allgemeinen Landesgeschichte wurden eben erst die Materialien gesammelt — insbesondere das Gebiet der Diplomatik, auf welchem die rührigsten Kräfte thätig waren, während die eigentliche Kunstarchäologie auch hier ein fast brachliegendes Feld bot. So kam es, daß selbst der Hauptvertreter jener Richtung, Anton Boczek, der verdienstvolle Herausgeber des „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae" in mehrjährigem vertrautem Umgange vorzüglich auf Wolfskrons archäologische Neigungen wirkte und ihn endlich zur Veröffentlichung eines Werkes veranlaßte, welches, wenn auch von anerkannter litterarischer Tüchtigkeit, doch sein Hauptverdienst in dem eigentlichen, von Wolfskron allein ausgeführten künstlerisch-graphischen Theile hat. Einzelne kunsthistorische Abhandlungen hatte Wolfskron schon früher veröffentlicht, und zwar größtentheils in den von Adolf Schmidl herausgegebenen: „Oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst", so schon 1844 einen Aufsatz „über das mittelalterliche Portal des Brünner Rathhauses" und 1846 „über die Zderad-Säule bei Brünn" (beide mit genauen Abbildungen). Boczek hatte aber im Jahre 1844 in der Piaristenbibliothek zu Schlakenwerth das Manuscript einer „Hedwigs-Legende" von 1353 aufgefunden, dessen zahlreiche Illustrationen sowohl in künstlerischer wie culturhistorischer Beziehung Wolfskron ein so reiches Material zu bieten schienen, daß daraus nicht nur ein vielseitiger Einblick in die Kunstzustände jener Zeit zu gewinnen war, sondern auch in erläuternden Anmerkungen gleichsam eine Archäologie der mittleren Zeit in nuce hauptsächlich für jene Gegend daran entwickelt werden konnte. An dem für solche Dinge sehr thätigen Wiener Antiquar M. Kuppitsch fand sich bald ein bereitwilliger Verleger, und so erschien nach zwei Jahren ein stattlicher Folioband unter dem Titel: „Die Bilder der Hedwigs-Legende. Mit einem Auszuge des Originaltextes und historisch-archäologischen Anmerkungen von Adolf Ritter v. Wolfskron. Wien 1846. LI und 138 Seiten folio mit 61 gemalten Steindrucktafeln ꝛc." Wir müssen uns hier eines nähern Eingehens in dieses Hauptwerk des Verewigten enthalten, und wollen nur anführen, daß die wissenschaftliche Kritik des In- und Auslandes sich mit voller Anerkennung über dasselbe ausgesprochen hat, und daß Autor und Verleger durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Kaiser Ferdinand I. dafür mit den goldenen Medaillen für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet wurden [1].

Die sichere Künstlerhand und die diplomatarische Genauigkeit, welche besonders dem graphischen Theile des eben gedachten Werkes eine so große Vollendung gab, bewährte Wolfskron in noch höherem Maße bei der Wiedergabe einer ansehnlichen Reihe von Miniaturen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, welche er

[1] Eine ziemlich eingehende Besprechung der „Hedwigs-Legende" aus der Feder des verdienstreichen Joseph Feil brachten unter andern die Schmidl'schen Blätter im Jahrgange 1846 Nr. 82 und 83.

Digitized by Google

größtentheils in Rechtsbüchern der St.-Jakobs-Bibliothek und des Stadtarchivs zu Brünn aufgefunden hatte und nunmehr, nachdem ihm sogar eine neue Combination im technischen Verfahren zur trefflichen Reproduction des Goldgrundes gelungen, zur Herausgabe vorbereitete. Er wurde hiezu noch mehr durch einen Besuch Passavants aufgemuntert, welcher die Bedeutung einer Publication, die einen in Oesterreich noch völlig unbearbeiteten Kunstzweig betraf, so wohl erkannte, daß er derselben in der von Otte und Quast herausgegebenen „Zeitschrift für christliche Alterthumskunde" einen eigenen Artikel widmete. Die politischen Wirren des Jahres 1848 brachten für diese so wie für viele andere wissenschaftliche Strebungen eine lang dauernde Hemmung, und der Tod eines rührigen Mäcens, den Wolfskron in dem Freiherrn Clement v. Hügel gefunden hatte, wirkte lähmend auf seine eigene Thätigkeit. Zehn Jahre später erst nahm sich die inzwischen ins Leben gerufene „Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" des schönen Unternehmens an, und beschloß die Veröffentlichung der Miniaturen, welche inzwischen auf mehr denn ein halbes Hundert gebracht worden waren, mittelst Reproducirung durch Farbendruck und Holzschnitt, im 4. Bande ihres Jahrbuches.

Den Einflüssen von Freunden, denen Wolfskron allezeit, besonders aber wo es ein litterarisches Interesse galt, ein offenes Herz entgegenbrachte, ist es zuzuschreiben, daß ihn zu jener Zeit der Bewegung selbst publicistische Regungen überkamen; indessen ist seine Betheiligung an dem vom Freiherrn v. Hingenau und Ritter v. Chlumecky herausgegebenen „politischen Wochenblatt" und anderen politischen Zeitschriften nur als eine vorübergehende Abschweifung zu betrachten, und bald finden wir den Archäologen wieder in einer ihm entsprechenderen Genossenschaft, nämlich als Mitarbeiter an dem auf Veranlassung des mährischen Adels herausgegebenen großen Werke: „Die Landtafel des Markgrafthums Mähren. Herausgegeben von Peter Ritter v. Chlumecky, Dr. Joseph Chytil, Karl Demuth und Adolf Ritter v. Wolfskron. Brünn 1854 bis 1861". Diese Publication hatte sowohl ihrem Inhalte nach als mit Bezug auf die glänzende äußere Erscheinung für Mähren die Bedeutung eines monumentalen Werkes, denn was jenen anbelangt, so enthält die mährische Landtafel, aus 200 Foliobänden bestehend, ein ungemein reichhaltiges historisches Materiale (nicht nur die Güterbesitzveränderungen, sondern auch Landtagsverhandlungen, Friedensschlüsse, Verordnungen der Landesfürsten, Testamente, Stiftbriefe u. s. w.) und die äußere Ausstattung und Illustrirung gestalteten diese „Landtafel" zu einem Prachtwerke, welchem die von Wolfskron facsimilirten Wappen, Schriftproben und Miniaturen (23 Tafeln) einen ganz besonderen Schmuck verliehen.

Es war nun eine Periode bedeutender archäologischer Rührigkeit über Wolfskron gekommen: im Zusammenwirken mit Freunden wie dem geistreichen Geschichtsforscher Peter Ritter v. Chlumecky und dem um die Specialgeschichte so verdienten d'Elvert, in brieflichem Verkehre mit den anerkannten Notabilitäten des Fachs, gefördert von Gönnern wie die Freiherren v. Kübek, Czoernig, Helfert und dem Statthalter Grafen Lazansky entfaltete Wolfskron eine Thätigkeit, deren letztes

Digitized by Google

Ziel eine archäologische Landeskunde von Mähren war, ein illustrirtes Prachtwerk, welches die sprechenden Wahrzeichen der zu allen Zeiten blühenden Culturzustände Mährens darlegen sollte. Wissenschaftliche Rundreisen, zum Theile in officiellem Auftrage unternommen, brachten eine Masse von Stoff zusammen, welcher zunächst theils in beschreibenden und kritischen Aufsätzen, theils in höchst vollendeten Zeichnungen und Facsimilirungen verarbeitet wurde. Von größeren Arbeiten erschien zwar in jener Zeit (1854) nur eine eingehende historische Studie: „Beitrag zur Geschichte des Meistergesangs in Mähren mit Abbildung", welche in den „Schriften der historisch-statistischen Section" zu Brünn und durch Separatabdruck veröffentlicht wurde; allein eine Reihe von kleineren Abhandlungen, die sich größtentheils in dem von der oben genannten Körperschaft herausgegebenen „Notizenblatte" zerstreut finden, so wie eine Fülle werthvoller Zeichnungen von Baudenkmalen und Bildwerken aus allen Theilen des Landes liegen uns als sprechende Zeugen eines unermüdlichen Fleißes vor; wir machen von jenen nur den Aufsatz „über den sogenannten Heidentempel" und jenen „über die Spitalscapelle und Niklas-Kirche in Znaim" namhaft, unter den Zeichnungen gedenken wir besonders der künstlerischen Aufnahme der Iglauer Bauten und Gemälde, der Abtei in Tischnowitz, des merkwürdigen Portales in Kanitz und der Kirche von St. Katharein bei Blansko. Aber neben diesen Detailarbeiten wurden auch einige umfassendere Entwürfe aus früherer Zeit im Stillen fortgesponnen, um nach Zeitgunst und Muße ihrer Durchführung entgegenzureifen; neben einer projectirten „Beschreibung und Geschichte der St. Jakobs-Kirche in Brünn" haben wir hier vor allem des „raisonirenden Katalogs der Incunabeldruckwerke der St.-Jakobs-Bibliothek in Brünn" zu gedenken, eines durch viele Schriftproben, Druckerzeichen und andere Facsimiles zu illustrirenden Werkes. Die Arbeit war nahezu vollendet und längst auch die Bewilligung zur Herausgabe durch die k. k. Staatsdruckerei in Wien erlangt; es traten aber plötzlich Hemmnisse ein, welche die Sache so lange hinausschoben, daß inzwischen Wolfskrons Abberufung von dem Schauplatze seiner bisherigen Wirksamkeit erfolgte und dadurch das ganze in vielfacher Beziehung höchst wünschenswerthe Unternehmen auf noch unbestimmt lange Zeit in Frage gestellt blieb.

Lemberg, die Hauptstadt Galiziens, nach welcher Wolfskron im Herbst des Jahres 1855 als Verwalter des dortigen k. k. Lottoamtes versetzt wurde, war nun freilich kein dem deutschen Forscher ergiebiger Boden; zudem gestatteten die Pflichten einer verantwortlichen Dienstführung jetzt nur geringe Muße; es fehlten die langgewohnten Berührungspunkte des persönlichen Verkehres, und jene Unbehaglichkeit, die das Gefühl jeder relativen Isolirung zu begleiten pflegt, hemmte plötzlich die alte Lust am Streben und Schaffen. Leider gesellten sich zu diesen trüben Zuständen bald auch Symptome eines körperlichen Uebelbefindens, wozu wohl schon in Mähren die ersten Keime gelegt worden waren: nervöse Verstimmungen traten ein und die Sehkraft, welcher allerdings bei der unendlich mühevollen Ausführung so zahlreicher feiner Miniaturzeichnungen allzu viel aufgemuthet worden war, nahm in bedenklichem

Digitized by Google

Grade ab. Noch zwar stand Wolfskron in fortwährendem regem Verkehr mit der obenerwähnten „Centralcommission", noch durchforschte und excerpirte er selbst die Bibliotheken der polnischen Stadt, und zwei größere Aufsätze, die in den Mittheilungen der Centralcommission erschienen [1], gaben Zeugniß namentlich von seinem fortdauernden Interesse für die kirchlichen Alterthümer, aber immer mehr trübte sich das Licht des Auges und damit die Hoffnung für eine bessere Zukunft. Vergebens wurden die berühmtesten Augenärzte von Wien und Berlin zu Rathe gezogen und vergebens für den tiefkranken Gesammtorganismus in Curaufenthalten zu Roznau und Baden Hilfe gesucht. Es war wie ein letzter Besuch auf jenen Gebieten, die von alter Zeit her Wolfskrons Seele am mächtigsten angezogen, als er im Jahre 1858 noch zu Nürnberg, der classischen Stätte des „germanischen Museums", in freundlichem Zusammensein mit dem Freiherrn v. Aufseß theure Reminiscenzen durchlebte, und eine düstere Ahnung der nahen Auflösung schien ihn ergriffen zu haben, als er kurz vorher eine Schenkungsurkunde ausstellte, durch welche er seine reiche Sammlung von wissenschaftlichem und künstlerischem Materiale zur Culturgeschichte Mährens, sich selbst nur das Benützungsrecht auf Lebensdauer ausbedingend, für ein Eigenthum des mährisch ständischen Archives erklärte.

Leider sollte jener Vorbehalt nur noch von formeller Bedeutung bleiben. Für die Phalanx jener jungen und jüngsten Kräfte, welche berufen waren, auch in dem regenerirten Oesterreich das Banner der geschichtlichen und archäologischen Wissenschaft hoch zu halten, brach gleich zu Anfang eine verhängnißvolle Epoche herein. Männer, die nicht in den letzten Reihen standen, wie Chmel, Feifalik, Feil, sanken kurz nach einander in die Gruft, und als nun die Osterwoche dieses Jahres auch den wackern Chlumecky, Wolfskrons vieljährigen und getreuesten Freund und Strebensgenossen hinwegraffte da mochte wohl ein Riß durch sein Herz gehen, welcher für einen schon so tief gestörten Organismus die gefährlichsten Folgen haben mußte. Die öffentlichen und persönlichen Verhältnisse in Lemberg hatten inzwischen eine Wendung genommen, welche den Aufenthalt dort für einen Mann, dessen Gedankenzug so ganz und gar nach Deutschland gerichtet war, immer unerquicklicher machte, und so entschloß sich Wolfskron im Frühlinge dieses Jahres, mit seiner Familie nach Wien zu übersiedeln, wo einerseits seine Gesundheit fern von zerstörenden Gemüthsaufregungen sich kräftigen und anderseits neue Aussichten für eine behaglichere Lebensführung erschlossen werden sollten. Im Juni bezog Wolfskron eine kleine Wohnung in dem zunächst der Weilburg gelegenen Theile von Baden, und vier Wochen später — nahm ihn jenes noch engere, düstere Gemach im geweihten Boden von St. Helena auf. Er verschied am Mittag des 13. Juli 1863, beweint von einer Wittwe und drei noch unversorgten Kindern, betrauert von Allen, denen die Kunde seines allzufrühen Todes wurde.

[1] „Der Bischofstab, dessen liturgisch-symbolische Bedeutung, mit mehreren Abbildungen. 1857."

„Ueber einige Holzkirchen in Mähren, Schlesien und Galizien, mit sechs Holzschnitten. 1858."

Digitized by Google

Sollten wir zum Schlusse noch ein Charakterbild des Mannes entwerfen, von dessen unermüdlicher Thätigkeit auf einem Gebiete des Wissens, worin unser Vaterland noch so vieles nachzutragen hat, die vorstehende Skizze nur einen flüchtigen Ueberblick gewähren sollte? Wir glauben dessen enthoben zu sein, denn dieses Bild müßte in so hellen Farben gemalt werden, daß diejenigen, welche den Verblichenen nicht persönlich gekannt, in unserer Darstellung nur das wohlgemeinte Opfer erkennen würden, welches treue Pietät in Nekrologen zu bringen pflegt. Seine zahlreichen Freunde aber und alle, die irgend eine Lebensberührnng mit ihm getheilt, brauchen wir sie zu erinnern an das tiefe Gemüth, die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, das vielseitige Wissen des in allen Beziehungen des Daseins untadelig und rein dastehenden Mannes? Wolfskron war im besten Sinne des Wortes ein Sohn des alten Wiens, dem er auch besonders in seinen litterarischen und artistischen Traditionen eine lebenslang getreue Anhänglichkeit widmete; er trug aber auch in sich jenen Funken der Begeisterung, der edlere Seelen allezeit emporhebt über den in den Niederungen des Lebens ziehenden Dunsthauch der Trivialität. Diese ideale Richtung, verbunden mit jener Fülle des Gemüths, bildet eine Charakterform, der wir in unserem ernüchterten Zeitalter immer seltener begegnen, und so war auch in dieser Beziehung aufs tiefste empfunden, mit doppelter Wehmuth ausgesprochen jenes Lebewohl! das wir neulich mit der letzten Handvoll Erde dem schlichten Sarge auf dem Friedhofe zu St. Helena nachriefen.

---

* Die Feier zu Ehren der Vereinigung Tirols mit Oesterreich erzeugt zahlreiche wissenschaftliche Werke. Hubers Schrift über die Geschichte dieser Vereinigung Tirols mit Oesterreich wurde schon erwähnt Durig hat ein Buch über den allmäligen Anwachs Tirols vollendet, Zingerle, der von der tirolischen Volkslitteratur schon so viel mitgetheilt hat, sammelt gegenwärtig die Sagen über Margaretha Maultasch, welche die Bauern des Etschlandes erzählen. Die Fürstin übergab bekanntlich Tirol an Oesterreich.

* Von Dr. Beda Dudiks, O. S. B., „Allgemeiner Geschichte Mährens" befindet sich der dritte Band (vom Jahre 1124 bis 1197, d. i. bis zur Erhebung Mährens zur Markgrafschaft) im Drucke und wird in diesem Herbste erscheinen. Derselbe unermüdlich thätige mährische Geschichtschreiber bereitet eine „Geschichte des Benedictiner-Stiftes Raigern" in zwei Bänden vor, von welcher im Laufe des nächsten Jahres der erste Band erscheinen wird. Der zweite und dritte Band seines Werkes „Waldstein", nach Quellen des hiesigen k. k. Kriegsarchives und k. Reichsarchives, an welchem B. Dudik seit längerer Zeit arbeitet, wird gleichfalls im nächsten Jahre erscheinen.

* „Die Eishöhlen bei Frain in Mähren." Unter diesem Titel bringt der eben erschienene Jahresbericht des k. k. Gymnasiums in Znaim einen in geologischer und physikalischer Hinsicht interessanten und anziehend geschriebenen Aufsatz von Prof. Dr. Anton Roth. Wir entnehmen demselben Folgendes: An der Südgrenze Mährens gegen Nieder-Oesterreich, zwei Meilen von Znaim entfernt, an beiden Ufern der Thaya, liegt der anmuthige Marktflecken Frain; in südwestlicher Richtung von demselben befinden sich mehrere Eishöhlen, von denen insbesondere drei seit den letzten Jahren näher

Digitized by Google

gewürdigt und genauer beobachtet worden sind; in diesen Grotten sinkt in den heißesten Sommertagen die Temperatur im Innern so tief, daß es selbst bis zur Eisbildung kommt, während außen wegen der südlichen Abdachung der Berglehne die Hitze auf das höchste gestiegen ist. Die seit Jahren an der Felsenlehne bei Frain gemachten thermometrischen Beobachtungen haben es außer Zweifel gestellt, daß das Eis in den Höhlen in jenen Jahren, in welchen die Erdoberfläche durch häufige Niederschläge besonders während des Winters stark getränkt ist, sich reichlicher bildete; auch im Jahre 1862 war die Eisbildung reichlich. Das Eis, welches im Februar begann, war noch am 4. April vorhanden, wo es auch in Form von sogenannten Eiszapfen in der neuen Grube (entdeckt 1860) herab hing. Im heurigen Jahre, wo die Winterfeuchte nur sehr gering war, wo schon im Jänner eine sehr warme Witterung eintrat, wo die reichhaltigsten Quellen wenig Wasser geben und die Bäche vertrocknen, stand die Temperatur in den Eishöhlen während der Monate Mai und Juni zwischen 5 Grad und 2 Grad R.; zu einer Eisbildung kam es nicht, weil in diese Gruben selbst und in ihre Umgebung kein Wasser gedrungen ist, das zu Eis hätte erstarren können. Ebenso mag es oft in früheren Jahren gewesen sein. — Dieses Phänomen in den Felsspalten jenes Bergabhanges, der aus lehmkörnigen Gneisplatten gebildet ist, und dessen Wände kaum von einer Pflanze bewachsen sind, hat Frain in neuerer Zeit interessant gemacht. (Mähr. Corr.)

---

* Von E. de Coussemakers „Scriptorum de musica medii aevi novam seriem a Gerbertina Altiteram collegit etc. etc., Paris 1863, Didot", ist soeben das erste Heft erschienen. Es beginnt mit dem tractatus de musica fratris Jeronimi de Moravia, ordinis fratrum prædicatorum, und bringt in seinen Fortsetzungen die opera Johannis de Garlandia, Petri Picardi, Walteri Odingtoni, cujusdam Aristotelis, Johannis Baloce ꝛc. ꝛc. Die Auflage ist eine vortreffliche.

* Die erste Julilieferung der „Revue des deux mondes" enthielt einen Bericht über des Herzogs von Fezensac, der die Napoleonischen Feldzüge in Deutschland und Rußland mitmachte und zuletzt Brigadegeneral war, jüngst in Paris erschienene „Souvenirs militaires". Man erkennt auch aus diesem Buche, daß die einseitige Verherrlichung Napoleon's und alles dessen, was er gethan, in Frankreich selbst immer mehr einer unbefangenen Kritik Platz macht, daß man gegen die von Napoleon begangenen Mißgriffe nicht mehr so blind wie früher die Augen verschließt und einzugestehen anfängt, daß die Franzosen auch noch andere Niederlagen als die bei Leipzig erlitten haben und daß diese Niederlagen die Folge nicht des Zufalls oder der Uebermacht der Verbündeten, sondern Folge von Fehlern waren, die man französischerseits begangen hatte. Als einen Hauptfehler des von Napoleon befolgten militärischen Systems bezeichnet der Verfasser gerade jene Schnelligkeit seiner Bewegungen, durch die er zwar den Feind in Schrecken und Verwirrung setzt, die es aber unmöglich gemacht habe, ein so zahlreiches Heer wie das französische genügend zu verproviantiren; mitten unter ihren Triumphen seien die Sieger vor Hunger und Entbehrung umgekommen; man habe dadurch die Plünderungen sanctionirt, unter denen denn auch die Landstriche, die man durchzogen, schwer gelitten hätten; aber selbst das Plündern und Brandschatzen habe nicht hingereicht, um die Verpflegungsmittel auf einen genügenden Status zu bringen. Der Verfasser behauptet, daß von den Millionen Menschen, welche die Napoleonischen Kriege verschlungen hätten, nur vielleicht ein Zehntel auf dem Schlachtfelde gefallen, die übrigen neun Zehntel dem Elend unterlegen seien. Das habe sich zuletzt schwer rächen müssen. Schauerlich ist die Beschreibung des Schlachtfeldes von Eylau, auf dem buchstäblich Ströme von Blut über den Schnee sich ergossen hätten und das über und über mit

Digitized by Google

Leichen bedeckt gewesen sei. Ney habe entsetzt gerufen: „Quel massacre! et sans résultat!“ Abgesehen von diesem menschenmörderischen System wird Napoleon auch wegen seiner z. B. in Moskau bewiesenen persönlichen Hartnäckigkeit stark getadelt. Während sonst die meisten französischen Kriegshistoriker die Niederlagen der Franzosen bei Großbeeren, Jüterbogk (Dennewitz), Kulm und an der Katzbach kaum erwähnen, obschon doch durch sie erst die Schlacht bei Leipzig möglich gemacht wurde, berichtete Fezensac über sie „avec une franchise admirable, et sans en rien atténuer“. Die Generale, versichert Fezensac, hätten Napoleon getadelt, daß er nicht in Prag Frieden geschlossen habe, und hätten nur noch mit Widerwillen gedient und nicht gehorcht; die Armee aber habe zumeist aus jungen Conscribirten bestanden, welche zwar auf dem Schlachtfelde tapfer, aber nicht fähig gewesen seien, die Beschwerden und Entbehrungen des Krieges zu ertragen; in Folge davon habe in den Reihen der Franzosen die Desorganisation immer mehr um sich gegriffen. Wodurch sich Fezensac von vielen Kriegsleuten unterscheidet, das ist sein wahrhaft frommer und humaner Sinn. Von letzterem gab er ein Beispiel, als er den Auftrag erhielt, an der Stadt Stade, welche sich gegen die Franzosen aufgelehnt, ein schweres Strafgericht zu vollziehen. Der Verfasser erzählt: „Meine Instructionen lauteten dahin, daß ich die Einwohner streng (sévèrement) behandeln solle. Zu jener Zeit war mit diesem Worte alles gesagt. Ich empfing die Magistratspersonen und die angesehensten Bürger und zeigte mich hart in Worten, um mich harter Handlungen enthalten zu können. Auf unserm Marsche seit Hamburg flüchteten die Einwohner der Ortschaften bei unserer Annäherung. Ich fühlte mich während des ganzen Marsches unbeschreiblich unglücklich. Die Schönheit des Geländes, der bezaubernde Anblick, welchen die Ufer der Elbe in dieser Jahreszeit gewähren, erweckten in mir die Vorstellung einer Vergnügungsreise. Wie gerne hätte ich den Bewohnern der freundlichen Häuser, welche man längs dieser Straße auf jedem Schritt trifft, nur Gefühle des Wohlwollens einflößen mögen! Diese Eindrücke ließen mich den mir gewordenen strengen Auftrag nur noch schmerzlicher empfinden.“ (B. f. l. U.)

---

* (Eine englische Stimme über Uhland.) Welche geachtete Stellung Uhland auch im Auslande einnahm, beweisen die mancherlei Nachrufe an ihn, welche französische und englische Zeitschriften ihm widmen. Aus einem größeren Aufsatze über ihn in „Blackwoods Magazine“ theilt Herm. Marggraf Folgendes mit. Mit der politischen Laufbahn Uhlands beschäftigt sich der Verfasser nicht ausführlich; er bemerkt in dieser Hinsicht: „Uhland war ein Mann des Volks, ohne ein Radicaler zu sein. Seine Neigung zur mittelalterlichen Litteratur erfüllte seinen Geist mit Ehrfurcht für erblichen Rang und Stand und erbliche Ehren, während seine Liebe zur Freiheit und seine optimistischen Ansichten in Betreff der Zukunft seines Vaterlandes wie der Menschheit im Allgemeinen ihn zu einem unbeugsamen Opponenten machten, wenn es galt, irgend einen Angriff auf das, was er das „gute alte Recht“ nannte, abzuwehren. In England dürfte er ein Tory oder ein conservativer Whig geworden sein“. An seinen Poesien rühmt der Verfasser unter anderm die „internal melody“, die sie durchdringe, und er bemerkt weiter: „Einige seiner Dichtungen gleichen jenen ausgesuchten alten Miniaturbildern auf Goldgrund, die am besten von dem geschulten Kenner verstanden und gewürdigt werden, während andere in Gefühl und Ausdruck so einfach sind, daß sie in die Herzen des Volkes gedrungen sind und von den Lippen desselben für immer als Nationalgesänge tönen werden“. Hierauf läßt der Verfasser die englischen Nachbildungen einiger Uhland'schen Gedichte und Balladen, darunter „Der Wirthin Töchterlein“, „Des Goldschmieds Tochter“, „Die versunkene Krone“, „Des Sängers Fluch“, u. s. w. folgen, und entschuldigt

Digitized by Google

die etwa darin vorhandenen Schwächen mit der Bemerkung: „Die Hauptschwierigkeit beim Uebersetzen englischer Gedichte ins Deutsche und umgekehrt besteht darin, daß, obschon beide Sprachen im wesentlichen nicht viel mehr als Dialekte derselben Stammsprache sind, das Deutsche im Allgemeinen eben so disyllabisch als das Englische monosyllabisch ist". Zugleich erwähnt er, daß schon früher Pratt und Longfellow einzelne Gedichte Uhlands durch sehr gute Uebersetzungen in England bekannt gemacht hätten. Von den Longfellow'schen freien Nachbildungen Uhland'scher Balladen (darunter das „Schloß am Meer", „Der schwarze Ritter", „Das Glück von Edenhall") bemerkt der Verfasser, daß es Longfellow wunderbar gelungen sei den Geist des Originals wiederzugeben. Von englischen Uebersetzungen der Ballade „Der Wirthin Töchterlein" sind uns übrigens noch zwei bekannt, eine, welche im „London university Magazine" (April 1856) erschien, und eine wie uns dünkt sehr gute von William Allen Butler, die zuerst in der nordamericanischen Zeitschrift „Democratic Review" veröffentlicht wurde. Die auch in England beliebte Melodie mag zu diesen zahlreichen Uebersetzungen das Ihrige beigetragen haben.

Nekrolog.

Robert Theer.

Es ist wenig über ein Jahrhundert, daß in Wien die Portraitmalerei sich von dem Drucke des Handwerksmäßigen befreit und einen höheren Aufschwung versucht hat. Nur ihrem sehr bescheidenen Standpunkt hatte Christoph Auerbach (um 1720) es zu danken, daß seine Gemälde sich eines nicht geringen Rufes erfreuten. Um dieselbe Zeit waren Kollonitsch und Zoffany sehr in Ansehen; letzterer, obgleich der vorzüglichere, haftete doch an der Manier, und in seinen Bildern war wohl Wirkung und kühner Farbenauftrag, aber bloße Palette wahrzunehmen. Später, um das Jahr 1740, kam Martin Meytens nach Wien, und aus dem allgemeinen Beifalle, welchen seine Arbeiten fanden, läßt sich schließen, wie untergeordnet die Leistungen und wie genügsam die Ansprüche zu jener Zeit noch gewesen sein müssen, denn Meytens war, wenngleich ein beherzter Maler, doch im höchsten Grade Manierist, sein Colorit zu grau oder zu geschminkt. Mit ihm, der damals für einen Stern erster Größe galt, hebt die wahre Hauptepoche der Portraitmaler in Oesterreich an, aber sie gravitirt immer eben nur um die Manier dieses Malers selbst. Besser als er und alle seine Nachahmer malten Franz Stampart und Jakob van Schuppen († 1751), allein mit weniger Ruhm und Anhang, obschon der erstgenannte wahr und kraftvoll colorirte. Knoller und Oelenhainz waren tüchtige Maler für gewöhnliche Anforderungen, doch nicht für die der höheren Kunst. Endlich erschien Lampi (1783) und mit ihm Kreutzinger, beide begabte Portraitmaler. Nur strebte Lampi in seinem Colorit zu sehr dem Schönfarbigen nach, freilich gerade ein Grund, der ihm vielen Beifall und viele Nachahmer erwarb, während Kreutzinger zu trocken und zu grau färbte.

Jene Gegensätze waren noch nicht ausgeglichen, jene Uebergangsperiode noch nicht abgeschlossen, als Robert Theer auftrat. Er war den 5. November 1808 zu Johannisberg im österreichischen Schlesien geboren. Sein Vater lebte dort als Edelsteinschneider und übersiedelte im Jahre 1820 nach Wien. Hier bekundete sich sein Zeichnertalent frühzeitig in freier Entwicklung; schon als zarter Knabe, dem das Tragen des Reißbrettes zu schwer fiel, besuchte er die Kunstakademie. Unter den Männern, welche am ersten seine Fähigkeiten erkannten und ermunternd, fördernd auf ihn einwirkten, ist besonders Joseph Klieber zu nennen. Er hatte bereits einen akademischen Preis erlangt, ehe er, ein sechszehnjähriger Jüngling, sich selbstständig als Portraitmaler etablirte. Talent und Glück begünstigten ihn, und er erwarb nicht nur schnell einen geachteten Namen, sondern sein

Digitized by Google

Fleiß verwerthete sich auch in pecuniärer Beziehung. Aber die raschen Erfolge blendeten ihn nicht, noch weniger verleiteten sie ihn zum Stillstehen; sein ernstes und aufrichtiges künstlerisches Streben drängte ihn unablässig zu größerer Selbstvervollkommnung. Er hatte den geistverwandten, aber älteren und ausgebildeten Daffinger sich zum Vorbilde ausersehen, und um die Manipulation desselben möglichst unmittelbar zu beobachten, besuchte er ihn eines Tages und ließ sich von ihm portraitiren. Erst als das Bild fertig und bezahlt war, gab Theer sich zu erkennen, und von da an erfreute er sich der freundlichsten Theilnahme Daffingers und zog von dessen verständigen Rathschlägen neuen Nutzen.

Theers Fruchtbarkeit war eine eminente. Die Zahl seiner Portraits geht in die Tausende, die meisten en miniature, aber auch viele lebensgroß in Oel, andere in Pastell und Email. Aber dieses ungeduldige, sich selbst überstürzende Schaffen ließ ihn gleichwohl nie in das Handwerksmäßige oder Schablonenhafte verfallen, und wenn er im Laufe der Jahre sich auch nicht ganz frei von aller Manier erhielt, so tritt doch aus jeder seiner Arbeiten, selbst der kleinsten, der unverkennbare künstlerische Gedanke hervor und drückt derselben den Stempel der Individualität auf. Aeußerte jemand das Bedenken, daß dieses oder jenes Gesicht dem Maler kein Interesse einflößen könne, so entgegnete er mit seinem Satze: „Für den Maler ist jedes Gesicht interessant.“ Sein rasches und sicheres Auffassungsvermögen und seine außerordentliche Technik erklären es, daß er so vieles und doch immer Gutes, oft Ausgezeichnetes zu leisten vermochte.

Ein eigenthümlicher Zug blieb ihm treu, der vielleicht noch aus den Erscheinungen seiner frühesten Jahre stammte. Das Kind des Edelsteinschneiders hatte jederzeit glänzende, so zu sagen vornehme Dinge vor Augen gehabt, und dieser Sinn für Glanz und Adel übertrug sich auch auf die Werke des persönlich einfachen und bescheidenen Künstlers. Seine Gemälde haben gern etwas Festliches, sie sind glänzend, ohne ins Gleißende zu entarten. Diese Eigenschaft bahnte seinem Talente vorzugsweise den Weg zu den Spitzen der Gesellschaft; nicht bloß in den höchsten Kreisen, auch sonst in allen großen und vornehmen Häusern Wiens sah man die Salons und Familienzimmer mit Portraits von der Hand Robert Theers ausgestattet. Im Jahre 1837 wurde ihm die Ehre zu Theil, Ihre Majestäten den Kaiser Ferdinand und die Kaiserin Maria Anna nach der Natur zu malen, und das Portrait Sr. Majestät vervielfältigte er dann auf allseitige Bestellungen in nicht weniger als 141 Copien auf werthvollen Tabatieren und Nippen.

Bei dieser staunenswerthen Thätigkeit erübrigte er auch noch Zeit, sich auf das Lithographiren zu verlegen. Seine erste Arbeit in diesem Fache war 1829 das Portrait des damaligen Hofpredigers Sedlaczek, welchem noch viele andere Portraits auf Stein, darunter die Ihrer Majestäten des Kaisers Ferdinand und der Kaiserin Maria Anna, ferner die Ahnenreihe des Fürsten Dietrichstein, endlich auch Copien nach Rubens, van Dyk u. s. w. folgten.

Sein warmes und aufrichtiges Interesse an der Kunst machte, soweit seine Mittel es gestatteten, ihn selbst bisweilen zum Mäcen, besonders wenn es galt, wackeren Collegen eine Erleichterung zu schaffen. So ließ er z. B. auf seine Kosten durch Steinmüller die „Madonna im Grünen“ in Kupfer stechen, um diesen Künstler in passender Weise zu beschäftigen.

Ein echtes Künstlergemüth, fragte er nicht viel nach den Vorsichten des praktischen Lebens. So lange sein Talent reiche klingende Zinsen trug, legte er weder seiner Freigebigkeit gegen andere, noch seiner eigenen Neigung, werthvolle Gemälde und Kunstgegenstände für sich zu erwerben, eine Beschränkung auf. Er sammelte Güter der Kunst und des Schönen, aber keine anderen Güter, und so kam es, daß, als durch die momentane Alleinherrschaft der Photographie die Nachfrage nach dem Portraitmaler sich mit einem Male empfindlich verringerte und der reiche Erwerb stockte, Theer mittellos, arm dastand. Auf der einen Seite bewahrte allerdings seine harmlose Künstlerphilosophie ihn vor Mißmuth und Verzagen, aber auf der anderen stellte seine moralische Weichheit, die für Widerstand und Kampf sich wenig eignete, ihn dem drängenden Ernste der Wirklichkeit um so wehrloser gegenüber. In diesen Gegensätzen rieb er sich allmälig auf, obwohl man dem heiteren, freundlichen und gutmüthigen Manne den Zwiespalt, der sich unwillkürlich in ihm abspann, äußerlich kaum anmerkte. Seine sonst kräftige Natur erlag unter diesen Umständen

Digitized by Google

einem schnellen Krankheitsanfalle, den sie außerdem vielleicht glücklich überwunden hätte. Die letzte Arbeit, welche er auf Bestellung des Stiftes Klosterneuburg ausführte, waren Emailgemälde der zwölf Apostel nach van Dyk und für einen Kelch bestimmt. Bald darauf, den 15. Juli 1863, war die fleißige Hand für immer erstarrt. H. M.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der am 16. Juli 1863 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert abgehaltenen neunten Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Der Conservator für den Czaslauer Kreis Franz Benesch berichtet, daß der Stadtrath zu Kuttenberg die in der Mutter-Gottes-Kirche zu Kuttenberg befindliche Grabstätte des aus Prag gebürtigen, in seinem Vaterlande berühmt gewordenen Malers Peter Brantl durch eine Marmortafel bezeichnen läßt, welche die Inschrift trägt:

„Zde u stupně pod čtvrhranatým kamenem
pochován jest a v Pánu odpočívá slavný
svého věku malíř český
Petr Brantl
zemřel dne 24. září roku 1735. maje věku svého 67 let.“

(Hier an der Stufe unter dem viereckigen Steine ruht im Herrn Böhmens seinerzeit berühmter Maler Peter Brantl, gestorben den 24. September 1735, im 67. Lebensjahre.)

Dieser Bericht wird zur Kenntniß genommen.

Der Correspondent Dr. Ethbin Costa lenkt die Aufmerksamkeit der Centralcommission auf eine gothische Kirche zu Pleterjach in Unter-Krain, die früher zu dem dort bestandenen Kloster gehörte, jetzt aber dem Verfalle preisgegeben, als Holz- und Heumagazin benützt wird.

Die Centralcommission beschließt, da eine Erhaltung dieses seinem Verfalle entgegengehenden Bauwerkes kaum durchzusetzen sein dürfte, dasselbe mindestens aufnehmen zu lassen und die Aufnahme und Detailzeichnungen sodann den Sammlungen dieser Centralcommission zu widmen.

Der Correspondent Anton Schmitt zeigt an, daß wegen beabsichtigter Schulbaulichkeiten in Pilsen und Schlackenwald an diesen Orten einige Gebäude mit selten vorkommenden alten Giebeln eingerissen werden sollen, und daß es, da die Erhaltung derselben kaum durchzusetzen sein dürfte, wünschenswerth wäre, wenigstens genaue Aufnahmen dieser Gebäude zu besitzen. Nachdem der genannte Correspondent gleichzeitig verspricht, diese Aufnahme bezüglich der in Schlackenwald der Demolirung preisgegebenen Giebelhäuser selbst zu veranlassen, wird beschlossen, sich bezüglich der Aufnahme der dem Schulbau in Pilsen zum Opfer fallenden Häuser an den Conservator für den Pilsner Kreis, Herrn Franz Slavik in Neugedein, zu wenden.

Se. Excellenz der Herr Staatsminister hat den Reichsrathsabgeordneten und Gutsbesitzer Carl Ritter v. Rogawski und den Gutsbesitzer Adam Ritter v. Gorczynski zu Conservatoren in Galizien, und zwar den ersteren für die Kreise Tarnow, Sandec und Rzeszow, den letzteren für die Kreise Wadowice und Bochnia ernannt. Es wird beschlossen, die üblichen Ausfertigungen zu veranlassen.

Der Gestionsbericht des Conservators Joseph Scheiger für das erste Semester 1863 wird zur Kenntniß genommen.

Digitized by Google

Die Centralcommission beschließt ferner, dem Ersuchen des provisorischen Comité zur Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie um Mittheilung ihrer Publicationen sofort zu entsprechen.

Der k. k. Oberbaurath Eduard van der Nüll referirt über das vom k. k. Staatsministerium zur Begutachtung hieher gelangte Project des Architekten Boito zu der Restaurirung der Kirche in Murono. Der Herr Referent hält dieses Project für zu weit gehend, indem es viel mehr als die Erhaltung des ursprünglichen Bestandes verfolge und die nach demselben beabsichtigten kostspieligen und modernen Zubauten mit dem alten Bau in keiner Harmonie stehen würden.

Die Centralcommission stimmt mit diesem Urtheile vollkommen überein und beschließt, da die Nothwendigkeit der Restaurirung dieser Kirche außer Zweifel steht, das verlangte Gutachten dahin abzugeben, daß, um zu einem raschen und sicheren Resultate zu gelangen von hier aus ein bewährter Fachmann nach Murano gesendet werde, um dort in die bereits vorhandenen Aufnahmen alles das einzuzeichnen, was zur Verfassung eines Projectes im Geiste der ursprünglichen Conception nothwendig erscheint.

Anläßlich des Berichtes des Conservators Vincenz Andrich über die neuen Angriffe, die gegen den ehrwürdigen diocletianischen Palast in Spalato versucht, durch Andrichs einsichtsvolles. von dem Herrn Statthalter für Dalmatien energisch unterstütztes Einschreiten aber vereitelt wurden, beschließt die Centralcommission, dem ersteren ihre gerechte Anerkennung, dem letzteren dagegen für den gewährten kräftigen Schutz ihren verbindlichsten Dank auszusprechen und beiden die fernere wachsame und schützende Obsorge über das genannte, so hochwichtige Denkmal wärmstens zu empfehlen.

Monatsversammlung des historischen Vereins für Krain

am 13. August 1863.

Vereinssecretär A. Dimitz gab urkundliche Beiträge zur Geschichte des Schützenwesens in Krain im 16. und 18. Jahrhundert. Aus denselben möge hier Folgendes mitgetheilt werden. Im 16. Jahrhundert bestanden Schießstände nicht nur in Laibach (die Zahl der Schützen betrug im Jahre 1587 hier 30), sondern auch in Stein (seit 1584), Krainburg (1577), Rudolfswerth, Radmannsdorf. Allen diesen Städten waren Schießgelder von der innerösterreichischen Regierung bewilligt, und zwar allen bis auf Radmannsdorf à 15 fl. rh., diesem 7 fl. rh. Das Schießen wurde mit „Zielröhren" betrieben und galt als „Ritterspiel", an welchem sich Bürger und Adel zur Vorübung für den Kampf mit dem Erbfeind betheiligten. Im Beginne des 18. Jahrhunderts war das Schützenwesen Laibachs in der Abnahme begriffen, nahm aber später wieder neuen Aufschwung

Director Dr. H. Costa las über das „Portraitalbum" eines Krainers aus dem 18. Jahrhundert. Es ist dies der Sohn des bekannten Laibacher Arztes Dr. Pollini. Vielfache Reisen in Europa veranlaßten ihn zur Anlegung eines Albums, welchem er mit geschickter Hand Portraits hervorragender Persönlichkeiten einverleibte. Es sind hierunter auch Krainer, wie Graf Herberstein Bischof von Triest.

Schließlich legt Herr Musealcustos Deschmann der Versammlung eine interessante Acquisition des Landesmuseums zur Ansicht vor. Es ist dies das von Frau Gostiša in Wien großmüthiger Weise dem Museum testamentarisch hinterlassene Prachtwerk: „Musée français", Paris 1809, auf kaiserliche Kosten prachtvoll in vier Foliobänden gedruckt und mit kunstvollen Abbildungen von den berühmtesten, in Paris aus den Museen und Galerieen Europa's angehäuften Kunstschätzen versehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ernst Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs.

(Erster Band. — Berlin 1862.)

H. Z. Nicht eben viele Theile der deutschen Geschichte sind in neuerer Zeit so oft bearbeitet worden wie der, dessen jüngste Behandlung eben zur Besprechung vorliegt. Sie ist die dritte im Laufe von zwölf Jahren, und wenn auch die beiden vorangegangenen sich über die Geschichte des ost- und westfränkischen Reiches verbreiten, so kann dies für dieselben kaum einen Unterscheidungsgrund von der dritten geben, da Dümmler auch dem letzteren Reiche die gleiche Aufmerksamkeit widmet. Sucht er doch den Proceß aufzuweisen, durch den sich aus dem fränkischen Gesammtreiche neben den anderen Theilreichen das deutsche gebildet und wie fortdauernde Verwandtschaft und beginnende Trennung der nationalen Unterschiede sich in der geschilderten Zeit neben einander finden. Denn — und dies ist wesentlich Dümmlers Standpunkt — die Geschichte des ostfränkischen Reiches ist nicht deutsche Geschichte im engeren Sinne, wohl aber eine Vorstufe dazu. Die an sich auffallende Erscheinung der mehrseitigen Berücksichtigung, welche derselbe Stoff gefunden, hat nicht bloß in der Schwierigkeit des schwer zu bewältigenden Stoffes, nicht darin ihren Grund, daß seit zwölf Jahren auch dieser Abschnitt der Geschichte, vielfach durch Dümmler selbst, gefördert worden und eine neue sich gleichsam über ihre Resultate orientirende Zusammenfassung heischte. Als Wenck seines Vorgängers Hypothesen im Ganzen glücklich bekämpft und den Boden der Forschung ihm gleichsam von neuem abgerungen, da fehlte es bei dem polemischen Charakter, den Wencks Darstellung nothwendig angenommen, noch immer an einem positiven Bilde der Zeit, wie es sich eben in ihrer neuesten Behandlung vor unseren Augen entrollt. Dümmlers Werk sollte Jahrbücher des ostfränkischen Reiches liefern, wie wir deren für das deutsche Reich besitzen und wie soeben wieder ein neuer Band derselben, König und Kaiser Heinrich II. betreffend, erschienen ist. Daß Dümmler den gewaltigen Stoff, der vor ihm ausgeschüttet lag, auch künstlerisch zu bewältigen strebte, dafür werden die Leser ihm sicherlich dankbar sein.

Indem ich es nun versuche zur Charakterisirung des Buches aus der nahezu unübersehbaren Fülle des Dargebotenen eben nur einiges vorzuführen, dürfte sich hiezu vielleicht vor allem jener Nachweis nationaler Sonderung bei noch schlummerndem Bewußtsein der werdenden Nationen eignen, der sich wie ein rother Faden durch das Ganze hindurchzieht.

Wenn wir die Schicksale der Nation, der wir angehören, von ihrem durch die Forschung erreichbaren Beginne bis zur Gegenwart in das Auge fassen, treten

Digitized by Google

vorzüglich zwei getrennte Strömungen und Gegenströmungen hervor; dort das Bedürfniß nach nationaler Einigung, hier das Trachten der Theile nach Aussonderung aus der Gesammtheit und nach Abschluß in sich selbst. Eben dies unsichere Hin- und Herschwanken macht es denn auch so schwer, für die deutsche Geschichte einen Ausgangspunkt zu gewinnen, um so mehr als den Zeitgenossen selbst natürlich der Beginn eines neuen Abschnittes keineswegs so ganz deutlich gewesen. Wir können erst dort von einer deutschen Geschichte in engerem Sinne sprechen, wo zum ersten Male die deutschen Stämme unter einem Haupte geeinigt, als ein selbstständiges Ganzes in die Geschicke der Welt eingreifen, also seit Heinrich I. Was vor dem liegt, zerfällt in eine germanische und in eine fränkische Zeit. In jener saßen die Stämme im Heimatlande ohne innern Zusammenhang, oft entzweit, neben einander, in dieser gewinnt allmälig der fränkische die Oberhand über seine Bruderstämme. Doch steht in diesem der deutschen Hälfte eine gleichwiegende welsche gegenüber und der Charakter des Ganzen ist ein durchaus gemischter. Hiezu kam die Kaiserkrone und mit ihr Italien, dessen Geschicke für ein Jahrtausend an Deutschland geknüpft wurden. Als Karl der Große starb, da waren im Wesentlichen alle die Aufgaben zu ihrem Abschlusse gebracht, welche die Vorsehung dem fränkischen Volke gestellt, und der längere Bestand dieser Lebensform brachte keinen Segen mehr: der Blüthe folgte der Verfall. Dem nur durch sich selbst begrenzten, allgemein christlichen Frankenreiche, wie es in der Idee des Kaiserthumes lag, folgten als Rückschlag die aus ihm hervorgehenden Einzelnreiche, deren principieller Gegensatz zu jenem jedoch — und das ist für Dümmlers Standpunkt sehr bezeichnend — nicht die Ursache, sondern die erst sehr allmälig an das Licht tretende Folge jener Zerreißung wurde. Denn kaum merklich nehmen wir im Kampfe, der sich um Karls des Großen Erbe entspinnt, die nationalen Gegensätze wahr, und ohne jedes klare Bewußtsein derselben, „gleich den ersten Spuren entgegengesetzter Charakterbildung an Brüdern, die sich im kindlichen Spiele entzweit haben".

Die Ideen treten einander nicht im Kampfe gegenüber, sondern, während die eine sich selbst vernichtet, behauptet sich eben die andere. Die Kirche und das Herkommen der Franken stehen sich gegenüber; jene für die Einheit, dieses für das Princip der gleichmäßigen Theilung. In dem darüber ausbrechenden Kampfe geht durch die Eifersucht der verwandten Könige der gemeinsame Schwerpunkt verloren, und an die Stelle des einen treten die mehreren in der nationalen Einheit der Bewohner. Eben diese Zeit des Ueberganges der Nation aus der Einheit des Frankenreiches zur Zersplitterung in die Stämme und wiederum aus dieser zu neuer Einheit bildet den Gegenstand der Darstellung.

Sie nimmt ihren Ausgang von jener folgenreichen Theilungsacte Ludwigs des Franken (817 zu Aachen), die man, um sie recht zu erfassen, nicht als eine der herkömmlichen Theilungen betrachten darf, bei der es sich vielmehr um eine neue Form gehandelt, in der die Einheit des Reiches über Ludwig hinaus gerettet werden könnte. Darum ward Lothar zum Kaiser und zum Oberhaupte über seine Brüder ausersehen. Die Theilung war, im Gegensatze zu den späteren Ludwigs,

Digitized by Google

nicht das Werk persönlicher Vorliebe, sondern Ausfluß einer Idee, welcher der fränkische Kaiser seine besonderen Wünsche zum Opfer brachte. In um so grellerem Gegensatze zu dieser leidenschaftslosen Verfügung befindet sich das Streben einer anderen Partei, an deren Spitze Judith, des Kaisers zweite Gemahlin stand, die Aachener Theilung umzustoßen und eine neue zu des jüngsten Prinzen Gunsten zu Stande zu bringen. War bei jener Theilung für Ludwig den Deutschen Baiern, wenngleich vorerst noch unter seines ältesten Bruders Oberhoheit, ausgeschieden, so war damit der erste deutsche Stamm in der Heimat aus dem Verbande mit dem großen Reiche losgelöst. Denn nie wieder hat sich dieser Stamm von Ludwig dem Deutschen losgesagt, und seine Herrschaft schlug hier in wenigen Jahren so feste Wurzeln, daß Baiern naturgemäß zum Kerne wurde, an den die übrigen Stämme anschossen. Als es Judithen gelang, jene Theilung umzustoßen und (829) der kleine Karl Schwaben als Herzogthum bekam, wurde hiedurch ein zweiter deutscher Stamm aus der Gesammtheit hervorgehoben.

Die Kämpfer für des Reiches Einheit, von denen die einen eigennützigen Zwecken dienten, die anderen, von edleren Triebfedern geleitet, keine Abweichung von der geheiligten Erbfolgeordnung dulden und die Schöpfung großer Ahnen vor sicherem Verderben bewahren wollten, schaarten sich um Lothar, in der Absicht Ludwig zu entthronen, worauf dann jener gemäß der Thronfolgeordnung von Aachen folgen mußte. Dagegen hatten die beiden anderen Söhne erster Ehe kein Interesse, diese Ordnung noch vor Ludwigs Tode zu verwirklichen, um für den Vater den älteren Bruder als Oberhaupt einzutauschen. Ludwig der Franke konnte seinerseits auch auf die Treue der Germanen, d. i. der von den Franken mit Waffengewalt unterworfenen deutschen Stämme bauen, welche der von den Lothariern gehegten geistlichen Auffassung des Kaiserthumes und des Reiches ferne standen oder, wie die Sachsen, dem alten Kaiser zu Dank verpflichtet waren. Ludwig der Deutsche, welcher (seit der zweiten Reichstheilung 831) diese Germanen, die dem jüngsten Bruder verliehenen Schwaben ausgenommen, beherrschte, war dadurch plötzlich aus der Stelle eines Grenzhüters gegen Slaven und Bulgaren herausgeführt zur Leitung der großen gegen Lothar und seine Partei gerichteten Bewegung, wennauch zunächst der Ehrgeiz zur persönlichen Triebfeder für ihn wurde. Darum ging von nun an sein Streben dahin, auch die ihm noch vorenthaltenen Schwaben zu gewinnen, und seine erste Empörung (832), durch die er Alamanien zu erlangen strebte, ist der erste Versuch, die sämmtlichen unterworfenen deutschen Stämme von dem Gesammtreiche loszureißen und zu einem Reiche zu vereinen, statt der zwei, zu denen der Kaiser den Grund gelegt. Was Ludwigen damals noch mißlang, das wurde ihm zu Theil, als sein Vater (833) auf dem Lügenfelde unterlag Er erhielt nun auch Schwaben und wie sehr er sich der Bedeutung dieser Neuerung bewußt war, beweist der Umstand, daß er seitdem in seinen Urkunden, in denen jetzt die Regierungsjahre seines Vaters fortfallen, sich nicht mehr König der Baiern, wie bisher, sondern allgemein König nannte und von hier an den Anfang seiner Regierung in Ost-Franken zählte. „Wir nennen ihn, nicht im Sinne seiner Zeit

Digitized by Google

zum Unterschiede von vielen anderen fränkischen Ludwigen, Ludwig den Deutschen, indem wir daran denken, was aus dem von ihm gepflanzten Keime im Laufe der Jahrhunderte geworden ist."

Noch aber fehlte dem usurpirten Besitze die Weihe der Rechtmäßigkeit, und ein festes Band persönlicher Ergebenheit bestand allein zwischen den Baiern und ihrem Könige. Indem bei Kolmar die Einheitspartei über den alten Kaiser scheinbar gesiegt, hatte sie diesen Sieg dennoch nur mit Hülfe der Brüder Lothars, deren Beistand nur durch das Aufgeben ihres Principes gewonnen. Gerade darin liegt die oben angedeutete Selbstvernichtung ihrer Idee, daß die Partei, um ihr Ziel zu erreichen, eben dieses Ziel — wenn auch, wie sie vermeinten, nur für den Augenblick — zu opfern sich gezwungen sah, eine tragische Ironie, der man im Laufe der Weltgeschichte öfter begegnet!

Die Katastrophe von Soissons fand persönliche und principielle Gegner, und wieder waren es besonders die deutschen Stämme, denen der Treubruch gegen den Kaiser fremd blieb. Mit ihrer Hülfe gelang es Ludwigen, den Vater zu befreien, (834) und so mit den unterworfenen deutschen Stämmen die Franken zu besiegen. Durch den Sieg erlangte jetzt Ludwig der Deutsche von dem befreiten Vater die Anerkennung seines Besitzes, die ihm bisher gemangelt. Noch einmal wurde ihm (838) diese Herrschaft in Frage gestellt und er in Folge einer Annäherung an den dem Vater feindlichen Lothar auf Baiern beschränkt. Nach dem Tode Pipins von Aquitanien gelang es Judithen sogar durch eine neue Theilung 839 zu Worms, durch welche alle deutschen Stämme, mit Ausnahme der Ludwigen noch gelassenen Baiern, an Lothar kamen, die Ansprüche dieser beiden Brüder sich unvereinbar gegenüber zu stellen und dadurch tödtliche Feindschaft zwischen den Söhnen einer Mutter zu stiften, durch deren Zwietracht Karl allein gedeihen konnte.

Doch sollte der Ehrgeiz und die Laune eines Weibes nicht ferner mehr hemmend eingreifen in den natürlichen Gang, den die Dinge nahmen. Von Ludwigs des Franken Tode an treten wirkliche Interessen und Bedürfnisse wider einander in die Schranken. Lothar verscherzte sich durch Unschlüssigkeit das Glück, welches ihm anfänglich gelächelt, und beschwor durch seine Maßlosigkeit gegen sich den Bund seiner Brüder herauf, dem er bei Fontenoy im Entscheidungskampfe erlag. Franken und Germanen kämpften hier noch auf beiden Seiten, und wie sehr diese Schlacht auch zu ihrer endlichen Scheidung beitrug, so wenig fühlten sich damals noch die Glieder des Reiches in ihrer nationalen Verschiedenheit. Gemeinschaftlich verdrängten die Brüder Lothar aus dem Mittelreiche, das sie sich durch die Bischöfe des Landes übertragen ließen. Mit seinen eigenen Waffen kämpften sie gegen ihn, indem sie so die durch die Kirche geheiligte Macht des Kaiserthumes durch die Kirche zerstörten. Sie theilten sich (842) in das gewonnene Gebiet, wobei man auch auf Zusammengehörigkeit der Gebiete Rücksicht nahm. So würden wahrscheinlich schon damals, was erst 28 Jahre später geschah, die gesammten deutsch redenden Menschen unter das Scepter Ludwigs gekommen sein, als abermals die Ansprüche Lothars und seiner Partei der beginnenden Scheidung der Nationalitäten hemmend entgegen traten.

Digitized by Google

Lothar bot die Hand zum Frieden, und da die Vasallen des wüsten Treibens müde waren, gingen auch die Brüder in Unterhandlungen ein. Man kam auf das Princip der gleichmäßigen Theilung zurück, das in dem Vertrage zu Verdun seinen höchsten Ausdruck fand. Wie in dem ganzen Kampfe von einem bewußten Gegensatze der Nationen nicht die Rede war, so fand derselbe auch bei der Theilung von Verdun keine Berücksichtigung. Zwar umfaßte nunmehr Ludwigs Reich nur deutsch redende, das Karls nur romanisch redende Menschen, wie sich das von selbst ergab, sobald einmal Baiern und Aquitanien die Mittelpunkte der neu zu bildenden Reiche werden sollten. Dagegen gebot Lothar außer über Italien auch über die beiden echt deutschen Stämme der Rhein-Franken und der Friesen, so wie über einen Theil der Schwaben nicht als zufälliges Anhängsel, sondern vielmehr als Hauptland seines Reiches, wie er denn seit dem Jahre 840 nie wieder nach Italien zurückgekehrt ist, sondern stets seinen Aufenthalt in den fränkischen Stammlanden am Rhein genommen hat. Alle drei Herrscher, die den Vertrag geschlossen, wurden Frankenkönige genannt, und es gab keine besondere Bezeichnungen, unter denen sie ihre neuen Reiche hätten zusammenfassen können; man unterschied sie rein örtlich als Könige von Italien, Gallien und Germanien, wobei jedoch die letztere Benennung durchaus im römischen Sinne die Länder rechts und links vom Rheine und nördlich von der Donau bezeichnet, ohne jede nationale Nebenbedeutung. Lothar hieß demnach König der Langobarden, Karl der Aquitanier, Ludwig der Baiern oder Alamanen. Während man aber die Reiche der beiden letzteren in ihrem Verhältnisse zu dem früheren Gesammtreiche, aus welchem sie ausgeschieden waren, naturgemäß als Ost- und West-Franken bezeichnete und dabei ihres fränkischen Bestandtheiles als des vorwiegenden eingedenk bleiben konnte, gab es für das Mittelreich Lothars, welches in sich ohne Abschluß auf eine höhere Einheit hinzuweisen schien, gar keinen umfassenden Namen und kam daher für die mittleren Rheingegenden in der Folgezeit nach dem Herrscher — Lothar II. — die Bezeichnung Lotharingien auf.

Nur in einer Hinsicht gab es schon jetzt zwischen den Nationen eine schärfere Unterscheidung, bezüglich der Sprache. Die deutsche und romanische Zunge entsprachen einer verschiedenen Abkunft der Völker. Als vermittelndes Glied kann man die Franken betrachten, welche deutscher Abkunft, doch im Westen schon zu völliger Romanisirung neigen, anderseits aber reicht die deutsche oder, wie man dieselbe nannte, die fränkische Sprache noch weit hinein nach dem alten Gallien, wofür Dümmler schöne Belege liefert. Ihr gegenüber als die Mundart des herrschenden Volkes hatte das romanische Element einen starken Rückhalt an der lateinischen Kirchen- und Geschäftssprache und an der nur in dieser gepflegten Litteratur.

Der Grund der unnatürlichen Zerreißung, wie sie zu Verdun vollbracht wurde, lag wohl darin, daß man dieselbe nicht als eine endgiltig abschließende, sondern gleich den früheren als eine nur vorübergehende Verständigung betrachtete. Sie schloß eine weitere Zersplitterung der Theilreiche unter den Söhnen derer, die sie eingegangen, keineswegs aus, sie heiligte vielmehr das Princip, aus welchem sie selbst hervorgegangen. Nicht die Abschließung streng gesonderter Theilreiche,

Digitized by Google

sondern die Gemeinsamkeit des in der Idee noch fortbestehenden Gesammtreiches, das sie als „unser gemeinsames Reich" bezeichneten, wurde betont, und in diesem Sinne theilten sie das fränkische Kernland Austrasien unter sich, das freilich durch diese Zersplitterung an Bedeutung nur verlor. Gewonnen hatten durch den Vertrag von Verdun Ludwig und die Kirche. Jener gebot über verwandte Stämme, für deren Streben nach einem Sonderdasein freilich das verschiedene Völker in losem Zusammenhange vereinigende Kaiserthum ein günstigerer Boden war als das mehr gleichartige Theilreich, zwischen dessen Stämme indeß die länger dauernde Personalunion innigere Bande der Verwandtschaft wob, die auch die vorübergehende Theilung unter Ludwig des Deutschen Söhnen überdauern und das ostfränkische erst zu einem wahrhaft deutschen Reiche umgestalten. Die Kirche aber gewann, da sie bei dem Verschwinden des politischen zum geistlichen Mittelpunkte wurde, und da der römische Bischof den Theilkönigen mächtiger als dem Kaiser des Gesammtreiches gegenüber stand. Mit der Macht wuchsen die Ansprüche: in diese Zeit fallen die Anfänge der pseudoisidorischen Decretalen. Zunächst darauf gerichtet, die bischöfliche Macht durch unmittelbaren Anschluß an das kirchliche Oberhaupt auf Kosten der Metropolitangewalt zu stärken, sind sie nicht der Ausdruck persönlicher Wünsche, wennauch bei ihrem Zustandekommen solche mitgewirkt, sind sie vielmehr der Niederschlag der Bestrebungen jener Einheitspartei, die einst hoffend auf die Kaiserkrone hingeblickt, sind sie eine Antwort auf das Verduner Theilungswerk, dem gegenüber sie die Einheit, welche sie bisher außer sich gesucht, nun in sich selbst sucht und findet.

Es war nur eine Consequenz der Principien, die zu Verdun gesiegt, daß nach Kaiser Lothars Tode (855) sein Theilreich selbst einer Theilung entgegenging. Das Kaiserthum, welches unter ihm, da es den beiden anderen Theilen nicht gebieten konnte, wenigstens eine vermittelnde Stellung einnahm, verlor unter seinem Sohne auch diese Aussicht, indem es aufhörte, eine den beiden Reichen, die der Vertrag von Verdun gebildet, gleichwiegende Macht zu sein. Dadurch bildete sich auch bei den beiden überlebenden Brüdern eine auf die Beerbung ihres Neffen Lothar gerichtete Politik aus, da sie ihren kaiserlichen Neffen in Italien nicht zu fürchten hatten. Besonders aber war dies die Richtung ihrer Politik, seit der zweimalige Versuch Ludwigs des Deutschen 856 und 858, die durch den Verduner Vertrag geschaffene Ordnung umzustoßen, gänzlich mißlungen und durch den Vertrag zu Koblenz 860 zwischen Ludwig und seinem Bruder das Theilungswerk von neuem bekräftigt worden. Für Ludwig insbesondere hatte das Mißlingen seines Versuches noch die Folge, daß die Großen seines Reiches, die ihn auf seinem Zuge in das westfränkische Reich begleitet hatten, durch ihn das zuchtlose Treiben ihrer Standesgenossen im Westen kennen lernten und daran Gefallen fanden, und daß sich durch die Familienverbindung des Adels beider Reiche über die künstlichen Grenzen hinaus die natürlichen Bande gemeinsamer Interessen schlangen.

Für die Politik der beiden Frankenkönige gegenüber ihrem Neffen war die Ehescheidung Lothars von Thietberga ein willkommener Anlaß sich einzumischen,

Digitized by Google

und indem Karl auf die päpstliche Seite trat, hatte er den Vortheil, in der Gültigkeitserklärung jener kinderlosen Ehe Hoffnung auf die Beerbung seines Neffen zu erblicken. Auch hier zog, wie aus dem Vertrage zu Verdun, die Kirche aus den Verwickelungen den größten Vortheil, zumal als Nikolaus deren Geschicke leitete. Fortwährend sehen wir nun das Princip der gleichmäßigen Theilung siegen: es ist ein Sieg desselben, als Ludwig der Deutsche (865) sein Reich vorläufig unter seine Söhne theilte und so den Zustand der Dinge, wie er sich für das gesammte Reich Ludwigs des Frommen gebildet, auf sein eigenes übertrug; es ist ein Sieg desselben, als Ludwig und Karl sich zu Thousey (865) und zwei Jahre später zu Metz gegen ihre Neffen gemeinsames Handeln gelobten: es ist ein Sieg desselben, als nach Lothars des Zweiten Tod, dessen Leben in persönliche, verfehlte Zwecke aufgegangen, sein Reich (Lothringen), obgleich von Karl dem Kahlen plötzlich in Besitz genommen, dennoch von diesem mit Ludwig dem Deutschen zu Meersen an der Maas getheilt werden mußte. Bei dieser letzten Theilung (870) wurden endlich die Friesen, Rhein-Franken und die elsässischen Alamanen zum Ostreiche geschlagen. Freilich war auch diese Theilung nicht dauerhaft; das lotharingische Reich hatte noch Lebenskraft genug, um eine neunjährige Trennung zu überdauern, und in der Folge fand wohl eine Auflösung, nicht aber eine Halbirung wie zu Meersen, statt.

Wie die Theilung von Verdun ist auch die von Meersen Ludwigen vortheilhafter gewesen, und sie ist ein Kennzeichen der fortwährenden Ueberflügelung des romanischen Westens durch den germanischen Osten, die freilich ein zeitweiliges Gelingen der stolzen Plane Karls des Kahlen nicht ausschloß. Die Brüder setzten die Politik auch nach Lothars des Zweiten Tode fort, nur daß sie nunmehr auf die Beerbung Kaiser Ludwigs gerichtet war. In diesem Falle aber behielt Karl der Kahle die Oberhand.

Auch diese Erscheinung erklärt sich leicht. Die ostfränkische Kirche stand wie ihr König den dogmatischen Streitigkeiten und der von Rom ausgehenden geistlichen Bewegung fremder gegenüber als die des Nachbarreiches. Mögen hiezu von jener Seite immer die roheren Formen eines noch weniger entwickelten Christenthumes beigetragen haben, so kam hier der Kirche in Karls für geistliche Ideen zugänglicher Seele ein leiser Nachhall jener alten Reichseinheit entgegen, wie dies unter anderm das Streben desselben, sein Reich auf *einen* Sohn zu vererben, deutlich darthut. Trotz vorübergehender Irrungen ist daher der römische Stuhl ihm stets befreundeter gewesen als seinem Bruder, der mehr zu Lothar dem Zweiten neigte. Darum ging auch die Kaiserkrone auf jenen über; doch nicht gemäß eines Erbanspruches, sondern, wie Karl es selbst bekennt, durch die Wahl, welche Gott durch den Mund des Nachfolgers Petri verkündet. Hiemit war ein folgenschwerer Schritt gethan; kein principieller Grund stand mehr im Wege, statt der Nachkommen Karls des Großen auch einem andern Hause die Herrschaft der Römer zu verleihen. Ludwig der Deutsche, hierin wie in allem ein strenger Erhalter des Herkommens, übernahm den Kampf gegen die jüngere Linie seines Hauses, den siegreich zu beenden ihn nur der Tod verhindert haben dürfte. Er hinterließ ihn seinen Söhnen.

Digitized by Google

„So erbte sich der Bürgerkrieg von Geschlecht zu Geschlecht fort, um sich allgemach und unvermerkt in einen Wettkampf nebenbuhlerischer Nationen umzusetzen."

Hiemit endet die bisherige Darstellung; sie bricht mit der scheinbaren Auflösung des ostfränkischen Reiches in seine Stämme ab, und es erübrigt noch die Schilderung, wie sich im Gegensatze hiezu die nationale Einheit und mit ihr ein neu erwachendes Bewußtsein aus dem folgenden Wirrsal losgerungen.

Die österreichische Auswanderung.

Die österreichische Auswanderung hat, so viel über diesen Gegenstand im Allgemeinen und speciell über die deutsche Auswanderung schon geschrieben worden ist, bisher nur eine untergeordnete Beachtung gefunden. Zumeist wird dieselbe der großen deutschen Emigration zugezählt und auf die bemerkenswerthen Unterschiede, welche bei den einzelnen Stämmen der Monarchie bezüglich der Geneigtheit zur Wanderung stattfindet, nicht näher eingegangen. Selbst die neueste Erscheinung dieser Art, A. Legoyts treffliche „Emigration européenne" geht bei jenem Theile, in welchem der Scharfsinn des Verfassers am hellsten glänzt, bei der Charakteristik der einzelnen Nationen, welche ihr Contingent zur Auswanderung stellen, nicht näher auf die verschiedenen Sprachstämme Oesterreichs und ihre größere oder geringere Mobilität ein. Eben so selten wurde es in Oesterreich versucht, die Ziele der vom Vaterlande Scheidenden zu ermitteln und zu erforschen, inwieferne ihnen der Auszug aus der Heimat zum Heile ausschlug.

Die österreichische Auswanderung ist allerdings bis jetzt eine höchst unbeträchtliche gewesen; ihre Ziffer verschwindet im Vergleiche zu den ungeheuren Massen, welche namentlich im letzten Jahrzehnt aus West- und Nord-Deutschland, aus England und Irland fortgezogen sind, um in fremden Welttheilen neue Wohnstätten zu suchen oder dem Glücke nachzujagen. Aber auch jene vier- bis fünftausend, welche die Gesammtmonarchie in jedem Jahre der gleichen Periode verlor, sind eben nur unbeträchtlich im Vergleich zu den viel größeren Ziffern des Auslandes. Für den Staat selbst sind sie dies keineswegs; denn es wird durch sie ein wennauch noch so kleiner Bruchtheil der Bevölkerungszunahme wieder neutralisirt, es geht mit ihnen immerhin ein Capital an Arbeitskraft und Gut verloren, wofür im Innern des Landes noch Gelegenheit genug zu fruchtbringender Verwerthung geboten wäre.

In der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts ist die österreichische Auswanderung immer eine sehr unbeträchtliche gewesen und erreichte, wenn nicht besondere Zeitereignisse eine Hebung hervorriefen, nie die Höhe von 1000 Individuen, im Jahre 1820 wanderten 1604 aus, wobei der Krieg in Neapel auf die italienischen Provinzen seine Rückwirkung übte, 1830 betrug die Zahl der österreichischen Auswanderer 1319, und hier steigerte der polnische Aufstand die Ziffer.

Digitized by Google

1840 wanderten wieder nur 663, und 1845 745 Individuen fort. Namhafter ist die österreichische Auswanderung jedenfalls in der bewegten Zeit 1848 bis 1849 gewesen, doch mangelt hierüber jede verläßliche Aufschreibung. Erst vom Jahre 1850 an liegen wieder genau verfaßte Listen über die Auswanderung der deutsch-slavischen Länder und des lombardisch-venezianischen Königreiches vor, und diese werden dem Nachfolgenden zu Grunde gelegt.

In den Jahren 1850 bis 1861 zählten die genannten Provinzen nachstehende Zahl von Individuen, welche die Monarchie verließen, „sich in einen fremden Staat begaben, mit dem Vorsatze, nicht wieder zurückzukehren", und die also nach diesem Wortlaute des österreichischen Gesetzes als Auswanderer im strengsten Sinne zu betrachten sind:

im Jahre 1850 . .	565	im Jahre 1856 . .	2847
„ „ 1851 . .	923	„ „ 1857 . .	2877
„ „ 1852 . .	1234	„ „ 1858 . .	2153
„ „ 1853 . .	4719	„ „ 1859 . .	1451
„ „ 1854 . .	7161	„ „ 1860 . .	2165
„ „ 1855 . .	4030	„ „ 1861 . .	2619

Hienach haben die genannten Länder in diesen 12 Jahren 32.744 Einwohner durch Auswanderung verloren, und es entfiel in dem Jahre des größten Abzuges, 1854, in welchem sich die Bewohnerzahl der nordwestlichen Hälfte der Monarchie auf 20,160.000 Köpfe belief, ein Auswanderer auf 2814 Einwohner. In den übrigen Jahren mit weniger intensiver Auswanderung schwankt die relative Ziffer zwischen 4355 im Jahre 1853 bis zu 14.000 Bewohnern, auf welche ein aus der Monarchie fortziehender entfällt.

Vollkommen zutreffend ist hienach Legoyts Bemerkung, daß die Bewohner Oesterreichs im Ganzen bis jetzt keine einigermaßen bemerkbare Neigung zur Auswanderung zeigen. Als Ursache gelten ihm die Maßnahmen der Regierung, welche dem Auswandern Hindernisse in den Weg legen, die ziemlich befriedigenden ökonomischen Zustände, namentlich der ackerbauenden Classe, die größere Entfernung vom Orte der Einschiffung, so wie das Vorhandensein fruchtbarer noch unbebauter Landstriche im Innern. Dabei läßt aber der gelehrte Franzose den wichtigsten Factor unbenannt, nämlich die geringere Dichtigkeit der Bevölkerung. Dieselbe ist, einzelne Landstriche vielleicht ausgenommen, noch nirgends so stark geworden, daß der Boden die Bewohner nicht mehr zu nähren vermöchte. Es entfallen auf die Quadratmeile in der Monarchie 3256, in Nieder-Oesterreich (ohne Wien) 3512, in Böhmen (ohne Prag) 5053, im lombardisch-venezianischen Königreich 5351 Bewohner, Mähren und Schlesien ohne die Hauptstädte zählen noch über 4000, die übrigen Provinzen aber höchstens 3500, und fünf weniger als 2000 Einwohner auf die Quadratmeile. Unter den Kreisen zeigen jene Italiens die dichteste Bevölkerung, wo aber auch der fruchtbare Boden durch treffliche Cultur sich auszeichnet. Sonst zählt der Leitmeritzer Kreis 7495, der Königgrätzer, Jiciner, Bunzlauer und Chrudimer in Böhmen über 6000, der Olmützer Kreis in Mähren

Digitized by Google

über 5000 Bewohner auf die Quadratmeile. Die österreichische Monarchie hat also mit wenigen Ausnahmen die Dichtigkeit noch lange nicht erreicht, welche Belgien (8143), das Königreich Sachsen (6950), Hessen-Darmstadt (5571), Württemberg (5080) und Großbritannien und Irland (4910 Köpfe auf die Meile) aufweisen. Solche Uebervölkerung ist aber der Hauptgrund der Wanderlust, und dies bethätigt sich auch in Oesterreich; denn die am dichtesten bevölkerte Provinz Böhmen erscheint auch mit der überwiegenden Ziffer jener, welche das Vaterland verließen.

Es entfallen nämlich von der Gesammtzahl der Auswanderer auf:

Nieder-Oesterreich	908	Böhmen	23169
Ober-Oesterreich	1802	Mähren	1855
Salzburg	294	Schlesien	966
Steiermark	208	Galizien	610
Kärnten	69	die Bukowina	57
Krain	40	Dalmatien	80
das Küstenland	121	das lombardisch-venezianische	
Tirol	1967	Königreich	598

Nur die böhmische Auswanderung ist demnach wirklich erheblich gewesen, und sie fällt mit den größten Ziffern in jene Jahre, während welcher sich in Folge der Entdeckung der Goldfelder Californiens in allen Ländern ein erhöhter Wandertrieb zeigte. Es zogen von dort im Jahre 1853 3419, 1854 6128, 1855 3021 Individuen fort. Hierauf legte sich die Wanderlust, im Jahre 1859 sank die Zahl der Auswanderer bis auf 842, hob sich aber darauf neuerdings, so daß 1860 1302 und 1861 1927 Individuen in die Fremde fortzogen. In dem stärksten Wanderjahre 1854 kam hienach ein Auswanderer auf 747 Bewohner Böhmens, im vorausgehenden und nachfolgenden Jahre auf 1300 bis 1500, und das Königreich verlor zur Zeit des Californienschwindels verhältnißmäßig mehr Bewohner als Sachsen, Hannover, Frankreich, Holland und Schweden [1].

Das Fieber brach in Böhmen sporadisch aus, und selbst Abmahnungen, welche im Auftrage der Regierung von der Kanzel abgehalten wurden, verblieben ohne Erfolg. Besonders waren es die mehr czechischen Landestheile, die Bewohner des ackerbauenden Flachlandes, welche sich zur Auswanderung verleiten ließen. So zogen 1853 aus dem Pilsener Kreise 1311, aus dem Budweiser 1009 Menschen fort, im nächsten Jahre aus dem ersteren Kreise 1946, aus dem letzteren 1386, aus dem Pardubitzer 1068 und aus dem Böhmisch-Leipaer 379. Im Jahre 1856, in welchem bereits die neue Eintheilung Böhmens in 13 kleinere Kreise durchgeführt war, verlor der Taborer Kreis 649, der Chrudimer 499, der Egerer 494 und

[1] Zur Zeit des stärksten Fortzuges nach America kam ein Auswanderer in Mecklenburg auf 56, in Baden auf 61, im vereinigten brittischen Königreiche auf 74, in Württemberg auf 79, in Baiern, Sachsen-Weimar und der Schweiz auf weniger als 200, in den übrigen deutschen Staaten (mit Ausnahme des Königreichs Sachsen), dann in Holland, Belgien, Norwegen und Schweden auf weniger als 1000 Bewohner. In Sachsen verließ 1 von 1453, in Frankreich 1 von 1980 Einwohnern die Heimat.

Digitized by Google

der Pilsener 426 Individuen durch Auswanderung, und am längsten hielt das Fieber im Pilsener Kreise an, aus welchem 1856 636 und 1857 756 Personen in die Fremde gingen. In den Jahren 1860 und 1861 aber waren es die Vorspiegelungen gewissenloser Agenten, welche durch Verheißung reichlicher Bodenverleihungen und lohnender Feld- und Bergwerksarbeit in Rußland viele Leichtgläubige dahin in Bewegung setzten. Im ersteren Jahre wanderten aus dem Budweiser Kreise 449, aus dem Taborer 183, aus dem Pisecker 146 Personen dahin aus, im nächsten Jahre folgten 505 des Taborer, 369 des Pilsener, 328 des Budweiser und 141 des Leitmeritzer Kreises. Neuere Nachweisungen fehlen; doch steht zu hoffen, daß die traurigen Berichte, welche über die nach Rußland gezogenen Böhmen inzwischen in die Oeffentlichkeit gelangten, und der elende Zustand jener, welchen es gelang, nach gräßlichen Schicksalen die Heimat wieder zu erreichen abschreckend gewirkt haben.

Nach Böhmen stellt Tirol das größte Contingent der österreichischen Emigration. Ein großer Theil derselben, ebenso wie der Auswanderer Ober-Oesterreichs, geht in das benachbarte Baiern, wo die starken Leute bei den Alpenwirthschaften, dann als Handlanger und Arbeiter in den Städten gerne gesehen werden. Doch hat es auch hier nicht an solchen gefehlt, welche sich zum Wegzuge nach fernen Colonien verleiten ließen und in arges Elend rannten.

In Bezug auf das Geschlecht der Auswanderer ergiebt sich ein erheblicher Unterschied nach Jahren und Ländern. Von den fortgezogenen waren:

im Jahre	1850	325	(57.5	pCt.)	Männer und	240	(42.5	pCt.)	Frauen
„ „	1851	510	(55.3	„)	„ „	413	(44.7	„)	„
„ „	1852	661	(53,6	„)	„ „	573	(46.4	„)	„
„ „	1853	2420	(51.3	„)	„ „	2299	(48.7	„)	„
„ „	1854	3702	(51.7	„)	„ „	3459	(48.3	„)	„
„ „	1855	2041	(50.6	„)	„ „	1984	(49.4	„)	„
„ „	1856	1495	(52.5	„)	„ „	1352	(47.5	„)	„
„ „	1857	1530	(53.2	„)	„ „	1347	(46.8	„)	„
„ „	1858	1159	(53.8	„)	„ „	994	(46.2	„)	„
„ „	1859	823	(56.7	„)	„ „	628	(43.3	„)	„
„ „	1860	1214	(56.1	„)	„ „	951	(43.9	„)	„
„ „	1861	1437	(54.9	„)	„ „	1182	(45.1	„)	„

Es erhellt hieraus, daß die Zahl beider Geschlechter sich in dem Maße nähert und jene des männlichen Geschlechtes an Uebergewicht verliert, als die Auswanderung überhaupt eine intensivere wird. In dem ruhigen Jahre 1850 überwiegen die Männer um 15.0 pCt., in den starken Wanderjahren 1854 und 1855 aber nur um 3.4 und 1.2 pCt.

Die gleiche Grundverschiedenheit des Charakters der Auswanderung in gewöhnlichen Jahren und in solchen, wo irgendwelche Aussichten die Bewohner in höherem Grade in Bewegung setzen, ergiebt sich auch aus der Betrachtung des Alters der Auswanderer. Unter diesen zählten:

Digitized by Google

	bis 7	7 bis 17	17 bis 40	40 bis 50	über 50
	Lebensjahre				
im Jahre 1850	45	71	359	75	15
„ „ 1851	111	167	466	132	47
„ „ 1852	250	227	587	115	55
„ „ 1853	560	1508	1800	685	166
„ „ 1854	1633	1586	2737	870	335
„ „ 1855	894	915	1496	473	252
„ „ 1856	605	632	1116	345	149
„ „ 1857	593	633	1066	459	126
„ „ 1858	359	484	888	306	116
„ „ 1859	235	282	678	179	77
„ „ 1860	417	471	954	224	99
„ „ 1861	608	522	1107	282	100

In gewöhnlich verlaufenden Jahren, in welchen kein besonderer Impuls zum Verlassen der Heimat Anlaß giebt, steht die Mehrzahl der fortwandernden (gegen und über die Hälfte der Gesammtzahl) im Alter vom 17. bis zum 40. Jahre. Diesem kommt der Antheil, welchen jugendliche Individuen zur Auswanderung stellen, am nächsten. Es ist dies die Lebensperiode des Thatendranges und der Thatkraft, und sie zeigen sich stärker im Manne, daher in solchen Jahren das männliche Geschlecht und jene Altersperiode das stärkste Contingent stellt. Anders aber in Jahren, wo der Schwindel der Auswanderung um sich greift. Dann entschließen sich auch Familienväter zum Wechsel der Heimat und ihnen folgt das ganze Haus, Weib und Kind, ja auch das Greisenalter wird mobil, da gar mancher lieber der angestammten Erde als den fortziehenden Seinen Lebewohl sagt. Hiedurch hebt sich die Zahl der Kinder in den stärksten Wanderjahren auf nahezu ein Viertheil der Gesammtzahl, jene der Greise steigt von 2 auf mehr als 6 pCt.

Diese Thatsachen finden wieder in Böhmen, dem Lande der stärksten Auswanderung, volle Bestätigung. Dort zogen, um nur die Endpunkte der Jahresreihe und die stärkste Wanderzeit herauszuheben:

im Jahre 1850 . . 87 Männer und 79 Frauen
„ „ 1854 . . 3149 „ „ 2979 „
„ „ 1855 . . 1507 „ „ 1514 „
„ „ 1861 . . 1012 „ „ 915 „ fort. In Bezug auf das Lebensalter aber zählten:

	bis 7	7 bis 17	17 bis 40	40 bis 50	über 50
	Lebensjahre				
im Jahre 1850	15	22	103	23	3
„ „ 1854	1495	1315	2309	708	301
„ „ 1855	714	706	1109	324	168
„ „ 1861	507	392	770	189	69

Digitized by Google

Auch hier zeigen die starken Wanderjahre eine hervortretende Betheiligung von Kindern und eine verstärkte von Greisen, ein Beweis, daß in größerem Maße Wanderungen ganzer Familien vorkamen, während in ruhig verlaufenden Jahren diese zurückbleiben und nur ledige Leute zum Wanderstabe greifen. Ebenso ergiebt sich in den ersteren Perioden die verstärkte Betheiligung des weiblichen Geschlechtes.

Ueber die materielle Habe, welche die Auswanderer mitnahmen, stehen nur aus sechs Provinzen Nachweisungen zu Gebote. Der Werth derselben betrug:

in Nieder-Oesterreich . . .	82.633	fl.
„ Ober-Oesterreich . . .	544.683	„
„ Salzburg	93.825	„
„ Steiermark	80.442	„
„ Böhmen	4,350.896	„
„ Mähren	256.812	„

Somit entfielen auf einen Auswanderer im Durchschnitte in Nieder-Oesterreich 91, in Ober-Oesterreich 302, in Salzburg 314, in Steiermark 387, in Böhmen 188 und in Mähren 138 fl. Welch' winzige Hülfsmittel! In den meisten Fällen sind sie bereits durch die Reise bis zum Hafen und die Ueberfahrtskosten aufgezehrt, der Auswanderer betritt die fremde Erde ganz mittellos und wird dann nur zu häufig die Beute gewissenloser Agenten, thatsächlich ein Sclave, wie es den unglücklichen Tirolern in Peru und Montevideo erging.

Die Auswanderung aus den ungarischen Ländern läßt sich nicht ziffermäßig nachweisen, da nach dem ungarischen Civilgesetz kein Auswanderer, wenn er sich um einen Paß bewirbt, zur Angabe seines Vorhabens verhalten ist. Thatsächlich ist dieselbe aber gleichfalls eine sehr starke. Die nach den Revolutionsjahren Fortgezogenen haben sich in aller Herren Länder zerstreut; stärker aber als diese Auswanderung aus politischen Gründen ist jene, welche in Siebenbürgen aus Noth hervorgerufen wird. Schon seit einer Reihe von Jahren ergießt sich ein Strom von Auswanderern, namentlich Szeklern, welche sich in ihrer gebirgigen Heimat nicht zu ernähren vermögen, in die Moldau, Walachei und darüber hinaus in die türkischen Provinzen. Eine glaubwürdige Schätzung giebt die Zahl der aus den ungarischen Provinzen für die Jahre 1850 bis 1861 definitiv Fortgezogenen mit 25.000 bis 30.000 Individuen an, mit deren Einrechnung sich die Gesammtauswanderung aus Oesterreich auf 60.000 belaufen würde, eine Annahme, welche noch keineswegs hoch gegriffen erscheint.

Anläßlich der allgemeinen Zählung im Jahre 1857 wurden durch die kaiserlichen Gesandtschaften und Consulate auch die im Auslande weilenden Oesterreicher verzeichnet und deren Zahl mit 70.400 festgestellt, welche Ziffer Goehlert auf mindestens 100.000 erhöht; 18.000 derselben weilen in den deutschen Staaten, 25.000 in der Walachei, 15.000 in der Moldau, 10.000 in den übrigen türkischen Provinzen, nahezu eben so viel in Rußland, in Italien 2000, in der Schweiz 1000, in Frankreich 500. Die Zahl der Oesterreicher in den nordamericanischen Freistaaten wird in einem Consularberichte mit 30.000, wohl zu hoch, angegeben. Doch kann

Digitized by Google

nur ein kleiner Bruchtheil dieser im Auslande weilenden Oesterreicher als wirkliche Auswanderer angesehen werden. Jene zahlreichen Schaaren, welche als Handwerker, Bergleute und Taglöhner, aus Böhmen als Musikanten, aus Tirol und Krain als Händler, aus der Slovakei als Topfstricker fortziehen und in aller Herren Länder, bis im fernen Sibirien angetroffen werden, sind keine Auswanderer, denn ihnen fehlt die Absicht, das Vaterland für immer zu verlassen. Im Gegentheile hängen diese Landfahrer mit der innigsten Liebe an der Heimat, und wenn durch unverdrossenes Mühen ein Sparpfennig zusammengebracht ist, kehren sie ohne Ausnahme zum väterlichen Herde heim.

In America aber verschwindet der kleine Beitrag, welchen Oesterreich zur dortigen Einwanderung stellt, wie ein Tropfen im Meer unter der großen deutschen Einwanderung. Hat schon diese Noth, ihre nationale Selbstständigkeit gegenüber dem assimilirenden Uebergewichte der Anglo-Sachsen zu wahren, so kann von einem Erhalten des österreichischen Bewußtseins noch weniger die Rede sein. Der Oesterreicher deutscher oder czechischer Zunge ist im fernen Welttheile nirgends in geschlossener Gemeinde zu finden und widmet sich nur in seltenen Fällen dem Ackerbau und Farmerleben. Die in größerer Anzahl auswandernden Böhmen läßt ihre Armuth selten über die Hafenstädte hinaus kommen, sie mühen sich dort als Handlanger und verschwinden unter der Volksmenge. Der österreichische Auswanderer besserer Stände aber verwerthet entweder sein Wissen, er wirkt als Arzt, Ingenieur, in Fabriken, im Comptoir, oder er hält mit Vorliebe Gasthöfe, Wirthshäuser und Waarenläden. So ist kein Winkel der Erde zu nennen, in welchem nicht ein und der andere Oesterreicher in solcher Thätigkeit zu finden wäre, und sie erwerben durch Fleiß, Intelligenz und Redlichkeit häufig Vermögen und Ansehen. Die „Novara" berührte keinen auch noch so fernen Punkt, ohne auf einzelne Oesterreicher zu treffen. Fand doch Dr. Scherzer im Jahre 1853, nach beschwerlicher Tagesfahrt im Kanoe auf einer Insel des obern Sees in Wisconsin landend, auf derselben nur drei Weiße unter der indianischen Bevölkerung, einen Juden, einen Methodistenprediger und einen katholischen Geistlichen. Der letztere aber ergab sich als kärntnerisches Landeskind, aus Klagenfurt gebürtig, und ehrte mit hoher Rührung den Gast, aus dessen Munde ihm nach 16 Jahren wieder die deutsche Sprache entgegenklang.

Solche vereinzelte Beispiele abgerechnet, kommen die Oesterreicher selten über die östlichen Küstenpunkte der Vereinigten Staaten hinaus. Der genaue Census des Staates New-York vom Jahre 1855 führt im Ganzen 1197 gebürtige Oesterreicher auf, von welchen 331 in der Stadt New-York, 627 in Buffalo, 45 in Brooklyn, die übrigen mit geringen Ziffern in den Grafschaften vertheilt lebten. Das German Dispensary, eine Krankenanstalt für Deutsche in der Stadt New-York, nahm im Jahr 1861 167 Oesterreicher auf, und in den Armenhäusern des Staates waren im gleichen Jahre 48 solche in Verpflegung.

Als Orte, welche notorisch von Oesterreichern gegründet wurden, sind zu nennen: Schwarzburg im Staate Michigan, vom Brigadegeneral John Schwarz

Digitized by Google

einem geborenen Wiener und Bruder des nordamericanischen Consuls in Wien gegründet. Es existirt ein in Kupfer gestochener Plan dieser Ansiedlung, welche aber wenig prosperirte. Ferner Ferdinand im Staate Indiana, vom Missionär Joseph Kundek aus Oesterreich mit Unterstützung des Kaisers Ferdinand 1840 gegründet. Auch von dieser Stadt ist ein in Wien ausgeführter Plan vorhanden und unter den Straßen findet sich eine Vienna-, Caroline-, Leopold- und Schönbrunn-Street. Die Ansiedlung zählte 1850 546 Einwohner. Als Orte, welche wenigstens durch ihren Namen an Oesterreich erinnern, sind die 10 Vienna, 3 Venice und Loudon, 2 Verona und Kossuth, dann ein Ravenna und Austerlitz zu erwähnen; eine Anzahl von Böhmen hat sich in den vierziger Jahren in der Stadt Hamilton in Ober-Canada zusammengefunden, woselbst wöchentlich Gottesdienst in czechischer Sprache abgehalten wurde, und die jüngst an den Kanonikus Stulc eingelaufene Adresse zeigt, daß diese Nationalität auch in St. Louis vertreten ist. Eine Zahl ausgewanderter Ungarn hat in der rasch aufblühenden ungarischen Colonie in der Grafschaft Scott bei Davenport, Staat Jowa, einen Vereinigungspunkt gefunden. Die Ansiedlung wurde von Fejerváry, der zu diesem Zwecke die ganze Union bereiste, gegründet und zählt dermal bei 300 ungarische Colonisten, welche Ackerbau betreiben. Der für 1863 erschienene Nationalalmanach führt in der regulären Armee drei Generale und sechs Stabsoffiziere aus Oesterreich auf, und ein nicht unbeträchtliches Contingent stellte dasselbe Land zu den Freiwilligencorps.

Ueber das Schicksal der Tiroler, welche sich zur Auswanderung nach Peru verleiten ließen, berichtet Dr. Scherzer ausführlich im dritten Bande des Reisewerkes der „Novara". Maßloses Elend hat sie dort getroffen und schutzlos stehen sie den Gewaltmaßregeln der Regierung gegenüber, welche von ihren Versprechungen fast nichts einhielt, dafür aber von den armen Deutschen Dienste fordert, deren sich die Negersclaven weigern, wobei man gegen die Renitenten mit Einkerkerung und Kettenstrafe rasch zur Hand ist. Nach den jüngsten Nachrichten sind von den 375 Tirolern, welche nach Peru gingen, in der Colonie am Pozuzu nur mehr 150 am Leben. Gleich traurig erging es den Tirolern und Schweizern, welche sich vor etwa sechs Jahren nach Montevideo werben ließen, die Colonie Helvetia zu besiedeln. Der treuherzige Brief eines Tirolers [1], welcher von dort im abgelaufenen Jahre zur Veröffentlichung gelangte, erzählt Schauderhaftes von den fruchtlosen Mühen, den bitteren Enttäuschungen und Entbehrungen, bei welchen der Auswanderer einzig noch von der Hoffnung aufrecht gehalten wird, vielleicht doch nach dem Vaterlande zurückkehren zu können.

Und diese Jammerberichte könnten durch manche ähnliche aus Mittel-America, aus Brasilien und aus Australien vermehrt werden. Es kann daher behauptet werden, daß die Auswanderung dem Oesterreicher, wohin immer sie bisher in größerer Anzahl stattfand, wenig Segen brachte. Oesterreich hat zur Zeit noch keine

[1] In Nr. 246 und 247 des Tiroler Boten vom Jahre 1862.

Digitized by Google

Veranlassung, einer Uebervölkerung ins Ausland und in die Fremde Abfluß zu schaffen. Seine Bewohnerzahl ist nirgends so dicht, daß der Boden sie nicht zu ernähren vermöchte, und wenn einzelne sterile Strecken dies befürchten lassen, so giebt es innerhalb der Grenzen der Monarchie wieder andere, die noch tausend und abertausend fleißigen Händen entgegenharren, um die Schätze zu heben, welche die Erde bietet.

Insbesondere gilt dies dem unbemittelten Arbeiter und Landmanne. Vereinzelte Auswanderer hat es wohl immer gegeben. Wen abenteuerlicher Geist in die Ferne treibt, oder eine mit dem Bestehenden in Widerstreit gerathene Anschauung bemüssigt, ein neues Vaterland zu suchen — der möge hinziehen. Der Landmann aber, der Kleinhäusler und Fabriksarbeiter bedenke wohl, ob er sein Schärflein daran wage, um ein unsicheres Los in weiter Ferne zu spielen, und so das Ueble mit dem Schlechtesten zu vertauschen. In der Heimat vermag er wenigstens die Gabe der Rede zu gebrauchen, im fremden Welttheile aber steht er hilflos, stumm und ein erwünschtes Opfer jedes Verschmitzten da, der seine Arbeitskraft, seine geringe Habe auszubeuten eilt.

G. A. Schimmer.

Die Urbevölkerung Europa's.

Eine Uebersicht über die neueren Forschungen.

Von **Oscar Schmidt.**

3. Die Hausthiere des schweizerischen Steinalters [1].

Eines der dunkelsten Capitel der Naturkunde ist das von der Abstammung der Hausthiere. Indem sie aus den natürlichen Verhältnissen herausgenommen, an neue Nahrung gewöhnt, zu verschiedenen Diensten gezwungen wurden, indem man tausenderlei Zuchtexperimente mit ihnen anstellte, hat der größte Theil derselben sich in Farbe, Bekleidung, Statur, Gewohnheiten so verändert, daß neue Thiere aus ihnen geworden zu sein scheinen. Man verfolgt zwar die Spuren der zahmen Racen nach gewissen wilden Arten, kommt aber in den meisten Fällen an ziemlich fremdartigen Wesen an, oder gewinnt die Ueberzeugung, daß die wilden Stammeltern gar nicht mehr existiren. Darwins schon wiederholt berührte Lehre von der im Laufe der Jahrtausende vor sich gehenden Umwandlung der unvollkommeneren Wesen in höhere findet ihre stärkste Stütze in den willkürlich herbeigeführten Veränderungen der Culturpflanzen und Hausthiere. Der Mensch kann ständige Abarten erziehen, wozu unter andern die Züchtung der Haustauben einen Beleg liefert. Die Kropftaube, mit verlängerten Flügeln und Beinen und ungeheuer ent-

[1] Nach Rütimeyer, Fauna der Pfahlbauten. 1861.

Digitized by Google

wickeltem Kropfe, die Pfauentaube mit 30 bis 40 statt der normalen 12 bis 14 Schwanzfedern, die Purzlertaube, deren Schnabel im Profil fast wie beim Finken aussieht und welche sich im Fluge zu überschlagen pflegt; diese und die hundert anderen Racen stammen von der in Europa einheimischen wilden Felstaube ab, und der Taubenliebhaber experimentirt mit ihnen wie der Kunstgärtner, der neue Varietäten von Obst, Modeblumen und Kohl gleichsam erfindet. Bei den Pflanzen, sagt Darwin, kann man das stufenweise Veredlungsverfahren in der gelegentlichen Erhaltung der besten Individuen wahrnehmen. Wir erkennen dies klar aus der zunehmenden Größe und Schönheit der Blumen von Jelängerjelieber, Dahlien, Pelargonien, Rosen und anderer Pflanzen im Vergleich zu den älteren Varietäten von denselben Arten. Niemand wird erwarten, eine Jelängerjelieber oder Dahlie erster Qualität aus dem Samen einer wilden Pflanze zu erhalten, oder eine Schmalzbirne erster Sorte aus dem Samen einer wilden Pflanze. Die schon in der classischen Zeit cultivirte Birne scheint eine Frucht von sehr untergeordneter Qualität gewesen zu sein; aber die Gärtner der classischen Zeit, welche die beste Birne, welche sie erhalten konnten, nachzogen, dachten nie daran, was für eine herrliche Frucht wir einst essen würden. Und doch schulden wir dieses treffliche Obst, in geringem Grade wenigstens, dem Umstande, daß schon sie begonnen haben, die besten Varietäten auszuwählen und zu erhalten.

Durch solche und ähnliche in die Augen fallende Beispiele sucht Darwin seiner Lehre von der Umwandlung Freunde zu erwerben. Er weist auf den Kampf um das Dasein hin, worin das Stärkste und Edelste immer die meiste Aussicht zu Sieg und Fortdauer hat, und wagt es, aus anfänglichen Zufälligkeiten die Entstehung der edelsten Organe, wie des Auges, wo nicht zu erklären, doch ahnen zu lassen. Es hat für die Naturforschung etwas ungemein Ansprechendes, statt willkürlicher Schöpfungen und Satzungen bloße Entwicklung aus einfachen Elementen annehmen zu können. Aber einer der schwersten Einwürfe gegen die Darwin'sche Lehre ist, daß sie ja zwar die willkürlichen Schöpfungsacte aufhebe, dafür aber den Zufall auf den Thron setze und die wundervolle Harmonie der Welt in ein Spiel von Zufälligkeiten aufzulösen drohe.

Weil also nun, wie ich oben bemerkte, unsere Kenntniß von der Abstammung der Hausthiere überhaupt eine sehr unsichere ist, und bei dem Aufsehen, welches die in diese Materie einschlägige Darwin'sche Schrift in der ganzen gebildeten Welt erregt hat, sind auch die Rütimeyer'schen Untersuchungen über die Hausthiere der Pfahlbauten gerade jetzt höchst willkommen, weil noch nie die Gelegenheit geboten war, wilde und gezähmte Thiere in ein so hohes Alterthum hinauf zu verfolgen, und man hoffen durfte, über die Beziehungen wenigstens einiger wilden Arten zu zahmen endlich Aufschluß zu erhalten. Der Baseler Anatom hat wirklich in einigen Fällen den Ungewißheiten ein Ende gemacht.

Was ich jetzt mittheile, schließt sich unmittelbar an den letzten Vortrag über die wilden Thiere der schweizerischen Pfahlbauten an.

Digitized by Google

Unter allen Hausthieren findet sich überall der Hund am frühesten ein, obwohl er nach Rütimeyers richtiger Bemerkung noch heutzutage bei allen Völkern als Luxusthier zu betrachten ist, welche ihn nicht als Zugthier oder Lastthier verwerthen. Diesen Luxus werden Völker, deren Fleischnahrung knapp ist, möglichst einschränken, auch wenn der Hund als Jagdgehilfe ihnen von großem Nutzen ist. Schon die ältesten Pfahlbauer besaßen den Hund, seine Ueberbleibsel sind aber seltener als selbst die des Fuchses, der als Wildpret gesucht war. Die Knochen sind weniger verletzt als die der anderen Thiere, doch ist fast regelmäßig die Schädelhöhle geöffnet, so daß es scheint, daß man wenigstens das Hirn der alten treuen Thiere verspeiste. Alle Ueberbleibsel beweisen, daß nur eine einzige sich völlig gleich bleibende Race da war, welche mit unserem Wachtelhund oder Vorstehhund bis ins Einzelnste übereinstimmt. Dieser und der ihm so nahe stehende Jagdhund sind viel weiter als andere Racen von Wolf und Schakal entfernt, auf welche man wohl den Haushund hat zurückführen wollen. In dieser Beziehung ist also der Fund aus dem Steinalter negativ gewesen.

Die Katze existirte nicht gezähmt, auch dürfte sie ziemlich unnütz gewesen sein, da auch das Gezücht der Ratten und Mäuse fast ganz gefehlt zu haben scheint. Für einzelne derselben ist es übrigens nachgewiesen, daß sie in späten historischen Zeiten aus Asien nach Europa einwanderten. Und über unsere Hauskatze sei beiläufig erwähnt, daß ihre Abstammung von der wilden Katze kaum anzunehmen ist, da entschiedene Abweichungen im Schädelbau vorkommen.

Wir kommen zum Schwein. In den ältesten Pfahlniederlassungen herrscht das wilde sogenannte Torfschwein vor, eine andere Race oder vielleicht Art, als das gemeine Wildschwein. Diese beiden wilden Thiere sind von den Pfahlbauern gezähmt worden und darüber ist das Torfschwein im wilden Zustande untergegangen. Es scheinen in der alten Welt mehrere wilde Schweine sich der Zähmung anbequemt zu haben, und so treffen wir unter den ostasiatischen Formen in Siam und anderwärts eine, welcher das Torfschwein weit näher steht als dem europäischen Wildschwein. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß das Torfschwein von der Schweiz aus und weiter westlich sich im wilden Zustande bis Ost-Asien verbreitet, und daß es von verschiedenen Völkern zum Hausthier gemacht wurde. Jetzt herrscht in der Schweiz und den meisten Gegenden Deutschlands das langohrige Schwein, dessen Sippschaft nach allen Kennzeichen das Wildschwein ist. Aber in dem entlegenen Oberland von Graubünden, Uri und Wallis findet sich eine kleine, kurzohrige Race, die in Schädelbau und Zahnform sich eng an das Torfschwein aus den Pfahlbauten anschließt. Es ist daher nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß das Bündner Schwein sich direct aus dem Steinalter bis in die Gegenwart hinein gerettet hat.

Das Pferd kommt in den Pfahlbauten so selten vor, daß es fast den Anschein gewinnt, es sei damals nicht Hausthier gewesen. Ein Aufschluß über seine Herkunft ergiebt sich nicht, nur die Bestätigung der Unabänderlichkeit der Charaktere, seit das Pferd mit dem Menschen zusammen vorkommt. Mit Pferdeformen —

Digitized by Google

ich rede nicht von den vielen jetzigen Racen — ist die Natur nie verschwenderisch gewesen. Man kennt nur wenige fossile Arten, wovon die eine nicht wohl von dem jetzt lebenden Pferde zu unterscheiden.

Ziege und Schaf bilden weitere Bestandtheile des Besitzthumes der Pfahlbauer; wild kommen sie nicht vor, wie denn beide im mittleren Europa nicht eingeboren zu sein scheinen. Alle Nachrichten, die wir sonst über Ziege und Schaf besitzen, führen das Schaf eher als Hausthier auf als jene. In der Schweiz war es umgekehrt, und es stimmt die Ziege aus den ältesten Pfahlbauten mit der jetzigen Schweizer Race überein. Anders das Schaf. Ueber die Stammrace des Schafes ist man leider nicht weniger im Unklaren wie bei den meisten anderen Hausthieren. Am meisten Chancen hat noch das Argeli, welches in Sardinien lebt und namentlich in dem wichtigen Merkmale der Hörner keine Schwierigkeiten macht. Darin weicht aber das Pfahlbauschaf sehr ab, indem es Ziegenhörner besitzt. Um so interessanter ist es, daß eine solche ziegenhörnige Schafrace in denselben graubündischen einsamen Thälern noch jetzt lebt, wo das Pfahlbauschwein sich ebenfalls erhalten zu haben scheint. Für eine größere Verbreitung dieser Urrace spricht, daß sie auch auf den Shetland-Inseln und Orkaden, so wie in Norwegen vorkommen. Ich selbst glaube mich zu erinnern, auf den Faröer diese Schafrace gesehen zu haben, was nicht zu verwundern wäre, da die Faröer-Inseln von Shetland und Norwegen ihre menschliche und Säugethierbevölkerung erhalten haben.

Wir sind nun beim Rind angelangt, dem Thiere, das immer den Stolz und Wohlstand der Schweiz begründete, die sorgsame Pflege mit klingender Münze belohnte. Wenn — nach Rütimeyers Worten — dieses Thier vom Anfang menschlicher Geschichte an mehr als irgend eine andere Species dazu beigetragen hat, das Los seines Herrn zu erleichtern und zu verbessern, nicht zwar durch active Annäherung oder Hingebung an denselben, wie Hund und Pferd, allein dadurch, daß es ihm mehr als jedes andere Thier im eigentlichsten Sinne des Wortes alles zur Verfügung stellte, was es besaß, so mußte es dem schweizerischen Forscher besonders erwünscht sein, in die Urgeschichte dieses zum Wahrzeichen seines Vaterlandes gewordenen Thieres einzudringen.

In den Pfahlbauresten sind drei Racen von zahmem Rindvieh gefunden worden.

Die eine, ausgezeichnet durch die halbkreisförmig gebogenen Hörner, hat nur wenige Spuren hinterlassen. Ihr ursprüngliches Heimatland ist wohl das mittlere Italien gewesen; denn aus dem dortigen Diluvium kennt man ein fossiles Rind, welches genau mit dem zahmen kreishörnigen Rind des Steinalters übereinstimmt, nur daß es dieses in den Größenverhältnissen ähnlich übertrifft wie andere wilde Racen die zahmen. Das kreishörnige Rind hat sich nie über einen größeren Theil der Schweiz verbreitet und scheint sich überhaupt nicht zur Hauszucht geeignet zu haben, indem es mit dem Steinalter ganz erlischt.

Wir haben neulich erfahren, daß in der Steinperiode der Schweiz zwei wilde Arten des Ochsengeschlechtes gejagt wurden. Noch jetzt lebt der Wisent, und der

Digitized by Google

Ur hat sich bis etwa ins 12. Jahrhundert, in Polen sogar bis ins sechszehnte in wildem Zustande erhalten. In den meisten Seeansiedlungen hielt man aber gleichzeitig mit den Jagden auf den wilden Ur dasselbe Thier gezähmt. Und aus der Art des Vorkommens der Knochenreste, daß nämlich in den offenbar ältesten Ansiedlungen die wilden Thiere entschieden vorherrschen, bis die ganz charakteristische Beschaffenheit der Knochen in späteren Niederlassungen eine allmälige Ueberzahl des zahmen Rindes zeigt, darf man wohl vermuthen, daß die Pfahlbauer selbst die Zähmung des Ur übernahmen. Es galt noch vor wenigen Jahrzehnten ziemlich allgemein die Ansicht, daß alles europäische Hausrind auf den Ur, den Bos primigenius zurückzuleiten sei. Das ist unrichtig. Die Charaktere mehrerer europäischer wilder Stierarten sind in scharfen Racen der Gegenwart erhalten. Merkwürdiger Weise ist unter den heutigen Schweizer Racen keine, welche mit dem Ur übereinstimmte. In einigen Pfahlniederlassungen ist der zahme Ur so groß, daß er alle unsere heutigen Racen übertrifft; es darf also angenommen werden, daß es eine sehr lohnende Zucht war. Gleichwohl ist er heute unter dem Schweizer Vieh nicht mehr nachzuweisen. Aber im holländischen, friesischen und Oldenburger Vieh haben wir die echten Nachkommen des Ur.

Nun giebt es noch eine dritte Viehrace des Steinalters, kenntlich an den kleinen, verhältnißmäßig dicken Hörnern, welche sich nur wenig über die Stirnfläche erheben. Sie, die Torfkuh, ist das gemeinste Rind der Pfahlbauten, nicht in wildem Zustande in der Schweiz heimisch, sondern im Handel eingeführt oder von den Pfahlbauern, als sie einwanderten, schon mitgebracht. Sie ist aber jedenfalls ein Product europäischer Zähmung, denn eine wilde, der Torfkuh vollständig gleichende Art findet sich in neueren Schichten Englands mit Elephant und Rhinoceros und in noch neueren Schichten mit Edelhirsch und römischen Alterthümern zusammen. Der berühmte vergleichende Anatom vermuthet in ihr die Stammrace kleiner Viehracen der schottischen Hochlande und Wales. Und da dieselbe Art in ähnlicher Lagerung in Scandinavien vorkommt, so glaubt man, daß sie auch dort in wildem Zustande vor der historischen Periode ausgerottet wurde, und führt das kleinhörnige Vieh Finnlands auf sie zurück. Eine große Rolle spielt nun die Torfkuh auch noch heute in der Schweiz. Die schweizerischen Viehzüchter sind seit einiger Zeit zu dem Resultat gekommen, in den in der Schweiz vorkommenden Viehschlägen nur zwei Hauptracen anzuerkennen, welche trotz des reichlichen Handelsverkehrs doch seit langem auch eine ziemlich fixe geographische Abgrenzung festgehalten haben. Die eine nennt man das Braunvieh, vom hellgrau bis zum dunkel schwarzbraun. Sie entspricht in Kopf- und Hornbildung der Torfkuh, findet sich südlich einer Linie, welche man vom Bodensee nach dem Ausgang des Wallis zieht und hat sich am ursprünglichsten in eben den abgelegenen Thälern von Graubünden erhalten, wo wir auch schon die Abkömmlinge des Torfschweines und Torfschafes fast unverändert antrafen.

Die zweite Hauptrace ist das sogenannte Fleckvieh der nördlichen und nordwestlichen Schweiz, roth oder schwarz, oder roth und weiß oder schwarz und

Digitized by Google

weiß gefleckt. Sie ist am schönsten im bernischen Simmenthal und im Canton Freiburg. Von ihr finden sich in den Pfahlniederlassungen keine Spuren. Sie ist später, wann ist ungewiß, eingeführt, und vielleicht ist sie die Ursache gewesen, daß man die Race des Ur abschaffte. Sie zeichnet sich aus durch die langen Stiele der Hornzapfen, welche direct nach außen und in der Flucht der gewölbten Stirn nach abwärts gebogen sind. Die fossile Form zu dieser Race hat ebenfalls England und Scandinavien geliefert.

Rütimeyer schließt seine Untersuchungen mit Folgendem: Die Hausthiere der ältesten Periode, im vollsten Sinne primitive und einfache Racen, sind zum Theile auch in wildem Zustande Bewohner derselben Gegenden. So der Urochs und das Torfschwein. Als Heimat der Torfkuh kennt man einstweilen nur den Norden Europa's, Scandinavien und England; allein es ist wenigstens wahrscheinlich, daß dieselbe Species sich auch anderwärts in fossilem Zustand vorfinden werde. Unbekannt dagegen ist die Heimat des Torfhundes, der Ziege und des Torfschafes und selbst auch des Pferdes und des Esels, und bis jetzt liegen keinerlei Thatsachen vor, welche die Schweiz oder selbst noch den größeren Theil Europa's als Heimat der wilden Vorfahren dieser Thiere vermuthen lassen. Im Gegentheil spricht alles dafür, diese Thiere, alle in fossilem Zustande noch unbekannt, ursprünglich anderswo, vielleicht im Osten, vielleicht auch im Süden aufzusuchen. Die Bevölkerung der ersten Periode erschiene hienach als eine für die Schweiz so viel als eingeborne (autochthone, obschon noch keineswegs im ursprünglichen Zustande primitive), da sie Hausthiere von wahrscheinlich fremdem Ursprung besitzt. Das Fehlen von drei im Osten Europa's einheimischen Culturpflanzen, des Roggens, des Hafers und des Hanfes, unterstützt diese Ansicht.

Französische Etymologie.

Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne par Auguste Scheler.

Bruxelles, 1862. 8.

I.

Jedem Menschen wohnt der Drang inne, sich über die Sprache, welche er alltäglich im Munde führt, Rechenschaft zu geben und über den Ursprung der einzelnen Wörter nachzudenken. Eine der deutlichsten Kundgebungen dieses Dranges bildet die bei allen Sprachen beobachtete Erscheinung, daß fremde oder veraltete, also nicht verstandene Wörter vom Volke so weit verändert werden, bis sie eine es mehr anheimelnde und an bekannte Wörter erinnernde Gestalt annehmen. So wurde im Deutschen aus moltwurf „Erdaufwerfer" der „Maulwurf", aus lateinisch arcubalista „Armbrust", aus französisch raisin (lateinisch racēmus, italienisch

Digitized by Google

racim-olo) „Rosinen" u. s. w. Ebenso gestaltete der Engländer das französische girofle zu gilly-flower, das französische écrevisse (althochdeutsch crebiz „Krebs") zu crayfish und crawfish, als lägen flower und fish darin; das deutsche „Sauer kraut" ist im Französischen chou croute geworden u. s. w. Hier wird das Volk zum Etymologen, und obwohl es sich dabei immer irrt, so üben solche harmlose Fehler als beredte Zeugnisse der eben angedeuteten Neigung, sich die Sprache möglichst verständlich zu machen, einen eigenthümlichen Reiz aus. Diese große Beliebtheit hatte jedoch die Etymologie nur zu schwer zu büßen; sie verfiel in die Hände der Dilettanten, welche bekanntlich dazu berufen sind, alles was sie in die Hand nehmen zu verderben. Es genügte nur die Deutungen durchzumustern, welche über was immer für eine der uns zunächst liegenden Sprachen vorgebracht werden, um einzusehen, zu welchen Absonderlichkeiten der Mangel an gründlicher Methode bei etymologischen Forschungen verleiten kann. Daher jene gewisse Scheu, welche ernsthafte Männer lange Zeit hindurch gegen eine Disciplin fühlten, die sich nur zu oft gerechtem Spotte bloßstellte. Voltaire bezeichnete bekanntlich die Etymologie als eine Wissenschaft, die sich um die Vocale gar nicht und um die Consonanten blutwenig kümmert. In Bezug auf seine Zeit mag er wohl zu gutem Theile Recht gehabt, und sich nur darin ungenau ausgedrückt haben, daß er die damals herrschende Art des Wortdeutens mit dem Namen einer „Wissenschaft" belegte. Heutzutage ist es anders geworden; die Etymologie ist wirklich zu einer Wissenschaft geworden, welche sich um die Consonanten sehr angelegentlich, um die Vocale aber mit noch größerer Sorgfalt annimmt. Man kann füglich sagen, daß die Resultate der neuen Sprachforschung, die Auffindung nämlich jener Gesetze, welche bei der Bildung und Entwickelung der einzelnen Sprachen thätig waren, ihre praktische Anwendung darin finden, daß sie uns ein sicheres Mittel zur Beurtheilung der für jedes einzelne Wort vorgeschlagenen Deutungen an die Hand geben. Entspricht nämlich eine solche Deutung nicht ganz genau den Lautgesetzen der bezüglichen Sprache, so ist dieselbe, und wenn auch noch so verführerisch, mit Entschiedenheit abzulehnen. Wir wollen nur ein Beispiel — und zwar aus dem uns hier zunächst angehenden Französischen — anführen. Scheint es nicht als ob derjenige, der für französisch palais „Gaumen" ein anderes Etymon als lateinisch palatum sucht, sich unnützer Weise Schwierigkeiten selbst schaffe? Und doch kann palais aus palatum nicht kommen; denn betontes a wird vor einfachem Consonanten, der kein n oder m ist, wohl sehr häufig zu e, nie aber zu ai. Das Wort ist kein Homonym zu palais in der Bedeutung „Palast", sondern ein und dasselbe Wort, welches sich in lautlicher Beziehung mit lateinischem palatium vollkommen deckt. Wie sich aus dem Begriffe „Palast" der von „Gaumen" entwickelt hat, ist nicht schwer zu verstehen, und durch analoge Erscheinungen in anderen Sprachen hinlänglich zu belegen. Jeder Versuch also, auf anderem Wege als dem der strengen Berücksichtigung der Lautgesetze nach dem Ursprunge eines Wortes zu forschen, muß als unberechtigt betrachtet werden, und wenn dessenungeachtet sich noch von vielen Seiten ein mehr oder weniger glücklicher Empirismus geltend macht, so beweist dies nur wieder, wie viele

Digitized by Google

Schwierigkeiten auf was immer für einem Gebiete die Wahrheit zu überwinden hat, bis sie allgemein zur verdienten Anerkennung gelangt.

Am gefährlichsten wirken jene Ansichten ein, welche sich durch den Schein der Wissenschaftlichkeit Eingang zu verschaffen wissen. Es giebt manche, welche der Anforderung, sich über jeden einzelnen Buchstaben Rechenschaft zu geben, dadurch zu entsprechen meinen, daß sie alle nur denkbaren Lautwandlungen annehmen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob diese überhaupt zulässig sind oder nicht vielmehr gegen die allgemeinen (physiologischen) und speciellen (historischen) Gesetze der von ihnen untersuchten Sprache verstoßen. Wenn z. B. Bescherelle sagt, faible (statt floible, fleible aus lateinisch flebilis, italienisch fievole) komme aus debilis durch Verwandlung des d in f, so übersieht er, daß eine solche Erscheinung weder im Französischen noch überhaupt möglich ist. Oder wenn Chevallet in seiner sonst schätzbaren Histoire de la formation de la langue française die Wörter oser deviser peser u. s. w. aus audere dividere pendere durch Annahme einer Verwandlung des d in s erklärt, so verkennt er eine der wichtigsten Erscheinungen in der romanischen Wortbildung, nach welcher viele einfache Verba verloren gehen, und neuen klangvolleren Bildungen aus den Participialstämmen (aus-, divis-, pens-, pes-) Platz machen. Sonst müßte man auch annehmen, oppresser komme aus opprimere durch Verwandlung des m zu ss; eine Ungereimtheit, gegen welche sich Chevallet selbst gewiß entschieden verwahren würde. Besonders in neueren französischen Werken begegnet man ziemlich oft ähnlichen Deutungen; und diesen (wir sagen es noch einmal) thut es um so dringender noth, entgegenzutreten, je leichter sie den Unkundigen verführen können. Wir begrüßen daher mit wahrer Freude das oben angekündigte Werk, welches auf die Resultate strenger wissenschaftlicher Forschung gestützt, den bedeutendsten Theil des französischen Wortschatzes richtig erklärt, und zur Deutung einzelner noch nicht hinlänglich aufgehellter Wörter wenigstens die richtige Methode vorzeichnet. H. Scheler, der sich schon durch andere — besonders bibliographische — Arbeiten um die Wissenschaft verdient gemacht hat, entledigt sich durch diese seine neueste Leistung auf würdige Weise jener dankbaren Aufgabe, welche vorzugsweise den Belgiern angemessen zu sein scheint, als geistige Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich zu wirken. Was wir an seiner Arbeit als besonders lobenswerth bezeichnen müssen, ist die große Bescheidenheit, mit der er auftritt. Mit richtigem Takte erkennt er sein Amt vorzugsweise als das eines umsichtigen Sammlers und genauen Berichterstatters an, und wenn er sich auch keineswegs versagt, an zahlreichen Stellen seine eigene Meinung vorzubringen, so weiß er immer zwischen dem zu unterscheiden, was man nunmehr füglich als feststehendes Ergebniß gewissenhafter Forschung ansehen kann, und dem, was als subjective Ansicht weiterer Prüfung anheimgestellt werden soll. Wir hegen die feste Zuversicht, daß vorliegendes Werk einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Studium der französischen Sprache ausüben wird. Nur einen Umstand wollen wir nicht unerwähnt lassen, der vielleicht die praktische Brauchbarkeit des Buches und daher den Nutzen, welcher aus demselben zu ziehen wäre, einiger-

Digitized by Google

maßen beeinträchtigen dürfte. Es wird nämlich darin fortwährend auf die Lautgesetze Bezug genommen, wie sie zwar in den Werken Diez's mit bewunderungswürdiger Klarheit dargestellt, den Franzosen aber gewiß nicht in dem vom Herrn Verfasser vorausgesetzten Maße geläufig sind. Wir hätten daher gewünscht, daß dem Wörterbuche eine kurze schematische Darstellung dieser Gesetze vorangeschickt worden wäre, denn nur durch den Ueberblick des Ganzen wird der Lernende in Stand gesetzt, die Wahrheit jener Sätze, auf welche eben hingewiesen wird, anzuerkennen, Grammatik und etymologisches Wörterbuch erklären und ergänzen sich wechselseitig, und besonders das letztere kann der Hülfe der ersteren kaum entrathen. Dies führt uns wieder auf den von uns erst neuerlich in diesen Blättern ausgesprochenen Wunsch, es möchte die Grammatik von Diez doch endlich in irgend eine romanische Sprache übersetzt werden, einen Wunsch, dessen Erfüllung wir nicht so nahe hofften. Einer privaten Mittheilung aus Paris entnehmen wir die Nachricht, daß in Brüssel (etwa durch Mitwirkung Schelers selbst?) eine Uebertragung ins Französische vorbereitet wird. Kommt dieselbe wirklich zu Stande, so wird sie allerdings zu einem genaueren Verständnisse und folglich zur volleren Würdigung des hier besprochenen Werkes beitragen.

Was uns hier betrifft, so glauben wir um so weniger auf Bemerkungen über einzelne Wörter eingehen zu dürfen, als wir bald (hier oder an anderer Stelle) über die zweite Auflage des Wörterbuches von Diez, welches alle romanischen Idiome umfaßt, zu berichten gedenken; wir ziehen es daher vor, dem kleinen Versäumnisse des Herrn Verfassers wenigstens theilweise abzuhelfen und in einem zweiten Artikel ein Bild der Bestandtheile und Entwicklungsgesetze des Französischen, wenn auch nur in den äußersten Umrissen, zu entwerfen.

Adolf Mussafia.

Die internationale Ausstellung in München

entspricht den Erwartungen wenig, die man von einer Ausstellung der Art zu machen berechtigt ist. Es ist allerdings recht schön, daß die Exclusivität, welche sich in München manchmal in Sachen der Kunst geltend machte, einem Principe gewichen ist, welches den Eintritt sowohl des Auslandes als der deutschen Kunstschulen außerhalb München möglich macht, nichtsdestoweniger findet sich der Kunstfreund diesmal nur wenig befriedigt. Denn eine internationale Ausstellung, welche „die Fahne des freien internationalen Ideenaustausches — die Fahne des Jahrhunderts und des Fortschrittes" an die Spitze stellt, ruft große Ansprüche hervor. Man erwartet, vorzugsweise jene hervorragenden Künstler daselbst vertreten zu sehen, welche Ideen zu geben im Stande sind — eine Voraussetzung, ohne deren Erfüllung ein „Ideenaustausch" unmöglich ist —; man erwartet ferner, daß zwischen den verschiedenen Schulen eine Art Gleichgewicht vorhanden ist, damit die Bedeutung, Umfang und Tiefe der Schule auch nur

Digitized by Google

einigermaßen deutlich in die Augen springen. Weder die eine Bedingung ist erfüllt worden, noch die andere.

Unter den 307 Oelgemälden gehören 132 Münchner Künstlern an. Paris ist mit 9 Bildern, Wien und Berlin mit je 6, Amsterdam mit 7, Antwerpen mit 2 Künstlern u. s. f. vertreten Von Düsseldorfer und Dresdner Bildern sind nur 7 vorhanden; Rom, Mannheim und Augsburg stehen der Zahl nach auf gleicher Stufe, von jeder dieser Städte sind 4 Bilder ausgestellt. Die Pariser Bilder sind obendrein meist aus der Freiherr v. Lotzbeck'schen Gemäldegalerie. Unter solchen Umständen kann man von einer internationalen Ausstellung nicht sprechen. So stellt sich die Sache, wenn man die Gemälde zählt; noch ungünstiger würde das Resultat ausfallen wenn man, wie es denn eigentlich der Fall sein sollte, statt zu zählen, den geistigen und künstlerischen Inhalt zu wägen beginnen wollte. Von Brüssel, das ganz unvertreten ist, nicht zu reden, was erfährt man von dem künstlerischen Leben des heutigen Paris auf der internationalen Ausstellung? was von Wien, in dem die in München ganz unvertretenen Arbeiten von Führich und Rahl auf dem Gebiete der Malerei und der zeichnenden Künste dominiren? — was von Düsseldorf ohne A. Achenbach und Deger, von Karlsruhe ohne Lessing? — Auch im Genrefache fehlen die hervorragendsten Künstler.

Wir machen dem leitenden Comité deßwegen gerade keinen Vorwurf; es hat gewiß sein Möglichstes gethan. Aber das Möglichste, was es erreicht hat, ist weit hinter den Erwartungen geblieben, welche auswärtige Kunstfreunde, die eben der internationalen Ausstellung halber nach München reisen, gehegt haben. Eine internationale Ausstellung kann, das zeigt sich in München deutlich, nicht von Künstlern allein gemacht werden und hat dort nur Erfolg für die Künstler, wie für die Kunst, wo es viele und reiche Kunstfreunde giebt, welche kaufen. Des bloßen Beschauens wegen sendet kein bedeutender Künstler Bilder aus seiner Heimat weg auf eine ferne Ausstellung.

Es finden sich allerdings auf der „internationalen Ausstellung" einige recht interessante oder bedeutende Bilder. Die Landschaften von Schleich und Jakobs, die Pietà von Feuerbach, um nur einige wenige Bilder zu erwähnen, ziehen die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes auf sich. Unter den plastischen Arbeiten treten die von Reinhold Begas in höchst bedeutsamer Weise hervor, unter den architektonischen die Entwürfe von H. Ferstel und Prof. Schmidt aus Wien. Von Cornelius sind einige bedeutsame, wenn auch meist sehr wohlbekannte Cartons ausgestellt; ebenso sind Guffens in Antwerpen, Fr. Kaulbach, F. Dietz, P. J. N. Geiger unter den Zeichnungen vertreten. Aber im Ganzen und Großen hat die Ausstellung den Charakter einer größeren Münchner Ausstellung, zu der einige Ausländer und deutsche Künstler außerhalb München geladen sind.

Um die statistischen Daten, welche diese Bemerkungen beleuchten, noch einigermaßen vollständiger zu geben, führen wir an, daß die Zahl der Aquarelle 21 ist (darunter 15 aus München), Porzellangemälde 13 (ausschließlich aus München),

Digitized by Google

Cartons 24 (darunter 11 aus München), Kupferstiche 35 (darunter 27 aus München), plastische Werke 39 (darunter 25 aus München) und architektonische Zeichnungen enthalten 27 Nummern, die mit Ausnahme der Arbeiten von H. Ferstel, Schmidt und Semper ausschließlich baierischen Künstlern angehören.

Von den österreichischen Künstlern finden wir im Kataloge außer den genannten Architekten nur die Herren: G. Gaul, P. J. N. Geiger, C. Hannold, A. Hansch, A. Mantler, Prof. Zimmermann in Wien und Prof. M. Haushofer in Prag.

---

* Im Auftrage des Werner-Vereines zur geologischen Durchforschung von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien ist soeben von dem Prof. C. Kořistka die „Hypsometrie von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien" erschienen, welche die Resultate von fünfthalbtausend Höhenmessungen in den genannten Kronländern und eine Höhenschichtenkarte beider Länder enthält. Das Werk umfaßt 150 Seiten in Quart; die Karte ist in der thätigen und intelligenten Kunstanstalt C. Hölzels, ausgeführt von Herrn Köke, erschienen Die Ausstattung des ganzen Werkes, auf das wir noch ausführlicher im nächsten Blatte zurückkommen werden, ist vortrefflich. — Gleichzeitig wurde der zwölfte Jahresbericht über die Wirksamkeit des Werner-Vereines ausgegeben.

* Der Schauspieler J. G. Kolár, bekannt durch manche treffliche Uebertragung classischer Dramen ins Czechische, hat nun auch eine böhmische Uebersetzung von Goethe's „Faust" (erster Theil) herausgegeben. Herr Kolár ging mit aller Pietät, welche ein solches Meisterwerk verlangt an seine Aufgabe; nicht etwa als eine bloße Traduction „im Sinne kühler Grammatiker", denen es sich vorzüglich um formelle Worttreue handelt, will er seine Arbeit betrachtet sehen; ihm galt es, die poetische Correctheit des Originals poetisch correct in böhmischer Sprache wiederzugeben. Herr Kolár spricht in der Vorrede die Hoffnung aus, daß seine Uebersetzung des „Faust" die gleichen Uebertragungen in andere fremde Sprachen weit hinter sich lasse, und erkennt an, daß ihm der Einfluß der „Nachbarlitteratur", „welchem in Böhmen auszuweichen aus politischen und geographischen Ursachen rein unmöglich", die Aufgabe wesentlich erleichtert habe Auch hofft Herr Kolár, durch seine „Nachdichtung" des Goethe'schen „Faust" das Vorurtheil widerlegt zu haben, als sei die czechische Sprache unfähig, die Nettigkeit metaphysischer Gedanken scharf und würdig wiederzugeben. Die Ausstattung durch Kobers Verlagshandlung ist eine elegante, des Werkes würdige; gewidmet hat Herr Kolár dasselbe dem Director der Kaltwasserheilanstalt Wartenberg, Herrn Dr. Anton Schlechta. (Bohemia.)

---

* Den Freunden der Dichtungen von Reinhold Lenz (dessen Werke bekanntlich Ludwig Tieck 1828 herausgegeben) theilt der Prof. O. F. Gruppe in der „Spenerschen Zeitung" mit, daß die lange vermißten und verloren geglaubten Lenz'schen Manuscripte, die in Dr. E. Dumpfs Nachlaß gewesen, sich nunmehr gefunden haben, und daß Aussicht zu ihrer Publication vorhanden ist. Jegor von Sivers auf Raudenhof bei Wolmar ist mit der Herausgabe des Fundes beschäftigt.

* Von einem Mitgliede der Nürnberger Bühne, Herrn Hysel, welcher derselben seit dem Jahre 1827 ununterbrochen angehört, ist ein 33 Bogen starkes Werk mit

Digitized by Google

Illustrationen erschienen unter dem Titel: „Das Theater in Nürnberg von 1612 bis 1863, nebst einem Anhang über das Theater in Fürth". Die Bezeichnung des Werkes als „ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters" ist nach dem „Nürnberger Correspondenten" vollkommen gerechtfertigt, da insbesondere der locale Theil desselben ein treues culturgeschichtliches Bild unseres Theaterwesens von der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart giebt. „Die Quellen, welche dem Verfasser für diesen Theil seiner Arbeit zu Gebote standen, haben vollen Anspruch auf Authenticität insoferne sie in den Aufzeichnungen eines Mannes bestehen, welcher selbst lange Jahre thätigen Antheil an den hiesigen Theaterverhältnissen genommen hat. Die eigenen Erlebnisse des Verfassers sind in einfacher, aber origineller Weise erzählt und geben dem Buche eine charakteristische Färbung, welche dem Fache des Komikers, das der Verfasser so lange mit Beifall an hiesiger Bühne ausfüllte, vollkommen entspricht."

* Ludwig Tiecks litterarischer Nachlaß wird von Carl v. Holtei gesichtet und das hiezu geeignete zum Drucke vorbereitet. Reiche litterar- und kunsthistorische Ausbeute erwartet man namentlich aus dem Briefwechsel, welcher den Zeitraum von 1773 bis zu des Dichters Tod umfaßt.

---

* Das Archiv der Familie Harcourt. Auf dem Schlosse Harcourt in der Normandie befindet sich ein Familienarchiv, welches für die französische wie für die allgemeine Geschichte sicher von nicht minderem Werth, aber von größerer Ausdehnung ist als die Memoiren des Herzogs von Saint Simon. Prof. Hippeau in Caen, ein Gelehrter, dessen Verdienste um die mittelalterliche französische Poesie und viele andere litterarische Gegenstände längst anerkannt sind, ist von der herzoglichen Familie und dem Generalrath des Departements mit der Veröffentlichung dieser wichtigen Documente betraut worden. Das Archiv enthält in beiläufig dreihundert starken Fascikeln, deren systematische Anordnung nur der Unermüdlichkeit des genannten Forschers zu verdanken ist, Nachweise über fast alle wichtigen Ereignisse der französischen Geschichte seit der Reformation und eigenhändige Briefe von Heinrich III. und IV. von Ludwig XIII. und XIV. und ihren Nachfolgern bis zur Revolution. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß im 17. und 18. Jahrhundert die Statthalterschaft der Normandie in den Händen der Familie Harcourt war, und daß dieselbe in ihren Reihen mehrere Marschälle und Gesandten, insbesondere in Spanien, zählt. So erhalten wir denn ganz neue Nachweise nicht allein über die innere Verwaltung der Provinz, sondern auch über die wichtigsten allgemeinen Fragen, wie über die Verfolgungen gegen die Protestanten, über den spanischen und über den baierischen Erbfolgekrieg, über die Vertheidigungen der Küste gegen die ewigen Angriffe der Engländer, so wie eine Masse der interessantesten persönlichen und litterarischen Neuigkeiten u. s. w. Der erste Band der von Prof. Hippeau zu machenden Veröffentlichungen wird demnächst vorliegen.

(Morgenblatt.)

---

* Ueber Heinrich Heine bringt das „Cornhill Magazine" eine Studie von Mathew Arnold. Der Engländer mißt dem Wirken Heine's, seinem Kampfe gegen das Philisterthum seiner Zeit eine große Bedeutung zu, eine viel größere als den verwandten Bestrebungen Byrons und Shelleys; er nennt ihn einen „brillant soldier in the war of liberation of humanity"; seine poetische Form „incomparable". Trotzdem habe er seinen schreienden Fehlern, seiner maßlosen Reizbarkeit, seiner Gewissenlosigkeit, wenn es seine Leidenschaft zu befriedigen galt, seinen unbegreiflichen Angriffen auf seine

Digitized by Google

Feinde und seinen noch unbegreiflichern auf seine Freunde, seinem Mangel an Edelmuth, seiner sinnlichen Natur, seiner unablässigen Spottsucht einen gebrandmarkten Namen zu danken. Heine habe über die ganze Bildung Deutschlands verfügt; in seinem Kopfe seien alle Ideen des modernen Europa in Bewegung gewesen. Und was habe man von Heine? einen Halberfolg wegen Mangels an sittlichem Gleichgewicht, an Adel der Seele und des Charakters.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Wiederum eine „Geschichte der Musik" hat das Licht der Oeffentlichkeit erblickt; sie entstammt der tüchtigen Feder A. Reißmanns, der sich durch eine Monographie des deutschen Liedes in musikalischen Kreisen bekannt gemacht hat, nimmt einen bedeutenden Anlauf für mehrere Bände, deren erster vorliegender nach kurzer Erwähnung der musikalischen Regungen bei den Heiden bei der Geschichte der Tonkunst unter dem Einflusse des Christenthums anlangt und die venetianische, römische und niederländische Schule abhandelt. — Von des verdienstlichen Otto's Buch „Kirchliche Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters" ist eine vierte neu bearbeitete Auflage erschienen. — Die Vorträge des ungarischen Dichters Franz Toldy über ungarische Litteratur sind später von diesem zusammengestellt als eine „Geschichte der ungarischen Dichtung" erschienen, die, jetzt von Gustav Steinacker übersetzt, auch uns Deutschen die Beurtheilung mancher im engeren Heimatlande hochgepriesenen Leistung ermöglichen. — Das Bild schließt leider mit Alex. Kisfaludy ab läßt also noch die dichterische Thätigkeit im laufenden Jahrhundert erwarten. — Ein allerliebstes Lebensbild entwirft Prof. Hagen in Bern von dem vor kurzem verstorbenen Maler J. M. Volz von Nördlingen, dem zeitgenössischen Illustrator der Freiheitskriege, der wohl unstreitig als der fruchtbarste der neueren deutschen Künstler angesehen werden muß. Ueberblicken wir das der Biographie angeschlossene Verzeichniß seiner sämmtlichen künstlerischen Producte, so stoßen wir unter den 3936 Nummern auf viel Bekanntes, das ohne Namen und Monogramm manch neuer litterarischen Erscheinung Schmuck verlieh. — Auch eine Reihe in Bern abgehaltener Vorträge von Max Perthy tritt gedruckt auf. Sie sind der Verbreitung der Kunde von dem Menschen geweiht und unfehlbar auch hervorgerufen durch die Forschungen und Thesen Darwins — Der vormalige kurhessische Hauptmann Renouard bearbeitet die „Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westphalen von 1757 bis 1763" und lenkt mit diesem wichtigen Werke die Aufmerksamkeit auf den wenig beachteten westlichen Schauplatz des siebenjährigen Krieges. — Die ernsten dramatischen Dichtungen nichts weniger als günstige Zeit hat die Herausgabe der Tragödie „Attila" von W. Gärtner nicht verhindert. Der Apparat von 58 namhaft gemachten Personen läßt wohl an der Möglichkeit einer Bühnenaufführung dieses geschichtlichen Trauerspiels zweifeln

---

* (Schwinds Fresken in Reichenhall.) Aus Reichenhall, 12. August, wird der „A. Z." geschrieben: Unsere Stadt hatte vorgestern eine Festfreude seltener Art. Reichenhall und seine Nachbarschaft gehören bekanntlich zu den Gegenden, welche in Deutschland am frühesten christlich besiedelt waren. Deßhalb finden sich hier so uralte und merkwürdige Kirchen wie St Zeno mit dem kunsthistorisch wichtigen Kreuzgange und unsere Pfarrkirche St. Nikolaus. Letztere geht in die ältesten Zeiten des Rundbogenstils hinauf und stellt sich eben so schön und anziehend als eigenthümlich dar. Die Säulenstellung über einander, die sonderbar gewürfelten Capitäle, die Zweitheilung der Seitenschiffe in ein oberes und ein unteres Stockwerk, der ganz curiose Kranz von Thiergestalten an der äußern Rundung der rechten Absis und noch vieles andere geben

Digitized by Google

dem Kunsthistoriker zu denken. Das hochwerthe Baudenkmal wird jetzt bald vergrößert und verschönert dem Gottesdienst zurückgegeben werden. Der erste Anstoß zu dieser großen Restauration und das unablässige Herbeischaffen der Baukosten, welche nicht unbedeutend sind, ist das Verdienst des Pfarrers Rienecker; Baurath Capeller machte den Plan, nach welchem die dreischiffige Kirche durchaus in ihrem eigenen alten Stil restaurirt, um ein Sechstel vergrößert und mit neuen Portalen versehen wurde; Moriz v. Schwind übernahm mit hochherziger Liberalität die Kirche würdig auszumalen. Gestern wurden nun die fünf schönen Glocken, welche neu gegossen sind, feierlich zur Kirche geleitet und zur Thurmhöhe aufgezogen. Als Abends zum ersten Male ihr Ave-Maria-Geläute in die Berge hinein schallte, strahlte der Thurm in prächtiger Beleuchtung und die Liedertafel trug Gesänge vor. Der größte Schmuck der Kirche werden aber Schwinds Fresken bleiben und Reichenhall wird für alle Zeiten sich rühmen können, daß es einen solchen Schatz besitzt. Die Ausführung, zu welcher sich Schwind der Hilfe seines ausgezeichneten Schülers Moßdorf bedient, schreitet rasch ihrer Vollendung entgegen. Die große Absis des Mittelschiffes zeigt die heil. Dreifaltigkeit auf Goldgrund, und zwar in einer christlich antiken Auffassung, deren tiefe Symbolik es auf sich nehmen muß, wenn manches Auge mit den weißen parallelen Wolken und dem gelbrothen Regenbogen im blauen Himmel nicht gleich zurechtkommt. Unter der von Engeln umgebenen Dreifaltigkeit stehen die vier Patrone: Ritter St Georg mit dem Drachen, Bischof St. Nikolaus mit dem lieblichen Knaben, Pilgrim St. Kilian mit prächtigem Bären und der schöne Martyrerjüngling St. Pankraz in römischer Toga. In Zeichnung wie im Ausdruck scheint uns der strenge statuarische Stil auf das glücklichste mit menschlich natürlicher Auffassung vereinigt. Auch die kleine Absis des rechten Seitenschiffes hat drei Heilige von Schwind, während das linke ein Oelbild von Mariä Hülfe aus dem 16. Jahrhundert wieder erhalten soll, das besonderer Verehrung genießt. Als das schönste aber erschienen uns die vierzehn kleineren Bilder aus der Leidensgeschichte Christi, welche als die vierzehn Stationen rings an der Säulenwand des Hauptschiffes angebracht sind. Schwind'sche Gemälde zeichnen sich bekanntlich aus durch wunderbar tiefe Empfindung, durch liebliche Natürlichkeit und unfehlbar auch durch originelle Gedanken. Das ist nun hier wieder im vorzüglichen Grad der Fall. Bei aller ernsten Wehmuth, die über diesen Leidensbildern schwebt, blicken sie uns, ich möchte sagen, vertraulich an, als träten sie wieder aus heiliger kindlicher Erinnerung hervor. Ohne Zweifel werden diese vierzehn Stationen Schwinds noch öfter abgezeichnet und allgemein bekannt werden; denn daß sie auch, wie es sein soll, gemalt sind, voll echter Leibhaftigkeit in allen Stücken, das versteht sich bei einem großen Meister von selbst. Hie und da könnte vielleicht das Beindurcheinander weniger unruhig sein. Interessant ist auch Schwinds eigenthümliche Behandlung der Fresken. Der weiße Kalk giebt ihm das durchschimmernde Licht, gleichwie bei dem Aquarell das Papier selbst zum höchsten Licht benützt wird. Deßhalb sind die Farben auch nicht breit aufgetragen, sondern auf dem Kalk nur lasirt, um das Ganze klarer und leuchtender zu halten.

Nekrolog.

Josephine Kablik.

Der Botanikerin Josephine Kablik, welche am 21. Juli d. J. in Hohenelbe in Böhmen starb, wird in der „Bohemia" ein Nekrolog gewidmet, welchem wir nachstehende Daten entnehmen.

Josephine Kablik, Tochter des Hohenelber Papierfabricanten David Ettel, geboren am 9. März 1787, verblieb bis zu ihrem zwölften Lebensjahre im elterlichen Hause, kam dann nach

Digitized by Google

Prag zu den Ursulinerinnen und vermählte sich im Jahre 1806 mit Adalbert Kablik, Apotheker in Hohenelbe, mit dem sie eine siebenundvierzigjährige glückliche Ehe verlebte, obschon ihr der Segen der Mutterfreude nicht zu Theil wurde.

Adalbert Kablik gründete im Jahre 1817 in Gesellschaft des Herrn F. C. Broiche die erste chemische Fabrik in Prag, in Folge dessen er bis zu der im Jahre 1823 erfolgten Gesellschaftsauflösung seinen Aufenthalt in Prag nahm. In dieser Zeit der Vereinsamung war es, daß in Josephine Kablik die vom Kinde gehegte Vorliebe für Pflanzen und Blumen, veredelt durch den Drang nach wissenschaftlicher Erkenntniß der schönen Gotteswelt, wieder erwachte. Dr. Mann, damals Candidat der Medicin, hat das Verdienst ihr den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Botanik gegeben zu haben, und von da an datiren ihre botanischen Excursionen und die Anlegung eines systematischen Herbars.

Als ihr Gatte nach sechsjähriger Abwesenheit im Jahre 1823 wieder nach Hohenelbe zurückkehrte, ließ er, selbst den Naturwissenschaften hold, der edlen Neigung seiner Frau freien Lauf, und nun unternahm letztere in der zu botanischen Excursionen geeigneten Jahreszeit zu jeder freien Stunde und oft unter Aufopferung und Entbehrungen aller Art nähere und entferntere Ausflüge ins Riesengebirge, niemals zurückkehrend ohne eine interessante Ausbeute für ihr Herbar. Ja sie hatte das Glück, im Laufe der Jahre so manche noch unbekannte Pflanze aufzufinden, an welche sodann die Wissenschaft den Namen der Botanikerin knüpfte; so unter anderen: **Acer Kablikianum**: **Polytrichum Kablikianum**; **Marchantia Kablikiana**; **Kablikia minima**; **Lycopodium Kablikianum**; **Lysimachia Kablikiana**; **Petasites Kablikiana**. Außer diesen soeben genannten Pflanzen sind andere ihr zu dankende interessante Funde: Der **Rubus chamaemorus** L., **Epipactis atrorubens** Hof., **Gentiana pratensis** Froehl. — **Scorzonera parviflora** Jcq., **Aspidium Serpentini** Tausch und **Cerastium alsinefolium** Tausch, **Scutellaria galericulata** 4 **var. simplex** Tsch.. **Epilobium origanifolium** Link

Im Jahre 1825 trat sie der Pflanzentauschanstalt des Herrn P. M. Opitz in Prag bei, und war eine der stärksten und uneigennützigsten Stützen derselben, indem sie jährlich bei 2400 Pflanzenexemplare einsandte und ihre schließliche Forderung an diese Tauschanstalt in der enormen Anzahl von mehr als 270.000 Exemplaren derselben schenkte. — In gleicher Weise bedachte sie den Wiener Tauschverein, viele andere Institute, Museen, Schulen und Vereine, so daß theils durch die Opitz'sche Anstalt, theils durch directe Sendungen ihre Pflanzen in beinahe alle Provinzen und Länder Europa's, sogar nach England kamen. Dabei unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel und Pflanzentausch mit den bedeutendsten Botanikern des In- und Auslandes; sie lieferte dem Dr. Mann das Materiale aus dem Riesengebirge zu seiner Inauguralschrift „Lichenum in Bohemia observatorum dispositio", und von ihr stammt die Beschreibung der Flora des Riesengebirges in Dr. J. N. Eiselts Abhandlungen: „Der Johannisbader Sprudel und dessen Umgebung"; die königlich baierische botanische Gesellschaft in Regensburg verdankt ihr eine vollständige Flora des Riesengebirges, so wie sie auch zu dem Herbarium Silesicum in Breslau vieles einsandte.

Unter solchen Vorbedingungen konnte es nicht fehlen, daß die bescheidene Frau, ungeachtet sie dem Andringen ihrer botanischen Freunde, den reichen Schatz ihrer vielseitigen Erfahrungen und botanischen Kenntnisse in litterarischen Arbeiten niederzulegen und zu veröffentlichen, nicht entsprach, dem botanischen Publicum sehr bald rühmlichst bekannt wurde.

Die königlich baierische botanische Gesellschaft in Regensburg, so auch die naturhistorische Gesellschaft Lotos in Prag und die zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien nahmen sie in die Zahl ihrer correspondirenden Mitglieder auf. Dr. Maly rühmte sie in seinem Werke: „**Enumeratio plantarum Imp. Austr.**", zu welchem sie gleichfalls ihr Schärflein beitrug, als die einzige pflanzenkundige Frau des österreichischen Kaiserstaates, und räumte ihr neben den vielen notablen Botanikern einen höchst ehrenvollen Platz ein. Auch bestehen zwei Biographien dieser seltenen Frau, eine von F. S. Pluskal (1849), die andere von Dr. A. Skofitz in seiner Galerie österreichischer Botaniker vom Jahre 1860.

Digitized by Google

Unerschüttert und ungebrochen blieb unsere Botanikerin in ihrem rastlosen Eifer für die Wissenschaft auch dann, als ihr der geliebte Gatte am 1. September 1853 durch den Tod entrissen wurde. In dem Leide, das sie durch den Verlust des Theueren im vollsten Maße kennen lernte, fand sie in der stummen Sprache ihrer, der Wiesenflur entsprossenen Lieblinge den sanft erheiternden wahrsten Trost, und in der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen die lieblichste Zerstreuung und Linderung ihres Schmerzes.

Trotz ihres bereits vorgerückten Alters (sie zählte damals 66 Lebensjahre) verlegte sie sich mit verdoppelter Regsamkeit auf die Vermehrung ihrer Pflanzensammlung, welche sie zur reichhaltigsten, vollständigsten Böhmens und besonders dadurch hervorragend gestaltete, daß die von ihr selbst gesammelten und präparirten Pflanzen in Folge sorgfältiger, charakteristischer Behandlung als botanische Prachtexemplare jeden Beschauer, auch die botanischen Laien überraschten. Im Jahre 1860 wurde ihrem unermüdlichen, kenntnißreichen Wirken die Genugthuung zu Theil, die schönen Erfolge ihres wissenschaftlichen Strebens durch ihre Ernennung zum Ehrenmitgliede der Dresdner geologischen Gesellschaft „Isis" gewürdigt zu sehen, und am 14. Mai 1863, also nur wenige Wochen vor ihrem Hinscheiden, erlebte sie die Freude, daß ihr für die erfolgreiche Theilnahme und für den regen Antheil an den Forschungen der Wissenschaft die Anerkennung und der Dank des Ministeriums des königlichen Hauses in Sachsen ausgesprochen wurde. Noch in ihrem späteisten Lebensabschnitte, und zwar im Jahre 1852, ja noch im Jahre 1862, unternahm sie, angeregt von ihrem nimmerraftenden Forschungsgeiste, Reisen nach Italien und nach dem Eldorado der Botaniker, dem reizenden Salzburg, wobei sie den Gmundner-, Königs- und Hallstätter See besuchte, am letzteren einen großen Seesturm erlebte. Fast schien es, als ob 76 Lebensjahre keine Herrschaft über ihren durch naturgemäße Lebensweise gestählten Körper und ihren stets lebensfrischen, auch in den letzten Lebenstagen mit beinahe jugendlicher Kraft schaffenden Geist zu gewinnen vermöchten, und vollkommen berechtigt konnte sie im Juli 1861 an den Botaniker Hofrath Reichenbach anläßlich einer ihm zugewendeten Pflanzenspende von sich schreiben: „daß die von ihr übersendeten Pflanzen dadurch an Bedeutung gewinnen dürften, weil sie von einer in das 74. Jahr gehenden Botanikerin im Riesengebirge selbst gesammelt und getrocknet wurden, welcher Fall sich mindestens nicht allzu häufig wiederholen dürfte".

Seit der Bethätigung ihres Interesses für die Wissenschaft stets bestrebt, ihre Erfahrungen weiteren Kreisen zugänglich und gemeinnützig zu machen, bildete sie ihr Haus und ihr Museum zum einladenden Sammelpunkt aller im Riesengebirge und dessen Umgebung botanisirenden Touristen, welche in den Herbarien unserer Kablik die erwünschte Anleitung zum Vorstudium der Riesengebirgsflora fanden. Allen diesen bleibt gewiß unvergeßlich die sorgende, wahrhaft gastfreundliche Aufnahme und geistvolle Liebenswürdigkeit der Besitzerin jener wissenschaftlichen Schätze. Noch am 4. Juni d. J. überraschte sie in freudigster Weise der Besuch des Dr. Geinitz, Directors des königlichen Dresdner Museums, welcher im Interesse der Belehrung seiner Schüler und der Verbreitung der Naturwissenschaften seinen Begleitern — 26 an der Zahl — die instructive Besichtigung der Kablik'schen Sammlungen nicht vorenthalten zu dürfen glaubte.

Aber auch jedes andere edle Streben fand in ihr die großmüthig werkthätige Gönnerin, Armuth und Bedürftigkeit die mit Vorliebe im Stillen hilfebringende Trösterin. Einen neuerlichen beredten Beweis ihres biedern, edlen Herzens gab sie schließlich auch in der letztwilligen Anordnung über ihr in bestgeordnetem Zustande hinterlassenes Vermögen. Sie legirte unter dem Namen „Josephine Kablik-Stiftung" eine werthvolle Realität, deren jährliches Erträgniß sie zu je einem Viertheile für acht arme fleißige Schüler und Schülerinnen der Hohenelber Schule, — für die jedesmaligen Pfründner des Hohenelber Bürgerspitals, — für acht kranke, oder sonst arbeitsunfähige Hausarme aus dem Hohenelber Kirchsprengel, und endlich für zwanzig der ärmsten und bedürftigsten Gebirgsbewohner bestimmte.

Sie gründete eine Stiftung von 1000 fl. ö. W. für Studirende der Pharmacie und legirte ferner dem Hohenelber städtischen Armeninstitute den Ertrag von 200 fl.

Digitized by Google

Ihr allgemeines Pflanzenherbar, sodann die von ihrem in der Pflege der Naturwissenschaften mit ihr sympathisirenden Gatten herrührende ornithologische Sammlung vermachte sie dem k. k. Gymnasium zu Jičin und das Riesengebirgsherbarium der Trautenauer Haupt- und Unterrealschule.

In so seltener, in so segensvoller Weise lebte und widmete diese Frau ein 76jähriges Leben uneigennützig der Wissenschaft und dem Wohle ihrer Mitmenschen!

Sitzungsberichte.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Die „Mittheilungen" dieses Vereins haben ihren zweiten Jahrgang angetreten. Das erste Heft, das uns soeben zukommt, wird durch einen Aufsatz über „die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen" eröffnet; eine interessante Darstellung, wie das Deutschthum, nachdem die Slaven das alte Markomanenland besetzt, in demselben wieder festen Fuß faßte und Einfluß gewann, bis es unter Karl IV. den Gipfel seiner Bedeutung im Lande in vorhussitischer Zeit erreichte. In einer zweiten Abtheilung wird der Herr Verfasser, W. Weber, seine Abhandlung, anhebend mit der Niederlage, die das Deutschthum in Böhmen durch den Hussitismus erlitt, fortsetzen.

Unter dem Titel: „Heidnisches aus Böhmen" behandelt Dr. Virgil Grohmann den Aberglauben vom wilden Jäger, den himmlischen Soldaten und der Göttin Holda-Perachta, (Bertha, weiße Frau, Frau Hille, Lucia ꝛc.) der sich aus der alten Heidenzeit ins Christenthum herein erhalten hat. Dr. Grohmann berücksichtigt dabei die slavische Mythe eben so sehr wie die deutsche; warum er aber in einer Zeitschrift des deutsch-historischen Vereins consequent den slavischen Ortsnamen Domažlice beibehält, da doch dieser Ort von Alters her den allbekannten deutschen Namen Taus führt, ist uns ein Räthsel.

Dr. Hallwich bringt eine interessante Mittheilung aus der Geschichte von Graupen, zu dem ihm zwei Manuscriptfolianten, die in Graupen aufbewahrt werden, und die vorzüglich für die Geschichte jener Stadt während des dreißigjährigen Krieges wichtig sind, das Material geliefert haben. Was Herr Dr. Hallwich mittheilt, gehört der Vorgeschichte dieses Krieges an und schließt mit der Zeit der Flucht des Winterkönigs, unter welchem Commissäre der Stände die Stadt aufforderten, sich für 9000 Thlr. von aller Unterthänigkeit loszukaufen. Die Bürgerschaft that dies und hatte eben noch Zeit, die 9000 Thlr. zu bezahlen und den Freikauf in die Landtafel eintragen zu lassen, als die Schlacht am Weißen Berge der Herrlichkeit Friedrichs von der Pfalz ein Ende machte.

Den kritischen Besprechungen historischer Werke ist jetzt eine besondere „litterarische Beilage" der „Mittheilungen" gewidmet, die abgesondert paginirt, unter einer getrennten Redaction steht In der vorliegenden ersten Nummer werden mehrere für die österreichische Geschichtsschreibung wichtige Werke (Smitts Friedrich II., Katharina und die Theilung Polens; Voigts Formelbuch des k. Notars Henricus Italicus aus der Zeit der Könige Ottokar II. und Wenzel II. von Böhmen; Janssens Frankfurts Reichscorrespondenz) von competenter Feder besprochen und auch eine kurze Revue dessen gehalten, was die czechische Litteratur auf historischem Gebiete producirt.

Den geschäftlichen Mittheilungen entnehmen wir, daß der Verein, dessen Bibliothek abermals eine Reihe werthvoller Geschenke erhielt, gegenwärtig 1888 Mitglieder (darunter 29 stiftende) zählt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Studien eines Franzosen über die Staatsverwaltung.

Étude sur l'organisation administrative des États par **Gustave Lambert.**
(Paris 1862.)

Es ist seit langem als eines der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale romanischen und germanischen Geistes anerkannt, daß jener verallgemeint und vereinerleit, während dieser dem Einzelnen und Besonderen sich zuwendet. Zwei Deutsche drei Meinungen, sagt das Sprichwort, während in Frankreich jeder sich bemüht, diejenige Ansicht zu bekennen, welche die Zustimmung der Mehrheit für sich hat. Während der deutsche Denker seine Thesis auf das willkürlichste und einseitigste, je nachdem Gedanke und Gefühl ihn führen, ohne Rücksicht auf die praktische Anwendbarkeit entwickelt, verliert der französische die letztere nicht außer Augen, er schleift lieber Ecken ab und bleibt auf halbem Wege in Entwicklung seines Gedankenganges stehen, ehe er auf die Möglichkeit der praktischen Verwirklichung verzichtet. Das Secten- und Conventikelwesen und noch mehr die religiöse und philosophische Vereinzelung, das Hausen auf eigene Faust, hat daher unter den Romanen nie in solcher Weise um sich gegriffen als unter den deutschen Völkern, und umgekehrt hat unter diesen ein Gedanke, eine Formel, eine Fahne oder ein Abzeichen nie solche allgemeine Bedeutung erlangt und derart das Leben der Nation beherrscht als unter jenen. Die Staats- und die Gemeindeverfassung, die Verwaltung, die Erziehung und der Unterricht, ja selbst das wechselndste aller Dinge, die Mode, nichts nimmt in England oder Deutschland jenen Charakter der Allgemeinheit und Gleichförmigkeit an, den es in Frankreich an sich trägt, und nirgends als hier ist die Bemühung so groß, die gefundene Regel, selbst wenn sie nur particulären Werth hat, als allgemeines Gesetz aufzustellen und auch das Höchste und Erhabenste dem gemeinen Maße zu unterwerfen. Es hängt ganz mit dieser Richtung der Geister zusammen, daß in Frankreich der Mathematik und Physik, wegen der Handgreiflichkeit und Evidenz ihrer Gesetze, ein unbedingter Werth beigelegt wird, und daß sie zur Erklärung und Reglung auch der rein geistigen Erscheinungen benutzt werden. Das Auftreten der Sensualisten und Materialisten im vergangenen Jahrhundert und die zahl- und einflußreichen Anhänger, welche dort gerade jetzt die ähnliche Schule August Comte's gewonnen hat, ist durchaus nicht ein zufälliges Ereigniß.

Es ist von großem Interesse, an einzelnen Erscheinungen zu beobachten, wie dieser Genius des Volkes sich in ihnen wiederspiegelt, und jenes Interesse wächst

Digitized by Google

in dem Maße, als dieser Einfluß deutlicher hervortritt, die aus demselben sich entwickelnden Folgerungen durchgreifender und die Gegenstände, die sie treffen, wichtiger sind. Aus diesen Gründen haben wir ein umfangreiches Werk von nahe tausend Seiten zur Besprechung gewählt, welches Gustav Lambert, ein Schüler A. Comte's, voriges Jahr über die Organisation der Staatsverwaltung veröffentlicht hat, ein wohldenkender und scharfsinniger Mann, welcher die Mängel der gegenwärtigen Einrichtungen klar erfaßt und die socialen Leiden unserer Tage tief empfindet, und doch zu welchen Vorschlägen läßt er unter dem doppelten Eindrucke seiner Philosophie und seiner Nationalität sich verleiten!

I.

Seine Philosophie führt den Verfasser von den Thatsachen nur bis zu den sie bestimmenden Kräften und deren Gesetzen. Er gewinnt allgemeine abstracte Regeln für jedes Sein (Logik, Mathematik) und Gesetze der materiellen, der organischen und der intellectuellen Erscheinungen (Astronomie, Physik, Chemie — Mineralogie, Botanik, Zoologie — Anthropologie, Gesellschafts- und Staatslehre); allein ob hinter den Erscheinungen eine oder mehrere Substanzen, ein sich ewig entwickelnder fertiger Geist oder ein Schöpfer mit einer geschaffenen Welt lebe, so wie alle Fragen des Jenseits beschäftigen ihn nicht. Forschungen dieser Art sind ihm Romane, Wünsche, Träume, unbestimmte Empfindungen, namentlich gehören hieher jene „über die Willensfreiheit und Immaterialität des Geistes". Was man wissen kann, ist, daß die menschlichen Thätigkeiten sich auf vier: Lieben, Entscheiden, Ordnen und Prüfen, zurückführen lassen; die Thätigkeit des Ordnens, die Grundlage aller wissenschaftlichen Bestrebungen, beruht auf der Intuition des Wahren und auf der ihr nachfolgenden Dialektik. Die Intuition ist etwas Ursprüngliches, dem Menschen Angebornes, der Mensch besitzt diese Eigenschaft wie „die Wiese jene, Gras zu erzeugen". Jetzt ist sie durch angelerntes oft falsches Wissen und durch Vorurtheile meist verdunkelt, aber früher trat sie allgemein hervor; ihr ist die Sprache zu verdanken. Die Dialektik entwickelt Folgerungen aus dem durch Intuition Erkannten; beide bedürfen der berichtigenden Prüfung. Das höchste Ziel des Ordnens und Prüfens ist: für jede Wissenschaft die mathematische Formel zu finden, in welcher sich ihr Gesetz ausspricht; so lange ein Wissen nur in Worten sich bewegt, ist es unvollkommen.

In diesem embryonären Zustande, meint Lambert, befinde sich noch das Wissen vom Staate. Es fehlt die Erfahrung, denn die jetzigen Staaten sind verhältnißmäßig noch sehr jung; kaum haben die geologischen Erschütterungen und die Einfälle barbarischer Völker aufgehört und hat die Gesellschaft vom Joche des Feudalismus sich befreit; noch übt der Krieg seine irrationale Gewalt und haben die materiellen Bedürfnisse vor den geistigen den Vorzug. Am nächsten wird man der Wahrheit kommen, wenn man an der Hand der Statistik und der Geschichte jeden Staat in seine einzelnen Organe auflöst den Entwicklungsgang jedes dieser Organe beobachtet und hieraus die dem Ziele der erkannten Bewegung entsprechende

Digitized by Google

Gestaltung desselben für sich allein und in seiner Zusammenordnung mit den anderen Organen ableitet.

Der Staat (der Verfasser substituirt ihm oft den Begriff Nation) entsteht durch das Zusammenleben der Menschen; ihr auf der Intuition der Verhältnisse beruhendes Uebereinkommen schafft Rechte und Pflichten, einen bestimmten Inhalt des Staatsvertrages. So lange jenes Uebereinkommen der Natur der Dinge entspricht, bleibt jener Vertrag aufrecht; so bald aber dieses Zusammenpassen fehlt entsteht zuerst in vorgeschrittenen Individuen, allmälig aber in immer weiteren Kreisen das Streben nach Aenderung jenes Staatsvertrages, ein Streben, das vom Standpunkte des Rechtes aus stets von Erfolg sein sollte, und, wenn mißkannt, zu inneren Stürmen und Umwälzungen führt. In fortschreitenden Staaten sollte darum jede 25 Jahre — die Dauer einer Generation — ein neuer Staatsvertrag verfaßt werden, denn kein Geschlecht ist befugt, das ihm folgende zu binden.

In dem Maße, als die Erkenntniß und das Bedürfniß des Besseren sich entwickeln und ihre Befriedigung gefunden haben, giebt es mehr oder weniger fortgeschrittene Staaten; das Maß ihres Fortschrittes drückt sich in dem Grade der geographischen, historischen und nationalen Verschmelzung ihrer einzelnen Bestandtheile aus. Der vollkommenste Staat in dieser Beziehung ist Frankreich; ihm steht Großbritannien nahe, nur Irland. stört den Einklang; Deutschland könnte, wenn es mit Nachdruck der Kleinstaaterei, dieses Restes der Feudalität, sich entledigte, ein solcher einheitlicher Staat werden. Preußen ist bloß ein administrativer Gedanke, Oesterreich — man sieht, das Buch ist unter dem Eindrucke der Ereignisse der Jahre 1860 und 1861 geschrieben — ein Agglomerat geographisch, historisch und nationell getrennter Völker; beide lösen sich in dem Augenblicke auf, als Deutschland sich zur Einheit zusammenschließt. Aus dem, daß allerorts das Streben nach Einigung vorherrscht, schließt Lambert, daß diese als das Ziel der Staatenbildung anzusehen sei, keine andere Form liege für jetzt in der Bewegung der Zeit.

Jede solche Einigung setzt eine gemeinsame Regierung und gesonderte Glieder, ein Gesammtterritorium und dessen einzelne Theile (das Departement, den Bezirk, die Gemeinde) voraus, daher die doppelte Strömung nach Centralisation und Decentralisation, nach Einheit des Ganzen und möglichster Selbstständigkeit der Einzelheiten. Zwischen diesen beiden Richtungen bewegt sich der große Kampf der neueren Zeit auf dem Gebiete der Verwaltung. Es gilt die Vermittlung zwischen zwei Extremen, von denen man nicht weiß, welches das gefährlichere sei, der Kirchthurmpolitik und der Staatsomnipotenz, der Zersplitterung, der Engherzigkeit, Parteilichkeit und eitlen Unwissenheit auf der einen, der Vertilgung alles individuellen Lebens, dem todten Mechanismus, der Rücksichtslosigkeit und Arroganz auf der anderen Seite. Der Verfasser sucht diese Vermittlung dadurch herzustellen, daß er dem Staatsoberhaupt mit seinem Ministerrathe, den von ihm ernannten Functionären, der Landesvertretung und der Hauptstadt, in jedem Departement und Canton eine Localvertretung mit dem Rechte des Lobes und Tadels und der Controle gegen die Organe der Regierung gegenüberstellt.

Digitized by Google

Noch eine andere Strömung ist in Beziehung auf die Verwaltung zu beachten, die ebenfalls in zweifacher Richtung sich vollzieht, jene nach Theilung und Verbindung der Arbeit. Die Verwaltung ist nach ihren einzelnen Functionen zu theilen und jede Function ist Männern anzuvertrauen, welche durch ihre specielle Bildung und Einübung die Intuition und Dialektik gerade dieses Zweiges der Verwaltungsthätigkeit sich angeeignet haben. Hieraus entspringt allerdings eine gewisse Einseitigkeit der Anschauung und Behandlung der Geschäfte, allein diese ist durch gemeinsame Berathung der Angelegenheiten und die übergeordnete einheitliche, dem Gesammtzwecke zustrebende Leitung auszugleichen.

Solcher Functionen können acht unterschieden werden: Erziehung und Unterricht, öffentliche Arbeiten, Gesundheits- und Armenpflege, Recht, Finanzen, Land-, Seemacht und Controle; sie alle sind von gleicher Wichtigkeit und es sollte ihnen und ihren Organen die gleiche Sorge und Achtung gewidmet werden. Gegenwärtig herrscht aber diese Gleichheit nicht; von einzelnen Organen sind in den meisten Staaten bloß die Rudimente vorhanden, während auf ihre Kosten andere das Uebergewicht behaupten; namentlich das Heerwesen ist überaus bevorzugt, fast alle Staaten Europa's leiden an einem „hitzigen Militärfieber". Unter Controle versteht übrigens der Verfasser nicht die administrative Ueberwachung und das Rechnungswesen, sondern die verschiedenen die Verwaltungsorgane beaufsichtigenden, anregenden und zurechtweisenden Volksvertretungen.

Die Functionäre bedürfen eines Mittelpunktes, in dem sie gipfeln, und einer inneren Gliederung. Jener Mittelpunkt ist das Staatsoberhaupt. Die Logik der Thatsachen forderte, sagt Lambert, daß auch dieser der für seine Stelle Geeignetste und Würdigste sei, und daß er nur so lange bleibe, als er vollkommen dienstfähig sich erweise; hiefür spreche die Analogie aller anderen Verwaltungsposten; allein wer nur praktisch Durchführbares will, müsse sich dem in Europa Bestehenden fügen, das für die Erblichkeit dieses Postens ist. Ein Uebergang zum Besseren wäre, daß das Staatsoberhaupt seinen Nachfolger frei ernennen und bei vorgeschrittenem Alter oder, sobald er sonst sich für seinen Beruf nicht mehr ganz geeignet fühle, jenem den Platz räumen würde.

Das Staatsoberhaupt wählt die Minister für jede der sieben Functionen der Verwaltung und für die allgemeinen Angelegenheiten, letztere die eigentlichen Träger des Gedankens der Regierung vor der Oeffentlichkeit, der Volksvertretung und dem Auslande. In ihre Reihe gehören der erste Minister, die zweite Person des Reiches, der Minister des Auswärtigen und mehrere Minister ohne Portefeuille, die Redner der Staatsverwaltung.

Dem Ministerrathe gehören auch die Präsidenten der drei großen Staatskörper (des Senates der Würdenträger, des Rathes der Gesetzgeber und der Landesvertretung) und der Präfect der Hauptstadt an. In wichtigen Angelegenheiten dringlicher Art, welche die Berufung der Landesvertretung nicht gestatten, wird der Ministerrath durch Notabeln verstärkt. Sein Votum ist übrigens ein bloß consultatives, das Staatsoberhaupt allein entscheidet. Die Mitglieder des Minister-

Digitized by Google

rathes sichern ihre Verantwortlichkeit durch den Rücktritt, die Weigerung, den Beschluß vor der Staatscontrole zu vertreten, oder durch die Niederlegung ihrer abweichenden Meinung im Berathungsprotokolle. Die Minister erhalten keine Besoldung, sondern Repräsentationskosten, die nach der Größe des Staates, für Frankreich mit jährlichen 200.000 Francs, zu bestimmen sind; sie wohnen in eigenen Palästen, der erste Minister in jenem des Staatsoberhaupts. Nach vollendetem 67. Jahre darf kein Minister sein Amt fortführen.

Jedes Ministerium besteht außer dem Minister aus Generaldirectoren für die einzelnen Fächer und einigen ihnen beigegebenen Generalinspectoren, welche ihren Dienst theils in dem Bureau, theils durch Bereisungen verrichten; es fehlen alle untergeordneten Beamten; die Schreibgeschäfte verrichten Copisten ohne den Rang von Beamten. Hiedurch ist — nach Lambert — die Bureaukratie in ihrer Wurzel vernichtet.

Die Wahl der Fachminister ist keine freie, sondern sie ist auf die Männer des Verwaltungszweiges und zwar auf die dem Range nach höchsten beschränkt. Dieser Rang wird nach den Noten bestimmt, welche durch strenge Prüfungen, besondere Leistungen und die bei den wiederkehrenden Untersuchungen der Amtsgebahrung gefällten Urtheile der Vorgesetzten errungen werden. Diese Noten werden jedes Jahr durch Zahlen ausgedrückt, die Zahlen der einzelnen Jahre werden addirt und nach deren Summe erfolgt die Beförderung, so daß Anciennetät und Verdienst gleichmäßig zu derselben beitragen. In den höheren Chargen, wo der Einzelne schon hinlängliche Proben seiner Befähigung gegeben hat, und das Urtheil allzu sehr von der Gunst der wenigen höheren Vorgesetzten abhinge, ist in der Regel die Anciennetät allein entscheidend, höchstens könnte $^1/_{10}$ bis $^1/_5$ der erledigten Stellen im Wege der freien Wahl vergeben werden, um besonders hervorragenden Männern Raum zu schaffen. Männer freier Thätigkeit können unter keiner Bedingung der Kette der Beamtenschaft eingereiht werden; ihren Verdiensten und dem Nutzen, den sie dem Staate gewähren können, ist eine andere Laufbahn geöffnet. Durch diese zwei Maßregeln — die strenge Regelung der Beförderungen und die ausgeschlossene Einschiebung fremder Elemente — wird jede Gunst und jede Willkür, jedes Stellenjagen und Erschleichen, und somit die Hauptquelle der Demoralisation der Beamten beseitigt und aus den politischen Kämpfen der persönliche Ehrgeiz, so wie der Uebelstand beseitigt, daß plötzlich neue und im Fache unerfahrene Menschen an die Spitze der Specialgeschäfte treten.

Außer den Functionären, welche allein alle Rechte der Repräsentanten der Staatsgewalt genießen, werden im ausübenden Dienste auch untergeordnete Beamten und Agenten verwendet, die nur in einem gewöhnlichen mehr oder minder bleibenden oder vorübergehenden Verhältnisse zum Staate oder zu einzelnen Functionären desselben stehen. Unter den Functionären treten die großen Rangabstufungen hervor, Functionäre für das ganze Reich, für das Departement, für den einzelnen Canton in jeder Abstufung werden drei Rangs- und Gehaltsclassen unterschieden.

Dieselbe Stellung, welche das Staatsoberhaupt und sein alter ego, der erste Minister, im Ministerrathe einnehmen, jene der Leitung nach den Principien der

Digitized by Google

Regierung und der Vereinigung und Ausgleichung der einzelnen Fachintereſſen, behaupten in den Departements und Cantons die Präfecten und Maires. Sie ſind die eigentlichen politiſchen Männer; erſterer umgiebt ſich mit Auditoren, aus jungen Männern der beſten Familien gewählt, welche unentgeltlich, zum Zwecke ihrer politiſchen Ausbildung, dienen, letzterer wählt ſeinen Adjunct ſelbſt. Präfect und Maire beziehen nicht Gehalte, ſondern Repräſentationskoſten.

Sowohl im Departement als im Canton ſind durch Specialitäten (Directoren, Cantonschef) alle Zweige des öffentlichen Dienſtes mit Ausnahme der Marine vertreten, welche letztere ſachgemäß nur in den Küſtengegenden repräſentirt iſt.

Im Canton bilden die Cantonschefs vereint den Rath des Maire. Sie ſind, jeder in ſeinem Dienſtzweige, ihrem Departementsdirector und deſſen Inſpectoren untergeordnet, aber ſie haben zugleich Richtung und Rath des Maire zu beachten und unterſtehen der Controle und dem Impulſe der Cantonsvertretung. Um in letzterer die Intereſſen ihres Zweiges geltend zu machen und eine innigere Verbindung zwiſchen der allgemeinen ſtaatlichen und der beſondern örtlichen Anſchauung herzuſtellen, ſind ſie von Amts wegen Mitglieder jener Vertretung und beſorgen ſowohl die Staats- und Departements- als die Gemeinde- (Cantons) Angelegenheiten. Sie ſind auch Rechnungsbeamte und führen die Regiſter der Einnahmen und Ausgaben ihres Dienſtzweiges. Je nach dem letzteren ſind ihnen ferner die Regiſter der Geburten und Sterbefälle, der Ehen und gerichtlichen Verurtheilungen, der Militärpflichtigen, der Gewerbe, der Wähler, der Steuerpflichtigen und ihrer Steuerquoten anvertraut, ſie ſind endlich die Secretäre der gelehrten und profeſſionellen Geſellſchaften ihres Fachs im Canton und die Rathgeber aller, die ſich in Dingen des Faches an ſie wenden. In wichtigen Cantonen, beſonders ſolchen, welche durch größere Städte gebildet werden, wird die Stelle des Cantonschefs von Beamten höheren Ranges (Inſpectoren) verſehen, welche zugleich die Inſpection über die Chefs der umliegenden Cantone beſorgen. Sind der Geſchäfte viele, ſo erhält der Chef Gehilfen unter dem Titel Unterchefs oder Unterinſpectoren.

Aehnlich iſt die Stellung der Directoren der einzelnen Verwaltungszweige im Departement gegenüber dem Miniſter ihres Faches, dem Präfect und der Departementsvertretung. Alle Functionäre ſind von der Wahl in die verſchiedenen Volksvertretungen ausgeſchloſſen; dies ſichert ihre politiſche Unparteilichkeit.

Die Ergänzung der Functionäre geſchieht auf zweifache Weiſe. Wer durch das Diplom der allgemeinen Bildung ſeine Befähigung zur weiteren Ausbildung dargethan, kann vom 18. bis 21. Jahre ſich um Aufnahme in die Fachſchule jedes einzelnen Verwaltungszweiges in Bewerbung ſetzen. Er unterliegt zweien Aufnahmsprüfungen, der einen von einer Departementalcommiſſion und der anderen durch Profeſſoren der Fachſchule, die zu dieſem Ende jeder einige Departements jährlich bereiſen. Die erhaltenen Noten beſtimmen ſeinen Platz unter den Bewerbern; wie viel der letzteren aufgenommen werden, hängt von dem Bedürfniſſe des Dienſtes ab. Der Unterricht in der Fachſchule dauert vier bis fünf Jahre, er iſt in den letzten Jahren mit praktiſchen Uebungen verbunden; ſtrenge Prüfungen dienen zur Be-

Digitized by Google

urtheilung der Zöglinge; jeder derselben, welcher nicht unter dem geforderten Mittelmaß zurückblieb, erhält nach Ablauf jener Zeit die Ernennung zum Functionär; aber die Note, die er beim Abgang von der Schule erhalten, bestimmt seinen Rang unter den gleichzeitig Eintretenden.

Auch die einfachen Beamten können nach mehreren Jahren löblichen Dienstes und gut bestandenen Prüfungen Functionäre werden.

Kein Beamter soll unter drei oder über sechs Jahre in demselben Orte bleiben, keiner in seinem Geburtsorte verwendet werden. Jeder bekömmt jährlich einen Monat Urlaub; die einzelnen Beamten haben ihn derart zu benutzen, daß hiedurch der Dienst nicht leide. Darüber hinaus kann der Präfect über Vorschlag des Directors den ihm unterstehenden Beamten in Fällen unausweichlicher Nothwendigkeit weitern Urlaub bis zur Dauer von acht Tagen ertheilen. Urlaube größerer Dauer bewilligt der Minister, in der Regel gegen Einstellung des Gehaltes während der Urlaubszeit.

Die Strafen der Beamten sind Verweise des Directors, des Ministers, des Staatsoberhauptes und die Dienstesentlassung, die vom Oberhof des Ministeriums ausgesprochen wird und gegen welche die Volksvertretung einzuschreiten berechtigt ist.

Die Honorare der Beamten bestehen lediglich in Besoldungen ohne alle Nebengenüsse, aber auch ohne alle Abzüge, auch genießt kein Beamter, die Repräsentanten des Staats, Minister, Präfecten und Mairs, ausgenommen, eines Naturalquartiers. Die Besoldungen sind hoch, so daß sie den anständigen Lebensunterhalt sichern. Für das jetzige Frankreich werden sie vom Verfasser für die Functionäre untersten Ranges mit 300 bis 400, jene zweiten Ranges mit 500 bis 700, und jene ersten Ranges mit 1000 bis 2000 Fr. des Monats vorgeschlagen.

Nach 25 Dienst- oder 50 Altersjahren kann jeder Beamte die Versetzung in den Ruhestand fordern, nach 35 Dienst- oder 60 Altersjahren wird er von Amts wegen pensionirt, nur die Generalinspectoren können noch sieben Jahre lang in den Oberhöfen verwendet werden, und auch die Generaldirectoren werden erst mit 67 Altersjahren in den Ruhestand versetzt.

Die Pension beträgt ohne Unterschied die Hälfte des Gehaltes der letzten drei Jahre, die Pension der Wittwe ist die Hälfte derjenigen des Mannes; sie fällt — eine wohl begründete Abweichung von dem in Frankreich bestehenden System — nicht auf Rechnung der allgemeinen Auslagen des Staatsschatzes, sondern auf Rechnung des Verwaltungszweiges, dem der Beamte angehörte.

Litterarisches aus Stambul.

(Die Mohammedaner in der Capstadt. — Taubenpost.)

Mitgetheilt von **O. S. W.**

Der in einem der letzten dieser Hefte (Nr. 25) enthaltene interessante Bericht von E. v. L. über die Monatschrift des türkischen Gelehrtenvereines

Digitized by Google

(Medschmuaï Fünun) erwähnt auch zweier Briefe des Stambuler Gesetzgelehrten Ebu Bekr Efendi, worin derselbe sich über die Verhältnisse der islamitischen Bevölkerung in der Capstadt verbreitet, deren religiöse Zerwürfnisse durch entsprechende Belehrung auszugleichen er, auf Ansuchen der englischen Regierung, von der Pforte nach jenem äußersten Ausgangspunkte des africanischen Continents abgeordnet worden ist. Das seitdem erschienene eilfte Heft der bemerkten osmanischen „Revue" bringt ein weiteres Schreiben (18. März l. J.) des mohammedanischen „Ablegaten" und „Exhortators", welchem die nachstehenden Einzelheiten entnommen sind:

Wie der gesetzkundige Correspondent schon in seinen früheren Berichten andeutete, entspringen die mitunter bis zu Mord und Todtschlag ausartenden religiösen Differenzen nnter der von ihm zu versöhnenden Gemeinde seiner dortigen Glaubensgenossen der großen Mehrzahl nach nicht sowohl aus dogmatischen Verschiedenheiten als aus, auf bloß äußerliche Gepflogenheiten Bezug nehmenden Mißbräuchen, die, in Folge lange andauernder Nachachtung, bei vielen jener „Rechtgläubigen" gerade zum Gegentheile, nämlich zum Gebrauche geworden sind. Da aber der Islam bekanntlich auch die äußere Haltung und die geringfügigsten Acte des täglichen Lebens seiner Bekenner nach unwandelbaren Schablonen regelt, genügt auch solcher, an und für sich ganz bedeutungsloser äußerer Zubehör um die nicht minder stätige menschliche Beschränktheit zu gegenseitigem Hasse und blutiger Verfolgung aufzustacheln. Einer dieser mißbräuchlichen Gebräuche bezieht sich auf die Bartcultur. Nach dem Beispiele des arabischen Propheten trägt bewußtermaßen jeder Mohammedaner in der Regel sowohl Schnurbart als Vollbart und wird hierin z. B. in der Türkei nur durch die altherkömmliche hierarchische Etiquette beschränkt, welche Militärpersonen bis zu einem gewissen Range und Individuen gewisser Dienstkategorien den Schnurbart allein gestattet. Die Form und Länge des Bartes ist gleichfalls durch alte und streng eingehaltene Vorschriften normirt. So trugen die Sunniten, also Türken, Araber, Afghanen, Bocharesen u. s. w. denselben in der Mehrzahl halb oder in neuerer Zeit auch häufig ganz kurz und lassen unter andern das auf der Wange über die natürliche Bartgränze gegen die Augen zu überwuchernde Barthaar mit vieler Gewissenhaftigkeit entfernen, während die schitischen Perser, minder sauber, bis zu den Thränennerven verwachsen sind, und überdies einen langen Bart als besondere Zierde betrachten, wie denn auch Fethalischah, der Urgroßvater des gegenwärtigen Königs von Persien, ihnen schon deßhalb als der schönste Monarch galt seit Erschaffung der Welt. Ganz bartlos dagegen sind im Orient nur die Eunuchen, und wirklich kann man sich in einer Versammlung von morgenländischen Männergestalten beim plötzlichen Anblick eines glattrasirten Europäers des unwillkürlichen Vergleichs desselben mit jenen bedauerlichen Haremhütern nicht entschlagen. Ja, spärlicher Bartwuchs gilt sogar als Naturfehler, der dem damit Behafteten den Spottnamen Köse, d. h. Dünnbart, zuzieht. Hinsichtlich des Vollbartes sind nun zwar die Mohammedaner der Capstadt noch strenger als ihre erwähnten Glaubensbrüder, indem sie denjenigen, der sich einmal den Bart wachsen und dann wegnehmen ließ, geradezu für einen „Giaur" erklären und ihm

Digitized by Google

das Todtengebet verweigern; dagegen verfolgen sie, sonderbar genug und im Gegensatze mit allen übrigen ihrer Religionsgenossen, in gleicher Weise auch solche, die sich den Schnurbart wachsen lassen, schließen dieselben ebenfalls aus ihrer Gemeinschaft aus und enthalten sich sogar derlei Schnurbartträger eines Grußes zu würdigen.

Der zweite abzustellende Mißbrauch dreht sich um die nothwendige, aber wenig ästhetische Function des Spuckens. Die Mohammedaner, wie gleichfalls zur Genüge bekannt, sind nämlich bezüglich des Fastens weit scrupelhafter als die Bekenner anderer Religionen, so zwar, daß sie während der dieser Art von Enthaltsamkeit geweihten Epoche (Ramasan) von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang sich nicht nur Speise und Trank mit äußerster Gewissenhaftigkeit, sondern überhaupt jeden Genuß, wodurch fremde Stoffe in den in absoluter Reinheit zu erhaltenden Körper eingeführt würden, als: Rauchen, Schnupfen, Blumenduft u. s. w. versagen, indem eine einzige derartige Verunsauberung genügen würde, sie der ganzen Verdienstlichkeit der während des Restes des Tages erduldeten Entbehrungen verlustig zu machen. Die Rechtgläubigen des Cap, starke Tabakkauer, huldigen im Principe derselben strengen Vorschrift, können sich aber nicht entschließen, auf längere Zeit dieser ihrer Lieblingsgewohnheit zu entsagen, daher sie zwar das Tabakkauen selbst als nicht fastenwidrig sich auch während des Ramasan gestatten, dagegen das Verschlucken des so verunreinigten Speichels als eines fremden, fastenbrechenden Körpers verbieten und daher während des bemerkten Monats unausgesetzt Spucknäpfe mit sich führen, von welchen sie sich sogar während ihres Aufenthaltes in der Moschee nicht trennen.

Eine andere ihrer eigenthümlichen Gewohnheiten, die sie in den Augen europäischer Heiratspeculanten als höchst unpraktische Köpfe erscheinen lassen muß, besteht darin, daß unter ihnen nur solche Heiraten gesetzliche Giltigkeit haben, bei welchen das Heiratsgut der Frau den Betrag von fünf Schilling nicht übersteigt. Auch müssen sich bei ihren Verlobungen, damit selbe gültig seien, die Brautleute umarmen und küssen, während sich bei den meisten übrigen Muslumanen Bräutigam und Braut vor Ende der Hochzeit weder sehen und noch weniger berühren sollen.

Ein anderes unbegründetes Herkommen will, daß das gemeinschaftliche Gebet nur in Gegenwart von nicht weniger als 16 Gebetausrufern abgehalten werde; ja selbst die Schauer des Todes vermögen nicht den Frieden unter den Lebenden herzustellen, indem die eine Partei bei Beerdigungen den Leichnam mit dem Kopfe zuerst, die andere zuerst mit den Füßen ins Grab senkt und das entgegengesetzte Verfahren der Gegenpartei als Gottlosigkeit anrechnet.

Diesen und anderen Irrthümern sucht nun der geistliche Sendbote des obersten Chalifen und Imam in Constantinopel durch das edle Mittel der Belehrung ein Ziel zu setzen und errichtete zu diesem Zwecke in der Capstadt eine mohammedanische Schule, in der er sich bemüht, seiner in die äußerste Ignoranz versunkenen Heerde die Grundlehren des Islams beizubringen, eine Einrichtung, von welcher er sich den besten Erfolg verspricht. Das Lehrgebäude bezeichnet er als ein „geräumiges", da „jede die Capstadt bewohnende Nationalität einzeln betrachtet", die muslumanische

Digitized by Google

Gemeinde dort die Mehrzahl bildet. Die Sprachen seiner Schüler sind malayisch, malabarisch, indisch und arabisch. Aber nicht auf theologische Unterweisung und pastorale Ermahnungen allein beschränkt sich der Eifer des glaubenswarmen Katecheten vom Bosphorus; auch den politischen Interessen seines Vaterlandes hofft er zu dienen, indem er seine Regierung auf die große Menge von Bekennern, welche der Islam in Ost-Africa zählt und auf das „mächtige Gefühl der Anhänglichkeit und Zusammengehörigkeit" aufmerksam macht, das selbe, dank der bestehenden Glaubensgemeinschaft, gegenüber des Chalifats zu Stambul beseelt und bei Herstellung fortgesetzter freundschaftlicher Beziehungen zwischen der Türkei und jenen Gegenden in „sehr ersprießlicher Weise ausgebeutet werden könnte". Namentlich weist er in dieser Beziehung auf die Insel Zengbar (Zanzibar), die Districte von Benbase (Mombasa), Pemba, Queloa, Lamo (Lamoquo), Alam (?) und Sio (?) hin, die durchaus von arabisch und abyssinisch redenden Muslimanen bewohnt sind und von einem aus einer abyssinischen Gemahlin geborenen Sohne des Imam von Maskat, einem „besonders intelligenten Regenten", beherrscht werden, dessen Autorität sich eine Monatreise weit von der Küste ins Innere erstreckt. Auch ist Ebu Bekr Efendi bemüht den diplomatischen Einfluß der Pforte zu Gunsten jener Bevölkerungen schon jetzt insoferne zur Geltung zu bringen, als er die Aufmerksamkeit seiner Regierung zu Gunsten der in der Capstadt befindlichen „zahlreichen" und in drückender Armuth lebenden Eingebornen der bemerkten Insel Zanzibar wachruft, die vor vier Jahren während der Ueberfahrt aus ihrer Heimat in einen benachbarten Hafen von englischen Kreuzern irrthümlich als Sclavenwaare aufgebracht und in die Hauptstadt des Caplandes versetzt wurden, der Gerechtigkeit gemäß nun aber wieder, in Folge türkischer Fürbitte, auf englischen Schiffen in ihr Vaterland zurückgeführt werden sollen.

Das zwölfte Heft des „Medschmuaï Fünun" enthält einen kurzen Aufsatz über die poetischste aller Briefexpeditionsanstalten, die Taubenpost. Ueber den Gebrauch des Telegraphen im Oriente wissen wir bekanntlich nur so viel, daß die Bewohner des „himmlischen Reiches", wie so vieles Andere, auch diese sinnreiche Einrichtung weit früher kannten und benützten als wir, indem die Wächter auf der großen chinesischen Mauer durch gewisse, je nach den Umständen in verschiedener Zahl und Richtung gegebene und bis zur Hauptstadt sich fortpflanzende Feuerzeichen den Anmarsch feindlicher Horden, das Eintreffen von Gesandten u. s. w. nach dem Centralsitze ihrer Regierung zu melden pflegten. Ob die bewußten seltsamen Hügel (Mohillen) in den asiatischen Steppen zu gleichem Zwecke dienten, ist behauptet, aber nicht erwiesen worden. Die Brieftaube, welche die Entfernung zwischen Constantinopel und Alexandrien in einem Tage zurücklegte, war daher ohne Zweifel die rascheste Vermittlerin von Correspondenzen in einer Zeit wo die schnellste Communication zu Lande auf das Pferd, jene zur See auf das Segelschiff beschränkt blieb, und hätte somit auf die ehrenvollste Erwähnung in einer Specialgeschichte der Post gewiß begründeten Anspruch. Wie die Locomotive den reitenden, hat der elektrische Draht auch diesen fliegenden Postboten aus seiner nützlichen

Digitized by Google

Thätigkeit verdrängt, so zwar daß sein Andenken gegenwärtig selbst in der Türkei nur mehr als holdes Echo in Gedichten und manchen anspielenden Redensarten fortlebt. Als Beleg hiefür citirt Münif Efendi, Verfasser des in Rede stehenden Artikels, die Verse:

„Zweifelnd, wo der Brief erscheine.
Irrt mein Auge in die Weite,
An der Thüre hängt das eine,
Nach dem Fenster späht das zweite."

und die in der höheren osmanischen Stilistik noch heute gebräuchlichen Ausdrücke: Ein Schreiben „zufliegen machen" (itare etmek) und „auf den Flügeln der Eile" statt „schleunigst", wie auch anderwärts üblich.

Die Erfindung der Taubenpost vindicirt Münif Efendi seiner Heimat, dem Morgenlande, und octroyirt ihr ein Alter von 2000 Jahren, ohne jedoch eine Quelle zu Gunsten dieser Ansicht anzugeben. Daß Noah gerade diesen Vogel aus der Arche fliegen ließ, dürfte übrigens Liebhabern von Hypothesen allerdings genügenden Grund bieten, als Schöpfer der in Rede stehenden Einrichtung nicht nur einen orientalischen, sondern sogar einen antediluvianischen „Thurn und Taxis" vorauszusetzen, wonach sie dann selbst nicht bloß zwei Jahrtausende, sondern bis in die Anfänge der Menschheit zurückreichen würde. Dagegen verfolgt der Artikel, auf Grundlage von wahrscheinlich aus einem Conversationslexikon geschöpften historischen Belegen, die Entwicklung und Vervollkommnung der Anstalt in West und Ost seit Marius, vier Jahrzehnte vor Christi Geburt, der aus einer belagerten Festung durch Brieftauben seine Anhänger zur Hülfe aufforderte, durch das Mittelalter, in welchem Kreuzfahrer und Sarazenen sich derselben bedienten, bis ins 15. Jahrhundert, wo man in Aegypten zur größeren Bequemlichkeit den befiederten Courieren sogar Thürme als Etappenstationen errichtete, und in die neueste Zeit, wo „amateurs" einen ähnlichen Postdienst in Antwerpen organisirten und von dort aus Nachrichten nach Amsterdam in einer, nach Paris und London in je drei Stunden beförderten.

Um jedoch idyllisch gestimmten Seelen, welche etwa die mittlerweile erfolgte gänzliche Auflassung dieses reizenden Institutes vom Standpunkte der Aesthetik aus zu bedauern geneigt wären, den Seufzer vergeblicher Sehnsucht auf den Lippen zurückzudrängen, sei auch der ferneren fatal praktischen Bemerkung des Verfassers Erwähnung gethan, wonach eine einzige gut dressirte Taube dieser Art in jener Zeit kaum weniger als 1000 Kremnitzer Ducaten kostete, während heutzutage um denselben Preis 1000 Telegramme kürzerer Fassung, z. B. von Wien nach Stambul, expedirt werden können und zwar ohne Gefahr auf der Reise von irgend einem „Kallab der Lüfte" mit Adlerschnabel oder Sperberfängen weggehascht zu werden, eine Gefahr von doppelt nachtheiliger Tragweite, da sie sowohl Brief als Briefträger, also Zins und Capital, zugleich bedrohte. Eine andere eben so ausgiebige Quelle des Trostes hiefür liegt in dem Bewußtsein der Mühe und des Zeitverlustes, welche die Abrichtung solcher geflügelter Boten erforderte und mit deren den Original-

Digitized by Google

artikel einleitender Schilderung daher die gegenwärtige Besprechung desselben abschließt:

Die bei der Taubenpost verwendeten Tauben waren die sogenannten „türkischen", eine Gattung, die an Größe und Flügelraschheit die gewöhnlichen europäischen Haustauben übertrifft.

Um sie zum Postdienste zu dressiren, fütterte man sie an einem bestimmten Orte und gestattete ihnen von Zeit zu Zeit längere Ausflüge, damit sie ihre heimatliche Gegend nach allen Seiten hin kennen lernten. Dann führte man sie in einem Käfige in der Richtung des Ortes, nach welcher der Correspondenzdienst eingerichtet werden sollte, zuerst eine halbe, dann eine ganze Stunde u. s. w. mit sich fort und ließ sie los, worauf sie sogleich nach Hause zurückflogen. Hatten sie sich so nach und nach die Richtung ihrer Heimat genau eingeprägt, so hielt man sie an dem ihnen fremden Orte eingesperrt und reichte ihnen Futter von schlechter Qualität, wodurch ihre Sehnsucht nach ihrer alten Heimat und daher auch die Schnelligkeit, womit sie, in Freiheit gesetzt, nach derselben zurückstrebten, vermehrt wurde. Kurz vor Antritt ihrer Heimreise mußten sie reichlich genährt werden, damit sie nicht, vom Hunger getrieben, auf dem Wege Futter suchten wodurch Aufenthalt verursacht worden wäre. Um sie zu verhindern, während des Fluges eine Tränke aufzusuchen, ins Wasser zu steigen und bei dieser Gelegenheit das an einen ihrer Füße gebundene Briefchen zu durchnässen, wusch man ihnen vor der Abreise die Füße mit Essig (sic). Männliche Tauben, deren Weibchen zu Hause brüten, gelten als die besten „Expressen", denn sie gleichen abwesenden Ehemännern, welchen daheim Familienfreuden bevorstehen und die, vorausgesetzt daß sie überhaupt gute Gatten sind, statt des „Localzuges" den „Schnelltrain" wählen, um derselben desto früher theilhaft zu werden. Bei den verschiedenen Gefahren endlich, welche auch dieser Art von Post nicht erspart sind und der eben so nahe liegenden Möglichkeit, daß sich der Bote verirre, ist es außerdem zur vollen Beruhigung und wenn es sich um Nachrichten von Belang handelt, anzurathen, mehrere Tauben nach einander fliegen zu lassen, durch welche Vorsicht allerdings die Zuverlässigkeit der Briefbeförderung erhöht, aber mit ihr auch die Besorgniß möglicher Verluste bedeutend gesteigert wird.

Geographische Litteratur.

Hypsometrie von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, nebst einer Höhenschichtenkarte beider Länder. Verfaßt von Carl Koristka, Professor am Polytechnikum in Prag.

Zwölfter Jahresbericht des „Werner-Vereins" in Brünn

Angezeigt von Dr. Klun.

Unser Zeitalter ist im vollsten Sinne des Wortes das naturwissenschaftliche. Niemals vorher sind auf allen Gebieten der reichgegliederten „Natur" so tiefgehende

Digitized by Google

und umfassende Forschungen und Studien gemacht worden, — niemals vorher war das Bestreben nach Verallgemeinerung der Resultate wissenschaftlicher Forschungen ein so ausgesprochenes — niemals vorher der Einfluß der Naturwissenschaften auf das praktische Leben ein so augenfällig bestimmender als in unseren Tagen. Von dem jugendlichen Schmetterling-, Käfer- und Steinsammler an bis zu den Koryphäen, welche dem geheimnißvollen Schaffen der Naturkräfte lauschen, deren Gesetzmäßigkeit ermitteln, und die Materie dem Geiste dienstbar machen, schlingt sich die „Liebe zur Natur" als das gemeinsame Band; sie ist aber auch die fruchtbare Erzeugerin von Ideen, welche die gesammte Thätigkeitssphäre der Menschheit modificirt und fast ins Unendliche erweitert haben.

Als Schauplatz der Natur — wenn dieselbe im Geiste Humboldts als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes erfaßt wird — und der ihr innewohnenden Kräfte wird unser Planet, die Erde betrachtet. Die „Erdkunde" befaßt sich einerseits mit der Erkenntniß des Organismus unseres Erdkörpers als Schauplatz der Natur, und andererseits sucht sie das Verhältniß des Erdkörpers zum Menschengeschlechte, die Beziehungen der Natur zum Geiste, zu ermitteln und festzustellen. Mit dem Wachsen des Studiums der Natur wächst daher das geographische Wissen, und die „Geographie" hat sich seit Humboldt und Ritter vom rein aggregativen Standpunkte zum wissenschaftlichen, von der unmittelbaren Berichterstattung des Angeschauten zur Reflexion über die irdisch erfüllten Raumverhältnisse durchgearbeitet. Die Fortschritte der geographischen Wissenschaft sind in der Neuzeit daher in eben dem Grade riesig gewachsen als die Resultate des Naturstudiums überhaupt; sie sind fast zum Gemeingut aller Gebildeten geworden und üben einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Culturentwicklung der Völker und Staaten aus.

Unter den Vereinen, welche in unserem Vaterlande für die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse thätig sind, nimmt der Werner-Verein zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien, in Brünn, eine hervorragende Stelle ein. Der seit zwölf Jahren rühmlichst thätige Verein hatte es sich auch zum Zwecke gestellt, das reichhaltig zufließende Material durch gelungene Kartenwerke in größeren und weiteren Kreisen zu jener gedeihlichen Geltung zu bringen, wie es die Gegenwart in ihrer praktischen Verwendung bedarf. Zu diesem Zwecke ging das Streben des Vereines dahin, nebst einer „Höhenschichtenkarte" eine „geologische Karte" von Mähren und Schlesien nebst dem dazu gehörigen „Comentar" und endlich eine „Bodenkarte" der bezeichneten Länder herauszugeben.

Einen Theil dieser Aufgabe hat der Verein bereits gelöst, und zwar in einer Weise, daß wir mit gerechtem Stolze auf denselben hinweisen. Die „Höhenschichtenkarte von Mähren und Schlesien", ein Werk, welches die Resultate eilfjähriger geodätischer, auf Kosten des Werner-Vereins ausgeführter Messungen enthält, ist vom Prof. Kořistka mit einer Gewissenhaftigkeit und Fachkenntniß ausgeführt worden, wofür ihm nicht nur der Werner-Verein „für immer sehr

Digitized by Google

dankbar verpflichtet ist", sondern wofür ihm auch Oesterreich und die Wissenschaft im Allgemeinen die Anerkennung und den Dank aussprechen müssen. Kořistka hat in den Ferienmonaten der letzten 9 Jahre 3051 Höhenbestimmungen gemacht, worunter 2730 auf geometrischem und 331 auf barometrischem Wege. Seine Berichte über die ausgeführten Höhenmessungen, seine „Studien über die Methoden und die Benützung hypsometrischer Arbeiten" u. s. w. haben das Urtheil der gelehrten Welt über die Leistungen Kořistka's längst festgestellt, so daß wir dessen ausgezeichnete Arbeiten nur einfach „anzuzeigen" haben, und hiebei folgen wir dem der Karte beigegebenen Commentar.

Die in Mähren und Schlesien vorgenommenen Messungen belaufen sich auf 6000, welche Kořistka in drei Perioden (hinsichtlich deren Aufnahme) eintheilt. Vorerst sind erwähnenswerth die sieben Punkte, welche bei Gelegenheit der auf Befehl der großen Maria Theresia durch den Jesuiten J. Liesganig ausgeführten österreichischen Gradmessung (1759 bis 1762) in Mähren bestimmt wurden, und durch welche zuerst die Höhenlage des mittleren und südlichen Mähren annäherungsweise richtig bestimmt wurde. Von diesen sieben Punkten konnten nur zwei benützt werden. In den Jahren 1820 bis 1840 sind Messungen mit Hülfe des Barometers ausgeführt worden, doch „war ihre Zahl eine viel zu geringe, die Resultate waren zum Theil wenig genau, so daß der Gewinn für die Hypsometrie des Landes kein großer war". — Als die zweite Periode bezeichnet der Verfasser „die Bestimmungen des k. k. Generalstabes oder des k. k. Katasters". Bei dieser Gelegenheit wurde (in Mähren und Schlesien) von 978 Punkten die Höhe über dem Niveau des adriatischen Meeres berechnet. „Diesen Höhen kommt eine große Genauigkeit zu, und sie werden noch lange die einzige Grundlage für solche Messungen bilden, welche die Erforschung der Seehöhe einzelner Landestheile zum Zwecke haben. Leider haben sie bisher zu einer allgemeineren Kenntniß der Höhenverhältnisse des Landes wenig beigetragen"; denn erstens wurden sie früher nicht veröffentlicht (nur durch besondere Begünstigung wurden Wolný einige Punkte mitgetheilt, und Senoner durfte einen Auszug davon machen); — zweitens bezog sich die Mehrzahl nur auf hervorragende Bergspitzen, und man konnte daher daraus keineswegs auf die mittlere Höhenlage des Bodens, noch weniger auf die für die Landescultur hochwichtigen Thallinien schließen. Generalmajor v. Fligely (Director des k. k. militärisch-geographischen Instituts) und Oberst v. Pechmann (Vorstand des k. k. Katasters und Präsident der geographischen Gesellschaft), haben jedoch den Verfasser aufs freundlichste unterstützt, und im vorliegenden Verzeichnisse befinden sich sämmtliche Triangulirungspunkte verzeichnet, welche vermöge ihrer gleichförmigen Vertheilung im ganzen Lande sich vortrefflich dazu eignen, als Grundlage detaillirter Höhenbestimmungen zu dienen. — Die dritte Periode datirt seit dem Beginne der Thätigkeit des „Werner-Vereines" (im Jahre 1851), als dessen hervorragendste Arbeitskraft Kořistka mit Achtung und Anerkennung genannt werden muß. An dem Unternehmen betheiligten sich auch unsere trefflichen Geologen Bergrath Foetterle, Bergrath Lippold und Wolf.

Digitized by Google

Auf Veranlassung des Werner-Vereines wurden mehr als 4000 Messungen gemacht, und mehr als 3000 neue Punkte bestimmt. Bei der Auswahl der zu messenden Punkte wurden Momente der Geologie, der Landescultur, des Verkehrs und der Communicationen berücksichtigt. In geologischer Beziehung wurden jene Punkte bestimmt, die entweder als Grenzpunkte von Formationen, als Lagerstätten nützlicher Mineralien, als Niveaugrenzen gewisser Bildungen, als Petrefactenfundorte wichtig sind; — in Hinsicht auf die Landescultur wurden ausgedehnte gut cultivirte Strecken und Orte, welche die mittlere Höhe des umliegenden cultivirten Bodens bezeichnen, gemessen, so daß es gegenwärtig in Mähren und Schlesien nur wenige Gegenden geben dürfte, wo die Höhenlage des Bodens (und deren Einfluß auf Klima und Vegetation) nicht mit hinlänglicher Genauigkeit bekannt wäre. Gehören auch die mehrgenannten Länder unter die in Bezug der Verkehrsmittel am meisten begünstigten der Monarchie, so werden doch bei dem Aufblühen der Industrie und bei den Schwankungen der Lebensmittelpreise auch in den Nachbarländern noch viele neue Verkehrslinien zu eröffnen sein; die Ausführbarkeit derselben aber hängt vielfach von der Oberflächenform des Bodens, von den Steigungen, von der Erhebung und vom Profile der Wasserscheiden ab. — Nebst den früher genannten Vorarbeiten und den in der eben bezeichneten Weise vorgenommenen Höhenmessungen wurden von Kořistka auch die hypsometrischen Arbeiten von Julius Schmidt (später Director der Sternwarte in Athen), die Eisenbahnnivellements, die Arbeiten des verdienstvollen Streffleur und des Ingenieurs Holzer angemessen berücksichtigt.

Nachdem die Höhenmessungen ausgeführt, und das gesammte Material gesichert war, handelte es sich um die graphische Darstellung der Höhenverhältnisse beider Länder, d. i. mit den gegebenen Hülfsmitteln eine Höhenschichtenkarte zu entwerfen. Zur Grundlage wurden die Specialblätter der Generalstabskarte von Mähren (Maßstab 1 : 144.000) gewählt, für einige Theile auch noch Copien der Militäraufnahme (Maßstab 1 : 28.800). Auf diese Karten wurden die gemessenen Punkte mit sorgfältiger Berücksichtigung des Terrains, auf welchem sie sich wirklich befinden, übertragen; hierauf die Schichtenlinie gezogen, und dann dieselben (im verkleinerten Maßstabe) auf die Karte übertragen, welche im Maßstabe von 1 : 432.000 (d. i. 6000 Klafter der Natur = 1 Zoll der Zeichnung) hier vorliegt.

Von den tiefsten Punkten in Mähren (bei Lundenburg) bis zu den größten Höhen im Sudetengebirge wurde die ganze Höhe in 11 Schichten getheilt, wobei die natürlichen Vegetationsstufen, die Verschiedenheit der Bodencultur und die Aenderungen der Lufttemperatur berücksichtigt wurden. Neun dieser Schichten wurden durch Colorit ausgedrückt, und zwar durch einen von unten nach oben zunehmenden immer dunkleren Ton; die tiefste Schichte unter 400 Fuß Seehöhe (am Zusammenfluß der Thaya mit der March), und die höchste, über 4000 Fuß (fast alle Kuppen im hohen Gesenke, und zwei Kuppen in den schlesischen Karpathen) sind weiß gelassen Die übrigen Schichten sind folgende: Die zweite (500 bis 600 Fuß Seehöhe) das Thayathal bis Joslowitz, das Schwarzawathal bis Brünn, das Marchthal bis

Digitized by Google

Kojetein und Tobitschau und das Oberthal bis Oberberg; durchaus ebener, fruchtbarer Alluvialboden; — die dritte (600 bis 800 Fuß), die großen wellenförmigen Flächen des mährischen Tieflandes, östlich von Znaim, südlich von Brünn, das obere Marchbecken (zwischen Prerau und Littau), das Oberthal von Zauchtl bis Oberberg, der nördliche Fuß der Sudeten und Karpathen; sehr fruchtbarer Alluvialboden; — die vierte (800 bis 1000 Fuß), Vorlagen des böhmisch-mährischen Plateau, der Sudeten und Karpathen, Theile des Thalbodens des Zwitawa-, Schwarzawa-, Ostrawica- und des Olsathales, im obern Marchbecken zwischen Littau und Schönberg, im Oppathale zwischen Troppau und Jägerndorf, im Marsgebirge und der tiefste Punkt der europäischen Hauptwasserscheide zwischen der March und Oder (oberhalb Weißkirch); durchgehends sehr fruchtbar; — die fünfte (1000 bis 1200 Fuß), die steilen Abfälle des böhmisch-mährischen Plateau, der Sudeten und Karpathen, der größte Theil des Thalgrundes des obern Taya-, Zwitawa-, Bečwa- und Olsathales, der niedere westliche Rücken des Marsgebirges und der östliche Theil des niederen Gesenkes; meist gut bewaldet, vorherrschend Laubholz; — die sechste (1200 bis 1500 Fuß) Thalgrund aller oberen Thalabschnitte des böhmisch-mährischen Plateau, der Sudeten und Karpathen, der eigenthümliche Rücken des Marsgebirges, der Uebergang aus dem Zwitawa- in das Elbegebiet (bei Zwittau), zwischen dem March- und Waaggebiete (bei Wlachowic und Slawičin) und der tiefere Theil des böhmisch-mährischen Plateau (zwischen Znaim, Budwitz und Trebitsch); häufig bewaldet, Nadelholz mit Laubholz gemengt; — die siebente (1500 bis 2000 Fuß), das eigentliche böhmisch-mährische Hochplateau im Westen des Landes mit flachhügeligem bis bergigem Terrain, in den Sudeten die untern steilen Abfälle oder der Boden der Hochthäler, das Plateau des niederen Gesenkes, in den Karpathen die steilen Abfälle der Thäler, im Marsgebirge die höchsten Gipfelpunkte; — die achte (2000 bis 2500 Fuß), die Kuppen des böhmisch-mährischen Plateau und des niederen Gesenkes, die steilen Abfälle im hohen Gesenke, der Rücken im südlichen Theile der mährischen Karpathen; der Boden viel bewaldet, vorherrschend Nadelholz; — die neunte (2500 bis 3000 Fuß), im böhmisch-mährischen Plateau nur an zwei Stellen einige Kuppen, im hohen Gesenke die unmittelbar an den Rücken grenzenden Abfälle, im nördlichen Theile der mährisch-schlesischen Karpathen der eigentliche Rücken; — die zehnte (3000 bis 4000 Fuß) der Hauptrücken am Spieglitzer Schneeberg und im hohen Gesenke und die meisten Kuppen in den nördlichen mährisch-schlesischen Karpathen; — die eilfte ist oben charakterisirt worden.

Ueber den hohen Nutzen solcher Höhenschichten hier mich des Weiteren auszulassen, halte ich für überflüssig; deren Benützung für die verschiedenen wissenschaftlichen, technischen und Culturzwecke ist unbestreitbar und allseitig anerkannt, wie denn Höhenschichten überhaupt einzig und allein den dermaligen Anforderungen an die Kartographie entsprechen. Einerseits geben sie ein übersichtliches richtiges Bild der Erhebung des Bodens, von der Plastik des Terrains, andrerseits ist nicht nur der Hauptrücken, sondern es sind auch alle Verzweigungen des Berglandes

Digitized by Google

mit den Uebergängen aus einem Flußgebiete in das andere ersichtlich. Daß speciell der cultivirte oder doch cultivirbare Boden schon aus der Höhenlage der Orte auf der Karte annäherungsweise bestimmbar ist, daß daraus Schlüsse auf die Jahrestemperatur und das Klima mit einiger Wahrscheinlichkeit gezogen werden können, ist aus dem Gesagten selbstverständlich. Nicht minder wird man es begreiflich finden, daß gute Höhenschichtenkarten bei geologischen Arbeiten, bei Tracirung von Straßen und Eisenbahnen, bei der Anlage von industriellen Etablissements, selbst in Bezug der landwirthschaftlichen Cultur von hohem praktischen Nutzen sind; gute „Höhenschichtenkarten" genügen also eben so sehr den Anforderungen der Wissenschaft als jenen des praktischen Lebens. Der Wunsch, es mögen die übrigen Länder unseres Vaterlandes dem von Mähren gegebenen Beispiele folgen, ist daher ein wohlberechtigter — aber es dürften sich schwer Männer von der wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit, der hingebenden Ausdauer, und dem großen patriotischen Eifer für derlei schwierige Unternehmungen finden — wie Koristka, dem wir es zu danken haben, daß nun die Höhenverhältnisse zweier österreichischen Länder und ein Gesammtflächeninhalt von 500 Geviertmeilen — d. i. beiläufig der 24. Theil der Monarchie — in getreuer Darstellung uns vorliegen.

Mit vielem Lobe muß auch die typische Ausführung hervorgehoben werden. Die Ausführung besorgte F. Köke in E. Hölzels Kunstanstalt (Wien und Olmütz). Wer einigermaßen die großen technischen Schwierigkeiten eines derartigen Farbendruckes — wie es eine Höhenschichtenkarte mit den tausend und tausend Wellenlinien ist — kennt, wird mit hoher Befriedigung dieses Product österreichischer Typographie begrüßen, welches sich den besten (mir bekannten) des Auslandes an die Seite stellen kann. Ueberhaupt macht die Kartographie in Oesterreich seit einigen Jahren wahrhaft riesige Fortschritte, und der Firma E. Hölzel gebührt hiebei ein sehr beachtenswerther Antheil.

Der „Jahresbericht des Werner-Vereines" bringt außer einigen Bemerkungen über die Genesis des oben besprochenen Unternehmens Andeutungen über die Forschungen des Hülfsgeologen Herrn Wolf in Mähren im abgelaufenen Jahre, dann den Bericht über die für den Werner-Verein ausgeführten geologischen Aufnahmen in Mähren im Jahre 1860 vom Bergrath M. V. Lippold, endlich den Casse- und Bibliotheksbericht. Ein Verein, dessen Jahresempfänge die bescheidene Summe von 1303 fl. 78 kr. aufweisen, leistet so Rühmenswerthes! Verdient dieses nicht vollste Anerkennung? Liegt darin nicht ein dringender Mahnruf an andere Vereine, die über weit mehr Mittel zu verfügen in der Lage sind, mindestens Aehnliches zu leisten?

Digitized by Google

Französische Etymologie.

Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne par Auguste Scheler.

Bruxelles, 1862. 8.

II.

Vergleicht man das Französische mit den übrigen romanischen Idiomen in Bezug auf sein Verhältniß zur gemeinschaftlichen Quellensprache, der lateinischen, so bemerkt man gleich, daß die lateinischen Laute nirgends so sehr zu leiden hatten als eben im Französischen. Es müssen in der That sehr gewaltsame Vorgänge gewesen sein, durch welche lat. aqua zu bloßem o (eau geschrieben), lat. Augustus zu u (août), lat. habuisset zu ü (eût) geworden sind. Abschleifung und Abplattung der Formen bilden ein entschiedenes Merkmal des Französischen. Dies zeigt sich vor allem in dem keine Ausnahme zulassenden Gesetze, daß nach der betonten Silbe keine andere vernommen werden könne. Daher gänzlicher Abfall oder Verstummung der Endsilbe, wozu bei Proparoxytonis noch starke Contractionen kommen: bei sanus sain fällt die ganze Endung ab; bei rosa rose wird sie zu stummem e; bei lacryma larme, computo compte (cont ausgesprochen), wird nicht nur der Vocal der vorletzten Silbe, sondern auch einer der dadurch zusammengedrängten Consonanten ausgeworfen.

Noch störender wirkte die Neigung ein, Consonanten innerhalb eines Wortes auszuwerfen. Die dadurch an einander gerückten Vocale vermochten nur kurze Zeit getrennt zu bleiben; sie vereinigten sich recht bald zu einem Diphthonge, häufig auch zu einem einfachen Vocale. Nehmen wir z. B. maturus, mit Verlust der Endung matur. Sobald das t (nach vorangegangener Schwächung zu d) abfiel, so trat das a = e zum u, früher getrennt in dem zweisilbigen méur, dann aber vereinigt im einsilbigen meur, bis das e ganz in u aufging im neufr. mûr. Eben so securus séur seur sûr. Man hat nicht mit Unrecht die Consonanten als die festen Scheidewände bezeichnet, welche die Vocale von einander getrennt halten; sobald die ersteren entfernt werden, fließen die letzteren zusammen.

Verlust an Consonanten und Entstehung neuer vocalischen Laute wurden im Französischen auch dadurch herbeigeführt, daß manche Consonanten durch Erweichung in Vocale übergingen, eine Erscheinung die auf anderen romanischen Gebieten nur sehr selten eintritt. Aus factus wurde z. B. fe (fait) dadurch, daß das c sich zu i erweichte, dieses aber mit dem vorangehenden a früher ai und schließlich e wurde. Daß die Schrift beim ai bleibt, ist wohl nur ein sehr schwacher Ersatz; welcher überdies oft unterbleibt. So wurde aus sacrament-um früher sairement dann aber serment; also selbst in der Schrift mit e. Hieher gehört auch die bekannte Vertretung eines l durch u: lat. alterum altrum, frz. otr (autre); lat. collocare coll'care und frz. coucher; lat. soll'ci[t]are und frz soucier.

Digitized by Google

Aber auch die Vocale an und für sich, ohne irgend einen Einfluß von Seite der Consonanten, erleiden ziemlich starke Veränderungen, unter welchen wohl als die eingreifendste die Entartung des altfrz. Lautes ei (aus lat. langem e und kurzem i) zu oi anzusehen ist. So wird aus lat. sērus afr. seir, dann soir, aus pĭlus früher peil dann poil; aus pe[n]sum (ital. peso) früher peis dann pois, wofür erst später kurzsichtige Pedanterie poids vorschrieb, weil sie das unmögliche lat. pondus darin vermuthete. Die Verba auf -oir haben alle ihre (unmittelbare oder mittelbare) Quelle im lateinischen -ēre: z. B. habere avoir; debere devoir; sedere mit abgefallenem d giebt seoir, wo jedoch das e bloß für das Auge, nicht aber für das Ohr vorhanden ist. Im ganz analogen videre vedeir veeir veoir ging es noch weiter, und das verstummte e verschwand selbst für die Schrift: voir.

Ein neuer, dem Französischen eigenthümlicher Laut ist eu, auch oeu geschrieben. Er hat verschiedene Quellen. Am häufigsten geht er auf lat. o zurück; coeur aus cor, honneur aus honorem, heure aus hora u. s. w. Er kann aber auch aus dem Zusammentritte zweier früher getrennter Vocale entstehen, z. B. pavorem, ohne Endung pavór. Das o ging frühzeitig zu u über, denn auch im Italienischen findet man paura. Das unbetonte a schwächte sich zu e, wie bei maturus; und der Ausfall des v brachte nun e und u an einander, die, früher getrennt, später den neuen Laut hervorbrachten: peur. — Eben so aus imperatór -em früher empereor, emperéur (viersylbig), jetzt empereur (dreisylbig). In älterer Zeit wurde dieser Laut mit oe und ue bezeichnet, wovon sich noch jetzt Spuren finden. In oeil (oculus) findet man oe; und nach c und g häufig ue; also nicht orgeuil, wo g den Zahnlaut haben würde, sondern orgueil. Ebenso wird aus lat. co- gewöhnlich cue; manchmal aber findet sich die gewöhnliche Schreibweise eu und zur Rettung des Kehllautes des c wird qu geschrieben; man vergleiche cueille aus colligo und queux aus coquus, wo cue und queu lautlich identisch sind.

Im Gegensatze zu den vielen und so empfindlichen Verlusten steht das Hinzutreten euphonischer Consonanten. Da nämlich, wie oben erwähnt, alle lateinischen Properispomena ihren vorletzten Vocal einbüßen müssen, geschieht es nicht selten, daß zwei Consonanten an einander rücken, die sich mitsammen nicht gut vertragen; anstatt daß der eine oder der andere abfällt, tritt dazwischen ein dritter vermittelnder ein. So schiebt sich ein d zwischen n und r: aus generum gen'rum gendre[1]; aus ponere pon're pondre; vergl. tiendrai, viendrai, cendre u. s. w. Ebenso zwischen zwei r: surgere surg're; das g tritt aus und ein eingeschobenes d vermittelt die zwei r in sourdre, torquĕre (statt torquēre, vergl. ital. torcere),

[1] Diese Einschiebung des d zwischen n und l oder r kommt auch im Deutschen, besonders im Munde des Volkes vor. Viele sprechen Heindrich, Fähndrich aus: in Wien hört man immer Steindl, Schweindl; an manchen Straßenecken entlegener Vorstädte wird man um „Reindlichkeit" ersucht, bis der Schulmeister oder ein orthographisch gebildeter Bezirksausschuß das d wegstreichen läßt. Sie sind dabei vollkommen in ihrem Rechte, nichtsdestoweniger ist das verfolgte d dem im griechischen andros statt an'ros vollkommen ebenbürtig.

Digitized by Google

torqu're tordre. Oder endlich zwiſchen l und r: molere mol're moldre; erſt ſpäter ging l in u über: moudre. Vergl. auch absolvere absolv're; v tritt aus und zwiſchen l und r ſchiebt ſich d ein, was nicht nöthig geweſen wäre, wenn ſich l ſchon zu u erweicht hätte; alſo früher absoldre, dann erſt absoudre. Ein anderer vermittelnder Conſonant iſt b zwiſchen m und l oder r; aus simulo sim'lo, franz. semble; aus camera cam'ra, franz. chambre. Vergl. humble, nombre u. ſ. w. Wer vermuthet in craindre lat. tremere? Und doch giebt es kaum ein ſichereres Etymon. Daß k und t abwechſeln iſt aus allen Sprachen bekannt; aus trem're bildete das Altfranz. creimbre, wo alſo zwiſchen m und r die Labialis eingeſchoben wurde; wie aber das m zu n wurde, ſo gebührte die Vermittlungsrolle der Dentalis. D und t dienen dazu s und r zu vermitteln, wenngleich ſpäter s ſelbſt wieder ausgeworfen iſt: aus lat. esse, erweitert zu essere (wie im Italieniſchen), nach franzöſiſcher Methode es're, entſtand früher estre, jetzt être. Crescere wurde umgeſtellt in crecsere, dann crecs're; das zweite c erweichte ſich zu i, welches mit dem vorangehenden e früher ei, dann oi gab alſo crois're; mit vermittelndem t croistre. jetzt croître. Aus co[n]suere cos're, früher cousdre, jetzt coudre.

Daß t zur Tilgung des Hiatus dient, iſt bekannt; z. B. in voilà-t-il. Wir erinnern daran, um das auch im Deutſchen eingebürgerte Wort Tante zu erklären. Es kommt aus lat. amita, alſo am'ta, altfranz. ante, engl. aunt. Wie die Poſſeſſiva ma, ta, sa u. ſ. w. vorangeſetzt wurden, wurden ſie entweder apoſtrophirt, z. B. m'ante, oder man ſchob ein t ein — ma-t-ante —, bis im Laufe der Zeit dieſes t mit dem Worte ſelbſt verwuchs. Ebenſo wachſen manchmal Artikel und Subſtantiv zu einem Worte zuſammen. Lat. hedera hed'ra giebt ierre, mit dem Artikel l'ierre. Später hielt man das l als zum Worte gehörig und ſetzte noch einmal den Artikel voran: la lierre. Vergl. auch le lendemain mit ital. l'indomani.

Eine Folge der Abſchleifung der Formen war, daß Wörter, die ſchon im Lateiniſchen einen geringen Gehalt hatten, entweder abfielen oder nur in Derivaten — dem zweideutigen Reichthume aller abgeleiteten Sprachen — gerettet werden konnten. Da ſpielen beſonders die Diminutiven eine große Rolle. Acus blieb nur in aiguille, taurus in taureau; ſelbſt die „Sonne" iſt nicht mehr sol, ſondern soliculus (soleil). Nicht anders mußte lat. pectus (noch altfranz. piz) einer Ableitung pectorina = poitrine; lat. dies (noch vorhanden in midi, lundi) dem Adjective diurnum = jour weichen.

Dieſe Bemerkungen mögen für das Lateiniſche genügen; wir wollen nur noch ganz kurz die anderen Elemente aufzählen, welche zur Bereicherung des franzöſiſchen Wortvorrathes beitrugen, jedoch immer ſo, daß ſie ſich in jene Formen fügten, welche auf das Lateiniſche gegründet waren. Das wichtigſte unter dieſen Elementen iſt wohl das Deutſche. Es lieferte nicht bloß eine ſehr beträchtliche Anzahl von Ausdrücken, welche das Kriegs- und Heerweſen betreffen, ſondern auch

Digitized by Google

andere Wörter, die den verschiedensten Sphären der Begriffe angehören, worunter auch viele Verba und Adjectiva.

Es bietet ein eigenthümliches Interesse, zu beobachten, wie bei den im Romanischen vorhandenen deutschen Wörtern die altgermanischen Lautverhältnisse noch unverändert erscheinen, während die entsprechenden deutschen Wörter auf gesetzmäßig bestimmtem Wege verschiedene Wandlungen eingingen. Wir wollen einige Beispiele anführen. Ursprüngliches a haftet im Romanischen gewöhnlich selbst da noch, wo es durch das Gesetz des Umlautes in alten hochdeutschen Quellen bereits in e übergetreten: vergl. auberge und althd. heriberga, hareng und neuhd. „Häring". So findet sich im Romanischen, speciell in dem uns hier beschäftigenden Französischen, das alte î, wo das Neuhochdeutsch ei hat: gris aus grîs, jetzt „Greis", guise aus wîse, „Weise", gigue aus gîge, „Geige", riche aus rîhhi, „reich". Dem neuhd. au gegenüber bewahrt das Romanische das alte û: écume aus scûm, „Schaum"; brun aus brûn, „braun"; bru aus brût, „Braut". Nicht anders bei den Consonanten. Die hochdeutsche Steigerung des t zu z unterbleibt bei manchen Wörtern im Romanischen, so daß diese noch immer das alte t aufweisen. Vergl. tirer und „zerren", toucher und „zucken", oder dem deutschen t gegenüber findet man im Romanischen das frühere d: bedeau und „Büttel", hardir und althd. hartjan.

Der deutsche Einfluß zeigte sich nicht bloß durch Einführung ganz fremder Ausdrücke, sondern auch durch die Weise, wie lateinische Wörter behandelt wurden. Manchmal wurden sie lautlich modificirt: haut, hurler kommen wohl aus altus, und ululare; die Aspiration verdanken sie deutschem „hoch" und „heulen". Oder zwischen Wörtern mit ähnlicher Bedeutung kam dasjenige zu allgemeinem Gebrauche, welches an ein deutsches anklang. Zwischen ignis und focus siegte letzteres, wegen „Feuer" und „Funke"; sinere wich vor laxare, das mit goth. lêtan, althd. lâzan, neuhd. „lassen" zusammenhängt; grandis verdrängte magnus wegen „groß". Oder endlich gebrauchte man schon vorhandene oder neu gebildete lateinische Wörter nach deutschem Begriffe, anders ausgedrückt: das Aeußere des Wortes ist lateinisch, die innere Wortform aber deutsch. So z. B. avenir und „Zukunft", contrée und „Gegend", aval (bedeutete im Altfranz. „unten" und daraus ist avaler „verschlingen") und mittelhd. zetale, endlich das schöne Wort pardonner, das nichts als eine Uebersetzung des deutschen „vergeben" ist.

Das celtische, also das einheimische Element, ist wegen der geringen Kunde, die wir von den älteren Zuständen der Sprache besitzen, nur sehr schwer mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu untersuchen, und bei den vielen Absonderlichkeiten, welche von den Celtomanen zu Tage gefördert wurden und noch immer werden, kann man gegen celtische Etymologien nie vorsichtig genug sein.

Arabische Wörter fanden ihren Weg zumeist über Spanien; von den griechischen (die Kunstausdrücke kommen hier natürlich nicht in Betracht) verdankt man einige der Schifffahrt, die meisten aber, und zwar fast immer durch Vermittlung des Lateinischen, der Kirche. Letztere führte auch ein paar hebräische Wör-

Digitized by Google

ter zu. So kommen franz. gêne und gêner aus dem hebräischen gê-hinnom, „Thal Hinnom", ein dem Moloch geweihtes Thal in der Nähe von Jerusalem, dann in übertragener Bedeutung neutestamentlich gehenna, „Hölle". Daraus entwickelten sich dann die Bedeutungen „Pein, Qual" auch „Folterqual", bis man durch stets fortschreitende Schwächung des Begriffes zum harmlosen „scheniren" gelangte.

Adolf Mussafia.

Die akademische Kunstausstellung in Wien im Jahre 1864.

Nach längerer Unterbrechung wird im nächsten Frühjahre wieder in Wien eine sogenannte akademische Kunstausstellung abgehalten werden. Die Wiederaufnahme dieser Ausstellungen ist eine zu bedeutsame Thatsache, als daß es nicht passend wäre, dieselbe zu beleuchten und einige Reflexionen daran zu knüpfen.

In den Statuten der Akademie der bildenden Künste vom 4. Februar 1812 an deren Abfassung v. Sonnenfels bekanntermaßen einen hervorragenden Einfluß genommen hat, wurde das Princip von wiederkehrenden großen Staatsausstellungen festgestellt. In der Zeit, als dieselben sanctionirt wurden, bewegte man sich in Ideen, die denjenigen sehr nahe liegen, welche man mit politischem Schlagworte heute „Groß-Oesterreich" zu bezeichnen gewohnt ist. Damals stand man mitten in den großen napoleonischen Kriegen; Jahrzehnte hindurch machte man die größten Anstrengungen, das von hohen Wogen bewegte Staatsschiff zu erhalten, um sicher in dem Port des Friedens mit demselben einzukehren.

Alle Staaten, die zu einer großen Action nach außen genöthigt sind, müssen ihre Kräfte concentriren, um den Stoß mit Sicherheit und mit Nachdruck führen zu können. In so bewegten Zeiten machen alle denkenden Staatsmänner die Erfahrung, daß die Concentration der materiellen Kräfte allein nicht ausreicht, um aus politischen Stürmen als Sieger hervorzugehen, sondern daß es nöthig ist, der concentrirten materiellen Macht eine concentrirte geistige zur Seite zu stellen. Damals galt es nicht bloß, österreichische Heere zu schaffen, sondern auch ein österreichisches Volksbewußtsein zu erzeugen, welches auf der Gemeinsamkeit der bürgerlichen und der geistigen Interessen aller Völker Oesterreichs ruht. Damals schuf man das Strafgesetzbuch, das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch. Die Idee des österreichischen Staatsbürgerthums wurde in jenen Tagen fest umschrieben, und heute sehen wir in allen jenen Ländern, wo das österreichische bürgerliche Recht zur Geltung kam, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu einem großen Staatskörper als die schönste Frucht der ersten und erleuchtetsten Patrioten der damaligen Zeit lebendig hervortreten.

Wer die älteren Statuten der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste mit einiger Aufmerksamkeit durchliest, der überzeugt sich sehr leicht, daß die Bemühungen der damaligen Zeit, eine Gemeinsamkeit der Interessen in der österreichischen

Digitized by Google

Monarchie herzustellen, nicht bloß auf das Rechtsgebiet beschränkt sein sollte. Die ganze Institution der k. Akademie der bildenden Künste war ursprünglich darauf angelegt, sie zu einem großen Mittelpunkte für alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst und der mit der Kunst in Verbindung stehenden Industrie zu machen. Ein Glied in der Kette der akademischen Institutionen dieser Art bildet die Anordnung von Ausstellungen. In dem zweiundfünfzigsten Paragraph desselben heißt es, daß von drei zu drei Jahren eine Ausstellung von Kunstproducten veranstaltet werden soll, wodurch ausgezeichnete Nationalkünstler Gelegenheit erhalten, sich bekannt zu machen, das Publicum in den Stand gesetzt wird, den Stufengang der Künste zu beurtheilen und hienach das Verdienst der Akademie um die Aufnahme der Künstler zu würdigen. Wie die Akademie selbst ein nationales, d. h. im Sinne der damaligen Zeit österreichisches Institut hätte werden sollen, so hätte die Ausstellung als solche selbstverständlicher Weise nationale Interessen zu vertreten.

Wie es kam, daß die k. Akademie der bildenden Künste ihren Zweck nicht erreichte, die akademischen Ausstellungen zuletzt auf ein Minimum von Leistungen zusammenschrumpften, kann hier zu erzählen unsere Aufgabe nicht sein.

Die Kunst wird nicht in den Akademien geschaffen; die Jahrzehnte, welche die Karlsbader Beschlüsse geboren und die geistige Absperrung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland durchgeführt haben, riefen die Atmosphäre nicht hervor, in welcher ein geistiges Leben, vor allem die Kunst gedeihen kann. Der Himmel schenkte zwar Oesterreich in jener Periode Künstlertalente genug; einige wenige arbeiteten sich durch, andere, wie Schaller, Steinle, Schwind zogen es vor, ins Ausland zu gehen; viele Talente verkamen in der geistigen Vereinsamung und in den geistig zu enge gezogenen Grenzen des Kunstlebens in der Heimat selbst.

Von allen Seiten erhob sich, wenn auch schüchtern, schon damals der Ruf nach einer Reform der Akademie; es war dies nur eines der Symptome, welches zeigte, daß man sich in der Kunstatmosphäre nicht behaglich fühlte, daß das geistige Leben in seinen vitalsten Interessen sich gefährdet fand.

Die Wiederaufnahme der akademischen Ausstellungen nach den politischen Stürmen, deren stumme Zeugen oder active Theilnehmer wir gewesen sind, ist bereits vor mehreren Jahren angeordnet und auch vollzogen worden, allerdings mit geringem Erfolge. Ob dieselbe im nächsten Jahre mehr Anklang finden wird als früher, wollen wir der Zukunft überlassen: darüber wenigstens sind nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts Künstler und Kunstfreunde einig, daß auch die Kunstvereinsausstellungen, wie sie in dem letzten Decennium angeordnet wurden, ihre Aufgabe nicht erfüllen, und daß es nöthig ist, das ganze Princip der Ausstellungen auf ein höheres, geistig bedeutsameres Niveau zu erheben.

Auch darüber kann sich kein Mensch täuschen, daß das österreichische Publicum heutzutage mehr als im Jahre 1812 das Bedürfniß fühlt, den „Stufengang der Künste" zu beurtheilen und sich über den Stand der Kunst in der gesammten

Digitized by Google

Monarchie zu orientiren. Denn, wer wollte leugnen, daß heutigen Tages in ganz Oesterreich ein geistig regsames Leben herrscht, wie vielleicht seit den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia es nie der Fall gewesen ist; wer wollte aber auch leugnen, daß heutzutage bei den vielfach gesonderten künstlerischen und politisch-nationalen Bestrebungen eine Orientirung auf diesem Gebiete ohne Ausstellungen fast ganz unmöglich geworden ist? Wer kann es sich verhehlen, daß wir heutigen Tages nicht wissen, wie viel oder wie wenig Oesterreich auf dem Felde der Kunst zu leisten im Stande ist, und daß jüngere Talente insbesondere wenig Gelegenheit haben, sich vor einem großen gebildeten Publicum zu zeigen? — Die isolirte Stellung, in der die Künstler in Pesth, in Venedig, theilweise auch in Prag und Lemberg, ja selbst in Wien dem gesammten Oesterreich gegenüberstehen, ist eine Thatsache, die nicht bloß politisch betrachtet beklagenswerth, sondern auch für die Künstler von großem Nachtheile ist.

Dazu kommt noch, daß das ununterbrochene Hindrängen der Kunstthätigkeit für Vereine für Künstler selbst vom größten Schaden ist. Denn nichts degenerirt insbesondere die jüngere Künstlerschaft schneller als das Herabdrücken der künstlerischen Zielpunkte auf jenes Maß geistiger Mittelmäßigkeit, mit welcher sich die Kunstvereine auf ihren Ausstellungen überall, nicht bloß in Wien, begnügen müssen. Große Staatsausstellungen hingegen, welche in angemessenen Perioden wiederkehren, an denen Preise vertheilt, Ankäufe für die kaiserliche Galerie gemacht werden, ermöglichen es, daß die Thätigkeit von Künstlern sich größeren Aufgaben zuwendet und bedeutsamere Gesichtspunkte mit einiger Aussicht auf Erfolg festhält. Zu dem kommt noch, daß Akademien heutigen Tages eine ganz andere Stellung einnehmen als früher.

Alles, wodurch in früheren Zeiten Akademien Künstlern gegenüber in eine unangenehme und falsche Position gekommen sind, hat aufgehört. Die Akademien sind nicht mehr die „Kunstbehörde der Nation". Die Mittel, geistig zu herrschen, haben sie nur durch das, was sie leisten, nicht durch ihre bevorzugte Stellung. Leisten sie wenig oder nichts, so versinken sie von selbst in eine unbedeutende Stellung; leisten sie hervorragendes, so dominiren sie ohne Statut, ohne Privilegien, ohne Ehrenrechte. Ihre Aufgabe ist nicht mehr, zu glänzen, sondern zu nützen.

Die altakademischen Kunsttraditionen sind verschwunden, in gewisser Beziehung vielleicht mehr, als es im Interesse der Kunst wünschenswerth ist. Die Akademien sind einfach Kunstschulen geworden. Von Tag zu Tag hört die Exclusivität der Stellung von akademischen Künstlern in Beziehung zu den nichtakademischen mehr auf und die Sonderstellung, welche Ausstellungen von Akademien, wie dies in London der Fall ist, einnehmen, hat heutzutage keinen Sinn und keine Bedeutung mehr. Das sind in vollem Sinne des Wortes tempi passati, in denen man glauben könnte, Künstler und Kunstfreunde von der directen oder indirecten Theilnahme an Ausstellungen, wenn dieselben auf neuer und zeitgemäßer Grundlage organisirt sein werden, gänzlich auszuschließen. Der Bureaukratismus der Zeit zwischen 1815 und

Digitized by Google

1848 hat dies zwar versucht; aber in den für ihre Zeit höchst bedeutsamen Statuten von 1812 nehmen Künstler und Kunstfreunde eine ganz andere Stellung ein, als man ihnen in den darauf folgenden Jahrzehnten anzuweisen für gut fand.

Den Wiener Künstlern gegenüber halten wir speciell die Wiederaufnahme von größeren Ausstellungen für wünschenswerth, damit sie sich angewöhnen, an ihre eigenen Leistungen einen höheren Maßstab anzulegen. Die Petition der Künstlerschaft an den Herrn Staatsminister hat, wenn wir nicht irren, die Wiederaufnahme von Staatsausstellungen besonders betont.

Von vielen Illusionen kamen unsere besseren Künstler durchweg zurück. Von Festen und Festreden erwarten die wenigsten etwas mehr als ein höheres gesellschaftliches Vergnügen im Kreise der Fachgenossen. Sie haben insgesammt den Boden der Exclusivität auswärtiger Künstler aufgegeben und gehen bereitwillig auf den Wettkampf auf gleichem Boden ein. Was man dem österreichischen Künstler im Auslande giebt, das soll dem auswärtigen in Wien gegeben werden. Alle gelangen immer mehr zur Einsicht, daß der Werth des Künstlers in der Arbeit und in der Vollendung liegt, welche er durch dieselbe erreicht. Auf die Steigerung der geistigen und technischen Productionskraft wird alle seine Aufmerksamkeit gerichtet sein.

Unsere Künstler haben im eigenen Vaterland in der letzten Zeit viel gewonnen, aber auch viel verloren — vor allem den Kreis von Kunstfreunden, welche schützend und fördernd denselben unter die Arme gegriffen haben. Männer wie R. v. Arthaber, Galvagni, Jäger, Imredi v. Omorovitza, Beck, Putschke, Fellner, Kranner, Gsell, F. X. Mayer u. s. f. gewesen oder noch sind, werden immer seltener. Daß aus Kunstausstellungen gewöhnlicher Art, wie sie Vereine bieten, Kunstfreunde sich nicht herausbilden, haben die Wiener Künstler sattsam erfahren und sie haben alle Ursache, nicht bloß darüber nachzudenken, wie der alte Kreis der Kunstfreunde gesprengt wurde, sondern noch mehr, wie ein neuer Kreis zu schaffen ist. Schnell wird dies gewiß nicht gehen. Sie werden nur mit tüchtigen Leistungen neue Kunstfreunde an sich heranziehen müssen, und alle Bestrebungen als verlorene Mühe betrachten, die nicht auf diesen Punkt gerichtet sind.

Noch herrscht im Adel wie im Bürgerstande ein großer Fond von Liebe zur Kunst, von Lust zu künstlerischer Anschauung und Genuß. Nur darüber möge sich niemand täuschen, daß man sich die Begeisterung für Kunst einreden lassen könne; sie muß spontan sein und will erworben sein. Sie kommt bei den vaterländischen Verdiensten lebhaft entgegenkommenden Wienern gewiß, wenn diese wieder werden anfangen können, sich für Talente, wie es seinerzeit Waldmüller, Amerling, Danhauser, Fendi, Ranftl u. s. f. gewesen sind, zu erwärmen.

Schließlich bemerken wir, daß wir zu unserem Vergnügen vernehmen, daß auf der nächsten Ausstellung auch die auswärtige Künstlerschaft in ihren hervorragenderen Repräsentanten zur Theilnahme eingeladen werden dürfte. R. v. E.

Digitized by Google

B. „Maria Thereſia und Freiherr Samuel v. Brukenthal". Eine Studie von J. K. Schuller. Hermannſtadt 1863. Das Brukenthal'ſche Familienarchiv, welches leider „während der Revolution von dem Vandalismus roher Inſurgenten nicht verſchont geblieben iſt", liefert die Materialien für dieſen ſchätzbaren Beitrag zur Charakteriſtik der Kaiſerin. Der ſiebenbürgiſche Hofkanzler Brukenthal gehörte zu den Männern, in welche Maria Thereſia volles Vertrauen ſetzte und welche dies Vertrauen auch in vollem Maße rechtfertigten. Es gewährt ein beſonderes Intereſſe, und kann manches Vorurtheil berichtigen, wenn man ſieht, wie der Proteſtantismus Brukenthals, ſeine Weigerung überzutreten, ſein Freimaurerthum, durchaus kein Hinderniß für jenen gemüthlichen Verkehr wurden, welchen die ſeltene Fürſtin mit ihren vertrauenswürdigſten und ausgezeichnetſten Rathgebern unterhielt. „ . . . Ich will doch die erſte dem neuen Gubernator begrüßen", ſchreibt die Kaiſerin, augenſcheinlich kurz nach ſeiner Erhebung auf dieſen Poſten, „und ihm meine erkenntlichkeit bezeigen vor alle dienſte und plag, die er ſo lange vor mich ertragen. Gott gebe ihme weitere ſtärke und erleuchtung, die gewis mit eiffer vor ihme Gott bitten werde". Sie empfiehlt ihm Schonung in einer Krankheit, wünſcht, „daß das fieber nachgelaſſen, dieſe Arbeiten werden ſonſten kein beſſeres geblüth machen"; ſie erhöht aus freiem Antriebe ſeine Gehaltsbezüge, damit er „ein beſſer Quartier nehmen könne, und auch mehrere depenſen Gelt zu machen hat", und ähnliche Züge mehr, denen der Herausgeber paſſend jenes Billet an die Seite ſtellt, in welchem Maria Thereſia dem Hofrath Greiner ihre Theilnahme über den Tod eines Kindes ausdrückt: „Ich empfinde beider Eltern Schmerz, wie glücklich iſt die Kleine, hat ihre carriere bald gemacht in Unſchuld Mit dem muß man ſich occupiren nicht von dem Verluſt. Was haben wir mit unſerm langen Leben vor Nutz und Freud, was vor Verantwortung. Da iſt zu zittern. Gott erhalte ihm ſeinen Kleinen".

In einer Inſtruction für den Gouverneur von Siebenbürgen heißt es: „Ich habe ihm durch ſeine Benennung zum Gubernator ungeachtet des unterſchiedes ſeiner religion ein bisher nicht bekanntes Merkmal meines Zutrauens gegeben. . . . Alle Siebenbürgiſche Unterthanen ſind ohne Unterſchied der Nation gleich meine Unterthanen; nichts billiger finde dahero, als daß alle gleich ohne Vorliebe und vor Urtheile für eine oder andere Nation nach gerechtigkeit und billigkeit behandelt werden. . . . Denn keine Hungarn, Sachſen und Walachen kenne, nur Siebenbürger, deren beſtes ich zwar aus Schuldigkeit aber auch aus liebe mit freuden procuriren möchte". — „Ich ſehe allezeit gerne, daß man mir mit Freiheit ſpricht und habe es nöthig, daß man mich öfter erwecke", ſchrieb ſie einmal unter einen Vortrag Greiners, deſſen Standpunkt durch ſein Urtheil über Rieggers Einleitung in das Kirchenrecht genügend bezeichnet wird: „Jetzt glaubt doch in der ganzen Chriſtenheit kein Gelehrter nicht an die Unfehlbarkeit des Papſtes für ſeine Perſon, ſo wie im Gegentheile kein echter Chriſt die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirche in Glaubensſachen in Zweifel zieht. Warum ſollte man alſo aus niedriger Schmeichelei für den römiſchen Hof eines mit dem andern vermiſchen, und zweydeutige Sätze hinſchreiben, mithin ſich das Anſehen geben als ob man nicht Muth genug hätte, den Schülern die Wahrheit frey zu ſagen. die ſie alſo gleichſam nur errathen ſollten. Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit der Gewalt des Landesfürſten über geiſtliche Perſonen, wenn es um die Ausübung der bürgerlichen Gerichtsbarkeit zu thun iſt. Kein vernünftiger Menſch wird itzt mehr an dem diesfälligen, unſtreitigen Rechte des Landesfürſten zweifeln" u. ſ. w.

Das Büchlein hat als angenehme Beilagen das Bild und Facſimile Brukenthals, ſo wie die Copie eines der oben erwähnten Handbillets der Kaiſerin.

* „Der katholiſche Charakter der Wiener Univerſität, eine Denkſchrift der theologiſchen Facultät" (Wien 1863) iſt der Titel einer ſoeben erſchienenen Brochure, welche eine vielfach ventilirte Frage beleuchtet und ohne Zweifel den Anſtoß

Digitized by Google

zu tiefgehenden Erörterungen geben wird. Denn mit der Publication dieser Brochure ist die Frage aus dem Schooße der Universitätscollegien in das volle Licht der Oeffentlichkeit getreten. Der 150 Seiten umfassenden Denkschrift geht eine mit historischen Daten reich ausgestattete und lehrreiche Einleitung voraus, in welcher das enthalten ist, was den entscheidenden Vorgang im Universitätsconsistorium selbst betrifft. Den Schluß der Brochure bildet die Erklärung des Kanzlers der k. k. Universität Dr. Kutschker.

Se. Excellenz Dr. Alexander Freiherr v. Helfert hat soeben in der k. k. Staatsdruckerei eine historische Studie „Die Schlacht von Kulm, 1813" mit einer Karte versehen veröffentlicht.

* Der erste Band der „Verhandlungen und Mittheilungen der juristischen Gesellschaft in Laibach" (490 Seiten, redigirt vom ersten Secretär Dr. E. H. Costa, Laibach, 1863. Verlag der juristischen Gesellschaft. — Druck von J. v. Kleinmayr und F. Bamberg) ist soeben erschienen. Am 2. April 1861 versammelten sich mehrere Juristen von Laibach in der Kanzlei des dortigen Advocaten Dr. Julius v. Wurzbach, um die Errichtung einer juristischen Gesellschaft in Laibach zu beschließen und die vom Dr. E. H. Costa hiezu entworfenen Statuten zu berathen, welche sofort mit geringen Veränderungen angenommen und mit der Bitte um Bewilligung der Errichtung der juristischen Gesellschaft vorgelegt wurden. Nachdem diese Bewilligung mit der Allerhöchsten Entschließung vom 23. Juli 1861 erfolgt war, fand am 4. October 1861 die erste Versammlung und Constituirung der Gesellschaft und von dort an allmonatlich eine Versammlung der Gesellschaftsmitglieder statt, deren „Verhandlungen und Mittheilungen" im vorliegenden ersten Bande von 12 Heften enthalten sind. Dieser erste Band zeigt, wie thätig dieser Verein ist, und enthält derselbe manche schätzenswerthe, wissenschaftliche Abhandlung, als: „Zur Lehre über die Pränotation gegen Nachtrag der Originalurkunden", von Landesgerichtsrath v. Strahl; „Ueber die Neubesteuerung des Bergbaues im Allgemeinen", von Bergcommissär von Fritsch; „Das l. f. Waldreservatrecht in Krain in seiner historischen Entwicklung", von Bezirksvorsteher Globocnik; „Die Montanindustrie Krains und die Neubesteuerung des österreichischen Bergbaues", vom Bergcommissär v. Fritsch, und was in neun Vorträgen in den Versammlungen der juristischen Gesellschaft von Dr E. H. Costa, Bergcommissär v. Fritsch, Zolldirector Dr. H. Costa, Finanzconcipisten Dimitz, dem Landesrath Schöppl für und wider die Grundzerstückelung gesagt wurde, dürfte wohl alles umfassen, was sich in dieser hochwichtigen Frage sagen läßt Wir finden in diesem ersten Bande der „Verhandlungen und Mittheilungen" noch manche andere interessante Rechtsfragen behandelt, z. B. „Ueber die Compensation", v. Strahl; die Discussion über die Frage: „Gebührt demjenigen, der einen Ertrunkenen im Wasser gefunden und herausgezogen hat, der gesetzliche Finderlohn von den bei diesem Ertrunkenen vorfindlichen Werthgegenständen?" vom Vereinssecretär Kapretz; oder über die Frage: „Genügt zur Erwirkung eines Pränotationsrechtfertigungsurtheils die Liquidirung der Forderung, oder bedarf es auch der Nachweisung eines besonderen Pfandrechtstitels?", von Dr. E. H. Costa. Außerdem enthalten die „Verhandlungen und Mittheilungen der juristischen Gesellschaft in Laibach" mannigfaltige interessante Notizen und Nachrichten, litterarische Besprechungen, Entscheidungen österreichischer Gerichtshöfe u. dgl. m. und haben somit die gedachten Verhandlungen und Mittheilungen, welche den Mitgliedern der Gesellschaft portofrei heftweise zugesendet werden, auch ein allgemeines wissenschaftliches Interesse. Bereits erschienen davon das erste und zweite Heft des zweiten Bandes, den wir seinerzeit anzeigen werden.

* Vorlesungen über das Judenthum. Herr Dr. Isak Chornik hat von der k. k. böhmischen Statthalterei die Genehmigung erlangt, drei Vorlesungen „über die Bewegung im Judenthum in den letzten Decennien" in Prag halten zu dürfen.

Digitized by Google

* Der Verein „Magyar Izraelita egylet“ beabsichtigt die Herausgabe einer neuen magyarischen Uebersetzung des alten Testaments. Die Oberrabbiner Löw in Szegedin, Steinhardt in Arad und Bischer in Rechnitz haben die Uebertragung des Pentateuch selbst und ohne jegliches Honorar, für den Rest des Uebersetzungswerkes aber gründliche Revision des Textes zugesagt. Die Ausgabe soll die hebräische und die magyarische Version neben einander geben.

* Einer von Baron Eötvös als Präses und von Dr. Kovács-Sebestény als Secretär ergangenen Mittheilung zufolge werden die Einschreibungen für die neunte große Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher am 19., 20. und 21 d. M. in der Kanzlei des Nationalmuseums von 9 Uhr früh bis 1 Uhr Nachmittags und von 3 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends durch den unter dem Vorsitze der Herren Paul Bugát und Franz v. Kubinyi gewählten Ausschuß stattfinden.

Zugleich mit der Einschreibung — heißt es in dieser Mittheilung — haben diejenigen Mitglieder, welche Vorträge halten wollen, den Gegenstand, den sie behandeln, und die Abtheilung, in der sie als Wissenschaftsfreunde theilnehmen wollen, zu bezeichnen. Die einzelnen constituirten Abtheilungen sind: Innere Medicin, Chirurgie, Geburtshilfe, Augenheilkunde, Kinderheilkunde, Thierarzneikunde, Anatomie, pathologische Anatomie, Physiologie, vergleichende Anatomie, Pharmacie, Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Archäologie, Oekonomie, die Abtheilung für medicinische Polizei und den allgemeinen Gesundheitszustand, so wie Psychiatrie (Heilkunde der Geisteskranken).

Am 21. September wird zur Erleichterung des Bekanntwerdens eine Soiree in den Sälen des Nationalmuseums arrangirt. Am 22. um 10 Uhr Vormittags findet die Eröffnung der Generalversammlung statt; — am 23. um 9 Uhr früh beginnen die Fachsitzungen; — am 24. große Gesammtsitzung; — am 25. abermals Fachsitzungen, und endlich am 26. die große Gesammtschlußsitzung.

Zu den drei Gesammtsitzungen ist außer den ordentlichen Mitgliedern und den Fachliebhabern der Zutritt zu den Galerien gegen Vorweisung von Eintrittskarten, welche ebenfalls im Einschreiblocale in der Kanzlei des Nationalmuseums verabfolgt werden, — jedermann gestattet. (Pester Lloyd.)

---

* Gemäß dem Beschlusse der vorjährigen Generalversammlung in Reutlingen vom 18. September vorigen Jahres findet die jährliche statutenmäßige allgemeine Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine für dieses Jahr in Braunschweig statt, und zwar nun definitiv in den Tagen vom 21. bis 24. September. Braunschweig, als eine der ältesten und ehrwürdigsten Städte Nieder-Sachsens, bietet an sich schon der historischen Merkwürdigkeiten so viele, daß es den Freund der Geschichte und der Archäologie allein schon mächtig anzuziehen vermöchte. Voraussichtlich aber werden die Männer vom Fach aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes sich dort in solcher Menge zusammenfinden, daß sich von diesem Congreß auch eine reiche wissenschaftliche Ausbeute versprechen läßt. Von Vereinszwecken wird außer der üblichen Wahl eines neuen Verwaltungsausschusses (da der Württembergische Alterthums-Verein in Stuttgart dringend wünscht, des Vororts enthoben zu werden, und zum Ersatz etwa z. B. den Alterthumsverein für Ulm und Ober-Schwaben in Ulm vorzuschlagen sich unmaßgeblich erlaubt) noch ein specieller Antrag auf Reorganisation des Gesammtvereins voraussichtlich zur Verhandlung kommen

* Das Hauptwerk des americanischen Nationalökonomen H. C. Carey „The social Science“ (3 Bände. 1859 u. ff.) wird in einer deutschen Ausgabe erscheinen, welche ein Mediciner, ein Jurist und ein Nationalökonom, Dr. Med. Huberwald, Dr. Jur. Adler und Max Wirth, besorgen.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Das lebhafte Interesse, welches den „Reisebriefen Felix Mendelssohn-Bartholdy's" entgegenkam und vier Auflagen des reizenden Büchleins nöthig machte, wird sich zweifelsohne auch auf den zweiten Band dieser Correspondenz erstrecken, der, von den Brüdern des berühmten Tonsetzers herausgegeben, Licht über seine künstlerische Thätigkeit von den Jahren 1833 bis zu seinem Tode 1847 verbreitet. Hierin tritt er als reifer Künstler während seines Wirkens in Düsseldorf, seines langen, Ruhm verbreitenden Aufenthaltes in Leipzig und Berlin vor den Leser und führt das in den Reisebriefen selbst entworfene Lebensbild durch alle Stadien seiner Berufsverhältnisse zu einem vollkommenen Abschlusse. Julius Rietz hat sich mit der Beigabe des chronologischen Verzeichnisses der gedruckten und ungedruckten Compositionen Mendelssohns ein nicht geringes Verdienst erworben.

Den musikgeschichtlichen Werken, die seit kurzem zu nennen Gelegenheit geboten war, möge wiederum ein neues beigefügt werden. Es ist „Esquisse historique de la musique arabe" von Alex. Christianovitsch, eine sehr gelehrte, ins Detail schweifende Abhandlung, der Zeichnungen arabischer Musikinstrumente, so wie eine Sammlung von Originalmelodien beigegeben sind. — Ein Frankfurter Theoretiker. Componist J. G. Hauff, beginnt mit der Herausgabe eines umfangreichen Werkes, „die Theorie der Tonsetzkunst"; das vorhandene, in meisterhaftem Typendruck hergestellte erste Heft umfaßt die Harmonielehre.

Caplan Kessel in Köln hat neue Forschungen über die h. Ursula und die 11.000 Jungfrauen, wie sie in der Geschichte oder Sage erschienen, ausgearbeitet, die namentlich gegen die 1854 erschienene Schrift Schade's über denselben Gegenstand sich richten.

Die philologische Litteratur hat zweier neuer homerischer Studien sich zu rühmen. Eine neue Ausgabe der „Ilias" sendet Döderlein in Erlangen in die Welt und Imman-Bekker hängt seiner classischen Homer-Ausgabe neuerdings einen Appendix „Homer'sche Blätter" an, der theils Recensionen und Vergleichungen vorhandener Homer-Ausgaben, theils kritischen Apparat und Erläuterungen fraglicher Stellen und Wörter einzelner Gesänge umfaßt.

Der Bonitz'schen Kritik des „Čupr'schen Antrages auf Revision des Unterrichtes unserer Mittelschulen" (1861) hat jetzt erst das genannte Reichsrathsmitglied ein Antwortschreiben entgegengestellt, das in Gorischeks Verlag hier erschienen ist.

---

* In den ersten Tagen des Septembers wurde hier der Maler Herr Th. Smitson zur Erde bestattet. Seit einigen Jahren hat derselbe Wien zu seinem Aufenthalte gewählt und daselbst sich als Künstler wie als Mensch einen guten Namen errungen. Smitson beschäftigte sich vorzugsweise mit Thierstücken und zeichnete sich in denselben durch eine glänzende Darstellung und lebendige Composition aus. In vielen hiesigen Privatgalerien, insbesondere in der des Herrn Gsell befinden sich ganz ausgezeichnete Stücke von seiner Hand. Er erlag im rüstigsten Mannesalter der Bright'schen Krankheit. In den letzten Monaten beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen wir einige unseren Lesern mitzutheilen in der Lage sind.

* Das Pester Nationalmuseum ist dieser Tage in den Besitz mehrerer interessanter Gegenstände gelangt. Der größte und auffallendste derselben ist die Standarte der bis zum Jahre 1848 bestandenen Pester Bürgerhußaren, welche auf der einen Seite das Bild der Mutter Gottes, auf der andern das ungarische Wappen und das der Stadt Pest mit den Worten: „Királyért és haszért" („für König und Vaterland") enthält. — Aus dem Nachlasse des unlängst verstorbenen Schnürmachers Stephan Szilágyi erhielt das Museum ferner eine Sammlung aller Gattungen Schnürmacherarbeiten, wie

Digitized by Google

sie in den Jahren 1847 und 1848 bei ungarischen Kleidern in der Mode waren; ferner einen etwa 16 Zoll hohen, aus farbigen Glasperlen verfertigten ungarischen Gardisten aus dem Zeitalter Maria Theresia's; dann acht Oelgemälde, welche zwar keinen großen künstlerischen, doch einen historischen Werth besitzen; es befinden sich nämlich darunter die Bildnisse des Königs Mathias Corvinus, seines Vaters Johann Hunyady und des Oheims Michael Szilágyi, von welch' letzterem auch der verstorbene Stephan Szilágyi seine Abstammung herleitete. Zu diesen Gegenständen gab noch der Testaments-executor, Herr M. Keßt. mehrere in seinem Besitze befindliche werthvolle Mosaikbilder. — Die Wittwe des Erlauer Prof. Georg Makáry, Frau Aloisia Nagy v. Vásárhely, gegenwärtig Vorsteherin der von dem Freiherrn v. Sina in Gödöllö gegründeten Mädchenerziehungsanstalt, spendete zwei von ihr sehr kunstvoll aus Brod verfertigte Kreuzspinnen, welche sich auf einem Spinnengewebe aus Seidenfäden befinden. — Ebenso schenkte dieser Tage der Piaristenprofessor Herr Johann Pollak einen großen zierlichen Glaspocal, welcher vor 20 Jahren im Besitze des Erlauer Erzbischofs Johann Ladislaus Pyrker und einst Eigenthum Rákóczys gewesen. (Pester Lloyd.)

* Eugène Delacroix — Zwei Tage vor dem Napoleonsfeste war in Paris Eugène Delacroix gestorben. Man kann hier nicht sagen: lugete Veneres. Die Grazien waren dem Manne nicht hold und das Schöne hatte er nie mit Augen geschaut. Ich habe oft bemerkt, daß zwischen der äußern Erscheinung der Dichter und Künstler und ihren Werken eine gewisse innere Analogie ist. Wie ruhig schön lächelt Raphael und wie krampfhaft gespannt erscheinen uns die Züge des düstern Michel Angelo! Ließe sich dieselbe Bemerkung nicht gleichfalls auf Goethe und Schiller anwenden? Ary Scheffer mit den weichen Zügen und dem sanften blauen Auge malte das himmlisch süße Antlitz des tröstenden Heilands; das Gretchen aus dem Faust hatte er zu seinem Ideal der Schönheit auserkoren. Bei Delacroix lag das kleine schwarze Auge tief in seiner Höhle verborgen unter dicken überhängenden Brauen; die ganze Erscheinung hatte etwas Düsteres, Beengendes, und dieses ist im Allgemeinen der charakteristische Zug an seinen Schöpfungen. Seine Energie hatte etwas Dämonisches, in seinem Innern herrschte gleichsam ein ewiges Gewitter ohne Regenbogen. Er sah am Leben nur die Nachtseite, den Kampf, die Verzweiflung; je gräßlicher der Stoff, den er behandelte, desto glänzender der Erfolg. Alles ist übertrieben bei Delacroix, selbst seine Vorzüge. Im Colorit muß man seine Hauptstärke suchen aber die Farben, womit er seine Gestalten ausstattete, sind nicht in der Natur; das menschliche Auge würde sie nicht ertragen. Obgleich der Maler seit langer Zeit allgemein bekannt ist, glauben wir daran erinnern zu müssen, daß er ein Mitschüler A. Scheffers und Gericaults war, des genialsten der drei, des zu früh verstorbenen Malers der Medusa. Der Umschwung, der sich unter der Restauration in dieser Kunst kundthat, wurde zunächst durch diese Medusa veranlaßt; das Bild ist leider im schlechtesten Zustande und geht seiner völligen Zerstörung entgegen. Delacroix stellte 1822 sein erstes Bild aus: Dante und Virgil. Dann kommt „Le massacre des femmes de Scio". Unter den folgenden bemerken wir: der Tod des Dogen Marino Faliero, Christus am Oelberg, Faust und Gretchen, Kampf zwischen dem Giaour und dem Pascha, nach Lord Byron, Ermordung des Bischofs von Lüttich, Tigerjagd, die Frauen von Algier, die Schlacht bei Taillebourg, Medea, Hochzeit in Algier, Trajan, Einzug der Kreuzfahrer in Jerusalem. Wandgemälde: Thronsaal und Bibliothek im Palais Bourbon, Plafond in der Apollogallerie im Louvre, eine Capelle in der Kirche Saint Sulpice zu Paris. Seine letzten Bilder: Nymphen im Bade türkisches Lager, das von den Griechen überfallen wird, sind beide unvollendet geblieben. Gleich bei seinem ersten Auftreten fand Delacroix unversöhnliche Gegner und enthusiastische Bewunderer, deren Zahl indeß bedeutend abgenommen hat. Den Exequien wohnten kaum 600 Personen bei, 200 höchstens geleiteten den Sarg zum Kirchhof. Delacroix war den 25. April

Digitized by Google

1799 in Charenton St. Maurice geboren. er starb am 13. August d. J. Er war Commandeur der Ehrenlegion und seit 1858 Mitglied des Instituts. (Morgenblatt.)

* Ueber den Fortbau des Domes zu Köln schreibt der einundfünfzigste Baubericht:

Seit dem Wiederbeginne der Bauarbeiten im Aeußeren des Domes im Frühjahre des Jahres 1863, nach dessen Ablauf die Domkirche in ihrem ganzen Umfange, sowohl außen wie innen allseitig vollendet sein wird, ergab sich zunächst die Nothwendigkeit der Anlage von 32 Strebebögen an den Umfassungswänden der beiden Querschiffe, deren Ausführung in Stein die Werkhütten im Laufe des Winters ausschließlich beschäftigte. Bei gleichmäßiger Vertheilung der Arbeitskräfte über die ganze Ausdehnung der Querschiffe und Besetzung der Aufzugsmaschinen mit einer vermehrten Zahl von Arbeitern gelangten die sämmtlichen Strebebögen der Querschiffe bis Mitte März zum Schluß und begann demnächst die sofortige Inangriffnahme der acht großen Kreuzgewölbe des Querschiffes von gleichen Abmessungen wie die im Langschiffe des Domes bereits im Vorjahre vollendeten Gewölbekappen.

Die Wölbungsarbeiten erforderten die Zeit vom 9. März bis 26. Mai, innerhalb welcher die Lehrbogen zu den aus Haustein construirten Gewölbegräten durch die Domzimmerleute gleichzeitig zu versetzen und die nöthigen Rüstungen für die Maurer zu construiren und zu verändern waren.

Nunmehr verblieb als Abschluß des Gewölbesystems im Dome zu Köln allein die Ausführung des großen Transeptgewölbes von einer diagonalen Spannweite von 60 Fuß bei 35½ Fuß Höhe, vom Säulencapitale bis zum Gewölbescheitel gemessen.

Die Construction des Lehrbogens für dieses weit gespannte Gewölbe erschwerte nicht unwesentlich die für das Tragen von Lasten mangelnde Festigkeit des Interimsdaches, weßhalb eine complicirte Sprengewerksconstruction zur Ausführung gelangte, die ihre Stützpunkte auf der massiven Abschlußmauer zwischen Chor und Langschiff, so wie auf den Sprengwerken der interimistischen Holzanker erhielt. Nach Aufstellung dieser schwierigen Zimmerconstruction, auf deren Unwandelbarkeit das Gelingen des ganzen Gewölbes basirt, erfolgte die Versetzung der Gewölbegräte und des großen Schlußsteins, der, aus vier einzelnen Quadern bestehend, einen äußeren Durchmesser von 7⅓ Fuß hat und eine Oeffnung von 3½ Fuß lichter Weite umschließt.

Die Nothwendigkeit der Anlage einer Durchbrechung des Gewölbes an dieser Stelle ergab sich durch das eventuelle Bedürfniß des Transportes von Materialien und Utensilien auf den Mittelthurm, dessen Unterbau die Communication mit den Laufgängen über den Gewölben unthunlich macht. Mittelst einer in der Thurmspitze aufzustellenden Kabelwinde können demnach Lasten bis zu 60 Centner vom Fußboden der Kirche bis auf eine Höhe von 300 Fuß gehoben werden, da über der Oeffnung des Schlußsteins im Transeptgewölbe entsprechende Aufzugsklappen in allen Etagen des Mittelthurmes angebracht sind.

Die Einwölbung des Transeptgewölbes, am 11. Juni d. J. begonnen, gelangte am 3. Juli zum Schlusse, und wurden die letzten Steine in den vier Kappen durch den Dombaumeister und die Werkmeister am Dome an dem genannten Tage unter dem freudigen Zurufe der versammelten Poliere, Werkleute und Domarbeiter eingefügt, deren umsichtige Leitung und andauernder Fleiß bei Ausführung dieser kunstreichen und zugleich schwierigen Gewölbekappen hier nochmals lobende Erwähnung finden möge. Die nunmehr vollendeten neuen Gewölbe des Hochschiffes im Lang- und Querschiffe bedecken einen Raum von circa 18.000 Quadratfuß und erreichen unter Hinzurechnung der Gurten, Gräte und Schlußsteine ein Gewicht von circa 30.000 Centner, dessen Seitenschub gegen die Umfassungswände durch 80 das Hochschiff umgebende Strebebogen aufgefangen wird.

Digitized by Google

Zur Zeit sind sämmtliche Lehrgerüste und Holzconstructionen zum Gewölbbau beseitigt, und bietet das Querschiff oberhalb des Interimsdaches nach Einfügung der Mosaikverglasung in den 16 großen Fenstern der Umfassungswände, so wie des großen Fensters im Nordportale den Anblick einer 238 Fuß langen Halle, überspannt mit den mächtigen Gewölbekappen, deren sorgfältige Ausführung zu beurtheilen der Standpunkt auf dem Interimsdache in der Höhe der Säulencapitale noch für einige Wochen gestattet.

Die Anfertigung der Mosaikverglasung in den 28 großen Fenstern des Lang- und Querschiffes erfolgte in den Jahren 1860 bis 1863 durch die Glasermeister Düssel und Grossi, so wie durch den Glasmaler Schmidt hierselbst, und zeichnen sich die nach den Cartons des Architekten W. Hoffmann ausgeführten Glasmosaiken durch einen harmonischen Eindruck der stilgemäßen Muster, so wie durch die Sauberkeit der Ausführung und die sorgfältige Verbleiung und Befestigung vortheilhaft aus.

Der bedeutende Kostenaufwand für die Herstellung der die untere Hälfte der großen Mittelschifffenster füllenden 112 Heiligenfiguren mit Baldachinen und Wappen erlaubte bisher nicht die gleichzeitige Inangriffnahme mit den Glasmosaiken, und verbleibt es die Aufgabe der nächsten Baujahre, die provisorisch eingefügte Holzverkleidung zu beseitigen und je nach der Reichhaltigkeit der zur Disposition gestellten Baumittel den noch fehlenden Figurenschmuck aus gebranntem Glase zu ergänzen. Bei dem nicht bedeutenden Kostenbetrage einer einzelnen Figur und dem regen Interesse, das der Dombau in allen Kreisen neuerdings erlangt hat, ist zu hoffen, daß es gelingen wird, durch Beiträge einzelner Städte, Corporationen und Privatleute diesen dem Dome in seinem Innern zur wesentlichen Zierde gereichenden Figurenschmuck aus gebranntem Glase in wenigen Jahren zu ergänzen.

Mit der Ausführung des Südportalfensters, als ein Geschenk des Königs Wilhelm I., dessen Huld der Dom von Köln bereits die Ausführung der Bildwerke am Südportale verdankt, ist die k. Glasmalerei zu Berlin beauftragt und sind die Arbeiten so weit gefördert, daß die Einfügung des ganzen Südportalfensters inclusive Figuren und Baldachinen im October dieses Jahres zu erwarten steht.

Für die zweite Hälfte des Jahres 1863 verbleibt die Fortnahme der Abschlußmauer zwischen Chor und Langschiff, deren Abbruch bei einer Höhe von 150 Fuß und einer mittleren Stärke von 3 Fuß zahlreiche Arbeitskräfte in Anspruch nimmt. Zur Zeit ist der Abbruch bis annähernd zur Capitaloberkante der Pfeiler gediehen und sind die bei Errichtung der Mauer im 14. Jahrhundert mehrfach beschädigten Capitäle und Profilirungen des großen Gurtes mit aller Sorgfalt ergänzt worden. Am 1. August d. J. beginnt der Abbruch der äußeren Baugerüste an der Ostseite des Querschiffes, dagegen verbleibt das Nothdach bis zum Schlusse des Monats August, um die Verbindung der einzelnen Bautheile zu vermitteln und den Transport der Hölzer und Steine beim Abbruch der Baugerüste und der Abschlußmauer zu ermöglichen.

In wenigen Monaten wird es demnach gelingen, die Bauarbeiten am Kirchenschiffe des Domes zu Köln zum glücklichen Abschlusse zu bringen, nachdem der Centraldombauverein zu Köln, seinem Wahlspruche getreu, während 21 Jahren seines Bestehens mit Eintracht und Ausdauer die Vollendung des schönsten und prächtigsten Bauwerkes mittelalterlicher Kunst auf deutschem Boden mit allen Kräften gefördert hat.

Nachdem somit der erste Theil der großen Aufgabe gelöst ist, gilt es nunmehr, den Bau der beiden großen Westthürme zu beginnen und unter den Segnungen eines dauernden Friedens nach den erhabenen Worten des seligen Königs und Protectors Friedrich Wilhelm IV. als Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse mit Eintracht und Ausdauer zu vollenden, damit der Dom zu Köln rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis an das Ende der Tage.

Der Dombaumeister Voigtel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schwether. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die geschichtliche Entwicklung der Musik in ihren Hauptzügen.

Von Dr. Ludwig Rohl.

1. Die Homophonie der alten Völker.

Unter allen Künsten ist die Musik diejenige, welche am spätesten zu der Entfaltung gekommen ist, daß sie als wirkliche Kunst, als beredte und in ihrer Art vollkommen unersetzliche, durchaus eigenartige Sprache des menschlichen Geistes betrachtet werden konnte. Kaum drei Jahrhunderte hat die Musik als nennenswerthe Kunst ihre Existenz, und was ist dieser Zeitraum in der Geschichte der Menschheit! Zwar ist es richtig, daß nächst der Poesie die Musik das Aelteste ist, was wir überhaupt als Erzeugniß der schönheitschaffenden Kraft des menschlichen Geistes zu betrachten haben. Oder vielmehr es ist die ungeschiedene und untrennbare Verbindung beider Künste, so wie sie im Volksgesange auftritt, worin die menschliche Phantasie ein Bild des eigenen inneren Daseins zu geben versuchte. Alle Poesie kam ursprünglich in musikalischem Gewande zum Vorschein; es war tönendes Recitiren von Versen, singende Declamation der Gedanken und Empfindungen, die des Dichters Seele bewegten. Aber während die Wortsprache längst entwickelt war zu einem geeigneten Material für kunstvollendete Gesänge wie Homers und Pindars Dichtungen sind, ja während sogar Stein und Farbe bereits lange Zeit ein geläufiges Mittel waren, bestimmte Gegenstände, bestimmte Gedanken und Empfindungen zur sichtbaren Erscheinung zu bringen, verharrte die Musik noch lange Zeit in voller Abhängigkeit vom Worte und hatte selbst in dieser Lage erst geringe Ansätze gemacht, um mit ihrem eigensten Material den ihr zugewiesenen Kreis geistiger Dinge auszudrücken. Woher kommt dies?

Die Kunst der Töne ist ohne directes Vorbild in der Natur. Was den übrigen Künsten die Schöpfung bereits als greifbaren oder sichtbaren Gegenstand der Darstellung fertig hingestellt hatte, das mußte die Musik sich erst mit großer Mühe selbst erschaffen. Denn um das, was den eigentlichen und höchsten Inhalt aller Kunst bildet, die inneren Begebenheiten, die Seelenstimmungen, die Gemüthszustände des Menschen darzustellen, bedarf es einer bereits fertigen Sprache, der man sich nur als Mittel bedient, um frei zu sagen, wie einem zu Muthe ist. Eine solche besaß die Musik auch nicht im entferntesten von vornherein; ja sie fand dazu in der Natur auch nur die allergeringsten oder doch viel geringere Mittel vor, als die übrigen Künste. Plastik und Malerei bildeten doch zunächst nur nach, schaffen zur Vollendung des Schönen um, was uns in lebendiger Wirklichkeit um-

Digitized by Google

giebt. Sie besaßen in der Gestalt des Menschen wie der Thiere, in der gesammten greifbaren und sichtbaren Natur ein unmittelbares Vorbild für ihre Schöpfungen und konnten sich daran anlehnen, brauchten es oft nur einfach aufzunehmen, um zu sagen, was sie sagen wollten. Selbst die Dichtkunst besitzt doch in der Sprache, die der Mensch aus anderen als ästhetischen Gründen bereits ausgebildet hat, ein zubereitetes Material, aus dem sie ihre geistigeren, ungreifbaren Gebilde schaffen mag. Ebenso vermag sich die Architektur doch an etwas anzulehnen, was aus dem bloßen praktischen Bedürfnisse der Menschen hervorgegangen ist, und kann diese geringen Ansätze zu geistig bedeutungsvollen Schöpfungen auswachsen lassen. Aber auch sie wird gerade hier, in ihren höchsten und eigentlich künstlerischen Aufgaben bereits von der Natur verlassen, die ihr nur mehr mittelbar ein Vorbild bietet, indem sie den Geist die Gesetze ahnen läßt, nach denen der Raum der Erde getheilt ist und durch die Verhältnisse von Höhe, Länge und Breite gewissermaßen einen geistigen Inhalt ausdrückt. Die messende Phantasie mag in dem Bau des Alls und näher der landschaftlichen Natur, in Erstreckung von Berg und Thal und der Weite des Landes wenigstens ein ungefähres Vorbild für die Weise erblicken, in der sie mit Sinn und Ordnung den Raum eintheilt und abtheilt. Noch ferner aber steht eben unsere Kunst der bloßen Natur und möchte sich höchstens rühmen dürfen, in den Gesetzen, nach denen die ganze Welt geordnet ist, in den Zahlenverhältnissen, die allen concreten Gestaltungen, allem lebenden Dasein zu Grunde liegen, ein Urvorbild ihres Wesens zu finden.

Diese so entfernte und doch so tiefe Verwandtschaft der Tonkunst mit dem innersten Gesetz der gesammten Welt war es denn auch, die dem denkenden Geiste des Menschen von je den reichsten Stoff zur Speculation gab. Von Pythagoras bis zu Kepler und Euler träumten die musicirenden Mathematiker von der „Harmonie der Sphären" und ahnten in dunkler Weise die Grundgesetze wie die Macht der Kunst der Töne. Allein damit war noch nicht ein einziger musikalischer Ton gegeben, wie viel weniger jene Reihen der Töne, die nach innerem Gesetz geordnet, eine ähnliche logische Darlegung der inneren Zustände erlaubte, wie die Wortsprache unsere Gedanken enthüllt. Solche Reihen aber bot die Natur eben nicht. Sie bot nur vereinzelte Laute, Klänge, Töne, und es blieb also, um diese Tonsprache zu finden, der künstlerischen Phantasie keine andere Hülfe, als die gesetzmäßige Thätigkeit des eigenen Geistes und das Experimentiren mit dem vorgefundenen Material. Denn ganz ohne ein solches befand sich ja auch die Musik nicht. Ein unmittelbares Naturschöne, das sie umbildend zu ihrem Stoffe hätte nehmen können, besaß sie freilich nicht; sie hatte höchstens Elemente zu einem solchen aufzuweisen, aber deren freilich genug.

Gehen wir die Reihe des Wirklichen in raschem Zuge durch und merken auf, was darin bloß Hörbares ist und ob unter den Eindrücken, die der Geist durch das Gehör empfängt, solche sind, die auch nur ähnlich, wie die landschaftliche Natur dem Architekten, so dem Musiker ein entferntes Vorbild für sein Schaffen gewähren konnte. Erstens die sogenannten Elemente: Luft, Meer, Erde, Licht.

Digitized by Google

Kann das Ohr vom Lichte einen Eindruck empfangen? — Das Licht ist bloß für das Auge und von seinen Einwirkungen auf die Phantasie entnehmen wir für die Kunst der Töne, wenn sie eben bereits fertig ist höchstens die Bezeichnungen hell, dunkel, farbig u. s. w., deren Wesen sich auch in den Klängen wiederholt. Vom Meere tönt ein leises Anspülen der Wellen oder ein dumpfes Brausen in unser Ohr und erweckt liebliches Behagen oder starres Grausen in der Seele des Horchenden. Die Luft, dem Auge nicht erkennbar, ist es, die diese Töne mitschwingend weiter trägt. Sie giebt sich dem Ohre in tausend Regungen zu erkennen, wenn sie als leises Wehen in den Bäumen lispelt oder als Sturm sich in Klüften und Engen fängt und in auf- und niedersteigenden Sextaccorden ein Heulen erzeugt, das unheimlich in der Brust des Menschen wiedertönt. Dann „wenn die Riesenfichte stürzend Nachbaräste und Nachbarstämme quetschend niederstreift und von ihrem Fall dumpfhohl der Hügel donnert!" Oder gar des Himmels Donner, dringt nicht von ihm ein erhabener Eindruck tief in die Seele des Menschen?

Aber alles das ist ja nur Geräusch. Laut, nicht Klang, und so nicht einmal als rohestes Material für eine Kunst zu gebrauchen. Doch auf der Erde wandelt das Lebendige, das den Klang als den eigentlichen Laut der Seele vernehmen läßt und sein Wesen durch Töne offenbart. Freilich auch das Gebrüll des Löwen, von dessen erschütterndem Eindruck in nächtlicher Stille die Reisenden der Wüste so viel zu erzählen wissen, und selbst der süße Zauber, den der Gesang der Nachtigall in warmer Sommernacht auf die menschliche Seele ausübt, und die tausend anderen Laute, die auch in der vernunftlosen Thierwelt erklingen und ein geheimes Empfindungsleben in derselben verrathen, scheinbar eine eigene Seele vernehmen lassen, — alles das, was oft den entschiedensten Eindruck auch auf das menschliche Innere macht, ist noch nicht entfernt Musik. Aber es zeigt doch schon auffallend die rein physiologische Wirkung des bloßen Tones und deutet an, als welche Macht das bloße Klingen zu betrachten ist. Kaum ein oder der andere musikalisch brauchbare Ton befindet sich unter diesen mannigfachen Klängen, kaum ein reines Intervall oder nur Bruchstücke einer Tonreihe, die zum Ausdruck von etwas Geistigem dienen könnte. Aber allüberall erscheinen auch schon hier die Elemente und ersten Ansätze zu einer Sprache, in der wir unser tiefstes Innere vernehmen, überall Klänge, die auf das Gemüth ergötzend einwirken und des Menschen Wunsch erregen konnten, das Tönen zu fesseln und Mittel zu ersinnen, es stets rein und voll wieder zu erzeugen. Darnach ergab sich nach menschlicher Art von selbst ein immerwährend erneuertes Versuchen in der Aneinanderreihung der vorgefundenen und selbst erzeugten Klänge, in denen das Ohr schon früher ein Gesetz der Verwandtschaft dunkel ahnte. Und bei diesem mannigfachen Experimentiren kam dem Ohre wie der kunstschaffenden Phantasie am meisten zu Hülfe der melodische Tonfall der eigenen Sprache, in dem von der Natur selbst die Grundintervalle der Musik gegeben sind. Schon das vollere Tönen, das allen Ursprachen eigen ist, deutet darauf hin, daß alle Sprache in ihren Anfängen ein eben so bedeutendes Klangelement besaß, als Articulirtes, eben so viel Sinnliches wie Geistiges. Und

Digitized by Google

was durch diese tönenden Elemente der Sprache in des Menschen Seele drang, war durchaus keinem anderen Eindrucke an Stärke der Wirkung zu vergleichen. Ja man stelle sich einmal lebhaft das namenlose Entzücken vor, als der erste Mensch den Klang einer gleichen Stimme vernahm und seinen Geist die erste Ahnung durchdrang von der Herrlichkeit und Tiefe der Menschenseele. Bisher hatte er nur unarticulirte Laute vernommen, Geräusch, Gescharre, Gebrüll, den Ausdruck eines Daseins, das ganz auf das Sinnliche organisirt ist. Jetzt vernimmt sein Ohr, oder vielmehr seine Seele vernimmt, was das Süßeste ist, den Klang, den Laut seiner eigenen innersten Seele; er vernimmt sich selbst in etwas anderem. Die menschliche Stimme ist es ja, die unser ganzes Innere in bebende Schwingung zu setzen vermag, ihr bloßer Klang bewirkt es schon, auch ohne daß wir auf den Sinn des Gesagten achten. Nicht was wir sehen wirkt so wie dieses Tönen. Die tiefsten Vorgänge des Inneren werden dem Geiste nur verständlich durch das Gehör: die Laute der Liebe, die Stimme des geliebten Mädchens geht über alles, was das Auge von ihr uns sagt; ihr Herz offenbart nur die tönende Sprache.

Also erst bei der menschlichen Sprache, die instinctmäßig Tonreihen bildet und die Töne nach innerer Verwandtschaft zu Intervallen abtheilt, fängt das eigentliche Material auch für die Musik an. Mochte der Mensch die Töne der unorganischen Natur zu fixiren suchen und sogar allgemach Instrumente erfinden, auf denen er sie zu jeder Zeit beliebig wiederholen kann, nur die Sprache, die menschliche, bot ihm jene articulirten und gegliederten Lautfolgen, in denen sich ein Vernunftgesetz widerspiegelt. Nur sie konnte den menschlichen Geist auf den Gedanken bringen, das klingende Element von ihr auszuscheiden und die unbewußt darin ausgesprochene Ordnung der Töne zu einer bewußten und absichtlichen zu machen und so ein neues besonderes Mittel zum künstlichen Ausdruck geistiger Dinge zu erschaffen. Jetzt mochte die Architektur von der großen weiten Erde lernen, wie sie den Raum zu ordnen und in Maß und Verhältniß zu bringen habe; die Plastik mochte zur menschlichen Gestalt als zu dem Höchsten greifen, was sich dem sehenden Auge vom Geiste des Menschen erkennbar macht; die Malerei mochte Natur wie Menschen noch reiner und tiefer erfassen und ein bezaubernd täuschendes Bild der Dinge aufstellen, die sichtbar sind, — die Musik war es, die sogleich damit begann, das rein Seelenhafte des Menschen, so wie es sich im Klang der Stimme wiedergiebt, den articulirten Laut der menschlichen Sprache als ihr eigenstes Material aufzugreifen und somit gewissermaßen das Gattungsmäßige seiner *inneren* Gestalt darzustellen, so wie es die Plastik von der *äußeren* Gestalt des Menschen gegeben hatte.

Daß die Uranfänge der Musik in der Sprache liegen, ist nirgends genugsam hervorgehoben worden. Mit diesem Ursprung ist denn auch die besondere geistige Art dieser Kunst zu erklären. Sie beginnt erst eigentlich vom Menschen; sie läßt das ganze übrige Reich des Irdischen bei Seite liegen, um sogleich ganz und voll das, was von den Dingen im Herzen des Menschen wiederhallt, die Menschen-

Digitized by Google

seele auszusprechen . Sie hat ganz direct im menschlichen Geiste, so wie er sich in der Sprache darstellt, ihr Vorbild, und es erklärt sich daraus leicht, daß sie erst spät zur Selbstständigkeit gelangte. Erst müssen ja die nothwendigsten sinnlichen Bedürfnisse befriedigt sein, ehe der Mensch sich frei umschauen mag nach den Dingen des Geistes. Erst muß er in einer gewissen Behaglichkeit oder wenigstens Sicherheit leben, ehe er auf sich selbst und seine höheren Geisteskräfte mit Bewußtsein achtet. Der Erfinder des Pfluges ward hochgeehrt, und Prometheus stahl das Feuer vom Himmel, damit die Menschen Herd und wohnliche Stätte bekamen. Aber auch als sie in ruhigen Plätzen zu einander gesammelt waren, wie manches Jahrtausend währte es, ehe sie nur die sie umgebende Natur mit freiem Auge aufzunehmen verstanden, wie viel länger mit der Erzeugung selbstständiger Künste!

Die ganze orientalische Welt schwebte zwischen zwei Extremen; entweder sie war ganz der niederen Sinnlichkeit ergeben und achtete in dumpfem Brüten kaum ihrer höheren Begabung, oder ihr Geist demüthigte sich, gedrückt und getrübt von dem thierischen Begehren, zu dumpfem Nichtsdenken unter die harte Tyrannei eines über die Wolken gebannten Gottes, der den Ausblick in die wirkliche Welt erst recht hemmte. Und doch gelang es diesen Völkern, die Uranfänge aller geistigen Thätigkeiten zu begründen. Und wie der Aegypter durch seine Riesenbauten beweist, daß sein Auge wie sein Geist nüchtern die große Ordnung der Welt mit offenem Blicke erkannte, wie Chinesen und Inder in Wissenschaft und Kunst die großen Grundlagen für alle spätere Fortbildung in der Menschheit legten, so finden wir auch, daß bereits diesen Völkern die Kenntniß gekommen war von der Reihe, in die sich die mannigfaltigen Töne der Natur fügen lassen und von dem Gesetze, das sie zu einer vernünftigen Sprache unter einander verbindet [2]. Ja wir finden sogar äußerst complicirte Tonsysteme bei diesen Völkern. Es mußte doch, sobald Geist und Sinne so weit frei waren, daß sie auch die Dinge beobachten konnten, die über das sinnliche Bedürfniß hinausgehen, selbst dem ungebildeten Ohre einmal auffallen, daß gewisse Töne einander ähnlich seien. So finden wir denn auch, daß jene ältesten Völker bereits auf die Entdeckung kamen, wie sich in

[1] Mag sie später, nachdem sie eine vollendete Kunst geworden, manches ihrer Darstellungen auch aus den niederen Gebieten nehmen, theils um auch hier ihr geniales Vermögen, ihre echt künstlerische Fähigkeit, von allen Dingen das Geistige zu geben, recht evident zu zeigen, theils um, so wie ja auch die Malerei Staffage in die Landschaft stellt, den Menschen erst recht als den Mittelpunkt der Schöpfung erscheinen zu lassen, indem sie darstellt, wie das ganze Universum in seinem Busen wiederhallt, — immer bildet eben diese geistige Natur des Menschen sein Inneres, ihren eigentlichen Kernpunkt, und sie ahmt das Brausen des Meeres, den Donner des Himmels, das Rauschen der Bäume nur nach, um der hundertfach wechselnden Stimmungen zu gedenken, die des Menschen Herz bewegen.

[2] Nennt doch schon die Bibel unter den Begründern der menschlichen Geschlechter neben dem Hirten Jabal und dem Handwerker Tubalkain den Jubal, „von dem die Zither- und Harfenspieler herkommen". Also neben der Erfindung der einfachsten, unentbehrlichsten Einrichtungen des gemeinen Daseins die schwierigste der Künste!

Digitized by Google

der von uns sogenannten Octave im Wesentlichen nur eine Wiederholung des Grundtones zeigt, und eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so starke Gleichheit erkannte man in Quinte und Quarte. Die heutige Naturwissenschaft lehrt uns, daß diese Intervalle die meisten gleichen Partialtöne haben. Die Alten folgten einfach ihren Sinnen und theilten also die gesammte Reihe von Tönen, die ihnen vorlag, zunächst einmal nach diesen Intervallen ein, die der Mensch obendrein in dem natürlichen Tonfall der Sprache, besonders bei Frage und Antwort stets anwendet. Sowohl bei den Chinesen und Gälen, wie bei den Indern und Persern findet sich die Eintheilung in Octaven und Tetrachorde. Ja, die beiden ersteren Völker erhielten ihre Töne zunächst dadurch, daß sie aus einer Quinte die folgende bildeten und so die fünfstufige Tonleiter c d f g b gewannen, auf deren Umfang sich noch heute die meisten ihrer Lieder beschränken.

Wir können hier nicht näher auf die Art und Weise eingehen, wie die verschiedenen Völker nach ihrer verschiedenen Anlage und ihrem Geschmack, sich theils direct — aber in mannigfach verschiedener Weise — an die Natur anlehnend, theils aus Speculationen, deren rationellen Grund wir heute manchmal schwer einsehen können, die mannigfachsten Versuche machten, Tonleitern zu bilden, d. h. Töne, die ihnen zu Gebote standen, in solche fortlaufende Reihen zu bannen, daß sie durch innere Beziehung der einzelnen Töne zu einander einen bestimmten Charakter bekamen. Wir können eben nur im Allgemeinen aussprechen, daß in der Eintheilung eben jener Octaven und Tetrachorde, die fast allen Völkern gemein sind, weil sie auf der Natur und nicht auf dem wechselnden Geschmack beruhen, die verschiedenen Zeiten und Völker sehr verschiedener Ansicht waren, und daß sie die Art, wie die einzelnen Töne untereinander durch mehr oder weniger Partialtöne in Beziehung stehen und verwandt sind, sehr verschieden auffaßten. Zwar hielten sich im Grunde alle an die Natur, die eben den einen Ton aus dem andern entstehen läßt, aber sie gaben von den verschiedenen Tönen je nach ihrem verschiedenartigen Geschmacke dem einen oder dem andern den Vorzug. So viel jedoch stellte sich allmälig als allen Völkern gemeinsam heraus — denn die arabische Eintheilung in Drittelstöne, deren Princip noch nicht gefunden ist, und die vorübergehende griechische Enharmonik (Eintheilung in Viertelstöne) können hier nicht weiter in Betracht kommen — daß man die Tetrachorde und Octaven nur in sogenannte Ganz- und Halbtöne eintheilte. Das menschliche Ohr, wo es naturgemäß und in Harmonie mit dem gesammten Organismus entwickelt ist, vermag eben nur eine Unterscheidung von dem, was wir einen Ganzton nennen (8 : 9) so mühelos und ohne besondere sinnliche Reizung zu fassen, daß ihm auf diese Weise auch eine Folge von Tönen und ein bestimmter Sinn in Tönen beigebracht werden kann Halbtöne kosten dem Ohre bereits ein besonderes Aufmerken und dürfen nur vorübergehend verwendet werden, sind aber eben darum auch wieder ein neues Reizmittel in der Folge von Ganztönen. So nahe dieses alles liegt und auch bereits von den ältesten Völkern, besonders den Chinesen und Gälen schon begriffen wurde, so kam doch auf diese naturgemäße Eintheilung der Octave und des

Digitized by Google

Tetrachords mit vollkommener Sicherheit in Theorie und Praxis erst dasjenige Volk, welches überhaupt in der Geschichte unseres Geschlechtes erst das echte und reine menschliche Wesen, Maß und Gleichgewicht in den geistigen Fähigkeiten, Werth und Würde des Menschen darthat, die Griechen. Erst sie machten das diatonische Geschlecht, eben jene geregelte Folge von Ganz- und Halbtönen zum herrschenden und wurden dadurch die eigentlichen Begründer der gesammten Musik als wirklicher Kunst. Sie besaßen freilich auch noch andere Tongeschlechter und hatten namentlich, theils in Folge des Verkehrs mit den orientalischen Völkern, theils aus eigener Neigung zu feinster sinnlicher Reizung sogar die sinnenkitzelnde Enharmonik eine Weile angewendet. Allein, wie ihr Sinn überall dem Klarverständlichen zustrebte und den Werth des Menschen darin suchte, daß er mit seinem Geiste über die bloße natürliche Regung Herr werde, so gaben sie dem diatonischen Geschlechte durchaus den Vorzug und sind als dessen Vollender zu bezeichnen.

Nun aber kann freilich auch die Art, wie innerhalb der diatonischen Leiter die Töne aufeinander folgen, sehr verschiedenartig sein; und namentlich wird je nach der verschiedenen Stellung der Halbtöne ein sehr verschiedener Charakter in die Tonreihe kommen. Auch in dieser Richtung stellten die Griechen mit den Erfindungen, die sie an der Hand der künstlerischen Erfahrung und mit wirklich denkendem Geiste machten, die Versuche der übrigen Völker sehr in den Schatten, indem sie in der That diejenigen Scalen schufen, die durchaus von aller Willkür frei sich auf die Natur selber gründen und doch nach Art und Charakter selbstständige geistige Bedeutung in Anspruch nehmen können. Die diatonische Scala, die im vollen Umfang einer Octave bereits von Pythagoras (600 vor Chr.) aus der Quintenfolge hergestellt und eingeführt war, ist unserm C-Dur fast gleich; und da dieselbe beliebig fortgesetzt und jeder ihrer sieben Töne wieder zum Anfangstone gemacht werden konnte, so entstanden weitere sechs solche Tonleitern (Tropen), welche unter einander Unterschiede des Tongeschlechtes von derselben Art zeigen, wie unser Dur und Moll. Die sieben diatonischen Leitern nun, welche die Griechen in ihrer Blüthezeit besaßen und deren Umfange auch die achtsaitige Lyra, die man in der Regel zur Begleitung des Gesanges anwendete, gestimmt erscheint, waren, in unsere Zeichen übersetzt, folgende:

1. Lydisch: c d e f g a h c
2. Phrygisch; d e f g a h c d
3. Dorisch: e f g a h c d e
4. Hypolydisch: f g a h c d e f
5. Hypophrygisch (Jonisch): g a h c d e f g
6. Hypodorisch (Aeolisch): a h c d e f g a
7. Mypolydisch: h c d e f g a h.

Ganz tritt der eigenthümliche Charakter dieser Tonarten, bei denen übrigens nicht bloß der erste sondern verschiedene und wahrscheinlich sämmtliche Töne der Leiter als Grundton (Tonica) gebraucht werden konnten, erst hervor, wenn man sie alle mit c beginnen läßt, wo dann z. B. das Dorische so lautet: c des es f g

Digitized by Google

as b c, eine Tonleiter, wie wir sie heute in keiner Klavierschule finden, deren hochernster schwerer Charakter, so wie er in dem mangelnden Leiterton nach oben und in dem dafür eintretenden Leiterton nach unten (des-c) besonders sich ausdrückt, uns aber auch heute noch nicht verloren ist, vielmehr als besonderes Kunstmittel auch von den modernen Meistern Mozart und Beethoven noch verwendet wird. Ja es hat sich der Geist dieser Leiter, die im Mittelalter die phrygische hieß, sogar in einem besondern, heutzutage viel gebrauchten Accord concentrirt, in dem aus dem sogenannten „phrygischen Schluß" (f a d- e gis e) entwickelten „übermäßigen Septaccord".

Diese wenigen Angaben müssen uns hier genügen. Sie geben aber wohl einen Beweis von der Bedeutung, die die Griechen auch in der Geschichte der Musik haben. Dieses geniale Volk erst that die That die geschehen mußte, ehe von wirklicher Musik die Rede sein konnte; sie erfanden das sichere und klare Medium, in dem sich die menschliche Empfindung als musikalische Kunst darzustellen vermag; sie brachten Consequenz und Logik in die von der Natur gegebenen Töne und schufen so das erste wirklich künstlerisch brauchbare Tonmaterial. Und dies war kein Kleines gegenüber all' den stümperhaften unkünstlerischen Versuchen der übrigen Völker. Diese diatonischen Scalen der Griechen sind ein Product des menschlichen Geistes, auf welches die Erfinder stolz sein können und das die wahrhaft geniale Art jenes glücklich begabten Volkes auch nach dieser Seite in das hellste Licht stellt; ja sie sind etwas eben so Eigenartiges, wie ihr Baustil und sind wie dieser trotz aller noch so wesentlichen Abweichungen die Grundlage der gesammten modernen Tonkunst geworden.

Allein wie der Grieche in seiner Architektur von dem Motive des Holzbaues ausgehend in allen seinen Bauten die gerade Linie als durchgehenden Zug erkennen läßt und darnach auch jedes Detail einrichtet, dahingegen von Gewölbe und Rundbogen, so wie die späteren Zeiten dieselben nach der Erfindung der Etrusker anwendeten, um Leben, Reichthum und Bewegung in die trotz ihrer idealen Hoheit etwas kalte und unbewegte griechische Baukunst zu bringen, noch nichts wußte, so wehen uns Heutigen, die wir uns an eine reichere Musik gewöhnt haben, die geringen Ueberreste, welche von altgriechischer Tonkunst noch vorhanden sind, mit einer gewissen Armuth an. Denn all ihre Musik war homophon, einstimmig und also für uns auch eintönig. Es ist für ein modernes Ohr, das durchaus an den Gebrauch der Harmonie gewöhnt ist, sehr schwer sich eine richtige Vorstellung von der Art zu machen, wie der Grieche musicirt hat. Immer nur einstimmig, — denn das Anschlagen von Octave, Quinte oder Quarte, was zuweilen begleitend und verstärkend geschah, kann nicht als harmonische Mehrstimmigkeit betrachtet werden — konnte der Gesang trotz außerordentlich reicher Abwechslung in der melodischen Tonfolge, welche die verschiedenen Tonarten erlaubten, doch niemals zu einem inneren Reichthum gelangen, so wie wir ihn durch Mehrstimmigkeit und Harmonie herbeiführen. So ist denn auch des Griechen Musik weitaus nicht von der selbstständigen künstlerischen Bedeutung wie seine Architektur, Poesie und Plastik. Es sind die

Digitized by Google

griechischen Melodien, soweit deren überhaupt bekannt sind, selbst wenn man sie in moderner Weise nach Tact und Rhythmus eintheilt — wie es ja Böckh und Heimsöth in freilich sehr abweichender Weise mit der vom P. A. Kircher im Kloster St. Salvadore bei Messina aufgefundenen Melodie zu Pindars pythischer Ode „Chryséa Phorminx" versucht haben — doch im besten Falle nur jenen anfänglichen Gebilden in Thier- und Pflanzenwelt zu vergleichen, wo ein Glied ununterschieden an das andere sich anreiht und im Grunde nicht recht einzusehen ist, warum das Ding gerade hier anfängt und gerade dort aufhört. Denn auch diese Melodien, wenn sie überhaupt einen solchen Namen verdienen, sind noch durchaus vom Worte abhängig; sie entnehmen von ihm den Rhythmus und finden den Schluß eben nur durch das Aufhören des Gedichtes, nicht aus inneren musikalischen Gründen. Sie sind nicht nach einem eingebornen Gesetze der Kunst in sich selbst regelrecht gemacht, haben nicht Stütze und Träger in sich selbst und gewähren nicht durch Satz und Gegensatz und innere Construction den Eindruck eines logischen Zusammenhanges. Die Melodie der Griechen an sich hat noch nicht den Bau, den aus rein musikalischen Beziehungen hervorgegangenen inneren Zusammenhang, den ihre Tonleiter bereits hat. Und doch sind hier auch bereits wenigstens die Anfänge eines organischen Lebens, das die Gebilde der griechischen Musik weit über die Versuche der übrigen Völker hinaushob und sie zur Grundlage einer wirklich künstlerischen Entwicklung machte. Ja es ist dieser Musik im Ganzen ein durchaus eigenartiges Gepräge und sogar ein bestimmter Stil nicht abzusprechen; und mag sie uns noch so fremdartig oder auch arm erscheinen, es möchte wohl noch übler klingen, wollte man die Ueberreste dieser Kunst zu bereichern suchen, mit den rhythmischen oder gar harmonischen Erfindungen einer späteren Zeit, die ein ganz anderes Princip für ihr künstlerisches Schaffen hatte. So wenig wie man es wagen würde, einen griechischen Tempel irgendwie mit romanischen oder gar gothischen Zusätzen zu schmücken! Der größere Reichthum an Phantasie und Empfindung den die heutige Kunst besitzt, würde eben in beiden Fällen dem Eigenartigen der alten Weise, der eine erhabene Einfachheit und ein feiner melodischer Reiz nicht abzusprechen sind, den schnödesten Abbruch thun. Und mag diese Homophonie der Griechen uns Heutigen klingen wie sie will, so viel ist gewiß, daß unsere moderne Musik sogar der großen Mannigfaltigkeit an rein melodischen Wendungen, die jene Kunst besaß, entbehrt. Ja unser Ohr ist durch den steten Gebrauch der Harmonie dieses feinen Reizes, der in einer bloßen Aufeinanderfolge mannigfach verschiedener Einzeltöne liegt, so sehr entwöhnt, daß wir uns kaum vorstellen können, wie es möglich war, daß der Grieche durch das bloße Anschlagen einer seiner Tonarten sogleich in eine Stimmung versetzt wurde, wie sie bei uns höchstens noch die verschiedenen Instrumente erzielen können. Wie uns eine Orgel feierlich, eine Jagd- oder Militärmusik frisch und kräftig berührt, so stimmte ihn das Lydische, unser Dur, weich und heiter, das Dorische, extremes Moll ernst, tapfer, kräftig[1]. Es ist eben sehr bezeichnend für die gesammte

[1] Plato hält sogar das Dorische für angemessen dem Charakter Dessen, „der sich in kriegerischen Verrichtungen und in allen gewaltthätigen Zuständen tapfer beweist und der auch, wenn

Digitized by Google

Seelenstimmung jener alten Zeit, daß sie durchaus im Gegensatz zu uns Moll als Dur empfand und Dur als Moll. Eben das Ueberwinden der Schwierigkeiten, welche das Ohr in der Erfassung der complicirteren Mollreihen findet, reizte den männlich gesinnten Griechen zur Kraft und Freude, während ihn das leichtfaßliche, sanft dahingleitende Dur weich, schlaff, ja üppig stimmte oder gar, indem er sich ganz seiner Gedanken gehen ließ, und seiner menschlichen Schwäche bewußt ward, wehmüthig und traurig. Es liegen hier noch manche Geheimnisse. und es mag auch die genauere Erforschung der Musikgeschichte noch manchen Aufschluß geben über die Wandlung der Seelenstimmungen in den verschiedenen Zeiten und Völkern. Schon das Mittelalter empfand dasselbe Dorische, das den Griechen hart und kräftig berührt, als weich und sehnsuchtsvoll und vertraute ihm. das übrigens seit Glarean 1547 das Phrygische genannt wurde, seine geheimsten Gedanken von Schuld und Reue und das unermeßliche Weh der ewigen Sehnsucht nach dem Frieden des Himmels an, von dem die Lehre von der Erbsünde jene Generationen ausgeschieden hatte. Und wiederum bestehen fast alle Melodien der Völker, die nach ihrer angebornen Art gleich den Orientalen unter der Knechtschaft ihrer Sinne mehr als billig schmachten und daher stets auch im Auge jenen melancholischen Zug der Sehnsucht nach Erlösung tragen, aus jenen extremen Mollmelodien, denen der Grieche seine hochernsten, männlich kräftigen Feiergesänge anvertraute. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Bedeutung der griechischen Musik und den großen Einfluß zu erklären, den dieselbe auf die gesammte Fortentwicklung der Tonkunst hatte.

Zum Schluß nur noch ein kurzes Wort über die Art, wie der Grieche sich seiner Musik bediente. Wir wissen, daß er meist zur Kithara oder zur Lyra sang; auch waren einige Blasinstrumente, besonders Flöten, Aulä in Gebrauche. Wie aber nun die Chöre in den Dramen ausgeführt wurden, von deren Wirkungen die Alten selbst so viel Wunderbares erzählen daß es noch nach einem Jahrtausend zur lebhaften Anregung neuer Erfindungen in der Musik wurde, das können wir schwerlich heutzutage mit vollständiger Sicherheit bestimmen. Allein wie es ja überhaupt der Griechen Art war, in einer Weise zu idealisiren, die uns ganz gegen die Natur zu sein scheint, wie sie in ihren dramatischen Aufführungen den Kothurn und die Maske ertrugen, so schien ihnen auf der Bühne auch ein singendes Declamiren angemessen, das uns heute mit Widerwillen erfüllen und gerade entgegengesetzt statt hohen tragischen Ernstes unermeßliches Lachen hervorrufen würde. Auch darf man dabei an das heutige Recitativ nicht denken; dieses hat mehr Musik als die Declamation der Griechen, bei denen doch das Wort im Grunde die Hauptsache, ja allein von Bedeutung war und in dieser gedanklichen Bedeutung eben durch ein emphatiich tönendes Aussprechen nachdrücklich hervorgehoben werden sollte. Mehr Musik halten freilich die Chöre; aber auch hier war

es mißlingt, oder wenn er in Wunden und Tod geht, oder sonst von einem Unglück befallen wird, in dem allen wohlgerüstet und ausharrend sein Schicksal besteht".

Digitized by Google

das Wort durchaus die Hauptsache und darum zeigt die oben besprochene Chormelodie „Goldene Phorminx" eine so geringe, eigentlich musikalische Selbstständigkeit. Eine Grundbedingung eben dieser Selbstständigkeit fehlt ihr, der rein musikalische Rhythmus und der darauf fußende Bau des Ganzen, so wie er durch den Tact aufgeführt wird. Der Rhythmus war ganz der des Gedichtes; und ein besonderer Tact war ebensowenig ein Bedürfniß, weil ja dieser erst nöthig ist, wenn mehrere d. h. verschiedene Stimmen zu gleicher Zeit und in verschiedenen Zeitwerthen singen sollen. Als eine eigentliche Mehrstimmigkeit konnten wir aber das zeitweise Anschlagen von Quinten, Quarten und Octaven oder anderen Intervallen nicht bezeichnen.

So blieb denn noch eine große Summe von Erfindungen zu machen, ehe die Kunst der Töne zu selbstständigem Leben gelangen konnte. Mühevoll arbeitete der Geist der Menschheit weiter, und es währte noch fast ein Jahrtausend, ehe ein neues Princip gefunden wurde, das, die Erfindungen des genialen Griechenvolks benutzend gleich dem keilförmigen Gewölbestein der Etrusker, einen neuen Kunststil begründen konnte. Und zwar gebar sich dieses Princip an einer Stelle, wo man von Kunst zunächst am wenigsten erwartet hätte, weil sie aller eigentlichen Kunstübung fern zu liegen schien, bei den uncultivirten Germanen. Der Geist aber, der dieses Princip als eine ihm nothwendige Sprache sich erzeugte, war derselbe, der die alte Welt mit all ihrer Herrlichkeit über den Haufen geworfen hatte, und der sich in ganz allgemeiner Weise mit dem Wort Christenthum bezeichnen läßt. Denn wie alle Kunst nur Aeußerung des inneren Lebens der Menschheit ist, so mußte sich auch in der Musik allgemach die Wandlung der Seelenstimmung enthüllen, die im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt mit der Menschheit geschah. Dies näher zu betrachten, wird die Aufgabe des folgenden Abschnittes sein.

Die Urbevölkerung Europa's.

Eine Uebersicht über die neueren Forschungen.

Von **Oscar Schmidt.**

4. Die dänischen „Küchenreste".

Die Untersuchungen über das schweizerische Alterthum gestatten noch keine Schlüsse auf die Stammeseigenthümlichkeiten der Urbewohner. Unsere Mittheilungen wenden sich daher jetzt nach den Gestaden der Nord- und Ostsee. Dort heben sich die drei sich ablösenden Bevölkerungen durch ihre Monumente von Eisen Bronze und Stein schärfer ab, die scandinavischen Forscher haben diese Folge längst festgestellt, und schon durch sie war der Rahmen gezimmert, in welchen die schweizerischen Resultate hineinpaßten.

Wir finden aber im Norden weit einfachere Verhältnisse der Urbewohner, welche unter dem Drucke klimatischer Unbilden viel kümmerlicher lebten. Denn das

Digitized by Google

Steinalter des Nordens dürfte so ziemlich mit dem der Schweiz zusammenfallen und es dürfte gefehlt sein, wenn wir aus der Thierzucht, Ackerbau und Weberei der Pfahlbauer schließen wollten, sie stammten aus einer späteren Periode als jene, welche noch auf der niedrigsten Stufe des Jäger- und Fischerlebens stehen. Es könnte demnach fast überflüssig scheinen, daß wir uns überhaupt mit der Urzeit des scandinavischen und deutschen Nordens beschäftigen. Aber einmal sind denn doch gerade die einfacheren Verhältnisse betrachtenswerth, dann aber, und das ist mir die Hauptsache, führt uns die Geschichte, besser Naturgeschichte der nordischen Urbewohner auf die ungeheuren Veränderungen, welche seit ihrer Existenz mit den Küsten und Festländern, Mooren und Landseen von Mittel- und Nord-Europa vor sich gegangen sind. Wir bekommen dadurch weitere Belege dafür, daß Geschichte und Geologie nur relative Begriffe, und setzen damit fort, was wir schon zum Verständniß und als Resultat der Forschungen über die schweizerische Urwelt begonnen haben, das Einreißen der einst so fest geglaubten Scheidewand zwischen geologischer Vergangenheit und geschichtlicher Neuzeit.

In einem großen Theile von Mittel- und Nord-Europa, namentlich in Schleswig, Jütland, den großen dänischen Inseln, Süd-Schweden finden sich theils unter, theils über der Erde eigenthümliche Steinsetzungen, bald Kammern, bald große Kreise oder Vierecke, von Menschenhänden errichtet, welche in dem Munde des Volkes als die Denkmäler eines Riesengeschlechtes gelten und neben vielen anderen Namen die der Hünengräber und Riesenstuben führen. Es sind die Begräbnißstätten einer Urbevölkerung, welche ihre Todten auf deutschem Boden, theils verbrannt, theils unverbrannt beisetzte, in den scandinavischen Ländern gewöhnlich unverbrannt. Aus den Beigaben der Todten sehen wir, daß Metall unbekannt war und nur Stein, Bein und Horn zu Waffen und Geräth benützt wurde. Bei den sogenannten Hünenbetten war das Grab auf einer mit Steinen umstellten Erhöhung, und Weinhold (Die heidnische Todtenbestattung, Wien 1859) findet es bezeichnend für die zahlreichen Gräber dieser Art, daß sie ober der Erde unter freiem Himmel liegen. Die Sonne, sagt er, scheint auf die Decke des Todtenbettes, Wind und Regen schlagen noch an die Wände, der Abgeschiedene wohnt noch unter dem Himmelszelte und ist ein Nachbar der Lebenden. Das offenbart eine freie und schöne Denkart und zeugt für eine nicht unbedeutende Bildung dieses dunklen Volkes. Eine andere religiöse Anschauung scheint die gleichzeitigen und mit denselben steinernen Beigaben versehenen unterirdischen Kammern errichtet zu haben. Der Volksglaube, sagt Weinhold weiter, schreibt diese Steindenkmale einem vertriebenen halbgöttlichen Geschlechte zu. Es hatte hier seine Wohn- und Werkstätten und seine Gräber hinterlassen und daraus entsprang die fromme Scheu, welche zur Erhaltung dieser Stein- und Erdbauten bis in unsere Tage wirkte. Vielleicht noch jetzt lebt hie und da der Glaube, daß die Zerstörer der Hünengräber und Grabhügel der rasche Tod ereile, und es kam vor, daß die Arbeiter, welche ein Hügelgrab öffnen sollten, sich nur Sonntags, während die Kirchenglocken der benachbarten Dörfer läuteten, dazu verstanden indem sie sich dadurch geschützt meinten

Digitized by Google

Die verehrten Leser wissen schon aus der schweizerischen Urzeit, daß mit der Verdrängung dieser alteuropäischen Völker ein neuer Abschnitt in Bildung und Leben anhub. Auch die Todtenbestattung ward eine andere, und mit dem Moment, wo die Bronze erscheint bauten die neuen Stämme statt der Steingräber kegelartige Grabhügel von Erde.

In Dänemark rühren von dem Urvolk der Steinzeit noch andere massenhafte Reste her, welche vielen des Aufhebens und Durchforschens nicht werth scheinen mögen und doch so reiche Aufschlüsse gegeben haben. Es sind die sogenannten Kjoekken möddinger, welches Wort nicht nur in den deutschen, sondern auch in den französischen Bearbeitungen der dänischen Originale beibehalten worden ist. Doch werden sich die Leser der „Revue des deux mondes“ wohl vergebliche Mühe damit geben. Kjoekke heißt Küche, mödding ein Haufe von Abfällen, Kjoekken möddinger sind daher die Küchenreste (was man in Steiermark Kaschpel nennt), die Anhäufungen der Abfälle von den Mahlzeiten.

An vielen Punkten der dänischen Küste finden sich oft ganz enorme Anhäufungen von Seemuscheln, welche man anfänglich für natürliche Ablagerungen des Meeres gehalten hatte. Da aber in solchen die zahlreichen Muscheln des Strandes in allen Altern und Größen und in regelmäßiger Schichtung vorkommen, in den gedachten Anhäufungen aber nur einige wenige eßbare Arten, vermengt mit Knochen verschiedener Thiere, ferner Steingeräthe, Scherben, Kohle und Asche, so wurde es klar, daß man hier den Wegwurf von Mahlzeiten mit zufällig hineingerathenen Erzeugnissen einer uralten Industrie vor sich hatte. Morlot vergleicht sie sehr treffend mit zoologischen Museen, welche einen Ueberblick über die von dem Menschen bei seiner Ankunft im Lande vorgefundene Thierwelt gewähren. Drei dänische Gelehrte von ausgezeichnetem Ruf, der Archäolog Worsaa, der Geolog Forchhammer und der Zoolog Steenstrup haben mit vereinigten Kräften die Untersuchungen gepflogen und das Museum geordnet.

Die Kjoekken möddinger finden sich nur längs der Fjorde und Meerarme, wo der Wellenschlag nicht bedeutend ist. Sie liegen gewöhnlich unmittelbar am Ufer. Hie und da trifft man sie bis auf zwei geographische Meilen vom gegenwärtigen Strande ab; in diesen Fällen aber läßt sich nachweisen, daß das Meer einst bis an die Anhäufungen reichte und verdrängt wurde durch Versandung oder Torfbildung. Nicht nur Dänemark hat seine Küchenablagerungen, sie sind in Schweden ebenfalls entdeckt, in den Grotten bei Montana am Golf von Genua, an den Küsten des Feuerlandes und sonst noch. Sie erreichen eine Dicke bis zu zehn Fuß und werden bei einer Breite von 150 bis 200 Fuß bis über tausend Fuß lang. Ein sehr auffallender Umstand ist der, daß einige Küchenreſtlager der jütischen Küste mit einer Geröllschichte bedeckt sind, worüber vielmals neuer Wegwurf angehäuft ist, ein Zeichen, daß eine Katastrophe die Muscheleſſer wegblies. Wir werden dieses große Ereigniß kennen lernen.

Nicht selten bemerkt man in unmittelbarer Nähe der Küchenreſte beträchtliche Anhäufungen einer kohlenartigen pulverigen Masse. Es sind dies Orte, wo die

Digitized by Google

Ureinwohner große Haufen einer Meerpflanze — Fostera marina — verbrannten, um ein gutes Salz daraus zu gewinnen; denn das Bedürfniß nach Salz ist eines der unabweislichsten. Die Eröffnung der Salzgruben verliert sich überall in das vorgeschichtliche Alterthum, und in Africa z. B. werden die Völker des Sudans seit unvordenklichen Zeiten mit dem Salze von Bilma in der Sahara versorgt, von dem sie durch einen Zwischenraum von hunderten von Meilen getrennt sind.

Die vier Muschelarten, welche den größten Theil der Lager ausmachen, sind: Auster, Herzmuschel, Mießmuschel und die Uferschnecke. Diese vier Thiere sind eßbar, werden noch jetzt gegessen. Noch jetzt finden sich Herzmuschel und Uferschnecke in der Nähe der Kjoekken möddinger an der Ostseite Jütlands, sind aber bei weitem nicht so kräftig, wie sie ehemals waren. Die Auster aber ist fast an allen Orten, wo die Ureinwohner sie zu Millionen fischten, gänzlich erloschen. Sie kommt jetzt überhaupt nicht mehr im Gebiete der Ostsee vor, was kein Zufall ist, sondern mit der früheren Ausdehnung von Land und Meer zusammenhängt.

Von den Vögeln, welche man speiste, verdienen besonders zwei eine Erwähnung. Das häufige Vorkommen des Auerhahns zeigt, daß damals eine ganz andere Vegetation die dänischen Inseln bedeckte. Der Auerhahn verlangt Nadelholz, was jetzt in den Waldungen in Dänemark fehlt, und schon sein Vorkommen unter den Küchenresten beweist, daß die Ureinwohner zu der Periode lebten, wo das rauhere Klima eine Laubwaldvegetation nicht aufkommen ließ. Ein anderer sehr merkwürdiger Vogel des dänischen Steinalters war der große Pinguin. Seine sehr unvollkommenen Flügel erlaubten ihm absolut nicht, zu fliegen; er ist daher im Laufe der Jahrhunderte ausgerottet worden, wurde im 17. Jahrhundert noch hie und da gesehen und scheint jetzt vollständig vertilgt zu sein, während sein Name auf einen ihm ähnlichen Vogel der südlichen Halbkugel von den Seefahrern übertragen wurde. Er vermehrt somit die nicht kurze Liste von Thieren, die in Folge der Nachstellungen gänzlich untergegangen sind. Der nordische Pinguin war so fett, daß man auf den Färinseln einen Docht durch ihn zog und ihn ohneweiters als Lampe benützte, und auf einer kleinen Insel an der Küste von Newfoundland gebrauchte man sie statt des Brennholzes und kochte den einen mit Hülfe seines Cameraden. Bei solcher Verschwendung mußte das arme Thier ausgerottet werden.

An Säugethieren, welche für das schweizerische Steinalter so bedeutend waren, ist das dänische Steinalter nicht reich. Die Hauptnahrung haben Hirsch, Reh und Wildschwein geliefert. Von wilden Ochsenarten kommt nur der Ur vor. Sparsam hat sich das Rennthier gefunden, einer der vielen Belege für das rauhere Klima. Wolf, Fuchs, Luchs, wilde Katze, Marder und Otter fehlen nicht. Während nun aber das Urvolk der Schweiz aus dem Jägerleben sehr bald zu Ackerbau und Viehzucht überging, sind die scandinavischen Steinleute auf ihrer niedrigen Stufe geblieben und nur der Hund hat ihr jedenfalls kümmerliches Dasein als Hausthier getheilt. Prof. Steenstrup überzeugte sich auf eine sehr einfache Weise, daß nicht eine wilde Hunderace, sondern eine solche existirt haben mußte, die fortwährend in der Gesellschaft des Menschen lebte. Von den von den Vögeln her-

Digitized by Google

rührenden Knochen der Küchenanhäufungen sind ein auffallend großer Theil die langen Flügel- und Beinknochen. An diesen sind aber ohne Ausnahme die Enden sehr unregelmäßig abgebrochen und abgenagt. Steenstrup sperrte nun Hunde ein und fütterte sie mit Vögeln. Es blieb nichts übrig, als genau dieselben Stücke, wie in den Küchenresten Und um eine andere Probe zu haben, daß die Küchenreste wirklich das seien, wofür sie von den dänischen Forschern erklärt wurden, ließ er sich aus Grönland einige Centner eskimoischen Küchenwegwurf bringen. Genau dieselbe Erscheinung; was die Eskimos nach fleißiger eigener Bearbeitung vor die Hütte werfen, kommt augenblicklich unter die Zähne der ausgehungerten Hunde, und dieselben Knochenstücke häufen sich an. Die grönländischen Küchenreste, nach den bei den dänischen Urküchenresten befolgten Grundsätzen untersucht, würden ein recht getreues Bild von dem Leben der Eskimos geben.

Studien eines Franzosen über die Staatsverwaltung.

Étude sur l'organisation administrative des États par Gustave Lambert.

(Paris 1862.)

II.

Betrachten wir nun die einzelnen Verwaltungszweige nach der Auffassung Lamberts:

Der Staat hat schon bei dem ersten Unterrichte, namentlich jenem des männlichen Geschlechtes, als des Trägers des Staatslebens, mitzuwirken, denn der Mann muß aus den Traditionen und Vorurtheilen der Familie heraus auf einen allgemeineren, dem Bedürfnisse und Fortschritte seines Volkes entsprechenden Standpunkt erhoben werden und muß lernen mit Anderen gemeinsam zu wirken, alles dies leistet nur der öffentliche Unterricht.

Derselbe beginnt allgemein erst mit 10 Jahren und umfaßt die Landessprache, die ersten Gedanken von Gott, Ursache und Wirkung, Gesetz und Regel, die Beschaffenheit und Bestimmung des Menschen, die allgemeine Moral, die für das praktische Leben nöthige Rechnenkunde, das Messen der vorzüglichsten geometrischen Körper, der Zeit, der Kräfte, der Bewegungen, die ersten Grundsätze der Astronomie, der Physik und Chemie, der Kunde der Pflanzen und Thiere, der Bestandtheile und Einrichtungen des Landes, eine Uebersicht der Völker der Erde, eine Geschichte der vorzüglichsten großen Männer. Ein Katechismus, der alle 25 bis 30 Jahre umgearbeitet wird, enthält alle diese Gegenstände; wer ihn kennt, erhält das Zeugniß über den Primärunterricht.

Letzterem schließt sich der höhere (secondaire) Unterricht an, umfassend die für einen Mann von Bildung erforderlichen encyklopädischen Kenntnisse. Diese zerfallen in sechs Gruppen. 1. Schöne Litteratur der Landessprache, 2. Kenntniß der allgemeinen logischen, mathematischen, metaphysischen Gesetze, 3. der Gesetze

Digitized by Google

der unorganischen, 4. der organischen Natur und 5. des Menschen, 6. schöne Künste (fremde Sprachen, Musik, Zeichnen, gymnastische Uebungen); für jede Gruppe wird eine besondere Prüfung abgelegt, deren Ergebnisse in dem Diplom der allgemeinen Bildung zusammengefaßt werden.

Für den secundären Unterricht sind theils Lyceen errichtet, eines in jedem Departement, gewissermaßen Musteranstalten, in welchen eine kleine Zahl ausgezeichneter Knaben (höchstens 50 für jeden der fünf Jahrgänge) erzogen werden Außerdem Facultäten, und zwar sogenannte unterer Ordnung, welche blos jenen encyklopädischen Unterricht und zwar entweder alle sechs Fächer oder einzelne derselben umfassen. Specialschulen der letzteren Art dienen auch um für einzelne Beschäftigungsarten z. B. für die Mechanik, Chemie u. dgl. im Detail auszubilden.

Facultäten höherer Ordnung vollenden die wissenschaftliche oder technische Ausbildung bis zu dem Maße, daß das Diplom der Meisterschaft (Doctorat u. dgl.) erlangt werden kann; sie theilen sich in rein wissenschaftliche (jene der Gruppen 2, 3, 4 und 5 des secundären Unterrichts und eine der Gelehrsamkeit, des historischen Wissens), professionelle (eine geographische, eine technische, eine medicinische, eine juridische, eine volkswirthschaftliche), artistische (schöne Litteratur, Sprachen, Musik und Plastik). Mit dem Unterricht der Facultäten concurrirt der vom Staate unabhängige der Akademiker und der Mitglieder gelehrter Gesellschaften.

Bei der Leitung der öffentlichen Arbeit kömmt es vor allem auf geschickte technische Beamte an. Um diese zu erlangen, bieten sich zwei Wege dar, entweder drei gesonderte Corps von Technikern zu bilden — für die Gewinnung der Mineral-, der Pflanzen- und Thierproducte, und die Verwendung der Materialien, — indem die Studien der Zöglinge in der Staatsschule so geleitet würde, daß nach einem zweijährigen gemeinsamen Curse sie in drei Fachschulen aus einander gingen, oder die Schule so einzurichten, daß die Zöglinge nach dem Austritte in allen drei Fächern verwendet werden könnten. Im ersten Falle müßten die Functionäre derart gewählt werden, daß schon im Departement alle drei Fächer vertreten wären; der Verfasser entscheidet sich aber für die zweite Alternative. Die ganze Richtung der neueren Wissenschaft, welche ihre Regeln immer mehr verallgemeint und enge Verbindungen zwischen den einzelnen Fachlehren herstellt, spricht für dieselbe.

Die Aerzte des Staates sind als Cantonchefs zugleich die Leiter der öffentlichen Kranken- und Armenpflege; sie dienen der Reihe nach einige Jahre in der Armee oder in der Flotte, so daß alle Staatsärzte nur Einen Status bilden.

Die Verwaltung der öffentlichen Abgaben hat vor allem darauf zu sehen, daß letztere dem vom Staate, dem Kreise, der Gemeinde dem Einzelnen geleisteten Dienste und dem Einkommen des letzteren entsprechen. Der Verfasser stellt die Schwierigkeit der Prüfung dar, ob in den einzelnen Staaten das System der Abgaben diesen Grundsätzen entspreche. Es hat den Verfasser dieser Zeilen gefreut, bei diesem Anlasse einen Hinweis auf sein Werk „Die Finanzverwaltung Frankreichs" zu finden; Lambert meint, es seien solche Bücher in den einzelnen Zweigen

Digitized by Google

der Verwaltung selten, unsere Litteratur ziehe die Kunst der Phrase ernsten Studien vor.

Vor allem, fährt Lambert fort, bedürfe der öffentliche Credit und das Geldwesen einer gründlichen Regelung. Man hat hierbei von dem Grundsatze der vollen Freiheit des Handels, der Industrie und aller Gesellschaften zu diesen Zwecken auszugehen. Wer eine Actiengesellschaft gründen will, hat die Erklärung dem Präfect seines Departements zu überreichen und darin Zweck und Standort der Gesellschaft, Zahl und Nominalbetrag der Actien und die Namen der vorzüglichsten Actionäre anzugeben. Keine Gesellschaft darf ihre Dauer auf mehr als 30 bis 40 Jahre festsetzen, sie kann sich vor Ablauf dieser Zeit auf derselben oder auf neuen Grundlagen reconstituiren, aber vorhinein künftige Generationen binden darf sie nicht. Jeder Actionär haftet mit seinem Vermögen bis zum Fünffachen des Betrages seiner Actie für die Verpflichtungen der Gesellschaft, die Verwaltung wird von einem aus der Mitte der Actionäre frei gewählten Rathe geführt, dieser kann technische Agenten bestellen, aber die Verantwortung ruht ausschließend auf ihm. Jedes Jahr versammeln sich die Actionäre, alle nach Maß ihrer Actien oder blos durch die Besitzer der größten Zahl Actien vertreten, um die wichtigeren Angelegenheiten zu berathen und die Gebahrung des Verwaltungsrathes zu prüfen; die Prüfung erfolgt in Specialcommissionen, langsam, im Detail.

Auch die Banken sollen nach denselben Grundsätzen geführt und vollkommen frei sein. Das Banksystem eines Landes ist dann das vollkommenste, wenn es keine Banknote giebt, der nicht ein realer Werth, und umgekehrt keinen realen Werth, dem nicht eine Banknote entspräche, ersteres stellt die absolute Sicherheit, letzteres die absolute Leichtigkeit des Verkehres her. Es ist dieses Ideal dadurch zu erreichen, daß in jedem Lande eine Centralbank, eine „Reglerin der Werthe" errichtet wird, frei, ohne Dazwischenkunft und Ueberwachung des Staates, mit dem Rechte, alle ihre Conten durch Banknoten aber ohne Zwangscurs zu begleichen. Für einen Staat von 20 bis 40 Mill. Einwohnern genügt ein Capital von 100 Mill. Fr. (mit der Haftungsverbindlichkeit der Actionäre für 500 Mill.) und selbst von diesem dürfte für den Anfang nur $^1/_{10}$ eingefordert werden, weil das Vertrauen in die Bank für sich allein ihre Noten im Umlauf erhalten wird, denn die Bank kann nur dann fallen, wenn alle Welt fällt, was ein Widerspruch in sich selbst ist. Die Summe der Noten der Bank darf das Dreifache des verbürgten Capitals (also von 500 Mill. Fr.) nicht überschreiten, dagegen ist sie in der Art ihrer Geschäfte durch nichts beschränkt, sie kann Wechsel auf lange oder kurze Zeit escomptiren Vorschüsse auf Effecten, Waaren oder Hypotheken oder ohne Deckung ertheilen und sich bei einzelnen Unternehmungen unterstützend betheiligen, besonders wenn hiezu die Hülfsmittel der gewöhnlichen Banken nicht ausreichen.

Jede andere Bank ist verpflichtet die Hälfte ihres Capitals in Actien der Centralbank anzulegen, wogegen diese ihr bis zum Dreifachen ihres verbürgten Capitals (des Fünffachen des wirklich vorhandenen) Noten ausstellt. Diese Noten tragen neben der Unterschrift der Centralbank auch jene der betreffenden freien

Digitized by Google

Bank, beide haften für die Zahlung. Alle Banknoten sind verzinslich. Solche Banken und Banknoten ersetzen nach Lambert die Depositenbanken, die Clearing houses, die Cheques und stellen die vom Verfasser gepriesene volle Gegenseitigkeit des Credites her und es ist klar, daß von ihnen zu dem Gedanken eines allgemeinen europäischen Creditsystems, gegründet auf die Existenz einer europäischen Centralbank kein großer Sprung ist.

Dieses Banksystem ist nun — nach Lambert — für die Cassegeschäfte des Staates und der Gemeinden von größtem Vortheile. In jedem Departement wird nämlich die Besorgung jener Geschäfte der mindestfordernden unter den dem Gesetze entsprechenden Banken hintangegeben, sie ist verpflichtet in jedem Canton einen Correspondenten zu halten, bei welchen alle Einnahmen und Ausgaben jener Körperschaften sich concentriren. Die Aufgabe der Beamten beschränkt sich auf die Ausstellung der betreffenden Anweisungen. Die Concurrenz dürfte die geforderte Provision auf $^1/_{10}$ pCt. herabdrücken, gegenwärtig werden die Kosten der Cassegebahrung (in Frankreich) auf 7 pCt. geschätzt.

Der Verfasser beschäftigt sich, erschreckt und empört durch die den Verkehr hemmende und erschwerende, eben so kostspielige als demoralisirende Vielfältigkeit der bestehenden Steuern und der ihnen anhaftenden Controlen, auch mit dem staatswirthschaftlichen Ideal, wie er es nennt, einer einzigen Abgabe, welche jeden Pflichtigen direct und jedes Einkommen mit demselben Percent träfe, wobei von diesem Einkommen der zum Lebensunterhalt unentbehrliche Betrag frei gelassen würde. Das Einkommen eines Jeden würde dadurch ermittelt, daß er es vor der Jahressitzung der Centralvertretung frei auf seine Ehre erklärte; bei der Vertrautheit der Anwesenden mit seinen Verhältnissen und den politischen Ehren und Rechten, welche mit der Steuerzahlung verbunden wären, dürften bei fortschreitender moralischer und politischer Bildung ziemlich richtige Erklärungen zu hoffen sein. Außer dieser allgemeinen Steuer würde es fortan nur Gebühren für einzelne besondere Leistungen des Staates oder der Gemeinden, z. B. für die Dienste der Post, des Telegraphen, der Eisenbahnen u. dgl. geben.

Lambert spricht auch gegen das Anwachsen und Nichttilgen der Staatsschuld, die lebende Generation habe nicht das Recht, die zukünftige in solchem Maße zu belasten. Neue Staatsschulden dürfen nur unter gleichzeitiger Verpflichtung zur Rückzahlung mittelst Annuitäten, durchschnittlich in vierzig Jahren, contrahirt und auch für Abzahlung der vorhandenen Schuld müsse gesorgt werden, sei es durch allmälige Ermäßigung des Zinsfußes (mittelst Convertirung), sei es durch Umwandlung in Annuitäten.

Auf die Justizpflege des Staates wird, nach Lambert, bis nun ein allzu großes Gewicht gelegt, sie könnte leichter Privaten anheimgestellt werden, als so manches andere Attribut des Staates. Der Richter und die Geschwornen sind nichts als Experten, diese in Angelegenheiten der Moral und der Sitte oder in Feststellung der Thatsache, wo es nur auf gesunden Blick und allgemein menschliche Bildung ankommt, und jene in Entscheidungen, zu denen genaue Kenntniß der

Digitized by Google

Rechtsverhältnisse und des Rechtes eines bestimmten Staates erfordert wird. Es ist klar, daß darum für die Wahl zum Geschwornen nicht das Vermögen, sondern der Grad der Bildung von vorwaltendem Gewichte sein sollte, und daß selbst die gelernten Richter dort nicht genügen, wo zur Auffassung des Rechtsfalles besondere technische Kenntnisse erheischt werden — daher die Nothwendigkeit der Fachgerichte oder der Beiziehung von Kunstverständigen.

Ein wesentliches Erforderniß derjenigen, die da richten sollen, ist ihre gänzliche Unabhängigkeit, daher entweder durchgängig inappellable Geschwornengerichte, oder mit Beseitigung aller Geschwornen, ausgenommen in einigen Fällen technischer Natur (z. B. Handelsangelegenheiten, Expropriationen), gelernte Richter, welche von allen Diplomirten der Rechtsfacultät, die innerhalb des Gerichtssprengels in Thätigkeit sind, aus ihrer Mitte gewählt und vom Staatsoberhaupt bestätigt werden. Sie dienen bis zum 67. Lebensjahre, sind bis dahin, außer in Fällen der Dienstunfähigkeit oder eines Verbrechens oder entehrenden Vergehens, unabsetzbar, können nicht ihren Standort wechseln und ihre Beförderung wird einzig und allein durch die Anciennität bestimmt. In jedem Inspectionsbezirk besteht ein Collegium von wenigstens drei Richtern, welches je nach dem Umfange der Geschäfte entsprechend vermehrt wird; die Obergerichte werden durch wandernde Einzelnrichter ersetzt. Für gewisse Angelegenheiten besonderer Bedeutung besteht ein oberster Gerichtshof. Die eigentlichen Justizbeamten, die Cantonschefs, Directoren ꝛc. der Justiz, versehen das Amt der Staatsanwälte, der Friedens- und der Untersuchungsrichter.

Bei Besprechung des Kriegswesens erklärt sich der Verfasser für ein geschultes Heer und gegen jede von diesem unabhängige Nationalgarde. Sie ist für den Einen eine Last, für den Andern ein Spiel der Eitelkeit, geht aus einer falschen Vorstellung von der Theilung der Gewalten hervor, und hat manchmal ernste Gefahren für die bürgerliche Ordnung nach sich gezogen. Sie ist in sich unnütz, denn man erlangt nicht plötzlich und in Mußestunden die Kenntnisse und die Uebung eines Soldaten und seines Officiers. Ist aber ein Kriegsheer unentbehrlich, so liegt die einzige Möglichkeit der Ersparung an Menschen und Geld in einer Organisation, welche, ohne Beeinträchtigung der Kriegszwecke, einen kleinen Friedensstand und für die Zeit des Friedens eine nutzhaftere als die bisherige Verwendung des Soldaten gestattet, letztere stützt sich darauf, daß auch die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und die Durchführung der Maßregeln der Verwaltung eine bewaffnete Macht erfordert, deren Trennung von der eigentlichen Heeresmacht, der Armee, durchaus nicht als unerläßlich zu betrachten ist.

Eine wesentliche Vereinfachung und Ersparung im Kriegswesen wäre nach Lambert ferner zu erzielen, wenn alle Functionäre der Armee zu allen Dienstzweigen der letzteren geeignet wären, zum Dienste in dem Fußvolke, der Reiterei, dem Geschützwesen und den Kriegsbauten, dem Generalstabe und der Intendanz. Eine Kriegsschule, so wie für diejenigen, welche sie nicht durchgemacht, ein System von Prüfungen, könnte vielleicht diese allseitige Eignung erwirken und erproben, indeß wird die

Digitized by Google

Nothwendigkeit, bei dem Officier vorzugsweise auf Muth, Scharfblick, Geistesgegenwart zu achten, Eigenschaften, die sich durch Schulprüfungen nicht erproben lassen, und hervorragende Thaten ohne Rücksicht auf jene allseitige Ausbildung zu belohnen, die Theilung in die drei Hauptwaffen noch fortan bestehen lassen, nur die Eignung für den Generalstab und die Intendanz sollte jeder Stabsofficier besitzen.

Der Verfasser schlägt mehrere Mittel vor, um einen Friedensstand von 260.000 Mann, wie er den Verhältnissen Frankreichs entspricht, binnen acht Tagen auf 400.000 Mann und in weiteren vierzehn Tagen auf 800.000 Mann erhöhen und im Falle einer dem Vaterlande drohenden Gefahr 1,500.000 Mann mobil machen und eine Reserve von 400.000 Mann herstellen zu können, es würde uns aber zu weit führen, ihm in diese Details zu folgen.

Das Heer wird nach ihm, wie jetzt, mittelst der Conscription ergänzt. Aus den Kriegspflichtigen jedes Cantons werden durch das Los vier Classen gebildet, etwa im Verhältniß $7^1/_8 : 10 : 5 : 7^1/_2$. Von der ersten Classe wird etwa $^1/_7$ für die Marine ausgeschieden, der Rest dient sieben Jahre in der Landarmee; diejenigen, welcher man in Friedenszeiten nicht bedarf, werden beurlaubt; die Besitzer des Zeugnisses des primären Unterrichtes können vor Ablauf der Dienstzeit entlassen werden. Im Falle eines Krieges werden alle Beurlaubten einberufen und selbst die zur Entlassung reifen müssen noch zwei Jahre im Dienste ausharren. Die zweite Classe dient vier Jahre, wird nicht ausgehoben, sondern nur periodisch unter Leitung des Cantonschefs des Heerwesens gewissen Uebungen unterworfen, sie bildet auch die Feuerwehr des Cantons. Im Falle eines großen, anhaltenden Krieges, der die Grenzen bedroht, wird sie dem stehenden Heere einverleibt und ihre Stelle nimmt die dritte Classe ein, die außerdem zu keinem Dienste verpflichtet ist. Die vierte Classe ist von jedem Dienste frei. Die Stellvertretung und der Tausch aus einer Classe in die andere sind gestattet.

Bei der Marine dient fortan nur Ein Officiercorps, alle die gegenwärtigen Unterschiede zwischen Marineofficieren, Hydrographen, Constructeuren, Professoren, Marineinfanterie- und -Artillerieofficieren, Intendanten verschwinden. Hervorgegangen aus einer Bildungsschule oder einer langjährigen Praxis und wiederholten Prüfungen ist jeder Einzelne für alle Dienstzweige verwendbar, wenngleich Fähigkeit und Uebung ihn für einen einzelnen Zweig besonders geeignet darstellen; die Ingenieure für die Construction der Maschinen werden vom Minister des Krieges, jene für die hydraulischen und Hafenarbeiten vom Minister der öffentlichen Arbeiten, endlich die Aerzte vom Minister der öffentlichen Gesundheitspflege beigestellt. Die Marine ergänzt sich durch das ihr zugewiesene Siebentel der Jahresconscription; die in Frankreich jetzt bestehende Marineconscription mit der allgemeinen Dienstpflicht aller Matrosen, Marinearbeiter u. dgl., die 3perc. Abzüge von ihren Löhnungen und den Rechnungen der Marinelieferanten und die hieraus gebildete zwangsweise Pensionscasse für die in diesen Beschäftigungen oder auf der Kriegsflotte dienstunfähig Gewordenen hören auf. Die Ertheilung von Kaperbriefen und die

Digitized by Google

Confiscation feindlicher Handelsschiffe in Kriegszeiten haben aus dem Völkerrechte zu verschwinden.

Ueber die Stellung des Ministers des Aeußern wurde gleich Anfangs gesprochen, daß er kein Fachminister, sondern ein Mann der Politik, des persönlichen Vertrauens des Staatsoberhauptes sein soll. Demgemäß sind auch die Gesandten keine Fachmänner, sondern Männer der Politik, des guten Tons, der Vertretung des Gedankens der Regierung. Aber damit, Verhandlungen zwischen den Staaten von dem langsamen und oft compromittirenden schriftlichen Wege auf den mündlichen zu leiten, ist die Aufgabe der Gesandtschaften nicht abgethan, jede derselben sei ein Verein zum Studium der Geographie, der Flora und Fauna, der Geschichte und Archäologie, der Statistik, Verfassung und Verwaltung, der Religion und der Rechtsverhältnisse des Staates, bei dem sie beglaubigt ist, und darum umgebe den Gesandten statt der jetzigen Cavaliere ein Rath aus ausgezeichneten Functionären der verschiedenen Verwaltungszweige; bei einzelnen Anlässen, namentlich gegenüber bis nun unaufgeschlossenen Ländern (China und Japan), mögen vollständige wissenschaftliche Missionen abgesendet werden.

Der Premierminister ist von Generalsecretären umgeben, für die Protokolle des Ministerrathes, die Verbindung mit den anderen Ministern, den großen Staatskörpern, den Akademien u. dgl., die Redaction des Staatsvoranschlages, der Staatsschlußrechnungen und der Staatszeitung, für die Nationalbelohnungen und endlich für die Correspondenz mit den Präfecten, letztere sind ausschließend ihm untergeordnet.

Der katholische Charakter der Wiener Universität.

(Eine Denkschrift der theologischen Facultät. Wien 1863. Verlag der Mechitharistencongregations-Buchhandlung.)

Bei dem großen Interesse, welches die Frage des Eintrittes der protestantisch-theologischen Facultät in die Wiener Hochschule erregt, glauben wir zur Orientirung unserer Leser aus der genannten Brochure sowohl die Erklärung des Kanzlers der Universität als den Bericht über die Sitzung des k. k. Universitätsconsistoriums vom 12. Mai d. J. mittheilen zu müssen.

Die Erklärung des Kanzlers der k. k. Universität zu Wien über die Bitte der protestantisch-theologischen Facultät um Einverleibung in die Wiener Hochschule lautet wie folgt:

Meine Stellung als Kanzler unserer Hochschule und als Mitglied Venerabilis Consistorii legt mir die Verpflichtung auf, bei der Verhandlung über die Bitte des Lehrkörpers der protestantisch-theologischen Facultät um Einverleibung dieser Lehranstalt in die Wiener Universität das Wort zu nehmen.

Ich spreche meine innigste Ueberzeugung aus, wenn ich sage, daß die Gewährung dieser Bitte nicht statthaben könnte, ohne den Organismus unserer Alma Mater vom Grunde aus zu zerstören und an deren Stelle ein, dem Willen der erhabenen Stifter unserer Universität ganz und gar widersprechendes, abnormes Gebilde zu setzen.

Digitized by Google

Wenn bei den Berathungen, die in den einzelnen Collegien unserer Hochschule über die erwähnte Frage gepflogen worden sind, der Gedanke ausgesprochen wurde, daß in den Urkunden, welche die Gründung der Wiener Universität betreffen nichts enthalten sei was der Einverleibung der Protestantenfacultät widerstreitet, so mag eine derartige Behauptung als ein gut oder nicht gut ersonnener Witz gelten; für wahr wird sie niemand halten, der einen Blick in die Stiftungsurkunden unserer **Alma Mater** gethan hat.

Die Sache ist so klar daß ich besorgen müßte die Geduld **Venerabilis Consistorii** zu mißbrauchen, wenn ich mich weiter darüber auslassen wollte.

Die erhabenen Stifter der Universität haben ihren Willen entschieden dahin ausgesprochen, daß ihre Schöpfung in steter, inniger Verbindung mit der Kirche zu St. Stephan und mit dem jeweiligen Domprobste als Kanzler bleibe; sie haben für das ins Leben gerufene **Studium Generale** die Gutheißung des h. Stuhles erwirkt.

Es wäre hiernach sicherlich eine Frivolität, wenn man annehmen wollte, es sei nicht ihre Absicht gewesen daß von dem Organismus dieses **Studii Generalis** eine Anstalt fern gehalten werde, die jede Verbindung mit der Kirche von St. Stephan, mit dem Universitätskanzler und mit dem h. Stuhle grundsätzlich perhorrescirt.

Ich glaube nur noch das offene und sicherlich nicht der Parteilichkeit zu zeihende Wort des verehrten Herrn Professors der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät, Dr. Lorenz Stein beifügen zu sollen, welcher unumwunden anerkennt daß der Wiener Universität gleich bei ihrem Entstehen die Aufgabe geworden, ausschließlich den katholischen Glauben in allen Dingen zu vertreten.

Wer die Fundationsurkunden unserer Hochschule liest, wird zu der Ueberzeugung kommen, daß dem Willen der Fundatoren zuwider gehandelt wird, wenn an der Anstalt, die sie ins Leben gerufen, über Gott und sein Verhältniß zur Welt und zum Menschen in einer der katholischen Anschauung widersprechenden Weise gelehrt werden sollte.

Wie die allerdurchlauchtigsten Nachfolger der Stifter unserer Universität den Willen ihrer Vorgänger aufgefaßt, bedarf keines weiteren Nachweises.

Ich erwähne nur, daß Kaiser Joseph **II.** ausdrücklich verfügt hat, es sei den Professoren nicht gestattet, etwas vorzutragen, was gegen die katholische Religion verstößt.

Wohl sind im Laufe der Zeit in dem Organismus und in der Wirkungsweise der Wiener Hochschule allerhand Aenderungen eingetreten; allein bis nun hat man es mit dem Willen der Stifter der Universität für unvereinbar gehalten, daß an derselben eine mit der katholischen Kirche im Widerstreite befindliche Theologie gelehrt werde.

Die Wiener Universität ist demnach insofern sicherlich eine stiftungsmäßig confessionelle Anstalt, als es, in so lange man dem entschieden ausgesprochenen Willen der Fundatoren Geltung zuerkennt, unzulässig ist, an dieser Universität protestantische Theologie zu lehren.

Nebst den beiden theologischen Collegien haben diese Ueberzeugung auch das Professorencollegium der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät und das Doctorencollegium der philosophischen Facultät in trefflich begründeter Weise ausgesprochen.

Bei dieser Sachlage könnte dem Petitum des Lehrkörpers der protestantischen Facultät nur dadurch willfahrt werden, daß vorerst die ehrwürdige Institution unserer **Alma Mater**, die ein halbes Jahrtausend überdauert hat, zerstört und auf einer von den erhabenen Fundatoren der Hochschule nicht gewollten Basis ein neuer Universitätsorganismus geschaffen würde; denn die Einfügung eines neuen Elementes in den Universitätsorganismus welches einem Theile desselben sich principiell entgegenstellt und diesen berufsmäßig bekämpfen muß, kann man doch unmöglich als eine bloße Entwicklung oder als eine einfache Vervollständigung dieses Organismus ansehen. Es wäre zuverlässig und naturnothwendig eine Desorganisation der Universität in einem stiftungsgemäß wesentlich dazu gehörigen Theile.

Digitized by Google

Die Herren Petenten haben daher kaum erwogen, welches Opfer sie begehren, indem sie sich in eine Corporation eindrängen, die für ihre Aufnahme nicht geschaffen ist.

Ich möchte behufs vorurtheilsloser Beurtheilung des in Rede stehenden Petitums den Fall setzen, daß in England dem Eldorado aller Freunde liberaler Institutionen wo die Zahl der Katholiken im Verhältniß zu den Nichtkatholiken bei weitem größer ist, als in Oesterreich die Zahl der Protestanten im Verhältniß zu den Katholiken (im Königreiche Großbritannien finden sich 8½ Millionen, in England mehr als eine Million Katholiken unter 19 Millionen Protestanten), eine katholisch-theologische Facultät der Universität Cambridge oder Oxford incorporirt werden wollte.

Ich besorge keinen Widerspruch, wenn ich annehme, daß man in England ein solches Verlangen für hellen Wahnsinn und einer ernstlichen Erörterung nicht für würdig erklären würde.

Ein Gleiches wäre zu erwarten, wenn der Berliner Universität eine katholisch-theologische Facultät eingegliedert werden wollte.

Die Protestanten würden ein solches Ansinnen einfach zurückweisen,

Wir Katholiken aber, meine verehrten Herren, sollen uns die Zumuthung gefallen lassen, den ehrwürdigen Organismus unserer Antiquissima et Celeberrima umzuformen und derselben ein neues Glied einzufügen, das zu dem vorhandenen Leibe in keiner Weise paßt, ja, seiner Natur nach, dazu angethan ist, diesen Organismus in steter fieberhafter Aufregung zu erhalten?!

Es gründet sich auf eine mehr als zweihundertjährige Erfahrung, daß die Bekenner verschiedenen Glaubens in bürgerlichen und politischen Dingen friedlich neben einander leben und weben können.

Auf dem Gebiete des Religiösen und Kirchlichen und der hievon untrennbaren theologischen Wissenschaft aber hört jede Gemeinsamkeit auf und erübrigt nichts anderes, als daß auf diesem Felde die verschiedenen Confessionen so sehr als möglich auseinander gehalten werden.

Sonst sind nur zwei Dinge möglich, entweder steter Krieg, oder beiderseitige allmälige Versumpfung in religiösem Indifferentismus. Ein Drittes kann naturgemäß nicht eintreten.

Ich habe mir das wissenschaftliche Wirken auf Universitäten stets als ein harmonisches vorgestellt und geglaubt, daß Hochschulen nur dann gedeihlich wirken, wenn alle organischen Theile derselben aus dem nämlichen Geiste heraus die Darstellung des Wahren schaffen. Wie ist das aber möglich, wenn zwei confessionell verschiedene theologische Facultäten neben einander in derselben Hochschule bestehen? wenn ein organisches Glied des nämlichen wissenschaftlichen Leibes an dem, was dem anderen ein unantastbares Heiligthum ist, ein Aergeniß nimmt oder es als Thorheit verschreit?

Umsonst wird man sich auf die sogenannten paritätischen Universitäten in Deutschland berufen. Die paritätische Eigenschaft mehrerer Universitäten in Deutschland hat mit unserer Frage nichts gemein, weil sie nur die religiöse Confession jener angeht, die überhaupt zu dem Lehramte an der betreffenden Universität berufen werden können.

Unsere Angelegenheit ließe sich nur mit den Universitäten zu Bonn, Breslau und Tübingen in Vergleich bringen, an denen zwei theologische Facultäten eine katholische und eine protestantische neben einander bestehen.

Allein man wird doch nicht begehren, daß in Oesterreich einer verhältnißmäßig unbedeutenden Anzahl von Protestanten zu Gefallen, die Hochschule der Reichshaupt und Residenzstadt ihres anzestammten Charakters entkleidet und den genannten drei ausländischen Universitäten nachgeformt werde. Man wird es nicht dahin kommen lassen, daß Oesterreich den von den erhabenen Stiftern der Wiener Universität dieser Hochschule aufgeprägten Charakter vertilge, um im Schooße derselben der protestantischen Facultät eine Stätte

Digitized by Google

zu bereiten. Man wird das österreichische Kaiserthum in Dingen, bei denen confessionelle Rücksichten im Spiele sind, nicht zum Nachtreter Preußens und Württembergs herabwürdigen.

Außer diesen beiden vorwiegend protestantischen Staaten werden Sie sich vergebens umsehen, um das Monstrum der Verbindung von zwei confessionell verschiedenen theologischen Facultäten in dem Organismus einer Hochschule irgendwo aufzufinden.

Fragen Sie unbefangene Beurtheiler der Zustände in Bonn Breslau und Tübingen und Sie werden erfahren, daß die Verkuppelung einer katholischen und protestantischen Theologenfacultät in dem nämlichen Universitätsverbande ein Uebel sei, das man, wenn es nicht mehr zu beseitigen ist, ertragen aber ohne die äußerste Noth nicht schaffen muß.

Der protestantische Theologe kann unmöglich in Sachen seiner, von der Confession untrennbaren Wissenschaft mit dem katholischen Hand in Hand gehen; beide müssen sich und werden sich in religiösen und kirchlichen Dingen bekämpfen.

Es ist demnach ein ganz und gar widernatürliches Gebahren, zwei offenbar nicht zusammengehörige, sich principiell widerstreitende Elemente in das Corporationsverhältniß einer und derselben Hochschule zwängen zu wollen was nur zur unausbleiblichen Folge haben müßte, daß auf dem einen Lehrstuhle als Irrthum gebrandmarkt wird was der Docent auf dem andern als Wahrheit vertheidigt.

Ich sage, daß eine derartige abnorme Institution nur durch die äußerste Nothwendigkeit entschuldigt werden könnte.

Allein, wo ist diese Nothwendigkeit für die Protestanten in Oesterreich?

In den diesseits der Leitha gelegenen Theilen der Monarchie zählt man neben mehr als 19 Mill. Katholiken, 300.000 Protestanten; diese besitzen eine ausreichend dotirte, mit dem Promotionsrechte ausgestattete theologische Facultät in Wien.

Die Katholiken in Salzburg und Mähren besitzen gleichfalls nur eine theologische Facultät. An der katholischen Akademie zu Münster findet sich neben der theologischen nur noch eine philosophische Facultät

Niemand hindert es, wenn die Glieder dieser Facultät sich eines regen, wissenschaftlichen Strebens befleißen.

Von der Incorporation einer Facultät in eine Universität kann ja doch der Grad und das Maß der Förderung der Wissenschaft unmöglich abhängen; sonst müssen die technischen Anstalten alles aufbieten, um in den Organismus einer Universität eingegliedert zu werden.

Dann kommt wohl zu bedenken daß in demselben Länderbereiche der Monarchie, in welchem sich 300.000 Protestanten befinden, 357.000 nicht unirte Griechen und 621.000 Israeliten leben. Gesetzt nun, daß die nicht unirten Griechen und die Israeliten das Bedürfniß fühlen für die Förderung ihrer theologischen Wissenschaft eine Facultät herzustellen, mit welchem Grunde wird man die Einverleibung dieser Facultäten in den Organismus der Wiener Universität versagen, wenn man die Incorporation der protestantisch-theologischen Facultät zuläßt?! —

Endlich wird mir das Venerabile Consistorium gestatten, die weiteren unausbleiblichen Folgen dieser Zulassung anzudeuten.

Die Frage nämlich, ob die protestantisch-theologische Facultät in den organischen Verband der Wiener Universität aufzunehmen sei, ist gleichbedeutend mit der, ob die katholisch-theologische Facultät aus diesem fast fünfhundertjährigen Verbande ausgesondert werden soll.

Denn darüber, meine verehrten Herren, dürfen wir uns keine Illusion machen; nie und nimmer werden an der Wiener Universität zwei confessionell verschiedene theologische Facultäten (einschließlich der katholischen) bestehen.

Digitized by Google

Die Eingliederung der protestantisch-theologischen Lehranstalt wird die katholische Facultät als ihr Ausweisungsurtheil aus dem Hause ansehen müssen, das ihr vor 500 Jahren zur Wohnstätte und zum Wirkungskreise eröffnet wurde, so daß das von Ihnen, verehrte Herren, abzugebende Gutachten eigentlich die Frage betrifft, ob Sie die auf einen fünfhundertjährigen Besitz sich fußende katholisch-theologische Facultät als Glied des Organismus der Wiener Universität belassen, oder an deren Stelle die neu creirte protestantische und mit der Zeit noch andere nichtkatholische Facultäten für Theologie aufgenommen wünschen.

Daß ich hiemit nicht bloß eitle Befürchtungen ausspreche, können sie auf mein Wort glauben.

Es liegt in den unabänderlichen Principien der katholischen Kirche, daß die Wissenschaft des Heiles nur von Denen gelehrt werde, welche von den competenten kirchlichen Obern hiezu die Bevollmächtigung und Sendung erlangt haben.

Mögen auch gegen diese, den Bestand der Reinheit der Lehre über die natürliche Weltordnung bedingende Einrichtung gegnerischer Seits was immer für Einwendungen erhoben werden, gewiß ist, daß dadurch weder die staatliche Ordnung und das staatliche Interesse, noch das Gedeihen der Universität im Mindesten geschädiget werden.

Dieß vorausgesetzt dürfen Sie sich versichert halten, daß, sobald eine nichtkatholische Facultät in den Verband der Universität Aufnahme findet, die kirchliche Lehrmission den Professoren der kirchlichen Facultät entzogen wird, somit dieselbe um so mehr zu bestehen aufhört als, durch die Eingliederung einer nichtkatholischen Facultät, der Hochschule der kirchliche Boden ihrer Errichtung ganz entrückt wird, als eben nur in diesem Boden das Leben der katholisch-theologischen Facultäten wurzelt.

Es entfiele von selbst die der Universität zustehende Berechtigung zur Verleihung akademischer Grade aus der katholischen Theologie, in wie fern diese Grade in der katholischen Kirche eine Bedeutung haben.

Glauben Sie nicht, verehrte Herren daß dadurch für die Kirche eine absonderliche Verlegenheit erwachsen würde.

Jeder Bischof hat das, ihm durch das Gesetz garantirte Recht, eine theologische Lehranstalt für die Heranbildung einer Priesterstandscanditaten zu errichten; er kann auch erwirken, daß seine Lehranstalt zu dem Range einer Facultät mit dem Promotionsrechte erhoben werde. Die an einer solchen Facultät erworbenen akademischen Grade haben allerdings an sich nur einen kirchlichen Charakter; allein das verschlägt wenig, weil akademische Grade aus der Theologie doch nur für kirchliche Aemter erforderlich sind.

Wenn hiemit die Folgen der Incorporirung der protestantisch-theologischen Facultät in die Wiener Universität abgeschlossen wären, so könnte man sagen, daß die katholisch-theologische Facultät und der von den Stiftern gewollte Organismus dieser Hochschule ein Opfer für die protestantische Facultät geworden sei und daß sich die katholische Facultät bequemen müsse, in Hinkunft jene Stellung einzunehmen, welche dermalen die protestantische Facultät einnimmt.

Es wäre dies, abgesehen von der Alterirung einer altehrwürdigen Stiftung österreichischer Regenten eine der katholischen Facultät und der katholischen Kirche zugefügte, von beiden ganz unverschuldete Unbill.

Allein es kommen noch einige andere Umstände in Betracht, die meines unmaßgeblichen Erachtens reiflich erwogen werden wollen, wenn man über die Frage der Incorporation der protestantisch-theologischen Facultät in den Verband unserer Universität ein gründliches Urtheil abgeben will.

Bekanntlich ist es in Oesterreich vom größten Belange, Alles sorgfältig zu pflegen und zu hüten, was als ein Bindemittel zwischen den einzelnen Ländern der Monarchie sich darstellt und bewährt hat.

Digitized by Google

Als solche Bindemittel betrachte ich drei geistliche Bildungsanstalten in Wien, nämlich das höhere Priesterbildungsinstitut zum h. Augustin, das Pázmánische Collegium für ungarische Priesterstandscanditaten und das griechisch-katholische Centralseminarium, welches für beiläufig 48 Priesterstandscandidaten des griechischen Ritus aus Galizien, Ungarn und Siebenbürgen eine Unterkunfts- und Bildungsstätte gewährt.

Man kann mit Grund sagen, daß die theologische Facultät der Wiener Universität nur durch diese drei Institute Bedeutung gewonnen hat. Denn ohne dieselben würde die Zahl der Frequentanten sämmtlicher vier theologischen Jahrgänge manchmal auf 60 herabsinken, die Zahl 70 aber selten übersteigen. Ohne die drei genannten Institute könnte es sich wohl ereignen, daß die Jahreszahl der rigorosen Prüfungen zwei bis drei nicht erreichen würde und in drei oder vier Jahren bloß eine Promotion zum theologischen Doctorgrade sich ergäbe.

Der Wegfall der genannten drei Institute wäre demnach für die theologische Facultät, möge sie im Verbande mit der Universität bleiben oder nicht, ein unersetzlicher Verlust, aber auch ein schwerer Schlag, der gegen die wohlverstandenen Interessen der Gesammtmonarchie geführt würde.

Das höhere Priesterbildungsinstitut ist von weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I. zu dem Zwecke gegründet, daß darin talentvolle junge Priester aus allen bischöflichen Sprengeln des gesammten Kaiserreiches ihre theologischen Kenntnisse begründen, die rigorosen Prüfungen bestehen und nach Umständen auf einen bestimmten geistlichen Beruf sich vorbereiten.

Es ist allgemein anerkannt, daß diese Anstalt seit nahezu fünfzigjährigem Bestande Großes geleistet habe, daß durch dieselbe in dem gesammten Umfange der Monarchie theologisches Wissen und clericale Bildung verbreitet worden sei.

Dessenungeachtet hat es schon Momente gegeben, in denen die centrifugalen Bestrebungen einzelner Länder die, lediglich durch das Vertrauen der Bischöfe getragene, Existenz des höhern Priesterbildungsinstitutes in Frage stellten.

Lassen wir es dazu kommen, daß die protestantische Facultät der Universität incorporirt werde, so kann ich es Ihnen verbürgen, daß aus dem lombardisch-venetianischen Königreiche, aus Ungarn, Siebenbürgen und Croatien kein Priester mehr in das höhere Bildungsinstitut zum h. Augustin entsendet werde.

Ein, wenn auch kleines, aber gewiß nicht unwichtiges Vinculum der Gesammtmonarchie wäre zerrissen und in mehr als einer Richtung ein irreparabler Schaden angerichtet.

Dasselbe gilt von dem Pázmánischen Institute, in welchem Priesterstandscandidaten der ungarischen und croatischen Diöcesen ihre Unterkunft finden, an der Wiener Universität ihre theologischen Studien zurücklegen und größtentheils auch die strengen Prüfungen für die Doctorswürde bestehen.

Die ungarischen Bischöfe haben wiederholt versucht, diese Anstalt nach Ungarn zu ziehen; die Incorporation der protestantischen Facultät in die Universität würde ihnen einen zureichenden Anlaß bieten, diesen Versuch zu erneuern und die Pázmániten an die „katholische Universität zu Pest" zu senden.

Sollte dieser Versuch gelingen, so müßte dies sehr beklagt werden, weil alle Einsichtsvollen von den, für die kais. Regierung erfreulichen, gewöhnlich nachhaltigen Einflüssen Zeugniß geben, welche die ungarischen Zöglinge des Pázmáneums in dieser Anstalt empfangen und in ihr Vaterland getragen haben.

Ein Gleiches muß von dem noch jungen griechisch-katholischen Centralseminarium gesagt werden, für dessen Fortbestand im Falle der Einverleibung der protestantischen Facultät in die Universität, ich nicht einstehen möchte.

Digitized by Google

Wir wissen es ja, daß von mancher Seite jeder Vorwand begierig ergriffen wird, sich von dem Centrum loszumachen.

Sie sehen, meine verehrten Herren, daß Sie durch einen, für diese Einverleibung lautenden Beschluß thatsächlich erklären, daß die katholisch-theologische Facultät aus Ihrer Mitte auszuscheiden habe und mit ihrer Wirksamkeit in Hinkunft im günstigsten Falle auf die Hälfte Nieder-Oesterreichs, d. h. auf den Bereich der Wiener Erzdiöcese zu beschränken sei

Ich kann nicht glauben, daß Sie dies zu Gunsten einer Anzahl von 300.000 Protestanten, die für ihren Bedarf mit der ihnen gewährten theologischen Facultät vollkommen ausreichen, herbeizuführen beabsichtigen.

Sie werden ihre Stimme nicht dafür abgeben, daß an der Hochschule des Herzens der Monarchie nur protestantische Doctoren der Theologie promovirt und die katholischen Doctoratscandidaten an eine von der Universität gesonderte, oder an eine auswärtige theologische Facultät gewiesen werden

Sie werden nicht die Kinder des Hauses ihres rechtmäßigen Erbtheiles verlustig erklären und die Hände bieten, daß Fremde (ich meine dies mit Beziehung auf die Zugehörigkeit zur Wiener Universität), die bis nun zur Familie der Hochschule nicht gehörten, in dieses, ihnen von den Fundatoren nicht zugedachte, Erbtheil eingesetzt werden.

Die Sache würde nicht besser, wenn Sie das Auskunftsmittel wählen wollten, daß der bisherige Organismus der Universität im Wesentlichen intact bleibe und die protestantische Facultät diesem Organismus irgendwie angefügt werde.

Diese Maßregel wäre weniger, als eine halbe, und Halbheiten führen selten zum Guten.

Man würde sagen, das Venerabile Consistorium habe nicht den Muth gehabt, geradezu auf Abweisung der Bitte des protestantischen Lehrkörpers anzutragen, aber auch nicht die Entschiedenheit, für die Aufnahme der protestantischen Facultät in die Universität offen sich auszusprechen

Die Facultät, die incorporirt sein will, dürfte durch einen solchen Ausweg sich kaum befriedigt erachten und die Folgen der halben Maßregel würden für die katholische Facultät dieselben sein, wie die der unumwundenen Incorporirung. Denn vor der Welt würde es heißen, daß an der Wiener Universität eine protestantisch theologische Facultät bestehe. Wer dann katholische Theologie studiren oder aus dieser die Doctorswürde erlangen wollte, würde Wien meiden, und dafür Prag, Pest, Graz oder Innsbruck aufsuchen

Indem ich in pflichtgemäßiger Wahrung der Interessen, die ich zu vertreten stiftungsmäßig berufen bin, das Venerabile Consistorium ersuche, bei seinem Beschlusse meinen angedeuteten Erwägungen wohlwollende Beachtung zu schenken, muß ich noch beifügen, daß mir hiebei jede unerlaubte Unduldsamkeit fern ist

Ich wiederhole es nochmals, daß das Gebiet des bürgerlichen und politischen Lebens dasjenige ist, auf welchem ich und meine Gesinnungsgenossen bereitwilligst Toleranz gegen Alle üben, die nicht unseres Glaubens sind. Es ist auch unsererseits nicht das Mindeste einzuwenden, wenn die hohe Staatsverwaltung den Bekennern nichtkatholischer Confessionen die erforderlichen Mittel bietet, um ihre religiösen Unterrichtszwecke in umfassendem Maße zu fördern.

Unsere eigene Existenz aber können wir nicht preisgeben, ohne uns einer Gewissenlosigkeit schuldig zu machen.

Wir werden um so weniger anstehen, jedes erlaubte Mittel zur Rettung unseres Bestandes aufzubieten, als wir uns überzeugt halten, daß die Protestanten mit gleicher

Digitized by Google

Entschiedenheit sich wehren würden, wenn man ihnen zumuthen möchte, in eine ihrer jungen Universitäten eine katholisch-theologische Facultät aufzunehmen.

J. Kutschker,
Dompropst und Kanzler.

Ueber die erwähnte Sitzung wird S. X bis XIII Folgendes berichtet:

„Am 12. Mai 1863 wurde von dem k. k. Universitätsconsistorium, in voller Sitzung mit 10 gegen 4 Stimmen, beschlossen, die hohen Ortes abverlangte, „gutachtliche Aeußerung" über das Einverleibungsgesuch des hiesigen protestantisch-theologischen Lehrkörpers im Sinne einer „unbedingten Ablehnung" abzugeben.

Der Hergang dieser Verhandlung war kurz folgender:

Der Herr Generalreferent trug, nach vorläufiger Hinweisung auf den Gegenstand der Verhandlung, wie auf die oben erwähnten Voranstalten zur Erledigung desselben, die in den Voräußerungen der acht Universitätscollegien für und wider die nachgesuchte Einverleibung vorgebrachten Gründe übersichtlich vor, fügte aber seine eigene Ansicht bei vermöge welcher er die Aufnahme der protestantisch-theologischen Lehranstalt in den Verband der Wiener Universität zwar „als einen Act der politischen Klugheit und Nothwendigkeit" erkennt, dessen schon derzeitige Durchführung ihm jedoch — sogar vom protestantischen Standpunkte aus — als nicht wünschenswerth erscheint, weil die von vier Collegien — also von der Hälfte einer Corporation — ausgesprochene Ablehnung für die protestantische Facultät dermalen eine wenig frohe Aussicht auf ein freundliches Zusammenwirken eröffne.

Der Herr Generalreferent ging weiterhin von der Ansicht aus, das Venerabile Consistorium sei eine aus den Abgeordneten der acht Collegien zusammengesetzte Körperschaft, und gründete hierauf die Behauptung, die Mitglieder Venerabilis Consistorii hätten ihre Wohlmeinung bereits in den betreffenden Collegien abgegeben.

In dieser Voraussetzung stellte der Herr Generalreferent sofort den Antrag,

es solle in der gegenwärtigen Sitzung Venerabilis Consistorii in keine neuerliche und besondere Abstimmung über das vorliegende Einverleibungsgesuch eingegangen, sondern es sollen lediglich die Gutachten der acht Collegien, als thatsächliches Resultat der bei eben diesen gehaltenen Rundfrage, dem hohen k. k. Staatsministerium vorgelegt werden.

Der obigen Begründung dieses Antrages, wie dem Antrage selber konnte jedoch mit Recht entgegengestellt werden,

a. das Venerabile Consistorium bestehe nicht blos aus den Abgeordneten der acht Universitätscollegien, sondern noch überdies aus dem zeitweiligen Rector, dem zeitweiligen Prorector und dem ständigen Kanzler der Universität, welche, obgleich selbst Mitglieder eines oder mehrerer Universitätscollegien, für die Dauer ihrer Amtsführung in Venerabili Consistorio keineswegs als bloße Abgeordnete ihrer betreffenden Collegien angesehen werden können.

b. Ebenso konnte auf den Wortlaut des hohen Ministerialdecretes, von 9. Juli 1861, Z. 5723, hingewiesen werden, in welchem das Venerabile Consistorium ausdrücklich „aufgefordert" wurde, eine „gutachtliche Aeußerung" über das mehrerwähnte Aufnahmsgesuch zu erstatten, wonach denn jedes Mitglied des Universitätsconsistoriums im Rechte und in der Pflicht stehe, eben mit Rücksichtnahme auf die vorliegenden Voräußerungen der acht Collegien, sein Votum abzugeben.

Im Hinblick auf die sub a und b angeführten Bemerkungen, ertheilte Se. Magnificenz vor allem Andern Sr. bischöflichen Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Dompropst und Universitätskanzler das Wort, da Hochselber im Jahre 1861, seltsamer Weise, um die

Digitized by Google

Abgabe seiner Wohlmeinung nicht angegangen worden war, obwohl dies in erster Reihe hätte geschehen sollen.

Der hochwürdigste Herr Universitätskanzler entwickelte nunmehr in entschiedenster Weise, die vielen und mannigfachen Gründe, aus welchen Hochselber die Aufnahme der protestantisch-theologischen Lehranstalt in den Verband der Wiener Universität als mit dem gegenwärtigen Organismus der Wiener Hochschule völlig unvereinbarlich und unausführbar erklären müsse.

Nach dieser sehr bündigen Erklärung Sr. bischöflichen Gnaden eröffnete Se. Magnificenz die Debatte über den Antrag des Herrn Generalreferenten; bei der hierauf erfolgten Abstimmung traten diesem Antrage nur drei Votanten bei während die übrigen zehn Votanten gegen denselben und somit für die eingehende Berathung und Fassung eines gutachtlichen Antrages über das Begehren des protestantisch-theologischen Lehrkörpers stimmten und hiernach der Majoritätsbeschluß (mit 10 gegen 4 Stimmen) gefaßt wurde.

Als nun auf Grundlage des eben erwähnten Beschlusses die Debatte über das eigentliche Petitum eröffnet wurde, kamen drei Anträge zum Vorschein, nämlich:

1. Das Venerabile Consistorium wolle beschließen daß es die angesuchte Incorporation der evangelisch-theologischen Facultät derzeit nicht befürworten könne.

2. Das Universitätsconsistorium wolle — da die eigentliche Incorporation Schwierigkeiten finde — für einen Anschluß („Aggregirung") der evangelisch-theologischen Facultät an die Wiener Universität, nach den in der Voräußerung des philosophischen Professorencollegiums enthaltenen Andeutungen und aus den dort dargelegten Gründen, sich aussprechen.

3. Das Venerabile Consistorium wolle aus den von dem Antragsteller in seiner heutigen (vor Eröffnung der ersten Debatte abgegebenen) Erklärung entwickelten Gründen die unbedingte Ablehnung des fraglichen Gesuches bei dem hohen k. k. Staatsministerium beantragen.

Der letzte (3.) dieser Anträge wurde als der am weitesten gehende nach § 36 der Geschäftsordnung für das Universitätsconsistorium von Sr. Magnificenz zuerst, und zwar mittelst individuellen Aufrufes zur Abstimmung gebracht, und da nur vier Stimmen gegen, die übrigen zehn aber für den Antrag auf unbedingte Ablehnung des Petitums gelautet hatten, und somit die Erwägung der Anträge 1 und 2 von selbst entfallen war, so wurde von Sr. Magnificenz der „mit überwiegender Majorität (10 gegen 4 Stimmen) gefaßte Beschluß verkündigt, in dem Berichte des Universitätsconsistoriums bei dem hohen k. k. Staatsministerium auf die unbedingte Ablehnung der von der evangelisch-theologischen Facultät angesuchten Aufnahme in den Verband der Wiener Universität einzurathen".

Hierauf wurde von dem Herrn Generalreferenten im Namen der Minorität auf die Einbringung eines schriftlichen Separatvotums verzichtet, weil die Begründung ihres Votums ohnedies in den Voräußerungen der bezüglichen Collegien enthalten sei. Dagegen wurde schließlich nach dem Antrage des Herrn Generalreferenten beschlossen, die Voräußerungen sämmtlicher acht Collegien in Originali dem Berichte Venerabilis Consistorii beizuschließen."

---

* Der k. k. Hofrath und Professor Dr. Karl Rokitansky hat soeben eine Brochure „Zeitfragen, betreffend die Universität mit besonderer Beziehung auf Medicin" (Wien, Verlag von Sallmayer) erscheinen lassen, in welcher

Digitized by Google

derselbe seine Ansichten über einige auf die Universität und im besonderen auf die medicinische Facultät bezügliche Gegenstände ausführlicher erörtert, als es in einer Denkschrift an Se. Excellenz den Herrn Staatsminister bei seiner Berufung als Referent für die medicinischen Facultäten geschehen ist.

Bei der hervorragenden Doppelstellung, welche Prof. Dr. K. Rokitansky als Gelehrter und Referent einnimmt, ist diese Brochure auf deren Inhalt wir ausführlich zurückkommen werden, doppelt interessant. Prof. Dr. Rokitansky spricht sich in derselben über folgende eilf Punkte aus: 1. Die Universität; 2. ihre Stellung zum Staate; 3. Lehr- und Lernfreiheit; 4. Professoren. Ra g. Berufung und Ernennung Docenten; 5. Rigorosen Staatsprüfungen, Examinatoren; 6. Institute; 7. akademische Behörden; 8. Studirende, Disciplin, Gerichtsbarkeit; 9. und 10. medicinische Studien- und Rigorosenordnung; 11. das Doctorencollegium und seine Beziehung zum Professorencollegium

* Der vierte Band der „österreichischen Revue" enthält eine Reihe sehr lehrreicher Aufsätze aus denen wir außer der fortlaufenden Arbeit über „Bonaparte in Italien" und „Prag und seine architektonischen Denkmale" von Dr. A. W. Ambros, den Bericht vom Bauinspector G. Wax „der Donaustrom als Hauptverkehrsstraße nach dem Orient", von Prof. E. Sueß „über den Lauf der Donau" besonders hervorheben.

* Das Septemberheft der „Mittheilungen der k. k Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" bringt folgende Aufsätze: „Dante und die Schule Giotto's", von Karl Schnaase; „die Chorgestühle des Mittelalters vom 13. bis 16 Jahrhundert" von Ch. Riggenbach (mit 16 Holzschnitten); „St. Marein bei Prank in Steiermark", aufgenommen und beschrieben von Joh. Gradt (mit 7 Holzschnitten) und mehrere Notizen und litterarische Besprechungen.

---

* Die übermäßige Verherrlichung Georg Forsters durch Moleschott und namentlich dessen Einfall, die Stadt Mainz solle dem einstigen Clubisten ein Denkmal errichten, haben es zu verantworten, daß von gegnerischer Seite die letzten Lebensjahre Forsters mit einer Schärfe beleuchtet werden welche die Flecken seines Charakters wahrhaft abschreckend erscheinen lassen. Prof. Klein am Mainzer Gymnasium, welcher Hauptwidersacher der Denkmalsidee war und dafür Anfeindungen zu erleiden hatte, rechtfertigt sich durch eine Schrift „Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793", und belegt die persönliche Undankbarkeit Forsters gegen den Kurfürsten von Mainz und seinen schnöden Verrath an Deutschland mit den gravirendsten Zeugnissen von dessen eigener Hand. Das Schreiben Forsters, in welchem dem Convent in Paris empfohlen wird, Mainz zum Bollwerk gegen Deutschland zu machen, kommt folgender Passus vor: „Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr Mainz, den Sitz jenes stolzen Priesters dessen grenzenloser Hochmuth ihm in der Geschichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann, Mainz am Zusammenfluß des Rheins und des Mains, wo der Handel Deutschlands sich in der Hand des fränkischen Kaufmanns sammlen wird; Mainz, der Schlüssel des deutschen Reiches und die einzige Oeffnung durch welche noch Eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben: Mainz endlich, das die Meister in der Kunst als ein Meisterwerk der Befestigung anerkennen, wo selbst die ohnmächtigen Bemühungen der gegen Euch verschwornen Despoten zu Schanden werden müssen, so oft sie es wagen dürften, das unsinnige Project eines Angriffs in Ausübung zu bringen." Als Forster bei seiner Flucht nach Frankreich sich nicht sicher fühlte, ob seine

Digitized by Google

Gesinnung in Paris correct werde erfunden werden, beschloß er mit seiner Frau und deren Liebhaber Huber, durch Ablieferung eines den 70jährigen Marschall Luckner compromittirenden Actenstückes diesen auf die Guillotine zu liefern und sich selbst zu retten. Auch über die Beziehungen zwischen ihm und seiner Frau werden empörende Details beigebracht.

* „Studia Horatiana". Von E. Schatzmayr Dr. phil. Gotha 1863, in 8. Der Herr Verfasser, ein Steiermärker von Geburt, hat seine philologisch-historischen Studien an der Universität zu Halle vollendet, und dort im traurigen Kampfe um das liebe Brot und bei aller Anfeindung, die den „Oesterreicher" im „deutschen Musterstaate Preußen" traf, den Grund zu seiner heute uns vorliegenden, unstreitig gediegenen Arbeit gelegt.

Wer Kunde davon hat, wie liebevoll und zuvorkommend die Brüder aus dem nichtkaiserlichen Theile Deutschlands in Oesterreich aufgenommen werden, wie man sie hochachtet und gleichsam auf den Händen trägt, dem muß es um so widerlicher vorkommen, wenn er erfährt, daß ärmere österreichische Landeskinder auf mittel- und norddeutschen, zumal aber auf preußischen Universitäten in der verletzendsten Weise behandelt und ihrer Nationalität wegen verspottet werden. Wollte doch Oesterreich seine Aufmerksamkeit auf die unter dem Drucke des Auslandes lebenden, befähigten Söhne richten und sie anstellen, anstatt zum eigenen Schaden stets Ausländer zu berufen.

Herrn Dr. Schatzmayrs Schrift nun ist das Ergebniß eines sehr genauen und tiefen Studiums der Oden des Horaz. Der Verfasser löste seine schwierige Aufgabe der Wiederherstellung eines durch Schlendrian und Unklarheit der Jahrhunderte verderbten Textes der vierten Ode des vierten Buches des Horaz mit viel Geschick und kühnem Muthe.

Wir dürfen nicht vergessen, zu bemerken, daß Herr Dr. Schatzmayr bereits in früheren Jahren durch treffliche Arbeiten über kärntnische Mundarten sich verdient machte und recht erfreuliches Lob einerntete. Im vorigen Jahre hatten wir auch das Vergnügen, einige seiner schönen, die Alpennatur besingenden Gedichte im Brüsseler „Germane" zu lesen.

* Dr. Karl Böttichers „Bericht über die Untersuchungen auf der Akropolis von Athen" ausgeführt im Auftrage des k. preußischen Unterrichtsministers ist so eben in Berlin (Verlag von Ernst und Korn) erschienen. Wir kommen auf diese Arbeit des gelehrten Verfassers der „Tektonik der Hellenen" noch ausführlich zurück und bemerken bloß, daß sich dieses Werk fast ausschließlich mit den architektonischen Monumenten der Akropolis, und zwar vorzugsweise mit dem Parthenon beschäftigt. Das Werk ist mit zwölf Kupfertafeln versehen.

* Die Arnold'sche Buchhandlung in Leipzig bereitet ein umfassendes Prachtwerk „über die Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach dem nordöstlichen Africa im Frühjahr 1862" vor, das in drei Theilen mit 20 Farbendrucken nach Originalaquarellen von Robert Kretschmer erscheinen soll.

---

* Das Antikencabinet am Joanneum in Graz erhielt vom Landeshauptmann Grafen Gleispach drei altägyptische Scarabäen, davon einer von vorzüglicher Größe, der zweite, kleinere, von besonderer Seltenheit ist, zum Geschenke. Die Scarabäen sind aus Kalk, Serpentin u. dgl. gemeißelte Käfer, welche nach Art von Siegelstempeln auf der Aufliegeseite mythologische Darstellungen erhaben oder vertieft enthalten und zuweilen auch hieroglyphische Inschriften aufweisen. Einer der kleineren Scarabäen fällt in die Zeit der uralten Hyksos-Bevölkerung; alle drei sind aber von dem Wiener Aegyptologen Dr. S. Reinisch als echt und sehr interessant befunden worden.

Digitized by Google

* (Numismatischer Fund.) In den Spalten eines zu der Pußta Pata im Biharer Comitate gehörigen, durch die heurige Dürre stark ausgetrockneten Teiches wurde von mehreren Hirtenknaben ein zwölf Halbe haltender Krug mit alten Münzen aus dem 16. und 17. Jahrhunderte, darunter Münzen mit dem Namen Sigmunds III., Stephan Báthorys, Ferdinands I., Rudolfs und Maximilians, außerdem preußische, brandenburgische und russische Münzen aufgefunden. (Ungarische Nachrichten.)

* Aus dem Nachweis über die Anzahl der Aussteller, die ausgestellten Arbeiten und den jedem Lande bewilligten Raum im Departement der schönen Künste auf der vorjährigen Ausstellung in London ergiebt sich, daß in allem zusammen 983 Gegenstände in der Classe der Architektur, 3370 Gemälde in Oel- und Wasserfarben, 901 Nummern in der Sculptur und 1275 Radirungen und Stiche vorhanden waren. Von diesen hatten Großbritannien und die Colonien zwei Drittheile der Architekturfachen, fast die Hälfte der Gemälde, zwei Drittheile der Stiche und nur ein Drittheil der Sculpturen beigetragen. Die durchschnittliche Größe der französischen Gemälde war ziemlich auffällig und erforderte, obgleich sie sich zur englischen wie 1 zu 7 verhielt, dennoch fast halb so viel Oberflächenraum wie diese. Beschädigungen kamen fast gar nicht, oder doch nur sehr unerhebliche vor. Die Ziegelmauern der Galerien waren bereits mehrere Monate vor der Eröffnung fertig und hatten hinlänglich Zeit zu trocknen, bevor die Gemälde placirt wurden. Außerdem aber wurden die Wände noch durchgängig mit an Latten festgenagelten Holzplanken bekleidet, so daß zwischen diesen und der Ziegelmauer ein freier Luftraum blieb, und diese Holzbekleidung wurde mit grobem Linnenzeug überzogen und bestrichen. Um ganz sicher zu gehen, unterhielt man in den Galerien vor der Unterbringung der Gemälde Tag und Nacht ein großes Feuer in Oefen und die Aquarellen wurden, als die empfindlichsten, so aufgehangen, daß zwischen ihrer Rückseite und dem Täfelwerk ein freier Raum zur Circulation der Luft blieb, während in der unteren Reihe, wo dieser Raum nothwendiger Weise gering war, hinter den Gemälden bemaltes und völlig wasserdichtes Tuch angebracht war. Ebenso hatte man Vorsorge gegen das direct einfallende Sonnenlicht getroffen; der Fußboden war mit Matten aus Cocusnußfasern bedeckt, und Geländer hielten die Beschauer mehrere Fuß von den Bildern ab. Als ein Beleg der großen Mühe, welche die Commissäre hatten, verdient angeführt zu werden, daß, als ihnen die Vorsteher (trustees) von Sir John Scane's Museum die temporäre Ueberlassung von Hogarths berühmten Gemälden dem Vertrage gemäß nicht bewilligen konnten, sie sich deßhalb direct an das Parlament wandten und von diesem eine specielle Acte erhielten, welche die zeitweise Entfernung jener Kunstwerke zum Behufe der Ausstellung gestattete. Die Ausstellung brittischer Kunst umschloß Arbeiten von Künstlern, welche vom 1. Mai 1762 ab lebten; und auch für Oesterreich, Dänemark, Italien, Rußland und zum Theile für Spanien wurde ein ähnlicher Plan adoptirt, wogegen die übrigen Länder nur die Werke lebender oder erst kürzlich verstorbener Künstler zuließen. Für Frankreich ging die Beschränkung noch weiter, da von lebenden Meistern nur seit 1850 und von todten nur seit 1840 verfertigte Gemälde zugelassen wurden. 1851 wurden 32.612, dagegen 1862 79 896 verpackte und nicht verpackte Artikel eingesandt. Damals wog das schwerste Exemplar der Maschinerien 9 Tonnen, 1862 dagegen 35 Tonnen, und so zeigte sich in jeder Rücksicht eine quantitative und qualitative Zunahme. Der Umfang des Gebäudes, und die ungeheure Menge brennbarer Gegenstände erforderte natürlich große Vorsicht gegen etwaige Feuersgefahr, und es wurden auch Maßregeln getroffen, welche verhältnißmäßig große Sicherheit gewährten. Obgleich nicht weniger als 16 Mal Feuer ausbrach, wurde dasselbe doch immer sofort unterdrückt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiher Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Urbevölkerung Europa's.

Eine Uebersicht über die neueren Forschungen.

Von **Oscar Schmidt.**

5. Die geologischen Veränderungen Scandinaviens seit der Zeit der Ureinwohner.

Aus dem Befunde der dänischen Kjoekken möddinger ergaben sich eine Reihe von Thatsachen, aus denen man schließen mußte, das Klima, in welchem die scandinavischen Steinleute lebten, sei ein rauheres und kälteres gewesen und das Meer, an dem sie wohnten, weit salziger, als die heutige Ostsee. Wir haben diese Thatsachen bisher nur im Vorbeigehen erwähnt, werden aber jetzt auf ihnen weiter fußen und damit auf wichtige Gestaltveränderungen unseres Erdtheils kommen, welche seit der Steinperiode sich zugetragen. Wir treffen in dem ebenen, jetzt durch seine herrlichen Buchenwälder berühmten Dänemark den Auerhahn und das Renn. Wo sind diese heute? Der Auerhahn bewohnt die Hochalpen und mit dem Renn die nördlichen Theile von Norwegen und Lappland. Wir trafen als eines der gemeinsten Nahrungsmittel die Auster. Und diese ist heute unterhalb der Insel Läsö, also in einem Theile des Cattegats und im ganzen Gebiete der Belte und Ostsee nicht mehr heimisch. Das Wasser ist ihr zu süß. Die Herzmuschel aus den Küchenresten bildet sehr dicke und compacte Schalen, dicker und widerstandsfähiger als jetzt in denselben Regionen und gerade so, wie wir diese Muscheln heute innerhalb des Polarkreises finden. Diese und andere Thatsachen, die wir noch zu besprechen haben, deuten theils auf eine allmälige Umwandlung, und zwar Verbesserung des Klima's hin, theils auf große Ereignisse und mächtige, plötzlich hereinbrechende Revolutionen.

Daß im Steinalter der vorherrschende Waldbaum des heutigen dänischen Reiches die Föhre war, kann man nicht nur aus den Knochen des Auerhahns in den Küchenresten schließen, sondern direct beweisen aus den Torfmooren, an denen Dänemark reich ist. Zwei Arten von Mooren interessiren uns hier nicht besonders, die Wiesenmoore und die Haidenmoore. Jene entstehen an der Sohle nasser Thäler und in den Umgebungen von Seen, drängen sich auch wohl in seichten Meerbusen in das Meer vor. Sie bestehen vorzugsweise aus Gräsern mit nur wenigen Moosen. Diese, die Haide- und Hochmoore, nehmen oft weite Strecken in Ebenen und Hochebenen ein, werden fast nur durch die bekannten Torfmoose

Digitized by Google

gebildet und geben schließlich die Unterlage für die Haidevegetation. Am wichtigsten für uns sind diesmal die Waldmoore. Ihre genaue Untersuchung, wobei sich das Folgende ergab, ist ebenfalls von Steenstrup ausgeführt.

Die Waldmoore bilden abgerundete Bezirke von nicht großer Ausdehnung, aber von einer Tiefe bis 30 Fuß und mehr. Die erste Veranlassung dieser Vertiefungen ist schwer zu erklären. Man findet am Grunde oft erratisches Geschiebe schwedischen Ursprungs. Man kann sich denken, daß große Eisberge mit ihrer Steinladung abgesetzt seien und im allmäligen Schmelzen und durch Unterwaschungen sich unter der Last des Blockes die Vertiefung gemacht habe. Sind diese Waldmoore genug ausgedehnt, so ist an ihnen eine innere Torfzone zu unterscheiden, die im wesentlichen in ihrer Zusammensetzung den Hochmooren entspricht, doch aber noch Bäume, wenn schon mehr strauchig und krüppelhaft, enthält. So kommen Föhren darin vor mit knorrigen Stämmen und äußerst schmalen Jahresringen, nach denen sich ihr Alter auf drei- ja sogar vierhundert Jahre ergiebt. Und man trifft in größeren Mooren zwei bis drei Generationen solcher mehrhundertjähriger Bäume über einander an, in natürlicher Stellung. In dem Maße, als die eigentlichen Torfmoose sich verlieren, treten andere Pflanzen auf, die Ericaarten. Statt der Föhre kommt die Birke und diese wird durch die Erle abgelöst. Steenstrup hat ausgerechnet, daß, um alle diese Schichten und verschiedenen Vegetationen zu bilden bis zu einer Dicke von 20 Fuß, mindestens 4000 Jahre nöthig gewesen seien.

In der äußeren oder Baumzone der Waldmoore liegen zu unterst auf einem thonigen Grunde große Mengen von Föhrenstämmen. Sie waren 3 Fuß dick und sind sehr schlank gewachsen, woraus hervorgeht, daß sie sehr dicht standen. Dieser Fund war sehr überraschend, denn jetzt wächst die Föhre nicht in Dänemark. Steigt man nun höher in der äußeren Zone der Waldmoore, so verschwindet die Föhre nach und nach, und wird nach und nach ersetzt durch die Wintereiche, die schließlich allein herrscht. Auch dieser Baum ist von einem kräftigen Wachsthum und erreicht einen Durchmesser von 4 Fuß. Sehen wir uns aber jetzt in Dänemark um, so ist die Eiche fast im Verschwinden und statt ihr machen prachtvolle, ausgedehnte Buchenwaldungen den Stolz des Landes aus.

So ergiebt sich also aus den Waldmooren, daß Dänemark verschiedene Perioden der Baumvegetation hatte, die der Föhre, der Eiche und die noch währende der Buche. Aus dieser Folge an sich geht nicht hervor, daß das Klima einst kälter war, sondern nur, daß das Land allmälig trockener und besser wurde. Die Hinterlassenschaften des Menschen treffen wir in der Föhrenschichte an. Steenstrup zog mit eigener Hand Feuersteininstrumente unter den vor seinen Augen bloßgelegten Föhrenstämmen hervor und einzelne Stämme waren mit Hülfe des Feuers umgeworfen. Es sind dieselben Feuersteinärte, die mit den Auerhahnknochen zwischen den Küchenresten vorkommen und an der Gleichzeitigkeit beider, der Küchenreste und der Föhrenvegetation wird wohl niemand einen vernünftigen Zweifel hegen.

Digitized by Google

Daß die Urbewohner Dänemarks im Steinalter sich vorzugsweise von Austern nährten, haben wir früher erwähnt. Die immense Masse der Austernschalen in allen Küchenanhäufungen beweist, daß überall längs den Küsten ausgedehnte Austernbänke vorhanden waren. Jetzt bezieht Kopenhagen einen Theil seiner Austern aus Lässö. Weiter südlich nach der Ostsee gedeihen sie nicht mehr; denn die sogenannten Holsteiner Austern kommen von der Westküste Schleswigs. Mit ihnen wird auch der Petersburger Markt versorgt. Es müssen demnach seit dem Steinalter solche Veränderungen in dem Gehalte des Ostseewassers vor sich gegangen sein, daß die Auster nicht mehr darin leben kann. Wir finden jetzt die Auster im Mittelmeere, im atlantischen Ocean und an vielen Punkten der Nordsee. Das Mittelmeer hat einen Salzgehalt von 37 Theilen auf tausend; das atlantische Meer schwankt je nach südlicheren und nördlicheren Breiten zwischen 36 und 33 pro Mille. Im Cattegat ist der Salzgehalt schon bedeutend geringer, nämlich 20 bis 11 Theile auf tausend, also 2 und 1 pCt. Die mittelmeerischen Austern aus unverdünntem, also dem salzreichsten Seewasser sind nicht die feinsten, was den Römern sehr wohl bekannt war. Sie legten ihre Austernparks in Lagunen und Seen an, wo sie den Salzgehalt abmessen konnten, z. B. im Lago Lucrino bei dem üppigen Bade Bajä. Wohlschmeckender aber als die italienischen Austern sind die an der Küste der Bretagne, und überhaupt ist für gute Austern ein Salzgehalt von 2 bis 3 pCt. am zuträglichsten. Sinkt der Salzgehalt unter 2 pCt, so gedeiht die Auster nicht mehr gut; die äußerste Grenze ist 13 per Mille, worin noch bei Sebastopol Austern fortkommen. Die eigentliche Ostsee und die Belte erreichen aber nirgends einen Salzgehalt von auch nur 1 pCt. Sie verhält sich fast wie ein Binnensee. Sie nimmt weit mehr Wasser auf als verdunstet, und daher muß weit mehr Wasser durch Sund und Belte abströmen, als eintreten kann. Die Folge davon ist, daß nach und nach der Salzgehalt der Ostsee hinausgewaschen wurde. Ich selbst konnte mich im nördlichen Theile des botnischen Meerbusens davon überzeugen, daß sein Wasser kaum einen salzigen Beigeschmack hat.

Es geht mithin aus den Lebensbedingungen der Auster und ihrer einstigen großen Verbreitung in Sund und Belten unwiderleglich hervor, daß die Ostsee einst diese Bedingungen des Gedeihens enthielt, einen größeren Salzgehalt hatte. Das konnte dadurch geschehen, daß ein großer Theil der Ströme, die jetzt ihr Wasser in die Ostsee ergießen noch gar nicht existirte, und daß der Zufluß aus salzreicheren Theilen des großen Oceans ein größerer war. Beides ist erfüllt, wenn wir uns den Strich Finnlands im Nordosten des botnischen Busens bis zum Eismeer und den Theil Schwedens von Gothenburg nach Stockholm unter Wasser denken. Noch jetzt, sagt v Blank (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. 8.), ragt ganz Nord-Rußland und Finnland nur wenige Fuß über das Meer empor. Selbst noch im vorigen Jahrhundert fuhr man von Uleaborg, von dem aus eine große Niederung bis ans Ufer des weißen Meeres sich hinzieht, auf den Flüssen Finnlands aus dem botnischen Meerbusen ins weiße Meer, so daß hier kaum eine scharf ausgeprägte Wasserscheide sich vorfindet. Bedenkt man nun, daß erwiesener

Digitized by Google

Maßen ganz Scandinavien und Finnland fortwährend langsam sich heben, daß die Hebung im Norden zunimmt, und daß sie durchschnittlich in einem Jahrhundert ungefähr 4 Fuß beträgt, so kann kein Zweifel obwalten, daß vor etwa drei Jahrtausenden ein großer Theil Finnlands vom Meere noch bedeckt gewesen, daß also die Ostsee mit dem weißen Meere damals noch in Verbindung gestanden.

Fast noch schärfer ist der Beweis zu führen, daß der südliche Theil Schwedens einst eine Insel war. Prof. Forchhammer hat darüber eben so schön wie anschaulich geschrieben (Poggendorffs Annalen. 58): „Wenn man sich zur See der schwedischen Küste im Cattegat nähert, so treten zuerst die Felsen nur mit ihren obersten Spitzen aus den Wellen hervor. Kommt man dem Lande näher, so zeigen sich kleine Inseln, und je weiter man kommt, desto größer und häufiger werden diese Felseninseln, deren senkrechte Seite gegen den Wellenschlag gerichtet ist; man befindet sich jetzt mitten in den Scheeren. Südlich von Gothenburg führt die Landstraße viele Meilen weit durch eine solche Scheerenpartie, deren ehemaliger Meeresboden mit sandigem Thon ausgefüllt, mit den Scheeren gehoben und seit Jahrhunderten dem Wellenschlage entzogen, schon längst, wenigstens theilweise in Ackerland verwandelt ist. Die Scheere liegt aber eben so nackt und kahl, noch eben so geschliffen und polirt da, als ob sie erst neulich von den Wellen bespült worden wäre. Nur hin und wieder hat eine kümmerliche Pflanze sich in den Felsklüften einnisten können. Wer diese öden Klippen jemals sah und sie mit den Felsen in der Göthaelv und den immer niedriger erscheinenden Gothenburger Scheeren verglich, wird keinen Augenblick anstehen, alle diese Felsen für gehobene Scheeren zu erklären. Ueberdies finden sich die Muscheln des heutigen Cattegats in dem blauen Thon der Thäler von Gothenburg und man kann sie im Thale der Göthaelv verfolgen bis zu der Granitbarriere, welche die Wasserfälle von Trollhätta bildet." Später bemerkt Forchhammer, man sei berechtigt, anzunehmen, daß die Hebung Scandinaviens in früheren Zeiten schneller vor sich gegangen sei, als in den neueren Jahrhunderten. Dies wird durch einige merkwürdige zoologische Erscheinungen bestätigt. Der Lachs (Salmo salar) ist ein Wanderfisch, welcher einen Theil des Jahres im Meere zubringt und zur Laichzeit in die Flüsse hinaufsteigt. Er findet sich aber auch im Wettersee, wohin er aus dem Meere nicht gelangen kann, da die Trollhättafälle ihm eine unübersteigliche Schranke sind. Die nächste Erklärung ist, daß eine plötzliche Hebung des Meeresbodens stattfand, wodurch das System des Wener- und Wettersee's seine jetzige Gestalt annahm und wodurch ein Riegel vorgeschoben wurde, ehe der Lachsbestand entweichen konnte. Er acclimatisirte sich, jahraus, jahrein im süßen Wasser zu bleiben, und das um so eher, da ja eine lange Zeit hindurch die Seen des gehobenen Terrains salzhaltig sein mußten. Dieselbe Erklärung bietet sich für das Vorkommen einiger Krebsarten im Wettersee, deren nächste Verwandte im Cattegat und Eismeere sich finden. Es sind dem süßen Wasser sonst absolut fremde Formen; aber sie wurden durch die Hebung abgeschnitten vom Meere und nach und nach Süßwasserthiere. Leider besaß und besitzt die Auster keine solche Biegsamkeit des Lebens; sie hielt

Digitized by Google

an den dänischen Inseln nur so lange aus, als die Ostsee genug gesalzen war, mit anderen Worten, so lange die Hebungen noch nicht stattgefunden hatten, welche den botnischen Meerbusen schlossen. Von diesen Hebungen waren also die Menschen Zeugen, deren Vorfahren die colossalen Küchenreste angehäuft hatten.

Während aber damals ein großer Theil von Schweden und Finnland noch nicht bestand, hing England durch eine, wenn auch schmale Landenge noch mit Frankreich zusammen. Wer wollte bestimmen, wie viele Jahrtausende Fluth und Wellen an dem Zusammenhange genagt hatten, welche partielle Bodensenkungen stattgefunden, bis noch eine schmale Brücke zwischen Boulogne und Calais auf der französischen und der Gegend von Dover drüben übrig war. Dort ist der Canal am seichtesten; die Steilküsten und die Gleichartigkeit des Gesteins auf beiden Seiten und andere Umstände führten schon längst auf die Vermuthung einstigen Zusammenhanges, der nach alten friesischen und irischen Sagen durch eine große Fluth aufgehoben sein sollte. Aber erst in neuerer Zeit hat man den strengen geologischen Beweis geführt, daß die Verbindung bestand, und daß der Durchbruch erfolgte, als Jütland längst eine menschliche Bevölkerung hatte.

Nur unter der Voraussetzung, daß die Nordsee ein bloß nach Norden geöffneter großer Meerbusen war, läßt sich die bekannte Marschbildung an der friesischen, holländischen und belgischen Küste begreifen. Eine speciellere Charakterisirung der Marsch würde hier zu weit führen. Die Marschbildung folgt ganz bestimmten Gesetzen; die Grundlage bildet ein äußerst fein zertheilter Thon, welcher sich nur in ruhigem Wasser absetzt. Die Marsch nimmt an Ausdehnung von Osten nach Westen zu. Es muß also jener südwestliche Theil der Nordsee einst, als die holländischen Marschen sich bildeten, der ruhigste Theil gewesen ist, wogegen er jetzt der unruhigste ist. Man hat gerade dort die größten Anstrengungen nöthig, um die Marsch zu schützen und zu erhalten. Das muß also einst nothwendig anders gewesen sein, und es war durch den Verschluß des Canals.

Fast noch überraschender ist die folgende Thatsache. Nach einem auf der ganzen Erde sich wiederholenden Gesetze folgen die Flußmündungen der Flut und Ebbe. Diese Meeresbewegungen verschlingen die Flußströmung, welche beim Abzug der Fluth dieser zu folgen bemüht ist und der Richtung derselben gemäß im losen Boden ihr Bett regulirt. Noch vor 2000 Jahren, nach den römischen Berichten, mündete der Rhein in den heutigen Zuydersee, im Mittelalter bei Catwyk, und jetzt wendet sich der Rhein und die anderen Flüsse Hollands und Belgiens gegen den Canal zu nach Westen. Von dort kommt die Fluth. Wäre der Canal schon Jahrtausende vor der Römerzeit geöffnet gewesen, so würden die Flüsse auch schon damals das Knie nach Westen gemacht haben. Es gab aber eine Zeit, wo die Fluthwelle von Norden heranschwoll, und dem entsprechend mündete der Rhein in den Zuydersee. Es ergiebt sich daraus, daß die Eröffnung des Canals nicht viele Jahrhunderte vor Christus stattgefunden haben kann.

Was ich bis jetzt über die einstige Configuration der Nord- und Ostseeküsten mittheilen durfte, gehört ganz eigentlich in unser Thema über die Urbevölkerung:

Digitized by Google

die Leute kann man nicht von ihrem Lande abheben. Es wird mir aber wohl gestattet sein, auch bei der Katastrophe etwas zu verweilen, welche wiederholt angedeutet ist. Ich meine natürlich den Durchbruch der letzten Landverbindung zwischen Frankreich und England und die damit verbundene Fluth, welche im Anprall gegen die jütische Westküste Verheerung und Tod verbreitete.

Die aus dem biscaischen Meerbusen in den Canal eintretende Fluthwelle erreicht in Folge der trichterförmigen Verengerung der Ufer gegen Boulogne und Dover hin eine besondere Höhe. Da sie noch jetzt in dem kurzen spitz zulaufenden Busen von Bristol 30 Fuß hoch wird, so muß sie in dem weit tiefer einschneidenden Canale noch weit mehr angeschwollen sein. Die Sprengung des Riegels, eine plötzliche Senkung der letzten Brücke trat vielleicht um die Tag- und Nachtgleiche ein, wo die Fluth außergewöhnlich sich anthürmt, vielleicht in Begleitung rasender Weststürme, und die entfesselte Wassermasse stürzte gegen die schleswigische und jütische Küste an, ein Denkmal dort hinterlassend, welches hoffentlich nie wieder durch ein ähnliches elementares Ereigniß verwischt wird. Das ist die sogenannte Steinahlschicht. Die Steinahl ist eine Schicht dicht auf einander liegender eckiger oder abgerundeter Steine von derselben Größe und Art, wie man sie außerhalb der Schicht überall im Boden, nur nicht, wie sich von selbst versteht, in der Marsch, zerstreut findet. Im südlichen Winkel der cimbrischen Halbinsel liegt sie am tiefsten; oben in Jütland tritt sie zu Tage. So nimmt auch die Höhe der Bedeckung ab, je weiter man ins Land hineinkommt. Sie fehlt, wie gesagt, in den Marschen und im Flugsande und übersteigt nicht den Rücken der Halbinsel, fehlt also gänzlich der Ostküste und den dänischen Inseln. Das Steinlager folgt allen Unebenheiten des Bodens und bedeckt einen Flächenraum von mehr als 100 Quadratmeilen.

Weder der gewöhnliche Wellenschlag noch der Wind können diese Steinahl gebildet haben. Der Wellenschlag würde die kleinen Unebenheiten, Senkungen und Hebungen des Bodens ausgeglichen haben, wie das überall geschieht, wo die Wellen einen Strandwall auswerfen. Der Wind könnte zwar da, wo die Steine im losen Sande gelegen haben, diesen weggeweht haben, wie es wohl in kleinerem Maßstabe noch hie und da vorkommt, aber den Thon als Zwischenmasse entrückt kein Sturm. Die Steinahl muß also gebildet worden sein durch eine Wasserflut, welche, von Westen kommend, den Sand und Lehm wegspülte, die Steine aber liegen ließ. Als das Wasser wieder ruhiger geworden, setzte es die aufgewühlte Erde ab, die nun die Steinahl mehr oder minder dick bedeckt, je nachdem die Bewegung mehr oder minder gewaltsam war. Die Flut, welche an Gewaltsamkeit die höchsten geschichtlich bekannten Springfluten weit hinter sich zurückließ, kann nicht lange gedauert haben, weil sie die kleinen wellenförmigen Unebenheiten des Bodens nicht ausgeglichen hat. Da nun der Durchbruch des Canals einmal stattgefunden haben muß, so ist dies Ereigniß als die sehr wahrscheinliche Ursache der schleswig-jütischen Steinahl anzusehen.

Digitized by Google

Verschiedene Umstände lassen den Zeitpunkt des Durchbruches annäherungsweise bestimmen. Unter der unversehrten Steinahl liegen viele Gräber. Die Bestattung in dieselben hat also vor der Bildung der Steinahl stattgefunden. In den meisten dieser Gräber findet man Töpfe mit verbrannten Knochen. Da nun die Ureinwohner der Steinperiode in Jütland und Scandinavien ihre Todten ganz zu begraben, die des Bronzealters dagegen die Leichen zu verbrennen pflegten, so hat man den Durchbruch des Canals in das Bronzealter zu setzen. Früher als 1000 Jahre vor Christus kann er deßhalb nicht wohl eingetreten sein, weil alsdann der Rhein nicht mehr in den Römerzeiten nordwärts nach dem Zuyderse hätte münden können. Die berühmte Reise des Pytheas von Massilia, welcher durch den Canal schiffte, fällt zwischen 360 und 350 v. Chr., und da ungefähr um dieselbe Zeit die dunkle Kunde von einer furchtbaren Ueberschwemmung nach Griechenland kam, wodurch die Cimbern zur Auswanderung von ihrer Halbinsel gezwungen seien, so wird nicht stark gefehlt sein, wenn man die Flut in das fünfte Jahrhundert vor Christus setzt.

Studien eines Franzosen über die Staatsverwaltung.

Étude sur l'organisation administrative des États par Gustave Lambert.

(Paris 1862.)

III.

Neben den Functionären, zum Theile aus ihnen hervorgehend, stehen zwei große Körperschaften, der Rath der Gesetzgeber und der Senat der Würdenträger.

Der erstere hat die Verfassung und Berathung der Gesetzesentwürfe, der Aenderungen im Staatsvertrage zur Aufgabe, die vom Staatsoberhaupte oder der Landesvertretung als wünschenswerth erkannt werden. Er besteht aus 50 Mitgliedern, von denen 35 aus den emeritirten Generalinspectoren der Ministerien hervorgehen, und 15 aus Männern der Wissenschaft und Politik vom Staatsoberhaupte frei ernannt werden, und ist in fünf Sectionen getheilt, für allgemeine Rechtsverhältnisse, volkswirthschaftliche, Verwaltungs-, strafrichterliche und Finanzfragen

Der Senat der Würdenträger, ausgestattet mit reichen Dotationen, ist die Versammlung der ausgezeichnetsten Männer des Reiches, welche theils durch die hohe staatliche Stellung, die sie durch lange Zeit mit Ehren bekleidet haben, theils durch besonders hervorragende andauernde Leistungen freier Thätigkeit, vom Staatsoberhaupte im Vereine mit der Landesvertretung solcher Stellung für Lebenszeit würdig erkannt wurden. Auch Männer großen Reichthums und makellosen Rufes, welche dem Fonde des Senats ein beträchtliches Opfer (von 2 bis 3 Mill. Fr.) bringen, können über seinen Vorschlag zu unbesoldeten Mitgliedern ernannt werden.

Digitized by Google

Der Senat theilt sich in zwei Kategorien, Großwürdenträger und Würdenträger. Er bildet durch die Großwürdenträger und einen Ausschuß der Würdenträger einen Bestandtheil der Landesvertretung und versammelt sich außerdem abgesondert einmal des Jahres um über die an ihn gerichteten Petitionen zu berathen; diejenigen, die er berücksichtigenswerth findet, empfiehlt er dem Staatsoberhaupt oder der Landesvertretung.

Einen entschiedenen Gegensatz gegen die von der Regierung ernannten Functionäre bilden die frei vom Volke gewählten Vertretungen. Durch sie wird das öffentliche Urtheil über den Organismus und die Verwaltung des Staates ausgesprochen. Nicht auf die Befähigung und die Fachkenntniß der einzelnen Mitglieder jener Versammlungen ist der Nachdruck zu legen, sondern darauf, daß sie völlig unabhängige Männer und der treue Ausdruck der Bevölkerung sind, aus der sie hervorgehen. Ihre Wirksamkeit für den Fortschritt im Staatsleben und für den aufrechten Gang der Verwaltung ist eine unentbehrliche. jede Controle über Functionäre durch Functionäre geübt ist einseitig und oft durch Rücksichten gefälscht.

Die große Frage für die Zusammensetzung der Volksvertretungen bleibt: wer darf wählen oder gewählt werden? Man hat das Wahlrecht auf die Geburt, das Vermögen, die Capacität beschränkt und zu unvollkommenen und nachtheiligen Hülfsmitteln gegriffen, nur um das allgemeine Stimmrecht zu umgehen, welches wegen der geringen Bildung der Massen allerdings große Gefahr bietet und selbst in Frankreich nur wegen der bewältigenden Macht der Regierung ohne besondere Erschütterungen ertragen wird. Das Gerechteste ist, das Stimmrecht so weit als möglich auszudehnen. Jeder Mann von 25 Jahren, verheiratet (oder Witwer), Nichtfunctionär, im Besitze des Zeugnisses der allgemeinen Bildung, Zahler einer directen Steuer, den kein Strafurtheil getroffen, genießt, nachdem er den Bürgereid geleistet, bis zum 70. Jahre das active und passive Wahlrecht; das Stimmrecht für die Localvertretung ist überdies durch einen Aufenthalt im Wahlbezirke von wenigstens einem Jahre bedingt — allein nicht für Alle sei das Stimmrecht gleich bemessen, sondern es steige nach der Größe des Vermögens oder der Bildung, so daß ein Thiers 100.000, ein Bastiat 50.000 gelte, während ein gewöhnliches Menschenkind die Einheit darstellte; freilich wäre noch der Messer und der Maßstab zu bestimmen. Die Wahlfähigkeit (das passive Wahlrecht) ist durch nichts zu beschränken.

Die Wahlen erfolgen gewöhnlich unter dem Eindrucke der Tagesbegebenheiten und dessen ungeachtet bleiben nach den bestehenden Verfassungen die Mandate mehrere Jahre unter ganz anderen Verhältnissen und Ansichten in Wirksamkeit, so daß die Vertretung oft längst aufgehört hat, der Ausdruck der Gesinnung des Landes zu sein. Diesem Uebelstande ist entgegen zu treten und dies geschieht dadurch, daß die Wahlen nicht in allen Wahlbezirken gleichzeitig stattfinden. Bestehen z. B. 300 solche Bezirke und soll das Mandat des Abgeordneten fünf Jahre dauern, so wählen jeden Monat fünf durch das Los bestimmte Bezirke, die Ereignisse jedes und nicht bloß eines Tages üben darum ihre überdies ziemlich abgeschwächte Wirkung.

Digitized by Google

Die Wahlen werden ohne Einmischung der Regierung vollzogen, doch ist dieser die Möglichkeit gegeben ihre Sympathien kund zu geben. Zwei Monate vor der Wahl haben nämlich die Candidaten ihre Bewerbung für die Cantonsvertretung dem Maire, und für die anderen Vertretungen dem Präfect anzuzeigen. Der Maire versammelt die Vorstände der einzelnen Gemeinden, der Präfect die Maires der Cantons, und sie stellen in der Reihenfolge der Sympathien, die sich hier kund geben, spätestens einen Monat vor der Wahl die Candidatenliste zusammen, so daß jeder Wähler weiß, welcher Candidat den politischen Vorständen der genehmste sei.

Es giebt, wie wir sehen, drei Volksvertretungen, jene des Cantons, des Departements, des Landes. Wenn sowohl hier als bei Besprechung der Functionäre von der einzelnen Gemeinde nicht die Rede ist, so liegt der Grund darin, daß die Mehrzahl der Landgemeinden zu klein und zu arm an geistigen und materiellen Kräften ist, um die Kosten und Mühen einer selbstständigen Verwaltung und Vertretung zu tragen, darum ist die natürlichste Grenze der letzteren nach unten zu der Canton, höchstens daß in einem sehr engen Kreise unter der Obhut des Cantons einzelne Angelegenheiten der Ortsökonomie und Ortspolizei der Einzelgemeinde und ihrem Gemeindevorstande überlassen bleiben Größere Stadtgemeinden bilden für sich einen Canton.

Die Vertretung des Cantons ist eine engere und eine weitere. Die erstere tritt jeden Monat zusammen und besteht aus dem Cantonsrathe und dem Maire und Adjunct jeder Landgemeinde oder jedes Stadtbezirkes, in der zweiten, die jedes Jahr ein- oder zweimal sich versammelt, ist jede Gemeinde durch die Hälfte oder ein Viertheil ihres Gemeinderathes vertreten, so daß die Versammlung 40 bis 50 Köpfe zählt. Ihre Beschlüsse in Angelegenheiten des Cantons sind durch nichts beschränkt, doch können der Maire oder die Chefs der einzelnen Verwaltungszweige Einsprache erheben; in diesem Falle geht die Sache an den höheren Vorgesetzten des Widersprechenden und, wenn derselbe den Widerspruch nicht reformirt, an die Departementalvertretung.

Letztere besteht aus dem Präfect mit seinem Departementsrathe, den Deputirten des Departements für die Landesvertretung, den Maires der Cantons, den Präsidenten der verschiedenen departementalen Körperschaften (Handels- und Gewerbekammern, Akademien u. s. w.) und aus frei gewählten Vertretern, einen für jeden Canton. Auf solche Weise sind in einer Versammlung von 100 bis 150 Mitgliedern sowohl die Sachkunde als das Bedürfniß, die allgemeinen und professionellen und die Localinteressen vertreten.

Die Cantons- und Departementsvertretungen prüfen die Einnahme- und Ausgaberegister der Functionäre, sie mögen die Staats- oder die Localinteressen betreffen, hiedurch ist jeder Veruntreuung und Verschleuderung öffentlicher Gelder vorgebeugt. Die sachlichen Kosten der Verwaltung fallen ohnehin den Oertlichkeiten, wo die Beamten sich befinden, zur Last, nur die Bezüge der Beamten zahlt der Staat

Digitized by Google

In der Landesvertretung, wo die politischen Parteifragen erörtert werden, finden die Functionäre keinen Platz, dagegen sitzen darin außer 400 von den einzelnen, nach der Bevölkerung zusammengesetzten Wahlkreisen gewählten Abgeordneten (Generalcontroloren nennt sie der Verfasser), die Großwürdenträger des Reiches und zwanzig von den Würdenträgern ernannte lebenslängliche Mitglieder, also außer den Vertretern der einzelnen Oertlichkeiten die großen Namen der ganzen Nation. Sie prüfen und genehmigen den Staatsvoranschlag und die Staatsschlußrechnung und genehmigen oder verwerfen die durch die Gesetzgeber vorbereiteten Gesetzentwürfe. Zu Aenderungen des Textes derselben sind sie nicht berechtigt. Im Falle einer Collision zwischen ihnen und dem Staatsoberhaupte mit seinem Ministerrathe findet die Berufung an die Departementalvertretungen statt, denn diese, zahlreicher und dem politischen Hader fremder, werden unparteiisch richten, während der Apell an alle Stimmberechtigte des Landes allzu großen Sturm hervorriefe.

So lange in einem Lande der Parteigeist mächtig ist, und dies ist leider in dem größten Theile des Continents der Fall, sind die Präsidenten der Landesvertretung, des Rathes der Gesetzgeber und des Senats der Würdenträger vom Staatsoberhaupte zu ernennen, die betreffenden Versammlungen haben aber das Recht, am Schlusse ihrer Jahressitzung ihrem Vorsitzenden ihren Beifall oder ihr Mißtrauen auszudrücken; letzteres hat seinen Rücktritt zur Folge. Daß hiedurch der Regierung eine gewisse Rücksichtsnahme auf die öffentliche Meinung zur Nothwendigkeit wird, ist klar.

Doch die Vertretungen reichen nicht hin die Wünsche des Volkes durchzusetzen, Mißbräuche, an welche sich Interessen knüpfen, abzustellen, hiezu bedarf es noch der Macht der Presse, letztere dient auch zur Ueberwachung der Vertretungen selbst, damit sie ihrem Berufe nicht untreu werden, und zur Vertheidigung der unvertreten gebliebenen Minderheiten, namentlich jener strebenden Geister, welche in ihrem Bedürfnisse und den aus diesem entstandenen Wünschen um Aenderungen des Staatsvertrages ihrer Zeit vorancilen. Die Aufgabe der Presse ist eine hohe, allein es ist nicht zu verkennen, daß ihre Organe in der großen Mehrzahl dieselbe gegenwärtig nicht erfüllen. Namentlich in der Tagespresse fehlt oft die Sachkenntniß, oft die Lauterkeit der Gesinnung, oft herrscht der beleidigende Ton des Pamphlets, der anstößige des unsittlichen Feuilletons; es ist bezeichnend, daß in der Regel die ersten Schriftsteller und die hochstehenden Männer der Nation an derselben sich offen zu betheiligen scheuen. Um hier zu helfen, schlägt der Verfasser ein „Tribunal der Würde der Presse" vor, bestehend unter dem Vorsitze eines Generalsecretärs des ersten Ministers, aus den Directoren derjenigen großen (d. i. täglich erscheinenden, mit Politik und Volkswirthschaft sich insbesondere auch mittelst selbstständiger Leitartikel beschäftigenden) Journale, die eine bestimmte Zahl Exemplare absetzen und wenigstens drei Jahre existiren, den Präsidenten der Akademien, fünf Mitgliedern der Akademie der schönen Litteratur und fünf Mitgliedern der Landesvertretung. An dasselbe gelangen alle Beschwerden gegen die Presse, die anstößigen Stellen

Digitized by Google

werden vorgelesen und nach dem Eindrucke, den sie verursachen, wird ohne Anklage oder Vertheidigung entschieden. Die Verdammung fordert $^2/_3$ der Stimmen; die Strafen bestehen gegen die Tagespresse des Inlandes in Geldstrafen, die im Falle der Wiederholung des Vergehens auf 2000 bis 10.000 Fr. sich steigern, und zuletzt in der Unterdrückung des Journals; gegen die Journale des Auslandes in der zeitweisen oder gänzlichen Debitentziehung. Die Beschlagnahme oder Bestrafung anderer Erscheinungen der Tagespresse findet nur über Antrag der Maires und der Präfecten mit ihrem Rathe statt. Auf den Theatern, deren jetzige Frivolität Lambert nach Verdienst geißelt, darf kein Stück aufgeführt werden, dessen Zulässigkeit nicht ein von den Litteraten selbst jedes Jahr gewähltes Comité anerkennt. Dieses Urtheil hindert übrigens in nichts das nachträgliche Einschreiten des Tribunals der Würde der Presse. Die officiellen Ankündigungen der Cantons und Departements werden einem der bestehenden Journale im Wege der Minuendoversteigerung überlassen. Der Staat selbst veröffentlicht ein politisches und ein wissenschaftliches Journal, jedes Ministerium insbesondere ein Jahrbuch und ein Verordnungsblatt.

In dem System des Verfassers bilden die Nationalbelohnungen einen der mächtigsten Hebel, vorübergehend haben wir einzelner derselben schon erwähnt, es ist nothwendig, daß wir sie hier im Zusammenhange darstellen.

Es giebt zehnjährige, fünfjährige, große und kleine jährliche Preise. Der zehnjährigen seien 13 (es ist klar, daß die Zahlen hier willkürlich gewählt sind und eben so gut durch andere ersetzt werden könnten), fünf für die Wissenschaft in allen ihren Zweigen, drei für die Kunst und fünf für specielle Verdienste um die Nation (Staatsmänner und Feldherren). Sie bestehen in einer Dotation von 2 Mill. Fr. und der Erhebung zum Großwürdenträger. Dort, wo das Staatsoberhaupt nicht erblich ist, nimmt er mit dem Range vom Tage seiner Ernennung unter den Großdignitären Platz. Große Thaten von augenblicklichem Erfolg, z. B. (wir führen hier die Worte Lamberts an) der italienische Feldzug Radetzky's oder der Krimfeldzug Pelissiers, können, ohne die zehnjährige Frist abzuwarten, durch ein besonderes Gesetz auf gleiche Weise belohnt werden.

Der großen jährlichen Preise sind zwei, sie bestehen in einer Dotation von 500.000 Fr. und dem Range von Würdenträgern, sie sind ausschließlich Männern der That bestimmt und zwar wird der Kreis der Candidaten auf Minister, Generaldirectoren, Gesetzgeber, Mitglieder der Landesvertretung, Armee- und Armeecorpscommandanten und solche Männer der Wissenschaft, der Kunst des Handels und der Gewerbe beschränkt, welche für zehnjährige Preise in die Wahl kamen, aber hervorragenderen Bewerbern weichen mußten.

Die fünfjährigen Preise sind von 200.000 Fr., es werden deren 28, hauptsächlich für Denker, auch in der Sphäre der Verwaltung, und für Künstler ertheilt und sie verleihen die Mitgliedschaft der Reichsakademie. Diese besteht aus acht Sectionen, für abstracte Wissenschaften (Metaphysik, reine Mathematik), die Wissenschaften der anorganischen, der organischen Natur, die Staats-, die gelehrten Wissenschaften (Philologie, Archäologie, Geschichtsforschung), die schöne Litteratur, die

Digitized by Google

Musik, die Plastik. Die Akademie ist die Controle der staatlichen Gelehrsamkeit und des öffentlichen Unterrichts der Facultäten, durch den freien Unterricht, den ihre Mitglieder ertheilen, die Memoires, die sie veröffentlichen, die Urtheile, die sie über die Entscheidungen der Facultäten abgeben, die Rathschläge, die sie über Anfrage der Minister und der Landesvertretung ertheilen, die Preisfragen, die sie aufstellen und durch Medaillen belohnen.

Ihr stehen Departementalakademien zur Seite, von kleinerem Umfange, mehrere Sectionen in eine vereinigt, oder auch nur einzelne Fächer behandelnd, ihren Kern bilden die Mitglieder der Facultäten, die den Kreis durch Wahlen ergänzen, sie veröffentlichen Memoires oder bewirken deren Einrückung in die Veröffentlichungen der Landesakademie, erstatten dieser Monatsberichte und stehen mit ihr in Correspondenz. Selbst in einzelnen Cantons kann es Embryone einer Akademie geben, deren Kern der Rath des Maire bildet, der Chef des öffentlichen Unterrichts ist ihr Secretär. Alle fünf Jahre versammeln sich die Abgeordneten aller dieser Akademien zu einem wissenschaftlichen Congresse.

Von den kleinen jährlichen Preisen werden 34 zu 20.000 Fr. vertheilt, sie dienen zur Aneiferung aufstrebender Talente auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Sie sollen diesen die Muße zu ferneren Arbeiten sichern, darum werden sie dem Functionär, dessen Lebensunterhalt der Staat sichert, und dem Praktiker, der im Erfolge seiner Bemühungen den Lohn findet, für Acte ihrer Thätigkeit nicht gewährt.

Sollte die Zahl der Männer, die sich im Laufe des Jahres hervorgethan, jene der Preise übersteigen, so erhält die Ueberzahl doch die Auszeichnung der ehrenvollen Erwähnung in der Rede des Staatsoberhauptes bei Eröffnung der Sitzungen der Landesvertretung, gleiche Ehre wird den Männern zu Theil, welchen der Preis bloß darum versagt wird, weil sie bereits im Laufe der zehnjährigen Periode einen erhalten haben.

Die durch zehn-, fünf- und einjährige Preise Ausgezeichneten, die Professoren der Facultäten, die Secretäre aller freien wissenschaftlichen Gesellschaften, alle der ehrenvollen Erwähnung werth Gehaltenen und endlich alle Männer der Wissenschaft, denen die betreffende Section der Akademie dieses Recht zuerkannt hat, sind Richter über alle die verschiedenen Preise ihrer Specialität, ihre große Zahl verhindert den Einfluß der Kameraderie. Ueber die Preise für die Männer der That entscheidet das Staatsoberhaupt in seinem Ministerrathe.

Es giebt endlich freie Gesellschaften für wissenschaftliche, künstlerische und professionelle Zwecke und Körperschaften, Männer desselben praktischen Zweckes, z. B. Gruppen bestimmter Industrien umfassend, Meisterdiplome ertheilend, Streitigkeiten schlichtend, wohlthätige Zwecke erfüllend.

Zur Vervollständigung des Gedankenbaues des Verfassers müssen wir noch einiger seiner Vorschläge erwähnen:

Digitized by Google

Die politischen Eide, die Betheuerungen der Treue an eine bestimmte Person, ein bestimmtes Gesetz hören auf, denn über beiden steht die Idee des gesellschaftlichen Fortschrittes. Der allgemeine Bürgereid, wie die Amtseide der Functionäre und der Abgeordneten enthalten bloß, unter Berufung auf Ehre, Familie und Vaterland, die Versicherung der Liebe und Achtung der Mitbürger, des Gehorsams gegen die ewigen Gesetze des Fortschritts und der Ordnung, der gewissenhaften Erfüllung seiner Obliegenheiten.

Man ersieht, abgesehen von den am Beginne dieses Aufsatzes entwickelten metaphysischen Ansichten des Verfassers schon aus der Weglassung jeder Beziehung auf eine außerweltliche strafende Gewalt, daß derselbe sich über jedes Bekenntniß der bestehenden Religionsgesellschaften und selbst über den Glauben an einen persönlichen Gott und ein jenseitiges Leben hinausstellt. Noch klarer geht dies aus seinen Lehrsätzen über die Stellung des Staates zur Kirche hervor.

Die höchste Religion ist identisch mit der vollendeten Wissenschaft, hieraus folgt, daß ihre Dogmen und Postulate das ganze Leben und folglich auch den Staat beherrschen und regeln müßten, und die Gesetze des Staates nichts als eine Anwendung derselben auf ein bestimmtes Gebiet des menschheitlichen Bestandes sein könnten. Was die Fortschritte der Wissenschaft erst allmälig als letztes Ziel hervorrufen werden, das nimmt nur der Anhänger einer bestimmten Religion, an deren göttlichen Ursprung er glaubt, für diese schon jetzt in Anspruch, er kann darum folgerecht ein Gesetz, das den Geboten der Kirche widerspricht, nicht für gerecht anerkennen, nicht einem Andersgläubigen die freie Ausübung seines Cultus gestatten. Es ist deßhalb ein Zeichen, daß diese subjective Meinung erschüttert worden und daß sich allmälig eine andere, den Fortschritten der Wissenschaft entsprechendere Ansicht über den Zusammenhang Gottes, der Welt und des Menschen und die daraus abgeleiteten Pflichten des letzteren geltend mache, wenn der Staat seine Gesetze ganz unabhängig von der recepirten Religion bildet und wenn er in allem, was diese Gesetze nicht regeln, vollkommene Freiheit der Ansicht und des Verhaltens — die Freiheit des Gewissens — gewährt. Diese Richtung hat das gegenwärtige Europa eingeschlagen, noch sind aber Ueberbleibsel früherer Zustände sichtbar, die entfernt werden müssen. Dergleichen sind: ein Ministerium des Cultus, die Besoldung der Geistlichkeit durch den Staat, die Beschränkungen in der Gestattung neuer Religionen und Kirchengemeinschaften. Durch diese Vorschläge will Lambert übrigens nicht den religiösen Indifferentismus vertheidigen, die Religion bleibt ihm die höchste der menschlichen Aufgaben. Er ermahnt, z. B. die Feier des Sonntags, als des Tages des geistlichen Unterrichts, der Erbauung und Erhebung, aufrecht zu erhalten und in dem mindesten Schulbruder den Mann, der freiwillig die Aufgabe eines Erziehers der Menschen auf sich genommen hat, zu ehren. „Wir wollen mehr und nicht weniger als er", den Fortschritt zu Höherem, wo er das Höchste bereits erreicht wähnt.

Die Sonderung des Staates von der Kirche bedingt auch besondere staatliche Feste. Das Hauptfest wäre der Tag der Eröffnung der Jahressitzung der Landes-

Digitized by Google

vertretung mit der Verkündigung aller Ernennungen, Beförderungen, ehrenvollen oder tadelnden Erwähnungen, Nationalbelohnungen, ihm könnten sich locale Feste bei Eröffnung der Departements- und Cantonsvertretungen anschließen, jene durch die Eidesleistung der Functionäre, diese durch die Leistung des Bürgereides durch die Männer von 25 Jahren, die Verkündigung der in die Wählerlisten neu Aufgenommenen u. dgl. ausgezeichnet. Eine kirchliche Weihe solcher Feste wäre nicht zu fordern; ein großer Anlaß zu Conflicten beider Gewalten und zur Entweihung der Religion (z. B. wenn sie Schlachten durch ein Te Deum verherrlichen soll) wäre hiedurch beseitigt.

Wir haben uns bemüht, die Lehren Lamberts so treu und vollständig wiederzugeben, als es nur immer der uns gewährte Raum gestattete, weil sie es durch ihren inneren Werth verdienen, und weil wir hiedurch den Satz, den wir beweisen wollten, den vorwaltenden Einfluß der Nationalität auf die Gedankenkreise auch eines ausgezeichneten und selbstständigen Forschers, ins rechte Licht zu stellen glaubten.

Wie treu spiegelt sich in seinen Vorschlägen seine Zeit, das gesammte moderne, ja sogar das napoleonische Frankreich und das Streben des Verfassers ab, bei aller entschieden demokratischen Gesinnung doch durchaus in die Praxis übersetzbar, voll Actualität zu bleiben. Sein Rath der Gesetzgeber ist der bestehende französische Staatsrath, entkleidet seiner richterlichen Functionen, sein Senat der Würdenträger ein Mittelding zwischen der Ehrenlegion und dem jetzigen Senate mit seinem Rechte der Berichterstattung über die ihm zukommenden Petitionen. Daß die Volksvertretung bloß über das Gesetz im Ganzen abzustimmen, aber dasselbe nicht zu amendiren habe, liegt ebenfalls im Keime in der bestehenden Verfassung Frankreichs, übrigens befindet sich hier Lambert, ohne es zu wissen, in voller Uebereinstimmung mit J. St. Mill in dem berühmten Werke „Ueber die Repräsentativverfassung"; auch dieser will einen besonderen Gesetzgebungsausschuß zur Berathung des Details der Gesetze, dem Parlament bloß die Genehmigung oder Verwerfung des Ganzen überlassend. Die Unterscheidung zwischen Ministern mit und ohne Portefeuille, das allgemeine Stimmrecht, die Empfehlung der Candidaten durch die Regierung, entstammt derselben Quelle. Die Lyceen, die locale Trennung der Facultäten, der Mangel einer Allgemeinheit wissenschaftlicher Studien, einer Universität, das System der „Preise", die periodischen wissenschaftlichen Congresse und vieles Aehnliche bis herab auf die Beurtheilung der Beamten durch die Zahlen, die sie während der Studien und des Dienstes erhalten, ist der Uebung Frankreichs entnommen. Auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft theilt der Verfasser jene überspannten Ansichten über die Allmacht des Credites, welche in Frankreich so allgemein verbreitet sind und so maßlos ausgebeutet werden.

Jenes von uns hervorgehobene charakteristische Sich-Fügen der Romanen in die Beschlüsse der Mehrheit tritt bei Lambert auf das naivste hervor. Er gesteht, bei allen drei allgemeinen Abstimmungen gegen Napoleon III. sich erklärt zu haben, allein gegenwärtig, seitdem die Mehrheit für ihn entschieden, zu seinen standhaftesten Vertheidigern zu gehören, denn der Volkswille, wenn auch nicht die absolute

Digitized by Google

Wahrheit, sei doch der ausschließend competente Ausdruck derselben für eine bestimmte Zeit und unter einem bestimmten Volke. Ein merkwürdiger Satz, wenn man sich erinnert, auf welche Weise namentlich die zweite und dritte dieser Abstimmungen oder jene ganz analoge über die Annectirung Mittel- und Süd-Italiens an Piemont, Nizza's und Savoyens an Frankreich zu Stande gekommen sind.

Lambert huldigt den bestehenden französischen Einrichtungen auch darum, weil er durch sie die baldigste Verwirklichung seiner Ideen hofft. Er hat sein Buch in einem Nebentitel als ein Memoire zur Unterstützung mehrerer an den Senat zu richtender Petitionen bezeichnet, jede dieser Petitionen soll eine Gruppe seiner Vorschläge enthalten, und der Senat darum gebeten werden, sie der Regierung zur Annahme zu empfehlen, neun dieser Petitionen sind als Anhang dem Buche beigeschlossen. Lambert wendet sich auch an alle die Staatsmänner und Publicisten, denen er sein Werk zugesendet, und an alle Leser desselben mit der Bitte, ihm, wenn sie seine Ideen theilen, diese Beistimmung bekannt zu geben, damit er in seinen Petitionen an den Senat auf dieselbe sich berufen könne.

Endlich, um nichts zu verschweigen, sogar die Nationaleitelkeit kömmt mehr als einmal in unserem Schützlinge zum Durchbruch. In Beziehung auf sein Volk haben wir der Belegstellen in unserer Erörterung mehrere angeführt, allein auch in Beziehung auf ihn selbst fehlen dergleichen nicht, besonders bezeichnend ist ein Passus, worin er, unter Erwähnung der zehnjährigen Studien, die ihm sein Buch gekostet, hervorhebt, seit sieben Jahren im Besitze des Ariadnefadens zu sein, der aus dem Labyrinthe der heutigen Staatswissenschaften befreit, und die Hoffnung ausdrückt, seinen Namen einst jenem Montesquieu's angereiht zu sehen. Bei den Umwälzungen, welche bevorstehen, bleibe nur die Wahl, seinen wohlüberlegten Vorschlägen oder den Schwärmereien Proudhons zu folgen. Werden seine (des Verfassers) Vorschläge angenommen, so verbürge er, um nur den finanziellen Punkt hervorzuheben, Frankreich längstens in fünf Jahren ein Ersparniß von 300 Mill. Fr. an den jährlichen Staatsausgaben.

Wir finden durch Lamberts Beispiel abermal den alten horazischen Satz bewahrheitet:

Naturam expellas furca, tamen usque recurret

oder wie man frei übersetzen kann:

Staatswissenschaft, Metaphysik und selbst Theologie,
Urahnennatur ist stärker als sie.

Hofrath Prof. Dr. K. Rokitansky über die Universität und ihr Verhältniß zum Staate.

Selten wird es Brochuren geben, die von Fachmännern und Universitätsfreunden mit größerem Interesse werden gelesen werden, als es die ist, welche der

Digitized by Google

berühmte Begründer der vergleichenden Physiologie unter dem Titel: „Zeitfragen, betreffend die Universität" veröffentlicht hat. Nach dem vielen, was in jüngster Zeit über den fraglichen Gegenstand von Schriftstellern in die Welt geschickt wurde, welche weder Gelehrte noch Lehrer sind, ist es im höchsten Grade erfreulich, die Stimme eines Mannes von der Bedeutung zu vernehmen, welche Prof. Rokitansky hat.

Die Schrift verbreitet sich über das Universitätswesen im Allgemeinen und im Speciellen über die medicinische Facultät. Die Partieen, welche letztere betreffen, stehen im genauen Zusammenhange zu dem, was über Universitätswesen im Allgemeinen gesagt wird. Denn Hofrath Prof. Rokitansky gehört weder zu jenen hypermodernen Gelehrten, welche, den deutschen Universitätstraditionen entgegen, dieselbe in eine Reihe von Fachschulen auflösen wollen, noch zu jenen blinden Verehrern der historischen Traditionen, welche, den modernen Tendenzen zum Trotze, Institutionen beleben wollen, die keine Lebensfähigkeit besitzen. Wie sehr Rokitansky es fühlt, daß der Boden der Geschichte nicht ganz verlassen werden dürfe, geht aus seiner Bemerkung hervor:

„Es sei die Universität, wie ehedem, so auch heutzutage als Genossenschaft von Lehrern und Lernenden anzuerkennen und es sei die alte Auffassung einer solchen — als einer akademischen Bürgerschaft zum Behufe einer den hochwichtigen Zwecken der gelehrten Universitätsbildung entsprechenden würdigen Stellung der Universität in der Gesellschaft überhaupt, und zum Behufe der Weckung des Bewußtseins eines höheren Lebensberufes in der Jugend im Besonderen — nicht nur festzuhalten, sondern in mehrfacher Rücksicht, unter anderm auch durch Rehabilitation mancher alter Institutionen zu kräftigen."

Das Votum, das Prof. Rokitansky über Universitätsreformen abgiebt, ist zugleich ein Votum für die bestehende Ordnung, für die Freiheit der Lehre und des Unterrichtes, entgegen allen jenen, welche in Oesterreich ein wissenschaftliches und freies Universitätsleben — sei es vom altbureaukratischen oder vom ultrakirchlichen Standpunkte aus — bekämpfen. Rokitansky spricht davon, in Universitätssachen „den Fortschritt ernstlich wieder aufzunehmen" — die Organisation des Rückschrittes findet an ihm keinen Vertreter. Und wer hätte von den Reformen der Wissenschaft, welche der Gelehrte auf seinem Gebiete vertritt, etwas anderes erwartet?

Wir heben heute aus dem reichen Inhalte von Bemerkungen nur jene hervor, welche sich auf die Universität im Allgemeinen und ihr Verhältniß zum Staate beziehen, uns vorbehaltend, alles das, was Detailfragen betrifft, auch detaillirt zu erörtern. Rokitansky selbst wünscht es, daß „Collegen aus anderen Facultäten" sich veranlaßt sehen, sich über die angeregten Fragen zu äußern, und wir hoffen, in nicht ferner Zeit in der Lage zu sein, auf Stimmen von Fachgelehrten und Lehrern hinweisen zu können. Die Ansichten Rokitansky's über die Universität und ihr Verhältniß zum Staate geben wir ihrem vollen Inhalte nach.

I. Die Universität.

Die Universitäten sind von einem doppelten Gesichtspunkte aufzufassen, und zwar: a) als elementare Bildungsanstalten, b) als Gelehrtenschulen.

Digitized by Google

Diese Auffassung ist nach allen Richtungen hin festzuhalten. Sie enthält die Grundlagen der Freiheit und Selbstständigkeit der Universität, einer richtigen Begrenzung der Lehr- und Lernfreiheit, einer entsprechenden zeitgemäßen Anforderung an die Leistungsfähigkeit der Jugend in Rücksicht auf den dereinstigen Standesberuf, der Möglichkeit einer höheren gelehrten, eigentlich fachlichen Ausbildung, der Creirung von Lehrstühlen und Berufung der Lehrer, und endlich der Orientirung der Lehrer und der Lernenden selbst über ihre Stellung u. s. w.

Es ist nöthig hierein näher und begründend einzugehen. Wenn auch die Universitäten ursprünglich nicht die oben gedachten Bildungsanstalten waren, so sind sie es doch mit der Zeit nothwendig geworden, zumal die Regierungen nur sie zur Ausbildung der Jugend zu Staatszwecken in Anspruch nehmen konnten Und in der That erwuchs den Universitäten hiemit eine der schönsten Aufgaben, der Begeisterung der edelsten Talente werth. — Allein während unter dem Drucke von Zeitumständen den Universitäten die oben gedachte zweite ursprüngliche Bestimmung abhanden kam, wurden sie zu bloßen Bildungs- und diese sofort zu den vielbesprochenen Abrichtungsanstalten und zu Fachschulen degradirt.

Leider muß man namentlich den österreichischen Universitäten nachsagen, daß sie unter solchen Umständen durch lange Zeit unproductiv in der Wissenschaft mit höchst seltenen Ausnahmen sich unter dem Einflusse von Lehrzwang und Censur nicht einmal durch genügende Kenntnißnahme fremden Fortschrittes auf der Höhe der Wissenschaft hielten, nirgends anregend wirkten und demnach für das Wissen selbst nichts leisteten, sondern sich auf die durch clericale und politische Bevormundung bemessene Ausbildung der Jugend zum Beamtenberufe beschränkten.

Die Ueberzeugung, daß man auf diesem Wege auf ein Absurdum zusteuere, daß man in eine wahre Versumpfung gerathe, daß man sich, rings umgeben von Streben und Rührigkeit, isolirt und verlassen auf einem brachen Felde befinde, daß die bisherige Verfassung vollständig antiquirt sei — wurde von den Vertretern der Wissenschaft an und außerhalb der Universitäten lange getragen, aber erst die mit dem politischen Fortschritt gegebene Freiheit war im Stande, in weiteren Kreisen die Einsicht zu wecken, daß man zurückgeblieben sei. Die Wahrnehmung war um so schmerzlicher, als man andererseits von Zeit zu Zeit die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß es nicht an Talent und Bildsamkeit in Oesterreich fehle, indem trotz alledem Männer genug sich selbstständig Bahn zum Lichte brachen, vorwärts schritten und zur Nachfolge weckten. — Hierauf wurden freisinnige Institutionen eingeleitet; allein es traten Rückfälle und systematische Rückschritte ein und es ist an der Zeit, den Fortschritt wieder ernstlich aufzunehmen.

Die Universitäten sind zwar überhaupt gelehrte Schulen, indem sie ja auch als elementare, auf die Ausbildung zu einem bestimmten höheren Berufe berechnete Anstalten eine wissenschaftliche Erziehung, Entwicklung der Intelligenz, Aneignung der Wahrheiten, der Methode der Forschung auf directem wie indirectem Wege im Allgemeinen bezwecken, und dabei, wie man ihnen billig nachrühmt, auch den Charakter — freilich nur auf dem eben möglichen mittelbaren Wege der Entwicklung der Intelligenz und des Urtheils, der Versetzung der Triebe und Leidenschaften auf einen edleren Tummelplatz in der Gesellschaft, auf dem Wege, den im Großen auch die Civilisation der Völker überhaupt geht — ausbilden.

Allein nebstdem sind sie auch Gelehrtenschulen, d. i. Schulen für die Ausbildung eigentlicher Fachgelehrten, aus denen namentlich die Lehrer selbst hervorgehen, Schulen, in welchen die verschiedensten Fächer in ihrer ganzen Ausdehnung oder in einzelnen Theilen oder Zweigen zum Zwecke der Förderung und Erweiterung der Wissenschaft betrieben werden, und die Auserwählten die Anleitung zu zeitgemäßer Auffassung ihrer Wissenschaft, zu Vertiefung in ihre Aufgaben und zu selbstständiger Forschung in den hiezu gewidmeten Fachinstituten erlangen.

Digitized by Google

Aus dem soeben über die doppelte Auffassung der Bestimmung der Universitäten Auseinandergesetzten ist nun nicht etwa ein Unterschied zwischen den Lehrern der Universität abzuleiten, sondern es liegt darin ganz klar die Ansicht, daß sämmtlichen Universitätslehrern gleichmäßig die Geltung von Gelehrten zukomme, und daß für alle Lehrerstellen die Fachgelehrsamkeit die ausschließliche Grundlage von Berufung sei — wie denn in der Regel der Beruf der Lehrer in seinen beiden Richtungen in derselben Person vertreten sein soll und factisch vertreten ist, und jeder Lehrer mit seiner Berufung die Verpflichtung übernimmt, sowohl seine Wissenschaft nach seiner besten Ueberzeugung nach Breite und Tiefe unverkümmert zu lehren als auch dieselbe nach Kräften zu fördern, zu erweitern.

Es ergiebt sich aus dem Gesagten, wie in Rücksicht auf die Eingangs gemachten Andeutungen an Universitäten, deren Einrichtung der gedachten doppelten Auffassung entspricht, die Lehrfreiheit als eine unbeschränkte, die Lernfreiheit dagegen nach einer Richtung hin als eine beschränkte ja sich von selbst beschränkende nach der anderen als eine unbeschränkte herausgestaltet; wie sich einerseits an der Bildungsanstalt zu einem bestimmten Standesberufe gewisse, wenn auch wechselnde Normen in Betreff der Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Jugend als nothwendig herausstellen, während andererseits von irgendwelchen behördlichen derlei Vorschriften bei einer höheren, eigentlich gelehrten fachlichen Ausbildung keine Rede sein könne, wie neue Richtungen in der Entwicklung einer Wissenschaft, wichtige Erweiterungen derselben und wichtige Entdeckungen den Anlaß zu Creirung von Lehrstühlen, zu Berufungen von Lehrern für neue Wissenschaft und Wissenschaftszweige geben, wie endlich sich die Stellung der Lehrenden und Lernenden einzeln und zusammengenommen im Staate und zu einander gestalte. — —

II. Stellung der Universität im Staate.

Die Universitäten sind nach beiden ihren Richtungen Anstalten, denen auch dann und dort, wann und wo sie von den Regierungen beaufsichtigte, bevormundete Staatsanstalten geworden sind, nothwendig eine gewisse Unabhängigkeit zuerkannt werden muß, wenn sie ihre Aufgaben lösen sollen. — Und diese Aufgaben steigern sich, wie wir gleich bemerken wollen, mit dem der Universität zugestandenen Grade der Unabhängigkeit in geradem Verhältnisse; überall wo die Universitäten sich frei entwickeln konnten, stellten sich größere Ansprüche von Seiten der Gesellschaft an sie heraus, als dort, wo dies nicht der Fall war. — Es ist dies in dem Wesen der Universität begründet. In der Universität erscheint das Wissen zu einem Organismus verkörpert, welcher ohne Freiheit und Selbstständigkeit nur ein Leben voll von Stagnation und Lüge führen würde. Seine Thätigkeit besteht in der Forschung und in der Mittheilung, und das in ihm gegliederte Wissen kennt allein selbst die rechten Wege in beiden Richtungen, kennt allein, in seinen Bestrebungen immer und überall auf Wahrheit gerichtet, Bedürfniß und Methode der Forschung, Bedürfniß und Methode des Unterrichtes. Die erleuchteten Regierungen unserer Tage wollen ausdrücklich den Fortschritt, und so sieht man sie auch mit der Idee befreundet, es sei ihre Aufgabe nicht, den Betrieb der Wissenschaft und ihr Wachsthum und ihre wachsenden Ansprüche zu bevormunden, sondern ihre freie Entwicklung zu schützen, und jene Ansprüche anzuerkennen. Und so werden sie auch die Ueberzeugung theilen, daß den Universitäten als Genossenschaften von Lehrenden und Lernenden die Besorgung aller sowohl auf das Gedeihen der Wissenschaft an und für sich, als auch ihres Unterrichtes, und sofort auch aller auf die Verhältnisse der Lehrenden und Lernenden zu einander, ganz besonders aber auf die Erziehung der Lernenden zu selbstständig denkenden freien Menschen und Staatsbürgern bezüglichen Angelegenheiten unverkümmert zugestanden werden müsse. Nur insoferne kann nämlich die Wissenschaft, ihr Betrieb ihr Unterricht, wahr und lebendig und nachhaltig in dem staatlichen Organismus wirken und Erfolge verbürgen und zugleich in der Gesellschaft neben anderen

Digitized by Google

Institutionen würdig repräsentirt erscheinen. Es dürften demnach, wie im Verfolge näher erörtert werden soll, die Rechte der die Genossenschaft leitenden Organe nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern zu erweitern sein.

Es ist eines der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, wie die öffentliche Meinung auf Errichtung von heimischen Universitäten oder auf Ergänzung bestehender Lehranstalten zu Universitäten in den verschiedenen Kronländern der Monarchie drängt; es zeigt von dem wach gewordenen schönen Gefühle, daß von der Wissenschaft und ihren Entdeckungen als Gemeingut leben nicht befriedige und zu Stagnation führe, daß nur selbst und auf heimischem Boden arbeiten, schaffen und entdecken Fortschritt heißen, Land und Leute mündig und selbstbewußt machen könne, daß die auf den Betrieb der Wissenschaft verwendeten Staats-, Landes- und Communalmittel auf wuchernde Zinsen angelegt werden — aber es ist, nicht ohne Beziehung auf schon bestehende Universitäten und Lehranstalten, überhaupt von dem größten Belange, daß neben möglichster Conformität der Einrichtungen an allen Universitäten der Monarchie die Regierung auf einen Umstand Bedacht nehme, ohne dessen gründlichste Berücksichtigung die Wissenschaft weder an und für sich gedeihen, noch, sei es nach außen hin, sei es im Schooße der Genossenschaft, zu entsprechender Geltung gelangen kann. Es betrifft dies nebst der Dotation der Functionäre der Facultäten und der Gesammtuniversität behufs einer anständigen Kanzleiführung und Repräsentation, wovon noch die Rede sein soll, die Dotation der Lehrfächer und Institute und die Gehalte der Professoren. Die erstere soll sowohl dem Bedürfnisse der Schülerzahl als auch dem durch Erfolge erprobten Streben des Lehrers und der dem Betriebe seines Faches sich am Institute widmenden Studirenden entsprechen. Von gleicher, ja von größerer Bedeutung ist die Gehaltsfrage, wenn man bedenkt, wie die meisten Lehrer eben nur auf ihren Gehalt angewiesen sind, wie sich die Einkünfte an Collgiengeldern und Prüfungstaxen an vielen Universitäten nothwendig auf ein Minimum reduciren, wie unausgiebig solide schriftstellerische Leistungen belohnt werden, wenn man bedenkt, wie vor allem eine geborgene, von Nahrungssorgen freie Stellung dazu gehört, um sich ganz und mit Erfolg in rein objectiver Haltung in die Aufgabe des Berufes, in die Forschung zu versenken.

Wenn auch mit wachsender Civilisation der Beruf des Gelehrten und Lehrers immer mehr an Achtung gewinnt und die Fachberühmtheit es vor allen ist, welche lohnt und aufmuntert, so sind doch nicht minder die Ansprüche der Lehrer auf Anerkennung von Seite der Staatsregierung berechtigt, und die letztere kommt nur ihrer Pflicht nach, wenn sie solche den Lehrern nicht vorenthält — als Staatsdienern, welche bei einer aufopfernden Arbeit an dem Aufbau und der Erhaltung der Grundfesten eines fortschrittsfähigen civilisirten Staatsgebäudes bis in die neueste Zeit von einer Carrière in utili sowohl wie in honorifico ausgeschlossen waren. Es waren das jedem Billigkeitsgefühle hohnsprechende Zustände, welche ein bureaukratisches Regiment mit seinem Dünkel, seiner engherzigen Exclusivität und seinem Neide geschaffen und gepflegt hat, daß diejenigen, welche von der Universität kamen und nicht Lehrer wurden, alle Einkommens- und Rangesstufen, alle Auszeichnungen im Staatsdienste erreichen konnten, während diejenigen, die sie herangezogen, von eben ihren Zöglingen hievon ausgeschlossen, bevormundet, vergessen wurden.

Die reellste und darum schmeichelhafteste Anerkennung ist es, wenn Professoren, unbeschadet ihrer Wirksamkeit als Lehrer und Mitglieder ihrer Körperschaft, in Angelegenheiten von wichtigem, umfassenderem Belange der Berufung in den Rath höherer Instanzen als zeitweilige oder ständige Beisitzer gewürdigt werden.

Digitized by Google

Neuere Kartographie.

(Anforderungen an Kartenwerke von praktischer und von wissenschaftlicher Seite. — Topographische Karten. — Höhenschichtenkarten. — Schreibung geographischer Namen. — Lange's Atlas. — Meyers Handatlas.)

Wie kaum einer andern Wissenschaft wird der Geographie — Dank den täglich sich mehrenden Verkehrsmitteln und dem Vordringen kühner Reisender nach bisher unerforschten Gebieten der Erde — fort und fort eine Fülle neuen Materials zugeführt. Die Presse folgt diesen Entdeckungen auf dem Fuße. Eine Anzahl gediegener Zeitschriften hat sogar zum ausschließlichen Zweck, von den zuströmenden Bereicherungen des geographischen Wissens das Publicum in steter Kenntniß zu erhalten. Bei weitem nicht so rasch vermögen kartographische Werke die Resultate der Forschung in sich aufzunehmen. Geographische Werke ohne ihnen angepaßte Karten haben jedoch einen nur relativen Werth; denn die Karten versinnlichen den Text, sie sind Illustrationen, welche im Allgemeinen wie im Besondern ein Bild des Landes vorführen sollen, welches im Buche beschrieben wird.

Die Karte soll ein getreues Abbild des dargestellten Landes sein. Der Kartenkenner soll bei der Betrachtung der Karte ein lebendiges Bild von all den Erhebungen und Vertiefungen, von den Culturflächen und den geologischen Verhältnissen des Landes vor sich sehen. Wie verschieden sind jedoch die Anforderungen, welche man an eine Karte stellt, und wie gering ist die Zahl derjenigen, welche selbst vollständig gezeichnete und ausgeführte Karten verstehen! Was verlangt der Topograph, der Ingenieur, der Industrielle, — was der Geologe und der Naturforscher von einer „Landkarte"? Wie sind die häufig divergirenden Ansprüche zu befriedigen? Wie läßt sich durch zweckmäßige Zeichnung das Gewünschte darstellen? — welchen Werth haben die häufig sich widersprechenden Urtheile über eine Karte oder einen Atlas?

Bevor ich an die Besprechung einiger Kartenwerke gehe, halte ich es für nöthig, meine Ansichten über Kartographie auszusprechen.

Sind auch die Ansprüche des Topographen einerseits, des Geologen und Naturforschers andererseits verschieden, so giebt es doch Momente, deren Berücksichtigung sowohl die praktischen, als die strengwissenschaftlichen Anforderungen befriediget. Während es dem Laien z. B. schon gedient ist, wenn Erhebungen und Depressionen erkennbar sind, und sich ihm ein nur im Allgemeinen charakteristisches Bild repräsentirt, — will der Mann der Wissenschaft einen Einblick in die „eigentliche Zimmerung des Gebirges" (um Ritters Ausdrucksweise zu gebrauchen). Diesem genügt nicht, nur das Fallen und Streichen der Schichten zu berücksichtigen, — die Etagen nur dann zu unterscheiden, wenn ganze Massen, lange Kämme nach dem Gefüge ihrer Bestandtheile, nach dem Bruch und deren Widerstand gegen Erosion sich verschieden zeigen, etwa so, wie der Landschaftsmaler die verschiedenen Baumarten nach dem Baumschlag erkennbar macht. In der Natur ist alles geometrisch bestimmbar, aber die Naturformen selbst sind (mit Ausnahme der

Digitized by Google

Krystalle) keine geometrischen Formen; der Zeichner muß also zwischen den unentbehrlichen Punkten und Curven der eigentlichen Zimmerung des Gebirges noch manches beobachten. Können aber durch die Zeichnung nicht jede Fuge, nicht alle Brüche und Biegungen der Schichten dargestellt werden, so kann doch vieles erreicht werden, wenn der Topograph seine Localstudien auf geologischer Grundlage macht. Denn die charakterisirenden Eigenschaften des Gesteins bleiben dieselben, mögen die Formationen so oder anders geschichtet liegen. So zeigen z. B. Kalk- und Kreidefelsen eine derbe Außenseite mit scharfkantigen Ecken an den steilen Wänden; — die Sandsteine mit ihrem körnigen Bruche sind viel rundlicher in den Formen; — diesen ähnlich, aber mit langen scharfen Kämmen tritt die Nagelfluh auf, deren zähes Conglomerat bei den unterirdischen allmäligen Hebungsstößen in langen Wellen zusammenhielt; — die Gneise sind derb, in abgerundeten Formen, wenn sie in großen Massen auftreten; dagegen in schiefrigen Zinken in den obersten Höhen, wo sie mehr dem Einflusse der Jahreszeiten ausgesetzt sind; — eben so hat die Eocenbildung ihre charakteristischen Formen, deren Schiefer ganz besonders durch Erosion zertrümmert sind. Wird dann auf Grund der Isohypsen mittelst Schraffen der geologische Charakter dargestellt, so können auch die Culturen des Landes angedeutet werden — dann aber ist die Karte auch ein wahres Portrait des Landes, welches dem Manne der Wissenschaft wie dem Manne der Praxis entspricht.

Allerdings sind diese Anforderungen sehr groß, und nur bei topographischen Karten erreichbar, bei diesen jedoch noch bei einem Maßstabe von 1 : 50.000, wie es Zieglers — ich möchte sagen unübertroffene — Karte des Canton Glarus beweiset. Je größer der Maßstab, desto mehr treten Specialitäten charakteristisch auf; allein zu solchen Arbeiten ist die technische Fertigkeit im Zeichnen nicht ausreichend, nur bei geistiger Theilnahme an der Arbeit tritt die wahrheitsgetreue Darstellung des topographischen Bildes hervor. Dann aber ist die Darstellung der Gebirgsformen auch die Geschichte dieser Gebirgsformen. Wie der Meteorologe durch successive Beobachtungen jene Curven construirt, welche ihm die Zu- oder Abnahme der Wärme, den Druck der Luft u. dgl. im Verlaufe einer Periode anschaulich machen; analog macht es der Topograph, wenn er die Beobachtungen über Physiognomie und Lagerung des Gesteins in die Karten trägt. Mit Hülfe der Geologie zieht er solche Resultate, welche ihn befähigen, Ausdruck und individuelle Wahrheit in seine Darstellung zu bringen. Eine solche Karte erlaubt sodann Schlüsse auch auf andere Naturerscheinungen.

Derartige „topographische Karten" sind für ein Land in dem Grade ein wachsendes Bedürfniß, als die Kenntniß desselben durch naturwissenschaftliche Studien wächst. Je größer der Maßstab, desto nützlicher ist die Karte für praktische Zwecke und den wissenschaftlichen Gebrauch. Eine gelungene topographische Karte in großem Maßstabe aber ist nur durch Localstudien zu erreichen, und nur wenn der Geometer auch Kenntnisse der Lagerungsverhältnisse der Gebirge sowie naturwissenschaftliche Kenntnisse überhaupt besitzt.

Digitized by Google

Solche Ansprüche kann man, wie gesagt, an topographische in großem Maßstabe ausgeführte Karten stellen; — anders verhält es sich mit den Anforderungen an Karten, deren Aufgabe es ist, durch Aufnahme des Hauptsächlichsten eine allgemeine Uebersicht zu liefern und deren Reductionsmaß ein großes ist. Je größer die Reduction, desto kleiner der Maßstab, desto ungenauer das Bild; und daß bei einem Verhältnisse von z. B. 1 : 200.000 die Physiognomie des Landes nicht ausgeprägt werden kann, wo eine Meile der Natur auf der Länge eines Zolles auf dem Papier dargestellt werden soll, versteht sich wohl von selbst. Allein, vorausgesetzt eine richtige, mit der Angabe der Reduction genau übereinstimmende Zeichnung, läßt sich selbst auf derlei Karten manches darstellen, wodurch ein richtiger Einblick in das Terrain des Landes möglich wird. Vor allem ist es wünschenswerth, die verschiedenen Unebenheiten der Erdoberfläche möglichst treu darzustellen, insoweit es bei dem kleinen Maßstabe möglich ist. Unter allen Umständen sind daher Karten mit Isohypsen anzustreben, d. h. die Höhenverhältnisse des Landes sollen durch Höhenschichten, welche mittelst äquidistanter Höhencurven begränzt sind, ausgedrückt werden. Die von solchen Curven (Isohypsen, d. i. Linien, welche in ihren einzelnen Punkten eine gleiche Seehöhe bezeichnen) begrenzten Flächen, welche selbstverständlich gleiche Seehöhe haben, werden orthogonal auf einander projicirt, und der Höhenunterschied zwischen je zwei solchen Flächen wird durch eine bestimmte Farbenschattirung (oder Schraffirung) ausgedrückt. Dadurch erhält man ein ziemlich getreues Bild der Terrainplastik eines Landes. Diese Anforderungen kann man auch an gewöhnliche Landkarten stellen; der Kartograph Dr. Lange (in Leipzig) hat sogar in seinem „Schulatlas" Höhenschichtenkarten der Schweiz und des Alpengebietes gegeben, und in solcher Art acht Schichten durch Farbendruck erkenntlich gemacht. Die Sydow'schen und Kiepert'schen Atlanten geben die Höhenunterschiede durch hellere und dunklere, braune oder grüne Schraffirungen an; überhaupt aber giebt es zahlreiche Modalitäten in der Ausführung, auf die ich mich hier nicht einlasse.

Außer diesen wissenschaftlichen Anforderungen kommen noch mancherlei andere Fragen in Betracht. So z. B. die Schreibweise der Namen. Wie zahlreich sind die Varianten in unserem Vaterlande! Man vergleiche einmal die Namen der Städte, Flüsse, Berge u. s. w. von Böhmen, Ungarn, Galizien, Siebenbürgen, Croatien u. s. w. auf den verschiedenen Karten; der gleiche Ort ist auf verschiedenen Karten kaum zu erkennen. Man versuche es nicht, sich dadurch zu rechtfertigen, indem man sagt, „im Deutschen wird es so ausgesprochen, und man weiß nicht genau, wie es der Czeche, Slovake, Magyare, Slovene schreibt". — Die Aussprache entscheidet nichts; — man schreibe einmal in einem deutschen Atlas z. B. Bordoh (Bordeaux), Grinitsch (Greenwich), Loar (Loire), Tacho (Tajo), Seuderſee (Zuyderſee) u. dgl.; wird man nicht in England. Frankreich u. s. w. mit vollem Rechte dagegen protestiren? Was dem Einen billig, das ist dem Andern recht. So gut der Engländer, Franzose, Spanier auf richtige Schreibung seiner Eigennamen dringt, so gut hat der Oesterreicher (sei er nun Slave, Magyar,

Digitized by Google

oder Deutscher) das Recht und die Pflicht, diese zu fordern und gegen die willkürliche Schreibung zu protestiren. Und wenn man nicht weiß, wie die Nichtdeutschen ihre Ortsnamen schreiben, so — erkundige man sich darnach, was ja in der Residenz unseres polyglotten Vaterlandes stets möglich ist, oder — man erkühne sich nicht, etwas niederzuschreiben, was „man nicht weiß", und überlasse das Geschäft anderen, die es wissen. Bei einer Karte von „Oesterreich" ist sogar das Experiment gemacht worden, eine eigene Orthographie zu ersinnen, die für alle Sprachen paßt, und diese „ersonnene" Orthographie ward das Prokrustes-Bett in welchem magyarische und rumänische, polnische und serbische Namen gestreckt oder gekürzt werden! Quousque tandem — —!

Wie aber sieht es erst aus, wenn wir die außereuropäischen Namen betrachten. Hier ist es allerdings gegenwärtig oft nicht möglich, die Namen so zu schreiben, wie es die Sprache der bezüglichen Bewohner erfordert, was wohl keines Beweises bedarf. Eines aber ist jederzeit möglich, nämlich: man sei consequent in der Schreibung! Consequenz ist ja eine goldene Regel jeder Orthographie. Ich kenne Atlanten, wo die Namen in Vorder- und Hinter-Indien, in China, auf Neu-Holland, in Central-Africa u. s. w. bald im Geiste der englischen Schreibweise, bald in jenem der französischen oder holländischen verzeichnet stehen, wodurch eine arge Verwirrung entsteht. Sind die betreffenden Landstriche europäische Colonien, so gebrauche man allenfalls die Orthographie des Mutterlandes, sind sie nicht Colonialländer, so erkläre man sich für eine Schreibart (wozu ich stets die englische empfehlen würde — aus leicht begreiflichen Gründen), halte aber daran fest. Von besonderem Uebel ist ein solches orthographisches Babel in einem „Schulatlas" oder in einem „Lehrbuche"; man weiß nicht „wer Recht hat", — häufig weder die Karte noch das Buch.

Ich habe mich bei dieser Frage etwas länger aufgehalten, obwohl ich die größten Mängel nur angedeutet habe, und behalte es mir vor, „über Schreibung geographischer Namen" bei anderer Gelegenheit ausführlicher zu sprechen.

Noch blieben viele Punkte in Betreff der technischen Ausführung, der Methoden in der Darstellung des Terrains, über Lithographie und Kupferstich, über Farbendruck u. dgl. zu besprechen, doch ich will derartige Bemerkungen gelegentlich der Besprechung von Kartenwerken einflechten. Obige Andeutungen mögen genügen, um sich annähernd eine Vorstellung von den Anforderungen zu bilden, die man gegenwärtig an Kartenwerke zu stellen berechtigt ist.

Nach dem Vorausgeschickten will ich dermalen nur auf zwei Kartenwerke aufmerksam machen, die eben in Lieferungen erscheinen. Dr. Henry Lange giebt einen „Geographischen Handatlas über alle Theile der Erde" heraus. Das Werk, nach den neuesten Forschungen entworfen, wird 30 Blätter in lithographischem Farbendruck, Imperialfolio, enthalten, und in 6 Lieferungen zu 1 Thaler herausgegeben werden. Dr. Lange dessen kartographische Arbeiten von Ritter und Humboldt, von Barth, Petermann, Director Vogel u. A. auf das günstigste beurtheilt worden sind, der durch seine „Mittelmeerkarte", den „Atlas von Sachsen",

Digitized by Google

den „Reiseatlas von Deutschland", die eben so trefflichen als billigen „Schulatlanten" (bei Westermann in Braunschweig) und andere ähnliche Arbeiten in der geographischen Welt rühmlichst bekannt ist, läßt im Verlage von Brockhaus in Leipzig den genannten Atlas erscheinen, welcher zwischen den relativ kleinen Schulatlanten und den umfangreichen kostspieligen Atlanten eine richtige Mitte einhalten, zum allgemeinen bequemen Handgebrauche dienen, Vollständigkeit mit mäßigem Umfang und billigem Preise vereinigen soll. Die vorliegende erste Lieferung ist ein thatsächlicher Beweis, daß das Beabsichtigte vollkommen erreicht wird; denn man vermißt darin nichts wesentliches von dem, was viel größer angelegte Atlanten bieten; für die Gediegenheit der Bearbeitung bürgt der Name des Verfassers, so wie für die Schönheit der technischen Ausführung die weltbekannte Firma Brockhaus. Was Planmäßigkeit, Vollständigkeit, plastische Deutlichkeit und Correctheit betrifft, kann Lange's „Handatlas" unbestritten den besten Erzeugnissen Deutschlands sich ebenbürtig zur Seite stellen, und der billige Preis, so wie die bequeme Ausgabe in Lieferungen macht die Anschaffung dieses elegant und correct ausgestatteten, sehr gut leserlichen Atlases jedermann möglich. Ein Atlas aber ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen und dem regen politischen und volkswirthschaftlichen Leben ein geradezu nothwendiges Hausbuch für jede Familie.

Großartiger ist das zweite Unternehmen. Unter den vielen großen Unternehmungen des „bibliographischen Institutes" von Meyer in Hildburghausen steht wohl obenan „Meyers Handatlas". Dieses großartig angelegte Werk erscheint in 100 Karten, Groß-Folio, in 50 Lieferungen zu ¼ Thaler (d. i. beiläufig 22 fl. ö. W. das complete Werk). Daß ein solcher Atlas größtmögliche Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit anstreben, die neuesten wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen berücksichtigen kann, daß er dem Manne der Wissenschaft wie jenem der Praxis in jeder Beziehung Rechnung zu tragen geeignet ist, bedarf keines Beweises. Gleichzeitig giebt die Verlagshandlung die Zusicherung, solche Karten, welche während des Erscheinens durch neuere Entdeckungsreisen u. dgl. eine Veränderung erleiden könnten, durch neu corrigirte Blätter zu ersetzen, wodurch dieses kostbare Werk auf lange Zeit hinaus vor dem Veralten geschützt und auf der Höhe der Erfahrung und Wissenschaft erhalten wird. Die vorliegenden 18 Lieferungen rechtfertigen vollständig das ungemein günstige Urtheil, welches der größte Theil der deutschen Presse über dasselbe gefällt und dem ich mich, was wissenschaftliche Anlage, die Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der Angaben, Eleganz und Correctheit des Stiches und Druckes, überhaupt Genauigkeit und Vollkommenheit in der Ausführung und Ausstattung betrifft, vollständig anschließe, und daher nach innerster Ueberzeugung denselben bestens empfehle. Von besonderem Werthe erscheint mir, daß auch eine „Höhenschichten-, Straßen- und Eisenbahnkarte Deutschlands" beigegeben ist. Speciell von Oesterreich sind erst zwei Karten, das sogenannte „Illyrien" und dann „Ungarn". Mit Vergnügen bemerke ich, daß eben diese Karten sich durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Reinheit sehr auszeichnen; insbesondere ist auch die Schreibung der slovenischen, croatischen, ungarischen, slovakischen und

Digitized by Google

polnischen Namen weit richtiger, als in den meisten mir bekannten — selbst in Oesterreich erschienenen — Atlanten, wornach nur sehr wenig zu corrigiren bleibt. Von den folgenden Lieferungen werde ich seiner Zeit die Oesterreich darstellenden Karten einer eingehenden Prüfung unterziehen. Es ist nicht zu bestreiten, daß man es hier mit einem ganz vorzüglichen Werke zu thun hat, dessen verhältnißmäßige Billigkeit (im Vergleiche zum Dargebotenen) vereint mit der bequemen lieferungsweisen Anschaffung die Verbreitung in weiten Kreisen möglich und wünschenswerth macht.

Prof. V. F. Klun.

C. F. Lessings „Huß vor dem Scheiterhaufen".

(Ausgestellt im österreichischen Kunstverein.)

Seit langer Zeit hat kein Bild so großes Aufsehen in Wien erregt, als das große Gemälde Lessings (Eigenthum der k. preußischen Nationalgalerie in Berlin). Es verdankt diesen Erfolg sowohl dem Gegenstande als der Auffassung. Gerade die aufgeregtesten Freunde oder Gegner dieses Bildes entnehmen die Motive für ihre Liebe wie für ihren Haß dem Gegenstande und dem Parteileben, an welches derselbe — gleichgültig ob absichtlich oder unabsichtlich — appellirt.

Betrachtungen welche sich aus dem Vorwurfe des Bildes heraus ergeben, gehen wir gänzlich aus dem Wege. Historische Entwicklungen sowohl vom liberalen als vom reactionären Gesichtspunkte diesem Bilde gegenüber durchzuführen, ist sehr wohlfeil und nur von sehr untergeordnetem Werthe. Jeder einigermaßen Gebildete ist über Huß und seine Verbrennung vollkommen orientirt. Auch auf eine Beschreibung des Bildes verzichten wir; sie scheint uns ganz überflüssig. Wir halten uns strenge an das Kunstwerk als solches, nicht um ein umfassendes Urtheil abzugeben, sondern um einige Bemerkungen über dasselbe zu machen.

Das Gemälde hat den doppelten Vorzug einer sehr klaren und wohlüberlegten Composition und einer höchst soliden und tüchtigen Durchführung. Nach beiden Seiten hin ist es ein durchdachtes und durchgebildetes Werk im vollen Sinne des Wortes. Nirgendwo vermißt man den reflectirenden Verstand; in keiner Partie hat es der Künstler an Fleiß und Ausdauer fehlen lassen. Lessings Huß ist kein Bild, das nur eines vorübergehenden Einfalles oder schnellen Gewinnes wegen gemacht ist. Die jahrelange Arbeit daran ist die Frucht einer künstlerisch-männlichen Gesinnung und einer Treue jenen Principien gegenüber, welche Lessing als Künstler vertritt. Nach dieser Richtung hin kann das Gemälde gerade in Wien nicht dringend genug jüngeren strebsamen Künstlern empfohlen werden. Sie sehen in einem Beispiele, durch welche Mittel man sichere Erfolge und ein Publicum sich erringt.

Das Gemälde gehört der realistischen Richtung an. Die Mittel, welche die heutige realistische Schule dem Künstler zur Verfügung stellt, sind vollständig er-

Digitized by Google

schöpft. Es ist im Costume nichts vergessen, es ist in der Landschaft im Vordergrunde jeder Stein- und Grasfleck realistisch richtig; der Ton der Luft ist vollkommen wahr. Die Vorzüge dieser Richtung liegen in dem Bilde ganz offen da, aber auch ihre Mängel.

Das Volk benimmt sich bei solchen Vorgängen nicht so, wie es C. F. Lessing ganz säuberlich und ordentlich darstellt. So denkt man sich das Volk im Atelier oder in der Gelehrtenstube; in Wirklichkeit ist es lebendiger und poetischer in seiner Liebe und seinem Hasse, in seiner Sympathie und seiner Antipathie. So affectirt neugierig aufzutreten, liegt nicht in der Weise des Kapuziners, wie Lessing ihn darstellt; die Hussiten Lessings haben wenig von dem an sich, was uns Zeitgenossen an ihnen schildern. Das realistisch-moderne Studium der Costüme und Details zerstört die Poesie der realen Welt.

Ein anderes Bedenken erhebt sich gegen das Princip des Colorits. Allerdings trifft auch dieses Bedenken nicht das einzelne Bild und den Künstler, sondern die Schule. Dem Colorite fehlt der Fluß, die Behandlung in Massen, das Unterordnen der Details. Der moderne Realist will keine charakteristische Einzelnheit aufgeben und versündigt sich gegen das Ganze; er reproducirt jeden einzelnen Stoff wahr, ist aber eben deßwegen oft unruhig im Großen und klein in der Wahl der Mittel und der Effecte. Die Natur gleicht die Details in wunderbarer Weise aus; sie giebt ein großes harmonisches Gesammtbild. Die alten großen Naturalisten, wie Rembrandt, Spagnoletto, Murillo, Velasquez u. s. f. haben diesen Wink der Natur verstanden. Die modernen Realisten gehen diesem Principe der Naturalisten — von dem der Stylisten nicht zu reden — aus dem Wege; sie opfern dem Detail eine große Doppelwahrheit — ein Gesetz der Natur und ein Gesetz der Kunst.

Abgesehen von diesen Bemerkungen erkennen wir gerne und freudig an, daß dieses Bild ganz ausgezeichnet die Richtung und den Meister vertritt und das beste Bild ist, welches in Wien von dem Director der Karlsruher Galerie, der mit Recht zu den ersten deutschen Meistern gezählt wird, zur Ausstellung kam. Es ist für einen Künstler wahrlich kein kleines Verdienst, diese Stellung einzunehmen. R. v. E.

Freiherr v. Dercsényi.

(Ein Nekrolog.)

(M.) Johann Dercsényi v. Dercsén kam den 6. October 1802 in Tokaj zur Welt und entstammte einem ungarischen Geschlechte, das sich eines alten Ursprungs rühmt und im Jahre 1687 durch den Kaiser Leopold I. einen neuen Adelsbrief erhielt. Nach beendigten Studien trat er in den Staatsdienst, kam 1830 als überzähliger unbesoldeter Hoffecretär zur allgemeinen Hofkammer in Wien und wurde vier Jahre

Digitized by Google

später zum wirklichen Hofsecretär befördert. Indeß wußte sein rastlos thätiger Geist sich die enge Amtsstube zu erweitern und vom Schreibpulte sich einen Weg in das große praktische Leben zu öffnen. Reisen, die er während seiner unbesoldeten Dienstzeit unternommen hatte, bereicherten seine Anschauung und trugen ihm neue Erfahrungen zu, die er mit Geschick verwerthete. Ueber seine Reisen in Italien, Spanien, Frankreich, England, Belgien und einen großen Theil Deutschlands erstattete er dann an die Landwirthschaftsgesellschaft in Wien einen Bericht, den er 1833 in deutscher und ungarischer Sprache gedruckt erscheinen ließ und welcher verdiente Anerkennung fand.

Bald bot sich ihm auch ein größerer amtlicher Wirkungskreis, denn im Jahre 1836 zum Vorstand der Temeser Cameraladministration ernannt, sah er sich an der Spitze der Verwaltung der gegen 150 Quadratmeilen betragenden dortigen Staatsdomänen. Aber nicht bloß den Verwaltungsobliegenheiten im Ganzen und Großen genügte er mit gewissenhaftem Eifer, auch von den einzelnen Verhältnissen zog er den Blick nicht ab; er war in der Hütte des Landmanns nicht weniger zu Hause als in seinem ausgedehnten Amtssprengel, und als die Landplage der Cholera sich einstellte, entwickelte er eine neue segensreiche Thätigkeit, die ihn sogar an das Lager einer bereits aufgegebenen scheintodten romanischen Bäuerin drängte und dem Tode sein Opfer glücklich abjagte. Im Jahre 1838 wurde er zum Hofrathe bei der allgemeinen Hofkammer befördert und ein Jahr später erhielt er den erblichen ungarischen Freiherrn- und Magnatenstand.

Während seiner Reisen und vermöge seiner amtlichen Stellung hatte er manchen Blick in die Tiefen der Gesellschaft zu thun Gelegenheit gefunden und die Krankheiten der Zeit nicht bloß aus Büchern und Brochuren, sondern an ihren Quellen erforscht. Es galt nun auch den Heilmitteln nachzusinnen, und das that er mit ehrlichem und ersprießlichem Eifer. Im Jahre 1846 erschien in deutscher und ungarischer Sprache sein „Studium über ein humanes Mittel gegen den Communismus oder über das Humanitätssystem der Volkswirthschaft, des Volksunterrichtes und des politischen Volkslebens", — eine Schrift von nur mäßiger Bogenzahl, aber doch mit vollem Rechte ein Werk zu nennen, unstreitig das Hauptwerk seines Lebens, um welches dann seine späteren Leistungen mehr oder weniger gravitirten. Der Titel des Buches schon läßt auf die Auffassung schließen. Er verhehlte nicht die wachsende Gefahr des Communismus, den er gleich im Eingange charakterisirte, aber er predigte keinen Krieg gegen diesen Feind, einzig durch Mittel der Humanität wollte er ihn bekämpft wissen. Daher stellte er jeder Regierung die Hauptaufgabe, die Anzahl derjenigen Einwohner, welche mit ihrer Lage zufrieden sind, auf jede thunliche und ehrliche Weise zu vermehren; dabei galten ihm die Volkswirthschaft, der Volksunterricht und das politische Volksleben als die Haupthebel der Wohlfahrt und der Zufriedenheit des Menschen im Staatsverbande. Hauptzweck der Volkswirthschaft sollte dem Staate nicht sowohl der Reichthum der Nation im Ganzen, gleichviel in wessen Händen sich der Reichthum befinde und concentrire, als vielmehr die Wohlfahrt der sämmtlichen Volksclassen sein, aus

Digitized by Google

welchen der Staat bestehe, und insbesondere die Wohlfahrt der unteren Volksclassen, weil diese die Basis des Staates bilden und der volkswirthschaftlichen Unterstützung am meisten bedürfen. In Bezug auf das politische Volksleben schlug er vor, daß in jedem Lande zunächst für eine gute Gemeinde- und Städteordnung mit ausgedehnten Municipialrechten gesorgt und daß die unmittelbare Mitwirkung bei der Gesetzgebung des Landes den Notabilitäten jedes Standes selbst in den tieferen Schichten des Volkes zugänglich gemacht werde.

Zu jener Zeit waren das immerhin kühne Wünsche und muthige Worte, und daß sie einen praktischen Kern in sich schlossen, ist seitdem durch das ganze Streben der Zeit bekräftigt worden, das im Wesentlichen denselben Zielen nachging, welche Dercsényi bezeichnet hatte. Im In- und Auslande fand seine Schrift den ehrendsten Beifall, deutsche, französische und englische Blätter wetteiferten in ihrem Lobe und die ungarische Akademie der Wissenschaften schrieb eine Preisfrage aus: „Unter welchen Bedingungen und auf welche Weise am entsprechendsten im Geiste des Dercsényi'schen Systems sowohl die Umwandlung der bisherigen Güterfideicommisse in Geldfideicommisse zu bewerkstelligen, als das Recht, Geldfideicommisse zu errichten, allen Volksclassen einzuräumen wäre?" Dennoch wollten Dercsényi's Vorschläge nicht so schnell Wurzel fassen, als er in edler Ungeduld gewünscht und erwartet hatte. Noch hielt die Gewohnheit zu zäh an den alten Formen fest, und höchstens schien man geneigt, den Gedanken dieses Humanitätssystems als schätzbares Material für künftige Eventualitäten zurechtzulegen.

Es war dies eine schmerzliche Enttäuschung für Dercsényi, dessen feurig-sanguinischer Sinn auf schnelle und durchgreifende Resultate gehofft hatte, und hiemit war der erste ernstere Zwiespalt in sein Leben geworfen, das sich von diesem Eindrucke nie mehr ganz frei machte. Der plötzliche Umschwung, der zwei Jahre nach dem Erscheinen seiner Schrift eintrat, schien anfangs die Verwirklichung seiner Ideen zu begünstigen und in dieser Voraussetzung wies er im März 1848 in einem Schriftstücke darauf hin, wie er bereits in seinem „Humanitätssystem" die Municipalitätsrechte und das Wahl- und Wählbarkeitsrecht, jedoch in einer Art vorgeschlagen, daß dadurch seines Erachtens die sociale Ordnung und das Eigenthumsrecht nicht gefährdet, vielmehr, und zwar auf humane Weise, den Bestrebungen, welche gegen diese Grundpfeiler der Civilisation hie und da bereits nur zu drohend gerichtet seien, die Macht benommen werde. Am Ostersonntage desselben Jahres hielt er in Pest in Gegenwart der Deputirten der niederösterreichischen Stände und des Wiener Gemeinderathes vor einer öffentlichen Versammlung inhaltreiche und beachtenswerthe Reden, in denen der Sohn Ungarns sich nicht verläugnete und zugleich sein warmes, aufrichtiges österreichisches Gefühl innig ausströmte. Er sprach von der Nothwendigkeit der echten Völkercivilisation, erinnerte Ungarn daran, daß es schon in alten Zeiten im Osten die Stütze des Chistenthums und der Gesittung gewesen, daß es diese Bestimmung auch jetzt noch habe, hierzu aber der vereinten Kraft ganz Oesterreichs bedürfe.

Digitized by Google

Zu Anfang des folgenden Jahres veröffentlichte er eine Brochure: „Studien über zwei der wichtigsten Fragen unserer Zeit, nämlich 1. Wo ist die Grenze der echten Nationalitäts-, Vaterlands- und Freiheitsliebe? 2. Was ist das wahre Vaterland des österreichischen Staatsbürgers?“ Tiefe, begeisterte Liebe für Thron und Vaterland, Ueberzeugungstreue und politische Erfahrung hatten gemeinsam an dieser kleinen Schrift mitgearbeitet, die er als eine Fortsetzung seiner Studien über das Humanitätssystem betrachtete und welche sich die preiswürdige Aufgabe stellte: zu versöhnen, zu einigen und die Leidenschaften zu ernüchtern.

Die wechselnden Eindrücke, welche während jener bewegten Zeit auf ihn eingestürmt waren, hatten seine erregbare Natur merklich angegriffen. Vielleicht verwechselt er die geistige mit physischer Erschöpfung; genug er fühlte, daß er der Ruhe bedürfe. Daher zog er sich aus dem öffentlichen Leben und aus dem Staatsdienste zurück, entsagte der geräuschvollen Residenz und suchte Erholung in der Stille des häuslichen Kreises und im Umgange mit der Schönheit der Natur. Ein glückliches inniges Familienleben nahm den Ruhebedürftigen auf. Er hatte im Jahre 1838 sich mit der Tochter des damaligen k. k. Hofkammerpräsidenten Freiherrn v. Eichhoff vermält und erfreute sich eines wahrhaften ehelichen Glückes wie zugleich des Besitzes zweier hoffnungsvoller Söhne. Die Sommermonate verlebte er auf der Besitzung seines Schwiegervaters zu Roketnitz bei Prerau, die Winterzeit in Olmütz. Nur von Zeit zu Zeit und immer bloß auf wenige Tage sah ihn Wien, sahen ihn seine daselbst lebenden Freunde.

Die Erziehung seiner beiden Söhne erfüllte sein ganzes Denken. Wie er aber gewöhnt war, alles was er pflegte und betrieb, möglichst von dem Charakter des Eventuellen zu befreien und in seinem Geiste zu festen Formen zu bringen, so erwuchs ihm auch aus seinen Erziehungsansichten bald ein scharf ausgeprägtes System, das er niederschrieb und im Jahre 1851 unter dem Titel: „Grundzüge meines Systems der Erziehung“ im Drucke erscheinen ließ. Er legte in diesem System zwischen die Bildung des Körpers und die Bildung der Vernunftfähigkeit die Mittelstufe eines auszubildenden guten moralischen Charakters. Sein System reihte und begründete die Hauptkräfte des Menschen und die Stadien der Erziehung folgendermaßen: Körper, Charakter, Vernunft. Nach diesem System sollten alle genamten Hauptkräfte des Zöglings in voller Harmonie, nämlich so entwickelt werden, daß ja nicht die eine auf Rechnung der anderen begünstigt oder vernachlässigt werde. Dercsényi's System will bei jedem einzelnen Menschen die geistige Individualität vollendet ausgebildet wissen; aber weder den Zögling noch auch den reiferen Menschen will es seiner Vernunftfähigkeit als einzigen Führer ausschließlich überlassen; es trachtet vielmehr schon frühzeitig durch die Entwicklung eines echten moralischen Charakters bei dem Zöglinge eine Hülfsmacht zu begründen, um mittelst derselben die vorkommenden Mißbräuche des menschlichen Geistes zu controliren.

Auch dieses Werk Dercsényi's, das im Einklange mit seinen früheren Schriften sich den Mitteln gegen den Communismus anzuschließen bestimmt war, erntete

Digitized by Google

nicht bloß den Beifall der Fachmänner, sondern fand auch in anderen Kreisen Verbreitung und Anwendung. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und Joseph Keresztúry, Verfasser einer durch die ungarische Akademie der Wissenschaften im Jahre 1847 gekrönten Preisfrage, lieferte einen Auszug aus dem Werke, der mehrere Auflagen schnell nach einander erlebte.

Im Jahre 1860 unternahm Dercsényi mit seinen Söhnen eine Reise in die Lombardei, den Kirchenstaat, nach Neapel, Frankreich, der Schweiz und dem südlichen Deutschland, und zwei Jahre darauf verlegte er, weil seine Söhne nunmehr die höheren Studien begannen, seinen Aufenthalt wieder nach Wien. Ungeachtet der ermunternden und belebenden Eindrücke, die er sich schuf oder welche durch die Umstände ihm zugeführt wurden, nahm seine körperliche Verstimmung doch überhand. Vielleicht reagirte er zu stürmisch und zu vielseitig dagegen; es erging ihm mit seinem Uebel wie auch bisweilen mit anderen Dingen, denn die Eigenthümlichkeit seines Wesens brachte es mit sich, daß er seinen Gegenstand oft zu sehr beherrschen wollte, und so beherrschte zuletzt der Gegenstand ihn selbst. Am 29. August 1863 schied er aus dem Leben und schon am 12. September folgte ihm sein älterer Sohn Joseph, ein hochbegabter 19jähriger Jüngling, dessen Krankheit das Herz des Vaters schwer bekümmert hatte, im Tode.

Dercsényi war ein durchaus edler, wahrer, von hoher Menschenliebe durchdrungener Charakter, und die männliche Kraft der Ueberzeugung, die er bei jeder seiner Bestrebungen und Leistungen einsetzte, war stets eines Erfolges würdig, nicht bloß dort, wo dieser sich wirklich einstellte, sondern auch da, wo er etwa ausblieb.

---

* In der letzten „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" ist eine Notiz über Schaßmayrs „Studia Horatiana" enthalten, in welcher unter Anderem Anlaß genommen wird, auf die Verschiedenheit der Stellung „Oesterreichischer Landeskinder" im Auslande und jener fremder Gelehrten in Oesterreich hinzuweisen. Die Notiz hat sich durch ein Versehen der Redaction eingeschlichen, der nichts ferner steht, als die daselbst entwickelten Ansichten insbesondere was die Berufung ausländischer Gelehrten anbelangt, zu theilen. Die Redaction der „Oesterreichischen Wochenschrift" desavouirt daher ausdrücklich den ganzen Inhalt der fraglichen Notiz.

* Prof. Dr. Adolf Schmidl hat soeben ein größeres Werk über „das Bihargebirge an der Gränze von Ungarn und Siebenbürgen" mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften (Wien 1863, bei Förster) herausgegeben. Das Buch, über das wir ausführlicher berichten werden, ist mit einer geodätischen Karte und Abhandlungen von Prof. J. Wastler versehen.

* „Ueber steirische Heroldsfiguren" von Fritz Pichler. Graz 1862. Der Verfasser hebt aus der Fülle des Materials der steirischen Heraldik eine Partie, die Heroldsfiguren heraus, und zwar ist hiebei zu bemerken, daß er hierunter nicht nur die gewöhnlich vorzugsweise mit jener Bezeichnung belegten Ehrenstücke, sondern überhaupt alle heraldischen Figuren begreift. Nach einer kurzen Einleitung geht der Autor auf die Quellen für steirische Wappenkunde über, und nachdem er Einiges bezüglich des Nutzens dieser Wissenschaft im Allgemeinen gesagt, giebt er eine übersichtliche Darstellung der

Digitized by Google

Geschichte der steirischen Heraldik. Hieran reiht sich eine gedrängte Aufzählung der im Lande vorkommenden Heroldsfiguren, und der dieselben führenden steirischen Geschlechter. Den Schluß macht die Nachweisung einer Anzahl von Namenwappen. Wir können uns hier nicht in eine Kritik der Abhandlung einlassen, aber indem wir es uns vorbehalten, das Werkchen an einer andern Stelle eingehender zu beleuchten, empfehlen wir dasselbe als einen gelungenen Beitrag zum steirischen Blason der Beachtung der Heraldiker sowohl, als des steirischen Adels. E. E. v. Fr.

* Wie die „Prager Zeitung" vernimmt, ist sämmtlichen Ordinariaten Böhmens, den Landesprälaten, dann den betreffenden Vereinen (Museum Kunstverein, Arkadia u. s. w.) die Förderung und Berücksichtigung eines Unternehmens anempfohlen worden, das in der That als ein hervorragendes Kunstwerk alle Beachtung verdient. Es ist dies nämlich ein Missale, welches der gewesene k. Districtsingenieur Nikolaus Barison herausgiebt, der sich schon seit einer Reihe von Jahren mit der Wiederbelebung der verloren geglaubten Ziselirkunst beschäftigt. Derselbe veröffentlicht nun in der Form eines zum Gebrauche katholischer Kirchen an den höheren Festtagen des Jahres bestimmten chrysographischen Missale Romanum ein auf die Conservirung und Vervielfältigung antiker Miniaturen abzielendes, für Künstler im Allgemeinen, ganz besonders aber für Paläographen, Archäologen, Numismatiker u. dgl. höchst nützliches Werk, auf dessen Verfertigung er durch mehrere Jahre großen Fleiß und bedeutende Kosten aufgewendet hat. Mit allerhöchster Bewilligung wird dieses Kunstwerk in der Wiener Staatsdruckerei im Wege der Chromolithographie vervielfältigt. Dasselbe wird einen Band in Folioformat von beiläufig 600 Seiten bilden und in ungefähr 80 monatlichen Lieferungen (die Lieferung zum Preise von 3 fl. 20 kr.) erscheinen.

* Baron Karl Callot veröffentlicht, „Beiträge zur Höhenkunde des Königreiches Böhmen". Das eben erschienene erste Heft enthält außer der Vorrede und einer Abhandlung über trigonometrische Messungen in Böhmen im Allgemeinen die Höhenmessungen eines Theiles der fünften Terrainsection (der Verfasser hat das ganze Land in 22 Sectionen eingetheilt), welche 7 Bezirke des Leitmeritzer und 12 Bezirke des Saazer Kreises ganz oder theilweise, im Ganzen ungefähr eine Fläche von 45 Quadratmeilen umfaßt. Den Schluß bilden die Gefällsverhältnisse des Elbeflusses von der Einmündung der Eger bis zur Landesgrenze bei Herrnskretschen, bekanntlich dem niedrigsten Punkte Böhmens. Die Seehöhe beträgt hier bloß 60.08 Wiener Klafter über dem adriatischen Meere.

* Der bekannte Uebersetzer des Wieland'schen „Oberon" ins Polnische, Victor aus Baworowo, hat neuerdings eine polnische, von den Blättern sehr gerühmte poetische Uebertragung des Byron'schen „Don Juan" (erster Gesang) in Tarnow herausgegeben.

---

* (Goethe und Sterne.) In der Julilieferung der in Paris erscheinenden freimaurerischen Zeitschrift „Le monde maçonnique", erwähnt A. Hédouin in einem Aufsatze unter der auffallenden Ueberschrift: „Goethe, plagiaire de Sterne", daß Goethe sich einer Anzahl der in Sterne's „Koran" enthaltenen Gedanken bemächtigt und sie in mehr oder weniger wortgetreuer Uebersetzung, aber ohne Angabe der Quelle seinen „Maximen und Reflexionen" einverleibt habe. Es sind 19, von denen die ersten 17 im deutschen Original (XLIX, 119 fg. der Ausgabe von 1833) genau auf einander folgen und, was wohl zu beachten ist, zwischen zwei ausgezeichneten Lobsprüchen auf Lorenz Sterne eingeschachtelt sind. Weitere interessante Bemerkungen über Lorenz Sterne finden sich bei Goethe bald darauf. Goethe hat also Sterne die Ehre gegönnt, die ihm

Digitized by Google

gebührt, und er hat auch schwerlich das von Sterne, einem ja ohnehin so bekannten Autor Entlehnte absichtlich unterschlagen und als sein Eigenes geben wollen. Hédouin, der schon früher in der Pariser „Illustration" sich Goethe's als Menschen gegen seine Widersacher aufs wärmste angenommen, protestirt gegen jeden Verdacht, dem Andenken Goethe's schaden zu wollen, und erklärt sich die Sache so, daß diese Sentenzen unter Goethe's Papieren als bloße Auszüge gefunden und von seinen Herausgebern ihm zugeschrieben und in seine Werke aufgenommen worden seien.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Ranke's „Englische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" ist wiederum durch einen Band, den vierten, bereichert worden; derselbe behandelt den Untergang des Protectorats (1658), die Regierung und Kriege Karls II. bis 1674. läßt also noch einen fünften Band in Aussicht. — „Die Geschichte der Vereinigten Staaten von America" von Dr. K. Friedr. Neumann in Berlin, aus englischen und americanischen Vorarbeiten geschöpft, ist das erste wissenschaftliche deutsche Werk über die Union. Der erste Band führt bis zur Präsidentschaft Th. Jefferson's. — „Deutsch-dänische Geschichte. 1189 bis 1227 von R. Usinger" entrollt die blutigen Kämpfe der Deutschen mit den Dänen nach dem Tode Heinrichs des Löwen um den deutschen Norden. Nord-Albingien und die freien Reichsstädte. — Die „Geschichte der kgl. Porzellanmanufactur in Berlin" ist eine Jubelschrift bei Gelegenheit des hundertjährigen Bestehens dieses Kunstinstitutes, aus der Feder des derzeitigen Directors Regierungsrath Kolbe, die durch einen Ueberblick über die Entwicklung der ceramischen Kunst im Allgemeinen das Interesse auch für weitere technische Kreise in Anspruch nimmt. — Ueber „Island" haben die jüngsten drei Jahre hinreichendes Material geliefert. Eben wieder gelangte ein prachtvolles englisches Werk von Baring-Gould herüber auf den Continent, und in München verläßt eine neue Forschung über diese Insel, seine Gebirge und geologische Bedeutung von G. G. Winkler die Presse. — Tiefe linguistische und archäologische Studien werfen Blasen auf den Markt; aus dem Nachlasse Fr. Windischmanns edirt Spiegel „Zoroastrische Studien, Abhandlung zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran". „Ueber das Gesetzbuch des Manu" betitelt sich eine philosophisch-literaturhistorische Studie von Dr. Fr. Johaentgen; nach der Oxforder Handschrift neu herausgegeben von Theodor Müller in Göttingen beginnt zu erscheinen „La chanson de Roland", unter Beigabe eines vollständigen Glossars; Dr. Joh Kelle in Prag hat den Anfang seines großen Sprachwerkes „Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen" publicirt, für welches vier Bände in Aussicht genommen sind.

In der Zeit der Bergersteigungen und Alpentouren wird ein Buch Theilnahme finden, welches das Erklimmen des Doldenhorns und der weißen Frau (gewöhnlich Blümlisalpe genannt) im Berner Oberland schildert. Die bekannten Verfasser der Gletscherfahrten, Abr. Roth und E. v. Fellenberg, sind die Unternehmer dieser spannend beschriebenen und mit Farbendrucken veranschaulichten Tour.

Zur Unterhaltung trägt Otto Müller, ein guter Name, durch das neueste Product seiner Feder „Zwei Sünder an einem Herzen" einen zweibändigen Roman, bei; auch Berthold Auerbach klopft schon mit seinem Volkskalender an, Edm. Hoefer und Moriz Hartmann sind diesmal seine novellistischen Begleiter; der Herausgeber, der seit „Edelweiß" sein großes Erzählertalent förmlich vergraben zu haben scheint, tritt mit der Darstellung eines Erlebnisses „Böse Saatfrucht" in dem wie immer reizend ausgestatteten Jahrbuche auf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr Leopold Schweiher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Rede bei der feierlichen Inauguration des Rector Magnificus Prof. F. X. Haimerl

am 1. October 1863,

gehalten von Professor **Joseph Unger.**

Hochansehnliche Versammlung!

Es ist althergebrachter löblicher Brauch, daß der Decan des Collegiums, aus dessen Schooß das neue Oberhaupt der Universität hervorgeht, den Mitgliedern der Hochschule und Allen, welche an ihrem Leben und Schicksal Antheil nehmen, ein Bild des Mannes entwerfe, der für die Dauer eines Jahres die höchste akademische Würde bekleidet. Jedermann soll Kenntniß erhalten von dem Lebensgang des neuen Rectors, von der Richtung seines Denkens, der Haltung seines Wesens, um aus Inhalt und Umfang des Geleisteten Richtung und Erfolg der neuen Wirksamkeit vorausbestimmen zu können.

Als derzeitigem Decan des juridischen Professorencollegiums liegt mir die Pflicht ob, die Lebensgeschichte des neuen Rectors zu erzählen. Ich erfülle diese Pflicht mit um so größerer Bereitwilligkeit, als dasjenige was ich mitzutheilen habe in Wenigem, das Wenige in Gutem besteht.

Das Leben des Gelehrten ist ein stilles. In einsamer Abgeschiedenheit von der Welt brütet er über den schwierigsten Fragen seiner Wissenschaft und sucht in die tiefsten Geheimnisse des räthselvoll verschlungenen Lebens einzudringen. Wer kennt sie nicht, diese schwülen Tage, diese schlaflosen Nächte, in denen nicht der Denker den Gedanken, sondern der Gedanke den Denker hat, in denen das wissenschaftliche Problem wie eine peinliche Frage erbarmungslos seine Lösung verlangt und, einer Sphinx gleich, den Unvermögenden in den Abgrund des Zweifels, in die Nacht des Irrthums zurückzustürzen droht! Aber auch an seine Thüre klopft die gestaltende Geschichte mit lautem Finger. Wenn es draußen auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens sich frisch zu regen beginnt, wenn die überkommenen Formen der staatlichen Existenz dem nach erweiterter Thätigkeit ringenden Volksgeiste nicht mehr genügen, wenn die Staatsidee mit lange zurückgehaltener Kraft zu neuen Gestaltungen drängt und die Weltgeschichte auf ihrer unendlichen Freiheitsbahn einen mächtigen Schritt vorwärts macht: da ergeht auch an ihn der Ruf, herauszutreten aus seiner Abgeschlossenheit, mitzukämpfen in dem Kampf für die höchsten Ideen der Menschheit und das friedliche Gut seiner einsamen Denkexistenz einzusetzen für die bedrohten Güter des gemeinsamen Staatslebens. Und er folgt

Digitized by Google

freudig diesem Rufe, greift muthig ein in den Strom der Bewegung und setzt kräftig den Hebel an, um längst veraltete Institutionen hinwegzuräumen, welche der neuen Bildung hindernd im Wege stehen. Ist es ihm dann gelungen, seinen in der Stille gereiften Gedanken eine sichere wohnliche Stätte zu bereiten, oder ist jene traurige Zeit gekommen, in der man verkehrter Weise alles Heil in der „Umkehr" sucht und aus Unmuth und Unwillen über die Wirkungen der Bewegung nichts eiliger zu thun hat, als die Ursachen derselben wiederherzustellen: da kehrt auch er in seine Studirstube zurück und nimmt seine unterbrochene wissenschaftliche Thätigkeit wieder auf, voll des inneren Friedens und der beseeligenden Beruhigung, welche die Wissenschaft ihren hingebenden Jüngern gewährt — in rebus adversis solatium!

In dieser allgemeinen Betrachtung liegt auch der Lebensgang des neuen Rectors in seinen Grundzügen vorgezeichnet.

Franz Xaver Haimerl ist den 15. Februar 1806 in dem Dorfe Grönau bei Marienbad in Böhmen geboren. Seine Eltern besaßen daselbst eine kleine Bauernwirthschaft. Nachdem er in der Pfarrschule zu Ottenrieth dürftigen Elementarunterricht erhalten hatte, zog er, da die Liebe zum Studium in ihm erwacht war, auf das Gymnasium in Eger, wo er bald zu den besten Schülern zählte. Nach Vollendung der Gymnasialstudien ging er nach Wien, wo er sich seinen Unterhalt mühsam als Correpetitor verdiente, und studirte die damals sogenannte Philosophie und Jura. Seine hervorragenden Lehrer in der Rechtswissenschaft waren Egger Dolliner, Winiwarter, Kudler, Springer und insbesondere Wagner. Dieser eminente österreichische Rechtslehrer, der mit kritischer Schärfe des Geistes lebhaften Schwung der Phantasie verband, nahm sich des talentvollen fleißigen Schülers mit väterlicher Liebe an und ernannte ihn nach damaliger Sitte zu seinem Supplenten. Nach Wagners allzufrühem Tode (1833) wurde Haimerl supplirender Professor der Wagner'schen Lehrkanzel und 1836 Professor des Civilproceßrechtes, des Handels- und Wechselrechtes und des Lehenrechtes in Prag. Das Jahr 1848 führte auch ihn auf das politische Feld. Zuerst von dem damaligen Statthalter Grafen Stadion als Vertrauensmann in eine Gubernialcommission berufen, kam er, als diese mit dem St. Wenzels-Comité verschmolzen wurde, in den sogenannten Nationalausschuß, welcher die Vorarbeiten zu dem böhmischen Landtag zu besorgen hatte. Hierauf wurde Haimerl, ohne candidirt zu haben, in zwei Bezirken — Liebenau und Ellbogen — als Deputirter zum constituirenden österreichischen Reichstag gewählt und nahm, nach Ablehnung der Wahl zum Frankfurter Parlament, das Mandat für Ellbogen an. Ueber seine Thätigkeit und Haltung auf dem Reichstag werde ich später Gelegenheit finden zu sprechen. Nach Auflösung des Reichstages in Kremsier kehrte Haimerl zu seinem Lehramt in Prag zurück. Im Jahre 1852 wurde er auf den Vorschlag des Wiener Professorencollegiums an Leebs Stelle nach Wien berufen. An dieser Facultät versah er zweimal das Decanat — in Prag hatte er dasselbe abgelehnt, um Conflicte mit der czechischen Partei zu vermeiden. Im Jahre 1856 wurde er zum

Digitized by Google

Präses der rechtshistorischen Staatsprüfungscommission ernannt. Mittelst allerhöchster Entschließung vom 5. März 1857 erhielt er das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens, nachdem ihm schon früher die große und kleine goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen worden war. Im Winter des verflossenen Jahres wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderath der Stadt Wien entsandt und endlich im Juli d. J. vom Professorencollegium einstimmig zum Rector vorgeschlagen, welchem Vorschlag sich das Doctorencollegium anschloß.

Dies die äußere Lebensgeschichte des neuen Rectors. Betrachten wir nun zunächst seine wissenschaftliche Thätigkeit.

Die wissenschaftliche Thätigkeit Haimerls erstreckt sich hauptsächlich auf drei Gebiete: auf das Lehenrecht, das Handels- und Wechselrecht und das Civilproceßrecht sammt der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Ueberdies führte er die Redaction der von Wagner gegründeten „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit" nach dessen Tode eine Zeit lang fort und gründete später selbst eine juristische Zeitschrift, welche auch in Deutschland vielseitig Beachtung findet. Es kann nicht meine Aufgabe sein, alle die schriftstellerischen Werke Haimerls und die zahlreichen in österreichischen und deutschen Zeitschriften erschienenen Aufsätze in ermüdender Reihenfolge mit statistischer Genauigkeit aufzuzählen. Eben so wenig will ich jene Eigenschaften besonders rühmend hervorheben, welche sich bei jedem besseren Schriftsteller von selbst verstehen: den Fleiß, den Friedrich August Wolff die Tapferkeit des Gelehrten nannte, den Scharfsinn, die Gründlichkeit und die Gewissenhaftigkeit. Was mir in den Arbeiten Haimerls am meisten Beachtung zu verdienen scheint, das ist die wissenschaftliche Methode, welche er befolgt. Ich kann sie kurz bezeichnen als die Wiederanknüpfung des österreichischen Particularrechtes an das gemeine deutsche Recht, als die Wiederherstellung des Zusammenhanges zwischen beiden.

Gar lange Zeit hat man in Oesterreich zum entschiedensten Nachtheil der Rechtswissenschaft diese genetische Verbindung unseres Particularrechtes mit dem römisch-deutschen Mutterrechte außer Acht gelassen. Im Besitz von Gesetzbüchern, welche dem unmittelbarsten Bedürfniß des praktischen Lebens genügen, kümmerte man sich in der Regel weder um die historische Entstehung, noch um die technische Structur des Rechtes, sondern begnügte sich mit der sogenannten Erklärung des Gesetzes aus sich heraus, gleich als wäre das Gesetz eine willkürliche voraussetzungslose Schöpfung des Gesetzgebers aus dem Nichts. So löste sich die österreichische Rechtswissenschaft endlich in die Jurisprudenz des sogenannten gesunden Menschenverstandes auf, d. h in ein willkürliches subjectives Raisonnement ohne leitende Principien und ohne feste Disciplin. Und in dieser historischen und geographischen Abgeschlossenheit beharrte die österreichische Jurisprudenz noch zu einer Zeit, als die Rechtswissenschaft in Deutschland jene riesigen Fortschritte machte, wodurch für die Auffassung des Rechtes eine tiefere philosophische Grundlage gewonnen und für die Behandlung desselben eine wahrhaft wissenschaftliche Methode begründet wurde. Doch wir

Digitized by Google

müssen gerecht sein. Man verfiel in Deutschland nicht selten in das entgegengesetzte Extrem. Vergaß man in Oesterreich über der Gegenwart die Vergangenheit, so vergaß man in Deutschland gar häufig über der Vergangenheit, in deren Studium man sich liebevoll vertiefte, die Gegenwart, für deren dringendste Bedürfnisse man keinen Sinn hatte. Ignorirte man in Oesterreich den eigentlichsten Grundzug aller modernen Erkenntniß: die historische Entwicklung, so verkannte man im übrigen Deutschland nicht selten, daß es noch etwas höheres gebe, als die Geschichte des Rechts: das Recht der Geschichte, in immer fortschreitender Entwicklung neue Bildungen und neue Erscheinungsformen der ewigen Idee hervorzutreiben. Hier wie dort ist es in der letzten Zeit anders und besser geworden. In der Verbindung des particulären Rechtes mit dem gemeinen und des gemeinen Rechtes mit dem particulären und in der bewußten Fortbildung des Rechtes auf gemeinsamer nationaler Grundlage — darin liegt, wie ich glaube, der große Fortschritt, welchen die Jurisprudenz in den letzten Jahren in Oesterreich wie in Deutschland gemacht hat. Man erkennt auf der einen Seite an, daß das geltende Recht ohne seine geschichtlichen Grundlagen weder verstanden noch wissenschaftlich dargestellt werden könne, daß die Gesetzgebung nicht das Product subjectiver Willkür, sondern das Resultat objectiver Nothwendigkeit sein müsse, und daß ihre Aussprüche nicht aus der leeren Abstraction zu holen, sondern aus dem in seinen Grundtiefen erkannten vollen Leben zu schöpfen seien. Dagegen erkennt auch die sogenannte historische Schule — welche durch diesen unpassend gewählten Namen in den falschen Schein eines feindlichen Gegensatzes zur Philosophie, diesem tiefsten Grund und letzten Schluß aller Weisheit, gebracht wurde —, daß das positiv geltende Recht deßhalb allein nicht auch schon das vernunftgültige Recht sei, daß das Gesetzesrecht höher stehe als das Gewohnheitsrecht, wie der Gedanke höher als das Gefühl und der Begriff höher als der Instinkt, und daß unser modernes vielverzweigtes Leben unabweislich der umfassenden Codification bedürfe.

An allen diesen Bestrebungen nun hat unser neuer Rector nach Kräften Antheil genommen: als Lehrer wie als Schriftsteller und als Mitglied von Gesetzgebungscommissionen. So hat er insbesondere das Verdienst, dem Lehenrecht, dieser vertrockneten Reliquie des Mittelalters, eine mehr wissenschaftliche Fassung gegeben zu haben. Interessant ist der Umstand, daß Haimerl von dem früheren Minister Bach in einer Zuschrift vom 15. Mai 1849 aufgefordert wurde, ein Gutachten über die damals projectirte Allodialisirung der Lehen abzugeben, da — wie es in dem Rescripte heißt — „bei der grundgesetzlich ausgesprochenen Entlastung von Grund und Boden sich auch das in den meisten Kronländern so weit verzweigte Lehensband nicht länger mehr aufrecht erhalten lassen und die Nothwendigkeit bedingen wird, für die Allodialisirung der Lehen im Wege der Ablösung gesetzliche Fürsorge zu treffen". Bekanntlich unterblieb auch diese Reform und erst der jetzt tagende Reichsrath hat in seiner ersten Session sich mit dieser Frage vor allen anderen beschäftigt. Von größerer Bedeutung noch sind die Bestrebungen Haimerls, eine Reform unserer — um einen Ausdruck Maria Theresia's zu

Digitized by Google

gebrauchen — abusive sogenannten Gerichtsordnung herbeizuführen Ist der neue Rector auch nicht Mitglied der in Hannover berathenden Commission für eine gemeinsame deutsche Civilproceßordnung, so hat er mittelbar doch nicht geringen Antheil an dem gehofften Zustandekommen des gemeinsamen Gesetzes. Denn er hat durch die geschilderte Methode in Schrift und mündlicher Lehre wesentlich dazu beigetragen, den Boden für die neue Ordnung der Dinge vorzubereiten; er hat Sinn und Verständniß für Nothwendigkeit und Richtung der Proceßreform nach allen Seiten hin gefördert. Insbesondere war er seit jeher ein lebhafter Anhänger und warmer Vertheidiger der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Proceßverfahrens, jener beiden Grundprincipien, für welche schon Feuerbach in so unübertrefflich schöner Weise eingetreten ist. Der Segen, den wir von einer auf diesen Grundlagen beruhenden Proceßordnung mit Zuversicht erwarten, wird nicht nur auf dem Gebiete der praktischen Rechtspflege in reichem Maße eintreten, sondern auch der Wissenschaft des Privatrechtes zu Theil werden. Der Rechtsstreit wird sich aus einem Streit um Thatsachen und über Beweisfragen in einen Streit über Rechtsfragen erheben und der Sieg jenem zufallen, der mit der gründlichsten Kenntniß der Rechtsinstitute die schärfste Analyse des einzelnen Rechtsfalles zu verbinden versteht. Ueberhaupt wird in einem kurzen Zeitraum unser Rechtsleben auf allen Gebieten ein ganz anderes geworden sein. Wenn der geistvolle Beschwörer des Geistes des römischen Rechts, wenn Ihering den Satz ausgesprochen hat: „Die gegenwärtige Generation der (gemeinrechtlichen) Juristen muß darauf gerüstet sein, das römische Recht in seiner bisherigen Gestalt scheiden zu sehen", so gilt dieser Satz noch viel mehr für den österreichischen Juristen: die gegenwärtige Generation der österreichischen Juristen muß darauf gerüstet sein, das österreichische Recht in seiner bisherigen Gestalt und, was noch viel wichtiger ist, mit seinem bisherigen Gehalt scheiden zu sehen. Das neue Wechsel- und Handelsrecht ist bereits ins Leben getreten; eine gemeinsame Civilproceßordnung und eine neue Concursordnung sind in Berathung; Strafgesetz und Strafproceß gehen der dringend benöthigten Reform entgegen; selbst an das bürgerliche Gesetzbuch — ein Gesetz, welches für die Zeit seiner Abfassung vortrefflich zu nennen ist, welches jedoch den Anforderungen der heutigen Wissenschaft und den vermehrten Bedürfnissen des gesteigerten Verkehrslebens durchaus nicht mehr zu genügen vermag — selbst an eine wichtige Partie des bürgerlichen Gesetzbuches wird zur Zeit in Dresden die ändernde Hand gelegt. Aber auch auf einem höheren Gebiet, auf dem des öffentlichen Rechts geht die Umgestaltung vor sich; ja, hier muß alles erst neu geschaffen werden: ein neues Staatsrecht, ein neues Verwaltungsrecht, eine neue Administrativjustiz. So regt es sich lebendig auf allen Gebieten des Rechtes und drängt zu neuen Gestaltungen: ehe zwei Lustren vorüber sind, wird in Oesterreich ein neues mächtiges Rechtsgebäude entstanden sein. Da sehe denn jeder zu, daß er sich tüchtig rüste, um den schweren Ansprüchen der Zeit, die den ganzen Mann fordert, zu genügen. Es ist ein schönes Wort Goethe's: „Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum

Digitized by Google

Vorschein kommen". Es ist endlich Zeit, daß auch Oesterreich seine Stimme erhebe auf allen Gebieten der Wissenschaft, vollwiegend aber auch vollgewogen, vollberechtigt aber auch vollleistend. Es ist endlich Zeit, daß Oesterreich überall voranschreite, wo es sich um Wissenschaft und Kunst, um Bildung und Gesittung handelt. Dies wird zugleich am besten geeignet sein, Oesterreichs in so schwungvoller Weise begonnene Politik der That in Deutschland auf das kräftigste zu unterstützen. Denn das deutsche Volk fällt nur jenem auf die Dauer zu, der ihm auch die idealen Güter des Lebens zu gewähren vermag und der es versteht, seinen nach tiefster Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge strebenden Sinn, seinen nach freiester Gestaltung aller Lebensverhältnisse ringenden Geist zu befriedigen.

Ich habe das Gebiet der Politik berührt. Auch auf diesem Felde begegnen wir dem neuen Rector in achtunggebietender Weise.

Auf dem Reichstag zu Wien und Kremsier nahm sich Haimerl in warmer Weise der Schulangelegenheiten an. Hauptsächlich auf seinen Antrag wurde eine Schulsection gebildet und der Vorsitz derselben ihm übertragen. Sein eifriges Wirken in dieser pädagogischen Richtung, welches von manchen Seiten durch Dankadressen anerkannt wurde, ist von guter Vorbedeutung für das Schicksal unserer Universität, da bekanntlich der jeweilige Rector ipso jure Sitz und Stimme auf dem Landtag hat. Von größerer Bedeutung und aller Anerkennung würdig ist Haimerls politische Haltung, die Festigkeit und Ausdauer, mit welcher er, wie früher in Böhmen, so auf dem Reichstag zu der deutschen Partei stand. Hier wie dort trat er mit muthiger Entschlossenheit den unberechtigten Ansprüchen jener Partei entgegen, welche die Befriedigung nationaler Gelüste höher stellt, als die Erfüllung staatlicher Pflichten, welche den Faden der Geschichte dort wieder künstlich anzuknüpfen sucht, wo er vor nahezu 250 Jahren abriß, und in krankhafter Ueberspannung ihrer Anforderungen es endlich bis zu jenem politischen Selbstmord brachte, der in der Niederlegung des Mandats besteht. Wir dürfen hoffen, daß Haimerl als Rector von derselben Gesinnung beseelt sein wird, wie als Deputirter. Ist doch die Universität Wien in mancher Beziehung ein Abbild des österreichischen Staates. Trotz der Mannigfaltigkeit der Nationen, welche sich an ihr vereinigt finden, und trotz des Umstandes, daß an ihr in verschiedenen Sprachen vorgetragen wird, ist die Universität doch durch und durch eine deutsche, und die Wissenschaft, die an ihr gelehrt wird, nur die deutsche. Und wie der österreichische Staat die verschiedensten Völkerschaften zu einer höheren politischen Einheit zusammenfaßt so sammelt die Universität die mannigfachen Strahlen des wissenschaftlichen Geistes zu einem gemeinsamen Brennpunkt und sichert und fördert gegenüber der immer mehr überhandnehmenden einseitigen Fachkenntniß die nothwendige Universalität der wissenschaftlichen Bildung.

Ueberblicken wir die gesammte politische und wissenschaftliche Thätigkeit des neuen Rectors, nehmen wir dazu die bekannte Entschiedenheit seines Wesens und die pünktliche Genauigkeit seiner Pflichterfüllung, so können wir mit Zuversicht

Digitized by Google

erwarten, daß seine Amtsführung eine ersprießliche sein wird, und daß er den schwierigen Fragen gewachsen ist, zu deren Lösung er, wenn auch nicht allein, so doch im kräftigen Zusammenwirken mit Anderen, berufen ist.

Zwei Aufgaben sind es vor allem, welche mit dem vollen Gewicht ihrer Bedeutung demnächst an uns herantreten dürften. Die Lehr- und Lernfreiheit, welche — wie wir stets dankbar anerkennen werden — in den ersten Jahren des Ministeriums Thun ins Leben gerufen wurde, ist späterhin unter der Einwirkung fremdartiger Einflüsse in bedauerliches Schwanken und Stocken gerathen: sie muß mit aller Energie in neuen frischen Fluß gebracht werden. Denn nur dort, wo die vollste Freiheit der wissenschaftlichen Forschung verbürgt und es ungehindert gestattet ist, die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchung offen mitzutheilen und nach eigener Wahl entgegenzunehmen, nur dort, wo diese freie frische Lebensluft weht, vermag der Wunderbaum der Wissenschaft zu gedeihen und die goldenen Früchte reifer Erkenntniß zu tragen. Die Wahrheit hat in sich selbst die Kraft, die Irrlehre zu bekämpfen: Unterdrückung einer mißliebigen Ansicht von amtswegen ist nicht ein Triumph, sondern eine Verkümmerung der Wahrheit. Wie die Freiheit der Lehre eines neuen Impulses, so bedarf die Ordnung der Universität einer neuen Grundlage. Das Jahr, in dem unser neuer Rector fungirt, vollendet das halbe Jahrtausend des ruhmvollen Bestehens unserer Universität. Es wäre zu wünschen, daß, ehe das neue Halbjahrtausend beginnt, die Universität aus der zwitterhaften Stellung, in der sie sich gegenwärtig befindet, befreit würde und daß der rein wissenschaftliche Charakter der Hochschule so wie ihre volle Selbstständigkeit in neuen zeitgemäßen Statuten ihren bestimmten unzweideutigen Ausdruck fänden. An diese Aufgabe mag man muthig und unverzagt schreiten. Denn jede Zeit hat das vollste Recht, sich ihr eigenes Recht zu schaffen, und jede Generation ist vollauf berechtigt, sich ihren eigenen Stiftsbrief auszufertigen!

So wollen wir denn hoffen, daß in dem beginnenden Rectoratsjahre unsere altehrwürdige Universität zu neuem Ruhm und Glanz gelangen, daß der reine Strahl der Wissenschaft weithin leuchten werde, ungebrochen durch das Prisma politischer Differenzen, ungetrübt durch das dunkle Glas religiöser oder nationaler Unduldsamkeit. Wir dürfen mit Zuversicht erwarten, daß der neue Rector bei allen Gelegenheiten und an allen Orten, im Consistorium wie im Landtag, nur das Interesse der Wissenschaft und die Wahrung der freien Selbstbestimmung der Universität vor Augen haben wird, daß er nicht der bureaukratische Vorstand einer höheren Lehranstalt, sondern daß er der Spiritus Rector der alma mater scientiarum sein wird!

Und mit diesen Hoffnungen begrüße ich, kraft meines Amtes der Erste, den neuen Rector und lade ihn ein Besitz zu ergreifen von seiner neuen Würde.

Digitized by Google

Das Schützen- und Schießstandswesen in Tirol.

Das Schützenwesen in Tirol hängt von alten Zeiten her innig mit der Wehrverfassung dieses Landes zusammen. Frühzeitig fand der mannhafte Sinn der Bevölkerung seine Lust am Umgang mit dem Geschoß, den die Landesverfassung und andere Verhältnisse dann sehr bald zu einem ernsten Berufe ausbildeten. Der eifrigen Pflege des Schützenwesens im Volke verdankte es während des Mittelalters der Landesadel, daß, so oft er in unruhigen Zeiten und bei Feindesgefahr die zinspflichtigen Bauern zum Zuzuge aufrief, geübte Schützen unter seine Banner traten, und als nach den schlimmen Tagen von Constanz Friedrich mit der leeren Tasche 1416 mit Umgehung des zum Theil schwierigen und durch den Elephantenbund gegen die landesfürstliche Macht geeinigten Adels sich unmittelbar an die Bauern wendete und sie unter die Waffen rief, trat nun vollends an die Stelle der alten Feudalmilitärverfassung Tirols ein vorwiegend volksthümliches Wehrsystem, das dem Landmanne den fleißigen Umgang mit der Schießwaffe noch näher an das Herz legte.

Da das Schützenwesen in Tirol weit hinter die Epoche des Aufkommens der Feuerwaffen zurückreicht, so waren ursprünglich Armbrust und Pfeil die Waffen, mit denen der Schütze seinem Ziele nachging, und auch noch geraume Zeit später, nachdem im Felde durch das Feuergewehr die Armbrust bereits verdrängt worden war, mochten die Tiroler sich nicht von dieser, durch altes Herkommen ihnen lieb gewordenen Waffe trennen. Kaiser Maximilian I., der in jüngeren Jahren selbst die Armbrust meisterhaft handhabte, entzog ihr zwar nachmals, durch die gewaltige Wirkung des Feuerrohres bestochen, seine Gunst, weil, wie er in seinen Memoirenbüchern sagt, der „armbrost zu schwach ist und nit zu weyt wo der polz nit tragt, dann der polz oder Geschoos schlegt sich und ist wider die Natur, dann es Nymannt trift". Im Jahre 1507 verbot er sogar die Armbrust für den beabsichtigten Römerzug; dennoch gebrauchte er selbst in dem nämlichen Jahre bei den Festspielen, die der Eröffnung des Reichstages zu Constanz vorangingen, die Armbrust zum Ritterschusse und gewann den Preis.

Auf die ursprüngliche Waffe der Schützenvereine deutet schon die frühere Benennung der letzteren hin; sie nannten sich gewöhnlich „Sebastians-Bruderschaften", nach dem Märtyrer, den die Pfeile durchbohrten und welchen deßhalb die älteren Schützengesellschaften zu ihrem Schutzpatron erwählten. Uebung mit „Kurzweil" vereinigt, war der Zweck dieser Bruderschaften, die sich in adelige und gemeine oder gemischte gliederten, wie denn in Bozen sich die adelige Schützengesellschaft lange neben der bürgerlichen erhalten hat. Jede solche Gesellschaft hatte eigene Statute und zwar in Tirol bis zum Jahre 1736, in Vorarlberg sogar bis zum Jahre 1845. Gewöhnlich wird darin der Vortheil für die Vertheidigung des Vaterlandes hervorgehoben, in vielen auch darauf hingewiesen, daß das Zielschießen eine löbliche, wohlanständige Uebung und ein Hinderniß vieles Bösen sei. Wie in den alten Artikelbriefen und Chargeninstructionen, wurde auch in diesen Statuten auf fromme,

Digitized by Google

gottesfürchtige Gesinnung gedrungen; die meisten alten Schießstandsordnungen enthielten einen eigenen Paragraphen, welcher über die Bestrafung derjenigen Schützen handelte, die auf dem Schießstande eine Gotteslästerung, eine Lästerung der h. Dreifaltigkeit, der h. Jungfrau oder der Heiligen sich zu Schulden kommen ließen. Beinahe noch strenger aber waren die Strafen gegen Störungen des eigentlichen Zweckes, denn eine solche Schießstandsordnung verfügte z. B., daß einer, „der über die ausgesteckte March des Schießstands geht, unverschämt", und der Zieler, der ein Loch in der Scheibe nicht findet, „entsetzlich gepeitscht werden soll".

Da der eigentliche Zweck dieser Schießübungen denn doch die Vertheidigung des Vaterlandes blieb, indem die männliche Bevölkerung dadurch in den Stand gesetzt wurde, das zu erlernen, was in den Zeiten der Gefahr sich nöthig erwies, so wurden sie von den Landesfürsten und Obrigkeiten von jeher begünstigt und gefördert. Man ermunterte zur Aufrichtung neuer Schießstände, unterstützte sie durch Geldbeiträge und bewilligte ihnen Bestgaben, die dann jährlich sich wiederholten.

So heißt es in einer Urkunde Kaiser Maximilians I. vom 10. April 1505: „Wir bekennen, daß Graf Rudolf von Montfort eine Stiftung zu Feldkirch gethan und deßhalb den gemeinen Armbrustschützen daselbst alle Jahr einen Ochsen oder dafür fünf Pfund Pfenning, darum zu schießen und zu kurzweilen geordnet hat, dagegen alsdann dieselben Schützen ihm, auch Unsern vorordern Fürsten und Herrn von Oesterreich ein Begänknuß und Jahrzeit jährlichen und löblichen halten sollen, als sie auch bisher gethan, darauf Wir ihnen dann den Ochsen aus Unserem Huebamt reichen und geben lassen haben, welche Stiftung nach Abgang des Grafen Rudolf an Unsere Vorvordern und nunmals an Uns übergegangen ist". — Statt des Ochsen und der demselben gleichgestellten fünf Pfund Pfenning erhält der Schießstand Feldkirch noch jetzt den nach dem damaligen Werthe (1 Pf. = 1 fl. 8½ kr.) entfallenden Betrag von 5 fl. 42½ kr. C. M. aus der Rentamtscasse.

In Bregenz bestand zur Zeit Kaiser Maximilians ebenfalls eine Schützengesellschaft, die „Sebastians-Bruderschaft", welcher nebst dem Kaiser und vielen Grafen und Herren auch Bürger von Bregenz einverleibt waren.

In den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts kam auf den Schießständen Tirols neben der Armbrust auch bereits das Feuergewehr, die Büchse, in Anwendung, denn im Jahre 1573 richtete der Erzherzog Ferdinand, Graf zu Tirol, ein Ladschreiben an jeden Schützenmeister und Schießgesellen, „baider Geschoß Stahls (Armbrust) vnd Püchsen". Auf der Stahlzielstatt sollten 24, auf der Büchsenzielstatt 20 Schüsse gethan werden, die Schußweite für den Stahl 100, für die Büchsenschützen 260 Insbrucker Ellen sein. Alle Arten Feuerröhre, „sy seyen Glat, geschraufft, zogen oder gerissen", waren gestattet. Der Erzherzog widmete für jede der beiden Zielstätten 100 Goldkronen, die der beste Schütze nebst einer seidenen Fahne erhielt.

Dieses Freischießen wurde am 16. Februar 1574 zu Innsbruck abgehalten und gestaltete sich überaus glänzend, denn auf die Einladung des Erzherzogs

Digitized by Google

erschienen auch der Herzog Albrecht von Baiern mit seiner Gemahlin und zwei Söhnen, der Herzog von Ferrara und der Erzbischof von Salzburg als Gäste. Es war von 120 Schützen aus dem Herrnstand und Adel besucht und die Gesammtzahl der Schützen, die zum Theil auch aus anderen deutschen Ländern und Städten und aus der Schweiz sich hier versammelten, belief sich auf 350. An den Adel war ein besonderes Ladschreiben ergangen und auch eigene Preise für denselben ausgesetzt. Das erste Kleinod bestand in sieben vergoldeten und façonnirten „Credenztischlen", das andere in eilf großen silbernen und vergoldeten Trinkgeschirren, jedes Best im Werthe von 500 fl. Das erste gewann der herzoglich baierische Jägermeister Georg v. Etzendorf, das zweite Christoph v. Botsch, Verwalter der Hauptmannschaft zu Rattenberg. Von den für die bürgerliche Classe ausgesetzten Besten zu 100 Goldkronen, gewann das erste Hans Bogner von Mengen aus dem Vorderösterreichischen, das zweite Hans Fischeisen aus Schwaz.

In neuerer Zeit war eines der glänzendsten Freischießen jenes, welches weiland Se. Majestät der Kaiser Franz I. im Jahre 1816 den wackeren Tiroler Schützen gab, als er mit seinem ganzen Hofstaate nach Innsbruck kam, um hier die Huldigung des Landes entgegenzunehmen. Die zwölf Hauptbeste bestanden im 1055 Ducaten, die vier Kranzbeste in 250, die vier Schleckerbeste in 28 Ducaten. Allen diesen Besten wurden prachtvolle Fahnen beigefügt. Ferner waren noch goldene Medaillen zu gewinnen, und zwar vier mit je 20 Ducaten, fünf mit je 10 Ducaten, fünf mit je 3 Ducaten im Gewichte, nebst mehreren silbernen Medaillen. Im Ganzen wurden 1478 Ducaten verabreicht und 3678 Schützen betheiligten sich an diesem prachtvollen Kaiserschießen.

Seit jener Zeit hat das Schießstandswesen in Tirol fortwährend ansehnlich zugenommen. Während im Jahre 1816 die Zahl der Schießstände nicht mehr als 96 betrug, war sie neun Jahre später bereits auf 162 gestiegen. Noch höher stieg sie in Folge der Schießstandsordnung vom Jahre 1845, und im Jahre 1860 gab es schon 326 Schießstände. In ähnlichem Verhältnisse hat sich auch die Zahl der Scheibenschützen vermehrt, und zwar seit dem Jahre 1816 um mehr als 9000.

Welche Fortschritte endlich die Schießkunst in jüngster Zeit gemacht hat, ergiebt sich aus einem Vergleiche der beiden Freischießen vom Jahre 1816 und vom Jahre 1855. Im ersteren Jahre schossen die Schützen nur 2137 Schwarz, obwohl das Mahl 6 ½ Zoll im Durchmesser hatte; im Jahre 1855 aber fielen auf dem Haupt 2822 Schwarzschüsse, trotzdem daß das Schwarz bloß 5 ½ Zoll im Durchmesser hatte.

Das freudige Treiben auf den Schießständen war aber kein unfruchtbares, sondern die Uebung, die hier erlangt wurde, verwertheten die Schützen Tirols gar oft im Dienste des Vaterlandes. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts scheint die Armstbrust gänzlich durch das Feuerrohr verdrängt worden zu sein, denn in der im Jahre 1605 aufgerichteten tirolischen Zuzugsordnung ist bloß noch von Musketieren und Hakenschützen die Rede. Im Jahre 1646 vereinigte sich der Erzherzog Ferdinand Karl mit den Ständen Tirols, eine Anzahl von 1500 Jägern oder

Digitized by Google

Zielschützen zum Zwecke der Landesvertheidigung anzuwerben und den Schützen besondere Exemtionen zu ertheilen. Später wurde die Anzahl dieser von der Landschaft angeworbenen und vorzugsweise zur Landesvertheidigung verpflichteten Schützen auf zwölf Compagnien gebracht, die übrigen Feuer- und Scheibenschützen sollten nach der Zuzugsordnung Kaiser Leopolds I. vom Jahre 1704 vorzugsweise als die Tauglichsten in die ersten Zuzüge gestellt werden. Alle Schützen hießen Scheibenschützen; hingegen nannte man Scharfschützen damals bloß diejenigen, welche in Folge der Anwerbung unmittelbar zur Landesvertheidigung verpflichtet waren. Die übrigen Feuer- und Scheibenschützen hatten, wie bemerkt, keine directe Verpflichtung, nur konnten sie in die Zuzüge ausgehoben werden.

Um die Vertheidigungskraft zu vermehren und das Schützenwesen zu befördern, wurde bald nachher auf Veranlassung Kaisers Karl VI. von den Ständen beschlossen, die angeworbenen Scharfschützencompagnien von zwölf auf sechszehn zu bringen, neben den landesfürstlichen Gnadengaben auch solche aus der landschaftlichen Casse zu verabfolgen und dort, wo es keine Schießstände gab, solche zu errichten. Im Jahre 1733 ließ dann der Kaiser die Schützen des ganzen Landes durch eigene Commissäre beschreiben und diejenigen, welche sich freiwillig zur Uebernahme der Landesvertheidigungspflicht herbeiließen, in Compagnien eintheilen. Dies ist der Ursprung der freiwilligen Schützencompagnien gegenüber den angeworbenen. Der gute Erfolg zeigte sich bald und wurde von Kaiser Karl VI. durch Gewährung verschiedener Vorrechte und Begünstigungen belohnt. Auch späterhin wurden die Schützen durch bare Unterstützung ermuntert neue eigene Compagnien zu errichten oder einer schon bestehenden, in der Nähe befindlichen Compagnie beizutreten.

Nebstdem war man bemüht, durch Auszeichnungen anderer Art den militärischen Sinn der Schützen zu beleben. So gestattete im Jahre 1768 die Kaiserin Maria Theresia den Officieren der Tiroler Scharfschützen gleich jenen der Wiener bürgerlichen Schützencompagnie das Tragen des Portepée, der Schnüre und Quasten, und resolvirte, daß, wenn sich künftig wieder eine Hofreise über Innsbruck ergebe, die Tiroler Scharfschützen die Hauptwache am Ende des sogenannten Rennplatzes linker Hand neben jener des Militärs haben sollten.

Während der Regierung des Kaisers Joseph II. hatte auch die Landesvertheidigung in Tirol eingreifende Veränderungen erfahren. Die Schlösser und Festungen des Landes, welche den Feind hätten aufhalten können, waren rasirt, alles leichte und schwere Geschütz nebst der Munition weggezogen, die Landmiliz aufgehoben, die Schützencompagnien nicht ergänzt worden. Das Kriegsjahr 1796 fand daher Tirol in ziemlich schutzlosem Zustande. Doch an dem muthigen und treuen Sinne der Männer Tirols hatte sich nichts geändert und der am 17. Mai erlassene Aufruf des Landeshauptmanns Grafen v. Wolkenstein fand sofort den freudigsten Anklang. Zugleich erfolgten nähere Verordnungen. Die Schützen, welche man so weit es möglich mit Stutzen gleich den Feldjägern armiren werde, die aber einstweilen ihre eigenen Gewehre zu gebrauchen hätten, sollten, wie es bisher üblich, ihre Hauptleute selbst wählen, den übrigen armirten Landleuten aber Officiere, so

Digitized by Google

viel thunlich von Eingebornen, und ersteren auch die Stabsofficiere beigegeben, alle jedoch unter einen commandirenden General gestellt werden. Die Unterthanen erhielten die Versicherung, daß man sie dem regulirten Militär nie unterstellen, sondern sie immer abgesondert in ganzen-, halben- oder Viertelcompagnien zur Vertheidigung des Vaterlandes benutzen und im wirklichen Dienste mit dem Tractament gleich dem regulirten Militär und den Feldjägern versehen werde.

Das Unternehmen hatte den schnellsten und günstigsten Fortgang. Schon am 16. Juni konnte der Feldzeugmeister Baron Alvinzy von Innsbruck aus dem Hofkriegsrathspräsidenten Feldmarschall Grafen v. Nostiz melden, daß nach der Versicherung der Stände bereits 7 bis 8000 Mann auf den Päßen vertheilt ständen und daß man, wie er glaube, erforderlichenfalls eine sehr große Anzahl aufbringen könnte.

Anfangs wurden nur wenige der sich Meldenden angenommen, aber bald bewogen die Umstände den Feldmarschall Grafen Wurmser, eine Vermehrung der tirolischen Landesvertheidigungsmannschaft zu verlangen. Unter'm 30. August befahlen Se. Majestät: daß bei gegenwärtigen drangvollen Kriegsereignissen der Landeszuzug und das Aufgebot nach den Fundamentalgesetzen des Landes selbst sogleich auf die Macht von 20.000 Mann gesetzt und diese aus Scharf- und Flintenschützen oder Militioten bestehende Mannschaft auf die Grenzen hinaus beordert werden solle. Die Mannschaft von Militioten sowohl als von Scharfschützen sei in Compagnien einzutheilen und jeder Compagnie werde gestattet, ihre Officiere mit Gutheißen der Landesdefensionsdeputationen selbst zu wählen.

Schon mit Anfang September gab es 46 Tiroler Jäger- und Militiotencompagnien mit 5388 Köpfen. Außerdem waren in der Scharnitz zwei, und gegen Baiern auf den Päßen zu Achen und Kufstein vier bis fünf Compagnien in der Errichtung. Das wackere Verhalten dieser Landesvertheidiger während des Feldzuges 1796 wurde öffentlich belobt, und an jene, die sich durch Muth und Treue besonders hervorgethan, wurden durch den commandirenden General eigens geprägte Ehrenmedaillen vertheilt.

In derselben Zeit wurden Verfügungen zum Masseaufgebot der wälschen Confinanten getroffen. Der Erfolg überstieg jede Erwartung. Allenthalben wurden neue Schützencompagnien errichtet, und jeder Einzelne zeigte seine Bereitwilligkeit, zur Vertheidigung herbeizueilen. Es wurde bestimmt, daß die mit den kaiserlichen Truppen gegen den Feind vorrückenden Tiroler Schützen von dem Tage an, wo sie aus Tirol abrückten, ganz den Tiroler Scharfschützencorps in der Gebühr gleichgehalten werden, die Militioten aber, wenn sie so weit von ihren Wohnorten verlegt würden, daß sie aus denselben ihre Naturalverpflegung nicht erhalten könnten, sondern um bares Geld leben müßten, wie die Infanteristen der Linie zu behandeln seien. Zur weiteren Sicherheit dieser wackeren Leute und um die Ranzionirung zu erleichtern, wurde auf Antrag des Feldzeugmeisters Alvinzy der gegen den Feind verwendeten Tiroler Vertheidigungsmannschaft der Name: die „Loudonischen Schützen" beigelegt. Da endlich gleichwohl der Feind den in seine Gefangenschaft gerathenen

Digitized by Google

bewaffneten Landleuten den militärischen Charakter absprach, sie daher häufig mißhandelte und sogar erschoß, so drohte der Feldzeugmeister Alvinzy diesen Grausamkeiten Repressalien entgegenzusetzen und für jeden so behandelten Tiroler zwei feindliche Gefangene erschießen zu lassen.

Die Tiroler Landesvertheidigung der Jahre 1796 und 1797 trug bereits die Keime der Vertheidigung für den Feldzug 1799 in sich. Von den in den erstgenannten beiden Jahren an die tirolische Aufgebotsmannschaft vertheilten Feuergewehren waren gleichsam in der Vorahnung bald sich erneuernder Kämpfe bloß 864 Stücke an das Innsbrucker Zeughaus zurückgestellt, die übrigen aber den Landleuten in den Händen gelassen worden. Seit dem Herbste 1798 geschahen weitere Vorkehrungen. Wiederum wurden einige tausend Gewehre mit der angemessenen Munition nach Innsbruck geschickt, für ähnlichen Nachschub gesorgt und zugleich die Einleitung getroffen, den ausrückenden Compagnien einige kleine Kanonen mitzugeben, wie sie in den hohen Gebirgen sich gut anwenden ließen und schon während des letzten Krieges erfolgreiche Dienste geleistet hatten.

Auch diesmal erweiterte der obligate Dienst sich von selbst zum ausgedehnteren freiwilligen Dienste. Nachdem nämlich die Belagerung von Mantua sehr dringend geboten, das unter dem Feldzeugmeister Kray stehende Corps aber zu dieser Unternehmung zu schwach war und daher durch die Garnison von Verona verstärkt werden mußte, der letztgenannte Platz jedoch nicht ohne Besatzung gelassen werden durfte, so erfloß am 28. Mai 1799 ein Allerhöchstes Handbillet: Se. Majestät versähen sich von der erprobten Treue und Anhänglichkeit der braven Tiroler Schützen, daß sie, obschon sie nicht verbunden wären außer Lande zu dienen, doch in diesem wichtigen Zeitpunkte sich freiwillig herbeilassen würden, entweder die Garnison von Verona so lange als es nothwendig sein sollte zu versehen oder sonst, wo es erforderlich, Dienste zu leisten.

Noch ehe diese Aufforderung geschah, hatten einige Schützencompagnien sich erboten, über die Grenze mitziehen zu wollen, und ihnen schlossen jetzt noch viele andere sich an. Um sie vor übler Behandlung von Seite des Feindes zu schützen, wurde ihnen auf hofkriegsräthliche Weisung das Ansehen eines eigenen Militärcorps gegeben.

Während der Belagerung von Mantua standen bei dem Corps des Feldzeugmeisters Kray 20 Tiroler Landesschützencompagnien wirklich in der Dienstleistung, und mit Anfang Juli 1799 waren noch fünf andere solche Compagnien in der Errichtung begriffen, welche ebenfalls die Bestimmung nach Italien hatten. Das ganze Corps war in fünf Bataillone eingetheilt.

Und so war von jeher in den Freuden des Schützen- und Schießstandswesens in Tirol und Vorarlberg die ernste Mahnung der Landesvertheidigungspflicht mitbegriffen. Wir wissen, daß ihrem Rufe jederzeit willige Folge geleistet wurde und die Thaten des unvergeßlichen Jahres 1809 leben nicht bloß in der Reihe der schönsten vaterländischen Erinnerungen fort, sondern sind auch ein ruhmreiches Blatt in der Geschichte jener Zeit.

Digitized by Google

Auch die neueste Tiroler und Vorarlberger Landesvertheidigungsordnung vom Jahre 1859 wahrt dem Schützenwesen diese höhere Bedeutung. Es bildet dasselbe den Ausgang und die Grundlage der allgemeinen, aus den alten Landesverfassungen und Rezessen hervorgegangenen Wehrpflicht des Landes Tirol und Vorarlberg, welche wiederum einen „ergänzenden Theil der Streitkräfte der Monarchie" ausmacht, und das in seinem Ursprunge „bürgerliche" Institut der tirol-vorarlbergischen Landesvertheidigung tritt eben dadurch in die militärische Sphäre, daß es „zur Vertheidigung des Landes hauptsächlich mitwirken muß".

Das Land konnte daher das Gedächtniß des Tages, der es vor 500 Jahren „unauflöslich mit dem Hause Habsburg vermählt hat" und den es zu einem „Landesfesttag" erklärte, nicht passender begehen, als indem es nach alter Sitte die wackeren Schützen zu einem großen Freischießen versammelte und durch diese Art der Feier zugleich daran erinnerte, auf welche Weise in Tagen der Gefahr Tirol seine Vereinigung mit Oesterreich zu schützen versteht. H. M.

Die Urbevölkerung Europa's.

Eine Uebersicht über die neueren Forschungen.

Von **Oscar Schmidt.**

6. Die sogenannten fossilen Menschen.

(Schluß.)

In unseren bisherigen Mittheilungen haben wir den Menschen bis weit vor den Aufgang der Geschichte verfolgt und eine Berechnung der Steinzeit in der Schweiz ließ 11.000 Jahre seit dem ersten Erscheinen der dortigen Urbewohner verflossen sein. Da die chinesische Chronologie bis einige Tausend vor unsere Zeitrechnung reicht, die Aegyptologen 5000 bis 6000 Jahre aus den Hieroglyphen herauslesen, so ist jenes Resultat nicht besonders zum verwundern. Wir können gleich noch eine ganz plausible Berechnung anführen, durch welche die Existenz des Menschen noch ungleich weiter vorausdatirt wird. Bei New-Orleans wurden vor zehn Jahren durch einen Durchstich zehn Schichten bloßgelegt, bestehend aus regelmäßig wechselnden Lagen von Seegras, Cypressen und Eichen. In den verschiedenen Perioden muß an dieser Stelle Meeresboden gewesen sein; dreimal hob sich der Boden, dreimal bedeckte er sich mit einem Cypressenwalde, worin einzelne Stämme zehn Fuß Durchmesser erreichten, und dreimal wurde der Cypressenwald ersetzt durch einen Eichenwald. Die Abschätzung ergiebt für alle diese Hebungen und Senkungen und sich ablösenden heterogenen Vegetationen 158.000 Jahre. Unter der dritten Cypressenlage wurde ein Menschenschädel von americanischem Typus hervorgezogen, für dessen Alter 57 000 Jahre anberaumt werden müssen. Es ergiebt sich aber aus diesem Funde, die Richtigkeit der Abschätzung vorausgesetzt, weiter nichts, als daß der Mensch bedeutend länger, als man bisher vermuthete,

Digitized by Google

auf der Erde existirt, und daß die Periode, seit welcher die Erde ungefähr so beschaffen ist wie jetzt — wobei solche Veränderungen wie die Hebung Finnlands und der Seezone Schwedens nicht in Betracht kommen — sich auf einige hunderttausend Jahre beläuft.

Diese ziffermäßige Berechnung ist aber bei der Frage, mit der wir uns jetzt beschäftigen wollen, von ganz untergeordneter Bedeutung. Aller Nachdruck ist auf die Begleitung und Umgebung zu legen, worin die frühesten Spuren menschlichen Daseins angetroffen werden. Das Bild, wo wir die schweizerischen Urbewohner mit der Jagd auf den Wisent, mit dem Ernten von Weizen, Lein, Aepfeln beschäftigt sehen, muß uns anheimeln. Ladet doch der Kaiser von Rußland seine Jagdfreunde noch heute zum Pirschgang auf den Wisent ein. Wenn aber eine andere europäische Urbevölkerung gegen große Hyänen zu kämpfen hat und eine gemeinsame Grabstätte mit Rhinoceros und Elephant erhielt, so scheinen uns diese Gestalten wie aus einem Jenseits aufzutauchen. Und wenn man den Menschen in europäischen Lagerstätten in so fremdartiger Gesellschaft fand, so konnte man sich meist die Sache nicht zurecht legen; es war gegen die Theorie, unter deren Herrschaft auch die Naturforscher sich beugen. So sind lange Zeit die einzelnen Stimmen verhallt, welche behaupteten, es gebe in eben dem Sinne fossile Menschen, wie man von fossilen Elephanten, fossilen Gürtelthieren und einer Menge anderer fossiler Thiere redet. Es wird eben darauf ankommen, welchen Begriff man mit dem Worte „fossil" verbindet; und da wird sich zeigen, daß derselbe für die jüngste Periode der Erde ein sehr relativer ist.

Ein Fossil ist nach der Wortbedeutung alles, was aus der Erde herausgegraben wird; specieller meint man darunter die Ueberreste von Pflanzen und Thieren, die von den Erdschichten bedeckt sind. Indem man natürlich absah von den nachweislich der Neuzeit angehörigen Resten, welche absichtlich oder zufällig dem Schooß der Erde überantwortet waren, verstand man, als die Geologie sich zu bilden anfing, die Ueberbleibsel der untergegangenen Pflanzen- und Thiergeschlechter darunter. Da das geschah, als man noch keine Erfahrung darüber gemacht hatte, daß nicht nur in vorhistorischen, sondern auch in historischen Zeiten nicht wenige Arten verschwunden und vertilgt sind, und als man annahm, die Perioden der Erdentwicklung seien scharf von einander abgesetzt, stellte man die fossilen Organismen der recenten oder neuesten Schöpfung entgegen. In ihr bildet der Mensch den Mittelpunkt, indem er zugleich der Endpunkt einer unendlichen Vergangenheit ist. So erschien es vielen als eine wissenschaftliche Ketzerei, wenn da und dort es laut wurde, es gäbe auch fossile Menschen.

Nun haben sich die Leser im Verlaufe der früheren Mittheilungen von der Unrichtigkeit der beiden Voraussetzungen für den älteren Begriff der Fossilität überzeugt. Es sind noch während der unzweifelhaften Neuzeit gewaltige Veränderungen an der Erdoberfläche vor sich gegangen, und daß zahlreiche Thierarten abgelebt haben, dafür wollen wir zu den schon früher beigebrachten Beispielen noch einige herbeiziehen.

Digitized by Google

In der Nähe von Kamtschatka entdeckte man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Art Seekuh, das Borkenthier, das sehr leicht zu erlegen und bei einem Gewichte von 8000 Pfund durch sein Fleisch, Fett und Haut sehr nützlich war. Durch die russischen Fischer wurde so in das Thier gewüstet, daß es nach noch nicht dreißig Jahren ausgerottet war. Ein Skelet, im Besitze des Petersburger Museums, ist der ganze Ueberrest.

Bei der Entdeckung von Bourbon und Isle de France fanden 1598 die Holländer diese Inseln bevölkert mit unzähligen Vögeln von der Größe eines Schwans, die nicht fliegen konnten, und mit denen man sich, sie mit Knitteln todtschlagend, verproviantirte. Nach achtzig Jahren existirte von der Dronte, so heißt der Vogel, nichts mehr, als einige Schädel- und Fußknochen.

Denkt man sich den Fall, daß die historischen Nachweise über diese Thiere verloren gegangen seien, und daß ihre Skelete in zweifelhafter, d. h. geognostisch nicht gut zu bestimmender Lagerung nach 10.000 Jahren entdeckt würden, so würden sie wahrscheinlich die Liste der „fossilen" Thiere vermehren. Fast ist es uns so gegangen mit den Ueberresten der Riesenvögel Neuseelands. Die vor etwa 600 Jahren zuerst nach Neu-Seeland verschlagenen Menschen fanden nur eine eßbare Farrenwurzel und gar keine eßbaren Thiere, außer straußenartigen Vögeln. Von diesen nährte sich die Bevölkerung einige Jahrhunderte hindurch. Die ganze Existenz der Neu-Seeländer drehte sich um diese Riesenvögel oder Moas, und als sie aufgezehrt waren, griffen die Insulaner zu dem einzig übrig bleibenden Mittel der Erhaltung, dem Kannibalismus. Als nun die Engländer die Moa in den Höhlen Neu-Seelands entdeckten, hielt man sie für „fossil", bis man sich überzeugte von dem, was ich eben angeführt habe, und daß die Moa in den Sagen der Eingebornen eine große Rolle spiele. Wie nun diese Arten vor hundert und einigen hundert, so haben andere vor tausend, hunderttausend und vielen hunderttausend Jahren zu existiren aufgehört, als, nach den neueren Ergebnissen, unzweifelhaft schon Menschen mit ihnen lebten. Man hielt mehrere dieser Thiere für charakteristisch für die sogenannte quaternäre Periode der Erde, wo der Mensch noch nicht geschaffen sein sollte. Nachdem sich aber herausgestellt hat, daß der Mensch auch schon in der quaternären Periode, unmittelbar vor und während des Diluviums lebte, sind jene Thiere im Verhältniß zum Menschengeschlechte nicht mehr und nicht weniger fossil, als die Moa Neu-Seelands und die Rysine der Kurilen.

Nur einen Einwand will ich selbst hervorheben. Ueberblickt man die allgemeinen Verhältnisse der Pflanzen- und Thierwelt in der jetzigen Periode der Schöpfung, so erscheinen uns dieselben so geordnet, daß ohne die gewaltsamen Eingriffe des Menschen die Existenz der Arten nicht bedroht ist. So scheint es, obwohl Darwin anderer Ansicht ist. Das war früher anders; die Thierarten gingen unter, weil die Erde eine andere wurde, und sie in die veränderte Natur nicht mehr hineinpaßten. Nur solche Thiere, wirft man ein, welche den kosmischen Einflüssen unterlagen, kann man fossil nennen; jetzt können einzelne Arten zwar vertilgt werden, aber sie sterben nicht mehr so zu sagen eines natürlichen Todes.

Digitized by Google

Und läßt sich wirklich der Beweis führen, daß mit in diesem Sinne fossilen Thieren der Mensch zusammen lebte, so wird man doch nicht umhin können, eine solche Menschenrace fossil zu nennen. Dieser Einwand, womit man den Menschen durchaus zu einem Fossil machen will, widerlegt sich damit, daß eben nur einzelne Thiere, welche die wahren Urmenschen vorfanden, den klimatischen Veränderungen, welche an der Erdoberfläche langsam sich vollzogen, nicht Stand hielten. Andere Thiere aber, und mit ihnen der Mensch, hatten die Zähigkeit, sich viele Jahrtausende hindurch den Wandlungen der Gestalt und des Klima's der Erdtheile zu fügen. Sie retteten sich aus einer Urzeit unseres Planeten in die Gegenwart, welche viel zu kurz ist, als daß man ihren hemmenden Einfluß auf gewisse Pflanzen und Thiere wahrnehmen und berechnen könnte

Doch es ist nun Zeit, einzugehen auf die Thatsachen der Gleichzeitigkeit des Menschen mit Thieren, welche bisher allgemein von den Geologen als fossil bezeichnet und als charakteristisch für eine frühere, von der Gegenwart verschiedene Periode der Erde erklärt wurden.

Ich will zuerst an einige Funde erinnern, welche schon vor längerer Zeit gemacht und häufig zum Beweise für das fossile Vorkommen des Menschen citirt, eben so oft aber auch kritisirt und angezweifelt worden sind, bis sie durch die neueren skrupulöseren Aufnahmen ihre volle Bedeutung erlangt haben. Ein in der Regel sehr höhlenreiches Gestein ist der Gyps. Dergleichen Höhlen sind oft ausgefüllt mit Lehm, einem Erzeugniß der tertiären und diluvialen Periode. Bei Köstritz nun fanden sich tief in dem eine Gypshöhle ausfüllenden Lehm die Knochen einer Menge ausgestorbener Thiere und darunter mehrere Skelettheile eines Menschen, welche der berühmte Paläontolog Schlotheim bestimmt als fossil ansprach. Der belgische Geolog Schmerling, eine der ersten Autoritäten, grub in einer Höhle bei Lüttich unter den Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Hyänen und Bären auch Menschenknochen aus, darunter einen fast vollständigen Schädel; es erschien ihm zweifellos, daß alle diese Knochen mitsammen abgelagert worden seien. Mit ihnen untermengt lagen Geräthe von Stein und Bein.

Höchst wichtig sind die Mittheilungen des dänischen Naturforschers Lund, welcher in der brasilianischen Provinz Minas Geraes hunderte von Knochenhöhlen untersuchte und in sechs derselben auch menschliche Gebeine entdeckte. Besonders in einer dieser Höhlen war die Lage eine solche, daß kein Zweifel aufkommen konnte, daß die Knochen nicht in der ursprünglichen Lage geblieben seien. Die Thiere aber, mit denen diese Ureinwohner America's gleichzeitig gelebt hatten, gehörten sämmtlich ausgestorbenen Arten an, darunter Panzerthiere (Gürtelthiere) von der Größe eines Ochsen.

Das Register solcher Funde ist ein ziemlich langes. Wir wollen aber nur bei dem verweilen, was man neuerdings in Frankreich über die „fossilen" Menschen erforscht hat. Seit einigen Jahren spinnt sich im Schooße der Pariser Akademie ein Streit fort, bei welchem auf der linken Seite, der des Fortschrittes, ein Herr

Digitized by Google

Boucher de Perthes, unterstützt durch fast alle namhaften französischen und englischen Geologen, den berühmten Lyel an der Spitze, kämpft gegen die conservativen Vertreter der alten Ansichten. Die Sache verhält sich so: Das Thal der Somme wird unweit Amiens und Abbeville von Diluvialschichten erfüllt, in welchen neben den Knochen des diluvialen Elephanten und Rhinoceros, eines Flußpferdes, des Urstieres und anderer Thiere zahlreiche Erzeugnisse von primitiver menschlicher Industrie liegen, steinerne Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen. Boucher de Perthes hat alle diese Dinge in einem eigenen Werke als Antiquitées antediluviennes beschrieben. Er behauptet, die diluvialen Schichten mit ihrem merkwürdigen Inhalte befänden sich in der ursprünglichen, ungestörten Lagerung. Seine Gegner, darunter einer der berühmtesten französischen Geologen, der greise Elie de Beaumont, sagen, das sei nicht erwiesen, vielmehr müsse man die Möglichkeit offen lassen, es sei ein umgestürztes Terrain. Das soll heißen, durch spätere, nachdiluviale Ueberschwemmungen seien neuere Alluvionsschichten, welche die primitiven Geräthe enthielten, mit früheren Diluvialschichten und deren Einschlüssen durch einander gemengt worden. Selbst wenn man diesen Einwurf auf sich beruhen lassen wollte, würde die Vermengung der verschiedenen Lagen in ungemein ferner Zeit stattgefunden haben, jedenfalls lange vor der Trennung der englischen Inseln von Frankreich. Denn dieselben, von Boucher de Perthes untersuchten Schichten tauchen unter den Canal und kommen jenseits wieder zum Vorschein, und sie sind versenkt worden, wie die mit ihnen versenkte überlagernde Torfschichte lehrt. Anker und Netze bringen nicht selten die unwiderleglichen Beweise der Versenkung mit herauf. Drüben in England zeigen sich dann genau wieder dieselben Lagerungsverhältnisse, wie im Thal der Somme. Und um die Uebereinstimmung noch vollständiger zu machen: die englischen ausgezeichneten Geologen Prestwich und Evans haben an verschiedenen Punkten der jenseitigen Diluvialbänke dieselben Ueberreste von menschlicher Industrie und den oben erwähnten Thieren gefunden, wie im Thal der Somme. Mehrere Jahre hinter einander haben diese und andere englische Naturforscher die Verhältnisse auf beiden Seiten des Canales studirt, und für sie und, wie mir scheint, für jeden Unbefangenen steht es fest, daß die besprochenen Schichten kein umgestürztes Terrain sind. Wenn sich neue Ideen, überraschende und gewissermaßen für unmöglich gehaltene Entdeckungen Bahn brechen, wird immer das Schauspiel einer ohnmächtigen Reaction aufgeführt, über welche der Fortschritt der Wissenschaft zur Tagesordnung übergeht. So erinnert uns Andreas Wagner, vielen Lesern wohlbekannt als ein Antipode Burmeisters und Karl Vogts, an die verschollenen Zeiten, wo man die Ueberreste der vorweltlichen Thiere für Naturspiele hielt. Naturspiele, erklärte er im vorigen Jahre seien die im Sommethal gefundenen Werkzeuge von Kiesel. Ich glaube, wir dürfen uns mit mehr Vertrauen an einen in der geologischen Reichsanstalt in Wien abgestatteten Bericht halten, wonach unter den von Herrn Boucher de Perthes selbst eingeschickten Stücken aus der Gegend von Abbeville und Amiens „einige Aexte von besonderer Schönheit und Größe" sich finden.

Digitized by Google

Wem trotz alledem die Funde des Sommethals nicht genügen zum Beweise der Gleichzeitigkeit des Menschen mit den diluvialen Thieren, der begebe sich nach der Begräbnißgrotte von Aurignac, über welche auch erst im Jahre 1861 der Geolog Lartet berichtet hat. Auf der Straße von Aurignac nach Boulogne findet sich am Abhange des der jüngeren Periode angehörigen Fajolinberges, 13 bis 14 Meter über dem vorbeifließenden Bache eine Grotte. Sie war verdeckt durch Kalkschotter und Erde und wurde beim Abräumen des Schuttes behufs Straßenausbesserung durch einen Arbeiter entdeckt. Sie enthielt 13 menschliche Skelete, die man, die Wichtigkeit des Fundes nicht ahnend, sammeln und so sorglos vergraben ließ, daß man den Ort, wo es geschah, vergaß. Die Höhle war durch eine große Steinplatte geschlossen und Folgendes zeigte sich nach Lartets Untersuchungen in und außer ihr. Auf dem Boden der Höhle fand Lartet noch einige menschliche Knochen, zahlreiche Kieselgeräthe, Geräthe von Rennthiergeweih, und unter anderen Knochen auch die des Höhlenbären und Wisent. Die Höhlenbärenknochen waren so zahlreich, daß ein ganzes Individuum hineingeschafft zu sein schien. Alle im Inneren der Höhle enthaltenen Knochen sind unversehrt, zum Beweise, daß die Raubthiere nicht an sie herangekonnt haben. Dagegen zeigen die Knochen, welche außerhalb der durch die senkrechte Platte geschlossenen Höhle sich fanden, die Spuren von Raubthierbissen.

Nachdem die Erdanhäufung von der Höhle weggeräumt, stieß man auf eine abgedachte, mit dem Höhlenboden zusammenhängende Schicht mit Knochen und darunter lag eine Schicht von Asche, Kohlen, Knochen und Werkzeugen. Die meisten dieser Knochen sind lange, markführende, alle auf dieselbe Weise aufgebrochen. Lartet sammelte in der Aschenschicht eine Menge Feuersteinmesser, einige andere Instrumente einfachster Art, verschiedene Stiele und andere Utensilien vorzugsweise aus Rennthiergeweih, ferner einen bearbeiteten Eckzahn des Höhlenbären und zwei Elephantenbackzähne. Am merkwürdigsten sind aber die Knochen eines jüngeren Rhinoceros, auf dieselbe Weise aufgebrochen, wie die der übrigen Pflanzenfresser, und wovon einige noch die Spuren schneidender Werkzeuge trugen. Selten waren Hirsch und Riesenhirsch, am häufigsten Wisent und Renn.

Vom Hund, dem Begleiter des Menschen im scandinavischen und schweizerischen Steinalter, ist hier keine Spur.

Man darf wohl annehmen, daß die Grotte von Aurignac ein Begräbnißplatz war. So urwüchsig die Zeitgenossen der Rhinocerosse und Elephanten sein mochten, pflegten sie doch einen Todtencultus und sie legten zur Leiche Jagdthiere und Waffen zum Gebrauch in dem Reiche des Jenseits. Vor der Höhle wurde dann das Todtenmahl gehalten. Höhle und Aschenplatz wurden später verdeckt durch Geröll, welches von der Berglehne herabfiel und dessen Loslösung durch einfache atmosphärische Wirkungen erklärt wird. Der Fajolinberg ist gerade so hoch, daß eine Zerstörung durch die Diluvialströme nicht stattgefunden hat.

Wir müssen hier wohl einen Augenblick stillhalten, um noch einmal zu erwägen, ob der Fund von Aurignac wirklich Beweiskraft besitze für die Annahme

Digitized by Google

einer diluvialen und sogar antidiluvialen Existenz des Menschengeschlechtes. Zwar sind die vollständigen Skelete verloren, aber unzweifelhafte Menschenknochen liegen mit den Knochen der Höhlenbären und der anderen oben besprochenen Thiere zusammen. Lebten diese Geschöpfe nicht gleichzeitig, so müßten entweder die Menschenknochen später in die Höhle geschafft und dort zu den schon seit den Zeiten des Diluviums darin abgelagerten Resten der Urthiere gethan worden sein, oder alte, aber keineswegs diluviale Höhlenbewohner schleppten die diluvialen Knochen zusammen und begruben die Reste längst ausgestorbener Thierarten mit ihren Todten. Es kann kaum, indem ich die Anfragen, die man möglicher Weise thun kann, formulire, die Zumuthung gemacht werden, ernstlich ihre Absurdität darzulegen. Das Fundprotokoll spricht zu deutlich; es bestätigt nur, was andere Fundprotokolle aus denen einige citirt worden sind, ebenfalls bekundeten.

Der französische Naturforscher hat eine Art paläontologischer Zeitrechnung angestellt, indem er darauf hinweist, wie die für die diluviale oder quaternäre Epoche am meisten charakteristischen Thiere nicht gleichzeitig auftreten. Es handelt sich um folgende Arten: Höhlenbär, Höhlenhyäne, Höhlentiger, Mammuth, Rhinoceros mit knochiger Nasenscheidewand (Rhinoceros tichorhinus), Riesenhirsch, Renn, Wisent, Urstier. Lartet will sich durch genaue Vergleichung überzeugt haben, daß der eigentliche Höhlenbär der Paläontologen, der augenscheinliche Zeitgenosse der Urbewohner von Aurignac, schon in den obertertiären Schichten Frankreichs erscheint, früher als die anderen Glieder der obigen Liste und am frühesten von ihnen verschwindet. Er beweise mithin durch seine Gleichzeitigkeit mit dem Menschen ein höheres Alter desselben, als wenn bloß der Mammuth und die anderen dafür zeugten. Ungefähr dieselbe Dauer wie jener haben die Höhlenhyäne und der Höhlentiger gehabt indem jede Spur von ihnen in den oberen Diluvialablagerungen verloren ist. Das europäische Diluvium führt die Reste zweier Elephanten. Der ältere, mit dem systematischen Namen Elephas antiquus, ist dem jetzigen africanischen Elephanten sehr ähnlich, wo nicht mit ihm identisch. Wir haben ihn im Verlaufe dieser Mittheilungen schon in der Dürntner Kohle angetroffen. Die zweite Elephantenart, der Mammuth, mit einem fast immer in seiner Gesellschaft lebenden Rhinoceros stellt sich ein, nachdem die andere Art das Feld geräumt hat. Mehrere Umstände sprechen dafür, daß während jener Zeit der Diluvialperiode, wo Scandinavien vergletscherte und die sogenannten erratischen Blöcke in der vom Meere bedeckten deutsch-sarmatischen Ebene abgesetzt wurden, der Mammuth in den Waldungen Sibiriens lebte. Die Gletscherperiode vertrieb den bisher im westlichen Europa heimischen Elephanten. Der Mammuth aber weidete zu beiden Seiten der Uralkette vor der letzten Erhebung derselben und vor der Bildung der goldführenden Driften, während das europäische Rußland, Polen und ein Theil Deutschlands vom Eismeere bedeckt war. Nach Lartet würden nun Mammuth und Rhinoceros mit knöcherner Nasenscheidewand gleich nach der großen Eisperiode sich über das westliche Europa verbreitet haben, als dort der Höhlenbär, der aber seinem Ende schon nahe war, noch existirte. Dieses Beisammensein quaternärer

Digitized by Google

Thiere charakterisirt die erste Etappe menschlichen Daseins. Es wird jetzt, wie ich hoffe, klar sein, was man von dem Ausdruck „fossile Menschen" zu halten hat. Man war gewohnt, um es nochmals zu wiederholen, jene Thiere „fossil" zu nennen, eben weil man annahm, sie seien vor dem Erscheinen des Menschengeschlechtes vom Schauplatz der Erde abgetreten. Ließe sich nachweisen, daß jene ersten Menschen eine besondere Art ausgemacht hätten, die mit dem Mammuth den Einflüssen der neueren Diluvialzeit unterlegen, so würde diese besondere Menschenart im eigentlichen Sinne „fossil" sein.

Doch wir gehen in der begonnenen Zeitrechnung weiter. Die anderen oben erwähnten Thiere leben entweder noch oder sind erst in historischen Zeiten untergegangen. So der sehr interessante Riesenhirsch, der eine viel eingeschränktere Verbreitung als die übrigen hat. Er erscheint in England schon vor der diluvialen Periode und wird in den späteren Torfmooren Irlands zahlreich, oft in vollständigen Skeleten gefunden, angestaunt ob seines riesigen schaufelförmigen Geweihes. Die Enden desselben stehen nämlich über eilf Fuß aus einander und er war eines der streithaftesten Thiere. Ihn erwähnt nicht nur die Siegfried-Sage als den grimmen Schelch, auch eine Jagdurkunde aus dem 10. Jahrhundert macht es unzweifelhaft, daß er noch damals gejagt wurde.

Zur Abschätzung der Aufeinanderfolge der verschiedenen ersten Menschenspuren ist aber das Rennthier wichtiger. Es erscheint in Frankreich etwa gleichzeitig mit dem Mammuth, hat sich aber länger erhalten. Zur Zeit der Pfahlbauten war es nicht mehr in der Schweiz, daß es aber vorher sich dort aufgehalten, bezeugen seine Reste im Gletscherschutte des Rheinthales. Nun ist am Saléve am Genfersee eine Höhle entdeckt, welche nebst Feuersteinwaffen auch die Knochenreste eines Stieres und des Rennes enthielt. Es gingen also die Troglodyten des Saléve den Pfahlbautenbewohnern voraus. Nicht nur in dieser Höhle, auch in mehreren anderen Frankreichs ist das Rennthier für die Zeit der mit ihm beisammen liegenden Feuersteinwaffen charakteristisch. Es darf wohl unbedingt angenommen werden, daß, wenn eine primitive Bevölkerung in ihrer Umgebung das Renn antrifft, dieses leicht zu jagende und so augenscheinliche Vortheile bietende Thier nachdrücklich ausgenützt wird. Wenn daher in anderen Grotten mit deutlichen Spuren menschlicher Urbevölkerung das Renn vergeblich gesucht wird, so hat man allen Grund zur Annahme einer späteren urgeschichtlichen Periode.

Für das mittlere Europa — denn nur für dieses, und noch eigentlicher nur für Frankreich und die Schweiz gilt unsere paläontologische Zeitrechnung — für das mittlere Europa sind nach dem Zurückziehen des Rennthieres die Stierarten die chronologischen Wegweiser. So zeigt eine Grotte bei Massat im Departement de l'Ariége, welche verschiedene menschliche Kunstproducte enthält, als Repräsentanten der primitiven Thierwelt nur den Wisent. Die Bewohner dieser Grotte würden daher noch jünger sein, als die von Saléve, und sie nähern sich offenbar der Zeit, wo auch in der Schweiz von den ältesten Seeansiedlern Wisent und Ur bewältigt wurden.

Digitized by Google

Ist es somit gelungen, einige Stationen der Urbewohner unseres Erdtheiles annäherungsweise anzugeben, so soll damit, wie man sich wohl kaum ausdrücklich reserviren muß, die Frage nach dem genealogischen Zusammenhange noch vollständig unerledigt gelassen sein. Die vergleichende anatomische Menschenkunde, wie sie besonders von Retzius ausgebildet ist, nimmt wahr, daß die verschiedenen Völkerschaften, wie nach den Sprachen, so auch nach körperlichen Eigenthümlichkeiten sich gruppiren. Man kommt dabei auf ein ähnliches Resultat, wie bei den Thieren. Die Thiere im wilden Zustande, wo alle Individuen unter nahezu gleichen Verhältnissen leben, variiren am wenigsten. Ihnen gleichen die rohen Völkerschaften; daher man mit größerer Sicherheit von dem einer jeden zukommenden Typus sprechen und ihre Gräberfunde beurtheilen kann. In allen Begräbnißstätten, welche durch sonstige Merkmale entschieden keltisch sind, finden sich längliche Schädel mit etwas verschmälerter Stirn, welche der Kenner wohl zu unterscheiden weiß von den gleichfalls langen, aber etwas größeren und breitstirnigeren Schädeln der Germanen. Ausnahmslos liegt in den Gräbern der echten scandinavischen Steinperiode ein kleiner Menschenschlag mit kurzen, runden Schädeln. Und solche charakteristische Abweichungen kennzeichnen nicht nur Völker verschiedener Sprachfamilien, auch innerhalb desselben Sprachstammes gehen die eigenthümlichen Körpertypen neben einander her. So ist es denn z. B. ein noch völlig ungelöstes Räthsel, wie innerhalb des indo-germanischen Urstammes die nach der Schädelform weit auseinander gehenden Germanen und Slaven sich abzweigten.

Jedenfalls darf man eine desto gleichbleibendere Form voraussetzen, je ältere Völkerstämme man untersucht. Und darum werden selbst vereinzelte Knochenfunde von Urvölkern wichtig, weil man in solchen Fällen mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Einzelnen auf den allgemeinen Typus schließen darf.

Aus diesem Gesichtspunkte ist ein Schädelfragment zu betrachten, das jedenfalls älter ist, als alle bisher aus der Steinzeit beschriebenen, und möglicher Weise einem diluvialen Menschen angehört hat. Es ist nebst einigen anderen Knochen der Rest eines ganzen Skelets, welches in dem eine Kalkhöhle des Neanderthales bei Düsseldorf ausfüllenden Lehme gefunden und leider von den Arbeitern zertrümmert wurde. Der Lehm an sich läßt auf seine Ablagerung im Diluvium schließen; da aber charakteristische Diluvialthierreste mangeln, ist seine Zeit nicht näher zu bestimmen. Der Schädel ist ausgezeichnet durch die enorme Entwicklung der Stirnhöhlen, welche sich in den beträchtlich über die Stirn hervortretenden Augenbrauenwülsten ausspricht und in Verbindung mit der flachen Stirn dem Kopfe einen ungemein wilden Ausdruck gegeben haben muß Wohl ähnliche, aber kein gleicher Fall eines so excessiven Gepräges ist bekannt, und da der Schädel sonst ganz normal beschaffen und keine Spur von krankhafter Entartung der Knochen zeigt, so ist es mit Berücksichtigung dessen, was oben über die Völkertypen gesagt, wahrscheinlich, daß der ganze wilde Urvolksstamm dieses unheimliche Aussehen gehabt hat Man mag in diesen auffallenden, die Augen beschattenden Knochenwülsten eine Aehnlichkeit mit der Gesichtsbildung der sogenannten anthropomorphen Affen, des Gorilla und Chimpanse erblicken. Einem nüchternen Naturforscher kann es aber dennoch nicht einfallen, eine

Digitized by Google

solche Menschenrace deßhalb in directen Zusammenhang mit diesen Affen zu setzen, schon aus dem Grunde nicht, weil gerade diese großen Affengeschlechter ein nicht höheres geologisches Alter zu haben scheinen, als der Mensch. Wenn aber der Mensch aus dem Affen sich vervollkommnet hätte, und die Consequenz der Darwinschen Lehre verlangt dies unbedingt, so würde zu dieser Umwandlung die ganze Diluvialperiode, nähme sie auch doppelte Zeiträume ein, gewiß nicht ausreichen. Der Schädel aus dem Neanderthale ist ein specifisch menschlicher; er ist geräumig für ein großes Hirn. Und wenn an demselben die intelligenten Theile, die Vorderlappen des großen Hirns, wie aus der gedrückten Stirn hervorgeht, minder ausgeprägt waren, als die der Bewegung und den niederern Trieben vorstehenden hinteren Gehirnpartien, so können wir auf zahlreiche Individuen der Gegenwart mit ganz ähnlichen Verhältnissen des Schädels, des Hirns und der Seele hinweisen. Die 17 Skelete der Höhle von Aurignac machten auf die Bewohner des Ortes, den Maire an der Spitze, so den Eindruck gewöhnlicher menschlicher Ueberreste, daß man leider sie ganz einfach wieder verscharrte; und das waren, wie der größte Theil meiner Leser wohl die Ueberzeugung bekommen hat, die Zeitgenossen des Mammuth. Alle die Funde und Untersuchungen über die primitive Bevölkerung haben uns, wie mir scheint und wie ich im Eingange meiner Mittheilungen schon bemerkte, über die viel ventilirten Fragen nach der eigentlichen Abstammung des Menschen keine Aufklärung gebracht. Die Naturwissenschaft kennt keine Nebenzwecke, sie nimmt alle Resultate, sofern sie nach einer vernünftigen und erprobten Methode der Wahrheit entsprechen. So ist es auch der Anthropologie oder Menschenkunde an sich ganz gleichgültig, welche Ergebnisse die Urgeschichte der Menschheit nach und nach liefert. Vor der Hand sind von naturwissenschaftlicher Seite beide Möglichkeiten zuzugestehen, daß die gesammte Menschheit ein Paar Voreltern habe oder daß tausend oder einige tausend Paare Ureltern da und dort sich eingestellt haben. Die Naturforschung hat gar kein Interesse, das Eine oder Andere lieber zu wollen, da die Naturforschung keine Parteiinteressen verfolgt; sie läßt aber die Untersuchung offen, ob nicht etwa verschiedene Menschenspecies, getrennt durch Zeiträume, die wir zu ermessen versuchten, auf einander gefolgt sind. Mir für meine Person ist dies unwahrscheinlich, was mich nicht abhält, mir vorzubehalten, wenn die Gründe sich mehren, meine Ansicht zu ändern.

Der humoristische Blumenbach schrieb vor sechszig Jahren „Ein Wort zur Beruhigung in einer allgemeinen Familienangelegenheit". Denn schon damals trug man vielfältig das Verlangen, den Stammbaum aus dem Chimpanse emporwachsen zu lassen. Aber auch noch heute hat, wer sich durch diese Ahnen genirt fühlt, das wissenschaftliche Recht, sie abzuweisen.

Fast neun Monate sind vergangen, seitdem unser Bericht niedergeschrieben wurde. Die darin besprochenen wichtigen Fragen haben unterdessen die Gemüther derjenigen, welche sich dafür interessiren, und, müssen wir hinzufügen, der Parteien sehr beschäftigt, ohne daß ein besonders wichtiger Fortschritt geschehen wäre.

Digitized by Google

Ich habe es unterlassen, näher auf die Spuren von Pfahlbauten in und an den oberitalischen Seen hinzuweisen. Unterdessen haben sich dieselben sehr gemehrt. Sie deuten im Wesentlichen auf dasselbe Volk, denselben Culturzustand ꝛc. hin, der aus den schweizerischen Reliquien hervorging. Die Hypothese über den Zusammenhang jener Urbewohner mit den so vielfach räthselhaften Etruskern, welche wiederholt laut geworden, gewinnt dadurch eine Stütze. Auch aus Schleswig-Holstein haben wir nun Kunde über Pfahlbaureste erhalten.

Ein Fund, welcher seit April d. J. das größte Aufsehen gemacht und gewissermaßen vor einem obersten Gerichtshofe in öffentlicher Sitzung verhandelt wurde, ist der eines menschlichen Unterkiefers in den merkwürdigen Diluvialschichten bei Abbeville. Herr Boucher de Perthes, dessen rastlosen Eifer für die Urgeschichte wir hervorgehoben, hatte den Triumph, die lange vergeblich gesuchten menschlichen Ueberreste mit eigner Hand aus der Kiesgrube von Moulin-Quignon herauszuheben und einem Zeitgenossen der europäischen Elephanten und Rhinoceroten, um es kühn auszudrücken, ins Gesicht zu sehen. Zwar fand er bei seinen Landsleuten vollen Glauben, aber die englischen Autoritäten ohne Ausnahme zweifelten an der Echtheit des Kiefers. Um die entente cordiale herzustellen, kamen im vorigen Mai von französischer Seite Milne-Edwards, Vater und Sohn, Quatrefages, Desnoyers, Lartet u. a., von englischer Falconer, Prestwich, Carpenter und Burk bei Herrn Boucher de Perthes in Abbeville zusammen, und das Resultat der minutiösesten, protokollarisch aufgenommenen Untersuchung war die vollständige Bekehrung der ungläubigen Engländer. Beiläufig muß ich meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß die Engländer ein so großes Gewicht auf das verhältnißmäßig frische Aussehen des angezweifelten Unterkiefers legten. Es ist doch, meinen wir, eine längst abgemachte Sache, daß das Aussehen und die Erhaltung der fossilen und recenten Knochen in erster Reihe von den Lagerungsverhältnissen, nicht von der Zeit abhängt. Ich besitze schöne Skelettheile eines Elenthieres, gefunden in einer Höhle auf der Grebenzenalpe in Obersteier, welche, wenn man auch wirklich ihre Fossilität bestreiten wollte, doch mindestens mehrere tausend Jahre alt sind. Sie sehen aber so frisch aus, als ob sie 20 bis 30 Jahre in einer trockenen Erdschichte geruht hätten.

Dagegen hat der Areopag von Abbeville auf eine Discussion über die Echtheit der Schichte, welche den Unterkiefer, die Feuersteinwaffen und Geräthe, die Knochen der Elephanten und Nashorne enthält, sich nicht eingelassen und Elie de Beaumont nicht ermangelt, in der Pariser Akademie seinen oft gehörten Ruf ertönen zu lassen, es sei terrain remouvé!

Endlich wird der wissenschaftliche Streit fortgeführt über die Verwandtschaft zwischen Affe und Mensch. Der rühmlichst bekannte Kurley ist ein enragirter Affianer, auf unverfälscht menschlichem Standpunkte hält der große Anatom Richard Owen fest.

Digitized by Google

Derjenige, den wir vor Allen berufen halten, alle diese wichtigen und anziehenden, theils abgemachten theils schwebenden Fragen zu behandeln, Japetus Steenstrup in Kopenhagen, bereitet, wie wir hören, ein umfassendes Werk vor.

Gratz, 1. Juli 1863.

---

* Dr. Gustav Höfken veröffentlicht soeben, bei L. C. Zarmarski und C. Dittmarsch, eine Schrift „zur Steuerreform in Oesterreich". Ohne der eingehenden Besprechung derselben, zu welcher die Wichtigkeit des Gegenstandes wie der Name des Verfassers auffordern, vorgreifen zu wollen, glauben wir unseren Lesern schon jetzt einige Andeutungen über den Charakter dieser Arbeit geben zu müssen. Im Gegensatz zu des Verfassers früherer Schrift: „Die Reform der directen Besteuerung in Oesterreich auf Grund der Anträge des k. k. Finanzministeriums", für welche er „in mancher Hinsicht" die Bezeichnung „officiös" gelten läßt, kann die vorliegende, nach seiner Erklärung, auf diesen Namen in keiner Beziehung Anspruch erheben, wenn auch, wie er glaubt, die darin entwickelten Ideen der Zustimmung des gegenwärtigen Finanzministers sich erfreuen. Sie soll zur Aufklärung der Ansichten über Steuerwesen und über die Ziele und Wege beitragen welche bei der Reform desselben in Oesterreich einzuschlagen sind, und insbesondere den zur Gesetzgebung berufenen Männern, welche auf diesem schwierigen Gebiete weniger heimisch sind, zur leichteren Orientirung dienen. Seine Reformideen halten, wie schon das Motto: „Volkswirthschaftlicher Geist, nicht Fiscalismus, soll das Steuerwesen durchdringen; jener befruchtet die Steuerquellen, die dieser nur auszuschöpfen sucht" — zu verstehen giebt, an den Grundlagen der Besteuerung fest, wie sie sich in allen deutschen Staaten, insbesondere in Oesterreich und Preußen, historisch angesetzt und bis zu einem gewissen Punkte, freilich nirgends schon zur systematischen Vollständigkeit, ausgebildet haben. Als ihr Ziel wird die gleichmäßigere Vertheilung der Steuerlast, die Möglichkeit, im Nothfalle alle Finanzkräfte des Volkes verhältnißmäßig leicht anspannen zu können, ohne jedesmal an durchgreifende, in schwieriger Zeit am mühseligsten durchzuführende Steuerreformen, an neue Abgaben, an Zuschläge, welche die Unverhältnißmäßigkeit noch vergrößern, denken oder gar zu Papiergeldemissionen schreiten zu müssen, — bezeichnet, als ihr Wesen die principielle Unterscheidung der Ertrags- von der Einkommensbesteuerung, und die sich gegenseitig ergänzende und ausgleichende Verbindung beider. Der Verfasser täuscht sich nicht darüber, daß sich Widerspruch von vielen Seiten gegen eine in diesem Sinne angegriffene Reform erheben werde, vertraut aber darauf, daß das Princip durchdringen müsse, wie es in Preußen in Gestalt der Einkommensteuer neben und über den Ertragssteuern gesiegt, wenige Jahre nachdem der vereinigte Landtag von 1847 es verworfen hatte.

* Astronomische Preisaufgabe der k. Akademie der Wissenschaften. (Ausgeschrieben am 30. Mai 1863.) Die sogenannte Eigenbewegung der Fixsterne ist bisher, so schöne Arbeiten wir auch auf diesem Gebiete besitzen, immer nur sporadisch und in Verfolgung specieller Zwecke behandelt worden; wir sind noch weit entfernt von demjenigen Zustande dieses Theiles der praktischen Astronomie, der es auch nur erlauben würde, in der Mehrzahl der vielen Fälle, wo wir eine genaue Fixsternposition aus älteren Beobachtungen abzuleiten nöthig haben, dieselbe mit Sicherheit herzustellen. Da nun andererseits an den Katalogen von Bradley, Piazzi, Argelander, Taylor, Rümker, Santini, Johnson u. a. werthvolle und sehr umfangreiche Materialien für solche Untersuchungen vorliegen, so hat die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe der k. Akademie der Wissenschaften beschlossen, einen Preis von 200 Stück k. k. österreichischen Münz-Ducaten für die Lösung folgender Preisfrage auszuschreiben:

Digitized by Google

„Es ist ein möglichst vollständig Verzeichniß von thunlichst genau bestimmten Eigenbewegungen der Fixsterne in einer für praktische Zwecke angemessenen Anordnung zu verfassen".

Der Einsendungstermin für die bezüglichen Bewerbungsschriften ist der 31. December 1865. Die Zuerkennung des Preises findet in der feierlichen Sitzung am 30. Mai 1866 statt.

* Die Zeit des Magister Hus war bekanntlich in den letzten Jahren ein besonderer Gegenstand der Quellenstudien des Herrn Prof. Höfler. Eine Frucht dieser seiner Forschungen ist das soeben im Verlage von Tempsky in Prag erschienene Werk: „Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409". Diese Periode ist gerade für die Gegenwart von besonderer Wichtigkeit, als in derselben die nationale Agitation gewaltig hervortritt und es heutzutage keineswegs an Versuchen gefehlt hat, analoge Verhältnisse hervorzurufen. Diesen Analogien, die sich an den Bearbeiter jener Zeit unwillkürlich herandrängen, wich zwar Herr Prof. Höfler, wie er in der Vorrede bekennt, nach Thunlichkeit aus und vermied es „ängstlich, Verletzendes zu sagen", gesteht aber eben so offen, daß „in dem Maße, in welchem andere den czechischen Standpunkt hervorhoben", er sich „genöthigt und selbst verpflichtet gesehen habe, den deutschen gleichfalls zu betonen". Höfler theilt sein Werk in drei Bücher. Das erste: „Die Deutschen in Böhmen", behandelt die einstige Stellung Böhmens zum deutschen Reiche, die Einwanderung der Deutschen in Böhmen und die Zeit Karl IV., in welcher bekanntlich nicht nur der Strom dieser Einwanderung am stärksten fluthete, sondern sich auch die goldenen Früchte dieser Einwanderung in Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, kurz in dem gesammten Aufblühen des Landes glänzend manifestirten. Das zweite Buch beginnt mit der Gründung der Prager Universität, welche, wie es auch in dem ausdrücklich in der Gründungsurkunde ausgesprochenen Willen Kaiser Karl IV. lag, zahlreiche Ausländer heranzog, und behandelt dann das erste Eindringen der nationalen Zerwürfnisse an der Universität, das Auftreten der Lehre Wikleffs, die Einwirkung des päpstlichen Schismas auf der Universität und schließt mit der Schilderung der Vertreibung der deutschen Studenten und Professoren aus Prag. Höfler weist nach, daß, wie „aus der Darstellung des Hieronymus hervorgeht, der Sturm gegen die Deutschen an der Universität nur der Anfang eines allgemeinen Angriffes gegen die Deutschen in Böhmen sein sollte". Dieser trat denn auch ein; kaum 10 Jahre vergingen und die deutschen Einwohner Prags sahen sich mit dem gleichen Schicksale (wie die Professoren und Studenten) bedroht; ihre Häuser, Weinberge, Felder und Gärten in fremden Händen. Der Ausdruck des (Kuttenberger) königlichen Decrets welches der deutschen Nation überhaupt das Recht der Einwohnerschaft aufkündigte, war auch in Betreff friedlicher Bürger in Erfüllung gegangen. Was dann in Prag stattfand, ward schnell auch in andern Städten nachgeahmt, so daß der Schatten des Ereignisses vom Jahre 1409 sich über einen großen Theil Böhmens hinzog". Höfler bedauert, daß dieser Theil der Geschichte Böhmens noch nicht geschrieben ist; derselbe „verdiente sehr wohl beachtet und der Vergessenheit entrissen zu werden". Das dritte Buch: „Magister Johannes Hus nach dem Abzuge der Deutschen auf dem Höhepunkte seiner Macht und seines Einflusses", legt im ersten Capitel die äußerst rührige Agitation Hußens gegen die deutschen Universitätsmitglieder (die er einer „Verschwörung" beschuldigte, als „Verleumder der böhmischen Nation" bezeichnete ꝛc. ꝛc.) bloß, und macht unter Anderem auf die schon damals beliebt gewordene Selbstüberhebung (so wurde z. B. in officiellen akademischen Reden ausdrücklich gesagt, „Prag finde seines Gleichen nicht; nicht Menschen, sondern Halbgötter [1] erzeuge die Prager Erde") aufmerksam.

[1] Wer denkt hiebei nicht an die Phrase, die Čamara sei das Kleid der Engel und an das Telegramm von dem „vergötterten trojlístek". (Anm. d. Boh.)

Digitized by Google

Das zweite Capitel schildert die „Czechisirung der Universität", das dritte die „Folgen des Sieges der Hussiten". Zur Charakterisirung dieser führen wir nur an daß, als Paul Zidek 1470 den König Georg bestürmte, die Universität wieder herzustellen, er ihm „keinen besseren Rath geben konnte, als wieder Ausländer zu berufen". So sehr hatte der Hussitismus die Wissenschaft in Böhmen zerstört. — Wir haben in Vorstehendem nur den Gang, den Höflers Werk einschlägt, flüchtig andeuten wollen, ohne uns auf die neuen historischen Daten und Momente, welche Höfler darin zu Tage fördert, einlassen zu können. Eine weitere Besprechung behalten wir uns vor. Daß Höfler in seiner Darstellung dem nationalen Standpunkt czechischer Historiker oft entgegentritt, braucht nach dem Gesagten nicht nochmals betont zu werden. (Boh.)

* Der Stenograph Friedr. Matkovic in Agram, welcher am croatisch-slavonischen Landtage vom Jahre 1861 in dieser Eigenschaft verwendet wurde, befaßt sich mit der Herausgabe eines Werkes über die croatische Stenographie und trägt seit dem 27. August an der dortigen königlichen Akademie die croatische und deutsche Stenographie vor.

* Ueber Kärnten werden mehrere fachwissenschaftliche wie belletristische Arbeiten vorbereitet. Eine geographisch-statistische Aufnahme von Land und Leuten, ausgehend von einer Gesellschaft von Vaterlandsfreunden, soll demnächst erfolgen. Die pittoresken Partieen des Landes, Ortschaften und Schlösser haben an dem Maler Marcus Pernhart ihren Mann gefunden und erscheinen in fortlaufenden Lieferungen als Album von Kärnten. „Ein Skizzenbuch über Land und Leute", aus der Feder des in St. Veit thätigen Beneficiaten und Schriftstellers Franz Francisci, wird in ähnlicher Weise wie Steubs Schriften über Baiern und Pichlers über Tirol die landschaftlichen und volksthümlichen Eigenthümlichkeiten Kärntens weiteren Kreisen zugänglich machen.

---

* (Deutsches Wörterbuch.) Man erfährt, daß durch den Tod von Jakob Grimm dem Fortgange und der Vollendung des „Deutschen Wörterbuches" keine Gefahr droht, da das vollständige Material bis zum Ende geordnet vorliegt und nur der Ausarbeitung bedarf. Den Buchstaben K, einen der größten und schwersten, hatte Grimm schon vor einigen Jahren dem Dr. R. Hildebrand, den er in der Vorrede zum zweiten Bande wiederholt als vollkommen zur Mitarbeit befähigt nennt, zur Bearbeitung übergeben, die auch fertig vorliegt. Die Ausarbeitung wird in die besten Hände gelegt werden.

* Von Dr. W. Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte" erscheint soeben in Stuttgart bei Ebner und Seubert eine zweite Auflage. Wir können unseren Lesern diese Arbeit des eben so fleißigen als geistreichen Kunsthistorikers auf das beste empfehlen. Dieselbe ist ganz geeignet in das Gebiet der Kunstgeschichte einzuführen. — F. W. Unger hat eine in Benfey's „Orient und Occident", Band 2, veröffentlichte Arbeit über die „Bauten Constantins des Großen am h. Grabe in Jerusalem" selbstständig erscheinen lassen. Wie alle Arbeiten F. W. Ungers zeichnet sich auch diese durch gewissenhafte Benützung eines schwer zu bewältigenden Materiales sehr vortheilhaft aus.

* V. A. Huber. Sociale Fragen (I. Das Genossenschaftswesen und die ländlichen Tagelöhner. Nordhausen. 1863) Wie schon früher (in den „Reisebriefen" und der „Concordia") räth Huber auch hier dem gedrückten Zustande der Taglöhner und Landarbeiter jenes Hülfsmittel an, das den städtischen und Fabriksarbeitern schon so viel

Digitized by Google

Segen gebracht, das Mittel der Association. Natürlich wird dabei den wesentlich verschiedenen Verhältnissen des landwirthschaftlichen Betriebes Rechnung getragen. Huber fordert für die Taglöhner und Landarbeiter die Vereinigung zum Zwecke besserer Wohnungen, gesunder und wohlfeiler Verköstigung und fruchtbringenderer Arbeit. Er weist nach dieser Richtung auf das in England zur Geltung gekommene sogenannte Allotmentsystem hin, welches darin besteht, daß ein größeres Grundstück in kleineren Parcellen an kleine Leute gegen eine mäßige Pacht und sonst beliebige Bedingungen zur Spatenkultur ausgegeben wird. Weiters macht Huber uns mit den Land- und Baugesellschaften bekannt, deren Absicht dahin geht, die arbeitenden Classen in den Besitz von Grundeigenthum und Wohnhäusern zu bringen. Die eigentliche Tendenz der Schrift aber ist, uns in Kenntniß von einer gewiß bedeutsamen Gründung zu setzen, der Gründung jener Genossenschaften ländlicher Taglöhner, welche Mr Gurdon auf Affington-Hall gegründet hat. Diese landwirthschaftlichen Niederlassungen beruhen — wie sich aus dem mitgetheilten Statutenauszuge ersehen läßt — auf demselben Principe, auf dem die Genossenschaften der städtischen Arbeiter gegründet sind. Nur tritt hier — wie es wohl nicht leicht anders sein kann — der Gutsherr als Hauptperson hinzu. Er giebt den Boden gegen die landesübliche Pacht her, streckt das Betriebscapital zinsfrei vor und geht darüber bestimmte Verträge ein, von denen in der angeführten Schrift berichtet wird. Zwei solche landbauende Genossenschaften hat Mr. Gurdon gegründet, der Erfolg war ein bedeutender, die Genossenschaftsmitglieder sind — was Wohlstand, Wissen, Moralität und Gesundheit betrifft — zu ganz anderen Leuten geworden. Während früher viele von ihnen dem Armenwesen zur Last fielen, tragen sie nun selbst zur Armensteuer bei, von Felddiebstählen und Waldfrevel verlautet seit dieser Ordnung der Dinge nichts mehr, die Grundstücke gewinnen durch die darauf aufgeführten Baulichkeiten und die Bodenmeliorationen an Werth, das Verhältniß zum Arbeitgeber ist ein höheres, der geistige Gehalt der Arbeiter selbst bedeutender geworden. Es ist natürlich, daß im Angesichte solcher Thatsachen und der meist sehr kläglichen Lage auch der deutschen Taglöhner, Huber das Beispiel des englischen Menschenfreundes deutschen Grundbesitzern zur Befolgung auf das Wärmste anempfiehlt. Möge die Schrift ihren Zweck erreichen! Dr. A. H.

* Ein Gedicht von Jean Paul. Der Jahrgang 1808 des „Morgenblatt", enthält einen von Jean Paul unterzeichneten Aufsatz mit der Ueberschrift: „Meine ersten Verse". In der Einleitung erzählt er, wie der König von Preußen 1805 mit seiner Gemahlin das Alexander-Bad bei Wunsiedel besucht habe und wie hier die fürstlichen Personen mit einem aus einer Felsengrotte ertönenden Wechselgesang begrüßt worden seien, zu dem er, Jean Paul, den Text gedichtet und ein Arzt die Musik componirt habe. Die längst vergessene Dichtung, welche immerhin ein Interesse behält, da von dem Dichter, dessen Gedächtniß in diesem Jahre begangen wurde, außerdem keine Verse bekannt sind, lautet:

Wechselgesang der Oreaden und Najaden.

Chor der Oreaden und Najaden.

Seid gegrüßt den Geistern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor euch.
Blumen opfert das Gebirg'.
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olympos durch Sie.

Oreaden.

Deinem Adler gebührt die Höh',
Unser Vater verlieh dir ihn
Mit Klauen voll Frühlingsgewitter,
Um die Fluren zu segnen,
Um die Feinde zu treffen.

Digitized by Google

Najaden.

Wir bewohnen nur vier kleine Flüsse,
Denn das Meer gebar die schönste Göttin;
Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen.
Doch auch die Welle schafft die Göttin; und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild;
Unsre vier Ströme spiegeln Anadyomene
Als vier Schwestern zurück.

Eine Oreade.

Ich besiege die Nymphen der Berge und Flüsse: ich sende aus der Tiefe statt Goldes die Heilquelle ins Thal; und die Erhabenen weilen am längsten bei ihr.

Die Najade der Saale.

Ich besiege dich; ich begleite Sie am längsten in Ihr Reich; dann eilet meine Götterschwester mir von Seinem Riesengebirg entgegen, und umarmend tragen wir des deutschen Königs Schiffe in das deutsche Meer.

Chor der Oreaden und Najaden.

Wir sind alle gleich,
Denn sie sind bei uns.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Prof. Paul Hinschius in Halle hat bei Bernh. Tauchnitz in Leipzig: „Decretales Pseudo-Isidorianae et capitula Angilramni" herausgegeben; diese Decretalen, eine der interessantesten Fälschungen, welche die Geschichte aufzuweisen hat, haben bekanntlich seit Jahrhunderten wegen der hohen Bedeutung, welche ihnen für die Grundanschauung des Mittelalters von dem Verhältniß der geistlichen zur weltlichen Macht zukommt, die Aufmerksamkeit der Theologen Juristen und Geschichtsforscher auf sich gezogen. Alle Bemühungen einer definitiven Lösung der über die Sammlung noch herrschenden Streitfragen sind aber zum Theile deßhalb erfolglos geblieben, weil die Ausgabe von Merlin (Paris 1523) und die vier Abdrücke derselben einen sehr unsichern Text enthalten. Eine Untersuchung des gesammten handschriftlichen Materials auf deutschen, schweizerischen, französischen, italienischen, englischen und spanischen Bibliotheken hat nun den vorliegenden Text ergeben, dem eine längere Abhandlung über die Sammlung selbst vorangeschickt ist.

Die weiteren buchhändlerischen Novitäten dieser Woche entstammen sämmtlich dem österreichischen Buchhandel; da wäre zuerst eines neuen Bandes, des zehnten, des „Biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich" von Konstantin v. Wurzbach zu gedenken, der den Buchstaben J ganz, K bis Karolina umfaßt und durch Sorgfalt und Emsigkeit der Zusammenstellung das bekannte Sammeltalent des Herausgebers von neuem kennzeichnet; ferner aus dem Verlage von F. Tempsky in Prag: „Erläuterungen zu meiner griechischen Schulgrammatik" von Georg Curtius. In Braumüllers Verlag hier erschien — zum Druck gebracht von dem Vereine für siebenbürgische Landeskunde — „Geologie Siebenbürgens von Franz Ritter v. Hauer und Dr. Guido Stache"; ferner der erste Band der „deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" von Prof. O. Lorenz; bei C. Helf hier „Das Urbarialwesen in Siebenbürgen von J. Ritter v. Grimm". Ueber die letztgenannten drei Werke werden wir demnächst ausführlich Bericht erstatten.

Digitized by Google

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die „todte Saison" bewirkt in den großen Städten, deren wohlhabendere Bewohner sich auf Reisen oder auf dem Lande befinden, immer eine gewisse Stille, wenn auch nicht in der litterarischen Production, so doch in den Veröffentlichungen derselben Auf dem Büchermarkte hebt die stärkere Bewegung erst wieder mit dem Herannahen der Weihnachtszeit und des Jahresschlusses an, und nur auf dem Felde des Romans und der Unterhaltungslectüre überhaupt ist der Buchhandel rastlos thätig gewesen, Neues hervorzubringen.

Von ernsteren Werken sind in den letzten Tagen erschienen der 12. Band der unter den Auspicien des gegenwärtigen Duc de Luynes von L. Dussieux und E. Soulié herausgegebenen „Mémoires du duc de Luynes sur la cour de Louis XV (1735 bis 1758)". Das mit großer Genauigkeit geführte Tagebuch des Herzogs geht in dem vorliegenden 12. Bande von Juni 1752 bis Juni 1753. Die vollständigen Memoiren dürften daher bis zu ihrer Vollendung kaum weniger als 18 Bände umfassen. Von der sehr ausgedehnten „Correspondance de Napoléon Ier publiée par ordre de Napoléon III", erschien der 13. Band, welcher das theils aus dem „Moniteur", theils aus gedruckten und ungedruckten Briefen, Noten, Bulletins u. s. w. zusammengetragene Material von Ende Juli bis Ende November 1806 führte. In dem angekündigten Bande befinden sich also die französischen Documente über den preußischen Feldzug von 1806 und die unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt. Wir sehen darunter auch das bekannte fünfte Bulletin, das in der Fülle des Siegesübermuthes anhebt: „La bataille d'Iéna a lavé l'affront de Rossbach et décidé en sept jours une campagne qui a entièrement calmé cette frénésie guerrière qui s'était emparée des têtes prussiennes". Auch die Liste der französischen Confiscationen, Brandschatzungen und Contributionen in den kleineren deutschen Staaten ist zu gleicher Zeit interessant und lehrreich.

Unter den wenigen Büchern, die in der französischen Provinz herauskommen, sei erwähnt: „Correspondance de Louis XIV avec le marquis Amelot". Dieser Diplomat war von 1685 bis 1688 französischer Gesandter am portugiesischen Hofe, und sein Briefwechsel mit dem König bezieht sich fast ausschließlich auf die politischen Angelegenheiten des damals noch nicht lange dem Hause Braganza zugefallenen Königreiches. Von Widals „Etudes littéraires et morales sur Homère" ist bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden deren erster Theil, die Iliade umfassend, vorliegt.

Auf dem Gebiete der leichten Lectüre wird das lange angekündigte Werk des Kartenkünstlers Houdin einen großen Leserkreis finden. Es heißt „Les tricheries des Grecs dévoilées — l'art de gagner à tous les jeux" und beschäftigt sich mit der Lehre, wie man die Karten geschickt anfaßt, selbe beim Spiele zu eigenem Nutzen behandelt, wie man die Volte schlägt und mit ähnlichen ernsthaften Dingen, welche in das Fach gehören, dessen Princip in Lessings Minna von Barnhelm der Chevalier de la Marlinière mit „corriger la fortune" bezeichnet. Da nun eine solche Anleitung zur Schnellfingerigkeit einen scharfen Geruch nach Betrug, Schwindel und Gefahr für die unschuldige Tasche des Mitmenschen ausathmet, so erklärt Mr. Houdin gleich im Anfang seines Buches, er lehre die Künste der Täuschung nicht um dem Betrug unter die Arme zu greifen, sondern um die Betrogenen über die Art und Weise aufzuhellen, wie die Entleerung ihrer Taschen am Spieltisch mittelst sicherer Griffe bewerkstelligt wird. Die zahlreiche Classe der Dupes wird also Herrn Houdin für seine Mittheilungen dankbar sein müssen, namentlich wenn es ihm gelingt (wie er es sich vornimmt), aus jenen Herren „des dupes éclairées" zu machen.

Digitized by Google

* Ueber den Palastbau Sr. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ludwig Victor an der Ringstraße.

Aller Wahrscheinlichkeit nach dürften schon in den nächsten Tagen die Fundamentarbeiten an dem erzherzoglichen Palaste in Angriff genommen werden. Bei dem höchst erfreulichen Umstande, daß (abgerechnet das Palais des Prinzen von Würtemberg) diesmal auf dem Stadterweiterungsgrunde zum ersten Male ein Palast im eigentlichen Sinne des Wortes gebaut wird, halten wir es für passend, eine detaillirte Beschreibung des Baues selbst zu geben.

Derselbe wird nach den Plänen und unter der Leitung des Architekten Heinr. Ferstel auf dem von Sr. k. Hoheit angekauften, am Schwarzenberg-Platze und an der Ringstraße gelegenen Baugrunde ausgeführt werden. Der Palast, im Renaissancestyle entworfen, wird von drei Seiten freistehen und nur an seiner vierten Seite an jene Bauten grenzen, welche die mit Arkaden gezierten Mittelgruppen des Schwarzenberg-Platzes zu bilden bestimmt sind.

Die gegen den Schwarzenberg-Platz gelegene Fronte des Palastes wird die Hauptfaçade bilden und liegt, da die Ringstraße an dieser Stelle einen starken Bruch enthält, in der Achse der letzteren. Die 18 Klafter lange Hauptfaçade hat einen 10 Klafter breiten Mittelbau von 2 Klafter Vorsprung. An dieser Stelle ist auch die Einfahrt, welche in ein sehr geräumiges hohes Vestibüle führt, von dem aus die einarmige 11 Schuh breite Haupttreppe den Zugang zu dem Mezzanin und zu dem Hauptgeschoß bilden wird.

Der Höhe nach enthält der Palast ein Erdgeschoß und ein Mezzanin, zusammen 4 Klafter 5 Schuh hoch, ein Hauptgeschoß von 21 Schuh Höhe mit Inbegriff der Deckenconstruction und einen zweiten Stock von 14 Schuh 6 Zoll Höhe. Die ganze Höhe der Façade bis zur Kante des Hauptgesimses wird 11 Klafter 1 Schuh 6 Zoll betragen. Das Erdgeschoß enthält außer dem Vestibüle und der Treppenanlage die Remisen und Wohnräume für die Dienerschaft. Die Stallungen sind in einem Souterrain belegen, dessen Fußboden jedoch nur 8 Schuh unter dem Hofniveau liegt, und welches noch bedeutend über das letztere herausgebaut wird.

Das Mezzanin enthält, von der Haupttreppe zugängig, Wohn- und Arbeitsräume für den Erzherzog und, von der Nebentreppe zugängig, einige Wohnungen für den Hofstaat.

Der erste Stock als Hauptgeschoß enthält, gegen den Schwarzenberg-Platz und gegen die Ringstraße gelegen, große Gesellschafts- und Empfangsräume, darunter einen Festsaal von 41 Quadratklafter Grundfläche und von 23 Schuh lichter Höhe, ferner einen Speisesaal von 20 Quadratklafter Grundfläche, eine große Gallerie, welche die Communication dieser Räumlichkeiten vermittelt und einen gegen den Hof zu liegenden Wintergarten. Außerdem finden sich in diesem Stockwerke noch mehrere erzherzogliche Wohnräume.

Der zweite Stock, von einer alle Geschoße verbindenden Nebentreppe zugängig, und überdies durch eine innere Treppe mit den Appartements des Erzherzogs verbunden, enthält Wohnräume für den Hofstaat und für die Dienerschaften. Die Bauarea mißt 395 Quadratklafter Grundfläche und ist gegen den Schwarzenberg-Platz vollkommen rechtwinkelig begrenzt.

Die Ecke von der Ringstraße in die Seitengasse hingegen bildet einen bedeutend stumpfen Winkel, der durch den Bruch, welchen die Ringstraße an dieser Stelle erfährt, bedingt ist und es ist somit der Bauplatz nach dieser Seite unregelmäßig. In der inneren Anlage ist diese Unregelmäßigkeit jedoch so gut vermittelt, daß sie dem Beschauer eben nirgend als in wenigen ganz untergeordneten Räumlichkeiten begegnet.

Die Façade, im italienischen Renaissancestyle geschmückt, hat nur an dem Mittelbau der Hauptfaçade eine reichere Auflösung mit Bogenstellungen — im Uebrigen erscheint ein einfaches Palastmotiv an allen drei Façaden durchgeführt. Das Erdgeschoß in Ver-

Digitized by Google

bindung mit dem Mezzanin repräsentirt sich als Unterbau. Das erste Stockwerk ist als Hauptgeschoß ausgezeichnet — das letzte Stockwerk ist untergeordnet behandelt.

Sitzungsberichte.

Monatsversammlung des historischen Vereins für Krain

am 10. September 1863.

Vereinsdirector Dr. H. Costa gab einen Bericht über die „neuesten Ausgrabungen in Laibach", bei welchen römische Funde zu Tage gefördert wurden. Dieselben sind schon aus dem Grunde von Bedeutung, weil bisher noch kein römischer Fund auf dem rechten Ufer der Laibach vorgekommen ist. Es wurde eine Wasserleitung aufgedeckt, bestehend aus 15 Zoll langen thönernen, unverkitteten Röhren, welche vom Golouzberge in der Richtung gegen den Platz, auf welchem das Rathhaus steht, in dessen Nähe die Röhren nur mehr einen halben Schuh tief lagen, führte Außerdem kamen Särge von verschiedener Größe aus Thonziegeln geformt, mit Menschenknochen und Theilen eines Kopfes, eine Grablampe mit der Inschrift: CDESSI und irdene Gefäße zum Vorschein, an Münzen nur ein Constans und eine unbestimmbare, vielleicht dem ersten Jahrhundert angehörige.

Der Vereinssecretär Dimitz las „vaterländische Denkwürdigkeiten" aus archivalischen Quellen. Sie betrafen 1. eine Verhandlung wegen Ernennung des P. Sigismund Skerpin zum k. Theologus in Krain, aus welcher sich die Absicht der krainischen Stände ergiebt, die Schönleben'sche Geschichte fortzusetzen und in Druck zu bringen (im Jahre 1729); 2. einiges über „deutsche Komödianten" in Krain, besonders im 18. Jahrhunderte. Im Jahre 1730 gab eine „ausländische" Gesellschaft in der Fastenzeit vier geistliche Komödien, und im Jahre 1738 spielte die Truppe eines gewissen Joh. Mich. Leop. Brenner auf dem Rathhause, wo diese Vorstellungen gewöhnlich stattfanden. Diese Truppe hatte die Marktzeit gewählt und zahlte für die „Marktfreiheit" dem Stadtrichter 2 fl. und der Kämmerei 6 fl. für den Platz, „welches Geld ich von meines armen Kindes Pathengeld habe nehmen müssen" wie der Principal Brenner in einer Einlage an den Vicedom sagt; 3. „Gasthauswesen" Krains in früheren Jahrhunderten. Es dürfte hieraus die Mittheilung ein locales Interesse haben, daß das Gasthaus „Zum wilden Mann" um das Jahr 1749 gegründet wurde und zwar von dem Laibacher Magistrate über Auftrag der Regierung, da die Durchreisenden über Mangel an anständigen Gasthöfen klagten. Doch brachte dieses unfreiwillige Nebengeschäft dem Magistrat keinen Vortheil; im Jahre 1749 trug das zweite Stockwerk nicht mehr als 12 fl. ein, welchen Betrag Graf Chotek, der als l. f. Commissär hier verweilte, für acht möblirte Zimmer bezahlte, ein Preis, welcher an jene vom Jahre 1576 erinnert, wo eine Herrenmahlzeit auf 10 kr, eine Dienermahlzeit auf 8 kr., Wein inbegriffen, gesetzlich tarifirt war

Schließlich gab Dr. E. H. Costa einen Litteraturbericht über die neuesten Erwerbungen des Vereins, aus welchen wir erwähnen, daß in einem im „Frankfurter Alterthumsvereine" gehaltenen Vortrage Dr. Eulers „über die Lage der deutschen Ansiedler in den slavischen Ländern, im Mittelalter" die in den Mittheilungen unseres Vereins vom Jahre 1861 enthaltene vortreffliche Abhandlung Prof. Zahns über die Leistungen der freisingischen Unterthanen in Krain am Beginne des 14. Jahrhunderts, benützt ist. (Laibacher Zeitung.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Goethe-Litteratur.

1. Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe.

(Weimar, 1863.)

Der betrübende Handel, der mit den Erinnerungen an unsere classische Litteraturperiode getrieben wird, sei es, daß man die unbedeutendsten persönlichen Beziehungen zu den Dichterheroen Weimars schönrednerisch ausmale, sei es, daß man in die Rumpelkammer verwiesene Papierkörbe umstürze, um noch irgend eine werthlose Aufzeichnung von der Hand eines Unsterblichen zu erhaschen, dieses unsere nationale Würde beeinträchtigende Geschäft hat sich durch den eben herausgekommenen „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe" die Krone aufgesetzt.

Wer, wie die meisten gebildeten Deutschen, Goethe's Werke zum besten Theil seines Lebensinhaltes zählt, mag allerdings nichts gleichgültig finden, was unter den Vorkommnissen des wirklichen Lebens und Erlebens geeignet war, Goethe dichterisch anzuregen, wenn auch nicht unmittelbar, wenn auch nur durch Herbeiführung einer augenblicklichen Stimmung, einer, gerade bei Goethe so wichtigen „Gelegenheit". In diesem Sinne hat man Mittheilungen über dasjenige Verhältniß, welches eigentlich dazu angethan war, die Stimmung zu „Gelegenheitsgedichten" niemals erlöschen zu lassen, sehr dankbar aufgenommen und sogar nach mehr verlangt, wenn die Berichte Vogels, Wachsmuths und vieler anderer den Verkehr Goethe's mit seinem Fürsten zwar anschaulich, aber theils aus Discretion, theils weil die Berichterstatter „Verschwiegene wider Willen" waren, nicht erschöpfend genug schilderten. Endlich erscheint der oben genannte Briefwechsel, nach vorausgegangenen Ankündigungen das vollständige Inventarium des Freundschaftsverhältnisses zwischen Herrn und Diener und ihrer gemeinsamen „Fahrten und Abenteuer". Man denke sich das Behagen, mit dem ein Goethe-Verehrer sich an die Quelle aller Aufschlüsse zu setzen glaubt, die schon dem äußern Umfang nach nichts schuldig zu bleiben verspricht.

Der arglos Vertrauende blättert vorerst, einen Vorgeschmack des Köstlichen suchend, mit raffinirter Genußliebe, und so stößt er zufällig Seite 29 auf das Wort „Venus". Welche Perspective scheint sich hiemit dem litterarischen Epikuräer aufzuthun? Haben Goethe und der Herzog etwa über die Aufstellung einer Venus-Statue in einem der fürstlichen Gärten verhandelt? Bringt Goethe eine Erinnerung an Italien vor, die er weder der „Reise" noch den „Elegien" anvertrauen wollte? Geben die hohen Freunde, veranlaßt durch einen Vorfall, durch eine

Digitized by Google

Begegnung, durch ein Gefühl, der griechischen Mythe eine moderne Deutung? So anmuthige Erwartungen muß in einem Briefwechsel solcher Männer das einzige Wort erregen.

Die bezügliche Stelle aber in einem Brief Goethe's an den Herzog lautet: „Was Venus betrifft, so finde ich Ihren Gedanken sehr glücklich. Unter allen Subalternen dieser Classe, auch wohl weiter hinauf, hab ich keinen, der so resolut, gescheidt, ehrlich und unverdrossen wäre. . . . Auch in der Folge zum Kammerdiener wäre er zu brauchen, da Ihnen sein strackes militärisches Wesen" u. s. w.

Diese Stelle hat sich nicht etwa zufällig unter bedeutungsvollere Auslassungen gemischt, sie ist vielmehr genau bezeichnend für Werth und Inhalt des gesammten in zwei Foliobänden zu je mehr als 300 Seiten aufgespeicherten Briefwechsels der zwei großen Männer, die sich nichts davon träumen ließen, daß ihnen eine verkehrte Pietät, eine geistverlassene Vitzli-Putzli-Verehrung aus den dem vergänglichen Augenblick vergänglicher Geschäfte gewidmeten Schriftstücken bleibende Denkmäler wird bauen wollen. Nur der seltsame Name des in Vorschlag gebrachten Kammerdieners giebt zufällig Veranlassung, die schönen Erwartungen, die der Briefwechsel rege machte, und die grausamen Enttäuschungen, die er bereitet, symbolisch zu illustriren.

Wer uns einladet, uns an den Lebenstisch Goethe's zu setzen, von dem können wir fordern, daß er uns zeige, wie das Genossene mehr oder minder unmittelbar den Geist des Dichters anspannte und seine Seele befeuerte. Wir wollen die Tischgespräche Goethe's hören, nicht von der gemeinen Speise kosten, die auch er zu seiner Nahrung brauchte, oder gar die verschimmelten Reste, die noch auf seinen alten Tellern liegen, als kostbare Früchte zu uns nehmen.

Es wäre allerdings möglich, auch aus dem dürren Sand dieses Briefwechsels hie und da ein Körnlein herauszuklauben, welches, mit Kenntniß und Scharfsinn gewendet und beleuchtet, sich zur Noth als losgebröckelt von dem wahren Leben Goethe's, des Dichters, darstellen ließe. Es wird aber niemand selbstverleugnend genug zu diesem Geschäfte sein, da die Bedeutung des dazu erforderlichen Geistes trügerischer Weise auf das Buch zurückfiele, welches in Wahrheit keine Bedeutung hat. Selbst wen es gelüstet, Goethe's amtliche Stellung und Functionen näher kennen zu lernen, unterrichtet sich darüber besser aus der besonderen Schrift eines Amtscollegen des weimar'schen Ministers. Was wäre aber auch in dieser Beziehung neues zu erfahren? Jedermann kennt den patriarchalischen Charakter der deutschen Regierungen von 1815 bis zur Juli-Revolution, und wenn es der Ironie des Schicksals schon gefiel, einen Dichter zum Staatsmann in einem — kleinen Staate zu machen, ihn also scheinbar zu der beneidenswerthesten Höhe zu erheben, von der aus es einem Dichter gegönnt wäre, in schöpferischen Thaten poetisch verjüngend auf die Menschheit zu wirken, während zugleich die Natur eines von allen Seiten abhängigen und nur durch stete Rücksichtsnahme auf solche Abhängigkeit möglichen, d. h. sich erhaltenden Kleinstaates alle Mittel einer genialen politischen Wirksamkeit verweigert; — was konnte Goethe übrig bleiben, um den Dichter im

Digitized by Google

Staatsmann nicht zu verleugnen? Nur etwas sehr einfaches, wenn auch schwieriges: ein ehrlicher Mann zu bleiben, die Poesie der Pflichterfüllung. Es gehört jedoch schon viele Erfahrung auf dem einschlägigen Gebiet dazu, um die Ehrlichkeit des Staatsmannes aus dem wunderbar seltenen Genius des Dichters herzuleiten; diese Poesie läßt sich vor dem genießenden Lesepublicum und selbst vor dem höher begabten Kunstfreund nicht leicht zur Geltung bringen. Vielmehr wird der Einblick in Goethe's amtliche Thätigkeit, welchen der vorliegende Briefwechsel gewährt, das Urtheil noch mehr irreführen, als es schon überall geschehen ist, wo man die Erscheinung, die Goethe für alle Zeiten bedeutet, mit den politischen Postulaten seines Zeitalters in eine fast naturwidrige Beziehung brachte.

Wirkt der „Briefwechsel" in dieser Beziehung positiv schädlich, so kann seine immense Bedeutungslosigkeit gegenüber jedem litterarischen Anspruche oder auch nur der Forderung allgemeiner Bildung von negativem Nutzen sein. Seine colossale Leere kann durch Nachfolgendes nicht mehr übertroffen werden, und so mag man hoffen, durch den „Briefwechsel" diese Art „Goethe-Litteratur" für immer geschlossen zu sehen.

2. Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Von C. G. Carus

(Wien 1863, bei W. Braumüller.)

Man könnte behaupten, die Nachwelt Goethe's habe noch nicht begonnen. Wohl blickt die Welt mit Bewunderung zu seinem Haupte auf, das hoch genug ist, an der Kuppel des germanischen Ruhmes mitzutragen, aber das Volk sammelt sich noch nicht zu seinen Füßen.

Ein allgemeines Verständniß, was er nicht bloß dem Kunstgenuß, was er der Bildung eines Jeden gilt oder gelten soll, der sich in den Strömungen des Lebens als eigene Persönlichkeit behaupten will, ein allgemeines Verständniß aus diesem ethischen Gesichtspunkte bedingt andere als die gegenwärtigen Zustände, bedingt eine Zeit, welche den Schwerpunkt ihrer geschichtlichen Bedeutung in die subjective Bildung der Individuen verlegte, eine Zeit also, welche die rohesten Arbeiten zur Feststellung und Sicherung der nothwendigsten politischen Befriedigung bereits hinter sich hätte und das Pathos der Tagesgeschichte nicht mehr in die Massen zu verlegen brauchte.

Eine solche Zukunft ist zugleich die zukünftige Popularität Goethe's, die Zeit in der nicht mehr bloß sein Genius ein Genuß, sondern sein Charakter eine Lehre sein wird. Wichtige Documente werden einer solchen Zeit die Zeugnisse sein, wie bereits mitten in den Wirren unserer Tage einzelne von ihm lernten, nicht etwa wie *er*, sondern wie sie selbst zu sein, demjenigen Bewußtsein und Wirklichkeit zu geben, was die Natur mit ihnen *gewollt* hat. Vielfach ist das vorliegende Buch des ehrwürdigen Carus ein derartiges Zeugniß, im Allgemeinen aber lehrt es, was sich für alle Lagen des Lebens überhaupt aus Goethe schöpfen läßt. Es erscheint im günstigsten Augenblick, denn wie zu einer frisch sprudelnden Quelle des Verständnisses und der Weisheit, wendet man sich ihm zu, wenn man die Seele eben in der Oede des neuesten „Briefwechsels" ausgetrocknet hat.

Digitized by Google

Tendenz und Inhalt der kleinen, aber schwer wiegenden Schrift lassen sich mit den wenigen Worten bezeichnen, daß Goethe gleichsam von der Vorsehung bestimmt war, am Anfang einer Epoche zu stehen, welche uns immer mehr ins Aeußerliche, in materielle Genüsse und Zwecke zu reißen droht, damit er noch einmal den vollen Begriff des Dichters darstelle, welcher auf Einfachheit und Humanität beruht und mit einem Seherblick in alle Lebensreiche schaut. Diese Mission ganz zu erfüllen, durfte er mittelst der Früchte dreier Perioden seines eigenen Lebens sowohl die Jugend, als die gereiften Jahre, als das höhere Alter mit der Weihe der Poesie gegen die Wirren der Zeit waffnen. Man ersieht aus diesem von Carus aufgestellten Programm leicht, in welche besondere Theile seine Arbeit zerfallen muß, wie sie Goethe's Einfachheit und Humanität, seinen Seherblick für die äußere und innere Welt, seine Bedeutung endlich für die verschiedenen Lebensalter beleuchtet.

Fünfzehn kurze, bisher gänzlich unbekannte und ungedruckte Parabeln, welche Goethe, etwas über zwanzig Jahre alt, angeregt durch seine damaligen alttestamentarischen Studien, schrieb, war es dem Verfasser vergönnt, mitzutheilen, und er hat sie sehr geschickt mit dem Grundgedanken seiner Schrift zu verweben gewußt. In diese klingen auch zu noch höherer Ergänzung persönliche Erinnerungen des gelehrten Greises an den Dichterfürsten in Weimar hinein. So gestaltet sich die lehrreiche und anmuthige Schrift gleichsam zu einem Tagebuch der Wirkungen, welche Goethe als Mensch wie als Dichter auf hervorragende Geister zu verschiedenen Zeiten ihres Daseins zu üben vermochte. Und eine Zeit wird kommen, in der sich solche Wirkungen nicht nur bei einzelnen seltenen Geistern, sondern bei dem kräftigeren Theile der Nation selbst wiederholen werden.

Das Buch ist im Verlage von Wilhelm Braumüller in Wien erschienen, ein Umstand, den wir nicht unbemerkt lassen können. Sollte es nicht ein Symptom der stets wachsenden Bedeutung Wiens für deutsche Culturinteressen sein, daß deutsche Gelehrte ihre Werke in Wien erscheinen lassen?

Hieronymus Lorm.

Die geschichtliche Entwicklung der Musik in ihren Hauptzügen.

Von Dr. Ludwig Nohl.

2. Die Polyphonie des Mittelalters.

Es ist kein Zweifel, daß sogleich die ersten Christen bei ihren Religionsübungen der Kunst der Töne einen bedeutenden Raum gestatteten. Die tiefere Erfassung des Geistigen, die sich in der neuen Religion aussprach, konnte sich überhaupt nicht mehr mit dem begnügen, was das bloße Auge aufnimmt. Das Unsinnliche, Unfaßbare, Unermeßliche des neuen Gottes, ließ es sich noch in Bild und Worte fassen? Und konnte die Religion der Liebe und des Schmerzes wohl eine reinere

Digitized by Google

Sprache zum Ausdruck ihrer tausendfachen Seelenstimmungen finden, als die Sprache des Tones? Nicht was ihn räumlich umgab, interessirte den Menschen fortan; sich selbst wollte er vernehmen, seine eigene überfüllte Seele. Die Welt und all ihre Herrlichkeit gab er hin um diesen einen Preis, den Gott im eigenen Herzen erkennen und hegen zu dürfen. Und für dieses überfüllte Innere gab es nur ein vollkommenes Ausdrucksmittel, den Ton. So kommt es, daß fortan die Musik in den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen mit eintritt, und man kann wohl sagen, die Musik ist das Bedeutendste und Ureigenste, was der menschliche Geist seit den Zeiten der Alten geschaffen hat. Die gesammte Welt war in das Herz des Menschen zurückgeschlungen. Das ganze Mittelalter so wie die neuere Zeit sind nicht sowohl von der Anschauung als von der Empfindung beherrscht, nicht gesehen werden die Dinge, sie werden gefühlt, gehört. Dies mußte denn naturgemäß als letzte und höchste Blüthe die Kunst der Töne hervortreiben. Die Malerei, das herrliche Kind der frommen Phantasie des Mittelalters, bildet gewissermaßen den Uebergang vom Auge zum Ohre, von der antiken zur neueren Welt. Schon ist es das Zittern, die Schwingung, also die bloße Bewegung und Erscheinung des Körperlichen, nicht das greifbar Körperliche selbst, was in der Farbe hervortritt. Die Ruhe des Faßbaren, die in der Plastik herrscht, wird zur zitternden Unruhe; nicht die Gestalt selbst gilt, sondern der Schein, der um sie spielt. Die stillen geraden Linien der Architektur verschwinden; der bewegte, allflüssige, rein innerliche Geist kraust sogar den Stein zu tausend Blättern und Blumen auf. Die ausschmückenden Gestalten werden bis ins einzelnste individualisirt, damit sie etwas von dem Geiste verrathen, der weit mehr, als die bloße Gestalt es zu sagen vermag, was das Wesen des Menschen ausmacht. Nur das Innere der gewaltigen Dome des Mittelalters kann noch etwas von der Unendlichkeit des eigenen Geistes wiederspiegeln, dessen sich die Menschheit bewußt geworden ist; das Auge schweift von Bogen zu Bogen, von Pfeiler zu Pfeiler, durch sanfte Rundung der ineinandergreifenden Gewölbe immerfort weitergeleitet, und wo es das Ende erwartet, im Chore, gehts in unmerklichen Wendungen weiter und wird wieder zu sich selbst zurückgeführt. Die Perspective enthüllt etwas von dem Zauber der Geistestiefe, in welche die Menschheit hinabgeblickt hatte. Mehr aber enthüllte von dieser Ahnung der Unendlichkeit des Geistes die sich mehr und mehr zu einem geistigen und gleichsam stofflosen Ausdrucksmittel herüberdrängt, eben jene Kunst, deren Material bereits ein Geistesproduct des Menschen, also ein geistiges war.

Freilich die ersten Gesänge dieser gotterfüllten Seelen, die in abgeschlossenen Räumen und stillen Grüften ihre schöne Andacht verrichteten, waren durchaus kunstlos. Kein Volk stand ja der eigentlichen Kunstübung ferner als das, in dem die neue Lehre entstand und zuerst Verbreitung fand, die Juden. Aber keines unter den alten Völkern besaß auch jene Kraft der göttlichen Begeisterung, die die Psalmen erschaffen hat. Jeder ihrer Sinne war gebunden, sie schauten nicht frei um sich, sahen das Irdische nicht. Aber ihr zusammengehaltener Geist strömte sich in herrlichster Weise in der Kunst aus die über allen Sinnen steht, und erschuf eine

Digitized by Google

Poesie, die an erhabenem Schwung immer noch unerreicht dasteht. Dieser Ueberschwang der Begeisterung machte sich natürlich auch in leisen Versuchen musikalischer Rede Luft, und so gut wie die Griechen ihre Chöre, sang David seine Psalmen zur Harfe. Mag nun auch dies vielleicht noch weniger Musik gewesen sein, als die Weisen der gebildeten Griechen, immerhin war in diesen kraftvollen Ergüssen eines heiligen Gefühles, die in tönender Rede geschahen, genug Musikstoff vorhanden, daß sich daraus kleine Ansätze zu Melodien bildeten; und die ersten Christen förderten mit ihrer wunderbaren Vertiefung des Gemüthes solche Keime weiter zu jenem köstlichen Kranz tiefgehaltvoller Weisen, die der päpstliche Antiphonarius aufweist.

Mehr aber als die hebräischen Weisen, die sich an die Musik der Aegypter anlehnten und deren letzte Ueberreste noch im israelitischen Cultus wiederklingen waren es griechische Melodien, die jene ersten Christen zu ihren heiligen Worten entlehnten. Es waren nicht ästhetische Gründe, die sie dazu bestimmten, — die Anhänger der neuen Lehre gehörten ja in den ersten Jahrhunderten durchaus dem niederen Volke an — es war bloß der Drang des Herzens, was sie singen ließ. Und so eigneten sie sich die Weisen der Griechen ohne viel Veränderung zunächst einfach an. Aber wie bekamen diese Weisen sogleich einen andern Charakter, wie sehr erfuhren sie eine Vertiefung! Die Art und Weise, wie jetzt zu neuen heiligen Worten, in denen sich die ganze Unendlichkeit des Göttlichen andeutete, die gewohnten Melodien erklangen, war eine viel innigere, weihevollere, ward mit einem Schlage mehr musikalisch. Denn wo der Grieche nach seiner Weise, die sich auf der Erde wohlfühlt, irdisches Genügen ausgesprochen hatte — dieses zeigen ja auch seine Tempel, die nichts Emporstrebendes haben und das frohe Bewußtsein jenes Volkes aussprechen, daß das Göttliche gleichartig und nahe unter den Menschen wandelt — da erklang sogleich in jenen ersten christlichen Weisen die unvertilgbare Sehnsucht des Menschengemüthes nach Theilnahme an dem süßen Frieden und der Herrlichkeit des Göttlichen, das sich die fromme Phantasie jetzt wieder so unnahbar erhaben über dem Menschlichen dachte, daß sie es unerreichbar hoch über die Sterne versetzte. Die Töne werden gedehnt und sprechen sehnsuchtsvoll die Gemüthszustände aus, die weit über die bloße Declamation der Worte hinaus schon recht eigentlich Musik waren und im Gegensatz zu der früheren Weise, wo der den Worten zu Grunde liegende Gedanke die Hauptsache war, nur das ziemlich den Zeilen zitternde Gefühl, die Stimmung, zur Hauptsache machen. Was dadurch etwa an feinerer Rhythmisirung verloren ging, ward eben durch Klang reichlich ersetzt.

So hatte, während es doch im Anfange schien, als werde gerade in Folge der neuen Lehre, die der Welt und ihrer Freuden und also auch der Wissenschaft und Kunst wenig achtete, die Menschheit für immer in Barbarei verfallen, gerade diese Vertiefung des religiösen Gefühles und die gesammte Erneuerung des inneren Menschen den Kunsterfindungen der untergegangenen Völker erst ihren rechten Werth gegeben und sie zu eigentlich geistiger Bedeutung erhoben. Und bald hatte der Gebrauch der Musik beim christlichen Cultus eine solche Bedeutung und Verbreitung gefunden, daß bereits im 4. Jahrhundert der würdige Bischof von Mailand, der

Digitized by Google

h. Ambrosius sich genöthigt sah, zur gehörigen Regelung desselben besondere Gesangschulen zu errichten und für diese dann sowohl die Weisen des Cultus vorläufig zu sammeln, als auch aus ihnen zum Behufe des Unterrichtes wiederum Tonleitern heraus zu construiren. Diese waren denn keine andern, als die diatonischen Scalen der Griechen. Natürlich, denn die Mehrzahl der Gesänge stammte ja auch aus dieser Quelle, und was von der Theorie vergessen war, hatte sich in der Praxis um so besser nach seinem inneren Werth erhalten. Ambrosius nun, der mit genialem Geiste die innen wirkenden Gesetze der Tonverwandtschaft erkannte und den Organismus der Scala wiederfand, stellt vier solche Tonleitern auf, und zwar: d e f g a h c d, das alte Phrygische; e f g a h c d e, das alte Dorische; f g a h c d e f, das (unmelodische) Syntonolydische und g a h c d e f g, das alte Jonische. Und da nun der Ton h veränderlich war und in b übergehen konnte, so waren außerdem noch unser Dur und Moll und das Mixolydische gegeben. Diesen Scalen setzte dann Papst Gregor der Große (540 bis 604) vier weitere zur Seite, die von der Dominante zur Dominante liefen und im Gegensatz zu den obigen authentischen die plagalischen hießen. Auch führte er für die Bezeichnung der Töne die römischen Buchstaben ein und galt lange Zeit als der Erfinder der sogenannten Neumen, der Nota romana, die der erste Versuch war, durch Zeichen auch dem Auge erkenntlich zu machen, daß die Töne steigen oder fallen. Gregor nämlich war es, der in seinem Antiphonarius cento, sämmtliche beim Gottesdienst üblichen Gesänge, denen er selbst am Ende das Neuma d. h. einen melismatischen Anhang ohne Worte gab, eben mit jener Neumenschrift aufschrieb, und diese Sammlung mit einer goldenen Kette an den Altar des h. Petrus anschmiedete, damit man sich stets darin Raths erholen könne und die Gesänge unverändert beständen. Auch war er es, der es einführte, daß nicht mehr die Gemeinde, sondern anstatt ihrer ein eigener Chor sang, für den er Schulen mit besoldeten Lehrern anstellte und so den Kirchengesang in jeder Weise verbesserte und beförderte.

In diesem Antiphonarius war also alles das aufbewahrt, was der christliche Geist aus der antiken Musik gemacht hatte, und der tiefe Gehalt, der hohe Geist dieser Weisen blieb für viele Jahrhunderte der reiche Born, aus dem die Kunst der Töne, die bald zu neuen Gestaltungen überging, sich stets frische Nahrung holte. Allein mag nun diese Musik auch an Tiefe und Innerlichkeit die Weisen der Alten weit übertreffen, innerhalb der Kunst war sie kein eigentlicher Fortschritt, sondern nur Entwicklung des alten homophonen Princips. Ja, obwohl man in der Theorie allmälig das Gesetz, daß ein Gesang in der Tonica schließen müsse, anerkannte und so über die Griechen hinausging, in der Praxis zeigt sich trotz dieser Anordnung doch das Gefühl für eine durchgängige Herrschaft des Grundtones auch im Mittelalter noch nicht besonders ausgebildet. Auch besaßen die Melodien dieser Kirchentonarten eben so wenig wie die griechischen irgend welchen eigenen Rhythmus, sondern sie schlossen sich ebenfalls Silbe für Silbe an die Worte des Gedichtes an und tönten sich nur zuweilen, dem Bedürfniß des übervollen christlichen Gemüthes gemäß, am Ende in längeren oder auch mehr Tönen so recht von Herzen aus. Ja weil

Digitized by Google

die mittelalterlichen Gedichte nicht einmal die feine Rhythmik der griechischen Poesie besaßen, so ist bei dieser Weise noch viel weniger von jenem geistigen Elemente zu erkennen, das die Reihen der Töne erst durch übersichtliche Gliederung zu einem organischen Gebilde, zur wahren Kunst macht. Auch in diesen Melodien liegt wesentlich, freilich ein sehr fruchtbares, aber doch nur elementares Material zu eigentlichen Kunstgebilden vor, und höchstens können wir in ihnen wieder jene mollusken- und schlingpflanzenähnlichen Ansätze zu Organismen erkennen. Auch sollte es noch sehr lange währen, ehe Rhythmus und Tact als ein besonderes Element dieser Kunst erfunden und ausgebildet wurden. Wie sie erst den Geist, das klare Gebilde in die Kunst bringen, also das Letzte, Höchste und gar Specifische sind, so konnten sie auch erst erfunden werden, nachdem das Material der Tonkunst allseitig ausgebildet war. Ja, der nächste Schritt, den diese Kunst jetzt that, mußte nothwendig in seinem Gefolge auch einen musikalischen Rhythmus oder wenigstens zunächst den Tact, die sogenannte mensura mit sich bringen.

Es konnte nämlich nicht fehlen, daß vor allem dem reicher begabten Gemüthe der germanischen Stämme allgemach der Wunsch entstand, sich auch innerhalb der Musik nach seiner besonderen Art, d. h. so auszusprechen, daß nicht alle mit einander dieselbe Weise sangen, sondern, dem Drange nach Geltung der Individualität, der dem ganzen Volksstamme eigen ist, folgend, jeder seine eigenthümliche Empfindung in Tönen aussprach, jedoch so, daß das Ganze zusammenstimmte. Wir wissen heute, daß unter allen Künsten keine so sehr wie die Musik die Erfordernisse zu dieser gleichzeitigen Darstellung verschiedener Individualitäten besitzt, ja daß dies erst ihr besonderstes Wesen ausmacht. Allein wie lange dauerte es, ehe man auch nur auf diesen Gedanken kam! Und wie lange, ehe man ihn auch nur einigermaßen auszuführen verstand! Als man aber die Lösung des Räthsels, an das man freilich nicht eher denken konnte, als bis der homophone Gesang eine gewisse Stufe der Sicherheit und Vollendung erlangt hatte, endlich gefunden hatte, da wollte alle Welt nichts anderes als dies und die homophone Musik trat vorerst fast für ein halbes Jahrtausend so sehr in den Hintergrund, daß sogar die Melodie, das einfache Lied, für die Kunstmusik wenigstens, von neuem erfunden werden mußte, aber dann freilich auch in seiner Einstimmigkeit die Fülle darthat, die durch die Polyphonie und Harmonie in die Musik gekommen war.

Die Ehre der Erfindung dieser Mehrstimmigkeit wird allgemein dem flandrischen Mönch Hucbaldus zugeschrieben, der im Anfange des 10. Jahrhunderts lebte. Er versuchte zuerst mit Consequenz und Sicherheit zu den kirchlichen Weisen eine zweite Stimme zu setzen, die Ton für Ton mit ihr ging, und zwar nicht wie die Griechen es unzweifelhaft auch gethan und wie es sich ganz von selbst ergiebt, wo nur Männer und Knaben die gleiche Weise singen, im Abstand einer Octave, die ja im Grunde nur Wiederholung des Grundtones ist, sondern in den Intervallen, die bei großer Aehnlichkeit mit dem Grundtone doch auch bereits sehr wesentliche selbstständige Elemente haben, in Quinten, Quarten und Duodecimen. Die Terzen und Sexten, für uns das beliebteste, ja unentbehrliche Intervall der

Digitized by Google

Zweistimmigkeit, galten dem Mittelalter wie den Griechen für Dissonanzen, oder doch nicht für reine Consonanzen. Diese Art der Polyphonie, bei der offenbar die zweite Stimme die erste heben, durch Consonanz verschönern, bereichern sollte, nannte man Diaphonia oder Symphonia, gewöhnlicher aber Organum. Man hat zwar neuerdings versucht, ganz in Abrede zu stellen, daß das Mittelalter in dieser Weise mehrstimmig sang, d. h. daß sie dazu nur die „reinen" Consonanzen verwendete. Allein abgesehen von der ausdrücklichen Darlegung dieser Dinge in dem Hucbaldischen Tractatus — der in Gerbers Scriptores eccles. de Mus. I. abgedruckt ist und dessen Inhalt sich auch nach Veröffentlichung des kürzlich von Oskar Paul in Köln aufgefundenen Manuscriptes (vergl. Allg. Musikzeitung. 1863, Nr. 12 [1]) ganz sicher im wesentlichen nicht anders darstellen wird — liegt es ja in der gesammten musikalischen Art des Mittelalters, die reinen Consonanzen zum Mittelpunkte ihres Schaffens zu machen und findet auch anderswoher ausreichende Bestätigung. Zudem sind ja die Hucbald'schen Beispiele, selbst wenn sie von Gerber wie von Kiesewetter falsch gelesen sein sollten, nicht die einzigen, die uns übrig geblieben sind. Man vergleiche nur das von Fétis in seiner Revue musicale, Februar 1827, S. 8 mitgetheilte dreistimmige Chanson des Adam de la Hale (um das Jahr 1280), in dem die Quinten- und Octavenfolge noch das wesentliche Element sind. Ja es ist Hucbald nicht einmal als der eigentliche Erfinder dieser Polyphonie zu nennen. Sondern wie Gregor die Neumen und andere Dinge nur zuerst durch consequente und sichere Uebung für die Musik feststellte, so lehnte sich auch Hucbald an eine längst bestehende Praxis an. Denn schon um das Jahr 660 war in der päpstlichen Capelle die Mehrstimmigkeit üblich, d. h. die Knaben sangen zur Verstärkung und Verschönerung in reinen Consonanzen, daher sie sogar ihren Namen als pueri symphoniaci hatten; symphonia ist eben der alte (griechische) Ausdruck für zusammenklingendes Intervall, Harmonie, Accord. Und es wird uns sogar ein P. Vitalian ausdrücklich als derjenige genannt, der diese Polyphonie eingeführt habe. Auch deutet der Name „Organum" darauf, wie sehr Forkel Recht hat, wenn er Sethus Calvisius und Michael Prätorius beipflichtet, daß bereits die ältesten Orgeln — deren erste als ein Geschenk des griechischen Kaisers Konstantin Copronymus an den König Pipin bereits im Jahre 756 nach dem Abendlande gelangte — die Mixtur der Quinte, Quarte und Duodecime gehabt haben, ja daß von dieser Uebung her die Sache wie der Name erst auf den Gesang übertragen worden ist. Die Einwendungen Kiesewetters, die im Ganzen darauf hinauslaufen, daß unserem heutigen Ohre solche Folgen in reinen Intervallen leer und hohl, ja entsetzlich klingen, erledigen sich sämmtlich mit der Betrachtung, daß ja alle Kunst, besonders aber die Architectur jener ersten Jahrhunderte des Christenthums das Vaste und Leere zeigt, welches, wie die Versuche der Urvölker, zumal der Aegypter, den Eindruck des Ungeheuren, ja Ungeheuerlichen macht und machen soll. Wer sich einmal der Wir-

[1] „Wir sprechen schon hier die Behauptung auf das Bestimmteste aus, daß vom Quintensingen im Mittelalter keine Spur zu finden ist."

Digitized by Google

kung des reinen Quintenintervalls mit dauernder Aufmerksamkeit hingiebt, dem wird nicht entgehen, wie sehr durch ihren Eindruck im Geiste die Vorstellung des Unendlichen erzeugt wird; und nach dieser Seite hin sind selbst die Phantasien eines Th. A. Hoffmann Wahrheit. Zudem folgten ja diese hohlen Intervalle in langen Zwischenräumen auf einander, so daß das Ohr Zeit genug hatte, sich in jedes derselben erst vollkommen festzusetzen. Wie ja auch in der Natur es uns nicht stört, daß der große weite Himmel mit seinem Blau direct und unvermittelt auf dem grünen Walde steht, während eine solch unmittelbare Zusammenstellung beider Farben auf einem Staffeleibilde uns als bunt und unruhig erscheinen würde. Ja es ist ganz und gar dasselbe Gefühl. Derselbe Geist der reinen Consonanzen, die unvermittelt neben einander stehen, was, zur künstlerischen Vollendung gebracht, der Musik eines Palestrina ihre unerreichte Hoheit verleiht, indem diese Folge von reinen Dreiklängen, die dem ungewöhnten Ohre als zusammenhanglos und unvermittelt erscheint, dem Verstehenden den Eindruck des unfaßbar Großen, Unendlichen macht. Es haben eben die reinen Consonanzen denselben Reiz des Räthselhaften, Symbolischen, der die ersten christlichen Bilder in den Katakomben auszeichnet, an denen das gewöhnliche Auge nichts besonderes oder gar Ungestalt wahrnimmt, der Tieferblickende aber trotz aller Mangelhaftigkeit der äußeren Darstellung einen unermeßlichen Fortschritt über die weit herrlichere Antike hinaus wohl erkennt. In beiden Fällen bemüht sich eben die künstlerische Phantasie neue Ausdrücke zu finden für die Unendlichkeit des Geistes, die der Menschheit aufgegangen ist; und die Sinne, die in ihrer natürlichen Function einstweilen noch gehemmt sind, opfern ihr angebornes Recht auf Wohlklang und auf äußeren Reiz der Erscheinung einem erhabenen Bestreben des Geistes. Ja ich selbst habe beobachtet, daß auch heute noch jene Folge von reinen Intervallen, die Hucbald in seinem Sit Gloria domini in sæcula gebraucht, auf die künstlerische Phantasie den Eindruck des erhaben Feierlichen und Großen nicht verfehlte. Also mit vollem Rechte sagt der ehrwürdige Monachus Elnonensis in seinem Tractatus: „Videbis nasci suavem ex hac sonorum commixtione concertum. —

Guido von Arezzo, der um ein Jahrhundert später lebte als Monachus Hucbaldus, bildete das Organum weiter, indem er wenigstens im Gebrauch der Intervalle mehr wechselte, auch die Stimmen häufiger in der Gegenbewegung gehen ließ. Zunächst aber war hier doch eine weitere Entfaltung nicht zu erwarten, weil sich erst ein ganzes System der Harmonie entwickeln mußte, ehe dieses Princip des Zusammenklanges und der Hebung und Färbung der Melodie durch mitklingende Harmonien fruchtbar gemacht werden konnte. Wie denn auch die Versuche dieser Männer ganz vereinzelt dastehen. Die Erfindung der eigentlichen Harmonie aber sollte erst ein halbes Jahrtausend später geschehen.

Den lebendigen Keim nun zu einer wirklichen Fortbildung der Musik enthielt der sogenannte Discantus, der am Ende des 11. Jahrhunderts ebenfalls in Flandern und Frankreich erfunden ward. Er unterscheidet sich vom Organum dadurch, daß die hinzugefügte Stimme nicht mehr den bloßen Zweck hat die Prin-

Digitized by Google

cipalſtimme in ihrer Wirkung zu heben, ſondern daß es zwei vollkommen ſelbſtſtändige Melodien ſind, die mit einander geſungen werden. Wie denn auch ausdrücklich berichtet wird, daß es zunächſt ein Stück des liturgiſchen Geſanges und ein Gaſſenhauer geweſen ſeien, die einem loſen Ohre ganz vortrefflich zuſammenzupaſſen ſchienen. Dieſes höchſt ergötzliche Spiel des „Auseinanderſingens“ fand ſolchen Anklang, daß bald alle Welt diſcantirte und ſo verhältnißmäßig raſch eine Art von Muſik entſtand, die zur Grundlage aller weiteren Fortbildung wurde. Hier alſo war nicht ſowohl der erhöhte ſinnliche Reiz des Zuſammenklanges, als ein geiſtiges Element, nämlich das ſelbſtſtändige Spazierengehen der Stimmen das eigentlich Bedeutſame. Man konnte die verſchiedenſten Melodien auf dieſe Art mit leichter Mühe und geringen Veränderungen zuſammenſchmieden und es galt dabei nicht ſowohl ſtets wohlklingende Conſonanzen zu Stande zu bringen als nur die Diſſonanz (inconsonantia) zu vermeiden oder doch nur ſo kurz zu berühren, daß der gute Klang nicht zerſtört wurde. Man hörte nicht mehr auf den Zuſammenklang, ſondern folgte mit Gefallen dem ſelbſtſtändigen Spazierengehen der Stimmen und ſuchte wo möglich die entlegenſten Melodien auf, um ihr Zuſammengehen deſto ergötzlicher zu machen. Aber hinter dieſem Spiele lag auch zugleich der Ernſt, daß man eben auch hier, wie in einem Symbol, den tiefen Drang der germaniſchen Natur nach Geltung der Individualität befriedigt fühlte. Es war eine wirkliche Polyphonie, eine wahre Mehrſtimmigkeit entſtanden.

Natürlich ward fortan auch das, was den Griechen wie der geſammten Homophonie ziemlich gleichgültig ſein konnte, der Tact, das Maß der Töne, die mensura von der höchſten Wichtigkeit. Denn wenn zwei mit einander, und zwar Verſchiedenartiges ſingen, darf nicht der eine beliebig lang, wie wenn er allein ſänge, ſeine Töne aushalten. Die Unterſuchungen und Erfindungen der ſogenannten Menſuraliſten, beſonders des Franco von Köln, hatten jetzt einen natürlichen Grund, waren nicht mehr bloß Sache der Speculation und ſie mußten mit den Diſcantbeluſtigungen Hand in Hand gehen, wenn etwas künſtleriſch Brauchbares herauskommen ſollte. So ſehen wir denn auch jetzt bald die verſchiedenen Zeitwerthe der Noten und den damit zuſammenhängenden Tact feſtgeſtellt. Und wenn die geſammte Lehre dieſer Dinge auch noch unendlich complicirt und unverſtändlich iſt, die Praxis verwendete davon, was in ihre Sache paßte. Doch iſt zunächſt auch hier noch nicht von einem Rhythmus die Rede, der durch ſein beſonderes Weſen Geiſt und Leben in die Tongebilde gebracht hätte. Dieſer entwickelte ſich vorerſt nur da, wo er gebraucht wurde, im Tanz und Tanzliede; und die Beſtrebungen der Meretriers, Bänkler und Fiedler lagen den eigentlichen Muſikern von Fach damals noch unendlich ferne, weil die Muſik wie alle Wiſſenſchaft und Kunſt in jenen Zeiten lediglich mit Rückſicht und zum Zwecke desjenigen Inſtitutes betrieben wurde, dem Geiſt und Phantaſie des Menſchen, überhaupt alles höhere Beſtreben in jenen Jahrhunderten ausſchließlich zugewendet war, der Kirche. Es währte noch manches Jahrhundert, ehe die freieren Elemente jener weltlichen Muſik in den wirklichen Kunſtbetrieb eingeführt werden konnten.

Digitized by Google

Aber eben jene polyphonen Bestrebungen erzeugten aus sich selbst ein neues Element der Fortbildung, nämlich die canonische Nachahmung derselben Phrase in den verschiedenen Stimmen. Als man nämlich, gestützt auf die Erfindung der Mensuralisten allmälig auch wagte, mehr als einen Ton gegen den andern (punctum contra punctum, woher der Name Contrapunkt) und sogar mehrere Stimmen gegen einander zu setzen, konnte es nicht ausbleiben, daß man auch bald auf ein noch mehr musikalisches Mittel, als schon der bloße Zusammenklang war, verfiel, die einzelnen Stimmen mit einander in inneren Zusammenhang zu bringen. Man ließ eine Stimme die Töne der andern oder auch nur eine kurze Phrase wiederholen, derweilen die erste ruhig fortging. Diese leisen Anfänge der canonischen Nachahmung brachten, indem die Phrasen nach einander alle Stimmen passirten, einen rein musikalischen Zusammenhang in das Ganze, der mit dem Sinn der Worte gar nichts mehr zu thun hatte. Dies nun reizte zunächst wieder den rechnenden Verstand, der natürlich bei der bloßen Homophonie wenig beschäftigt gewesen war, weil sich im Liede vorerst einfach das natürliche Gefühl Luft macht. Man verfiel auf die tollsten Combinationen der Stimmen und machte allmälig aus der polyphonen Musik reine Rechnenexempel. Allein so wenig künstlerisch selbstständigen Werth die polyphonen Productionen der nächsten Jahrhunderte nach der Erfindung des Discantus hatten, sie deckten doch den ganzen Reichthum der Beziehungen auf, deren die Musik fähig ist, und ermöglichten dadurch am Ende eine Kunst, die ganz andere Schöpfungen hervorbringen konnte, als die der alten Griechen, eben weil sie ihre Gebilde ganz auf eigene, auf musikalische Füße stellte und ihnen so, unabhängig vom Worte, selbstständige Bedeutung gab. Die canonischen Nachahmungen durch die verschiedenen Stimmen waren gewissermaßen die Säulen und Bögen, auf denen ein ausgedehnter und in sich selbstständiger Kunstbau fußen und jeder Anlehnung an das Wort entbehren konnte. Ja bald sollte es geschehen, daß die Musik den Sinn der Worte vollständig verdeckte, indem sie dieselben rein zum Stakett machte, um daran ihre üppig aufschießenden musikalischen Figuren, Melismen, Nachahmungen und tausend Blüthen und Schnörkel aufzuranken. Dann eben that es noth, auch die Musik wieder an den allgemeinen gesunden Verstand anzuknüpfen. Solche Dinge wiederholen sich ja in jeder Kunst unzählige Male.

Von historischen Thatsachen ist nun zunächst anzumerken, daß das Bedürfniß nach vollkommen sicherer Aufzeichnung der Töne, so wie es die Neumen nicht befriedigten und das doch befriedigt sein mußte, wenn man gegen eine Melodie eine zweite setzen wollte, die Erfindung unserer Notenschrift mit Linien und Punkten herbeiführte. Das war wohl im Anfange des 12. Jahrhunderts. Man nannte nun diese neue Musik musica mensurabilis im Gegensatz zu dem Cantus planus der Kirche, der noch lange die Neumenschrift beibehielt und stets in gleichen Tönen sang, derweilen eben jene Mensuralmusik Noten von verschiedenem Zeitwerth hatte. Unter Franco von Köln war die Harmonie doch schon so weit vorgeschritten, daß auch große Terze und kleine Sexte als Consonanzen, wenn auch als sogenannte

Digitized by Google

„unvollkommene“ nur vorübergehend, zugelassen, und daß auch Dissonanzen durchweg üblich wurden; unter die letzteren zählten als unvollkommene die große Terz und die kleine Sexte. Franco beschreibt bereits einen vier- und fünfstimmigen Discantus und redet sogar von Motettis, Conductis, Cantilenis und Rondellis, also von allerhand verschiedenen Formen der Musikstücke. Der technische Ausdruck Contrapunkt für die neue polyphone Weise dagegen kam erst im 14 oder gar 15. Jahrhundert auf. Der Ausdruck „Polyphonia“ kommt aber schon früher vor, und zwar bei Marchettus von Padua und Joannes de Muris, die im Anfange des 14. Jahrhunderts ihre gelehrten musikalischen Tractate schrieben. Diese Männer nun waren es, die zuerst die Regel aufstellten, daß zwei vollkommene Consonanzen nicht in gerader Bewegung auf einander folgen sollen, also die Erfinder jenes famosen Verbots von Quinten-, Quarten- und Octavenfolgen, das noch heute den Kopf so mancher Kritiker verwirrt. Dieses Verbot aufzustellen und in seiner ganzen Strenge durchzuführen, hatte damals einen Sinn; heute kann es gerade rein künstlerische Gründe geben, dasselbe zu vernachlässigen. Man erkennt aber gerade aus ihm, daß sich die Seelenstimmung der Zeit bereits zu ändern begann und individuelleres, concreteres Leben in die Harmonie eindrang. Auch die Dissonanzen gewinnen als Vorbereitung für den Klang der Consonanzen allmälig eine künstlerische Bedeutung, und nun kam es mit diesen polyphonen Versuchen allgemach auch zu sinnvollen Compositionen, zu wahren Kunstgebilden. Besonders die Niederländer waren es, die förmliche Schulen des Contrapunkts bildeten und ihre Schüler in aller Herren Länder, besonders aber nach Italien aussendeten. Da war erst — denn wir müssen uns auch hier auf die allernöthigsten Angaben beschränken — Guillaume Dufay, 1380 Sänger der päpstlichen Capelle und hoch geehrt von seiner Zeit; sodann der große Ockenheim † um 1513; sein berühmter Schüler Josquin des Prez, der um das Jahr 1460 geboren, ebenfalls päpstlicher Sänger, zuerst in seinen Werken ein wirklich künstlerisches Gefühl, ja sogar eine gewisse Genialität der Erfindung bekundet und um 1515 sein vielbewegtes Leben als Hofcapellmeister Kaisers Maximilian I. beschloß; ferner der Niederländer Hadrian Willaert, von dem wir später hören werden; endlich der Lehrer des großen Palestrina, der Franzose Claude Goudimel.

So sehr aber auch einzelne dieser Männer, denen noch manch' berühmter Name anzureihen wäre, mit Eifer und Geschick die Musik fortbildeten, mehr als historischen Werth können nur sehr wenige ihrer Compositionen beanspruchen. Die lange Reihe der polyphonen Versuche, die fast fünf Jahrhunderte fortgesetzt wurden, fand ihre volle und reife Frucht und damit überhaupt die erste wahrhaft künstlerische Blüthe erst im Laufe des 16. Jahrhunderts und von da an ist die Musik überhaupt erst in die Reihe der Künste einzureihen. Zwar hatte man, wie bereits angedeutet wurde, in dieser Mehrstimmigkeit und besonders in der canonischen Imatation ein neues Constructionsprincip gefunden, aus dem eben so ein größerer und mannigfaltigerer musikalischer Bau gewölbt werden konnte, wie aus dem Gewölbstein der Etrusker, und die Compositionen gewannen denn auch bald an

Digitized by Google

Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und innerer Belebung, da es ja rein musikalische Motive waren, aus denen sie sich aufbauten und erfüllten. Allein zunächst behielten auch die Gesänge der besseren Meister zu sehr vorwiegend den Charakter inventiöser Versuche, geistreicher Experimente, und es fehlte ihnen durchweg die frei schaffende Phantasie und das sichere Kunstgefühl, für das die allerliebsten contrapunktistischen Spielereien zu einem sinnvollen freien Spiele geworden wären. Oder wenn auch Ernst und Würde, ja eine gewisse Erhabenheit darin wiederklangen, so war doch das Ganze zu uneben und ungelenk, um als vollendetes Kunstwerk gelten zu können. Jedoch ist andererseits nicht zu übersehen, daß sich in der gesammten Art dieser Musik ein Geist wiederspiegelt, der eben einen gewaltigen Fortschritt der gesammten Menschheit bekundet.

Die Mannigfaltigkeit verschiedener Stimmen, zusammengehalten durch das eine Band der gleichen Tonart, aus der niemals ausgewichen werden konnte, war der reine Widerhall, gleichsam das musikalische Sinnbild jener mittelalterlichen Gottesanschauung, in der das Individuum zwar erwacht und zu einer gewissen Geltung gebracht war, aber noch streng zusammengehalten wurde von dem Bande einer Kirche, vor der es kein Subject giebt, das mit seiner natürlichen Besonderheit ein Recht hätte und sich mit eigenen Kräften und auf eigenem Wege dem Göttlichen nahen dürfte, vielmehr in ruhiger Demuth warten muß, bis ihm des Priesters geweihte Hand die heilige Nahrung reicht. Die antike Welt hatte eine unlebendige Vielheit oder vielmehr eine Einheit von unlebendigen Individuen repräsentirt: das Mittelalter hatte mit seiner christlichen Lehre eine lebendige Einheit erstrebt, jedoch dieselbe auch noch nicht so weit erreicht, daß nun das Individuum selbstständig und frei seine göttlichen, wie seine irdischen Dinge hätte besorgen dürfen. Die polyphone Musik paßte also in jeder Hinsicht für einen Cultus, in dem ein unsichtbarer Chor von Sängern, der aber in seinen verschiedenen selbstständigen Stimmen gewissermaßen die Verschiedenheit der Menschen darstellt, hoch von der Orgel herab die andächtige Gemeinde im Aussprechen ihrer religiösen Empfindung vertritt. Zwar das Individuum scheint hier vorhanden und äußert sich in einem gewissen Grade von selbstständiger Lebendigkeit; aber stärker und durchaus bezwingend ist die Gemeinsamkeit, die alle die einzelnen Kräfte zusammenhält und nur in großen und allgemeinen Zügen ihrer Besonderheit einen Raum zum Ausdruck gewährt. Nur in seiner über den Wolken thronenden Hoheit und umfassenden Allgemeinheit wird zunächst das Göttliche verehrt; noch nicht ist es eingekehrt in das Herz des einzelnen Menschen und hat da seine Stätte der Liebe und lebendigsten Innerlichkeit aufgeschlagen. Aber eben diese Hoheit, diese unfaßbare Erhabenheit des Ueberirdischen, vor dem jedes irdische Wesen im Gefühl der endlichen Beschränkung sich demüthig zu beugen hat, ist auch in dieser Sprache der Polyphonie zu einer Darstellung gelangt, die jeden Hörer mit unwiderstehlicher Gewalt betrachtend und still ergeben in sein Inneres zurückwirft und die Wirkung wahrer Andacht auch heute besitzt und in aller Zukunft nicht verlieren wird.

Digitized by Google

Das geschah nun vor allem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gerade in der Zeit, als die Menschheit, mit der bisherigen Gottesanschauung brechend, eine neuere reinere Form sich selbst und seinen Gott zu erkennen, gewinnen wollte. Und zwar geschah es durch die beiden Männer, die wir an die Spitze dieser Epoche zu stellen haben: Palestrina und Orlando di Lasso. Sie sind unter den vielen hundert Meistern jener Jahrhunderte als die Blüthe zu nennen, und da wir in unserer übersichtlichen Betrachtung nur jene höchsten Höhen berühren können, wo die Kunst allbedeutend wird, d. h. wo sich eine geistige Entwicklungsstufe der gesammten Menschheit in der Vollendung des Schönen ausspricht und so in die Ewigkeit hinüber rettet, so wollen wir die Erforschung dieses polyphonen Stiles, den man ja auch vielfach sogar den Palestrina-Stil nennt, mit einer kurzen Darstellung eines dieser beiden Heroen der alten Kirche schließen, den anderen müssen wir in die nächste Epoche verweisen, denn seine Bedeutung gehört fast mehr der auf ihn folgenden Entwicklung an, als seiner Zeit.

Palestrina's Leben verlief sehr wechsellos. Es war harmonisch wie seine Werke, die etwas von dem ruhig erhabenen Wandel der Sterne haben. Sein eigentlicher Name war Giovanni Pierluigi, und da er im alten Präneste, unfern Rom, geboren war, so erhielt er nach damaliger Sitte den Beinamen da Palestrina, der am Ende zu seinem Hauptnamen wurde. Er war im Jahre 1524 geboren und zeigte schon frühe eine sehr hervorragende musikalische Begabung. Weil es nun damals sehr einträglich war, Musiker zu werden — denn alle Musiker waren ja entweder zugleich selbst Geistliche oder doch an Kirchen und Klöstern mit gutem Gehalte angestellt — so sandten ihn seine Eltern schon früh nach Rom, wo seit Jahrzehnten unter den Künsten besonders die Musik sich der Gunst der Päpste erfreute. Hatte Julius II. einen Rafael und Michelangelo und Bramante zu großen Werken ausersehen, so gab sich sein weniger kraftvoller Nachfolger Leo X. mit Vorliebe der Musik hin und liebte es, in höchst heiliger Person mit seinen Sängern polyphone Stücke fistulirend abzusingen. Vor allem Costanzo Festa galt in jenen Tagen sehr viel; ein Te Deum von ihm, in einfach klarem Stil geschrieben, wird noch heute in der päpstlichen Capelle, deren Sänger er wie Josquin und Dufay war, an einem bestimmten Tage aufgeführt. Der Franzose Eleazar Genet, von seiner Vaterstadt her il Carpentrasso genannt, ward sogar von seinem großen Gönner Leo mit der bischöflichen Würde beehrt. Leo's Nachfolger Adrian VI. freilich that für die Künste nichts und auch Clemens VII. war wenigstens für die Musik nicht besonders thätig. Aber das Glück, das schon so viele Musiker in Rom gemacht hatten, lockte stets wieder die ersten Kräfte der Welt dorthin, und so finden wir in demselben Jahre 1540, als der 16jährige Palestrina dort eintrifft, auch bereits den nur um vier Jahre älteren Orlando dort, und zwar in so jungen Jahren bereits als Capellmeister an einer der ersten Kirchen, St. Giovanni in Laterano. Ob die beiden jungen Genien — denn Orlando war der einzige, der in jenem Jahrhundert Palestrina ebenbürtig war und ihm den Rang streitig machen konnte — einander damals kennen lernten, wird nicht berichtet. Palestrina ging zu dem Franzosen Claude Goudimel,

Digitized by Google

der damals eine vielbesuchte Schule in Rom hielt, in den Unterricht. Dieser Meister war ein Hugenott und wurde später in der Bartholomäusnacht zu Lyon ermordet. Er ist berühmt durch eine Bearbeitung französischer Psalmen, die nach Art des Chorals in harmonisch polyphonem Stile behandelt sind. Zwar war es viel früher, daß er den jungen Pierluigi unterrichtete; doch ließ er ihn unzweifelhaft, indem er ihn in die tiefsten Geheimnisse des niederländischen Contrapunkts einweihte, auch einen ahnenden Blick thun in die Geistestiefe der nordischen Völker, die so eben im Begriff waren, eine neue Religion aus sich heraus zu gebären. Theils äußere Umstände, von denen wir noch vernehmen werden, theils die Reste jener antiken Weltanschauung, die vor allem in dem urkirchlichen Rom fortlebte und jetzt durch die Wiederauffindung der plastischen Werke der Alten zur erneuten Blüthe in Leben und Kunst gelangt war, ließen ihn der neuen Geistesrichtung sich nicht anschließen. Vielmehr sollte gerade er es sein, der in seinen Schöpfungen die ganze Erhabenheit der mittelalterlichen Kirche zusammenfassend verewigte und, indem er die herrschende Kunstrichtung zur Vollendung erhob, einem neuen Stile, in welchem sich die bisherigen Bestrebungen vereinigten, die Bahn brach. Glänzt uns doch auch die untergehende Sonne am schönsten und zeigt die Wonne und Herrlichkeit ihres Lichtes wie zum letzten Gruße in blendendem Farbenspiele.

Bereits 1551 ward Palestrina, der sich schon früh mit seinem Können hervorthat, bei der vaticanischen Basilica von St. Peter zunächst als magister puerorum, dann als magister capellae angestellt. 1554 veröffentlichte er sein erstes Werk. Dieses war jetzt leichter, als vor Zeiten; denn die von Ottavio Petrucci aus Frossembrone im Kirchenstaate bereits 1502 erfundene Kunst des Notendrucks mit beweglichen Typen hatte sich durch das von Leo X. für die ganze Christenheit ihm verliehene Privilegium bald sehr entwickelt und allgemein verbreitet. Dieser erste Band Messen, den Palestrina herausgab, machte großes Aufsehen und erwarb ihm die Gunst aller Kenner und auch des Papstes Julius III., der ihn sofort unter die Sänger der Sixtinischen Capelle einreihte. Der strenge Paul IV. aber nahm Anstoß daran, daß Palestrina als päpstlicher Sänger verheirathet sei, und entließ ihn Doch bald darauf erhielt der Meister die Capellmeisterstelle an St. Giovanni in Laterano und 1561 die an St. Maria Maggiore. Für den Dienst an diesen Kirchen nun schrieb er die meisten seiner Werke, und unter ihnen befanden sich auch die berühmten „Improperia“, welche, am Charfreitage 1560 zum ersten Male aufgeführt, einen solchen Eindruck machten, daß der Papst Pius IV. sich eine Abschrift davon ausbat und bestimmte, daß sie alljährlich in der sixtinischen Capelle aufgeführt würden; hier kann man sie denn auch heute noch an jedem Charfreitag hören. Demselben Papste überreichte Palestrina im Jahre 1562 noch eine sechsstimmige Messe über ut re mi fa sol la, von welcher, wie erzählt wird, besonders das Crucifixus die hohen geistlichen Herren zur größten Bewunderung hinriß.

So ist es erklärlich, das auf dem Trienter Concilium, das sich gerade in diesem Jahre von Neuem versammelte, bei Besprechung der Kirchenmusik vor allem auf diesen Mann und seine Werke hingewiesen wurde. Die Kirche, die durch das

Digitized by Google

um sich greifende Lutherthum in ein arges Gedränge gerathen war, strebte jetzt vor allem mit Gewalt sich von den Mißbräuchen zu reinigen, die ihren Cultus dem Volke anstößig gemacht hatten, und da faßten denn die h. Väter auch besonders den Kirchengesang ins Auge, der sich ihnen vornehmlich durch zwei Unarten so verhaßt gemacht hatte, daß einige von ihnen ihn in seiner jetzigen Gestalt ganz aus dem Cultus verdrängen und zu der alten Gregorianischen Homophonie zurückkehren wollten. Einerseits nämlich hatte seit langer Zeit die Kunst und Künstlichkeit in den polyphonen Sätzen so sehr überhandgenommen, daß die Figurationen und canonischen Imitationen das Verstehen der Worte des liturgischen Textes oft gar nicht mehr zuließen; und dies war um so schlimmer, als ja überhaupt der cantus firmus, der zur Grundlage der ganzen Arbeit genommen wurde, im Tenor lag und so schon an und für sich schwer verständlich war. Mehr aber klagten die Väter über den Mißbrauch, daß die Componisten anstatt des vorgeschriebenen tonus aus dem gregorianischen Antiphonarius, gewissermaßen um ihre hohe Fertigkeit erst recht zu zeigen, sehr häufig weltliche Weisen, ja sogar Gassenhauer und frivole Lieder zum „tenor" nahmen. Da schützte sie denn freilich sowohl der lateinische Text, den sie unterlegten, als eben jene reiche Figuration des Contrapunkts. Allein das half hier nichts gegen den heiligen Zorn der Väter; sie wollten den gesammten contra punctus aus der Kirche verbannen und nur die Schutzrede eines Ablegaten (Non impedias musicam) und eine Vorstellung, welche Kaiser Ferdinand I. durch seinen Gesandten machen ließ, brachte die frommen Eiferer endlich zu dem milderen Beschlusse, daß die Verbesserung des Gesanges der dereinstigen Berathung des Concils vorzubehalten sei. Zu diesem Zwecke ernannte dann der Papst im Jahre 1565 einstweilen eine Commission von acht Cardinälen, und sie waren es, die acht Mitglieder der päpstlichen Capelle zu ihren Untersuchungen hinzuzogen. Wegen der weltlichen Lieder kam man leicht überein, sie wurden aus Messen und Motetten ganz verbannt. Schwieriger war die Forderung zu befriedigen, daß die Textesworte in jedem Augenblicke deutlich vernommen werden mußten, damit den Andächtigen kein Zweifel über ihren Sinn entstände, wobei, nebenbei bemerkt, jedenfalls der Umstand mitwirkend war, daß der protestantische Choral, der damals aufblühte, dieser Forderung durchaus genügte. Die Sänger wendeten ein, das Wesen der polyphonen Musik bestehe in Canons und Fugen, und ihr diese zu nehmen, hieße ihr Dasein vernichten; besonders bei längeren Sätzen sei solche stete Verständlichkeit des Textes unerreichbar. So sehr war die ganze Zeit in dieser polyphonen Weise befangen, daß sie nicht ahnte, wie die Weise des cantus firmus einfach als Melodie mit zu Grunde liegender Harmonie behandelt werden könne. Man kam aber endlich überein, eine Probe dieses einfachen Stiles durch den Mann machen zu lassen, dessen Improperia und Crucifixus noch in bewunderndem Andenken der Cardinäle stand. Palestrina schrieb nun nach der ihm aufgegebenen Weise drei sechsstimmige Messen, und löste die Aufgabe zur Zufriedenheit der Commission. Besonders wurde die dritte sehr gelobt und erregte, als sie bei der nächsten feierlichen Gelegenheit in der sixtinischen Capelle aufgeführt ward, bei Papst und Cardinälen und dem zahlreichen

Digitized by Google

Publicum angesehener Personen ein allgemeines Entzücken. Diese Composition ist unter dem Namen „Missa Papae Marcelli“ weltberühmt geworden. Palestrina widmete sie mit einigen anderen Messen in einem Bande dem König Philipp II. von Spanien. Den Namen aber gab er ihr zum Andenken an seinen dereinstigen großen Gönner Papst Marcellus II. († 1555).

Gerade diese Compositionen Palestrina's nun, die den Ausschreitungen der polyphonen Kunst entgegentraten und einen mehr choralmäßigen Ausdruck der Worte geben sollten, enthüllen den tiefen Unterschied jener alten polyphonen Weise von der modernen harmonischen Musik am allerschlagendsten und zeigen, wie die gesammte Empfindungs- und Anschauungsweise des Mittelalters von der durch die Reformation heraufbeschwornen neuen Zeit im innersten Grunde verschieden ist. Sie sind, wie wir schon sagten, die eigentliche künstlerische Vollendung der alten Polyphonie und der ihr zu Grunde liegenden Kirchentonarten. Mit Palestrina, ja gerade durch ihn brechen diese zusammen, nachdem sie, wie es immer in solchen Zeiten geschieht, noch kurz vorher, im Jahre 1547 durch den gelehrten Glareanus in seinem Dodecachordon zu einem Systeme zusammengefaßt waren.

Auch Palestrina freilich ließ die verwickeltere Stimmführung der alten Contrapunktiker nicht ganz fallen, — er hatte ja ebenfalls für kunstgeübte Sängerchöre zu schreiben. Aber durch passende Abschnitte und Eintheilungen gliederte er sowohl die Masse der Töne, als die Masse der Stimmen, welche letztere meist in mehrere Chöre gesondert erscheinen. Mehr oder weniger gehen auch bei ihm die Stimmen nach Art des protestantischen Chorals neben einander her; und da er überwiegend in reinen Dreiklängen schrieb, so wurden seine Compositionen überaus wohlklingend. Zudem waren sie so übersichtlich und klar, daß ihnen leicht zu folgen und der Sinn der Worte nirgends unverständlich war. Und doch unterscheiden sich diese Compositionen auf das Bedeutsamste von den Chorälen. Zwar kannte Palestrina durch seinen Lehrer Goudimel unzweifelhaft auch die aus den Volksmelodien gebildeten Weisen der neuen Kirche und ihre rein harmonische Bearbeitung. Aber er hatte es zu thun mit Thematen aus dem Antiphonar, die in Kirchentonarten standen, deren Charakter er streng festhalten mußte. Diese Tonarten nöthigten ihn zu einer ganz anderen Weise der harmonischen Behandlung, als die Choräle sie haben. Er reiht eine Menge von Dreiklängen anscheinend regellos an einander, gegen alle unsere Gesetze der Modulation, die nur solche Accorde auf einander folgen läßt, welche miteinander mindestens durch einen Ton oder doch durch die Tonart verwandt sind. Und doch ist bei einem solchen Meister wohl vorauszusetzen, daß seine Harmonisirung sich auf ein richtiges Gefühl für das eigentliche Wesen jener Tonarten gründete, und nicht auf Willkür und Ungeschick, zumal ihm ja die Fortschritte, die der Norden in der harmonischen Musik gemacht hatte, nicht unbekannt sein konnten. „Was wir an dieser Musik — sagt Helmholtz[1], dessen klarer Auseinandersetzung das Vorstehende entlehnt ist — vermissen, ist erstens, daß der Accord der Tonica nicht gleich im

[1] „Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“. Braunschweig, 1863.

Digitized by Google

Anfang die hervortretende Rolle spielt, die ihm in der modernen Musik zukommt. In dieser hat der tonische Accord unter den Accorden eben dieselbe hervorragende und verbindende Bedeutung, wie unter den Tönen der Tonleiter die Tonica. Zweitens vermissen wir überhaupt das Gefühl für die Verwandtschaft der auf einander folgenden Accorde. — Wenn also auch bei Palestrina und den gleichzeitigen Meistern sich schon eine feine künstlerische Empfindung für die ästhetische Wirkung der einzelnen verschiedenartigen Accorde zu erkennen giebt, und insofern die Harmonien bei ihnen schon ihre selbstständige Bedeutung haben, so fehlen doch noch diejenigen Erfindungen, welche den musikalischen Zusammenhang des Accordgewebes in sich selbst herstellen sollten". Diese Erfindungen gehören eben der folgenden Periode an, von welcher wir im folgenden Abschnitt handeln werden.

Es ist bereits oben angedeutet worden, daß auf diesem, scheinbar zusammenhangslos neben einander stehenden Accordgewebe vorwiegend der Eindruck des erhaben Großen liegt, den diese Musik macht. Die einzelnen Dreiklänge, die jeder für sich eine ganze Tonart repräsentiren, stehen wie mächtige Säulen neben einander, und ihr farbiges Element, soweit dieses überhaupt schon erkannt und mit künstlerischer Absicht verwendet ist, hat in seiner Anwendung etwas von den Urfarben der Natur. Palestrina verwendet die Farben wie ja auch die alten Maler es gethan, nicht in concreter, individualisirter Nuancirung, der man es anfühlt, daß gerade dieser Meister sie so und so gefühlt, sondern er setzt das Roth dicht neben das Blau und läßt es nach seiner Urart wirken, unbekümmert um irgend welche zarten Uebergänge, durch die er sein persönliches Empfinden ausdrücken könnte. Wie denn in noch höherem Grade an die großen Verhältnisse und Urvorgänge der gesammten Welt jenes Wogen der Stimmen gemahnt, die, ferne von dem Aussprechen irgend eines bestimmten Einzelgefühles, gerade wie die Wellen des Meeres eine um die andere ununterschieden sich heranwälzen und nur den Eindruck jenes allbewegten Urlebens und der tausendfältig erregenden Urkraft machen, die von der Existenz eines persönlichen Wesens noch nichts weiß Und weiter besitzt diese Musik auch keinen andern Rhythmus, als den auch die Wellen des Meeres haben, und stellt so am reinsten die unnahbare Allmächtigkeit des göttlichen Wesens dar, das jener Zeit als einzig über den Wolken thronend erschien und ohne irgend welche besondere Regung des eigenen Herzens und besondere Thätigkeit des eigenen Geistes in schweigender Verehrung angebetet wurde. Wie lange also hatte nun die Kunst noch zu wandern, ehe sie zu den Gestaltungen kam, in denen der Mensch die persönliche Rede seines Herzens, sich selbst in seinem besondersten Fühlen vernimmt! — Aber stets verblieb ihr an dieser pholyphonen Weise ein ursprüngliches Element, ein unerschöpflicher Schatz, an dem sie sich, wie der Mensch an der Mutter Erde, erfrischen und ernähren konnte, seine Besonderheit vor Ausschreitungen bewahren und zum Urverstande des Alls zurückführen mochte.

Die gedachten Messen Palestrina's — denn wir müssen auch sein Leben noch kurz zu Ende führen — brachten ihm die Stelle eines Compositors an der päpstlichen Capelle und 1571 ward er dann auch wieder Capellmeister an St. Pietro

Digitized by Google

im Vaticano. Er gründete mit seinem Freunde Giovanni Maria Namini jene berühmte Schule, die den Stil der päpstlichen Capelle auf die Folgezeit übertrug, und endete sein thätiges und meist glückliches Leben erst im Jahre 1594. Seine Werke, deren Anzahl sehr groß ist, sind jedoch durchaus nicht alle in der einfachen Weise jener berühmten Messe geschrieben. Vielmehr sind die künstlichsten contrapunktischen Arbeiten darunter, wie sie nur irgend ein Niederländer versucht hat. Allein die große und einfache Art jener „Improperia“ und der „Missa Papae Marcelli“ ist doch das, was die ganze Erhabenheit seines Geistes ausspricht, und hat ihm seinen Weltruhm wie seinen Einfluß auf die nach ihm kommenden Meister gegeben. Einer der bedeutendsten dieser letzteren ist Tommaso Ludovico da **Vittoria**, ein Spanier und geboren um 1560. Er war um 1585 Capellmeister an St. Apollinare zu Rom, trat dann als Sänger in die päpstliche Capelle und folgte etwa 1594 einem Rufe des Herzogs von Baiern nach München. Seine Compositionen haben etwas von der unsagbaren Glut der Farben, mit der uns auch ein Murillo so seltsam ergreift. Dann folgen noch **Allegri**, ein Verwandter des berühmten Malers Correggio — sein „Miserere“ ist allbekannt — und eine Reihe von bedeutenden Kirchencomponisten, deren Namen, wie z. B. „Carissimi“, uns noch mehrfach begegnen werden. Und doch ist zu sagen, daß die gesammte Entwicklung, die von dem erhabenen Meister des Stiles ausging, nicht von dem Erfolge gekrönt war, wie die Einwirkung des bereits genannten Niederländers Orlando di Lasso. Palestrina's Stil trug keine eigentliche Zukunft in sich, er schloß mit sich ab; wenigstens hat er keinen größeren, ja nicht einmal einen ebenbürtigen Meister erzeugt, derweilen in Orlando's Gefolge mittelbar und unmittelbar diejenigen Meister auftreten, die neues tieferes Leben in die Kunst der Töne gossen, bis sie endlich als holdestes Kind der kunstschaffenden Phantasie den Schwesterkünsten gleiches Rechtes zur Seite stand. Hier aber wirkten ganz neue Einflüsse mit, denen Palestrina eben nicht ausgesetzt gewesen war, die norddeutschen Geistesbewegungen, die besondere germanische Geistesart. Und zwar ist die Macht die dieses hervorrief, eine ähnliche wie die, welche dereinst aus den Elementen der griechischen Musik, ohne ihre Art und ihr Princip zu ändern, bereits in der ersten Zeit eine ganz andere Weise der Kunst geschaffen hatte. Auch jetzt weicht die stolze Objectivität des bisherigen Glaubens einem lebendig bewegten, höchst subjectiven Innern, dem die Vorstellung von der Unendlichkeit des eigenen Wesens und damit der Berechtigung seiner Besonderheit aufgegangen ist. Erlaubte die alte Kirche nicht, mit eigener Kraft des Geistes sich den Sinn der höchsten Dinge zu erschließen, so redete gerade die Musik zu allernächst nur von den Auslegungen, die sich das menschliche Herz in seinem persönlichsten Fühlen von den Räthseln des Göttlichen gemacht hatte, und kein Wunder, daß sie dadurch bereits bald eine ganz andere Kunst wurde. Wie das Christenthum die Homophonie der Alten, so brach die polyphone Art der mittelalterlichen Kirche der Protestantismus

Digitized by Google

Vorträge über kirchliche Kunst in theologischen Seminarien.

Zu den stehenden Klagen fast aller deutschen Kunstfreunde gehörte seit Jahrzehnten die sichtliche Abnahme eines lebendigen Interesses für Kunst im gesammten geistlichen Stande. Daß in den Kirchen und den der Kirche angehörigen Gebäuden die heutige Kunst in der Regel eine sehr untergeordnete Stellung — wenn überhaupt eine — einnimmt, ist eine Thatsache, die nicht minder beklagt wird, als die eben angeführte. Nicht nur die Verweltlichung der Kunst in der Kirche, noch mehr die Entgeistigung derselben charakterisirt die heutige Lage. Diesen Uebelständen, welche das innerste Leben der Kirche selbst berühren, entgegen zu treten, sind seit Jahrzehnten Künstler und Kunstgelehrte, Laien und Diener der Kirche bemüht. In Frankreich, am Rheine, in England ist eine tiefgehende Reaction gegen den kirchlichen Indifferentismus für Kunst eingetreten; in Oesterreich ist seit einem Jahrzehnt ein bedeutender Umschwung eingetreten. Mehr als einmal hatten wir Gelegenheit, erfreuliche Symptome des letzteren signalisiren zu können.

Eine Reihe von kirchlichen Bauten wurde gegenwärtig mit dem ganzen Ernste, den die Kunst verlangt, durchgeführt, wie die Votivkirche, die Altlerchenfelder Kirche, die Lazzaristen-Kirche in Wien, denen sich die Kirche unter den Weißgärbern würdig anschließen wird, die Karolinenthaler Kirche in Prag, der Dom in Linz u. s. f. Die Restaurationen der großen Dome in Wien und Prag und der Marcus-Kirche in Venedig schließen sich den Neubauten würdig an. Die k. k. Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmale hat in ihren litterarischen Publicationen ein Centralorgan für alle jene Bestrebungen, die sich auf Erhaltung und Förderung der Kunst beziehen, geschaffen, das nicht bloß für Oesterreich, sondern auch für das übrige Deutschland einen Mittelpunkt für ähnliche Bestrebungen bildet Ohne Uebertreibung dürfen wir sagen, daß heutzutage in keiner deutschen Stadt so viele Künstler, Kunstfreunde und Kunstgelehrte leben, welche sich der Belebung der Kunst in der Kirche, wie im Leben widmen, als in Wien.

Trotzdem aber sieht es auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst noch ziemlich schlecht aus. Die Kirchenbilder kommen meist in sehr unberufene Hände und werden so schlecht bezahlt, daß bedeutende Künstler sich mit ihnen gar nicht beschäftigen können; die Restaurationen werden, wie z. B. das Innere der schönen Pfarrkirche in Wiener-Neustadt zeigt, mit der Mauertünche in primitivster Weise vorgenommen; ein wirklicher künstlerischer Schmuck wird von vielen in der Kirche für einen überflüssigen Luxus erklärt; das Institut der Kirchenvorstände, die Theilnahme der Weltlichen an der Bauverwaltung großer Kirchen ist verfallen oder vergessen, und nur wenige scheinen sich der Worte des Abtes Salomon von St. Gallen, die vor neunhundert Jahren gesprochen wurden, zu erinnern, daß die Kunst berufen sei, die Geister geläutert der Kirche zuzuführen. — Wie konnte es aber anders sein, blieb doch der Cleriker ohne alle Kenntniß der Kunstlehren, fehlte doch bei uns ein wesentlich belebendes Agens, dessen Thätigkeit sich überall bewährt hat — das System von kunstarchäologischen Vorlesungen in den meisten theologischen Semi-

Digitized by Google

narien Oesterreichs! Die jungen Priester verließen das Seminar ohne die geringste elementare Kenntniß über die kirchlichen Monumente. Mit Ausnahme der Seminare in Prag, Raab und Heiligenkreuz in Nieder-Oesterreich wurden bis jetzt in keinem Seminar Vorlesungen über kirchliche Kunst gehalten. Um so mehr freute es uns, zu vernehmen, daß über Aufforderung Sr. Eminenz des Herrn Cardinals Fürsterzbischof v. Rauscher im Wiener theologischen Seminar der Dombaumeister und Architekt Prof. F. Schmidt für die Seminaristen Vorlesungen zu geben beginnt. Mehr als irgend ein anderer Künstler ist Prof. F. Schmidt zur Lösung einer solchen Aufgabe berufen.

Beschränken sich naturgemäß solche Vorlesungen in erster Linie auf die kirchliche Kunst im eigentlichsten Sinne des Wortes, so wird doch jedem denkenden Priester es bald klar werden, daß die Aufgabe der kirchlichen Kunst nicht in einer Sonderung von der übrigen zu suchen ist, daß sie nicht neben dieser, sondern mit ihr Hand in Hand gehen muß. Es werden aus einer besseren Einsicht in das Wesen der Kunst dem Geistlichen ganz andere Handhaben erwachsen mit dem Leben in tiefere Berührung zu kommen, als es jetzt häufig der Fall ist, wo selbst in sehr reichen Kirchen der schlechteste Kram, der ordinärste Schmuck die heiligsten Stätten ziert, und ein kunstgebildeter Mann die Kirche mit keinem andern Gefühle verläßt, als der geistigen Leere und einer nicht ungerechten Indignation über das, was ihm daselbst in Farbe und Stein entgegentritt. R. v. E.

Die Sommerarbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt im Jahre 1863.

Alter Gepflogenheit entsprechend, schon seit der Gründung der k. k. geologischen Reichsanstalt, ist man bestrebt, ein theilnehmendes Publicum fortwährend in Kenntniß über die Vorgänge an derselben zu halten, durch den Druck im Jahrbuche derselben, so wie durch die lebendige Anregung der öffentlichen Sitzungen, in welchen die Theilergebnisse der Forschungen der Geologen und wichtige, auf die Entwicklung derselben bezügliche Ereignisse vorgelegt werden. In den letztverflossenen Jahren gab der Director mehrere Monatsberichte während des Sommers an die kais. „Wiener Zeitung", anstatt der Sitzungsberichte des Winters. Die Geologen nämlich waren sämmtlich zur Gewinnung der Uebersichts und der Detailaufnahmen in den zugewiesenen Bezirken vertheilt.

Der gegenwärtige Sommer gestattete eine Fortsetzung der Sitzungen, in welchen die Berichte mündlich vorgetragen werden konnten, durch den Umstand, daß eine Abtheilung, eine Section der Geologen, stets im Mittelpunkte der Anstalt zurückblieb, um die in den Sammlungen derselben dringend vorliegenden Arbeiten zu fördern.

Mit dem Schlusse des Jahres 1862 waren die Erhebungen zur Entwerfung einer ersten geologischen Uebersichtskarte des Kaiserreiches beendigt. Die Detailaufnahmen lagen noch für einen großen Theil derselben vor, endlich erfordert die Verbindung wissenschaftlicher Kenntniß mit den Interessen des praktischen Lebens noch mehr in das Einzelne

Digitized by Google

gehende Studien in localisirten Aufnahmen. Allen diesen Aufgaben wurde in dem verflossenen Sommer Rechnung getragen, und über die Vorgänge selbst wurden Berichte in den Sitzungen, am 19. Mai, am 16. Juni, am 21. Juli, am 25. August erstattet, die Berichte über die Sitzungen selbst aber unmittelbar in Druck gelegt, für das Jahrbuch bestimmt, aber auch als frisches Ergebniß wissenschaftlichen Lebens für theilnehmende Gönner, Freunde und Fachgenossen. Die nachstehende Uebersicht ist diesen Sitzungsberichten entnommen.

Die Austheilung der Arbeiten in dem gegenwärtigen Sommer war folgende. Es wurden drei Sectionen gebildet; eine derselben blieb im Mittelpunkte zurück, zwei Sectionen waren stets außerhalb in den Aufnahmsbezirken thätig. Die Aufgaben selbst bestanden in Detailaufnahmen für den westlichen Theil von Ungarn, nördlich von der Donau, und in der localisirten Aufnahme der die alpinischen Steinkohlenablagerungen umfassenden Gegenden der nordöstlichen Alpen. Letztere galt als die diesjährige erste Section, unter Herrn k. k. Bergrath Lipold als Chefgeologen und D. Stur als Sectionsgeologen. Der Schauplatz ihrer Aufnahmen umfaßt die Gegenden von Hainfeld, Lilienfeld, Kirchberg Frankenfels, Scheibbs, Gresten, Gaming, Lunz, Hollenstein, Waidhofen mit Grosau und Neustift, Ybbsitz. Der zweiten Section, unter Herrn k. k. Bergrath Foetterle war der an Oesterreich und Mähren grenzende Theil von Ungarn bis an die Waag übertragen und angeschlossen den Herren Sectionsgeologen H. Wolf, F. Freiherr v. Andrian und K. M. Paul. Von der Waag bis zur Neutra leitete die dritte Section Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer, und ihm war Herr Sectionsgeologe Dr. G. Stache angeschlossen. Die erste Section sollte die ganzen Sommermonate ihren Aufnahmen widmen, die beiden anderen aber nur einen Theil derselben, so daß die dritte Section die Aufgaben am Museum in der Zeit bis Ende Juli fortführte, wo sie sich in ihren Aufnahmsbezirk begab, während die zweite Section zurückkehrte. Die geologisch-kartographische Aufnahme der k. k. Generalquartiermeisterstabs-Specialkartensectionen Nr. 14 Skalitz, Nr. 24 Sassin, Nr. 35 Preßburg, Nr. 15 Trencsin, Nr. 25 Tirnau und Nr. 36 Neutra war zur Gewinnung ausgesetzt. Bekanntlich hat mit diesen Blättern die Herausgabe der bezüglichen Karte des Königreiches Ungarn in dem Maßstabe von 1 : 144.000 der Natur, oder 2000 Klafter gleich 1 Zoll, seit kurzen durch das k. k. militärisch-geographische Institut begonnen.

Einer jeden der drei Sectionen waren noch drei jüngere k. k. Montanisten zugetheilt. Herr k. k. Finanzminister Edler v. Plener hatte diese zu dem Zwecke entsprechender praktisch-wissenschaftlicher Ausbildung an die k. k. geologische Reichsanstalt einberufen, in ähnlicher Weise, wie dies früher unter dem damaligen k. k. Hofkammerpräsidenten im Münz- und Bergwesen, Fürsten v. Lobkowitz vorbereitet, und durch den Freiherrn v. Kübeck später im Jahre 1843 an dem k. k. montanistischen Museum ausgeführt worden war, aber an der k. k. geologischen Reichsanstalt noch nicht stattgefunden hatte. Der ersten Section waren nun die Herren k. k. Schichtmeister Gottfried Freiherr v. Sternbach von Brixlegg, k. k. Expectant Jos Rachoy von Mariazell, k. k. Bergwesenspraktikant Ludwig Hertle von Fohnsdorf zugetheilt; der zweiten die Herren Anton Rücker von Schlaggenwald Franz Babanek von Přibram, Anton Hořinek von Brixlegg; der dritten die Herren Franz Pošepny von Radna, Joseph Čermak von Lend, Benjamin Winkler von Kudsir, sämmtlich k. k. Expectanten.

Als Vorbereitung für die Sommerexcursionen hatten nun in einigen wenigen einleitenden Vorträgen die Herren Franz Ritter v. Hauer, Foetterle und Stache anregende Uebersichten über Geschichte und Stellung, Sammlungen und andere Hülfsmittel der k. k geologischen Reichsanstalt, über österreichische Schicht- und eruptive Gesteine gegeben, Herr k. k. Oberbergrath Freiherr v. Hingenau, die Herren k. k. Professoren

Digitized by Google

E. Sueß, K. F. Peters hatten gleichfalls in dieser Beziehung ihre freundliche Beihülfe gewährt.

Am 17. Mai verließ die zweite Section, Herr k. k. Bergrath Foetterle, nebst den Herren Sectionsgeologen und Bergingenieuren Wien, um sich in ihren Aufnahmsbezirk zu begeben. Sie sind aus demselben mit Ende Juli zurückgekehrt, nachdem sie ihre Arbeiten vollständig durchgeführt. In der Sitzung am 16. Juni gab Foetterle Bericht über die von ihm und Hořinek untersuchten Durchschnitte durch die kleinen Karpathen, von Stampfen über Wallenstein nach Pösing, von Pösing nach Vivrat, von Vivrat nach Bibersburg von Bibersburg nach Blassenstein, von Blassenstein nach Raxthurn und nach Cerna Skala Aus der Ebene zwischen der March und den kleinen Karpathen berichteten die Herren Freiherr v. Andrian und Paul, so wie in den ferneren Sitzungen über die weiteren Ergebnisse; in der Sitzung am 25. August berichtete Paul über die Knochenhöhle von Petrekö Szent Miklos, östlich von Großschützen, welche er während der Aufnahme besucht hatte

Die erste Section unter Bergrath Lipold, verließ Wien Anfangs Juni. Ihr hatte sich als freiwilliger Theilnehmer an unseren Arbeiten Herr Dr. A. Madelung aus Gotha angeschlossen. Die Genauigkeit der Untersuchungen möglichst erfolgreich und nach gemeinsamen Verabredungen vorzubereiten, hatte Herr Bergrath Lipold eine Anzahl der auf dem zu untersuchenden Gebiete thätigen Bergwerksbesitzer und Vorsteher zu einer freundlichen Vereinigung am 7. Juni in Weyer eingeladen. Bereitwilligst fanden sich gegen vierzig Herren ein, der lebhafteste Austausch der Ideen fand statt und viele einzelne Vorarbeiten, wie Aufsammlung von Versteinerungen u. s. w. wurden besprochen, die sich im Verlaufe der Arbeiten höchst förderlich und erfolgreich bewiesen. Die Specialuntersuchungen wurden nun unter Lipolds Leitung und Theilnahme in folgender Weise eingetheilt und nach und nach durchgeführt. Freiherr v Sternbach erhielt die Umgebungen von Molln, Windischgarsten, Groß-Raming, Weyer, Waidhofen an der Ybbs, Rachoy die von Hollenstein, Oppenitz, Ybbsitz, Göstling, Lunz, Gaming Gresten, Scheibbs, Hertle die von Frankenfels, Kirchberg an der Pielach, Annaberg, Türnitz, Lilienfeld, Kleinzell. Nebst den Interessen der Pflanzenfossilien übernahm Herr Sectionsgeologe D. Stur den östlichsten Abschnitt der Umgebung von Baden aus. Als ein wichtiges Ergebniß, gegründet auf die Studien der fossilen Flora in der vorhergehenden Reihe der Jahre und neue Vergleichung mit den Localfloren stellte es sich unzweifelhaft heraus, daß zwei gänzlich verschiedene Ablagerungen von Sandsteinen mit Steinkohlen in den Alpen vorhanden sind, eine ältere, der obern Trias angehörig, von Lipold und Stur mit der Benennung der „Lunzer Schichten" bezeichnet, mit Equisetites columnaris Pterophyllum longifolium u. s. w., welcher namentlich die Ablagerungen von Lunz, Hollenstein, Lilienfeld angehören, und eine jüngere liassische mit der Fünfkirchner Flora, welcher der Böchgraben Grosau, Hinterholz zugezählt werden müssen. Herrn Dr. Madelung war es beschieden, im Ybbsthale an der Steinmühle zwischen Ybbsitz und Waidhofen die Terebratula diphya in dem jurassischen Aptychenkalke zu entdecken. Viele Ausbeute wurde in der ganzen Zeit insbesondere von Fossilresten aufgesammelt und an die k. k. geologische Reichsanstalt eingesandt.

In der Sitzung am 25 August gab Herr Prof. Peters, der während der Zeit mit Herrn Dr. Zittel eine Wanderung in dem Aufnahmsbezirke der ersten Section unternommen, Bericht über gewisse rothe Krinoidenkalke im Traisen- und Wiesenbachthale, welche durch die aufgefundenen zahlreichen Petrefacten sich unzweifelhaft als „Hierlatzschichten" erweisen. Herr Hertle, bei Lilienfeld während dieser Zeit beschäftigt, hatte die beiden Herren an die Fundorte geleitet.

Die dritte Section, unter Franz Ritter v. Hauer, hatte die erste Zeit bis zum Ende des Monats Juli der Ordnung und Aufstellung der Petrefacten-Localsuiten des

Digitized by Google

Museums gewidmet, und zwar die Suiten aus den Südalpen in zwei der diesem Zwecke entsprechenden Doppelschränke. Herr v. Hauer insbesondere nahm die älteren Formationen bis inclusive der Juraformation vor; 70 Localitäten in 530 Nummern unter Glas und außerdem 162 Localitäten in 55 Schubkästen; Dr. Stache die jüngeren Gebilde, Kreide und von derselben aufwärts, 687 Nummern aus 81 Localitäten unter Glas und außerdem 113 Localitäten in 34 Schubkästen. Bei der ungemeinen Reichhaltigkeit des vorhandenen Materials schreiten diese Arbeiten der Anordnung nur sehr allmälig vor.

Am 1. August trafen für das Aufnahmsgebiet zwischen Waag und Neutra die sämmtlichen Theilnehmer an den Arbeiten der dritten Section, die Herren v. Hauer und Stache, nebst den oben genannten Herren Montaningenieuren Pošepny, Čermak, Winkler; ferner die freiwilligen Theilnehmer an unseren Arbeiten Dr. A. Madelung und Dr. K. Hofmann aus Kronstadt in Pistjan zusammen, wo sich auch Herr Prof. v. Hochstetter einigen Excursionen anschloß Nach einer Anzahl gemeinschaftlicher Untersuchungen wurden auch hier die näheren Forschungsgebiete getrennt; Herr v. Hauer, begleitet von den Herren Pošepny, Čermak und Dr. Madelung, nahm das Gebiet nördlich von Waag-Neustadtl zwischen dem Klanečnica- und dem Ivanočka-Bache vor, und dann weiter die Umgebungen von Trencsin.

Die Herren Dr. Stache, Winkler und Dr. Hofmann untersuchten am linken Waag Ufer das Inovecgebirge, östlich von Hradek und südlich von dort sich erstreckend über Pistjan nach Vásárd. Es wurden hier mehrere Fundorte von Kössener Schichten mit Terebratula gregaria, Plicatula intusstriata nachgewiesen. Die Fortsetzung ihrer Arbeiten galt theils noch dem Westabhang des Inovec-Stockes theils dem Ostabhang von Radosna an. Wichtig ist die Auffindung wahrer Triaskalksteine zuerst durch Herrn Dr. Hofmann, schon petrographisch ähnlich v. Richthofens Virgloriakalke, mit deutlichen Exemplaren von Retzia trigonella und besonders von Spirifer fragilis, auch von noch mehreren Brachiopodenformen an dem Kalkriffe, auf welchem die Schloßruine Beczko steht Ferner ein Melophyrdurchbruch nordöstlich von Moraweny, ebenfalls durch Herrn Dr. Hofmann aufgefunden. Mit den südlicheren Aufnahmen gegen Neutra zu ist dann die diesjährige Aufnahme entsprechend geschlossen.

Die Herren k. k. Bergräthe Franz Ritter v. Hauer und Foetterle nahmen erfolgreichen Antheil an dem Tagen der in Ostrau am 13. September eröffneten dritten Versammlung der Berg- und Hüttenmänner. Herr k. k. Bergrath Lipold widmete auf die Einladung des Herrn S. Goldschmidt einige Tage der Untersuchung der Smaragdgruben des letzteren im Felberthal in Salzburg.

In Wien selbst war der k. k. geologischen Reichsanstalt eine unvorhergesehene Veranlassung zur Theilnahme an der Arbeit in der Ausstellung in der „neuen Welt" in Hietzing geboten, welche, von dem Bezirksverein Mödling und der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft ausgehend, zuerst für landwirthschaftliche Zwecke bestimmt nach und nach durch Theilnahme auch der industriellen Zweige einen allgemeineren Charakter annahm. Die Ausstellung der k. k. geologischen Reichsanstalt enthielt: 1. die geologisch colorirte Karte von Oesterreich in dem Maße von 2000 Klafter auf 1 Zoll, oder 1 : 144.000 der Natur, die Specialkarte des k. k. Generalquartiermeisterstabes; 2. die Czjzek'sche Karte der Umgebungen von Krems; 3. die Czjzek-Stur'sche Karte der Umgebungen von Wien; 4. Durchschnitte durch den Boden von Wien, zur Erläuterung der Wasserführung der Schichten; 5. den Durchschnitt entlang der k. k. priv. Kaiserin Elisabeth-Westbahn bis Amstetten, letztere beiden von den Sectionsgeologen H. Wolf verfaßt; 6. eine Reihe von Gesteinen und Erden, Gebirgs- und Bodenarten, wie sie in den Karten und Profilen ersichtlich gemacht sind; 7. größere, erläuternde Schaustufen; 8. nutzbare Mineralien, Erze, Kohlen u. s. w.; 9. Baumaterialien; 10. landwirth-

Digitized by Google

schaftliche Bodenarten. Durch die Handels- und Gewerbekammer und durch die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft vermittelt, hatten sich mehrere Theilnehmer zu Collectivausstellungen in den letzten drei Abtheilungen angeschlossen. Herrn Wolf insbesondere war die Zusammenstellung der erläuternden Formationsreihe (6) und die Aufstellung überhaupt übertragen. Die große Theilnahme, deren sich die Ausstellung im Ganzen erfreute, ist noch in frischem Andenken. Auch die Abtheilung der k. k. geologischen Reichsanstalt fand ihre Anerkennung Sie erhielt auch zwei silberne Ehrenmedaillen für ihre eigene und für Collectivausstellungen, hier im engsten Kreise der Beurtheilung durch die Bewohner der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt und des Vaterlandes selbst, so wie ihr in der letztvergangenen internationalen Ausstellung in London zahlreiche Preismedaillen durch das Preisgericht von Fachverständigen aus den Ländern der ganzen civilisirten Erde zuerkannt worden waren.

Für den Zweck der Ausstellung war Herr Wolf in Wien längere Zeit zurückgehalten, doch hatte auch er in Abschnitten einen Antheil an den Aufnahmen in der zweiten Section im westlichen Ungarn, in dem Theile östlich von Skalitz und Holitsch, das Miavathal, bis nach Waag-Neustadtl, genommen.

Die eigentlichen Ergebnisse der Aufnahmen stellen sich der Natur der Sache nach erst vollständig heraus, wenn auf Grundlage der erfolgten Wahrnehmungen, der Eintragung in den Karten, der Untersuchung der reichlich eingesammelten Belegstücke, die Studien in der bevorstehenden Zeitperiode durchgeführt sein werden.

Im chemischen Laboratorium ging die erforderliche Arbeit in gewohnter Weise fort, in Bezug auf Untersuchungen von Erzen, fossilem Brennstoff u. s. w. Der Vorstand desselben, Herr Karl Ritter v. Hauer war außerdem noch besonders nach dem Badeort Jamnica bei Agram auf Veranlassung des Herrn Bischofs Stroßmayer, nach den oberösterreichischen Salzwerken durch das k. k. Finanzministerium zu Untersuchungen berufen.

In den Sitzungen selbst wurde viel Wissenswerthes mitgetheilt, theils von Mitgliedern der k. k. geologischen Reichsanstalt selbst, theils von auswärtigen Freunden und Fachgenossen.

Es darf wohl hier der anziehende Vortrag in erster Linie genannt werden, in welchem Herr v. Morlot von Bern am 21. Juli die Pfahlbauten der Schweizer-Seen erläuterte. Bekanntlich war dieser kenntnißvolle und unternehmende Forscher früher, 1846 bis 1850, geologischer Commissär des steiermärkischen Vereines. Er hat seitdem mit großem Eifer, Scharfsinn und Erfolg sich archäologischen Studien zugewandt. Er legte nun einem größeren Kreise von Damen und Herren die Belegstücke vor aus dem Thierreiche und dem Pflanzenreiche, so wie von Resten menschlichen Kunstfleißes aus dem hohen Alter der Pfahlbauten der Steinzeit, in welchen sich keine Spur von Metall vorfindet, wohl aber die Beweise, daß die Bewohner Weizen, Gerste, Roggen bauten, daß sie Brot herstellten, daß sie Flachs bauten und an der Spindel spannen und daß sie Gewebe verfertigten, auch Obstbaumzucht und Viehzucht betrieben, also schon damals nicht in dem Zustande von „Wilden" waren [1]. So viele Theilnahme erregte der Vortrag, daß der Wunsch ausgesprochen wurde, Herr v. Morlot möchte etwa in einer späteren Zeit ausführlichere Vorträge in Wien über diesen Gegenstand vorbereiten.

In derselben Sitzung am 21. Juli hatte Herr Wolf die Durchschnitte durch den Boden von Wien ausführlicher erläutert. Es sind deren zwei, die sich in dem artesischen Brunnen auf dem Getreidemarkt schneiden. Der eine geht von Speising über Hetzendorf, das Gloriet und das k. k. Lustschloß Schönbrunn, Penzing, den Westbahnhof,

[1] Merkwürdigerweise hat F. Höfer im 11. Heft des „Cosmos von Tramblay" (11. September 1863) die Ansicht wahrscheinlich zu machen gesucht, die Pfahlbauten seinen das Werk von Bibern — non pas de l'homme, mais du castor! Anm. des Berichterstatters.

Digitized by Google

Getreidemarkt, die Stadt, den Franz-Josephs-Quai, die Leopoldstadt zur Kaiserwasserbrücke, der andere von der Nußdorfer Linie über die Türkenschanze, Währing, den Ganserlberg am Wasserthurm, Bründlbad, Adlergasse der Alservorstadt, Getreidemarkt, den artesischen Brunnen am Raaber Bahnhof, durch das k. k. Arsenal, die Artilleriecaserne auf der Landstraße bis zum Erdberger Gasometer am Donaucanal. Auf den Durchschnitten sind 130 Brunnen eingetragen, welche zeigen, wie viele der unterliegenden Schichten von Tegel und Sand bereits durchsunken sind. Noch liegen eine Anzahl von Lagen vor, unter welchen man Springwasser zu erbohren erwarten kann, das nach Sueß mit einer Springkraft bis 47 Fuß über dem Pflaster des Stephansplatzes an den Tag treten dürfte.

Herr Director Hörnes legte am 19. Mai die von Herrn Kammerrath Grotrian in Braunschweig als Geschenk an das k. k. Hof-Mineraliencabinet eingesandten Coeloptychien, eine Spongienart, vor, welche dieser unermüdete Forscher in der Nähe von seinem Aufenthalte bei Vorchdorf aufgefunden hatte. Herr Dr. Zittel brachte einen neu aufgefundenen, trefflich erhaltenen Oberkiefer von Anchitherium Aurelianense von Leiding zur Vorlage, eben so Herr Franz Ritter v. Hauer ein Stück Bernstein von Polnisch Ostrau. Geschenk von Herrn Oberingenieur Franz Stockert an die k. k. geologische Reichsanstalt; ferner eine sehr wichtige Abhandlung von Herrn Obergespan L. v. Vukotinović in Agram über das Vorkommen fossiler Kohle in Croatien. Herr Director Haidinger legte Simony's schönes Gletscherbild vor, photographisch von demjenigen entnommen, welches ihm in London bei der internationalen Ausstellung die Anerkennung einer Ehrenmedaille gebracht hatte Auch die an den tiefen Forscher Gustav Bischof für sein Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von der geologischen Gesellschaft in London zuerkannte Wollaston-Medaille wurde besprochen und die Ertheilung des Wollaston-Fondsbetrages an Prof. Dr. Senft in Eisenach; dann die in letzter Zeit so lebhaft erörterte Frage der Entdeckung jenes ältesten Menschenkiefers durch Herrn Boucher de Perthes bei Moulin-Quignon unweit Abbeville, und der daselbst abgehaltene wissenschaftliche Congreß. Herr Director Haidinger sprach auch warme Worte des Dankes und der Anerkennung Herrn J. G. Beer, Generalsecretär unserer k. k. Gartenbaugesellschaft, bei der Vorlage seines classischen Werkes „Beiträge zur Morphologie und Biologie der Orchideen", welches ihm von Herrn Beer gewidmet worden war. Eben so Herrn Dr. Buchners in Gießen neuem Werke, „Die Meteoriten in Sammlungen, ihre Geschichte, mineralogische und chemische Beschaffenheit", gemeinsam Haidinger und Hörnes gewidmet.

Der kaiserl. russische Staatsrath Abich wurde zu einem Besuche erwartet, und traf auch in der That in der ersten Hälfte des Monats September ein, namentlich um die von Freiherrn v. Richthofen aufgesammelten Trachyte aus Ungarn und Siebenbürgen zu vergleichen. Er hatte früher seine neuesten Untersuchungen in dem classischen Werke „Ueber die Schlammvulcane das caspischen Meeres", und die am 7. Mai 1861 zuerst von Capitän Kumani wahrgenommene und seitdem wieder verschwundene Insel, welcher Abich den Namen „Kumani" gab, an die k. k. geologische Reichsanstalt gesandt und Director Haidinger über dieselbe in der Sitzung am 16. Juni einige nähere Nachrichten gegeben. In derselben Sitzung auch berichtete Herr Joseph Krenner von Pest „über die pisolithische Natur des Kalktuffs", welcher am Ofener Festungsberg als nahezu ebene Platte den eocenen Kalkmergel bedeckt, und daher auf Quellenbildung deutet. Von Herrn Dr. Ferdinand Daubrama, Apotheker in Mährisch-Neustadt, kam eine Abhandlung zur Vorlage über die geologischen Verhältnisse der Umgebungen seines Wohnortes, welche er in Bezug auf die Gebirgsschichtenstellung mit der Lage von zwei Elie de Beaumont'schen Schichtensystemen, dem rheinischen und dem thüringischen in Uebereinstimmung bringt.

Digitized by Google

Der Bericht vom 21. Juli enthält Nachrichten von einer Sendung des Herrn Cornelis de Groot, königl. Oberbergingenieur und Chef des königl. niederländischen Bergwesens in Ostindien, aus Buitenzorg auf Java, von Gesteinen und Erzen aus Niederländisch-Indien. Ferner Haidingers Vorlage des Prachtwerkes „Neuseeland" von dem k. k. Prof. Dr. F. v. Hochstetter, der als Mitglied der k. k. geologischen Reichsanstalt die k. k Fregatte „Novara" in ihrem wissenschaftlichen Stabe auf der Erdumseglung begleitet und als solcher auf jenen so hoffnungsreichen Inseln weilte und wirkte. Im Anschlusse gab Haidinger auch Bericht über die für Herausgabe der wissenschaftlichen „Novara"-Werke Allergnädigst bewilligten 80.000 fl. Er berichtigt dabei eine ungenaue Darstellung der Verhältnisse durch den Herrn Generalsecretär der k. Akademie der Wissenschaften in der feierlichen Sitzung am 30. Mai d. J., und setzt die wahre Sachlage in das volle Licht.

In derselben Sitzung auch Vorlage des zweiten Heftes des „Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt", mit Mittheilungen von Freiherrn v. Andrian, Wolf, Karl Ritter v Hauer, Lipold, Peters.

Von besonderem Interesse auch die Mittheilung von dem Hauptbibliothekar des brittischen Museums, Herrn A. Panizzi, in Bezug auf die Gegenstände, welche von der k. k. geologischen Reichsanstalt zur Londoner internationalen Ausstellung gesandt worden waren. Sie waren Ihrer Majestät der Königin von England gewidmet worden, und kamen auf deren allerhöchste Verfügung an das brittische Museum, Karten, Druckgegenstände und die Karl v. Hauer'schen Krystalle unter Herrn R. S. Maskelyne, die Kohlen unter Herrn Waterhouse, also in zweckmäßigster und ehrenvollster Art zugleich für die k. k. geologische Reichsanstalt. In Beziehung auf diese Vorgänge auch der höchst wohlwollende und anregende Erlaß des Herrn k. k. Staatsministers Ritter v. Schmerling.

Am 25. August durch Herrn Director Haidinger noch Vorlage des Berichtes von Herrn Prof. Adolf Pichler in Innsbruck über seine Entdeckung eines Bimssteinvorkommens im Oetzthale zu Köfels bei Umhausen, einer Mittheilung von Herrn Prof. Adolf Weiß in Lemberg über reiche Fundstätten von Tertiärversteinerungen im westlichen Peloponnes, Nachrichten aus Briefen von Stoliczka in Calcutta, von Freiherrn v. Richthofen in San Francisco.

Von zwei Mitgliedern der k. k. geologischen Reichsanstalt bearbeitet, den Herren Franz Ritter v. Hauer und Dr. Guido Stache, erschien in den letzten Tagen des August das, für das betreffende Land wahrhaft epochemachende Werk: „Geologie Siebenbürgens, nach den Aufnahmen der k. k. geologischen Reichsanstalt und litterarischen Hülfsmitteln. Herausgegeben von dem Vereine für siebenbürgische Landeskunde". Wien, 1863 bei Braumüller 8. 636 S. Der Titel muß an dem gegenwärtigen Orte zur Bezeichnung des Werthes genügen.

An der k. k. geologischen Reichsanstalt selbst erheischten stets die Correspondenzen die gewohnte Aufmerksamkeit, verbunden mit der Versendung der Hefte des Jahrbuches, den für die Bibliothek eingehenden Sendungen, für so manche zur Vertheilung gebrachten Petrefactensammlungen u. s. w. So hatte neuerlich, wie dies Herr Director Haidinger in der Sitzung am 19 Mai dankend hervorhob, Herr k. k. Kriegscommissär A. Letocha nebst der Anordnung der fossilen Mollusken von Grund, Steinabrunn und Pötzleinsdorf 100 Centurien von tertiären Molluskenspecies des Wiener Beckens zusammengestellt, welche zur Vertheilung an Lehranstalten und zur Versendung überhaupt bestimmt sind. Dazu die Ausfertigung geologisch-colorirter, auf Bestellung gelieferter Kartensectionen. Ferner die Vorarbeiten für Gewinnung der großen zur Veröffentlichung bestimmten geologischen Generalkarte des gesammten Kaiserreiches auf Grundlage der im Jahre 1862 geschlossenen Uebersichtsaufnahmen, welche der Natur der Sache nach nur allmälig fortschreiten. Fortwährend auch wurde die k. k. geologische Reichsanstalt von hochgeehrten Gönnern

Digitized by Google

und Fachgenossen besichtigt, so wie mancherlei Auskünfte auf geschehene Anfragen ertheilt wurden, wie dies der gewöhnliche Gang der Aufgaben mit sich bringt.

Viele Arbeiten sind in der vorhergehenden Skizze nur kurz angedeutet, viele mußten gänzlich übergangen werden, um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen. So viel ist augenscheinlich, daß reges, vielartig einflußreiches Leben an der k. k. geologischen Reichsanstalt fortwährend herrscht. Sie wirkt nicht nur durch die Arbeiten ihrer eigenen Mitglieder fördernd ein, sondern anregend auch außerhalb derselben als ein Mittelpunkt freier, bereitwilliger Anerkennung des Werthes von wissenschaftlichen Bestrebungen, in so manchen Fällen bis zum Anschlusse freiwilliger Theilnehmer an ihre eigenen Anstrengungen für Arbeit in Erweiterung geologischer Wissenschaft und Kenntniß des vaterländischen Bodens.

---

* Das Octoberheft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale" enthält folgende Artikel: „Das Augsburger Skizzenbuch des jüngeren Hans Holbein", von A. Woltmann; „die gothische Kirche des h. Laurentius zu St. Leonhard in Kärnten", aufgenommen von W. Zimmermann, beschrieben von Karl Weiß (mit 1 Tafel und 23 Holzschnitten); „ein Büchereinband vom Beginne des 16. Jahrhunderts", von A. Essenwein (mit 2 Holzschnitten); „der alte Teppich in der St. Jakobs-Kirche zu Leutschau" von W. Merklas, und mehrere kleine Mittheilungen.

* Der historische Verein von Steiermark hat in seiner jüngsten Sitzung beschlossen, den eilf Bänden seiner bisherigen „Mittheilungen" und den künftigen zwei Jahrespublicationen mit dem 13. Hefte ein das Specialstudium beförderndes Gesammtregister in der Weise beizufügen, wie selbes bei den mecklenburgischen Vereinsheften durchgeführt ist.

---

* Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber Preußens, starb in Königsberg am 23. September, 78 Jahr alt, nachdem er gleich Jakob Grimm in seinem Berufsfache treu und fleißig gearbeitet, trotz hohen Alters, bis ihm der Tod den Griffel aus der unermüdlichen Hand nahm, gleich diesem ein echtdeutscher Mann, wahrhaft und ernst, der hülfreichste Freund allen Genossen auf dem Felde der Geschichtsforschung, anspruchslos für eigene, stets anerkennungsvoll für fremde Verdienste, unter den Historikern Deutschlands einer der ersten Muster und Meister. Auch ihn holte das Verhängniß von noch unvollendeten Arbeiten ab, für deren Förderung er noch vor Kurzem in Berlin, wo er als Vertreter der Universität Königsberg im Herrenhause anwesend sein mußte, die Archive und Bibliotheken benützte. Das Archiv der Provinz Preußen, welches er zu verwalten hatte, hinterläßt er in nachahmungswürdigster Ordnung; unter seinen Händen war es den Berufsgenossen nie verschlossen, die seinen Verlust tief betrauern, und nicht bloß in Deutschland, sondern weitaus über die Grenzen, wo überall hin seine willige Hand reichte. Seine Geschichte Preußens (9 Theile, 1827 bis 1839), Geschichte des deutschen Ritterordens (1856), Geschichte des Tugendbundes, Geschichte Markgraf Albrecht Alcibiades (1852), sind jedem gebildeten Deutschen bekannt; in Anerkennung seiner Verdienste ward ihm das Prädicat Geheimer Regierungsrath und die Mitgliedschaft der königl. Akademie der Wissenschaften verliehen.

B. Die bevorstehende Gedächtnißfeier der Schlacht bei Leipzig ruft natürlich eine Menge von Schriften hervor, welche dem Bedürfnisse des großen Publicums, die ver-

Digitized by Google

blaßten Schulerinnerungen aufzufrischen, entgegenkommen wollen; und eben so natürlich ist es, daß dabei mancher Unberufene das Wort ergreift, kritiklos aus bekannten Quellen zusammenträgt und noch von Glück gesagt werden kann, wenn diese Volkslehrer sich an zuverlässige und neue Werke halten, nicht Artikel aus alten Conversationslexiken abschreiben. Vor der Verwechslung mit solchen Speculationsarbeiten wird „Die Völkerschlacht bei Leipzig. erzählt von Dr. Heinrich Wuttke" schon durch den Namen des Verfassers geschützt, wir fühlen uns aber verpflichtet, noch ganz besonders auf das Buch hinzuweisen. Der Verfasser wollte ein populäres Werk liefern und es ist ihm gelungen. Er orientirt den Leser vollständig auf dem diplomatischen, wie auf dem militärischen Kriegsschauplatze. Die Darstellung beginnt mit der Aufstellung der drei Heere der Verbündeten und dem Entwurf des gemeinsamen Kriegsplanes von Trachenberg (12. Juli 1813) und ganz meisterhaft werden die Hin- und Herzüge auf dem weitgedehnten Schachbrett, welche die Zeit bis zum 18 October ausfüllten und endlich zur Concentration aller Streitkräfte auf der Leipziger Ebene führten, geschildert. Unparteiisch die Verhältnisse die Charaktere und Motive erwägend, übt der Verfasser nach allen Seiten Gerechtigkeit, erkennt er den Heldenmuth der preußischen Führer und Soldaten an, verkennt aber auch nicht, daß ohne die überlegene Kriegskunst der Schwarzenberg und Bernadotte, welche von den ungestüm vorwärts drängenden Preußen wegen ihres angeblichen Zauderns so hart getadelt wurden und auch heutzutage noch so häufig von demselben Gesichtspunkte aus beurtheilt werden, das Verhängniß schwerlich so schnell und entscheidend über Napoleon hereingebrochen sein würde. Daß ein Mann wie Wuttke sich nicht auf die einfache Erzählung der Vorgänge beschränkt, sondern die höhere, die nationale Bedeutung des großen Sieges seinen Lesern in warmen Worten zu Gemüthe führt — was ja leider noch nicht überflüssig geworden ist — das bedarf im Grunde nicht der Erwähnung.

* Die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Lübeck brachte außer den zur Sache desselben gehörenden noch einen Vortrag, der namentlich für Alterthumsforscher von nicht geringem Interesse ist. Bekanntlich wurde bei der Ausgrabung in der Kirche zu Alt-Lübeck ein massiver goldener, neuneckiger Fingerring gefunden, dessen Inschrift: „Thebal Guttani", um so räthselhafter war, da im Kopenhagner Museum zwei, in England ein Ring mit ähnlichen Inschriften sich befanden. Prof. Petersen aus Hamburg hatte dieselbe für eine christliche Abschwörungsformel angesehen und mit „Wodan ist Teufel" gedeutet. Diese Ansicht fand eine Bestätigung durch die erwähnte Vorlesung, in welcher Herr Pastor Neumeister über einen Goldfund Mittheilungen machte, der, durch Bauern in der Walachei entdeckt, jetzt in Bukarest aufbewahrt wird. Derselbe, auf 6000 Ducaten geschätzt, bildet seiner Ansicht nach einen Theil vom Schatze des Gothenkönigs Athanarich (um 375 nach Chr.), welcher ihn in seinem Kampfe gegen die Hunnen vergraben hätte. Unter den einzelnen Kleinodien desselben, über welche Herr Pastor Neumeister sehr interessante Mittheilungen machte, befindet sich ein 5 Zoll im Durchmesser haltender Ring mit einer Inschrift, welche Herr Pastor Neumeister „Gutaniowi hailag" liest, und: „dem Wodan heilig" deutet. Im Gegensatze zu dem viel jüngern Lübecker Ringe würde also der Bukarester seinen Träger durch seine Inschrift dem Gotte Wodan heiligen, eine Hypothese, welche ungemein viel für sich hat und der Ansicht des Herrn Prof. Petersen keinen geringen Halt verleiht Ueber die Vorlesung selbst, welche ziemlich besucht war, bemerken wir nur noch, daß die Nachweisung der Gründe, aus welchen Herr Pastor Neumeister den erwähnten Goldfund dem König Athanarich zueignet, von vielem Scharfsinne zeugte und mancherlei Anziehendes darbot.

Digitized by Google

* (Goethe's Friederike.) In einem Feuilleton der Pariser „Opinion nationale“ finden wir interessante und unseres Wissens neue Aufschlüsse über die späteren Schicksale der Sesenheimer Friederike, der vielgefeierten Geliebten des jungen Goethe. Nach der bisher verbreitetsten Version hätte Friederike Brion nach dem Tode ihrer Eltern das Elsaß verlassen und sich um die Zeit der Revolution zu einer Freundin nach Versailles und später mit dieser nach Paris begeben, wo sie in der bessern Gesellschaft großen Beifall gefunden hätte. Dagegen will nun Herr Jules Levallois durch Nachforschungen im Lande selbst und mit Hülfe des Pastors Lucius in Sesenheim und des Notars Hanz in Drusenheim ermittelt haben, daß Friederike nach dem Tode ihres Vaters, welcher das bescheidene Vermögen der Familie nicht sehr sorgsam verwaltet zu haben scheine, in Rothan bei La Roche eine Schule für junge Mädchen errichtet habe. Sie wäre 1813 in Missenheim, Großherzogthum Baden, 59 Jahre alt gestorben, und hätte bis an ihr Ende ihre Schönheit, Güte und Melancholie bewahrt. Ihre lebhafte und ungestüme Schwester Sophie, welche man im Hause das „Täntele“ nannte und die zur Zeit des Goethe'schen Aufenthaltes in Sesenheim erst zehn Jahre alt war, starb zu Niederbronn; sie hatte 30 Briefe Goethe's an ihre Schwester vernichtet.

* George Sand hat eine Episode aus Hoffmanns „Meister Floh“ unter dem Titel: „La nuit de Noël. Fantaisie d'après Hoffmann“ dramatisirt, das kleine Drama im zweiten Augustheft der „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht und ihm einige einleitende Worte vorangeschickt. Das Sand-Hoffmann'sche Drama spielt in Frankfurt a. M., und es treten darin nur vier Personen auf: Peregrinus Tyß, Max, Nanni und das Gespenst, weßhalb es auch von der Verfasserin eine „humble fantaisie à quatre personnages“ genannt wird. Es ist auf ihrem Privattheater zu Nohant am 31. August 1862 und 8. Februar 1863 aufgeführt worden.

---

* Die berühmte Buchhändlerfirma Longman in London bereitet die Veröffentlichung einer illustrirten Ausgabe des „Neuen Testaments“ vor, mit Holzschnitten nach Gemälden der alten Meister, d. i. Andrea Orcagna, Fra Angelico, Leonardo da Vinci, Pietro Perugino, Tizian, Rafael, Guido Reni, van Dyck u. a. — Zugleich wird in der Presse immer lauter das Verlangen nach einer neuen Bibelübersetzung, welche dem heutigen Stand der philologischen Kritik besser als die in der anglicanischen Kirche geltende aus der Zeit Jakobs I. entspreche, so groß auch die Verdienste derselben für ihre und die folgende Zeit gewesen sind. Die jetzigen Angriffe auf den Inhalt der Bibel von Colenso den Oxforder Essayisten, Renan u. s. w. machen dieses Bedürfniß um so fühlbarer.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Unter den hübschen Büchern der diesjährigen „todten“ Saison müssen wir vor allem ein Werk über Island nennen, welches folgenden Titel führt: „Iceland, its scenes and sagas by Sabine Baring-Gould.“ Ein starker Band im größten Octav, mit schönen und zahlreichen Illustrationen geschmückt, stellt sich dies Buch, das seinen Gegenstand historisch und naturwissenschaftlich behandelt, zugleich als ein sehr nettes Geschenk dar. Die Bilder ragen unter dem vielen, welches die englische Reiselitteratur auf diesem Felde bringt, sowohl durch Auffassung als durch Ausführung hervor. In bescheidenerer Form nach außen gibt sich ein anderes Reisewerk: „A mining journey across the Great Andes, by major F. J. Rickard.“ Der Verfasser, als Generalinspector der Bergwerke der argentinischen Republik, durch-

Digitized by Google

forschte hauptsächlich die Silberminendistricte der Provinzen San Juan und Mendoza und machte eine Tour durch die Pampas nach Buenos Ayres. Obgleich der Ritt durch die Pampas schon von vielen schriftstellernden Touristen unter andern auch von Gerstäcker, ausgeführt und beschrieben worden ist, so hat das vorliegende Buch doch das Specielle, daß es von einem Fachmanne und einem Bewohner des Landes herrührt, also jedenfalls gründlichere Anschauungen bringt.

Von dem bekannten, unter den reisenden Engländern als Autorität geltenden Reisehandbuch Murray's für Deutschland ist Ende August eine neue Auflage erschienen. Als Murray zum ersten Male sein „Handbook for travellers in Germany" veröffentlichte, brachte er damit ein so gutes Buch, daß seitdem alle deutschen und französischen Werke jener Art nur mehr oder minder glückliche Nachahmungen der Murray'schen Bestrebungen waren. Nebenbei verdiente Mr. Murray durch seine rothen Handbooks ein sehr hübsches Stück Geld und die Engländer gewöhnten sich daran, auf Mr. Murray's Angaben zu schwören. Aber die Zeit schreitet fort und Mr. Murray scheint sich mit der Fülle seines Ruhmes zu begnügen und stehen zu bleiben. Wir greifen aus seinem „Handbook for Southern Germany" nur den Artikel „Wien" heraus, um den Werth der neuen Auflage zu kennzeichnen. Von der Stadterweiterung ist noch keine weitere Notiz genommen, als daß die Wälle niedergerissen werden. Die Neubauten und Monumente der letzten zehn Jahre hat man so ziemlich ganz ignorirt. Die Preise sind fast alle noch in Conventionsmünze angegeben, oder noch schlimmer: beide Geldarten sind mit vollständiger Unwissenheit ihrer Merkmale durcheinander geworfen. Mr. Murray erzählt z. B., daß man einem Cab für eine Viertelstunde 10 kr. bezahlt. Natürlich werden nun alle Engländer, die nach Murray bezahlen wollen und denen ein Cab statt 10 kr. 21 kr. abverlangt, ganz Wien für einen Pfuhl voll Spitzbüberei halten. Von dem so lärmenden Omnibustreiben der Stadt Wien steht in dem neuesten rothen Buch, daß einige Omnibusse vom Stephans-Platze nach der Nordbahn und nach der Südbahn gehen. Die Kaffeehäuser werden noch mit der Phrase der vor 25 Jahren erschienenen ersten Auflage abgethan. Man besucht sie, um Billard zu spielen und Tabak zu rauchen sie sind weit weniger elegant als die Pariser Cafés und dergleichen Unwahrheiten mehr, über welche der Unterrichtete nur lächeln kann. Von Aerzten wird der einzige Dr. Jakobowitz erwähnt, von Geldwechslern Ribarz am Stephans-Platz, von wo diese Wechselstube bekanntlich vor etwa sieben Jahren weggezogen ist. Die alte pikante Notiz von „Anno dazumal", daß die Wiener Polizei von jedem einzelnen Menschen, der das Pflaster der Kaiserstadt betritt oder betreten hat, ein vollständiges Curriculum vitae von der Stunde der Geburt des Individuums an besitzt, wird richtig wieder in der neuen Auflage mit dem ganzen Aplomb eines wohlunterrichteten Touristen, dem selbst die geheimen Gänge der Polizei offen liegen den staunenden Engländern aufgetischt. Vor den Wiener Kaufleuten warnt Mr. Murray sie sind nicht so verläßlich, wie die Londoner. Bei größeren Käufen soll man mit dem Wiener vorher ein schriftliches Uebereinkommen treffen. Das erinnert an den Reisenden, welchem in London das Taschentuch aus der Tasche gestohlen wurde und der dann behauptete: „die Londoner sind Taschendiebe". Mit der Versicherung Murray's, daß es „ein Theater von Franz Joseph" gebe, und daß der österreichische Reichsrath in einem alten Benedictinerkloster (Schotten) tage, schließen wir diese Blumenlese, die für jeden der Wien kennt, vollständig genügen dürfte, um ein Urtheil zu bilden Wenn die anderen Partieen des Buches eben so gearbeitet sind, so kann man den Sohn Albions nur beneiden wegen der Fülle von Ueberraschungen, die sich ihm bieten muß, wenn er an der Hand dieses Führers Deutschland bereist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Metaphysik in der Naturwissenschaft.

R. Z. Die Naturwissenschaft hat so lange über die „Weltanschauungen" der Philosophen gespottet, bis sie anfing, dieselben ihnen nachzumachen. Der Ausgangspunkt und die Methode sind freilich anders; aber das Ziel, eine allgemeine Theorie des ursächlichen Zusammenhanges der in der Erfahrung gegebenen Dinge und Erscheinungen zu gewinnen, ist dasselbe. Die Naturwissenschaft will nun einmal nicht bloß Thatsachen sammeln und beschreiben, sie denkt sie auch zu erklären. Je weiter sich nun das Feld der Beobachtungen ausbreitet, desto tiefer steigt auch das Bedürfniß nach Verständniß derselben zu gemeinsamem Ursprung und allgemeinsten Gesetzen der Erscheinungen hinab, und es kann nicht fehlen, daß auf diesem Wege die Grenze des durch die Sinne Wahrnehmbaren alsbald überschritten wird, mitten in der Physik die verpönte Metaphysik unversehens unter die Hände geräth.

Nicht nur der Materialismus des 18., auch der des 19. Jahrhunderts bestätigt diese Behauptung. Die Reaction der Empiriker gegen Leibnitz und Carteſius führte zur Metaphysik des Système de la nature; der Rückschlag der Naturforschung gegen den Apriorismus der speculativen Philosophie zu „Kraft und Stoff". Irgend eine Grundlehre über das Wesen der Welt und der Dinge gehört nun einmal unvermeidlich zum Hausrath eines wohleingerichteten Geistes; sei es als nackte Diele abstracter Begriffe, oder als reicher bunter Fußteppich sicht- und greifbaren „Stoffes", unter dem es dann doch wieder einen Fußboden geben muß. Je unphysikalischer die Metaphysik, desto metaphysischer wurde die Physik; je mehr jene die gegebene Natur in bloße „Naturphilosophie" zu verflüchtigen begann, um desto mehr strebte die Naturwissenschaft zur Philosophie der Natur sich zu gestalten.

Wie nahe sie bei diesen Bestrebungen mit denen der Metaphysik sich berühren mußte, beweist vor allem der Umstand, daß diejenige Theorie, welche jetzt fast allen Zweigen der Naturwissenschaft zur gemeinsamen Unterlage dient, die Atomistik, eine der frühesten Erwerbungen der Philosophie ist. Bei Griechen und Indern, dem Keime nach selbst bei semitischen Völkern findet sie sich bereits am Anfange philosophischer Naturbetrachtung in so bestimmten Zügen ausgesprochen, daß ihren späteren Wiedererweckern wenig hinzuzufügen geblieben ist. Leukipp und Demokrit haben nicht nur den Epikuräern und dem römischen Lucrez, sie haben durch Gassendi auch den französischen Encyclopädisten, sammt ihren deutschen Nachahmern den Weg vorgezeichnet; die indische Secte der Nyâya bewahrt die

Digitized by Google

atomistische Theorie seit den Zeiten Alexanders bis auf den heutigen Tag. Indem die moderne Naturwissenschaft sich derselben bemächtigt, thut sie nichts anderes, als daß sie einen uralten Pfad des metaphysischen Denkens, allerdings in dem weitreichenden und blendenden Umfange verfolgt, zu welchem ihre seit jenen Zeiten erfolgte staunenswerthe Bereicherung an Mitteln und Erfolgen der Betrachtung sie fähig macht.

Die Durchführung der atomistischen Theorie in allen Gebieten der Naturwissenschaft gehört zu den Zeichen der Zeit. Von unten auf, durch das Zusammenwirken des Kleinsten unter gemeinsamen Gesetzen soll das Naturleben begriffen, das Weltganze aufgebaut werden. Die Astronomie ist mit dem Beispiel vorangegangen, das „Weltei" als ein nach mechanischen Gesetzen sich erhaltendes und bewegendes System von Weltkörpern darzustellen; die allgemeine Physik löst den einzelnen Naturkörper in ein System einander nach ähnlichen Gesetzen anziehender und abstoßender winziger Massentheilchen auf. Nicht umsonst haben die Fortschritte der Erfahrungserkenntniß gelehrt, scheinbar so verschiedenartige Phänomene, wie die des Lichtes, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus sind, als Resultate verschiedener Zustände eines und desselben feinen zu Grunde liegenden Stoffes, des Aethers, anzusehen. Der kühne Gedanke eines allen Naturerscheinungen, wie mannigfaltig sie sich darstellen mögen, zur gemeinsamen Unterlage dienenden gleichartigen Stoffes, wie eines Reiches gemeinsamer, das Kleinste wie das Größte, den Atom Schwefel wie den Planeten beherrschender Gesetze ist daraus erwachsen.

So lange derselbe auf das Feld des sogenannten Leblosen sich beschränkte, mochte er viele Theilnahme, wenig Bedenken rege machen. Die allgemeine Physik, in ihrem ausgesprochenen Streben, das Gebiet des Naturwissens allein auszufüllen, blieb dabei nicht stehen. Ihr nächstes Bestreben war, auch das Lebendige ihrem Reich einzuverleiben, dem Gegensatz des Organischen und Unorganischen zugleich mit dem Bestand einer nur für das Belebte giltigen Gesetzgebung ein Ende zu machen. Der Begriff einer besonderen „Lebenskraft" mußte vernichtet, das Leben als das Ergebniß physikalischer, chemischer, im letzten Grunde mechanischer Processe dargethan werden. Und nachdem dies erreicht schien und die Physik innerhalb des Sichtbaren keine Grenzen mehr kannte, nahm sie keinen Anstand, auch das Unsichtbare in ihr Bereich zu ziehen, wie die Lebens- auch die geistigen Erscheinungen, wie das Leben den Geist, zum Effect bloß mechanischer Processe herab- oder, wie sie wenigstens vorgab, als Blüthe und Krone denselben aufzusetzen.

Auch dieser äußerste Fortschritt einer „Erfahrungswissenschaft", welche nun dem idealistischen Taumel der „Begriffswissenschaft" nichts mehr vorzuwerfen hatte, war schon der ältesten Form der Atomistik nicht fremd. Demokrit hatte bereits unter den verschiedenen Gestalten der kleinsten Urkörperchen die Kugelform als diejenige ausgewählt, welche die leichteste Verschiebbarkeit und Beweglichkeit gewähre, und deßhalb angenommen, daß die Seele aus mehreren Kügelchen bestehe, die geistigen Vorgänge durch das Hin- und Herrollen der letzteren hervorgebracht

Digitized by Google

würden. Leibnitz machte sich lustig über die „kleinsten" Körperchen, welche demungeachtet Gestalt, also Theile, also noch „kleinere" zu ihrer Voraussetzung hätten. Die „wahren Atome der Natur", fügte er hinzu, können nur solche sein, welche schlechterdings keine Theile, also auch keine Gestalt, weder kugel- noch würfelförmige haben. Solche waren seine Monaden, einfache, aber darum nicht körperliche, sondern seelenhafte Wesen. Er stellte der Demokritischen aus kleinsten, aber immer noch großen Körperchen, seine aus „Seelenatomen" bestehende Welt entgegen, die nicht wie jene dem Geiste, vielmehr der Materie feindlich ist, diese zu einer Erscheinung an jenem, statt jenen zu einem Phänomen an dieser herabsetzt.

Der „geisttödtenden" Metaphysik der Naturwissenschaft trat so eine den Stoff beseelende Atomistik in der Philosophie entgegen. Jene bewies, daß die Naturwissenschaft nicht nur der Metaphysik nicht zu entbehren vermöge, sondern daß die Atomistik die ihr entsprechendste Metaphysik, diese dagegen, daß die Atomistik dem Geiste nicht fremd, sondern günstig sei. Beide scheinen also bestimmt, einander zu ergänzen, die Philosophie mittelst der Atomistik sich die Naturwissenschaft, diese mittelst des wahren Atoms sich den Geist anzueignen. Weder die Atomistik schließt nothwendig den Materialismus ein, noch der Idealismus, vorausgesetzt, daß er nicht Spinozismus ist, die Atomistik aus.

Erscheinungen, wie Fechners „Physikalische und philosophische Atomenlehre", beweisen, daß denkenden Naturforschern die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft auf dem Wege der Atomistik einzuleuchten beginnt. Die unübersteiglich scheinende Schranke, welche zwischen dem physikalischen und dem „wahren" Atom liegt, die Körperlichkeit des ersteren, haben selbst französische Physiker, wie Moigno, hinwegzuräumen begonnen, indem sie sich für die Annahme einfacher, nur einen Punkt im Raume ausfüllender Atome aussprachen. Wenn dieses angenommen wird, ist die „Körperlichkeit" und damit die „Gestalt" des Atoms beseitigt, der Weg zum „wahren", d. i. einfachen Atom, zur Monade gebahnt. Auch Fechner neigt sich der Annahme „einfacher" Atome zu, obgleich er sich sträubt, sie „unkörperlich" zu nennen. Aber, was soll unter einer doch körperlichen Einfachheit verstanden werden?

Wie wenig jedoch die Metaphysik der Naturwissenschaft im Allgemeinen für jetzt noch der Annahme körperlicher Gestalt und Größe der kleinsten Massentheilchen entbehren zu können überzeugt sei, davon legt das vor kurzem erschienene umfang- und gedankenreiche Werk des Prof. Chr. Wiener in Karlsruhe: „Die Grundzüge der Weltordnung" (Heidelberg, Winter 1863) einen Beweis ab. Der Verfasser gehört zu jener Classe von Naturkundigen, welche, wie er in der Vorrede sagt, das Bedürfniß nach einer „Weltanschauung", d. h. nach einer „Darstellung des ursachlichen Zusammenhanges der Dinge in der Welt" empfinden, und sein Buch ist aus dieser Empfindung entsprungen. Aber er fügt nicht nur sogleich hinzu, daß es für alle Vorgänge nur eine einzige gemeinsame Grundlage, den Stoff gebe, sondern seine Erklärung der Körper- und Aetheratome (S. 38) läßt auch gar keinen Zweifel übrig, daß er unter jenen „sehr kleine, in der That,

Digitized by Google

wenn auch nicht in Gedanken untheilbare", unter diesen „sehr viel kleinere Massen als jene" versteht. Seine Metaphysik, wenn sie daher auch die Grenzen des Sichtbaren überschreitet, steckt sich gleich von vornherein engere Marken, als das bis auf den letzten Grund gehende Denken sie verträgt, welches nicht schon bei dem „in der That", sondern erst bei dem „auch in Gedanken" Untheilbaren zur Ruhe kommt.

Von diesem Fundamentalunterschied zwischen des Verfassers und dem philosophischen Denken abgesehen, kann das letztere nicht anders, als den exacten und lehrreichen Entwicklungen des ersten Theils, der von der „nicht geistigen Welt" handelt, mit lebhafter Theilnahme folgen. Der Verfasser versucht an den Grundeigenschaften des Stoffes, d. h. desjenigen, „was auf die Sinne wirkt", ausgehend, eine construirende Darstellung der nicht geistigen Naturerscheinungen, der physikalischen, chemischen, so wie der Lebensthätigkeit der Pflanzen und Thiere zu geben, „immer vom mechanischen Standpunkt, also von demjenigen aus betrachtet, welcher die Abhängigkeit von jenen zeigen soll".

Die auffallendste Abweichung von der gewöhnlichen Annahme betrifft hiebei, wie der Verfasser gleich in der Vorrede bemerkt, das Verhalten zwischen den Körper- und Aetheratomen. Beide ziehen sich nach der allgemein angenommenen Meinung gegenseitig an, nach der des Verfassers aber stoßen sie einander ab. Er hat sich für dieselbe, in Folge „des wesentlichen Unterschiedes der festen und tropfbar flüssigen Körper", auf den er gekommen zu sein versichert, entschieden. Dieser besteht nach S. 40 darin, daß in den festen Körpern die Körperatome Schwingungen machen, welche mit den Wärmeschwingungen des umgebenden Aethers entgegengesetzt gerichtet, und deßhalb von kleiner Weite und geringer lebendiger Kraft sind. In den flüssigen Körpern dagegen machen die Körperatome Schwingungen, welche mit denen der umgebenden Aetheratome gleich gerichtet und deßwegen von großer Weite und großer lebendiger Kraft sind. Dieser Unterschied begründet nach dem Verfasser die Eigenschaft der Verschiebbarkeit der Theilchen der Flüssigkeit ohne nothwendige Vergrößerung des Gesammtraumes und erklärt die Menge von gebundener Wärme, welche zum Ueberführen des festen in den flüssigen Zustand ohne Erhöhung des Wärmegrades nothwendig ist. Jenes aber, nämlich die Schwingung der Körper- und der Aetheratome in entgegengesetzter Richtung, kann nur stattfinden, wenn beide kein zusammengesetztes Ganze von gemeinsamer Bewegung bilden, d. h. wenn Körper- und Aetheratome einander gegenseitig abstoßen.

Obige „in jeder Beziehung genügende" Erklärung des Unterschiedes der atomistischen Beschaffenheit fester und tropfbar flüssiger Körper, die „bisher noch von Niemandem gegeben worden sei", begründet der Verfasser S. 176 u. ff. durch Versuche und Beobachtungen, auf welche wir hier nur verweisen können, insbesondere durch von ihm angestellte mikroskopische Untersuchungen. Die Folgerungen aus denselben treten am auffallendsten in der mechanischen Wärmelehre hervor, die der Verfasser als „unentbehrlich für die folgenden,

Digitized by Google

der organischen Welt gewidmeten Untersuchungen", am eingehendsten behandelt. Seine, so lange er sich auf dem Gebiete der „nicht geistigen Welt" befindet, klaren und anregenden Erörterungen, welche die Theilnahme aller denkenden Physiker verdienen, verirren sich, so bald er die „geistige Welt" betritt, auf das mehr als zweifelhafte Feld der Phrenologie. Der Verfasser nennt die „von unserem scharfsinnigen und tiefdenkenden Landsmanne Gall" aufgestellte Geisteslehre das „Wahre und deßhalb auch allein Fruchtbare" und meint, mit der Psychologie verglichen, werde man kaum schwanken, welcher von beiden „sowohl wegen der unmittelbaren Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit als wegen der Früchte" der Vorzug gebühre. Aus seiner Darstellung sieht man aber, daß er bei seiner Vergleichung nur diejenige Psychologie im Auge behält, welche gerade das Fehlerhafte, die Annahme unterschiedener „Seelenvermögen", die „mythologischen Wesen", wie Herbart sie nennt, mit der Phrenologie gemein hat, und nur in den Bestimmungen derselben nach Menge und Abgrenzung von dieser abweicht. Im merkwürdigen Gegensatz zu seiner sonstigen Genauigkeit geberdet sich der Verfasser hiebei, als ob eine Widerlegung der bekannten Gall'schen Hauptsätze noch nie versucht worden, geschweige gelungen sei. So ignorirt er z. B. völlig den Widerspruch, welchen berühmte Anatomen, wie Hyrtl, gegen denjenigen derselben, mit welchem die Kraniosкopie steht und fällt, daß nämlich die äußere Kopfform die Gestalt der Oberfläche des Gehirns anzeige, erhoben haben. Daß er aus seinem Glauben die unvermeidlichen Folgerungen zieht, ist nicht zu verwundern; daß er es aber doch „hart" findet, wenn „Völker von niederer Race" um ihrer Schädelform willen an seiner, „das größtmögliche Glück Aller" bezweckenden Staaten- und Staatenbundbildung keinen Antheil nehmen dürfen (S. 480), macht seinem Herzen Ehre, hätte seinen Kopf jedoch gegen die Stichhaltigkeit seiner Principien etwas mißtrauisch machen können. Neues begegnet demjenigen, welcher die „Ethik des Stoffes" kennt, in diesem zweiten und dritten Theile des Buches übrigens nicht; der Verfasser gehört auch zu jenen, deren Geisteslehre Lotze eben so beißend als bezeichnend „uropoetisch" genannt hat.

Ueber die Gegensätze zwischen Ocean und Archipelagus.

Von Dr. J. R. Lorenz.

I.

Die Maury'schen „Sailing-Directions" mit den zugehörigen „Wind- und Strömungskarten" haben sich in kurzer Zeit unter den Seeleuten langer Fahrt eine außerordentliche Werthschätzung und Verbreitung errungen. Indem sie nicht allein, wie man nach dem Namen urtheilen möchte, die für die Schifffahrt unmittelbar wichtigen Angaben über die im ganzen Ocean zu allen Zeiten herrschenden

Digitized by Google

Winde, Gewitter, Stürme und Strömungen, magnetische Abweichung angeben, sondern auch die Temperaturverhältnisse und, nach den beabsichtigten neueren Forschungen, nahezu die ganze Physik des Meeres übersichtlich darstellen, erfüllen sie wirklich den Zweck, den Maury dahin ausspricht: daß der Seefahrer, mit solchen Karten an Bord, überall, wohin er auch segeln möge, gleichsam einen Rath von mehreren hundert alten Seeleuten um sich hat, die alle schon an diesen Punkten zu den verschiedensten Zeiten gewesen sind und ihm ihre Erfahrungen mittheilen. Ja, sie thun noch mehr als bloß Erfahrungen mittheilen, — den die Sailing-Directions erkären auch die Phänomene nach dem neuesten Stande der Wissenschaft und ermöglichen es, daß die Masse von Einzelndaten im Kopfe des denkenden Seefahrers zu einem wohlverstandenen System werde.

Der Brüsseler Congreß, auf welchem Vertreter der verschiedensten Flaggen die Methode der Beobachtungen und Aufzeichnungen festsetzten, wodurch die Maury'schen Karten einer steten Vervollkommnung zugeführt werden sollen, hat bekanntlich glänzenden Erfolg gehabt, und hunderte von Beobachtern arbeiten Tag für Tag an dem immer dichter werdenden Netze von leitenden Daten für die Befahrer des Oceans. Aber der Seemann kommt auch in Meeresgebiete, wo die Gefahren größer und die Erkenntniß der dort in Wind und Wasser herrschenden Gesetze weit schwieriger wird als im offenen Ocean — und wo gleichwohl die Stimmen jener Rathgeber zu verstummen pflegen. Das sind die archipelagischen Meeresgebiete, — für welche Maury's bisherige Arbeiten geradezu gar nicht berechnet sind — und für deren richtige hydrographische Beurtheilung überhaupt noch so gut wie nichts geschehen ist.

Es ist nöthig, den Unterschied von Ocean und Archipelagus in seiner ganzen Tragweite aufzufassen.

Die Gesetze, welche den Ocean beherrschen, sind eben so großartig als einfach; und zwar letzteres darum, weil nur wenige und erst auf große Distanzen wechselnde Bestimmungsstücke — die Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper, die Vertheilung des Salzgehaltes im Meere, die Tiefe desselben und die Stellung des Mondes zu der rotirenden Wasserhülle der Erde — den oceanischen Phänomenen, soweit sie in die Hydrographie gehören, zu Grunde liegen.

Erst bei der Annäherung an die Küsten finden wir mannigfaltigere Modificationen derselben, da nun die specielle Beschaffenheit des Festlandes mehrere neue Bestimmungsstücke zu den rein oceanischen hinzufügt.

Am complicirtesten aber — am allerweitesten entfernt von der oceanischen Einfachheit und Gleichförmigkeit, sind die Vorgänge in einem Archipelagus, wo bald das Meer, bald das Land bei der Bestimmung von Wind und Wetter das Uebergewicht behauptet; wo das Wasser durch die steinernen Scheidewände der Inseln und Landzungen gleichsam in horizontal communicirende Gefäße getheilt wird, die miteinander in allerlei Ausgleichungswirkungen treten; wo die einengenden Ufer den Lauf der Wind- und Wasserströmungen in mannigfacher Weise ändern — wo selbst die Zusammensetzung und die Temperatur des Meeres vielfältig wechselt.

Digitized by Google

So gliedern sich in einem Archipelagus die einfachen oceanischen Gesetze zu einem verhältnißmäßig sehr verwickelten Systeme und manche Gesichtspunkte, die für die Oceanographie irrelevant sind, gewinnen in der Archipelagographie eine hervorragende Bedeutung, sowie auch umgekehrt.

Die in offener See so wichtigen astronomischen Beobachtungen zur Berechnung der Positionen des Fahrzeuges, die damit im Zusammenhang stehenden magnetischen Observationen, dann diejenigen über Temperatur des Meerwassers — insoweit daraus auf die Position Schlüsse gezogen werden sollen — sind im Archipelagus von mehr untergeordneter Bedeutung; denn die Landmarken und die Peilungen nach denselben geben, in Verbindung mit der Geschwindigkeit und Abtrift des Fahrzeuges, weit genauere Resultate über die einzelnen Punkte des Curses, als gewöhnlich aus den am Bord gemachten astronomisch magnetischen Beobachtungen erlangt werden können. Dagegen ergiebt sich die Nothwendigkeit einer viel detaillirteren Achtsamkeit auf Wind, Wetter und Strömungen.

Die Winde nämlich verlieren im Archipelagus ganz und gar den Charakter der oceanischen, auf längere Zeit beständigen und verhältnißmäßig leicht vorherzusehenden, und verwandeln sich durch den Einfluß der beiderseits genäherten Küsten, besonders wenn diese hoch und massig ansteigen, in mehr oder weniger locale oder wenigstens bedeutend abgelenkte und modificirte Luftströmungen, wie in einem von Haupt- und Nebenthälern durchschnittenen Berglande, oder in den sich durchkreuzenden Straßen einer Stadt. Die gefährlichen Fallwinde (wie die Bora unserer istro-dalmatischen Gegenden), welche im Ocean gar nicht vorkommen, wiederholen sich aus verschiedenen Richtungen unter allerlei besonderen Bedingungen von jeder Insel oder Küste her, welche eine gewisse Höhe und Masse überschreitet; locale Windfächer und Windkegel, nicht selten von bedeutender Wucht und Ausdehnung, brechen oft in den unteren Luftschichten durch den oben herrschenden ganz abweichenden Hauptwind hindurch und dominiren eine bestimmte Section der Meeresfläche; Ausgleichungsströmungen der Luft giebt es zu jeder Jahreszeit zwischen je zwei ungleich hohen und ungleich bewachsenen Ufer- oder Inselkörpern von größerer Masse u. s. w.

Aber eben so vervielfaltigen sich die Bestimmungsstücke der Strömungen. Oft durchzieht eine größere tiefreichende Hauptströmung von mehr oceanischem Charakter das Gebiet eines Inselmeeres (bei uns die dalmatinische Hauptströmung), aber sie verzweigt sich sehr verschiedenartig, sendet Arme durch einige der Canäle, während sie in anderen sich gar nicht abzweigt, hat in jedem eine andere Geschwindigkeit und drängt sich bald in die Mitte, bald an das eine oder andere Ufer; sie folgt hier mehr, dort weniger der Krümmung eines Golfes, oder bleibt anderswo ganz außerhalb der Sehne des Golfbogens. Die Bewegungen haben in jedem Abschnitte der Inselgewässer einen bestimmten, im Ganzen gleichbleibenden Charakter; aber dieser Charakter schließt untergeordnete Abänderungen in sich, welche wieder gesetzmäßig verlaufen; so z. B. wechseln Richtung, Lage und Geschwindigkeit solcher Stromarme bei bestimmten Winden, zur Flut- oder Ebbezeit, besonders aber beim

Digitized by Google

Hinzutritte von Drift- oder Ausgleichungsströmungen. Die letzteren concurriren sehr mächtig mit der Hauptströmung und herrschen auch dort, wo eine solche gar nicht vorhanden ist, mit um so bedeutenderer Stärke. Ihr Ursprung liegt in der ungleichen Belastung von communicirenden Meeresarmen durch Wind und Luftdruck, und es ist z. B. sehr gewöhnlich, daß in einen Golf, aus dem durch längeren stark herabdrückenden Landwind viel oberflächliches Wasser in das offene Meer herausgetrieben wird, von einem einmündenden Seitencanale her eben so viel Wasser nachströmt, als auf der andern Seite hinausgefegt wird — und so auch umgekehrt. Eine solche Strömung drängt sich oft der Hauptströmung entgegen, gabelt sich entweder so, daß diese letztere in der Mitte bleibt, oder zwingt dieselbe sich selbst zu gabeln — oder endlich sich ganz in den unteren Schichten zu halten, so daß entgegengesetzte Ober- und Unterströmungen über einander hinlaufen. Es handelt sich dabei nicht etwa um unbedeutende Strömchen, sondern sie erreichen nicht selten die bewegende Kraft der Donau und können selbst große Schiffe beeinflußen, kleineren Fahrzeugen aber in der Ausführung ihrer Ordres geradezu verhängnißvoll werden, indem diese es bei aller Anstrengung kaum zur Hälfte des Weges bringen können, der bei der Disposition der Bewegungen — mit Vernachlässigung der leider so wenig bekannten Strömungsverhältnisse — als nothwendig vorausgesetzt wurde. Nun kommt aber dazu auch noch die Flut- und Ebbeströmung, welche, je enger die Canäle sind, desto mächtiger auftritt und die beiden anderen Stromgattungen nochmals beeinflußt.

Nehmen wir noch Wind und Strömungen zusammen, so kommt außer der Horizontalbewegung des Meeres auch noch der Wellenschlag in Rechnung, welcher in manchen Canälen bei einer gegen Drift und Flutströmung andauernden Windrichtung eine ganz abnorme Wucht erreicht, die man z. B. in unseren istro-dalmatinischen Gewässern nach den bekannten Dimensionen der adriatischen Wellen gar nicht erwarten würde und leider auch bei der Wahl von Fahrzeugen zu wenig berücksichtigt, so daß schon wiederholt herbe Verluste bloß aus Ignorirung dieser Localverhältnisse hervorgegangen sind.

Es liegt auf der Hand, daß der Kenner aller dieser archipelagischen Besonderheiten, sowohl im alltäglichen Schiffsverkehr, als auch im Falle eines Seekampfes große und wichtige Vortheile über den Nichtkenner voraushaben muß. Oesterreich aber befindet sich in dem Falle ein Meeresgebiet zu besitzen, dessen größerer Theil den ausgesprochensten archipelagischen Charakter besitzt und zu deren Vertheidigung es über kurz oder lang genöthigt sein dürfte. Weniger als man bei uns über die Archipelagographie unserer eigenen Inselfluren weiß, können auch unsere Gegner unmöglich wissen; wohl aber steht es bevor, daß sie bald weit mehr davon wissen werden als wir, da die Wichtigkeit des Gegenstandes gleichsam von selbst sich auf die Tagesordnung setzt, nachdem die Bedeutung der Oceanographie erkannt ist und anderswo schon die Beobachter für ähnliche Zwecke herangebildet und geübt sind.

All' unser hydrographischer Codex ist der Portolano del mare adriatico, mit den dazu gehörigen, im Mailänder geographischen Institute herausgekommenen See-

Digitized by Google

karten. Innerhalb der Grenzen, welche man sich bei der Verfassung dieser Werke gesteckt hat, sind sie allerdings musterhaft gelungen, wie fast alle Vermessungen und Aufnahmen, welche von österreichischen Militärs ausgeführt werden; aber eben jene Grenzen waren viel zu enge gesteckt, als daß sie auch den Anforderungen der Gegenwart noch genügen könnten. Die Gestaltung und Dimensionen der Küste, die Landmarken, die Tiefen des Wassers, namentlich in der Nähe der Ufer und blinden Riffe, die Ankerplätze und zum Theile auch die Art des Ankergrundes sind mit einigen Auslassungen im Ganzen vortrefflich angegeben; was aber darüber hinausgeht, namentlich Wind, Wetter, Strömungen, Gezeiten, localen Wellenschlag u. s. w. betreffend, ist ungemein mangelhaft; und über die weiteren physikalischen Verhältnisse der Meerestemperaturen, des Salzgehaltes u. s. w. fehlen alle näheren Angaben in Buch und Karten. Dieser letztere Mangel wird von allen Kennern der genannten Werke sogleich zugegeben werden. Weniger wird man vielleicht geneigt sein die Behauptung zuzugeben, daß über Winde, Strömungen, Gezeiten und Seegang nichts erkleckliches im Portolano enthalten sei, — denn er behandelt — oder berührt wenigstens in jedem „Articolo" auch diese Erscheinungen für den betreffenden Meeresabschnitt.

Allein diese Notizen sind nur angehäuft, nicht gesichtet und nicht in erklärenden Zusammenhang gebracht; sie sind überdies nur in allgemeine oft mehrdeutige Aussprüche gefaßt, die uns für die speciellen Fälle im vollsten Zweifel lassen.

Das Werk ist reich an Rathschlägen, was man bei diesem oder jenem Winde thun und lassen soll, — allein über den Ursprung und Verlauf dieser Winde und über die meteorologisch richtigen Vorzeichen derselben verlautet nichts; nirgends wird man zu einem selbstständigen Urtheile über die Gesetze angeleitet, denen doch die archipelagischen Winde nicht minder, als die oceanischen unterstehen, nur daß die ersteren complicirter sind. Es stellt ferner dem Befahrer unserer Gewässer zahllose Strömungen in Aussicht, — aber giebt sie weder detaillirt und präcise an, noch weniger läßt es sich in ihre Natur und in die Regeln ein, nach denen in den einzelnen Meeresabschnitten ihr Wechsel erfolgt. Was hie und da von der Bahn und Geschwindigkeit der Strömungen angeführt wird, ist größtentheils nur halb richtig und bezeichnet nur einen ganz kleinen Theil der wirklich eintretenden Fälle, — was ich wenigstens vom Quarnero versichern kann.

Erfüllt von den allgemeinen Androhungen ungewöhnlicher Gefahren, welche nach dem Portolano z. B. gerade im Quarnero auf den Schiffer lauern sollen, sieht sich dieser nun vorkommenden Falls nach besonderen Auskünften um, die ihm in einem oder dem anderen Canale dieses inselreichen Golfes zur Richtschnur dienen könnten; aber da sieht er sich verlassen, — denn alles ist eben nur im Allgemeinen wahr, die entscheidenden Details fehlen. Der praktische Erfolg davon ist natürlich der, daß unter den Seeleuten die einen zu viel, die andern zu wenig Vorsichten, noch andere aber die verkehrten Vorsichten anwenden, da man sich unter der Menge von Warnungen und Rathschlägen, über die wirklich gefährlichen und die ungefährlichen Modificationen der Phänomene keine wohlver-

Digitized by Google

standene Rechenschaft zu geben weiß. Wir könnten ebenso von Schiffen erzählen, auf denen man durchaus unter allen Umständen beim Einlaufen in den Quarnero die Bramstangen streichen zu müssen glaubte, — als auch umgekehrt von einer Fregatte, die beim Ankerklären während der lieblichsten Windstille durch eine ganz regelrechte, aber an Bord ganz ignorirte Driftströmung vom Ankerplatze gegen den Molo ihres Stationsortes getrieben wurde, ehe man eine Ahnung davon hatte, daß sie sich überhaupt in dieser Richtung bewegen könne, — weil die Seekarte den Strömungspfeil in entgegengesetzter Richtung zeigt.

Einige wenige Beispiele mögen es klar machen, wie vielfach und in welcher Richtung der Portolano der Ergänzung bedürftig sei. Ich wähle die Beispiele aus dem Quarnero, den ich, so gut es die mir zu Gebote gestandenen Mittel zuließen, auch in hydrographischer Beziehung untersucht habe, gehe aber hier über dasjenige Ziel hinaus, welches ich mir bisher in diesen Studien setzen mußte. Uebrigens gilt dasjenige, was man aus dem Quarnero anführen kann, ohne Zweifel auch von den Canälen des ganzen dalmatinischen Archipelagus.

Ein Schiff soll beispielsweise durch den Canal von Farasina in das Innere des Quarnero, in den Golf von Fiume gelangen. Die traditionelle Gefährlichkeit des Quarnero gibt Anlaß, im „Portolano" nachzusehen, welche Rathschläge er etwa für diese Einfahrt gebe. Da finden wir nun S. 77 Folgendes:

„Die Strömung ist in diesem Canale sehr heftig, macht nicht selten 4 Miglien in der Stunde und ist oft von einem Segelschiffe gar nicht zu überwinden. Bei der Flut laufen durch den Canal zwei entgegengesetzte Strömungen; die eine von Süd nach Nord längs der Insel Cherso, die andere von Nord nach Süd an der istrianischen Seite. Bei der Ebbe aber herrscht nur eine Strömung, die von Nord nach Süd aus dem Canale herausgeht."

Nun zur Anwendung! Der wichtigste Fingerzeig, den der Portolano in den angeführten Worten giebt, liegt darin, daß man je nach dem Stande der Gezeiten sich an die istrianische Seite des Canals halten könne oder nicht.

Es handelt sich nun nur noch zu wissen wann Flut und wann Ebbe sein wird? Darüber jedoch sucht man im Portolano vergebens Auskunft; denn unser hydrographisches Hauptwerk befaßt sich nirgends mit Details über diesen Gegenstand, der jedoch für jedes Meeresgebiet, wo überhaupt ein Gezeitenwechsel stattfindet, von großer Wichtigkeit ist. Es läßt sich daher in unserem gegebenen Falle nicht voraus bestimmen, welchen Weg man zu nehmen habe; so viel wäre aber auch ohne Portolano zu erreichen. Uebrigens vermißt man in diesem Beispiele auch alle Andeutungen darüber, wie sich die zwei zur Zeit der Flut entgegengesetzten Strömungen nach ihrem Ursprunge verhalten, d. h. welche von beiden die tief reichende dalmatinische und welche etwa nur eine seichte Driftströmung sei, oder ob die eine bloß Flutströmung ohne Drift, aber gelegentlich durch Drift verstärkt sei u. s. w.; dann wie sich die Bewegung des Wassers in der Mitte des Canals verhalte, unter welchen Umständen die Strömung ihre größe Gewalt erreiche und wann man auf ein Nachlassen rechnen könne. All' dieses hat seine Gesetze, die sich

Digitized by Google

klar darstellen lassen und die nicht nur für diesen, sondern für zahlreiche andere analog gelegene Canäle gelten; aber wo findet der Schiffer Aufklärung darüber? Ein anderes Beispiel. Ein Boot wird von einem Schiffe, welches in der Gegend von Caisole kreuzt, in den Quarnerolo oder durch den Canal della Corsia abgeschickt, etwa um zu recognosciren, was außerhalb dem Plavnik vorgeht, oder um einem dort aufgestellten Schiffe etwas zu rapportiren. Der Auftrag lautet, bis zu einer bestimmten Stunde, die man nach dem Seegange und der Ruderzahl leicht bemessen zu können glaubt, zurückzukehren. Es weht leichte Borina; der Portolano sagt zwar, daß hier die Winde aus den nördlichen Quadranten hohen. oft sehr gefährlichen Seegang bewirken, und daß man sich vor den Strömungen in Acht nehmen solle. Allein der hohe Seegang stellt sich nicht ein und man merkt wenig von der nach Norden ziehenden Strömung. Nach einer oder zwei Stunden kommen dem Boote Sirocco-Driningen entgegen, es tritt auch die Flutströmung ein, die golfeinwärts vorschreitet, der Borina entgegen; dadurch wird der Hauptstrom rasch ins Unglaubliche gesteigert, zugleich rückt der Sirocco in den oberen Luftregionen landwärts vor, drückt auf den unter ihm streichenden, an und für sich ungefährlichen Luftstrom der Borina und steigert ihn dadurch zur habituellen Bora. Die Wellen derselben treffen mit den noch fort von außen herankommenden Sirocco-Driningen zusammen, die Strömung staut sich dem Bora-Seegange entgegen und es heben sich dadurch im Canale Wogen auf, gegen die sich keinerlei offenes Boot halten kann; das Boot sinkt — und der Portolano hat Recht, daß man sich in diesem Canale vor Bora-See und Strömung hüten müsse, nur hat er leider unterlassen, die Umstände zu präcisiren, unter denen gerade hier die Gefahr vorauszusehen ist. Er hätte vor allem über die Natur der Bora, über ihre Beziehung zum Sirocco, abermals über die Flutströmung und über ihr Verhältniß zu den einzelnen Zweigen der dalmatinischen Hauptströmung Aufklärung geben müssen; dann hätte man combiniren können, ob Gefahr bevorstehe oder nicht.

Nach den vagen Andeutungen auf S. 80 des Portolano sollte eigentlich ein Commandant im Quarnerolo oder im Canale della Corsia nie ein Boot auszusetzen sich getrauen, da man dies aber lächerlich finden würde, setzt man bei anschauend gutem Wetter getrost die Boote aus, wie anderswo, fährt mit offenen Traghetti zwischen Veglia und Cherso auf und ab — und verliert gelegentlich Fahrzeug und Leute, weil man nicht in den Stand gesetzt ist, die Factoren der wirklichen Gefahr zu beurtheilen, die freilich nicht oft, aber immer gesetzmäßig zusammentreffen.

Ein drittes und letztes Beispiel aus dem dritten Canale des Quarnero — dem „Canale di Maltempo".

Vom hohen, bis in den März oder April schneebedeckten Velebit-Gebirge weht oft ein Ausgleichungswind über diesen Canal (local „Forian" genannt), reicht aber, da der Windkegel nie sehr mächtig wird und nur ein localer ist, nie weiter als bis kurz vor die kleine Insel San Marco. Ein Fahrzeug segelt also lustig vor dem leichten Fahrwinde bis gegen die bezeichnete Enge des Canales — dort

Digitized by Google

flappen auf einmal die Segel und man liegt in todter Windstille. Es tritt aber hier oft derselbe Fall ein, wie im Canale di Farasina daß nämlich zwei Strömungen einander entgegenlaufen. Liegt nun unser Fahrzeug in der nach Osten gehenden Strömung (Drift nach länger anhaltendem Landwinde), so wird es von dieser an die Grenze des Forian zurückgeführt und kann so mehrmals wie ein Fangball auf einem kleinen Flecke hin und her getrieben werden. In dieser Lage habe ich dort nicht selten halbe Tage lang Dutzende von Küstenfahrzeugen gesehen. Und doch giebt es ein leichtes Mittel dagegen; man muß nur den Strich des auch durch diesen Canal gehenden Zweiges der dalmatinischen Hauptströmung kennen, mit dem Forian, so lange er anhält, sich zugleich in dieser Strömung halten, und wird dann von ihr in den Golf von Fiume, auch bei Windstille, hinausgeführt, während die an beiden Ufern entgegenlaufende Driftströmung kein Weiterkommen zulassen würde. Ueber alle dergleichen Details schweigt der Portolano gänzlich, ja der Canale di Maltempo ist darin überhaupt nicht näher in Betracht gezogen.

Ich habe hier bei weitem nicht alle Eigenthümlichkeiten und berücksichtigungswerthen Fälle angeführt, die in den genannten drei Canälen vorkommen; ich bin auch überzeugt, daß ich mit den beschränkten Mitteln, auf die ich bei meinen Untersuchungen angewiesen war, kaum die Hälfte dessen eruiren konnte, was für die Hydrographie dieses Meerestheiles von Wichtigkeit wäre, und, wenn wir auch mehrere der soeben hingestellten Aufgaben eben so wenig gelöst haben, wie der Portolano, möchten wir doch diesen Mangel lieber offen gestehen und hinzufügen, daß es nur der betreffenden Unterstützung bedürfen würde, um das Fehlende zu completiren.

Aus der heraldischen Litteratur der Gegenwart.

1. Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart, von Dr. E. H. Kneschke. (Leipzig, 1852.)
2. Historisch-heraldisches Handbuch. (Gotha, 1855.)
3. Recherches sur la vie et sur les oeuvres du P. Claude François Menestrier par Mr Paul Allut. (Lyon, 1856.)
4. Heraldisches ABC-Buch von Dr. C. R. v Mayer. (München, 1857.)
5. Handbuch der theoretischen und praktischen Heraldik, von Dr. O. T. v. Hefner. (München 1863.)

Seit dem letzten Decennium scheint das mehrere Jahre ziemlich brach gelegene Feld der Heraldik wieder gekräftigt und befruchtet worden zu sein, so zwar, daß uns die neueste Zeit mit einer Reihe der trefflichsten und brauchbarsten Werke in dieser Richtung überrascht hat. Was aber den heraldischen Forscher noch weit erfreulicher und angenehmer berührt, das ist der Umstand, daß sein Gebiet nicht nur an Quantität des Hineingehörigen, sondern besonders an Qualität des gebotenen Neuen unendlich gewonnen hat. Wir wollen hier aus der Anzahl der neuesten Werke die wichtigsten hervorheben und dieselben nicht so sehr den Fachmännern, denn diese

Digitized by Google

haben bereits von ihnen Einsicht genommen, als vielmehr den Freunden der Wissenschaft und dem Adel, für welchen endlich heraldische und genealogische Schriften ihrer Natur nach stets von Interesse sind, zur Kenntniß bringen.

Um mit jenen Werken zu beginnen, welche sich speciell und ausschließlich mit Heraldik beschäftigen, nennen wir zuerst das „Heraldische ABC-Buch" des Dr. Carl Ritter v. Mayer (München 1857). Der Verfasser tritt als durchgreifender Reformator und Purist auf und man kann behaupten, daß nicht bald mit so viel Sachverständniß und Geschick reformirt wurde, als es hier der Fall war. Das heraldische ABC-Buch ist nicht eigentlich eine Heraldik, als vielmehr eine großartige, in ihrer Art ausgezeichnete und einzige Verbesserung und Rectificirung der vorausgegangenen älteren und neueren heraldischen Lehrbücher. Es enthält die erste gründliche, auf authentischen Quellen und Originalien basirte Geschichte der Wissenschaft, markirt mit unnachahmlicher Schärfe ihre ursprüngliche Reinheit, allmälige Ausartung und endlichen Verfall, liefert dann eine prägnante und sehr interessante Nationalcharakteristik der Heroldskunst und giebt schließlich die Mittel zur Verbesserung der heraldischen Zustände im Allgemeinen an. Neben einer Fülle des gediegensten Textes ist das Werk mit einer Menge der prachtvollsten und feinsten Kunstblätter, wie sie bisher noch nie ein derartiges Buch aufzuweisen gehabt, zum großen Theile in Farbendruck und einer Zahl von eben so gelungenen Holzschnitten auf eine wahrhaft luxuriöse Weise ausgestattet. Es muß noch bemerkt werden, daß zum Studium des Buches jedenfalls wenigstens die gewöhnlichen und allgemeinen Kenntnisse in der Wappenlehre erforderlich sind.

Diesem zunächst führen wir ein anderes Werk, welches gleichfalls einen Münchner Gelehrten zum Autor hat, an, nämlich das „Handbuch der theoretischen und praktischen Heraldik von Dr. Otto Titan v. Hefner" (München 1863). In zwei Theilen ist die Wappenwissenschaft und die Wappenkunst in einer für die Erfordernisse eines Handbuches sehr glücklichen Weise behandelt worden. Als vorzüglich beachtenswerth bezeichnen wir folgende Partieen des ersten Theiles (1861): Quellen der Heraldik, Gattung der Wappen, meisterhaft bearbeitet die Beizeichen, von den Erkennungszeichen, Sinnbildern, Wahlsprüchen und Rufen, dann von den Pannern, Fahnen und Flaggen. Der zweite Theil (1863) bringt unter anderem eine sehr gute Blasonirungsnorm, welcher eine historische Blasonirung vorangeht, eine treffliche Anleitung zum Aufreißen von Wappen mit einem brillanten Beispiel und einen Abschnitt über den Gebrauch der Wappen, der eigentlich der interessanteste des ganzen Buches ist. Herr Dr. v. Hefner gehört zwar der reformatorischen Richtung an, ist jedoch in diesem Werke bedeutend milder in seinen Ansichten und Anforderungen als Dr. Ritter v. Mayer. Der immense Umfang des heraldischen Wissens, den er in seinem „Handbuch" entwickelt, setzt den Leser in Erstaunen. Dem Quartbande ist das photographische Portrait des Verfassers vorgebunden und 66 lithographirte Tafeln beigegeben, deren Ausführung jedoch, offen gestanden, noch viel zu wünschen übrig läßt. Es ist zu beklagen, daß Herrn v. Hefner, der eine große Menge des werthvollsten Materials zu Beispielen

Digitized by Google

geliefert hat, keine solchen Künstler zu Gebote stehen, welche das ihnen Vorgelegte in einer des Textes würdigeren Weise wiederzugeben verstehen.

Nach diesen beiden rein heraldischen Werken müssen wir zweier Arbeiten gedenken, welche neben dem blason auch noch die Geschichte und Genealogie berücksichtigt haben und als äußerst praktische Nachschlagebücher weder dem Heraldiker und Genealogen, noch dem Manne der vornehmen Gesellschaft leicht entbehrlich sein dürften. Wir meinen erstlich „Die deutschen Grafenhäuser der Gegenwart in heraldischer, historischer und genealogischer Beziehung, von Dr. Ernst Heinrich Kneschke" (Leipzig 1852). In drei Bänden, nämlich zweien und einem Supplementband, sind die sämmtlichen gegenwärtig noch existirenden gräflichen Geschlechter in den drei vorerwähnten Richtungen abgehandelt, und zwar so, daß in den beiden ersten Theilen vorzugsweise die deutschen Häuser, in dem dritten jedoch die ungarischen, polnischen, croatischen u. s. w. Familien, welche unter deutscher Souverainetät stehen, zur Sprache kommen. Vom kritisch-heraldischen Standpunkt betrachtet, sind die jedem Artikel vorgesetzten Wappen freilich nichts weniger als musterhaft gezeichnet, aber als Handbuch, und als solches muß es auch beurtheilt werden, ist das Werk schon wegen der Vollständigkeit der Wappen und ihrer Blasonirung, nebst der Angabe der verschiedenen Varianten sehr brauchbar und schätzenswerth, während andererseits die geschichtlichen Nachweise, so wie der momentane genealogische Status vollkommen zweckmäßig erscheinen. Auch die äußere Ausstattung des Ganzen kann als eine elegante gelten. Es wäre ein höchst verdienstliches Unternehmen, wenn sich Herr Dr. Kneschke zu einer ähnlichen Zusammenstellung der fürstlichen Häuser herbeilassen würde, indem eine Collection derselben derzeit noch sehr fühlbar vermißt wird. Auch stünden jetzt dem Verfasser hinsichtlich des heraldischen Theiles die maßgebenden Münchner Normen zur Benützung, welche 1852 noch nicht publicirt waren.

Hieran schließt sich das „Historisch-heraldische Handbuch zum genealogischen Taschenbuche der gräflichen Häuser" (Gotha 1855), ein 1123 Seiten starkes Duodezbändchen, welches schon seinem Rauminhalt nach nicht so reichhaltig sein kann, als das vorgenannte, von dem es gleichsam ein Auszug ist. Indessen dient es in Ermanglung eben desselben immerhin als ein brauchbares Hülfsmittel für den Adelshistoriker und die hochgeborne Dame. Was den heraldischen Theil anbelangt, so war dieser wohl niemals die besondere Stärke der Gotha'schen Kalender, weder was die Richtigkeit, noch was die Vollständigkeit der Ansprache anbelangt und ist daher auch dieses Büchlein von dem Heraldiker stets nur mit Vorsicht und als Nothbehelf zu gebrauchen.

Um zuletzt noch von einem neuen französischen Werke zu sprechen, welches jedoch nur mittelbar von Wichtigkeit für die Heraldik ist, seien die „Recherches sur la vie et sur les oeuvres du P. Claude François Menestrier par Mr. Paul Allut" (Lyon 1856) erwähnt. Das Buch, welches vor allen anderen Biographien dieses berühmtesten französischen Heraldikers unstreitig den Vorzug verdient, vereinigt in seiner Behandlung französische Leichtigkeit und deutsche Gründ-

Digitized by Google

lichkeit. Es enthält eine sehr anziehende und amüsante Lebensbeschreibung Menestriers, dann die Aufzählung seiner sämmtlichen, 144 edirten und 9 unedirten, Schriften, begleitet von angenehmen, oft ausgedehnten bibliographischen Noten; ferner einige interessante Mittheilungen Menestriers über Antiquitäten und öffentliche Skulpturen seiner Vaterstadt Lyon und eine bedeutende Anzahl bisher noch nicht gedruckter Briefe, entweder von ihm oder von seinen Bekannten mit Bezugnahme auf ihn, hie und da illustrirt von einem Facsimile. Was die „Recherches" noch außerdem für den Heraldiker werthvoll macht, ist das Portrait des renommirten Jesuiten und zwei Kunstbeilagen, welche er der Urkundensammlung eines alt französischen Lehenbuches entnommen und beschrieben hat, und welche mehr als irgend etwas die praktische und lebendige Anwendung der Heraldik in jener Zeit auf das Schlagendste beweisen. Der Heraldiker und der Archäologe so gut als der Freund von unterhaltender und dabei doch gelehrter Lectüre wird das sehr schön ausgestattete und trotzdem merkwürdig altfränkisch aussehende Buch gewiß nicht ohne Vergnügen lesen. Wir werden vielleicht Gelegenheit finden, das, was wir hier nur in allgemeinen Umrissen flüchtig andeuten können an einem anderen Orte ausführlicher zu besprechen.

E. v. Franzenshuld.

Quellen zu Karl Simrocks Rheinsagen.

Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und Alexander Kaufmanns Mainsagen.

Von Dr. **Alexander Kaufmann,**
fürstl. Löwenstein'schem Archivrath.

(Köln, Verlag von J. M. Heberle.)

Der Herausgeber, durch seine Schrift über Cäsarius v. Heisterbach (Köln, 1862) und seine formgewandten heiteren Dichtungen rühmlichst bekannt, gab schon im Jahre 1850 Simrocks geschichtlichen deutschen Sagen einen sehr werthvollen Anhang bei, in welchem er bei jeder Sage die älteste Spur ihres Vorkommens nachwies. Jeder Leser jenes Buches wußte ihm Dank für die Mühe, die er darauf verwendet hatte, einer kurzen Notiz willen so viele Bücher nachzuschlagen und Forschungen anzustellen, wie sie oft kaum zu weitläufigen Abhandlungen erforderlich gewesen wären. Der tiefer eingehende Leser giebt sich ja nicht damit zufrieden, eine Sage zu vernehmen, er wünscht über ihr Alter und über ihre Quellen Aufklärung und Belehrung. Schon damals machte sich das Verlangen rege, daß Herr Kaufmann zu den vielgelesenen Rheinsagen ähnliche Anmerkungen schreiben und auch Hinweisungen auf die Bedeutung der einzelnen Sagen, ihren Zusammenhang mit dem Culturleben der Vorzeit und ihre Verbreitung beigeben möchte. Er hat diesem Wunsche freundliches Gehör geschenkt und vorliegende Schrift nach jahrelangem

Digitized by Google

Forschen und Sammeln allen Freunden deutscher Sage übergeben. Wir sagen mit Recht deutscher Sage, denn man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, es seien die rheinischen Sagen hier allein beleuchtet. Sie bilden wohl den Ausgangspunkt zu den vorliegenden Bemerkungen; diese ziehen aber sehr häufig andere Sagen der verschiedensten Gegenden in ihre Kreise. Der Verfasser erörtert sowohl die historischen als mythischen Sagen mit einer Gründlichkeit, daß man zweifelt, ob man seine bedeutenden historischen Studien oder die genaue Kenntniß der deutschen Mythologie und der Sagensammlungen mehr bewundern solle. Wir finden in diesen geschichtlichen und mythologischen Bemerkungen eine Masse gelehrten Materials beisammen, was man andern Falles mühsam aus Werken der verschiedensten Art suchen und sammeln müßte. Wer Genuß sucht, wer den herrlichen Rheinstrom mit einem poetischen Reisebegleiter entlang wandert und die haftenden Sagen und Legenden in schöner Form kennen lernen und genießen will, der nehme Simrocks Sagen zur Hand, wer aber darüber Belehrung wünscht und in die Entstehung und Bedeutung derselben eindringen möchte, der greife nach vorliegendem Buche, das in knapper Form reichen Gehalt bietet. Manche Anmerkungen bilden kleine Aufsätze, die selbst dem gewiegtesten Mythologen und Sagenforscher neue Winke geben. Ich verweise nur auf Stavoren, St. Gertruden Minne, der Schwanritter, Bonn als Bern, Rolandseck, Lorelei, der arme Spielmann, Friedrich Barbarossa, Nächtliche Erscheinung zu Speier, Zähringens Ursprung, Itha v. Toggenburg, Herzogin von Orlamünde, Hulda's Umritt, die Jagd im Spessart. Das größte Interesse verdienen die Bemerkungen über die Lorelei. Diese ist durch Heine's unübertreffliche Ballade echt volksthümlich geworden und auch von anderen Dichtern guten Klanges, wie Brentano, Eichendorf, Geibel, Wolfgang Müller, Simrock, behandelt worden. Nachdem Dichter mit mehr oder weniger Glück sie verklärt hatten, trat die unerbittliche Kritik heran und forschte nach der zu Grunde liegenden Sage. Ist diese wirklich dem Volksmunde entnommen oder die Erfindung eines modernen Dichters? Es erhob sich ein förmlicher Kampf um diese Frage, an dem sich M. Menzel, Düntzer, Hocker und der unvergeßliche J. W. Wolf betheiligten. Kaufmann erklärt die Lorelei nach ruhiger Prüfung all der Gründe der Gegner für unvolksthümlich. Zuerst erwähnt Celtes in seinen 1502 erschienenen Liebesgedichten III., 13, des Strudels, der Sandbank und namentlich des Wiederhalls von den hohen, durch Waldgötter bewohnten Grotten. Sein Zeugniß geht aber auf keine bestimmte weibliche Gottheit, beziehungsweise Halbgottheit und verliert im Munde eines an classische Anschauungen und Ausdrucksweisen gewohnten Dichters völlig an Bedeutung. Die nun folgenden Touristen [1] gedenken alle mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit des merkwürdigen Wiederhalls und suchen ihn, manchmal in höchst sonderbarer Weise, aus der Natur der Localität zu erklären. So Bernhard Möller (1570), Merian, der ältere rheinische Antiquarius. Von einer Sage findet sich

[1] S. Düntzers Abhandlung über die Lorelei im Feuilleton der „Köln. Zeitung", 1855, Nr. 167, und Kaufmanns Mainsagen, Vorrede S. XIV.

Digitized by Google

aber nirgendwo eine Spur, eine Stelle bei Freher (1612) ausgenommen, wo er von „Gnomen, Waldleuten und Bergnymphen" redet, welche nach früherem Glauben den Felsen bewohnt haben sollen. Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts wird die Loreley plötzlich eine der bekanntesten und beliebtesten Gestalten, was man dem zuerst in Godwi, II, 392 abgedruckten Gedichte Brentano's zuschreiben muß. Brentano's Lore Lay ist indessen kein mythisches Wesen oder eine Zauberin, sondern eine schöne Menschentochter aus Bacharach, die durch Liebreiz die Männer bestrickt, selbst aber unglücklich durch Liebe, den Tod in den Wellen sucht. Brentano gestand selbst, daß er die Lorelei auf keiner anderen Grundlage als den Namen Lurlei erfunden habe.

Zehn Jahre später veröffentlichte Vogt im „Rheinischen Archiv" die Sage: „Dieser Lurelei oder vielmehr sein Echo soll die Stimme eines Weibes sein, welche durch ihre außerordentliche Schönheit alle Männer bezaubert hat, nur den nicht, welchen sie selbst liebte. Sie entschloß sich daher in ein Kloster zu gehen, wohin sie drei ihrer Liebhaber begleiteten. Da sie auf die Höhe des Felsen gekommen war, sah sie unten auf dem Rheine ihren Geliebten dahinfahren. Verzweiflungsvoll stürzte sie sich in den Fluß hinab. Ihr folgten die Ritter in gleichem Gefühle. Man nennt daher auch den vorderen Felsen den Dreiritterstein". — Vogt hatte hier Brentano's Lore Lay in seiner Weise umgebildet und erweitert, wobei eine Erinnerung an das Volkslied:

„Stand ich auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein"

mitgewirkt haben mochte. Erst Heine war es, der, von echt mythischen Vorstellungen ausgehend, die bezaubernde Bacharachin in eine durch Schönheit und Gesang die Männer berückende Nixe umwandelte. Die schöne Sage von der Lorelei in ihrer jetzigen allbekannten Form ist somit Eigenthum Heine's und sie beweist uns, wie selbst heutzutage noch Sagen entstehen und in kurzer Zeit ganz volksthümlich werden können.

Ist diese Erörterung für die Entstehung der Sage und die Würdigung von Heine's Ballade von doppeltem Interesse, so sind die kurzen Mittheilungen über „Klein Roland" und „Roland Schildträger" (S. 41 und 42), wenn auch nur von litterarhistorischer Bedeutung, jedem Freunde Uhlands um so mehr willkommen, als sie Aufschlüsse aus des Dichters eigener Feder bieten. Denn er schrieb am 18. August 1849: „Klein Roland hat zur Quelle eine Erzählung in nachbezeichnetem Buche, einer Art von spanischem Decamerone: „Noctes do Inuierno, Winternächte. Aus dem Spanischen in die Teutsche Sprach versetzet durch Matthäum Drummern von Pabenbach. Nürnberg". Verlegts Joh. Leonhard Buggel 1713. Das Abenteuer des jungen Orlando findet sich dort im 8. Cap., S. 359. Die Form Orlando deutet auf italienische Abkunft, die spanische wäre Roldan. Ich habe die Reali di Francia nicht zur Hand, um darin nachzusehen. Eine ältere, in der Grundlage verwandte, sonst aber bedeutend verschiedene Darstellung aus Rolands Knabenzeit ist, nach meiner Abschrift aus dem Cod. Paris. reg. 7188,

Digitized by Google

gedruckt in den Zusätzen folgenden Buches: „Der Roman von Fierabras. Provencalisch. Herausgegeben von Im. Bekker. Berlin 1829". S. 156. Zu Roland Schildträger bemerkt Uhland: „Erfindung, angeregt durch die Beschäftigung mit der karolingischen Heldensage".

Aehnliche Aufschlüsse über Stoff und Entstehung vieler Gedichte von Geibel, W. Müller, Rückert, Fr. Schlegel, Simrock u. a. werden uns im Verlaufe geboten. Den Hauptwerth des Buches bilden aber die historischen und mythologischen Bemerkungen. Verdient hier der Sammelfleiß und die klare kurze Darstellung, so wie der Forscherblick des Herausgebers unsere vollste Anerkennung und wärmsten Dank, so sei es uns dennoch vergönnt, einige Lücken und Wünsche zu berühren. Dies möge dem Verfasser unsere große Theilnahme an seinem Werke beweisen und einiges zur Vervollständigung der zweiten Auflage, die sicher bald nothwendig wird, beitragen.

Bei „St. Gertruden-Minne" sollte es in mittelhochdeutschen Dichtungen heißen, denn unseres Wissens kommt die besprochene Legende in althochdeutschen Schriftwerken nicht vor. In „Der Schwanenritter" hätte die gleichnamige Erzählung von Conrad v. Würzburg (herausgegeben von Dr. Franz Roth. Frankfurt, 1861) erwähnt werden sollen. Die drei Geschenke: „ein swert, ein horn, ein vingerlîn", begegnen uns nicht so häufig in Sagen als in Märchen. Die Legende „Ave Maria" kommt in dem in Handschriften und alten Drucken sehr verbreiteten Leben der Heiligen zweimal vor und erhielt dadurch ihre Volksthümlichkeit. Zu „Die h. Ursula" sei bemerkt, daß der Stoff im Passionale S. 565, in der „megede krône" (14. Jahrh.) schon ausführlich behandelt ist. Nr. 21. Ausgeschnitzte Pferdeköpfe an den Häusergiebeln kommen nicht nur in Norddeutschland, sondern auch in Ober-Baiern, Tirol und anderen süddeutschen Gegenden häufig vor. Bei den Anmerkungen Bonn als Bern (S. 60) muß ich auf meiner früher ausgesprochenen Ansicht (Pfeiffers Germania, I, 120) beharren. In der Heldensage ist unter Bern immer Verona gemeint und die Eckensage spielt in Tirol. Es mochten wohl einzelne Züge des ostgothischen Sagenkreises am Rheine localisirt werden, dies thut aber der Sache keinen Eintrag. Das Eckenlied giebt den schlagendsten Beweis, daß Eckenausfahrt an der Etsch spiele, selbst die Wilkinasage nennt Oelbäume, die am Rheine doch nie vorkommen. Der angeführte „Jochgrimm" ist ein allbekannter Berg in Süd-Tirol, in dessen Nähe das „Eggenthal" sich befindet. Der Name Fasolt blüht in Tirol noch als Familienname fort. Bei Nr. 59 wäre der Mäuseproceß in Glurns (Sagen aus Tirol, S. 400) zu erwähnen. Das Gedicht des gekrönten Poeten Joh. Lorichius von Hadamar (S. 73) möchte lieber im Originaltexte gegeben werden. Die Legende von St. Fridolin theilt auch Vorbun (Sagen, S. 103) mit dankenswerthen Bemerkungen mit. Der bekannte Spruch: „Der Stein, mit welchem man nach der Kuh werfe, sei oft mehr werth, als die Kuh selbst", ist auch in Tirol, Ober-Baiern und im Salzburgischen verbreitet Auf S. 194 hätten die Legende von St. Notburga, die ihre Sichel an einen Sonnenstrahl hing, und ähnliche Sagen bei Panzer Erwähnung verdient.

Digitized by Google

Die Sitte, um Weihnachten Vögeln Futter auf's Dach zu stellen, galt auch in Tirol. Die Sage von Dr. Luther wird auch in Lavis bei Trient erzählt. Die Sage von der großen Pest findet sich in Alt-Baiern und Tirol bis in die kleinsten Züge wieder. Bei den Sagen von den drei Jungfrauen hätten Mannharts germanische Mythen und dessen Götterwelt berücksichtigt werden sollen. Nr. 75 und 85 der Mainsagen besitzen auch in Tirol Gegenstücke. Zingerle.

Die lateinisch-böhmischen Osterspiele des 14. und 15. Jahrhunderts.

Handschriftlich aufbewahrt in der k. k. Universitätsbibliothek zu Prag.

Herausgegeben von Dr. J. J. Hanuš,

Bibliothekar.

(Prag, 1863, bei C. Bellmann.)

—l— Die Entstehung und Entwicklung des Dramas gehört bei allen Culturvölkern, die es zu einem solchen gebracht haben, sowohl in litterar- als culturhistorischer Beziehung zu den interessantesten Fragen, so daß uns jeder Beitrag in dieser Richtung hoch willkommen sein muß. Dr. Hanuš hat uns in der uns vorliegenden Schrift einen solchen Beitrag geliefert und zwar speciell „zum comparativen Studium des mittelalterlichen Dramas". Es sind eine Reihe von lateinisch-böhmischen Kirchendramen, die bisher fast ganz unbekannt unter den Schätzen der k. k. Universitätsbibliothek in Prag lagen.

Hanuš schickt seiner Publication eine allgemeine Einleitung voraus, die in sechs Capiteln über das Werden, die Verbreitung und schließliche Verpönung, über Namen und Arten der Kirchendramen und ihre Litteratur handelt. Wir wollen die Hauptmomente dieser Einleitung, die, wenn sie auch nicht wesentlich Neues bringt, doch die Ergebnisse bisheriger Forschung übersichtlich zusammenstellt, in Kürze ausheben. Das Kirchendrama wurzelt in der Liturgie, die in sich schon mannigfach dramatisch gefärbt war. Ob freilich, wie Hanuš glaubt, das Bedürfniß, dem allgemeineren Verständniß im Volke, dem die Bedeutung der Liturgie durch den Gebrauch der lateinischen Sprache entrückt war, entgegenzukommen, zunächst zum kirchlichen Drama führte, oder überhaupt vorzugsweise der Zweck desselben war, das scheint uns nicht ganz unzweifelhaft, umsomehr, wenn wir bedenken, daß durch das ganze 12. und 13. Jahrhundert es nur lateinische Spiele gab, denen zuletzt höchstens ein allgemein verbreitetes Lied in der Nationalsprache angefügt wurde. Es scheint nur der Zweck, die kirchlichen Feste zu erhöhen, vorgewaltet zu haben, und die Absicht, die alten Ueberreste heidnischer Festlichkeiten, die ja in der Jahreszeit mit vielen christlichen (Weihnachten, Ostern u. a.) zusammentrafen, dadurch zu verdrängen und unschädlich zu machen, daß man dem schau- und spiellustigen Sinn des Volkes etwas ähnliches, aber in christlichem Geiste an die Stelle setzte, ähnlich wie die Legende die alte

Digitized by Google

Heldensage ablösen mußte und manchen Zug derselben in sich aufnahm, ein Motiv, das Hanuš selbst u. a. zur Erklärung der schnellen Entwicklung und Verbreitung dieser Spiele anführt. Als einerseits der Zweck erreicht war, anderseits das Heidnisch-Volksthümliche, das man beseitigen wollte, nur in anderer, nicht minder anstößiger Form, in allerlei Schwänken und komischen Zuthaten, die daher nicht als etwas secundäres gefaßt werden dürfen, wieder hervorbrach, war es begreiflich, das die Kirche, die anfangs diese Spiele begünstigte, sie wieder zu verpönen und verdrängen suchte. Allerdings mochte dazu das Vordringen nationaler Elemente einen Grund abgeben, wie Hanuš glaubt, namentlich wenn es so stark war, wie in den Proben, die er davon giebt; auch das Anstößige, was in der Aufführung von Frauen- oder Teufelsrollen durch Geistliche oder Scholaren, mag das seinige zur Verbannung der Spiele beigetragen haben, kaum aber die Localisirung der Scenen oder Anachronismen; daß man in diesen Dingen nicht so genau war, zeigen die doch häufig von geistlichen Händen herrührenden Chroniken. Mit Recht bemerkt Hanuš, daß es trotz der komischen Elemente keine Kirchenkomödien gab. Denn das Komische ist eben, so ursprünglich es ist, doch wenigstens von Seite der Kirche nicht seiner selbst willen, sondern nur als Folie der ernsten Stellen da, und wenn sich auch vieles durchaus nicht entschuldigen läßt, so mag doch manches, was uns zu derb und anstößig ist, der damaligen Zeit nicht so arg erschienen sein. Was den romanischen Namen dieser „Spiele" (ludi, böhmisch hry) betrifft, so schließt sich Hanuš der Ansicht an, die Misterien, d. i. ministeria, für das Richtige erklärt und nicht mysteria, da ja die Kirchendramen die Liturgie anschaulich versinnlichten, also das Gegentheil von Mysterien oder Geheimnissen sind; mysteria ist aber nur mittelalterliche Orthographie. Ueber das w a n n und w o ihrer Entstehung ist allerdings noch nicht alles im Reinen, ob etwa Kreuzfahrer, die nach Frankreich kehrten, sie dort im 11. Jahrhundert zuerst vermittelten. Hanuš legt mit Recht darauf nicht so viel Gewicht, denn die Keime lagen aller Orten vor und konnten sich an mehreren zugleich entwickeln. Eine gewisse gleichmäßige Grundform, die allen zu Grunde liegt, kann nichts beweisen, sie findet ihren Grund eben in der Liturgie und in den Worten der Vulgata. Zu den Arten, die Hanuš aufführt, den Oster-, Weihnacht- und Legendenspielen, den Spielen über Scenen aus dem alten Testament, haben wir nur die Frohnleichnamsspiele zuzufügen. Am Schlusse der Einleitung giebt Hanuš die Litteratur der Kirchendramen an, zu der wir, ohne damit das Register gerade voll machen zu wollen, noch ein von Greiff herausgegebenes Spiel von St. Georg (Pfeiffer Germ. 1.165 ff.) und ein Frohnleichnamspiel, (herausgegeben von Werner a. a. O. 4.338 ff) hinzufügen.

Der Einleitung folgt die Publication der Spiele selbst, reichlich mit Anmerkungen und litterarischen Einleitungen versehen, worin mancher frühere Irrthum berichtigt wird. Zunächst zwei: „Drei Marien-Spiele" handschriftlich aus dem Ende des 14., der Sprache nach des 13. Jahrhunderts, einfach, vorwiegend lateinisch, das böhmische nur Paraphrase; hierauf eine Sammelschrift von Osterspielen mit verwickelterer Construction, derben komischen Elementen und stark hervortretendem

Digitized by Google

lienpark in Hadersdorf das Salm-Monument ist nach Raitz in Mähren gewandert. — In den Traditionen jeder großen adeligen Familie liegt eine moralische Gewalt, die weit über den subjectiven Anschauungen einzelner Glieder derselben die Geschichte des Hauses an die Geschicke jener knüpft, welche die Traditionen geschaffen haben. Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg gehört zu jenen Persönlichkeiten, welche die historische Richtung für das berühmte Geschlecht der Schwarzenberge bestimmen. Sein Leben knüpft dieses in unveränderlicher Weise an die Geschichte des deutschen Volkes und an den großen Befreiungskampf, den es in den Jahren 1813 und 1814 unter Fürst Karl Schwarzenbergs Führung geschlagen hat. Der Ruhm des Fürsten steht und fällt wie der seines Hauses mit dem der deutschen Nation, für die er das Schwert geführt hat.

Se. Majestät der Kaiser hat dem Bildhauer Prof. Hähnel in Dresden die Ehre des Entwurfes und der Ausführung des großen Modells anvertraut; ihm ist keine leichte Aufgabe gestellt worden. Abgesehen von allen Costumefragen ist die stilgerechte plastische Behandlung des Fürsten Karl Schwarzenberg, dessen körperliche Erscheinung allen bekannt ist, keine leichte Sache; dazu kommt, daß die Thätigkeit des Fürsten beinahe in viel höherem Grade eine diplomatische, als eine militärische gewesen ist und daß es nicht wenige Geschichtschreiber giebt, die eben die diplomatische Thätigkeit desselben noch höher stellen, als die militärische. In der Doppelstellung des Fürsten liegt eine bedeutende Schwierigkeit für den Künstler. Hätte es sich um ein einfaches Grabmonument gehandelt, so würden allegorische Figuren hingereicht haben, dem Feldherrn eben so gerecht zu werden, als dem Diplomaten; bei einer Reiterstatue kann dies aber nicht geschehen. Es muß Ein Moment festgehalten, mit Entschiedenheit und Klarheit durchgeführt werden. Die Wahl des Moments ist daher für diesen Fall eine ganz besonders schwierige gewesen.

Bildhauer Hähnel hat sich, so weit wir aus der Skizze erfahren, auch in diesem Falle als ein geistreicher und denkender Künstler bewährt. Er hat den Fürsten in dem Momente dargestellt, wo er den Degen in die Scheide steckt; die Ruhe des Friedens liegt in der sinnvollen Gestaltung der Hand; die Bewegung derselben weist auf den Mann, der nicht bloß Schlachten geschlagen, sondern nach gewonnener Schlacht den Frieden zu besiegeln verstanden hat. Außer dem Moment, welchen auch Peter Krafft [1] in dem bekannten Schlachtgemälde von Leipzig festgehalten, wo Fürst Schwarzenberg entblößten Hauptes mit gesenktem Degen erscheint, wüßten wir keinen, der für denselben so bezeichnend wäre, als der von Hähnel gewählte. — Wie des Gegenstandes halber, so wird auch der Stilrichtung nach das Hähnel'sche Monument für Wien eine besondere Bedeutung haben.

[1] Einen ähnlichen Moment hat, wenn wir nicht irren, ein Wiener Bildhauer bei dem Concurse für die Skizzen zum Schwarzenberg-Denkmale gewählt — er stellte den Dank nach dem Siege dar; der Blick richtete sich nach aufwärts und die rechte Hand hielt den gesenkten Degen.

Digitized by Google

Das Monument [1] kommt diesseits der neuen Mondscheinbrücke gegenüber dem Schwarzenberg-Palais so zu stehen, daß es sich mit dem Kopfe der Stadt zuwendet. Es liegt in der Axe der neuen Brücke auf einem Platze, der in gemessenen Entfernungen von dem Monumente angelegt ist. Man giebt sich der Hoffnung hin, daß diesmal ein schöner regelmäßig angelegter Platz in dem selbst in dem neuen Theile an den unregelmäßigsten Plätzen so überreichen Wien zu Stande kommen und Arkaden in der Art angelegt werden, wie es eine verständige Architektur verlangt.

---

[1] Ueber die Kosten sowohl des Schwarzenberg- als des Prinz Eugen-Monumentes theilte Se. Excellenz der Herr Finanzminister v. Plener dem Finanzausschusse folgende interessante Daten mit:

„Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers sind den kaiserlichen Heerführern Prinzen Eugen von Savoyen und Karl Fürsten zu Schwarzenberg Monumente zu errichten und dieselben seit dem Jahre 1860 in der Ausführung begriffen. Die Geldmittel zur Bezahlung der dafür contractlich eingegangenen Verpflichtungen wurden bisher theils aus dem Hofzahlamte, theils aus der k. k. Familienfondscasse vorschußweise bestritten und daher im Staatsvoranschlage nicht aufgenommen. Da diese Auslagen jedoch nachträglich vom Staatsschatze zu refundiren sind, erscheint es nothwendig, dieselben gleich dem übrigen Staatsaufwande in den Staatsvoranschlag einzubeziehen. Indem man sich daher vorbehält, die auf das Verwaltungsjahr 1863 Bezug nehmenden, so wie die aus früherer Periode herrührenden, noch nicht definitiv zur Verrechnung gelangten derlei Kosten unter den diesfalls in einer besonderen Vorlage anzumeldenden Nachtragscrediten des Jahres 1863 aufzunehmen, werden für die Finanzperiode 1864 auf Grundlage einer von der Generaladjutantur Sr. Majestät des Kaisers vorgelegten Rechnung folgende Beträge zur nachträglichen Einbeziehung in das Staatspräliminare beantragt, und zwar für:

	12 Monate fl.	2 Monate fl.	14 Mon. fl.
a) Monument des Prinzen Eugen von Savoyen:			
für die Reitergruppe sammt Plynthe	25.700	4.300	30.000
für die Bronzeverzierungen auf dem Postamente	17.000	3.000	20.000
für den Kern und den Marmorsockel	60.000	10.000	70.000
zusammen . .	102.700	17.300	120.000
b) Monument des Feldmarschalls Karl Fürsten zu Schwarzenberg:			
für das Marmorpostament	19.330	3.230	22.560
für die Herstellung des Modelles zur Statue (9000 Thaler Preußisch-Courant)	11.570	1.930	13.500
für den Guß approximativ	25.700	4.300	30.000
zusammen . .	56.600	9.460	66.060

Hiezu ist von der Generaladjutantur Sr. Majestät noch bemerkt worden, daß die Frage wegen Refundirung des aus dem kaiserlichen Arsenale für das Prinz Eugen-Monument auf Allerhöchsten Befehl abgegebenen Kanonenmetalls an das Militärärar noch eine offene sei, und bezüglich des Schwarzenberg-Monumentes, daß im Jahre 1864 auch die Kosten der Verpackung und des Transportes des kolossalen Gypsmodelles von Dresden nach Wien zu berichtigen kommt; ferner daß ein Vertrag bezüglich des Gusses in Bronze noch nicht abgeschlossen ist und daß für den 18. October d. J., als den 50. Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, eine Grundsteinlegungsfeier Allerhöchst angeordnet wurde, deren Kostenaufwand nachträglich ausgewiesen werden wird."

Die Kosten pr. 120.000 fl. und 66.060 fl. wurden als außerordentliche Ausgabe zur Bewilligung beantragt und der Wunsch ausgesprochen, daß die Angelegenheit in das Ressort des Staatsministeriums übergehe.

Digitized by Google

Nationalitätsgefühle, sprachlich interessant durch dialectische Eigenthümlichkeiten; Hanuš räth nach einer verschmähenden Erwähnung des Leitmeritzer Biers auf Leitmeritz. Der Inhalt ist ein „Drei Marien-Spiel", woran sich ohne Absatz ein, gleichwohl, wie Hanuš klar entwickelt, ganz selbstständiges, rein böhmisches „Thomas-Spiel" reiht. Darauf folgt das an der Grenze der Kirchlichkeit stehende, vielleicht schon außerhalb der Kirche im Domhof oder Kreuzgang aufgeführte „Osterspiel" mit stark vorwiegenden nationalen Elementen und böhmischem Recitativ, bestehend 1. aus dem Apostelvorspiel, 2. dem Spiel der drei Marien, erweitert durch das Auftreten des Salbenkrämers (Mastičkař) und durch das Miterscheinen des Thomas, der handschriftlichen Form nach einem sogenannten ordo, keinem ausgeführten Spiel; 3. dem Spiele der Erscheinung in Emaus in drei Acten.

Den Schluß bildet ein „Auferstehungsspiel" mit einer grande diablerie, bestehend aus der Rede des Praecursor, dem Spiel in der Hölle, dem hohen Rath und den Wächtern, der Wache am Grabe, der Auferstehung des Herrn und Christi Macht über die Hölle.

Ueber die Behandlung des Textes und der Orthographie spricht sich der Herausgeber, dem wir für seine Gabe alle Ursache zu danken haben, im Vorwort aus. Er ließ, offenbare Schreibfehler abgerechnet, beide unberührt und löschte die Orthographie nur nach ihrer graphischen Seite, nicht auch ihrer phonetischen Eigenthümlichkeit, um nichts zu tilgen, was für Laut- und Formenlehre lehrreich sein kann.

Das Schwarzenberg-Monument,

dessen Grundsteinlegung am 18. October d. J. erfolgt, wird die vierte große Reiterstatue sein, durch welche die öffentlichen Plätze Wiens geziert werden. Oesterreich trägt mit demselben eine Schuld ab, die es dem Führer der alliirten Heere im deutschen Befreiungskriege seit Jahrzehnten schuldet. Obwohl bereits ein halbes Jahrhundert verflossen ist, seitdem die Verbündeten den entscheidenden Sieg auf dem Schlachtfelde von Leipzig errungen haben, so ist doch die Erinnerung an jenen Kampf heute noch sehr lebendig, nicht bloß bei jener Generation, deren Gedächtniß in diese Zeit hineinreicht, sondern fast eben so sehr bei der jüngeren. Dieser Umstand verleiht der Grundsteinlegung eine ganz besondere Bedeutung: er knüpft die Gegenwart an die Ereignisse der Vergangenheit, die nationalen Bestrebungen von heute an die der Befreiungskriege. Die Zeiten sind in Oesterreich vorüber, wo man der historischen Entwicklung gegenüber sich gleichgültig verhalten und die Befreiung des deutschen Bodens von einem feindlichen Heere als einen Act angesehen hat, der mehr unsere diplomatische Geschichte als das staatliche Bewußtsein der Oesterreicher berührt. Je lebendiger dem Oesterreicher die Geschichte seines eigenen Vaterlandes wird, desto tiefer auch gestaltet sich ihm die Einsicht in die Bedingungen der Existenz desselben; mit desto klarerem Bewußtsein, desto männlicherem Muthe wird er der Zukunft entgegensehen.

Digitized by Google

Die bildende Kunst — vor allem die Plastik und Historienmalerei — und die Geschichtsforschung sind berufen, Licht und Leben in das historische Bewußtsein der Völker Oesterreichs zu bringen. Wir haben uns nicht zu beklagen, daß in dieser Beziehung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu viel geschehen sei. Unter dem Drucke jener Zeit ist keine andere Saat groß geworden, als die des Mißtrauens, nichts genährt worden, als der hypernationale, provinzial begrenzte Eifer, der jetzt im Leben und in der Litteratur wuchert, den geistigen Blick des Oesterreichers mehr beengt als erweitert; in Bild und Erz ist wenig geschaffen worden, das geeignet gewesen wäre, den großen Bedürfnissen der Gesellschaft sowohl als des Staates zu entsprechen. Wenn wir die wenigen Schlachten- und Festbilder, welche Peter Krafft gemalt hat, und etwa noch das Franzens-Monument Marchesi's auf dem innern Burgplatze ausnehmen, so wüßten wir kein bedeutendes Werk zu nennen, das in Wien an die Zeiten der großen Napoleonischen Kämpfe erinnert. Das Schweigen von Jahrzehnten ist vielleicht das beredteste Monument jener Zeit.

Heutzutage ist es glücklicherweise anders geworden; die österreichische Geschichtsforschung ist heute nicht so todt, als sie es damals gewesen; die Zahl der älteren und jüngeren Männer ist nicht gering, die mit Erfolg und Eifer sich der Geschichte des Kaiserstaates zuwenden, und hoffentlich ist die Zeit auch nicht ferne, wo die großen Rüstkammern jeder Geschichtsforschung dem Forscher so zugänglich gemacht werden, wie es auswärts der Fall ist.

Die Initiative zur Förderung der historischen Kunst im weitesten Sinne des Wortes ist ein Werk des gegenwärtig regierenden Kaisers. Die drei großen Monumente für Erzherzog Karl, Prinz Eugen und Fürst Schwarzenberg, die Ruhmeshalle und die historischen Fresken im Festsaale des Arsenales führen in glänzender Weise die österreichische Kriegsgeschichte vor. Die Theilnahme der österreichischen Heere an allen großen Ereignissen der politischen Geschichte Mitteleuropa's, die durch diese Standbilder und Schlachtengemälde verewigt wird, spricht laut für die hohe Stellung des österreichischen Staates in der politischen Völkergeschichte Europa's. Hat das Monument des Prinzen Eugen von Savoyen für Oesterreich die ganz specielle Bedeutung, daß es darauf hinweist, welcher Völker Blut geflossen ist, um Ungarn von der Herrschaft der Türken zu befreien, so liegt der Schwerpunkt der Monumente für Erzherzog Karl und den Fürsten Schwarzenberg ausschließlich in der deutschen Geschichte. Die siegreiche Widerstandskraft, die in dem selbstständigen Wirken Oesterreichs ruht, hat ihren Repräsentanten in dem Erzherzog Karl, der Antheil Oesterreichs bei einer gemeinsamen großen Action der Befreiung Deutschlands von fremdem Joche, in dem Fürsten Schwarzenberg.

Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin, auf die Bedeutung des Monumentes für die Familie Schwarzenberg, dessen regierendes Haupt Fürst Adolf eine Zierde wie seines Hauses so seines Standes ist, hinzuweisen. Das Schwarzenberg-Monument ist das erste in Wien, das von dem Monarchen einem Gliede eines existirenden adeligen Hauses an einem öffentlichen Platze errichtet wird. Das Monument Dauns ist ein Grabmonument in einer Kirche, das Loudons steht im Fami-

Digitized by Google

„Im Bewußtsein dieser Beschaffenheit seines Nathan konnte Lessing wohl einmal die Vermuthung äußern, derselbe werde vielleicht, wenn er wirklich einmal aufs Theater kommen sollte, auf demselben wenig Wirkung thun. Allein der Erfolg hat gar bald diese Befürchtung widerlegt; und fährt fort, sie zu widerlegen: der Nathan hat sich auch als ein höchst wirksames Bühnenstück bewährt. Während die dramatische Handlung, die Bezüge und Schicksale der auftretenden Personen die Aufmerksamkeit spannen und das Gemüth in Anspruch nehmen, steigt allmälig der hohe Sinn des Ganzen, wie ein fernes Gebirg vor dem Wanderer, vor dem Geiste auf, und die goldenen Sprüche, dem Zuschauer oft wörtlich oder doch dem Sinne nach längst vertraut, Sprüche, auf denen der ganze sittlich religiöse Bildungsstand der Gegenwart beruht, geben dem Spiele, das sich vor uns abrollt, eine heilige Weihe, dem empfänglichen Zuschauer eine andächtige Stimmung. Dabei vermißt man die stärker packenden Eindrücke eigentlich draftischer Stücke so wenig, als man bei den tiefen Friedensklängen von Mozarts Zauberflöte die mannigfaltige Charakteristik und die schäumende Leidenschaft in den Melodien seines Don Juan vermißt. In beiden Letztlingswerken, dem des Dichters wie dem des Tonsetzers, so verschiedenartig sie übrigens sein mögen, offenbart sich ein zur Klarheit und zum Frieden mit sich hindurchgedrungener, in sich vollendeter Geist, an den, weil er jede innere Trübung überwunden hat, auch keine Störung von außen mehr ernstlich heranreicht; sie sind Werke, über welche hinaus dem Genius, der sie geschaffen, kein höheres mehr möglich war, Werke, welche das Licht der Verklärung schon umfließt, worein ihre Urheber bald nachher im Tode eingegangen sind.

„Dergleichen aus einer besseren Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos noch abarbeiteten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Beschauung gegeben: vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernsten und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weiteren oder engeren Kreise, als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen."

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Mit kaum minder großen Ansprüchen, als der Karl August-Goethe'sche Briefwechsel, tritt die „Correspondenz Alex. v. Humboldts mit Heinrich Berghaus" in die Oeffentlichkeit. Drei Bände füllen die Briefe, die sich meist um geographische, astronomische Streitpunkte und Mittheilungen drehen und stückweis das Material zum „Kosmos" zusammenhäufen. — Der litterarische Nachlaß des preußischen Hofraths Val. Teichmann, den Dingelstedt herausgegeben, wird größeres Publicum finden, als die vorher genannte Erscheinung. Teichmann war geheimer Secretär der Generalintendantur der k. Schauspiele in Berlin und als solcher bestimmt, die Correspondenz mit den dramatischen Dichtern zu führen; seine Begeisterung für die Kunst und vorzugsweise für die auf dem Gipfel ihres Ruhmes stehende Berliner Hofbühne führte ihn aus diesem Kreise hinaus und machte ihn zum Vertreter aller geistigen Interessen der Anstalt. Hievon zeugt die in obigen Blättern niedergelegte „Geschichte des Berliner Hoftheaters von der Mitte des vorigen, bis in die des jetzigen Jahrhunderts und der wichtige beigefügte Briefwechsel classischer Dichter und Schriftsteller (Goethe, Schiller, Iffland, Kleist, Tieck, Schlegel, Zach, Werner) u. a. m. mit der Intendanz." Als weitere wichtige Erscheinungen machen wir namhaft, „Deutsche Rechtssprichwörter" unter Mit-

Digitized by Google

wirkung von Bluntschli und Maurer gesammelt und erklärt von Ed. Graf und Math. Dietherr (durch die historische Commission der k. Akademie und mit Unterstützung des Königs Max herausgegeben); „Deinokrates oder Hütte, Haus, Palast, Dorf, Stadt und Residenz der alten Welt", aus den Schriftwerken der Alten herausgegeben von Dr. Joh. H. Krause in Halle.

Unter den jährlich wiederkehrenden Erscheinungen tritt uns auch der „Wiener Communalkalender", das jüngste Kind derartiger Litteratur, wieder entgegen; fein durch und durch praktischer Inhalt die Quintessenz der Gesetzsammlung und des Adreßbuches, wird auch diesem zweiten Jahrgange die Beliebtheit des ersten zuführen. Der neu erschienene „Oesterreichische Studentenkalender", hat die Probe seiner Tauglichkeit erst noch zu bestehen. Ein vollständiges Adreßbuch der akademischen Behörden und Lehrkörper aller Facultäten, Aufzählung aller Universitätsvereine, wissenschaftlichen Institute und Sammlungen ist aber ein so wichtiges, bis jetzt schmerzlich entbehrtes Erforderniß für den allgemeinen Verkehr, daß schon deßhalb diesem Almanach die Einbürgerung garantirt werden kann.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die Bücher-Ein- und Ausfuhr in Frankreich bietet eigenthümliche Ziffern. Nach den officiellen Berichten wurden in den ersten acht Monaten des laufenden Jahres ausgeführt für 11,800.000 Francs Bücher was gegen das Jahr 1862 ein Plus von 700.000 Francs und gegen 1861 gar ein Plus von 2,500.000 Francs ausmacht. Dagegen ist die Büchereinfuhr in Frankreich aus Deutschland in regelmäßiger Abnahme begriffen. Man führte über Straßburg im Jahre 1861 60.800 Kilogramme, im ersten Semester 1862 nur 27.200 und im ersten Semester 1863 gar nur 24.400 Kilogramme ein. Als Grund dieser Abnahme gilt das Unbehagen und die Geschäftsstockung im Allgemeinen; speciell glaubt man, daß der americanische Krieg am meisten die Entwicklung des Handels hemmt, obgleich nicht recht abzusehen ist, wie die americanischen Händel den Export deutscher Bücher nach Frankreich beeinträchtigen sollen, während der Export französischer Bücher nach Deutschland im Gedeihen begriffen ist.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) „Buddhism in Tibet illustrated by literary documents and objects of religions worship, with an account of the Buddhist systems preceding it in India, by Emil Schlagintweit". Das vorliegende, in Leipzig gedruckte Werk enthält die Resultate der Forschungen, welche die Brüder Hermann, Robert und Adolf Schlagintweit in Tibet über den Buddhismus gemacht haben und beabsichtigt vor allem eine Darstellung des Buddhismus, wie er jetzt nach 1200jähriger Existenz in jenen Ländern besteht. Die Schwierigkeiten, genaue Informationen von den Buddhisten zu erhalten, sind bekanntlich sehr groß, besonders in Tibet, wo sich dem Forscher alle erdenklichen Hindernisse (des Terrains und des Glaubens) in den Weg legen. Durch günstige Umstände ist es jedoch namentlich Hermann Schlagintweit gelungen, viel Material mitzubringen, dessen wichtigster Theil in den Abbildungen von Gottheiten und hülfeleistenden Geistern besteht, von welchen Originalbilder, obgleich denselben die Buddhisten religiöse Ehrfurcht bezeigten, Hermann Schlagintweit zum copiren überlassen wurden. Ein großer Atlas enthält diese Abbildungen, deren Treue nach der Versicherung des Verfassers vollkommen ist und die mithin noch eine vollständige Idee des Kunstzustandes bei den Buddhisten geben. Die in den Text ge-

Digitized by Google

* Unterrichtsrath und Unterrichtswesen in Oesterreich" ist der Titel einer eben erschienenen anonymen Brochure, welche „einige Betrachtungen, gewidmet den beiden hohen Häusern des Reichsrathes", enthält. Die Schrift hat einen wesentlich politischen Charakter und ist im Interesse jener Partei geschrieben, welche nach Aufhebung des Unterrichtsministeriums auch das letzte Band einer Gemeinsamkeit in Unterrichtssachen zwischen den Ländern diesseits und jenseits der Leitha, den „Unterrichtsrath", zu annulliren bestrebt ist. Der Verfasser schlägt die Einsetzung eines Unterrichtsministeriums für die Länder des engeren Reichsrathes — sollten sich wohl Siebenbürgen und Croatien in „wissenschaftlichen und didaktischen Fragen" einem ungarischen Unterrichtsminister in partibus unterordnen? — vor und fordert den Reichsrath auf, die für den Unterrichtsrath geforderten Gelder, als für eine Institution, die dem Verfasser der Brochure als eine unersprießliche erscheint, nicht zu bewilligen.

Die „wissenschaftlichen und didaktischen Aufgaben", zu deren Berathung der Unterrichtsrath berufen ist, werden in der Brochure nur oberflächlich behandelt, ein ständiger Beirath von Fachmännern in vornehmer Weise sehr gering angeschlagen. Auf die Unterrichtsanstalten, deren Reform ohne einen Beirath von Fachmännern von keinem Leiter des Unterrichtes, heiße er nun Staatsminister oder Unterrichtsminister durchgeführt werden kann, wird gar nicht eingegangen. Die ganze Frage wird als eine rein politische behandelt. Es scheint fast, als ob der Verfasser derselben sich in seinem eigenen Leben sehr wenig didaktische Erfahrungen erworben hätte, gar nicht wüßte, um was es sich jetzt im Unterrichtsleben eigentlich handelt, und mit jenen wissenschaftlichen Fragen sich wenig beschäftigt hat, deren eingehendere Behandlung eine Institution voraussetzen muß, welche sich mit den Unterrichtsanstalten nach ihrer wissenschaftlichen und didaktischen Seite zu beschäftigen haben wird. — Wir bedauern, sagen zu müssen, daß unter den Schriftstücken, die für und wider den Unterrichtsrath in letzter Zeit veröffentlicht wurden, nicht eines uns vorgekommen ist, von dem wir glauben könnten, daß es von einem hervorragenden Fachmanne herrührt. Die geistreichsten juristischen Deductionen reichen für solche Dinge nicht aus; nur derjenige, welcher eine größere didaktische Erfahrung mit einer anerkannten wissenschaftlichen Position verbindet, sollte in Unterrichtssachen vor das Forum der Oeffentlichkeit treten. Denn die Stimmen werden auf diesem Gebiete gewogen und nicht gezählt.

—l— Von Prof. Fr. Pfeiffers „Marien-Legenden", zuerst erschienen im Jahre 1846 bei Krabbe in Stuttgart ohne Namen des Herausgebers, ist soeben eine neue Ausgabe bei Braumüller herausgekommen. Sie unterscheidet sich von der ersten nur durch ein neu hinzugekommenes Vorwort. Wir wünschen und hoffen, daß in dieser neuen wohlfeileren Ausgabe das schöne, durch seinen Inhalt so anziehende Büchlein in recht weite Kreise dringen möge, um so mehr als durch erläuternde Sach- und Worterklärungen fast alle Schwierigkeiten des Verständnisses gehoben sind.

* Die vom Comité zur Errichtung eines Hilscher-Denkmals und einer Hilscher-Stiftung in Leitmeritz veranstaltete zweite, vermehrte Auflage der Gedichte von Joseph Hilscher, redigirt von L. A. Frankl, ist in Leitmeritz erschienen. Derselben ist die Biographie des Dichters, der bekanntlich als Unterofficier am 12. November 1837 in Mailand starb, vorausgeschickt, und den Schluß bildet der Bericht des Comité für das Hilscher-Monument und ein Subscribentenverzeichniß. Das Portrait des Dichters und die Abbildung des Hilscher-Denkmals dienen dem auch sonst schön ausgestatteten Buche zur Zierde.

* Alte Wandautographe. Die Herren Prof. Robert Krejči und Fr. Pelc sollen, wie der „Hlas" meldet, dieser Tage in einem Gewölbe des Pürglitzer Schlosses Autographe des ältesten der böhmischen Brüder, Johann Augusta und seines Gehülfen Jakob

Digitized by Google

Bilek (welche nach der Schlacht bei Mühlberg im Jahre 1547 in Pürglitz in schwerer Haft gehalten wurden) aufgedeckt haben. Von Johann Augusta finden sich nur die Anfangsbuchstaben seines Namens J. A. vor, welche er unter der Jahreszahl 1550 auf die Kerkerthüre geschrieben. Bilek dagegen hatte nicht nur seinen vollen Namen, sondern auch mehrere Psalmen auf die kahlen Wände des Kerkers mit Röthel geschrieben. Die Schrift kam erst nach sorgfältiger Entfernung einer zweifachen Malterlage zum Vorschein.

* Prof. Roberto de Visiani, Director des botanischen Gartens in Padua, hat unter dem Titel: „Sulla vegetazione e sul clima dell' isola di Lacroma in Dalmazia" (Triest, bei C. Coen) soeben eine Schrift erscheinen lassen, welche eine sehr interessante Schilderung dieses als Besitzthum Ihrer k. Hoheiten des Herrn Erzherzogs Ferdinand Max und der Frau Erzherzogin Charlotte in neuester Zeit mehrfach besprochenen Eilandes bringt. Namentlich werden darin die gelungenen Versuche ausführlicher dorgestellt, welche daselbst mit der Acclimatisirung zahlreicher exotischer Pflanzen gemacht wurden, von denen ein die vorzüglichsten derselben enthaltendes Verzeichniß am Schlusse beigegeben ist. Eine Karte der Insel ist ebenfalls angehängt.

---

* D. F. Strauß über „Lessings Nathan der Weise" ist der Titel eines Vortrages, der soeben in Berlin gedruckt, schon im Jahre 1861 in Heilbronn „zum Besten der deutschen Flotte", natürlich „unter Preußens Führung", erschienen ist. Da Lessings „Nathan der Weise" in Oesterreich viele Freunde zählt und insbesondere im Burgtheater mit Vorliebe und großer künstlerischer Vollendung gegeben wird, so wird die Mittheilung des ästhetischen Votums von D. F. Strauß vielen unserer Lesern sehr erwünscht sein. Den Vorwurf zurückweisend, daß das Stück mit einem großen geschichtlichen Conflicte anfange, wie ein bürgerliches Familienrührstück schließe und zu wenig Handlung und Kampf enthalte, erkennt Strauß im „Nathan" ein „didaktisches Drama". „Die didaktische Poesie", heißt es weiter, „genießt in der neueren Aesthetik wenig Gunst, sie gilt nicht als volle, echte Poesie, und daher fürchtet man wohl, dem Nathan zu nahe zu treten, wenn man ihn ein didaktisches Drama nennt. Allein vor allem, lassen wir uns doch ja durch Worte nicht irre machen! Schillers Glocke ist auch in gewissem Sinne ein didaktisches Gedicht, nur lyrisch-didaktisch, wie der Nathan dramatisch: und doch ist sie eine Perle der Dichtung, die niemand auf die Reinheit ihrer poetischen Abkunft inquiriren wird. Ist die Art keine reine, so muß die einzelne Dichtung desto bedeutender sein, die uns diesen Mangel der Art vergessen macht. Wollten wir alle dergleichen gemischte Erzeugnisse auf dem Boden der Kunst ekel von der Hand weisen, so brächten wir uns um eine Reihe gerade der originellsten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Die Natur, indem sie ihre Gaben austheilt, kehrt sich an unser doctrinäres Fachwerk nicht. Sie legt Platons philosophischem Geiste ein Stück von einem Poeten zu, und er schreibt seinen Phädon, sein Gastmahl, Bastarde nach dem System, unvergleichbar herrliche, ganz einzige Producte für jeden gesunden, unbefangenen Sinn. Sie weiß in Schiller den Dichter durch den Philosophen und Redner zu ergänzen, und er schreibt seine gedankenschweren Gedichte, seine beredten Dramen, an denen die Doctrin mäkeln mag so viel sie will; sie werden doch die Lebensbrunnen bleiben, aus denen das deutsche Volk, so lange ein solches bestehen wird, sich kräftigt und verjüngt. Sie weiß in Lessing Verstand und Einbildungskraft so wunderbar zu vermählen, daß ihm Gründe und Gegengründe zur Rede und Gegenrede werden, die Dialektik der Gedanken zum Dialog von Personen sich belebt, das Gespräch zum Drama sich ausbreitet, das, im Elemente der Dichtung verjüngt, eine Zeit lang seinen Gedankenursprung vergißt, bis es, nachdem es alle dramatische Gerechtigkeit erfüllt hat, eben im Nathan in den Dienst des Gedankens zurückkehrt.

Digitized by Google

druckten Abbildungen wurden in der k. k. Staatsdruckerei in Wien ausgeführt und datiren zum Theile von tibetanischen Holzschnitten her.

P. (Vom spanischen Büchermarkt.) Spanien stand bis jetzt nicht in dem Rufe, daß es in Bezug auf Typographie Besonderes leiste. Einige neuere Unternehmungen reihen sich aber dem Besten an, was die deutsche, die französische und die englische Buchdruckerpresse zu Tage fördern. Dem in diesen Blättern bereits angezeigten Prachtwerke: „Monumentos arquitectonicos de España" läßt man allerorts Gerechtigkeit widerfahren, und ein nicht minder schönes, wenn auch der Natur der Sache nach weniger prachtvolles Werk wird die neue Ausgabe der „Obras de Cervantes" sein, welche der Verleger Rivadeneyra auf Subscription herausgiebt und dem Infanten Don Sebastian Gabriel widmet. Diese Ausgabe soll zwölf Bände in Großoctav umfassen, worunter der Don Quixote in vier Bänden begriffen ist. Hartzenbusch erscheint als Herausgeber des Don Quixote und will dem berühmten Buche einige hundert neue Varianten beifügen. Außerdem bietet die Don Quixote-Ausgabe noch die Curiosität, daß der Verleger die Buchdruckerpresse in das Gefängniß in der Mancha bringen läßt, wo Cervantes die Idee des Don Quixote zuerst erfaßte, und daß alle Exemplare dort gedruckt werden. Von der Gesammtausgabe der Werke werden nur 310 numerirte Exemplare abgezogen.

---

* Die Kirchengeräthe für die griechisch nicht-unirte Cathedrale in Czernowitz.

In der Hauptstadt der Bukowina kömmt gegenwärtig eine der größten und interessantesten kirchlichen Neubauten Oesterreichs zur Ausführung — die griechisch-nichtunirte Cathedrale mit der bischöflichen Residenz und dem theologischen Seminare. Der ganze Gebäudecomplex wird einen großen Ziegelbau im byzantinischen Stile darstellen; die Pläne dazu sind von dem Architekten Herrn Hlawka ausgeführt. Demselben Künstler sind auch, wie dies bei jedem kirchlichen Neubau das einzig zweckmäßige ist, die Entwürfe zu dem Kirchenschmucke übertragen worden. Ein nicht geringer Theil desselben ist gegenwärtig in Wien vollendet worden und wir glauben desselben ganz besonders gedenken zu müssen, weil er ein rühmliches Zeugniß für die Tüchtigkeit mehrerer österreichischen Kunstindustriellen ablegt.

Aus der trefflichen Bronzegußanstalt des Herrn David Hollenbach sind für die genannten Zwecke ein großer Luster in vergoldeter Bronze auf 54 Kerzen, 9 Schuh im Durchmesser, ein anderer von 7 Schuh Durchmesser auf 36 Kerzen, zwei von 5 Schuh Durchmesser auf 18 Kerzen und vier von 5 Schuh Durchmesser auf 12 Kerzen und außerdem eine Reihe von großen und kleinen Standkerzen für die Ikonostas und Pronaos hervorgegangen.

In der Werkstätte der Herren Brix und Anders sind ein Ciborium in vergoldetem Silber, welches mit Edelsteinen verziert ist und das Abendmahl Christi in Email darstellt, ein großes Altarkreuz und ein Bischofstab aus Silber, gleichfalls mit Email, und mehrere Altarleuchter nach den eigenthümlichen Bedürfnissen des Cultus der griechisch-nicht-unirten Kirche gearbeitet worden. Die Emailarbeiten sind von dem bewährten Emailleur Herrn Chadt ausgeführt

Einen eigenthümlichen Gegenstand des Schmuckes bildet die bischöfliche Mitra aus rothem Sammt mit schöner Gold- und Perlenstickerei von dem Goldsticker Janscha; sie hat einen reichen Edelsteinschmuck und auf den Bügeln der Krone die vier Evangelisten in Email auf blauem Grunde.

Digitized by Google

Sämmtliche Arbeiten sind im byzantinischen Geschmacke entworfen; derselbe ist mit jener Freiheit behandelt, welche unbedingt nöthig ist, um den Anschauungen der modernen Welt gerecht zu werden. Bei einem Stile, der sich in so gebundenen Formen bewegt, wie der byzantinische, wird es jedem Künstler gewiß unendlich schwer, die Linie zu finden, die er einhalten muß, um den Principien desselben zu entsprechen, ohne von der künstlerischen Freiheit das aufzugeben, was er zu seiner Existenz als Künstler gewissermaßen bedarf. Denn das unterscheidet eine Künstlernatur von der eines gewöhnlichen Nachahmers, daß er das Bewußtsein dessen, was er will, zur Sache mitbringt, auf die Traditionen der Kunst eingeht, ohne in denselben unterzugehen. Die Arbeiten für die Czernowitzer Cathedrale bieten gerade für diesen Punkt einen sehr lehrreichen Beitrag, und wir bedauern sehr, daß sie nicht hier zu einer größeren Ausstellung gekommen sind. Sie hätten zu Erörterungen Anlaß gegeben, die überflüssig sind, wenn sich an dieselben die Anschauung nicht anlehnen kann.

Die bei weitem umfassendste Aufgabe ist dem Bronzegießer Herrn Hollenbach zugefallen: Leuchter zum Hängen und Aufstellen in Dimensionen, wie dies selten vorkommt. Derselbe hat sich dieser Aufgabe in ganz eminenter Weise entledigt. Auf dem Felde, welches Herr Hollenbach vertritt, dürfte derselbe nicht leicht einen Concurrenten in Deutschland haben; es wäre nur zu wünschen, daß sowohl ihm als den Herren Brix und Anders, deren Leistungen schon bei mehreren Gelegenheiten sich in hohem Grade bemerkbar gemacht haben, oft die Gelegenheit zu Theil würde, Gegenstände im großen Stile auszuführen. Wie die Arbeit den Meister bewährt, so giebt sie allein nur dem Techniker Gelegenheit, sich geltend zu machen und zu zeigen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 7. October 1863.

Der Classe wird vorgelegt: „Beiträge zur Erklärung und Kritik des Horatius, I. Die erste Epistel des ersten Buches.“ Von Herrn Prof. Bippart in Prag.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 8. October 1863.

In Verhinderung des Präsidenten führt Herr Hofrath Haidinger den Vorsitz.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 28. August d. J. in Berlin erfolgten Ableben des correspondirenden Mitgliedes Herrn geh. Obermedicinalrathes und Professors Dr. E. Mitscherlich.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. K. M. Diesing übergiebt die erste Abtheilung seiner Revision der Cephalocotyleen, welche die Paramecocotyleen enthält, für die Sitzungsberichte.

Herr A. v. Pelzeln überreicht die Beschreibungen von zwei durch Dr. Krüper bei Smyrna gesammelten Vogelarten: Sitta Krüperi und Saxicola albigularis.

Herr Prof. Oscar Schmidt in Graz dankt mit Schreiben vom 27. Juli d. J. für die ihm zur Herausgabe eines Supplementes zu seinem Werke über „die Spongien

Digitized by Google

des adriatischen Meeres" bewilligte Subvention von 350 fl. und erklärt sich mit den gestellten Bedingungen vollkommen einverstanden.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger berichtet über ein Stück Meteoreisen, welches kürzlich als werthvolle Bereicherung des k. k. Hofmineraliencabinetes eingelangt war. Es ist ein Geschenk der Stadt San Francisco in Californien und wiegt 26 Loth oder 455 Gramm. Der Block, von dem es unter Vermittlung des Staatsgeologen Herrn J. D. Whitney abgeschnitten wurde, wiegt 632 Pfund. Er wurde vom General Carleton von der Stadt Tucson in dem neuen Avizana-Territorium der Vereinigten Staaten nach San Francisco überführt und der Stadt zum Geschenke dargebracht. Es war Freiherr v. Richthofen, der uns Nachricht gab und dessen Fürsprache wir wohl diese werthvolle Erwerbung verdanken. Herr Hofrath Haidinger legt nebst dem eingesandten Eisen selbst noch eine dasselbe begleitende Photographie in nahe dem vierten Theile der natürlichen Größe von 11 1/4 Zoll Wiener Maß, die Größe des Blockes ist 4 Fuß 1 Zoll englisch (3 Fuß 11 Zoll Wiener Maß). Beides wurde persönlich von Herrn Rudolph Jordan aus Halle bis dorthin gebracht und sodann durch Herrn Emil Rohte aus Bremen an Herrn Director Hörnes befördert. Ueber das Eisen selbst bemerkt Herr Hofrath Haidinger, daß es eine von anderen Meteoreisen abweichende, eigenthümliche Structur besitzt, welche sich füglich mit der einen Gebirgsart vergleichen läßt, es ist ein wahrer „körniger Eisenfels". Doch bleibt vieles analog anderen meteoritischen Gesteinen, namentlich die feinen durch das Ganze hindurch zerstreuten Silicattheilchen. Eine Analyse gab bereits Prof. Brash von New-Haven. Vorzüglich sind zwei von diesen Tucson-Eisenblöcken ihrer Größe wegen berühmt. Diese einen nennt Hofrath Haidinger das „Carleton-Tucson-Eisen", während für einen zweiten von 1200 bis 1600 Pfund der Name des „Ainsa-Tucson-Eisens" angewendet wird, der, längst in der Familie Ainsa zu Hermosillo in Sonora aufbewahrt, nun zum Geschenke an die Smithsonian Institution in Washington bestimmt ist. Auch eine Abbildung des Carleton-Tucson-Meteoreisenblockes ist vorbereitet, so wie die sehr lehrreichen Abdrücke der geschliffenen und dann geätzten Schnittfläche.

Ferner giebt Herr Hofrath Haidinger eine Notiz aus einem Schreiben des Herrn k. k. Contreadmirals Freiherrn v. Wüllerstorf-Urbair bekannt über ein von dem letzteren am 10. August d. J. Abends 9 3/4 Uhr in Venedig beobachtetes Meteor. Dasselbe zog von der nördlichen Krone gegen den Scorpion und zeichnete sich durch die 10 Minuten lange Sichtbarkeit eines zurückbleibenden Schweifes aus, der sich schlangenförmig krümmte, und mehr senkrecht gegen die Richtung desselben über die Sterne südöstlich von der Riva abzog. Gleichzeitig erhob sich eine Nordwestbrise. Der abziehende Streifen krümmte sich schlangenförmig, die convexe Seite gegen den Wind. Gewiß ist die gleichzeitige Verzeichnung der Bewegung der Meteorschweife und der an der Erdoberfläche stattfindenden Luftströmungen von großer Wichtigkeit und verspricht höchst anziehende Ergebnisse.

Herr Vicedirector K. Fritsch legt eine Abhandlung vor, betreffend die Eisverhältnisse der Donau in Oesterreich ob und unter der Enns, dann Ungarn. Dieselbe enthält die Ergebnisse der Beobachtungen, welche von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über den Vorschlag des Herrn Hofrathes Haidinger veranlaßt und von den Organen der k. k. Donau-Wasserbauämter angestellt worden sind, nach den Instructionen des Herrn Prof. Arenstein.

Die Beobachtungen, deren Resultate von Herrn Fritsch mitgetheilt werden, umfassen den zehnjährigen Zeitraum 1851/52 bis 1860/61 einschließlich und beziehen sich:

1. auf die Flächenausdehnung des Treib- und Standeises;
2. die Dicke beider Eisbildungen;
3. den Wasserstand;

Digitized by Google

4. die Stromgeschwindigkeit;

5. die Lufttemperatur und andere meteorologische Elemente.

Diese Beobachtungen sind fast ausschließend graphisch dargestellt, theilweise durch Situationspläne bald größerer, bald kleinerer Stromstrecken, Entwürfe von Querprofilen und anderweitige Berichte erläutert. Die Anzahl der Stationen, an welchen derlei Beobachtungen angestellt worden sind, beträgt dreißig, sie vertheilen sich ziemlich gleichmäßig auf die ganze Strecke von Obermühl an der baierischen Grenze bis Mohács in Ungarn.

Eine vollständige Reihe zehnjähriger Beobachtungen liegt nun von den meisten niederösterreichischen Stationen vor. Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile:

A. einen allgemeinen, welcher die constanten Verhältnisse darstellt, welche sich aus mehrjährigen Beobachtungen für die ganze Stromstrecke sowohl als für die einzelnen Stationen ergeben;

B. einen besonderen, welcher eine prägnante Geschichte der Vorgänge bei jeder Station und in jedem Jahrgange enthält und eine übersichtliche Zusammenstellung für jeden Jahrgang.

Die Ansichten, welche Herr Fritsch aus seinen eigenen, bei Wien durch eine Reihe von mehr als zehn Jahren hindurch angestellten Beobachtungen über die Vorgänge auf der Donau im Winter gewonnen und in einer früheren Abhandlung veröffentlicht hat, können nach den neuerlichen umfassenderen Untersuchungen für die ganze Stromstrecke, auf welche sich die Stationen vertheilen, als gültig angenommen werden.

Eine geschlossene Eisdecke kommt immer nur zu Stande, wenn der Durchzug des Treibeises gehemmt ist. Nur dann „stellt sich der Eisstoß", er stellt sich leichter an den unteren als oberen Stationen, weil dort die Stromgeschwindigkeit kleiner und die Mächtigkeit der Eisfladen größer ist. Locale Modificationen spielen indeß hiebei eine große Rolle. So z. B. kam der Eisstoß binnen zehn Jahren bei Melk nur einmal, bei Fischamend hingegen siebenmal zum Stehen.

Treibeisperioden kommen in jedem Winter vor und können sich selbst einigemale wiederholen. Sie vertheilen sich auf die Monate November bis März einschließlich. Sie sind gewöhnlich von kurzer Dauer und erst auf drei derselben fällt eine Eisstellung.

Letztere wurde am frühesten am 22. December, am spätesten am 13. Februar beobachtet. Die Eisstellung hat fast immer eine plötzliche und mitunter beträchtliche Stauung des Donauwassers zur Folge, von welcher das Zusammendrängen der Eisfladen die Ursache ist. Im äußersten Falle hat man die Mächtigkeit der zusammengeschobenen Eismassen zu 17 Fuß bestimmt.

Diese Stauung des Donauwassers erhält sich gewöhnlich während der ganzen Dauer der geschlossenen Eisdecke, welche von einigen Tagen bis zu zwei Monaten anwachsen kann. Vor dem Eisdurchbruche und selbst bei der folgenden Thauflut wird der Wasserstand in der Regel unerheblich erhöht, wenn also eine Gefahr der Ueberflutung der Ufer vorhanden ist, so läßt sie sich schon bei der Eisstellung erkennen.

Die Treibeisbildung beginnt an allen Stationen um dieselbe Zeit, das letzte Treibeis verschwindet aber an den oberen Stationen entschieden früher als an den unteren, so wie sich auch die größte Treibeismenge in der Zwischenzeit dort früher als hier einstellt. Für alle diese Ergebnisse hat Herr Fritsch die Ursachen erörtert.

Bei der ersten Eisstellung hingegen tritt der locale Einfluß sehr in den Vordergrund, er hat zur Folge, daß sich an einer Station der Stoß um mehrere Tage und selbst Wochen später stellt als an den anderen, ja die Eisstellung nicht selten ganz unterbleibt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Päpstin Johanna.

(Nach v. Döllingers „Papstfabeln des Mittelalters". Zweite Auflage. München, 1863.)

♋ Die Päpstin Johanna hat das Interesse, das sich an sie als Phänomen im Gebiete der historischen Kritik knüpft, noch nicht verloren. Die Litteratur über sie zieht sich bis in die jüngste Zeit herein; noch in den Jahren 1843 und 1845 sind zwei Schriften über diese Materie von zwei niederländischen Gelehrten und eine dritte, italienische, erschienen. In Deutschland wird wenigstens unter den „Geschichtskundigen" nicht leicht jemand sich beigehen lassen, die Existenz der Päpstin noch ernstlich zu behaupten; er müßte denn allen Regeln geschichtlicher Kritik Hohn sprechen. Aber mit der Verweisung der Sache in das Reich der Fabel ist noch nicht alles gethan. Das Räthsel, wie diese seltsame Sage entstanden sei, bleibt dabei immer noch ungelöst.

Alle bisher versuchten Erklärungen aus gleichzeitigen Thatsachen scheitern schon an dem Umstande, daß die Sage in einer viel späteren Zeit entstand, wo die Erinnerung an Ereignisse und Zustände des 9. und 10. Jahrhunderts längst verblaßt war, höchstens noch bei einzelnen Gelehrten sich fand und also nicht sagenbildend wirken konnte. Es steht nämlich fest, daß die Sage von der Päpstin, wenn sie auch schon etwas früher im Munde des Volkes umlief, doch nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet worden ist. Der Beweis läßt sich allerdings erst in unserer Zeit mit Sicherheit führen, denn erst seit vierzig Jahren sind alle mittelalterlichen Handschriftenvorräthe in ganz Europa mit einer noch nie dagewesenen Sorgfalt durchforscht, ist jeder Bibliothekswinkel durchsucht und ist eine erstaunliche Menge von bisher unbekannten historischen Denkmälern ans Licht gezogen worden. Gleichwohl ist keine einzige Erwähnung der Sage von der Päpstin entdeckt worden, die über das Ende oder höchstens die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaufreichte. Wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß in der gesammten sowohl abendländischen als byzantinischen Litteratur die vier Jahrhunderte von 850 bis 1250 jede, auch die leiseste Beziehung auf das Ereigniß mit der Päpstin fehlt, obwohl dasselbe gleich in den Anfang dieser Periode fallen soll.

Der erste, der die Sage aufgenommen hat, ist der Verfasser einer Chronik, auf welche sich Stephan de Bourbon, ein französischer Dominicaner, geboren gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, gestorben 1261, beruft. Diese bisher unbekannte Chronik kann nur die des Dominicaners Jean de Mailly, eines Zeitgenossen Stephans gewesen sein; dieser aber hat die Sage, das läßt sich ziemlich sicher annehmen,

Digitized by Google

aus dem Volksmunde aufgenommen. Wir können also als Thatsache festhalten: erst um das Jahr 1240 oder 1250 ist die Sage von der Päpstin schriftlich verzeichnet worden, ist sie in Geschichtswerke übergegangen. Doch vergingen noch einige Decennien, ehe sie eigentlich in Umlauf kam und wirkliche Verbreitung fand. Als vornehmstes Werkzeug zur Verbreitung der Sage hat die Chronik des Martinus Polonus gedient. Dieses Buch, welches eine synchronistische Geschichte der Päpste und der Kaiser in der Form trockener, mechanisch und völlig kritiklos gesammelter biographischer Notizen giebt, hat einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Chronisten und Geschichtsschreiber seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts, überhaupt auf die Denkweise des späteren Mittelalters geübt; doch war die Wirkung des ganz ungeschichtlichen, mit Fabeln angefüllten Buches eine überwiegend nachtheilige.

Die Stellung des Martinus Polonus aber mußte insbesondere seiner Geschichte der Päpste eine gewisse Autorität verschaffen. Aus Troppau gebürtig, Dominicanermönch, war er lange päpstlicher Caplan und Pönitentiar, lebte als solcher natürlich am päpstlichen Hofe und starb als ernannter Erzbischof von Gnesen. Sein Buch galt daher gewissermaßen als die officielle, von der Curie selbst ausgegangene Papstgeschichte. Um so bereitwilliger und vertrauensvoller nahm man denn auch die Geschichte der Päpstin auf, die man bei Martin fand. Die Gestalt, in der die Sage hier erscheint, ist die herrschende geworden, und die meisten haben sich begnügt, die Stelle aus seiner Chronik wörtlich zu copiren. Gleichwohl hat Martin, wie sich aus den ältesten Handschriften nachweisen läßt, von der Päpstin nichts gewußt oder doch nichts gesagt. Erst einige Jahre nach seinem Tode hat man angefangen, die Sage in sein Buch einzuschieben. Diese unzweifelhafte Einrückung der Päpstin ist bereits in der Zeit von 1278 bis 1312 erfolgt; denn Polomeo von Lucca, der sein Geschichtswerk im Jahre 1312 vollendet hatte, bemerkt: Alle, die er gelesen, ließen Benedict III. auf Leo IV. folgen; nur Martinus Polonus setze den Johannes Anglicus dazwischen. Die Nachricht von der Päpstin war offenbar dermalen bereits aus der Glosse in den Text Martins zwischen Leo IV. und Benedict III. eingeschoben und wurde von nun an insbesondere von Dominicanern und Minoriten eifrig verbreitet.

Natürlich betrachtete man allgemein das Ereigniß als ein für den römischen Stuhl, ja für die ganze Kirche höchst schimpfliches. Die Päpstin hatte 2½ Jahre regiert, hatte eine Menge Functionen vorgenommen, welche nun alle nichtig und kraftlos waren, und dazu noch die Schmach des Gebärens auf offener Straße. Man konnte sich kaum etwas Entehrenderes für den Stuhl des Apostels, ja für die ganze Christenheit denken. Welchen Hohn mußte diese Geschichte bei den Mohamedanern hervorrufen.

Der Eifer, der plötzlich am Schlusse des 13. Jahrhunderts entstand, die Fabel als Geschichte geltend zu machen und in die Handschriften einzuschwärzen, ist allerdings sehr auffallend, zumal die Sache hauptsächlich von den dem römischen Stuhle sonst so ergebenen Dominicanern und Minoriten ausgegangen. Sie waren es ja,

Digitized by Google

besonders die ersteren, welche die Exemplare des Martinus Polonus zuerst so vervielfältigten und dadurch die Fabel überall hin verbreiteten. Die Zeit, in der dies geschah, erklärt indeß das Räthsel. Es war die Zeit Bonifacius' VIII., der den beiden Orden nicht gewogen war, dessen ganze Richtung ihnen mißfiel. Man erkennt dies an den ungünstigen Urtheilen, welche die Dominicaner-Historiker über ihn fällten, in der Stellung, welche sie beim Ausbruche des Streites zwischen ihm und Philipp dem Schönen einnahmen. Man bemerkt, daß seit diesem Zeitpunkte, der überhaupt der des sinkenden päpstlichen Ansehens ist, die Historiker der geistlichen Orden Aergernisse in der Geschichte der Päpste mit einer gewissen Vorliebe erwähnen und ausmalen.

Im 15. Jahrhundert taucht kaum mehr ein Zweifel auf. Gleich im Beginne desselben wird in der Cathedrale zu Siena die Büste der Päpstin in der Reihe der übrigen Päpste angebracht und niemand nimmt Anstoß daran. Die Kirche von Siena gab nachher dem römischen Stuhle drei Päpste — keiner dachte daran, das Aergerniß beseitigen zu lassen. Erst 200 Jahre später wird auf dringendes Begehren des Papstes Clemens VIII. Johanna in den Papst Zacharias verwandelt. Als Huß auf der Synode von Constanz seine Lehre durch Berufung auf den Fall mit der Agnes, welche zur Päpstin Johanna geworden, bekräftigte, erfolgte von keiner Seite ein Widerspruch. Selbst der Kanzler Gerson bedient sich des Ereignisses als eines Beweises, daß die Kirche in Thatsachen irren könne und die Theologen der Schule suchen sich mit demselben auseinanderzusetzen, ihr System von der Kirche und der Stellung des Papstes in der Kirche darnach einzurichten. Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., hatte den Hussiten noch erwidert: Die Geschichte sei doch nicht gewiß. Aber sein Zeitgenosse, der große Vertheidiger der päpstlichen Allgewalt, Cardinal Torquemada, nimmt es unbeschadet seiner Theorie als notorisch an, daß einmal ein Weib von allen Katholiken als Papst angesehen worden sei.

Erst Aventin in Deutschland und Onufrio Panvinio in Italien erschüttern den allgemeinen Wahn. Aber noch im Jahre 1575 setzt der Minorit Rioche in seiner Chronik den Zweiflern die Versicherung der gesammten Kirche entgegen.

Geht man der Entstehung und Ausbildung der ganzen Sage auf den Grund, so zeigt sich, daß die Päpstin anfänglich namenlos ist. Die ersten Berichte bei Stephan de Bourbon und in der Compilatio chronologica bei Pistorius wissen noch nichts von einer Johanna. Ihren Mädchennamen entdeckte man erst spät etwa Ende des 14. Jahrhunderts. Sie hieß Agnes, unter welchem Namen sie besonders bei Huß eine sehr wichtige und brauchbare Persönlichkeit war, oder Gilberta, wie andere, z. B. Boccaccio, wußten. Für den Papst war bald ein Name gefunden; man nahm den gewöhnlichsten, Johannes. Päpste dieses Namens hatte es schon sieben vor 855 gegeben und in der Zeit, in der die Sage sich verbreitete, zählte man schon einundzwanzig.

Aehnlich verhielt es sich mit der Zeit, in der sie gelebt hatte. Die Volkssage befaßte sich natürlich mit dieser Frage nicht. Aber der erste Zeuge, der sie erwähnt,

Digitized by Google

giebt auch schon eine Zeitbestimmung. Das Ereigniß, sagt Stephan de Bourbon, trug sich um das Jahr 1100 zu. Er versetzte es also merkwürdigerweise in dieselbe Zeit, in der zuerst der Gebrauch der durchbrochenen Stühle bei der Inthronisation des neuen Papstes erwähnt wird. Nachher hat man ihr allgemein das Jahr 855 angewiesen, bloß weil eine ganz äußerliche Lücke im Texte des Martinus Polonus die Einschiebung an dieser Stelle gestattete.

Stephan de Bourbon weiß noch nichts von England, Mainz, Athen; das Weib ist noch keine große Gelehrte und Professorin, sondern nur eine geschickte Schreiberin oder Concipistin; sie wird daher Notarius der Curie, dann Cardinal und Papst. Ein Jahrhundert später bei Amalricus Augerii, ist das alles nun schon phantastisch erweitert und ausgemalt. Zu Athen ist sie durch sorgfältiges Studium sehr subtil geworden; da hört sie von dem Zustand und dem Rufe der Stadt Rom, geht dahin, wird nicht Notarius, sondern Professor, zieht viele und große Schüler, führt dabei ein höchst ehrbares Leben, wird allgemein ihres Lebens wie ihrer Gelehrsamkeit wegen gefeiert und so einstimmig zum Papste gewählt. Sie verharrt nun noch einige Zeit in ihrer ehrbaren und frommen Lebensweise, allein später wird sie durch allzu gute Nahrung üppig, durch satanische Versuchung zu Falle gebracht und wird von einem Vertrauten schwanger.

Besonders auffallend ist die Verschiedenheit der Katastrophe. Drei oder vier Versionen finden sich darüber. Nach der ersten bei Stephan von Bourbon scheint es, daß die Päpstin, gleich nach ihrer Wahl schon schwanger, bei dem Zuge, als sie zum Lateranpalatium hinaufging, gebar. Das römische Gericht läßt sie sofort mit den Füßen an die Füße eines Pferdes binden und sie zur Stadt hinausschleifen, worauf sie vom Volke gesteinigt wird. Mit diesen Angaben steht indeß Stephan ganz allein. Die gewöhnliche Erzählung, wie sie aus dem interpolirten Martinus Polonus in die späteren übergegangen ist, läßt sie nach einer ruhigen Regierung von mehr als zwei Jahren bei der Procession auf der Straße gebären, sofort aber darüber sterben und gleich an derselben Stelle begraben werden. Ganz anders wieder bei Boccaccio, bei welchem alles ziemlich friedlich und ohne Todesfall abgeht, die entthronte Päpstin nur einige Thränen vergießt und sich dann ins Privatleben zurückzieht.

Weiter ausgesponnen erscheint die Katastrophe in einer handschriftlichen Chronik der Aebte von Kempten; da heißt es: „zu diesem Papst Johannes, der ein Weib war und hintennach mit einem Kind ging, kam der böse Geist und sprach: O du Papst, der du sollst sein ein Vater unter allen andern Vätern hier, du wirst offenbaren in deiner Geburt, daß du eine Päpstin bist, darum werde ich dich mit Seele und Leib zu mir nehmen und zu meiner Gesellschaft". Doch wurde auch eine mildere, versöhnende Lösung gesucht: es war ihr in einer Offenbarung die Wahl gelassen worden, ob sie irdische Schmach erdulden oder ewiger Verdammniß verfallen wolle. Sie hatte das erstere gewählt und so war die Entbindung und der Tod auf offener Straße erfolgt.

Digitized by Google

Auch sonst noch knüpfen sich dann an die einmal geglaubte Päpstin manche Fabeln. Sie sollte, hieß es, durch besonderen Beistand des Satans es zur päpstlichen Würde gebracht und daher auch ein Buch über Nekromantie geschrieben haben. Man hatte früher in den Missalen eine größere Zahl von Präfationen gehabt; die spätere Verminderung derselben, deren Urheber und Ursachen man nicht kannte, wurde demnach damit erklärt, daß es die Päpstin gewesen sei, welche die ausgemerzten verfaßt habe.

Was den Ursprung der Sage überhaupt anbelangt, haben vier Dinge zur Erzeugung und Ausmalung derselben zusammengewirkt: der Gebrauch durchbrochener Seffel bei der Einsetzung eines neu gewählten Papstes, ein Stein mit einer Inschrift, den man für ein Grabdenkmal nahm, eine an demselben Orte gefundene Statue mit Gewändern, die man für weibliche nahm, und die Sitte, bei Processionen mit Vermeidung einer auf dem Wege befindlichen Straße einen Umweg zu machen.

Die Statue mit der Figur eines Kindes soll eher männliche als weibliche Züge gehabt haben (genaue Auskunft fehlt, da Sixtus V. sie wegschaffen ließ). Die Figur trug einen Palmenzweig, und man glaubt, sie habe einen Priester mit einem dienenden Knaben oder eine heidnische Gottheit vorgestellt. Aber die weiten Gewänder und die dazu gehörige Figur des Knaben erzeugten beim Volke die Vorstellung, es sei eine Mutter mit ihrem Kinde. Der dort befindliche Denkstein war vermuthlich von einem jener Mithraspriester gesetzt, welche den Titel Pater Patrum führten, wie denn der Mithrasdienst seit dem 3. Jahrhundert nach Christo in Rom besonders beliebt und verbreitet war. Die Inschrift lautete wahrscheinlich: Pap. Pater Patrum P. P. P., d. h. Papirius (?) Pater Patrum propria pecunia posuit. Nun ward aber die Statue mittelst der Inschrift und diese durch die Statue erklärt. Man las letztere: „Papa Pater Patrum peperit papiria papellum“ oder ähnlich, und der Stein hatte sich als Grabstein der unglücklichen Päpstin ausgewiesen.

Wenn die Inschrift auf dem Steine besonders die Geistlichen und die gebildeten Laien beschäftigte, so wurde die Phantasie des Volkes hauptsächlich durch die an öffentlichem Orte befindlichen, stets allgemein sichtbaren Stühle erregt, auf welche jeder neu gewählte Papst bei der feierlichen lateranischen Procession sich einmal niederließ. Seit Paschalis II., 1099, wird dieser Gebrauch erwähnt. Die beiden Stühle aus röthlichem Porphyr hatten, scheint es, in römischer Zeit in einem öffentlichen Bade gestanden und waren dann in das Oratorium S. Sylvesters neben dem Lateran gekommen. Hier pflegte sich nun der Papst zuerst auf den rechts stehenden, dann auf den andern zu setzen, wobei ihm verschiedene Insignien angelegt wurden. Dieses Sitzen hatte die Bedeutung des Besitzergreifens und es war ein ganz zufälliger Umstand, daß die steinernen Sitze durchbrochen waren. Man hatte sie gewählt wegen der altrömischen Gestalt und der schönen Farbe des Steines. Jedem Fremden, der nach Rom kam, mußte jedoch die seltsame Figur derselben auffallen; daß sie ehemals zum Gebrauch in einem Bade bestimmt

Digitized by Google

waren, wußte niemand mehr. Der neue Papst, erfuhr man, setzt sich nur dieses eine Mal in seinem Leben auf diesen Stuhl, und das ist die einzige Bestimmung dieses Stuhles. Die symbolische Bedeutung der Sache und der damit verbundenen Ceremonien war dem Volke fremd und unbekannt. Es ersann sich seine eigene Erklärung, eine Erklärung, wie sie eben der Volkswitz zu geben pflegt. Der Stuhl ist hohl und durchbrochen, hieß es, damit die Gewißheit erlangt werde, daß der Papst ein Mann sei; die weitere Frage, warum es dessen bedürfe, erzeugte die Erklärung, es sei wirklich einmal ein Weib Papst geworden. Sofort war nun der dichtenden Sage ein Feld eröffnet; die Täuschung, die Katastrophe der Entdeckung, das alles wurde nun im Munde des Volkes ausgemalt, denn die Sage liebt die grellsten Contraste.

Ob nun die dem durchbrochenen Sitze gegebene Bedeutung Einfluß geübt auf die Erklärung der Statue und der Inschrift, oder ob umgekehrt diese beiden Gegenstände die Veranlassung gegeben, daß die Sage von den mit dem Stuhle verknüpften Ceremonien entstand — das läßt sich natürlich nicht mehr bestimmen. Wir sehen nur, daß die Erklärung der drei Objecte so alt wie die Sage von der Päpstin selber ist. Bald fand man eine weitere Bestätigung in einem an sich unbedeutenden Umstande, für den sich eine ganz natürliche Erklärung darbot. Man bemerkte, daß die Päpste bei Processionen zwischen Lateran und Vatican eine auf dem Wege liegende Straße nicht betraten, sondern einen Umweg durch andere Straßen machten. Die Ursache war einfach die Enge der Straße. Aber in Rom, wo bereits die Päpstin in der Phantasie der Menge spukte, entdeckte man bald, daß dies geschehe zum Andenken an die in dieser Straße eingetretene Entbindung der Päpstin, um den Abscheu vor der gerade auf dieser Stelle erfolgten Katastrophe auszudrücken.

Von den vielen Beispielen, welche zeigen, wie leicht eine Volkssage oder eine sagenhafte Erklärung durch einen Gegenstand hervorgerufen wird, sobald an demselben nur irgend etwas in den Augen des Volkes auffallendes, etwas die Phantasie anregendes wahrgenommen wird, sei bloß der Bigamie des Grafen von Gleichen gedacht, welche noch jetzt von Unzähligen für wahr gehalten wird.

Ein Graf von Gleichen soll im Jahre 1227 mit dem Landgrafen von Thüringen nach Palästina gezogen und dort in saracenische Gefangenschaft gerathen sein. Aus dieser durch die Tochter des Sultans befreit, habe er sich, heißt es, obgleich seine Gattin noch lebte, kraft einer Dispensation des Papstes Gregorius IX. mit der Prinzessin vermählt und die drei Gatten hätten in ungestörtem Frieden noch viele Jahre zusammen gelebt. Bekanntlich wurde selbst das breite Ehebett des Grafen und seiner beiden Frauen noch lange gezeigt.

Die Sage wird zum ersten Male erwähnt im Jahre 1584, also vierthalb Jahrhunderte später, aber von da an wird ihrer in zahlreichen Schriften gedacht. Die Veranlassung zu derselben hat auch hier ein Grabstein gegeben, auf dem ein Ritter mit zwei weiblichen Gestalten abgebildet ist — wahrscheinlich das Monument eines 1494 gestorbenen Grafen von Gleichen und seiner beiden Gattinnen.

Digitized by Google

Die eine von diesen trägt einen eigenthümlichen mit Sternen geschmückten Kopfputz. So bald nun die an diese Figur anknüpfende Sage ihr Gespinnst zu weben begonnen, mehrten sich die Reliquien und Wahrzeichen. Nebst der Bettstelle wurde ein Kleinod gezeigt, welches der Papst der „Türkin" verehrt habe, ein ihr gehöriger Turban; nach dem Schlosse führte ein „Türkenweg", dort befand sich eine „Türkenstube" — alles jedoch erst im 17. Jahrhundert. Früher wußte kein Mensch ein Wort von der Geschichte und den Reliquien.

Am Riesenthore der Stephans-Kirche in Wien ist in der Höhe ein Jüngling angebracht, der seinen verletzten Fuß auf das andere Knie zu stützen scheint. Daraus ist die Sage gesponnen worden: der Baumeister Pilgrim habe seinen Schüler Puchsprum, dem, als Lehrling noch, die Führung des zweiten Thurmbaues aufgetragen worden, aus Neid vom Gerüste herabgestürzt. In gleicher Weise gehört denn auch die Fabel von der Päpstin zu den römischen Localsagen, deren im Mittelalter ein ganzer Cyclus existirte und deren viele ihre Genesis einem ganz äußerlichen Umstande verdanken.

Ueber die Gegensätze zwischen Ocean und Archipelagus.

Von Dr. J. R. Lorenz.

II.

(Schluß.)

Es soll in den nachfolgenden Zeilen der Versuch gemacht werden, die im ersten Artikel angedeuteten Aufgaben und die Methode ihrer Lösung etwas mehr zu präcisiren, wobei die Absicht vorschwebt, für die archipelagischen Gewässer ähnliche Leistungen hervorzurufen, wie sie für die oceanischen Gebiete durch Maury angebahnt wurden. Zu diesem Zwecke mögen für jede Kategorie von Beobachtungen zuerst die speciellen Ziele derselben, dann die daraus hervorgehenden Methoden der Erhebungen und Aufzeichnungen und endlich die Art und Weise angedeutet werden, nach der man die Resultate in ähnlicher Weise graphisch darstellen könnte, wie es in Maury's Karten für den Ocean geschieht. — Wind und Wetter und Strömungen nehmen — nachdem die astronomisch-magnetischen Observationen für den Archipelagus geringere Bedeutung haben und überdieß doch nicht anders vorgenommen werden können, wie überall zu Wasser und zu Land — hier den ersten Rang ein.

a) Wind und Wetter. Anstatt jener Maury'schen Karten, welche sich auf Wind und Wetter beziehen (nämlich: Pilot-Charts, Wind and Current-Charts, Storm- and Rain-Charts), müssen für den Archipelagus andere Aufzeichnungen und Darstellungen schon deßhalb platzgreifen, weil jene Maury'schen Wegweiser auf die oceanische Gleichförmigkeit in den atmosphärischen Erscheinungen basirt

Digitized by Google

sind, eine Basis, die uns im Archipelagus ganz im Stiche lassen würde. Wenn wir z. B. in den Kreisen der Maury'schen Pilot-Charts lesen, daß auf einem bestimmten Flecke des Oceans in irgend einem Monate, z. B. im September unter 200 beobachteten Fällen 150 Mal ein Nordost durch acht Stunden voll geweht, also dieser Wind entschieden vorgeherrscht habe, so können wir zuversichtlich annehmen, daß dies überhaupt für die dortige Gegend, für denselben Monat in jedem Jahre, Tag und Nacht hindurch gelte. Dieselbe Zuversicht verschaffen uns die oceanischen Windkarten, aus deren farbigen Schweifen wir für jeden Monat des Jahres die herrschenden Winde und ihre Reihenfolge ablesen können. Ganz ähnlich ist es mit den Sturm- und Regenkarten, deren Prophezeiungen auch für die durchschnittliche Witterungsgestaltung ganzer Monate gelten. In unserem Archipelagus aber brauchen wir dergleichen Anweisungen auch für die einzelnen Tageszeiten, da häufig gewisse Windrichtungen und Witterungstypen nach dem Stande der Sonne im Tagesbogen einander ablösen, während wieder andere, davon unabhängig, Tage lang constant bleiben. Für die Methode der Beobachtung ergiebt sich daraus, daß täglich, außer den allgemein bekannten Wendestunden, auch etwa eine Stunde vor und eine Stunde nach Sonnenaufgang und Untergang, dann je nach der Länge des Tages, ein bis zwei Stunden vor und nach Mittag und Mitternacht die Richtung des Windes und der Charakter des Wetters, sammt den am Horizonte und an den Küstenbergen etwa bemerkbaren Wetteranzeichen notirt werden müssen, bis man für jeden Abschnitt des Archipels, der einen eigenthümlichen Witterungsgang besitzt, die Gesetze, die Ursachen und Anzeichen desselben kennt. Zu diesem letzteren Zwecke müssen nothwendig auch Beobachtungen am Thermometer, Psychrometer und Barometer angestellt werden.

Ich würde aber vorschlagen, die entscheidenden Stunden, in denen für jede Jahreszeit diese letzteren Ablesungen am wichtigsten sind und am besten zur Voraussicht des Wetters benützt werden können, vorerst durch mehrjährige Aufzeichnungen von verläßlichen Autographeninstrumenten (etwa mit Anwendung der Photographie) an den Ufern und auf einigen Inseln auszumitteln und erst dann auf dieser Grundlage eine Instruction über die Zahl und Stunden der an Bord anzustellenden Beobachtungen dieser Kategorien zu erlassen.

Pola, Fiume, Zengg, Zara, Spalato, Ragusa am Festlande, dann die Inselorte Lussin piccolo, Lesina, Lissa wären die geeignetsten Plätze um derlei Autographen aufzustellen.

Zur vollständigen Charakterisirung von Wind und Wetter nach praktischen, nicht bloß allgemein meteorologischen Gesichtspunkten halte ich es für sehr nöthig, die Winde in einem Archipelagus nicht nur nach den Strichen des Compasses, sondern nach den, ohnedieß unter den Localschiffern gebräuchlichen Unterscheidungen (wie Scirocco, Bora, Maestral ꝛc. ꝛc.) nicht nur zu benamen, sondern auch aufzufassen und zu beurtheilen. Ueberall giebt es gewisse Winde, welche auf eine längere Zeit den ganzen Witterungsgang beherrschen und demselben einen ganz bestimmten Charakter ertheilen.

Digitized by Google

So unterscheidet Jung und Alt, Landmensch und Seemann in unseren Gewässern eine Scirocco-Witterung, Bora-Witterung, Maestral-Witterung; aber Niemanden wird es einfallen, von einer Libecchio- oder Ponente-Witterung zu sprechen, obgleich es Libecchio- und Ponente-Winde giebt. Solche Benennungen der Winde als Witterungserzeuger sagen weit mehr und wichtigeres, als der bloße systematisch bezeichnete Windstrich (Nord, Nordost ꝛc. ꝛc.) ausspricht; denn die ersteren bezeichnen für den Localkundigen stillschweigend auch schon den Ursprung [1], den zurückgelegten Weg, den ganzen Charakter und Verlauf der vom Winde mitgebrachten oder hervorgerufenen Witterung nach Temperatur, Feuchtigkeit, Regenmenge ꝛc., ja mitunter selbst den Gang der Strömungen und Fluthen, die sich nicht nach dem momentanen Windstriche, sondern nach dem Gesammthabitus der herrschenden Witterung ändern, dann auch den Wellengang. Der Windstrich hingegen bezeichnet in einem Archipelagus gar wenig, da oft ein und derselbe Luftstrom durch die Richtungen der Canäle in verschiedene Striche gedrängt wird, so daß z. B. nicht selten Scirocco und Bora nahezu aus derselben Richtung wehen (Canale di Maltempo). Diese Unterscheidungen müssen, bis auf die ganz localen Küstenwinde (z. B. Tramontana von Priluka, Bora von Zengg, Venti da Provenza u. s. w.) ausgedehnt werden.

Gehen wir nun an die kartographische Darstellung archipelagischer Wind- und Wetterverhältnisse, so können wir dieselbe an die von Maury in den Spurkarten eingeschlagene Methode anschließen, insoferne sich auch im Archipelagus der Weg des Fahrzeuges durch eine nach der Jahreszeit und dem Monate verschieden gefärbte façonnirte Linie, die jedesmal beobachtete Windrichtung, Windstärke und etwaige Zuthat von Niederschlägen ꝛc. durch verschieden geformte Windschweife ausdrücken läßt. Es kommen aber für den Archipelagus noch zwei andere wichtige Momente hinzu; die Tageszeit, und der gleichzeitig herrschende allgemeine Witterungstypus. Die erste läßt sich leicht dadurch anzeigen, daß der Windschweif am Kopfe einen kleinen Kreis (Ringelchen) erhält, von welchem ein gerader Strich in derjenigen Richtung absteht, in welcher der Zeiger einer 24stündigen (italienischen) Uhr zur selben Stunde stehen würde, wobei übrigens wohl je zwei und zwei Stunden zusammen genommen werden können. So würde z. B. ⚲ andeuten: Nordostwind Nachmittags zwischen ein bis zwei Uhr.

Nun ist noch zu bedenken, daß dieser Nordostwind durchaus keine Bora zu sein braucht; es kann sogar möglicherweise der allgemeine Witterungscharakter scirroccal sein, mit tiefgehenden bleigrauen Wolken, die aus Südost heraufziehen, mit Regen und rundbauchigen Deiningen u. s. w., wobei auch sogar weiter draußen in See Schiffe vor wirklichem wehenden Südostwinde heraufsegeln. Unser Nordost ist dann nur eine locale Luftströmung, etwa aus einem Passe des Ufergebirgs

[1] Ein Scirocco kommt bekanntlich aus Africa über das Mittelmeer; ein Süd- oder Südostwind aber, was allerdings auch die Richtung des Scirocco ist, kann auch bloß aus den Appeninen auf die Adria herabwehen, und Niemand heißt ihn dann Scirocco, weil er nicht die sonstigen charakteristischen Eigenschaften desselben mit sich bringt.

Digitized by Google

herauskommend oder von einem Schneegebirge her unter dem Scirocco sich durchdrängend. Um also unserem Windschweife die rechte Rolle zuzutheilen, muß noch ein Zeichen zugefügt werden, welches bedeutet: „allgemeiner Witterungscharakter sciroccal".

Zu den Andeutungen dieser letzten Art wird es dienlich sein, die Windschweife mit eigens dazu bestimmten conventionellen Farben zu zeichnen (während sie in Maury's Spurkarten die Farbe der Spurlinie haben). Da für die Spurlinien nur die Farben: schwarz, grün, roth, blau angewendet werden, könnte man für die Witterungstypen die Nüancen von gelb, gelbbraun, rothbraun, chokoladebraun bis lila wählen.

Wäre also z. B. unser eben gezeichneter Windschweif gelb auf grüner, ganz ausgezogener Spurlinie, so würde er anzeigen: daß im Frühlinge, und zwar im Monat März, zu der von dem Zeiger gewiesenen Tageszeit der fragliche Wind (etwa ein Nordost) bei übrigens allgemeinem Sciroccal-Wetter geweht habe.

In die Karten einzutragen wären ferner auch die Grenzen der Wirkungssphäre localer Winde. Da manche derselben (Paß- und Fallwinde) von der Richtung, Configuration, Bewaldung u. s. w. der Küstengebirge abhängen, wäre auch in den Seekarten die Terrainsschraffirung der Küsten so weit landeinwärts auszudehnen, daß man noch alle jene Bergzüge, Kämme, Pässe, Schluchten u. s. w., welche von wesentlichem Einflusse auf den Ursprung und die Richtung localer Winde, Gewitter u. s. w. sind, daraus entnehmen kann; während die bisherigen Seekarten sich auf die Darstellung der unmittelbaren Ufer nach ihrer Zugänglichkeit und als Landmarken beschränken. Es wäre aber ein Irrthum, wenn man glaubte, alles was von Wind und Wetter im Archipelagus von Wichtigkeit ist, in Gestalt von Karten darstellen zu können, wie es für den Ocean wohl möglich ist. Im Archipelagus gelten manche Regeln und Vorzeichen, manche sehr wichtige ursächliche Beziehungen zwischen dem vorhergehenden und nachfolgenden Winde, oder zwischen dem gleichzeitig in verschiedenen Abschnitten des Inselmeeres herrschenden Wetter u. s. w., welche sich wohl präcise in Worte fassen, aber nicht ohne Ueberladung in Karten darstellen lassen. Es wird daher immer nothwendig bleiben — wie es auch im Portolano bisher sehr zweckmäßig geschehen — sich das archipelagische Gebiet in natürliche Sectionen unterzutheilen und für jede derselben monographisch sowohl die meteorologischen als auch alle anderen hydrographischen Eigenthümlichkeiten abzuhandeln.

b) Die Strömungskarten würden bei uns eine Aufgabe haben, welcher nicht, wie in Maury's Karten, für jeden beliebigen Punkt bloß durch einen einfachen Pfeil genügt werden könnte.

Vor allem wäre die dalmatinische Hauptströmung, deren Existenz, allgemeine Richtung und Hauptarme bereits sicher bekannt sind, auch nach ihrem noch ganz in Dunkel gehülltem Ursprunge, nach ihren wahrscheinlich periodischen Abänderungen, nach ihrem Tiefgange und nach ihrer Beeinflußung durch die anderen Strömungen zu erforschen. Von diesen letzteren müßten die oberflächlichen Driften, und die

Digitized by Google

„Ligazzi" vorzüglich nach ihrer Abhängigkeit vom Luftdruck und Windtrieb, der gleichzeitig in den communicirenden Meeresarmen und Weitungen herrscht, untersucht werden. Ueber den Gang der Ebbe und Fluth sind correspondirende Beobachtungen an möglichst vielen Punkten — wo thunlich durch Autographen, dergleichen bisher nur einer in Triest besteht — sehr dringend nothwendig, denn es ist leider wahr, daß man — wenigstens für die dalmatinischen Gewässer — in dieser Richtung noch gar nichts gethan hat. Für den Quarnero habe ich durch mehrjährige Beobachtungen in Fiume und Abbazia, die probeweise durch zwei Wochen auch an sechs anderen Punkten (Farasina, Malinska, Besca, Lussin piccolo, Cigale, Lesina) in übereinstimmender Weise und gleichzeitig angestellt wurden, den Gang der Gezeiten erkundet, und denselben so sehr abweichend von allen bisher gangbaren Angaben, zugleich aber so ganz entschieden gesetzmäßig und constant und so einflußreich auf die anderen strömenden Bewegungen des Meeres gefunden, daß man nicht umhin können wird, diese Erscheinung auch weiter südwärts längs Dalmatien und ins Mittelmeer zu verfolgen und ihren Ursprung aufzusuchen, was nur durch größtmögliche Ausdehnung der Beobachtungen gelingen kann.

Jede der nun genannten Strömungen ist aber auch nach ihrem Verhältnisse zu allen anderen zu beobachten, da, wie schon früher erwähnt, hier die eine, dort die andere bei diesem oder jenem Winde, bei dieser oder jener Concurrenz sich gabelt, sich in die Mitte oder an die Ufer drängt, oder gar einen Unterstrom bildet. Dies alles betrifft nur die Lage und die oft, aber gesetzmäßig wechselnden und daher nothwendig darzustellenden *Richtungen* der Strömungen. Aber auch die *Geschwindigkeit*, welche jede Strömung unter den verschiedenen Umständen erreicht, ist ein Gegenstand der hydrographischen Beobachtungen. Wenn nicht *alle* diese Bestimmungsstücke der Strömungen in ihrem Zusammenwirken dargestellt werden, so ist es besser sie gar nicht darzustellen. Was die kartographische Darstellung der Strömungsverhältnisse anbelangt, so gilt in Betreff der Tageszeiten und des zur Beobachtungszeit herrschenden Witterungstypus dasselbe, was oben bei den Windschweifen angedeutet wurde, denn auch der Strömungspfeil kann am Kopfe mit einem Uhrzeiger versehen und zur Andeutung des gleichzeitigen Witterungstypus auf die schon früher angegebene Art verschieden gefärbt werden. Es ist aber noch nöthig, für die verschiedenen Arten von Strömungen (Hauptströmung, Driftströmung, Ligazzi, Flutströmung) verschiedenartige Pfeilgestalten zu wählen und wo möglich auch anzuzeigen, ob die fragliche Strömung während der Ebbe- oder Flutzeit beobachtet wurde, was durch die Anwesenheit oder Abwesenheit eines Querstriches in der Mitte des Pfeiles markirt werden könnte. Die Geschwindigkeit läßt sich in Ziffern beisetzen. Auch wäre dahin zu streben, daß die Grenzen der Breite und der Tiefgang der wichtigeren Strömungen in die Karten eingetragen werden können.

Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß auch von den Strömungen, wie von den meteorologischen Erscheinungen eines Archipelagus nicht Alles was nothwendig in Betracht kommt, kartographisch darzustellen möglich ist. Noch mehr als bei Wind

Digitized by Google

und Wetter, giebt es bei den wechselnden Strömungen der unter einander communicirenden Canäle solche Beziehungen und Bedingungen, die sich, wenn sie einmal ermittelt sind, viel leichter und präciser in Worten, als in Zeichnung ausdrücken lassen; besonders wenn auch die vorhergegangene und gegenwärtige Witterung mit in Rechnung zu ziehen kommt. Dadurch bestätigt sich nur noch die schon früher angedeutete Nothwendigkeit, das insulare Meeresgebiet nach natürlichen Sectionen in klarer Textirung zu beschreiben, und die Karten nur für die Darstellung der allgemeinsten und hauptsächlichsten Resultate zu benützen.

c) Die Temperaturkarten des Meeres haben für die Schifffahrt im Archipelagus selbst weniger Wichtigkeit als im weiten Ocean, weil dort das Gebiet meistens zu beschränkt ist, als daß innerhalb seiner Grenzen größere, durch Isothermen auszudrückende Unterschiede stattfinden könnten. Auch für die Nähe von Küsten und Bänken — die man ohnedies fast immer vor Augen hat — dienen solche Messungen nicht so wie im Ocean als passende Anzeiger.

Nur vielleicht für die Erkennung der Grenzen von Hauptströmungen könnten Temperaturbeobachtungen dem archipelagischen Schiffer direct nützlich werden.

Anders aber verhält es sich, wenn über die unmittelbaren Bedürfnisse der Schifffahrt hinaus werthvolles Material für die Physik gewonnen werden soll. Da ist in den gewöhnlich ruhigeren, für Bootsoperationen besonders prakticablen Inselgewässern mehr als im vielbewegten Ocean Gelegenheit geboten, sowohl an der Oberfläche, als in verschiedenen Tiefen Temperaturbeobachtungen anzustellen, aus denen über den Gang der Wärme in horizontaler und verticaler Richtung weit genauere und werthvollere Daten gewonnen werden können, als bis jetzt vorliegen. An weiteren interessanten Anwendungen solcher Messungen fehlt es nicht. So können oft durch Temperaturmessungen untermeerische Quellen entdeckt werden; über die Ausbreitung von süßen und brakischen Wässern ober dem schwereren Meerwasser lassen sich zu jener Jahreszeit, wo die ersteren eine sehr abweichende Temperatur besitzen, sehr instructive Beobachtungen anstellen und für die Vertheilung der Meeresbewohner ist die Kenntniß des Klima's der verschiedenen Tiefenschichten von großer Wichtigkeit. Für alle diese Fälle ist aber nebst der Temperaturmessung auch die Ermittlung des specifischen Gewichtes und Salzgehaltes des Wassers sehr wünschenswerth; diese Daten können gleich aus dem bei den Tiefentemperaturmessungen geschöpften Wasser genommen werden, lassen sich also unmittelbar mit den Temperaturbeobachtungen verbinden. Insoferne nun manche Meeresbewohner eben so wie die untermeerisch hervorbrechenden Quellen, die man hie und da auch landeinwärts abfangen und dadurch genießbar machen könnte, dem Schiffer oft von großem Nutzen werden können, wird er gut thun, sich auch mit den eben genannten Factoren des Meereslebens vertraut zu machen, wenngleich dieselben nicht geradezu auf den Curs des Fahrzeuges von Einfluß sind.

An die Stelle der Jahres- und Monatsisothermen auf Maury's Ocean-Karten würden also bei uns Zahlen treten, welche für jeden Monat des Jahres die Temperaturen, das specifische Gewicht und den Salzgehalt des Meeres an verschiedenen

Digitized by Google

Punkten und in verschiedenen äquidistanten Tiefen angeben; wobei ich anstatt der von Maury zur Unterscheidung der Jahreszeiten angewendeten Drehung und Stürzung der Zahlen: |34|34|34|34| die Beisetzung eines Striches: $\underline{34}$; |34; 34|; $\overline{34}$ in Vorschlag bringen würde.

d) Nun bleiben von Maury's Karten noch die Whale-charts zur Adaptirung an unsere Verhältnisse übrig. Naturhistorische Objecte, welche in so innigem Zusammenhange mit der Schifffahrt stehen, wie die Wale des Oceans, nach deren Vertheilung sich die Bewegungen ganzer Flotten richten, giebt es bei uns nicht, und vom Standpunkt der Nautik aus mag man ganz darauf verzichten, für unser Meeresgebiet ein Pendant zu den Walfischkarten einzuführen. Es mag aber wenigstens dem Eifer einzelner Officiere anempfohlen werden, in ihre Karten die Punkte einzutragen, wo sie theils durch eigene Netzzüge oder Wasserschöpfungen, theils durch die Angaben verläßlicher Fischer eine besonders reiche Ansammlung nutzbarer Objecte ausgemittelt haben.

Solche sind: eßbare Krebse, z. B. die nur inselweise zusammengehäuften Scampi (Nephrops norvegicus), Sardellen und Makrelen (Scombri), die in Schaaren wandern und mit Vorliebe nur gewisse Plätze besuchen, oder Merluzzi und Pesci molli, welche stellenweise nahe am Grunde in großen Rudeln stationär leben. Auch Anhäufungen solcher Thiere, welche ungenießbare Körpermassen besitzen, und daher bislang unbenützt geblieben sind, die man aber nach den neuesten Erfahrungen mit Vortheil zu einer Art von Guano verarbeiten kann (Haie und Rochen, von denen es oft nahe am Grunde wimmelt, große Holothurien und Seeigeln, Ascidien ꝛc.), sollten so genau notirt werden, daß man ihre Sammelplätze immer wieder leicht auffinden kann. Vielleicht gelingt es auch mit der Zeit einen oder den andern Seemann für das Studium der Vertheilung und Lebensweise von Meeresorganismen überhaupt zu gewinnen. In der englischen Marine ziehen — wie aus den zahlreichen „Reports“ verschiedener Gesellschaften und „Dredging-Comitees“ hervorgeht — nicht wenige Seeofficiere und Cadetten auch das Thier- und Pflanzenleben des Meeres mit in den Bereich ihrer Beobachtungen, und überall, wo die werthvollen Arbeiten von Forbes gerühmt werden, rühmt man auch den damaligen Marinelieutenant Spratt, welcher so thätigen und erfolgreichen Antheil an jenen Arbeiten nahm.

Nachdem wir nun die Maury'schen Vorbilder in Bezug auf ihre Anwendbarkeit für unsere Inselfluren angesehen, haben wir noch einige andere Wünsche für die Vervollkommnung unserer Seekarten und des Portolano.

Zunächst sollten noch viel mehr Lothungen an tieferen Stellen vorgenommen werden um das Gepräge des Grundes nicht nur längs der Gestade und um die schon bekannten Untiefen herum, sondern auch weiter hinaus zum offenen Meere mit annähernder Genauigkeit in Schichten legen zu können.

Daraus würde, abgesehen von dem vielfachen wissenschaftlichen Interesse, auch in praktischer Hinsicht eine Basis für Telegraphenlegung u. s. w. gewonnen und schon durch den Verlauf der Farben- und Tiefenlinien oft die Nähe einer bisher

Digitized by Google

ignorirten Untiefe oder Secca angezeigt. Ferner wäre die Substanz des Grundes (Thon, Sand, Grus, Kies, Fels u. s. w.) bei Gelegenheit der vervollständigten Lothungen an noch mehr Orten als bisher zu notiren um auf diese Weise die Vertheilung der verschiedenen Grundarten, welche wieder mit der Vertheilung wichtiger Thierarten in naher Beziehung steht, genauer auszumitteln; daß hiedurch auch die dem Schiffer direct wichtige Kenntniß der geschlossenen wie der offenen Ankergründe wesentlich gefördert werden muß, ist wohl selbstverständlich.

Um die sowohl an Bord als an Uferstationen anzustellenden Beobachtungen in solcher Art zu verzeichnen, daß man nach einer mehrjährigen Ansammlung derselben möglichst leicht und sicher die Resultate daraus ziehen kann, wird, analog dem vom Brüsseler Congresse eingeführten abstract-log, auch für uns eine passend formulirte Tabelle nöthig sein. Für mehrere Kategorien von Beobachtungen möchte ich aber entweder gleichzeitig oder auch ausschließlich die sogleiche Einzeichnung in Spurkarten von großem Maßstabe rathen, weil dies dem Beobachter selbst schon einen belehrenden Ueberblick gewährt und so zur künftigen Schulung der mit solchen Arbeiten betrauten Officiere viel beiträgt.

Alle hier angedeuteten hydrographischen Bestimmungsstücke könnten auf zweifache Weise ausgemittelt werden.

Entweder wird den Officieren der in unseren Gewässern kreuzenden k. k. Kriegsfahrzeuge die instructionsgemäße Ausführung der betreffenden Beobachtungen überlassen, oder es wird eine eigene archipelagische Commission entsendet, deren Resultate jedoch immerhin noch fortwährend auf dem ersteren Wege rectificirt und vervollständigt werden sollten.

Der erste Weg dürfte ein unverhältnißmäßig langwieriger werden, auch trotz aller Instructionen bei dem so ungleichen Vorbereitungsgrade und Beobachtungstalente der einzelnen Contribuenten nicht zu der erforderlichen Gleichwerthigkeit der Daten führen, endlich würde dabei doch noch zuletzt die Sichtung, Zusammenfassung und die Darstellung der Resultate in die Hand eines Einzelnen oder einer besonderen Commission gelegt werden müssen. Auf den befahrenen Theilen des Oceans, für welche eben die Maury'schen Spurkarten und deren fortwährende Ergänzungen von größter Wichtigkeit sind, giebt es stets eine bedeutende Anzahl von Beobachtern aller Nationen, deren etwaige Beobachtungsfehler sich bald eliminiren, so daß die Menge der erlangten Daten auch schon in kurzer Zeit gültige Resultate zu ziehen gestattet; auch sind, wie wiederholt hervorgehoben, die weit constanteren und einfacheren oceanographischen Verhältnisse eher und leichter zusammenzufassen, als die so viel complicirteren archipelagographischen; deßhalb wäre eine eigene oceanographische Beobachtungscommission, selbst wenn sie vereinbart werden könnte, ganz unnöthig. Für das beschränkte Gebiet eines Archipelagus aber stellt sich die Sache in allen diesen Beziehungen anders.

Was insbesondere unsere istro-dalmatinischen Gewässer anbelangt, so werden sie ihrer größeren Ausdehnung nach in der Regel nur von kleineren Küstenfahrzeugen, von deren Bemannung aber wenig oder nichts zu erwarten ist, beschifft;

Digitized by Google

die Kriegsschiffe haben zur Friedenszeit in der Regel keinen Anlaß und Auftrag, sich in die verschiedenen Golfe und Canäle zu vertiefen; es würden also ohne besondere Veranstaltung commissioneller Untersuchungen nur sehr spärliche Resultate zu Stande kommen. Im Falle eines Krieges gewinnt dann freilich jeder Theil unseres Inselmeeres auch für die Kriegsschiffe eine höhere Bedeutung und dann könnte man plötzlich recht eindringlich den Mangel an Detailkenntniß unserer hydrographischen Verhältnisse fühlen, aber dann ist nicht mehr Zeit, um entsprechende Daten zu sammeln. Aus solchen Gründen dürfte die Vervollständigung des Portolano und der zugehörigen Karten am besten einem bestimmten Institute oder einer Commission unter einheitlicher Leitung anvertraut werden. Der auf diesem Wege zustandegebrachte Rahmen wäre dann durch die fortlaufenden Beobachtungen an Bord der Kreuzerschiffe immer vollständiger auszufüllen.

Die Anschauungen dieses Artikels, der schon vor sieben Monaten geschrieben war, werden zu meiner größten Freude der Hauptsache nach auch in einer Abhandlung des Herrn Contreadmirals Freiherrn v. Wüllerstorff-Urbair, welche derselbe kürzlich der k. Akademie der Wissenschaften übergab, vertreten.

H. U. Krafft, ein deutscher Reisender aus dem 16. Jahrhundert.

Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts. Aus der Originalhandschrift herausgegeben von Dr. K. Haßler. 61. Publication des litterarischen Vereins in Stuttgart. 1861.

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Kraffts Denkwürdigkeiten, bearbeitet von Adolf Cohn. Göttingen 1862, bei Vandenhoeck und Ruprecht.

Die Reisen des Italieners Marco Polo und des Engländers Johannes de Mandevilla sind schon frühzeitig bekannt, vielfach gelesen und durch Uebersetzung weit verbreitet worden [1]. Diese Gunst ward der hier angezeigten Schrift des Deutschen H. U. Krafft nicht zu Theil, erst im vergangenen Jahre wurde sie durch den Druck veröffentlicht.

H. U. Krafft, aus einer berühmten Ulmer Patricierfamilie, unternahm 1573 im Auftrage des bekannten Manlich'schen Großhandlungshauses zu Augsburg eine Reise nach Syrien. Hier gelangte er glücklich nach Tripolis, vollführte daselbst seine Geschäfte, wurde aber, als das Haus Manlich unvermuthet Bankerott machte, von dessen Gläubigern in den Kerker geworfen, wo er unter mißlichen und wechselvollen Schicksalen bis ins Jahr 1577 verblieb. Endlich befreit, kehrte er nach Europa zurück, besuchte Marseille, Genua, Mailand, gelangte in seine Heimath, reiste durch Wien nach Troppau, wo er einen Dienst annahm, der ihn nach Ungarn und Polen führte. Endlich ließ er sich als Ulmischer Pfleger zu Geislingen im

[1] Die Litteratur älterer Reisebeschreibungen, besonders ins gelobte Land, ist eine ungemein reiche. Vergl. Beckmanns Litteratur der älteren Reisebeschreibungen und Petzholdts Anzeiger für Bibliographie, 1862.

Digitized by Google

Jahre 1587 häuslich nieder, wo er auch, geehrt und geliebt von vielen, selbst von Fürsten, 1621 starb. Sein bewegtes Leben hat er selbst getreulich für seine Söhne beschrieben. Diese, für die Culturgeschichte äußerst werthvolle Autobiographie gab Prof. Haßler 1861 heraus, weil, wie er bemerkt, „es nicht bloß das Lebensbild einer einzelnen Persönlichkeit, sondern das einer ganzen, für unsere Culturgeschichte oft noch zu wenig beachteten Periode ist, die sich um den bescheidenen Kern eines jungen Mannes herum gruppirt und uns in die stillen Kreise des Familienlebens und in den lauten Markt des Welthandels jener Zeit, so wie in die Zusammenhänge und Unterschiede der germanischen und romanischen Völkerelemente überraschende Einblicke gewährt."

Da die Publicationen der Bibliothek des litterarischen Vereines bekanntlich auf einen kleinen Kreis beschränkt sind, so ließe sich damit schon die baldige Wiederherausgabe (1862) durch A. Cohn rechtfertigen, „um diesem werthvollen Denkmal der Vorzeit eine weitere Verbreitung zu verschaffen". Aber auch außerdem hat die Behandlung Cohns Vorzüge aufzuweisen, die mitunter dunkle Sprache des 16. Jahrhunderts ist mit steter Rücksicht auf den Geist jener Zeit ins Neuhochdeutsche übertragen, eine chronologische Anordnung des Stoffes getroffen; auch sind viele erläuternde Anmerkungen hinzugefügt worden.

Blicken wir auf den Helden und Verfasser der Denkwürdigkeiten, so erscheint er uns als ein schlichter, treuherziger, echt deutscher Charakter, der mit strenger Wahrheitsliebe, verständigem Urtheil in naiver aber spannender Weise seine Erlebnisse erzählt. Nicht in dem, was über die Religion und Lebensweise der Türken hier wie in vielen alten Reiseberichten gesagt wird, können wir das eigentlich Wichtige und Dankenswerthe dieser Schrift finden, wenn es gleich lebendig und fesselnd erzählt wird. Nicht die dort geschilderte und unglaubliche Corruption in der Verwaltung, das alle Verhältnisse anfressende Bestechungs- und Willkürsystem der türkischen Behörden bietet etwas wesentlich neues. Mehr als dieses rufen unser Interesse die culturhistorischen Notizen hervor, besonders die über die deutschen Handelsverhältnisse vorliegen. Ihnen entnehmen wir z. B., wie die weytt bekannte Handlung der Manlich zu Augsburg Verbindungen unterhält mit Syrien, wir lesen die Namen ihrer sieben wohl ausgerüsteten und bewaffneten Schiffe, erfahren, daß sie zu Marseille, Lyon, Damascus Factoreien haben. Sie schicken Queckſilber von Venedig nach Alexandrien, handeln mit feinem englischem Tuch, cypriotischer Wolle und beladen manches ihrer Schiffe mit 8000 Ctr. Waaren. Krafft und seine Collegen schicken von Tripolis mit möglichster Eile „Zibeben" ab, „damit sie auf der Heimfahrt einen Vorsprung haben und unsere Herrn die ersten damit in Marseille sein möchten; denn wer am ersten hinkommt, kann, weil es ja kurz vor den Weihnachtsfeiertagen geschieht, den besten Nutzen damit schaffen". Und als das Haus später Bankerot macht, werden Curatoren für die Massa gestellt und ein vorsichtiges Verfahren eingeleitet. Auch sonst werden die Rechnungsbücher genau geführt, die „Factura" auch auf den Schiffen in Ordnung gehalten. Aus der Biographie nehmen wir wahr, wie die deutschen Kaufleute in der Fremde so

Digitized by Google

oft ohne Schutz gelassen werden, dessenungeachtet begegnen sie uns häufig im Orient, in Frankreich und Italien. Zu Marseille hat ein Georg Bronnenmeyer „alla Riva am Hafen" seine Schreibstube, auf der Börse (Logea) treffen sich Deutsche zu Turin, zu Mailand, wo sie eine eigene Herberge haben, sind immer einige zu finden.

So mächtig nun in Krafft der Kaufmannssinn und Speculationsgeist lebt eben so mächtig beherrscht ihn das deutsche und mitunter auch das speciell schwäbische Bewußtsein. Auf seine Nation thut er sich immer etwas zu gute, freudig berichtet er, daß die Deutschen überall in gutem Rufe stünden, Spaniern und Portugiesen traut er nicht, den polnischen Uebermuth, die spanische Steifheit und Aufgeblasenheit tadelt er gleich scharf.

Es mögen hier noch einzelne für die österreichische Geschichte nicht uninteressante Notizen folgen, sie betreffen hauptsächlich die ungarischen Verhältnisse. Schon in Tripolis trifft Krafft Ungarn und Masuren als Sklaven an, dem türkischen Hauptmann daselbst schickt sein Bruder von der ungarischen Grenze einen deutschen Apfelschimmel und zwei in Deutschland gefertigte Schlaguhren. Im Jahre 1582 reiste er selbst nach Ungarn, wo er die herrlichen königlichen Bergwerke von Kremnitz und Schemnitz besah. Wie das dortige Leben ein immerwährendes auf der Hut sein erforderte, wird aus seiner Schilderung ersichtlich. Reiter und Fußkriegsvolk erfüllen die Gegend, die Kirche ist in einen Pferdestall verwandelt, der Verfasser hört selbst die Schüsse eines bei Karpfen statthabenden Scharmützels und sieht mit Grauen „auf Zäunen und hohen Schranken viele Köpfe von Türken die als Gefangene enthauptet und dem Feinde zum Trotze aufgestellt waren". Unsicherheit herrscht allenthalben, „zur Heu- und Erntezeit müssen die Schnitter ihre Büchsen, auch eine ordentliche Soldatenwache bei sich haben, damit nicht die Christen das Getreide schneiden, die Türken aber es heimführen, kurz sie müssen ihr Brot mit nicht geringer Gefahr von Leib, Hab und Gut verdienen". Daneben giebt es Verhältnisse, die ganz homerisch erscheinen: „die türkischen, so wie die deutschen und ungarischen Obersten kommen bis zu 200 Mann stark zu einem Trunk zusammen, da denn etliche tapfere Soldaten, immer ein Türke oder ein Ungar einander auf ein Lanzenbrechen nachbarlich herausgefordert und darauf gekämpft, so oft es den beiderseitigen Obersten gefiel. Wenn diese ihren Trunk beendet, hat einer dem andern schöne Waffen verehrt, auch Pferde mit ihm ausgetauscht. Bei der Trennung soll dann jeder Theil in vollem Rennen seinen Rückzug genommen haben, weil keiner dem anderen traute." Den Bergleuten wird von den Türken nichts zu Leid gethan, fleißig arbeiten sie und „fast alle Wochen wird der Silberwagen mit gediegenem Silber und Gold aber abwechselnd beladen von Schemnitz nach Kremnitz in die kaiserliche Münze geführt". Krafft hat in „diesen beiden Städten nichts besser gefallen, als daß das gemeine Volk gut evangelisch und gar freundlich war". 1584 benützt Krafft einen vierwöchentlichen Urlaub zu einer Reise nach Prag und besucht dort den Lieblingsmaler Kaiser Rudolfs II. Bartholomäus Spranger. Dieser führt ihn in dem

Digitized by Google

Kunstzimmer Sr. Majestät herum; spanische, römische und welsche Gemälde, besonders aber die getreue Abbildung von Ihrer Majestät englischer Dogge imponiren dem ehrlichen Krafft ungemein. Ueber Tisch entfallen Spranger die für Rudolfs II. Kunsteifer bezeichnenden Worte: „Ihr werdet sehen, Ihre Majestät werden gleich nach mir schicken, denn so bald sie Ihr Mittagsmal eingenommen haben, gehen Sie nach dem ersten Zimmer, um zu sehen, was ich gearbeitet, und wenn Ihrer Majestät etwas nicht gefällt, so muß ich, wenn es sein kann, es vervollkommnen. Bisweilen jedoch lassen Sie sich auch durch einen gründlichen Nachweis eines bessern belehren". — Auch das Salzbergwerk von Wieliczka hat Krafft besucht und berichtet davon, daß eine Gesellschaft reicher Kaufleute dasselbe für eine bedeutende Summe Geldes vom König von Polen gepachtet habe und nun das dem baierischen Scheibensalz vorzuziehende Salz weit ausführe. So könnten wir aus dem reichen culturhistorischen Material noch manche Notizen auslesen, über Musik, die sonderbare Weise der Verlobung und Heirat, der Festlichkeiten und Gastereien, könnten einzelne Stich- und Sprichwörter anführen, doch drängt die Rücksicht auf die ohnedem ausgedehnte Anzeige zum Abschluß.

Aber auch so sieht man, daß solche schlichte Mittheilung eines Mannes aus dem Volke reichlichen Stoff für die Kunde des eigenthümlichen Lebens, der Zustände, kurz der Physiognomie der Zeit bietet. Weitere Veröffentlichungen solcher Denkwürdigkeiten können daher nicht genug gewünscht werden, „denn durch diese tritt oft in helles Licht, was in unseren politischen Geschichten bis jetzt nur gelegentliche Beachtung gefunden. Dr. Adalbert Horawitz.

Oesterreichischer Bericht über die internationale Ausstellung in London.

Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Handel und Volkswirthschaft herausgegeben unter der Leitung

von Prof. Dr. **Joseph Arenstein.**

(Wien, 1863.)

Man hat in gewissem Sinne mit Recht unser Jahrhundert mit dem Namen des ökonomischen belegt. Die materiellen Interessen nehmen in der Gegenwart die erste Stelle ein, und die wirthschaftlichen Fragen beschäftigen in den weitesten Kreisen Köpfe und Sinne. In den mechanischen Künsten und Wissenschaften steht unser Jahrhundert, kräftigst gefördert und unterstützt durch die rastlos vorwärts strebende Naturwissenschaft, unübertroffen da. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bricht sich diese Richtung mit aller Entschiedenheit fast überall Bahn, und die meisten Erscheinungen des modernen Lebens, die Umgestaltungen und Verbesserungen im staatlichen und socialen Organismus, selbst die Wandlungen unserer

Digitized by Google

ethischen Weltanschauung finden durch die materielle Zeitströmung ihre Erklärung. Individuen und Völker streben nach wirthschaftlicher Wohlfahrt, nach erhöhtem Genuß, ringen sich aus den beengenden Fesseln früherer Jahrhunderte zu unbehinderter Entfaltung ihrer geistigen und physischen Kräfte empor. Besonders seit der Herstellung des Friedens, als nach den stürmischen Revolutionsjahren die gesammte civilisirte Welt von den Wirren des Krieges tief aufathmete und sich nach Ruhe und Frieden sehnte, begann jene totale tiefeingreifende Umbildung der wirthschaftlichen Verhältnisse, welcher frühere Perioden nichts Aehnliches an die Seite zu setzen haben. Man hat deßhalb mit Unrecht unsere Zeit beschuldigt, daß die Pflege der materiellen Interessen viel zu viel berücksichtigt werde, und glaubte darin einen Rückfall menschheitlicher Entwicklung, eine gefährliche Begünstigung materialistischer Tendenzen erblicken zu müssen. Man hat die Vergangenheit mit einem idealen Flitter ausgestattet und vergessen, daß Eigennutz und Selbstsucht nicht seit gestern und heute die Triebfedern menschlicher Handlungen sind, daß Selbstaufopferung, Hingebung an ideale Tendenzen nicht ausschließlich unsere Väter leiteten und heute auch nicht ausgestorben sind. Der Mensch wird nun einmal durch die Sorge für sein materielles Wohlergehen hauptsächlich getrieben und es ist nur erfreulich, daß man dieses in der Gegenwart offen auszusprechen und ohne Heuchelei zu betonen wagt. Die materiellen Interessen pulsirten eben so rege und lebendig zur Zeit unserer Urahnen, wie sie das mächtigste Agens kommender Geschlechter bilden werden.

Handel und Industrie haben im 19. Jahrhundert eine wahrhaft kosmopolitische Bedeutung erhalten, woran die Culturvölker beider Hemisphären energisch mitarbeiten. Der gegenwärtige Verkehr umspannt die gesammte Welt, und Handel und Industrie nehmen überall, wohin die kaukasische Race ihren Fuß setzte, besonders wo europäischer Geist und germanische Arbeitskraft Wurzel faßten, gewaltige Dimensionen an. Und doch stehen wir nur in einer Periode des Ueberganges und die großen Vortheile dieses so unendlich mannigfaltigen Handels- und Verkehrslebens dürften erst unseren Enkeln sich in vollster Klarheit erschließen. Vermittelst des beschwingten Verkehres ist man im Stande, die Producte aller Zonen, die Erzeugnisse aller Länder gegenseitig auszutauschen. Die Kleidungsstücke, welche dem Bedürfnisse und dem Luxus dienen, die Nahrungsmittel, welche der Nothdurft unseres Leibes genügen sollen, entstammen den mannigfachsten Klimaten; die Erzeugnisse aller Welttheile werden benützt, um unser materielles Leben auszuschmücken. Unser aus Mahagoniholz geschnitzter Tisch stammt vielleicht aus Honduras, das Leder unserer Fußbekleidung liefern die auf südamericanischen Ebenen weidenden Viehheerden. Australiens Producte sind uns zum unumgänglichen Bedürfnisse geworden; das Weizenmehl, welches wir verbrauchen, hat der Fleiß des Landmannes in den fruchtbaren Gefilden Nordamerica's gewonnen und den Ausfall der Ernte Europa's muß das entfernte Wisconsin und Chicago ersetzen. Europäische Producte dringen nach den abyssinischen Hochlanden und nach Bufara. Nürnberger Tand, böhmische Glaswaaren finden an dem Amazonenstrome und am Missouri Absatz. Die Völker stehen einander nicht mehr in völliger Isolirtheit gegenüber, die

Digitized by Google

Abhängigkeit derselben von einander ist eine evidente Thatsache; die Vereinzelung im Güterleben hat aufgehört, die kosmopolitische Solidarität ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts.

Diese Betrachtungen regte in uns der Besuch der vorjährigen Industrieausstellung in London an und frischte der eben erschienene österreichische Bericht wieder auf. Eine schwierige Aufgabe, die den Berichterstattern oblag, ist mit Geschick und Umsicht gelöst. Man muß ihnen bei aufmerksamer Lectüre das Zeugniß geben, daß die meisten mit klarem Verständnisse und richtigem Einblicke in die Bedeutung des ihnen ertheilten Auftrages an die Arbeit gingen. Ein solcher Bericht hat, wie uns scheint, eine doppelte Aufgabe. Er soll uns ein getreues Bild des Standpunktes geben, den die verschiedenen Industriezweige einnehmen, die Fortschritte hervorheben, die sie im Laufe der Zeit gemacht und ohne Voreingenommenheit und Parteileidenschaft die Betriebsweisen der concurrirenden Völker kennzeichnen. Andererseits soll er uns Gelegenheit bieten, die Mängel und Gebrechen der heimischen Industrie kennen zu lernen, und der Berichterstatter darf nicht vergessen, alles hervorzuheben, was zum Gedeihen des Industriezweiges theils die unterstützende und fördernde Thätigkeit der Regierung, theils die energische Anspannung aller Kräfte von Seiten der Industriellen selbst beitragen kann.

Man muß gestehen, daß der österreichische Bericht der vorjährigen Industrieausstellung im Großen und Ganzen diese Gesichtspunkte festgehalten hat. Man wird nicht verlangen dürfen, daß alle Berichterstatter gleich Vortreffliches leisten und muß sich begnügen, wenn nur die große Mehrzahl den strengen Anforderungen der Kritik entspricht. Es mangelt uns hier an Raum, um in eine ausführliche Analyse aller einzelnen Berichte einzugehen und wir begnügen uns, in erster Reihe hervorzuheben die Arbeiten von Tunner, Jenny, Ferdinand Kohn, Hauptmann Müller, Hanslick, v. Eitelberger, Heym, Oberleithner, Ritter v. Friedau und Pisko.

Der Preis gebührt unstreitig dem Herausgeber Prof. Arenstein. Außer der Redaction, welche sich nicht bloß auf aufmerksames Durchlesen beschränkte, sondern auch mannigfache, zum Theile bedeutende Umarbeitungen vornahm, rühren nicht weniger als fünfzehn Berichte, verschiedenen Classen angehörig, aus der Feder des thätigen Mannes her, welche sich insgesammt durch Sachkenntniß und gefällige Darstellung auszeichnen. Prof. Arenstein unterzog sich auch der mühevollen Aufgabe, die Einleitung zu schreiben, welche, wenn wir nicht irren, ursprünglich einem gelehrten Professor zugetheilt war — und er löste sie mit Geist und Geschick. Der aufmerksame Leser findet hier ein kurzes Resumé der verschiedenen Berichte, vergleichende Zahlen über den jährlichen Productionswerth der einzelnen Industriezweige in den hervorragendsten Staaten Europa's, die Zahl der verwendeten Arbeiter und endlich jene Summe, welche auf den einzelnen Arbeiter von der jährlichen Production entfällt. Unsere Industriellen können aus diesen geschickt gruppirten Zahlen, denen man es nicht ansieht, welche Mühe es kostet, sie zu finden und zusammenzustellen, viel lernen. Der Verfasser wollte nicht mit Kenntnissen prunken,

Digitized by Google

sondern nützen; er wollte auf greifbare Weise unserer Industrie ein Spiegelbild vorhalten, damit wir wissen, wo wir stehen und welche Bahn zu durchrennen uns noch bevorsteht, wenn wir in erster Reihe unter die Industriestaaten uns stellen wollen. Die Triumphe, welche die österreichische Industrie auf der Ausstellung des vorigen Jahres erlangt, die Anerkennung, welche sie sich mühsam errungen, darf uns nicht einschläfern und einlullen, wir müssen unaufhaltsam vorwärts streben Noch sind wir nicht auf dem Höhepunkte angelangt, es bleibt uns noch viel, unendlich viel zu thun übrig. Herr Arenstein hat von der Spannkraft unserer Industriellen einen vielleicht zu hohen Begriff, wie dieses aus mancher Stelle seiner Einleitung hervorgeht; wir wollen wünschen, daß er sich nicht täuscht, und daß sie einsehen gelernt haben, daß nur unermüdliche Ausdauer, energische Thätigkeit, rastloser Eifer auf allen Gebieten den Fortschritt befördert, daß Regierungsmaßnahmen, und schienen sie noch so heilsam und weise, einzig und allein die Blüthe und den Flor der Industrie hervorzuzaubern nicht im Stande sind. Von unseren Industriellen hängt es ab, ob sie sich in dem vorgehaltenen Spiegel erkennen wollen oder nicht — der treueste Spiegel nützt demjenigen nicht, der nicht hineinsieht oder einen Fehler im Auge hat.

Die einleitenden Worte des Herausgebers sind auch insoferne bedeutsam, als sie ein tüchtiges Material zur Beurtheilung der Handelspolitik, welche Oesterreich in Zukunft einzuschlagen hat, herbeischaffen. Die Zeit der Verbote und Prohibitionen ist vorüber. Der wirthschaftliche Grundzug unserer Zeit heischt unerbittlich Freiheit des Verkehrs, Beseitigung aller Fesseln und Hemmnisse, welche den industriellen und mercantilen Fortschritt hindern. Wenn Verbotsgesetze und hohe Zölle überhaupt eine Industrie emporzubringen im Stande wären, so müßte Oesterreich im Laufe des 19. Jahrhunderts die größten Fortschritte aufzuweisen haben. In fast allen Zweigen der Manufacturindustrie waren Einfuhrverbote die Regel oder die Waaren mit hohen Zöllen belegt, welche Einfuhrverboten gleichkamen. Dennoch leistete die geschützte und ungemein begünstigte Industrie nur in einzelnen Zweigen Ausgezeichnetes, und hiebei ist es außer Zweifel, daß dies auch ohne Prohibition hätte erzielt werden können. Die hohen Zölle begünstigten in jeder Weise nur den Schmuggel, der bekanntlich bei uns in vormärzlicher Zeit im üppigsten Flor stand und erzeugten jene Schlaffheit und Unthätigkeit, welche, jedem Fortschritte fremd, im Bestehenden zu verharren sucht. Trotzdem im Lager der Industriellen und Fabricanten viele Stimmen über die Verderblichkeit des „neuen Systems", wie man das Aufgeben der Schutzpolitik zu nennen beliebt, laut wurden, ist es nur zu klar, daß man in wirthschaftlicher Beziehung nicht stehen bleiben könne und von der unerbittlichen Macht der Thatsachen weiter gedrängt wird. Dies scheint wenigstens in Regierungskreisen die herrschende Ansicht zu sein. Möge sie sich auch unter unseren industriellen Kreisen immer mehr und mehr befestigen und die Ueberzeugung Wurzel fassen, daß man nicht mehr Decennien lang an einer Schutzpolitik werde festhalten können.

Digitized by Google

Doch auch die Regierung möge das Ihrige dazu beitragen, um es unserer Industrie zu ermöglichen, vollständig die Kinderschuhe auszuziehen. Sie kann dies durch Verbesserung des Unterrichtes. Die Unterrichtsfrage ist gegenwärtig eine brennende in Oesterreich und harrt eben so gebieterisch ihrer Lösung, wie alle übrigen. Das Volksschulwesen muß radical umgestaltet, das Realschulwesen umgeändert werden; die technischen Lehranstalten entsprechen nicht mehr dem Bedürfnisse unserer Zeit. Hier eröffnet sich ein weites großes Gebiet zur Thätigkeit. Man zögere nicht so lange, hier können wir nicht warten. Etwas muß geschehen und dies so bald als möglich; wir haben ohnehin schon viel Zeit mit bloßem Rathen verloren, schreiten wir endlich zu Thaten.

Nicht mindere Beachtung verdient unser Consulatswesen und über diesen Punkt enthält die Einleitung manchen beachtenswerthen Wink. Doch müßte man, wenn man überhaupt Ersprießliches leisten will, viel weiter gehen, als daselbst vorgeschlagen wird.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über das Aeußere des Berichtes.

Der Bericht hat 50 Bogen in Großoctav, zweispaltig, in jenem compressen Satz, den man meistens nur in englischen Journalen und englischen Werken antrifft. Der Versuch der Redaction basirt auf den richtigen Grundsatz, daß auch der österreichische Leser bei der Anschaffung eines Buches nicht Papier, sondern Inhalt kaufen will, und daß es höchst unökonomisch ist, theueres Papier mit großen, breiten Buchstaben zu bedrucken. Wäre der Bericht mit unseren gewöhnlichen Lettern und in dem gewöhnlichen Octavformat gedruckt worden, so würde derselbe, wie eine leichte Rechnung zeigt, fünf Bände von je 500 Seiten gefüllt haben. Da die Herausgabe dieses Werkes auf Staatsunkosten erfolgte und die äußere Form der Redaction überlassen war, so ist es anerkennenswerth, wenn dieselbe die compendiöse Form vorzog, und so auf den Effect, den die Herausgabe eines fünfbändigen Werkes auf die große Menge immer macht, im Voraus verzichtete. Der Preis ist so mäßig gestellt, daß die Anschaffung selbst in weiten Kreisen möglich wird. 305 Holzschnitte, welche der Bericht enthält, ist keine kleine Zahl; doch verlieren sie sich in dem großen Bande. Manche davon sind englische Clichés, die meisten sind von Wiener Xylographen gemacht und gereichen ihnen zur Ehre, was auch von den eilf lithographirten Tafeln, mit Ausnahme einer einzigen, gilt.

Bisher ist über die Ausstellung von 1862 nur der französische Bericht erschienen, nicht einmal der Bericht der englischen Jury ist bis heute complet, während vom Zollvereinsberichte 7 bis 8 Hefte ausgegeben wurden, die keine bestimmte Reihenfolge einhalten, und, wenn sie nicht schneller folgen, 3 bis 4 Jahre brauchen werden, um alle Classen zu erschöpfen. Diese unabhängigen Hefte des englischen und des Zollvereinsberichtes zeigen eine so große Verschiedenheit in der Behandlung, daß es, wenn beide Werke auch vollständig erschienen sein werden, nicht möglich sein wird, ein einheitliches Bild der englischen oder der Zollvereinsindustrie zu erhalten. In beiden Fällen scheint sich die Redaction nur auf die Leitung des Druckes zu beschränken. Der österreichische Bericht hat hierin jedenfalls den Vorzug, ein Ganzes

Digitized by Google

und dieses Ganze nicht zu spät geliefert zu haben, denn internationale Ausstellungen sind keine Eintagsfliegen, die schon am nächsten Morgen keinen Anspruch auf Besprechung haben.

Daß der französische Bericht um einige Monate früher erschien als der österreichische, darf nicht Wunder nehmen; denn Frankreich schickte netto 100 Berichterstatter nach London und bewilligte diesen bloß für Reisekosten 80.000 Francs; während Oesterreich kaum ein Dutzend Berichterstatter zählte, und außerdem nicht halb so viel Jurys hatte, als Frankreich. Dem Umfange nach ist der französische Bericht um ein Sechstel stärker als der österreichische, kostet aber, weil groß gedruckt, 45 Francs ohne Einband.

Bisher sind ähnliche Schriften meist nur brochirt herausgegeben worden; der vorliegende österreichische Bericht dagegen ist in geschmackvollem Einbande mit eigens geschnittenen Deckelstempeln erschienen, und bot der Buchbinderei des Herrn Rollinger eine gut benützte Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Adolf Beer.

---

* Prof. und Dr. Theol. A. Kerschbauer macht uns mit Rücksicht auf einen Artikel über die „Vorträge über kirchliche Kunst in theologischen Seminarien" die erfreuliche Mittheilung, daß auch an der theologischen Diöcesanlehranstalt zu St. Pölten, und zwar schon seit dem Jahre 1857, Vorlesungen über kirchliche Kunst (Architektur, Malerei, Sculptur) gehalten werden, zu welchen die Theologen des zweiten Jahrganges verpflichtet sind. Diese hören das bezeichnete Collegium mit besonderer Vorliebe, legen über den Gegenstand eine Prüfung ab, und machen nach derselben unter Leitung des betreffenden Professors einen Ausflug in die Umgegend, um an irgend einem archäologisch interessanten Objecte praktische Kunststudien zu machen z. B. in Lilienfeld, Melk, Mauer ꝛc. Die Seminarsbibliothek liefert die nöthigen Vorlagen, und dürfte nicht leicht eines der neueren Werke über kirchliche Kunst, und wären sie auch kostspielig, darin fehlen.

B. „Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall" von Alfred Edlen v. Vivenot ist der Titel eines interessanten Buches, dessen erster Band vor einigen Tagen bei Braumüller in Wien erschienen ist. Es umfaßt den Zeitraum vom April 1794 bis zum Jahre 1795, d. i. bis zur Bekanntwerdung der Baseler Friedensbedingungen und beruht meist auf bisher unbenützten Originalquellen, die dem hiesigen Kriegsarchive, dem Haus-, Hof- und Staatsarchive entnommen sind. Es war dem Verfasser vergönnt, die Originalaufzeichnungen des Reichsfeldmarschalls und seines Adjutanten seiner Darstellung zu Grunde zu legen, welche über die Stellung Oesterreichs in dem großen Kriege gegen Frankreich ganz neue Aufschlüsse bietet. Wir kommen in einem größeren Aufsatze auf dieses in vielfacher Beziehung wichtige Werk zurück.

S. „Beiträge zur ärztlichen Topographie Wiens mit besonderer Berücksichtigung der Mortalität im Jahre 1862. Von Dr. Glatter". Mit dieser Brochure hat der Director des städtischen statistischen Bureau in Wien den ersten Jahresbericht seiner jungen Anstalt über die Sterblichkeit in Wien im letztabgelaufenen Jahre und die dabei einwirkenden Momente gegeben. Wenn dabei das Jahr 1862 besonders betont wird, so beschränkt sich die Darstellung doch keineswegs auf dasselbe, sondern zieht das abgelaufene Jahrzehnt seit 1853, die Angaben, welche sich älteren Berichten über Wien entnehmen lassen, so wie die Ergebnisse der fremden Großstädte in

Digitized by Google

die Betrachtung ein. Die Thatsachen welche hiedurch für unsere Metropole gewonnen werden, sind keine erfreulichen; denn Wien zeigt mit einziger Ausnahme Petersburgs unter allen europäischen Hauptstädten die größte Sterblichkeit, und zwar 40.5 unter je 1000 Individuen, während von den größten Städten des Continents London nur 22 bis 23, Paris 24, Berlin und Hamburg 36 von 1000 aufweisen. Auch bezüglich des Alters der Verstorbenen stellen sich ähnliche Ergebnisse heraus und es überragt die Altersclasse der Verstorbenen vom 16. bis zum 25. Jahre, mit 95 unter 1000, Berlin um 35 und London um 42 per Mille. Je augenfälliger diese Nachtheile der österreichischen Hauptstadt aber sind, um desto dringender ist die gründliche Erforschung ihrer Ursachen, und die Anregung zur Verbesserung, so weit es durch Menschenkraft möglich, geboten. Und dies ist in der vorliegenden Arbeit mit großem Fleiße, mit tüchtiger Sachkenntniß geschehen. Für den Arzt und Verwaltungsmann, wie für jeden Gebildeten, werden die Ergebnisse von Interesse sein, welche an der Hand der bewährtesten Hülfsmittel, aber in allen Partieen des Büchleins durch eigene gründliche Forschungen des Autors gestützt, über die Bodengestaltung der Stadt, über Canalisirung und Stand der Grundwässer, über meteorologische Zustände dargelegt und in ihren Einflüssen auf die Gesundheitsverhältnisse der Stadt erklärt werden. Jene unsichtbar winzigen, aber darum desto gefährlicheren Feinde der menschlichen Gesundheit, welche aus den schlecht angelegten Abzugscanälen, den durch Zusickerung vergifteten Brunnen und im wirbelnden Staube entstehen, sind in ihrer verderblichen Einwirkung nachgewiesen; denn in sämmtlichen Bezirken der Stadt zeigen jene Straßen, in welchen der Boden für die Grundwässer mehr durchlässig ist, wo durch Küchengärten und Senkgruben vegetabilische Verwesung sich anhäuft, Friedhöfe naheliegen u. dgl. eine gegen sonstige Rayons erheblich gesteigerte Sterblichkeitsziffer. Zur Abstellung solcher Uebel ergeht sich der Verfasser nicht in utopischen Plänen; sie wird nur langsam und theilweise erreicht werden. Wenn aber Hand daran gelegt wird, dann wird Dr. Glatter das Verdienst nicht abzusprechen sein, durch die ungemein klare Darlegung der Sachlage, wie sie ist, zur Verbesserung angeregt zu haben; so wie das städtische statistische Bureau unter seiner tüchtigen Leitung den Ruhm erwirbt, für diese und alle sonstigen Fragen des städtischen Gemeinwohles die stetsbereite, sichere Auskunftsquelle zu sein.

* Der bekannte Archäolog und polnische Schriftsteller H. Joseph Łepkowski, der, erst unlängst von seiner Excursion nach dem Großherzogthum Posen zurückgekehrt, neuerdings die wissenschaftlichen Resultate derselben durch den Druck veröffentlichte hat eine in den „Jahrbüchern der Krakauer wissenschaftlichen Gesellschaft" (Rocznik T. N. K.) abgedruckte „Uebersicht der Denkmäler der Vergangenheit aus der Umgegend Krakau's" als besonderes Werk herausgegeben. Dieser archäologisch-typographischen Schilderung aller vorzüglichen Oertlichkeiten des heutigen Großherzogthums Krakau und des Wadowicer Kreises sollen ähnliche kunsthistorische Beschreibungen des Sandecer, Jasłoer und anderer anliegender Kreise Galiziens, welche zum Theil bereits zum Drucke vorbereitet sind, folgen

---

S. „Das Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates", herausgegeben vom königl. statistischen Bureau, hat mit dem eben erschienenen zweiten Theile seinen ersten Jahrgang vollendet. Die Idee, das Neueste und Wichtigste der statistischen Ergebnisse zu einem handsamen Buche zusammenzufassen und in schnellerer Frist, als dies bei dem detaillirten großen Tafelwerke möglich ist, zur Veröffentlichung zu bringen, ist eine so glückliche, daß das Handbuch, noch ehevor sein erster Jahrgang abgeschlossen war, Nachahmung durch andere Staatsbureaux erfuhr. Dabei dürfte es aber schwer halten, das von der Berliner Anstalt gebotene an Reichthum der Daten und übersichtlicher An-

Digitized by Google

ordnung zu übertreffen, oder ihm nur nahezukommen. Die Abschnitte des zweiten Theiles über Landwirthschaft und Viehzucht, über Forstwirthschaft und Bergbau, über Industrie und Versicherungswesen, sind Musterarbeiten im vollsten Sinne zu nennen, die wichtigste und ergiebigste Quelle jeder weiteren Forschung und Arbeit auf diesen Gebieten. Dabei muß als weiterer Vorzug des Jahrbuches das strenge Festhalten an dem schon im Vorworte der ersten Abtheilung ausgesprochenen Grundsatze erwähnt werden, „jede Polemik über die Thatsachen ferne zu halten". Mittheilungen der amtlichen Statistik stehen wenn sie auf guten Erhebungen beruhen, unanfechtbar da und geben das wahrheitsgetreue Bild der Grundmacht, der socialen Entwicklung des Staates Sicher aber werden Administration und Wissenschaft sich der reichen, amtlichen Quelle um so lieber bedienen, ihr um so mehr vertrauen, je reiner sie ihren objectiven Standpunkt wahrt.

* Feodor Löwe hat unter dem Titel: „Aus der Zeit" im „Stuttgarter Morgenblatt" einen Cyclus von Sonetten veröffentlicht, die die neuesten politischen Ereignisse zum Vorwurf haben. Der Dichter hat die „That des Kaisers von Oesterreich" in sinnigster Weise verherrlicht. Das Ganze sprüht von edler patriotischer Wärme und Begeisterung, und die Form ist, wie bei Löwe stets, von makellosem Guß, voll des reinsten, helltönendsten Klanges.

* Die Werke von Leibniz werden in nächster Zeit in einer neuen Ausgabe von Onno Klopp erscheinen. Erste Reihe: Historisch politische und staatswissenschaftliche Schriften. Die Herausgabe, welche durch die Munificenz des Königs Georg V. von Hannover gesichert ist, geschieht gemäß dem handschriftlichen Nachlasse von Leibniz in der königl. Bibliothek zu Hannover. Man hat mithin auf eine ganz correcte Ausgabe zu rechnen. Ueber den Plan des Werkes berichtet der Herausgeber Folgendes:

„Die historisch-politische Reihe wird diejenigen Schriften enthalten, bei welchen für Leibniz nicht die Wissenschaft der Geschichte als solche der Hauptzweck war, sondern eine Beziehung auf die Gegenwart, in welcher Leibniz lebte, sei es eine Beobachtung über dieselbe, ein Urtheil, oder eine politische Tendenz, um deren willen eine dieser Schriften abgefaßt wurde. Gerade an solchen politischen Denkschriften in lateinischer, deutscher, französischer Sprache ist der Nachlaß ganz besonders reich, und bereits diese ersten beiden Bände werden den vollen Beweis führen, daß nicht bloß die Geschichte von Hannover, von Preußen, von Oesterreich, überhaupt von Deutschland sondern die Geschichte aller Länder Europa's durch dieselben mit den bezüglichen Correspondenzen wesentliche Belehrung erhalten wird. Die politische Thätigkeit von Leibniz erstreckt sich beinahe über ein halbes Jahrhundert von 1668 bis 1716, und zwar in der tiefst eingehenden Weise.

Der erste Band wird die Arbeiten von Leibniz aus der Periode des Mainzer Aufenthaltes bringen, von 1668 bis 1672. Es ist die Zeit der engen Beziehung zu dem Staatsmanne J. C. v. Boineburg, dem früheren Mainz'schen Minister. Es treten in diesem Bande hervor die Bemühungen von Leibniz um ein kaiserliches Privilegium für seinen Plan, halbjährlich einen berichtenden Auszug über das gesammte Litteraturwesen zu geben und dadurch zugleich die Direction des deutschen Bücherwesens an Kurmainz zu ziehen. Es knüpfen sich an diesen ersten Gedanken andere von großer Tragweite für das gesammte intellectuelle Leben der Deutschen. Ferner wird dieser Band die ersten ausführlichen Entwürfe zur Ausführung des einen dieser Gedanken bieten, der in wechselnden Gestalten bei Leibniz sich durch sein ganzes Leben zieht: des Gedankens nämlich, durch Gründung von Societäten nicht so sehr für rein wissenschaftliche Zwecke, als für denjenigen des Gemeinwohles und zugleich der deutschen Nationalehre durch die Anwendung der Wissenschaft zu wirken. Es folgt eine Reihe kleinerer politischer Aufsätze, ferner dann das Bedenken über die Securität des deutschen Reiches, von 1670. Dasselbe

Digitized by Google

ist in Leibniz' deutschen Schriften von Guhrauer nach einer Abschrift herausgegeben. Es folgt hier mit den Nebenarbeiten, der Angabe der Ursache und des Planes, correct nach dem Originale, welches namentlich auch die Einwirkung des Staatsmannes J. C. v. Boineburg ersehen läßt. Ferner folgt die Abhandlung über den Paragraph des westfälischen Friedens: Et ut eo sincerior, welche die Aufmerksamkeit des Kaiserhofes in noch größerem Maße auf den jungen Gelehrten zog, als es durch jene ersten Bemühungen und durch die Schrift: de arte combinatoria bei dem Kaiser Leopold persönlich schon geschehen war. Ferner ist hervorzuheben die Schrift von Leibniz gegen die französischen Ansprüche und zu Gunsten derjenigen Reichsstände, welche Lehensträger der drei im westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun waren. — Von allen diesen Schriften ist bis jetzt nur die eine über die Sicherstellung des deutschen Reiches bekannt.

Der zweite Band, der ein Ganzes für sich bildet, wird sämmtliche Arbeiten von Leibniz enthalten, die sich auf den Vorschlag einer ägyptischen Expedition beziehen, welchen er dem Könige von Frankreich im Jahre 1672 machen wollte. Die tiefere Grundlage dieses Vorschlages war die Hoffnung, den Frieden des christlichen Europa zu gründen auf die Versöhnung der Familien Habsburg und Bourbon in der gemeinsamen Abwehr der Türken. Auch für diese Schriftstücke ist die Einwirkung des Barons J. C. v. Boineburg von großer Wichtigkeit. Man kennt bis jetzt nur einen mangelhaften Abdruck einer dieser Arbeiten, des: consilium Aegyptiacum, und ferner einen englischen, auch ins Deutsche übersetzten Auszug der eigentlichen ausführlichen Denkschrift, die Leibniz für den König von Frankreich bestimmt hatte. Unsere Ausgabe wird sämmtliche auf diese Angelegenheit sich beziehende selbstständige Schriftstücke bringen. Sie werden nicht bloß den vollendeten, bis in die geringsten Einzelheiten hinein ausgearbeiteten Plan uns vorführen die Aussichten ferner, die für Frankreich, die für Deutschland daran sich knüpfen, von der Canalisation von Suez an bis in die nebelhaften Fernen des Orientes, sondern sie werden zugleich ein klares Bild geben der Entwickelung des Planes in dem gewaltigen Geiste des 25jährigen Mannes. Ein lebhaftes Interesse wird vor allen Dingen die gedrängte markige Schilderung des politischen Verhältnisses der Staaten von Europa in sich und zu einander in Anspruch nehmen.

Der dritte Band wird namentlich diejenigen Schriftstücke enthalten, welche das Verhältniß von Leibniz zu dem Herzoge Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover, und die gemeinsamen Entwürfe der Beiden darlegen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Der durch seine mathematischen und philosophischen Schriften bekannte Mr. Cournot hat sich nun auch der politischen Oekonomie zugewandt und in einem Buche: „Principes de la théorie des richesses" sich auf ein Feld begeben, dem er bisher ferne stand und für das er eine wissenschaftliche Basis zu finden sich bestrebt. Ueberhaupt sind nach einer längeren Pause in der letzten Zeit mehrere größere nationalökonomische Schriften in Paris aufgetaucht, darunter ein Buch in drei Bänden über die jetzt vielfach in Anregung gebrachte Steuerfrage: „Traité de l'impôt, par M. Parieu", ferner von Th. Mannequin: „Travail et liberté, études critiques d'économie sociale" in zwei Theilen, deren erster den Werth und die Vertheilung des Reichthums, der zweite die socialen Probleme abhandelt. Diese Probleme sind: der Credit, der Freihandel, der Luxus, die Colonisirung, das Elend, der Wohlstand und die Gerechtigkeit. Von dem italienischen Buche des Ministers Minghetti erschien eine französische Uebersetzung: „Des rapports de l'économie politique avec la morale et le droit" von Saint-Germain-Leduc.

Digitized by Google

Das alte Buch von Vattel über das Völkerrecht, schon seit längerer Zeit vollständig vergriffen, kam in neuer Ausgabe heraus: „Le droit des gens, ou principes de la loi naturelle appliquée à la conduite et aux affaires des nations et des souverains, par Vattel. Nouvelle édition revue et augmentée de Pinheiro-Ferreira et de tous les autres commentateurs, avec de nouvelles notes par M. Pradier-Fodéré", 3 Bände. Auch das „Droit des gens" von Klüber, das unlängst wieder neu aufgelegt wurde, behauptet sich noch neben den neueren Schriften der Americaner Wheaton und Halleck.

Die Franzosen werden nicht müde, von ihren alten Memoirenwerken die bereits gedruckten neu herauszugeben, die ungedruckten unter die Presse zu bringen. Die „Mémoires de duc de Luynes" über die Zeit Ludwigs XV. sind bis zum 13. Bande vorgerückt, die Memoiren Dangeau's über die Epoche Ludwigs XIV. in 19 Bänden vollständig, und jetzt erscheint zum ersten Male nach den Handschriften der Bibliothèque impériale das Tagebuch des Pariser Parlamentsadvocaten Mathieu Marais. Es führt den Titel: „Journal et mémoires de Mathieu Marais sur la régence et le règne de Louis XV (1715—1737) publié pour la première fois par autorisation du Ministre de l'instruction publique", mit einer Einleitung und Noten von M. de Lescure, dem Verfasser eines Buches über Marie Antoinette. Die Aufschreibungen Marais' haben insoferne ein besonderes Interesse, als die meisten Memoiren aus jener Zeit von Hofleuten und großen Herren herrühren, in Marais aber ein einfacher Bürger seine Anschauungen darlegt. Das Werk dürfte etwa 4 bis 6 Bände stark werden.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 14. October 1863.

Es werden der Classe vorgelegt:

1. „Die Conjugation des neupersischen Verbums, sprachgeschichtlich dargestellt". Von Herrn Dr. Friedrich Müller, Privatdocenten der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität zu Wien.

2. „Die Neumark Oesterreich und das Privilegium Heinricianum, 1043 bis 1058". Von Herrn Tausing.

Gegenstand dieser Untersuchung ist jener Landstrich im Donau-Gebiete, welcher in Folge glücklicher Feldzüge gegen Ungarn im Jahre 1043 von Heinrich III. dem Reiche gewonnen wurde. Die ältere Ansicht, als wäre dieser neue Reichstheil mit der älteren Mark Adalberts vereinigt worden, findet in den sicheren Zeugnissen der Kaiserdiplome ihre Berichtigung. Es ward daraus vielmehr eine neue Mark gebildet, deren Umfang sich aus den urkundlichen Belegen deutlich feststellen läßt. Es ist das Land zwischen Fischa und Leitha, March und Thaya und einer Grenzlinie, welche von der Fischa-Mündung nordwärts bis Strechotin oder Tracht in Mähren verläuft. Der erste Inhaber dieser „Neumark Oesterreichs" ist Adalberts tapferer Sohn Leopold, nach dessen

Digitized by Google

frühem Tode ein Markgraf Siegfried das kleine Reichsland verwaltet. Der fortwährende Grenzkrieg gegen Ungarn und die Unruhen dies- und jenseits der Leitha gefährden allerdings den Besitz dieser Neumark. Gleichwohl ist von einer Vereinigung derselben mit der älteren Mark vor dem Jahre 1048 — wie sie Büdinger annimmt — keine Spur; dieselbe erscheint erst im Jahre 1063 als vollzogen. Die Neumark scheint noch in den fünfziger Jahren selbstständig zu bestehen und deutet alles auf einen dritten Markgrafen in derselben Namens Otto hin. Erst nach dem Tode Adalberts und Kaisers Heinrich soll jene wichtige Verschmelzung stattgefunden haben und zwar im Jahre 1058 beim endlichen Friedensschlusse mit den Ungarn. Die politische Lage des Reiches rechtfertigt diese Anschauung und bald darauf erscheint Markgraf Ernst nicht nur als Verweser der früheren Neumark, sondern auch im Besitze reichen Allodialgutes innerhalb derselben. Indem der Verfasser ferner nachweist, daß dem Privilegium Heinricianum vom Jahre 1058, so wie dem Fridericianum Majus von 1156 ein echtes Diplom zu Grunde gelegen habe, erklärt er es aus inneren Gründen für höchst wahrscheinlich, daß in demselben eine ausgedehnte Güterschenkung im Gebiete der Neumark enthalten gewesen sei. Die Uebergabe der Neumark selbst an Ernst wäre somit gleichzeitig mit jener Dotation zu Dürnbuch bei Strengberg erfolgt und das Jahr 1058 würde dadurch — ähnlich dem Jahre 1156 — für die österreichische Geschichte einen Theil jener Bedeutung bewahren, die es durch die kritische Erledigung der Privilegienfrage eingebüßt hat.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor:

1. „Keu-tsien, König von Yue, und dessen Haus".

In seiner Abhandlung über die Geschichte des Königslandes U hat der Verfasser auch dem Königslande Yue, in so weit es für das Verständniß der Beziehungen zu U nothwendig war, eine Stelle gewidmet. Die Geschichte des für U so verhängnißvollen Yue wurde jedoch in der gedachten Arbeit bei dem Zeitraume, in welchem die Vernichtung des erstgenannten Königslandes erfolgte, abgebrochen.

Die gegenwärtige Abhandlung, in welcher die Nachrichten über Yue in ihrem Zusammenhange wiedergegeben werden, ergänzt die in der Geschichte von U enthaltene Erzählung der Ereignisse, indem sie dasjenige, was bis zum Untergange des Landes (333 vor unserer Zeitrechnung) noch verzeichnet wird, in den von den Quellen gebotenen kurzen Umrissen aufnimmt.

Die Geschichte kennt im Ganzen acht Könige von Yue, unter welchen Keu-tsien, der Gründer der Macht dieses Landes, der zweite. Nach Keu-tsien machte sich nur noch Wu-khiang, der letzte König von Yue, durch Thaten bemerkbar, weßhalb die Geschichte Keu-tsiens und seines Hauses eigentlich sich auf zwei Könige beschränkt. Außerdem werden die Schicksale des berühmten Fan-li Landesgehilfen von Yue, welche derselbe nach seiner Auswanderung erlebte, in einem Anhange erzählt.

2. „Die Heerführer Li-khuang und Li-ling".

Unter den auswärtigen Ereignissen des die Lenkung des Allhalters Hiao-wu umfassenden langjährigen Zeitraumes (140 bis 87 vor unserer Zeitrechnung) nehmen die Kriege gegen den im ganzen Norden des Mittellandes verbreiteten Volksstamm der Hiung-nu eine hervorragende Stelle ein. Obgleich auf weit vorgeschobene Marken im Nordwesten gestützt und durch sehr ausgedehnte Eroberungen im Westen die Hiung-nu gleichsam überflügelnd, kämpfte Han damals im Norden meistentheils noch unglücklich und sämmtliche Angriffe, welche mit großen Mengen von Streitkräften, unter ihnen als neue Erscheinung viele Zehntausende von Reitern, gegen die Hiung-nu ins Werk gesetzt wurden, endeten mit verlustvollem Rückzuge.

Die zwei Heerführer, welche der Gegenstand dieser Abhandlung, konnten zwar, da sie nur verhältnißmäßig kleine Heeresabtheilungen befehligten, dieses Mißgeschick der

Digitized by Google

Waffen von Han nicht verhüten, allein aus der Erzählung ihrer oft kühnen und ungewöhnlichen Thaten läßt sich ein tiefer Einblick in die jenen Ländern eigenthümliche Kriegführung, zum Theile auch in das Leben und öffentliche Wesen des keineswegs in dem Maße, wie allgemein geglaubt wird, rohen und unmenschlichen Hiung-nu Stammes gewinnen.

Beide Männer erfuhren übrigens die äußerste Widerwärtigkeit des Schicksals. Li-khuang, im Leben von allen seinen Kriegern geliebt, im Tode von allen Bewohnern des Landes beweint, verirrte sich auf einem Zuge durch die Wüsten und starb, um nicht den Gerichten Rede stehen zu müssen, durch seine eigene Hand. Li-ling, der Enkel Li-khuangs, ergab sich nach langen und vergeblichen Kämpfen den Hiung-nu, von denen er jedoch, da die Umstände seine Rückkehr nach Han nicht gestatteten, in vorzüglichen Ehren gehalten und zu einer der höchsten Würden des Landes, mit welcher selbst die Königsbenennung verbunden war, befördert wurde.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 15. October 1863.

In Verhinderung des Herrn Präsidenten führt Herr Regierungsrath A. v. Ettingshausen den Vorsitz.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 10. October d. J. zu Wels erfolgten Ableben des inländischen correspondirenden Mitgliedes Herrn Dr. Max Ritter v. Weiße.

Derselbe theilt ferner mit, daß der der kaiserlichen Akademie vermachte handschriftliche Nachlaß des verstorbenen correspondirenden Mitgliedes im Inlande Herrn Joseph Ritter v. Rußegger eingelangt sei und legt das Verzeichniß der denselben bildenden Manuscripte vor.

Herr Prof. E. Brücke hält einen Vortrag über die quergestreiften Faserzellen, die den Schirmmuskel der Medusen bilden. Es hatte bis jetzt eine Controverse darüber bestanden, ob sie kernlos oder kernhaltig seien. Brücke fand, daß sie in der That einen Kern besitzen, daß aber dieser nicht in der Muskelsubstanz selbst, sondern in dem ihr noch anhaftenden nicht metamorphosirten Theile des ursprünglichen Zellenleibes liegt.

Das wirkliche Mitglied Herr Director v. Littrow überreicht eine Arbeit des Herrn Theodor Oppolzer: „Bahnbestimmung des Planeten Concordia."

Die außerordentliche Zahl von Asteroiden, in deren intellectuellen Besitz uns die letzten 17 Jahre setzten, hat eine Erscheinung zur Folge gehabt, die wir vor kurzer Zeit für eben so unwahrscheinlich gehalten hätten, als daß man die Planeten nach Dutzenden zählen könne; es gingen nun schon öfter Planeten beinahe eben so schnell verloren, als sie entdeckt waren. Bei Leukothea, Daphne, Calypso, Melete und Angelina lief die Sache insoferne noch gut ab, als man dieser Himmelskörper, wenngleich erst nach jahrelangen, angestrengten Bemühungen, wieder habhaft wurde. Nicht dasselbe kann man bisher von Concordia, Maja, Leto und Clytia sagen. Bei Concordia liegt am wenigsten Wahrscheinlichkeit der Wiederauffindung vor, da bereits zwei Oppositionen dieses Planeten vorübergegangen sind, ohne daß man seiner ansichtig geworden wäre. Um so verdienstlicher ist die Aufgabe, welche Herr Oppolzer sich gestellt hat, für die nächste, gegen Ende Jänner 1864 sich ereignende Opposition der Concordia eine hypothetische Ephemeride mit möglichst gesicherten Grundlagen zu berechnen. Herr Oppolzer hat, mit sorgfältiger Sichtung der Beobachtungen, die Störungen durch Jupiter berücksichtigend und unter Benützung der früheren Arbeiten von Seeling und Sonndorffer über denselben Asteroiden, den Lauf des Planeten für das Ende dieses und

Digitized by Google

den Anfang des folgenden Jahres in einer Weise bestimmt, die gegründete Hoffnung zum glücklichen Erfolge einer Aufsuchung giebt, wenn diese mit der nöthigen Emsigkeit angestellt wird.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 7. October 1863.

Vorsitzender Herr Julius Ritter v. Schrökinger-Neudenberg.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld las die Namen der in den beiden verflossenen Monaten neu eingetretenen Mitglieder; ihre Zahl beträgt über 50.

Ferner machte er folgende Mittheilungen: Die bei der letzten landwirthschaftlichen Ausstellung in Hietzing durch die Gesellschaft ausgestellte Sammlung von für die Forst- und Landwirthschaft schädlichen Thieren wurde durch die silberne Medaille ausgezeichnet In Folge früherer Einladungen war die Gesellschaft sowohl bei der 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Stettin, so wie bei der 9 ungarischer Naturforscher in Pest vertreten und zwar bei ersterer durch Herrn A. Rogenhofer, bei letzterer durch die Herren Georg Ritter v. Frauenfeld und Dr. Steindachner. Das dritte Heft des heurigen Bandes der Schriften konnte wegen des großen Umfanges des Winertz'schen Aufsatzes „über Mycetophiliden" und wegen des gleichzeitigen Druckes von Brauers „Monographie der Oestriden" nicht abgeschlossen werden; es wird daher mit dem vierten vereint erscheinen. In der nächsten Versammlung findet die Neuwahl von 19 statutenmäßig ausscheidenden Herren Ausschußräthen statt; die Candidatenliste liegt im Gesellschaftslocale zur Einsicht auf.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Dr. Franz Steindachner, welcher über die von dem Herrn Zelebor und Grafen Ferrari im südöstlichen Slavonien, von Herrn H. Mann in Bruffa gesammelten Fische und Reptilien berichtete.

Herr Fried. Brauer theilt seine neuen Beobachtungen über die merkwürdige Oestriden-Gattung Oestromyia mit von der eine Art, Oest. Salyrus auf den Alpen vorkommt. Es glückte ihm eine weibliche Fliege in der Gefangenschaft zum Eierlegen zu bringen. Die Eier sind durch ihren pfeilspitzenförmigen Anhang sehr auffallend und bleiben an Haaren leicht hängen. Nach vier Tagen schon fallen aus ihnen die Larven aus, welche sich durch ihre Stachelkränze den anderen Oestriden-Arten anschließen und durch die bohrenden Mundtheile den Hautbremsenlarven nähern. Versuche an Kaninchen und Meerschweinchen ergaben, daß sich die Oestromyen-Larven sogleich in die Haut der Thiere einbohren und in einigen Tagen eine heftige locale Entzündung, d. i. eine sogenannte Dasselbeule hervorrufen. Um das Einbohren ungehindert beobachten zu können, setzte Herr Brauer eine Larve auf seinen eigenen Arm, wo sich dieselbe sogleich festsetzte und in wenigen Minuten unter eine Lamelle der Oberhaut gelangte. Daselbst war sie durch zwei Tage zu sehen, dann aber ging sie auf diesem fremden Platze zu Grunde. Ueber die Weiterentwicklung der andern gleichfalls auf fremde Wirthe übertragenen Larven wird in der Folge berichtet werden. Schließlich erwähnt Herr Brauer noch das Vorkommen der fast überall verschwundenen Hausratte (Mus rattus) bei Reichenau.

Herr J. Juratzka theilt mit, daß Equisetum pratense von Herrn Sectionsrath Ritter v. Parmentier um Neuberg in Ober-Steiermark gefunden wurde.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld sprach über eine interessante Farbenvarietät von Pyrrhula vulgaris. Ein Exemplar dieser Art, im Besitze des Herrn Pareiß, zeigte nämlich Anfangs eine schwarze Farbe, welche sich allmälig in die normale umwandelte. Ferner legte er folgende eingesendete Manuskripte vor: Beobachtungen über die Lebensweise der Eidechsen von Dr. Glückseelig. In dieser Mittheilung wird

Digitized by Google

namentlich die bisher völlig unbekannte Art der Paarung dieser Thiere geschildert. — Ueber vier von Natterer in Brasilien gesammelte, noch unbeschriebene Vogelarten, von A. v. Pezeln; sie sind: Syrmium superciliare, Tinamus guttatus, Erythropus und Brevirostris. — Bemerkungen über Strigops habroptilus von Dr. J. Haast. Diese interessante Papageienart lebt auf Neu-Seeland in Höhlen, fliegt, obwohl sie vollständig ausgebildete Flügel besitzt, nicht und ähnelt in ihrem Aeußeren Eulen. Dr. Haast giebt nun Nachricht über das Vorkommen und die Lebensweise derselben. — Ornithologische Beobachtungen aus Croatien, von E. Seidensacher. In diesem Aufsatze werden die um Mosslavina und Cutina beobachteten Vogelarten aufgezählt, und Beiträge zur Lebensweise derselben geliefert. Ferner theilte Herr Ritter v. Frauenfeld von Herrn Dr. Lenk in den Umgebungen von Wittingau gemachte Beobachtungen über das Erscheinen seltener Zugvögel mit; besonders auffallend ist das häufige Erscheinen von Syrrhaptes paradoxus und Platalea leucorrhodia. An diese Notiz anknüpfend bemerkte der Herr Vortragende, daß auch im Norden der verflossene milde Winter in Verbindung mit dem trockenen Sommer ähnliche Erscheinungen bewirkte.

Schließlich zeigte Herr Ritter v. Frauenfeld einen lebend aus Norwegen mitgebrachten Lemming vor.

Ungarische Akademie.

In der Sitzung der ungarischen Akademie am 5. d. M. der ersten nach den zweimonatlichen Ferien, wurden die Mitglieder derselben durch eine Zuschrift des ungarischen Statthaltereirathes davon in Kenntniß gesetzt, daß diejenigen, welche von irgend einem ausländischen wissenschaftlichen Institut zu Mitgliedern gewählt werden, zwar nicht verpflichtet seien, zur Annahme dieser Stelle bei Sr. Majestät einzukommen, doch müssen sie davon den Statthaltereirath in Kenntniß setzen.

In der am 12. d. M. abgehaltenen Sitzung der philosophischen und historischen Section der ungarischen Akademie der Wissenschaften hielt Dr. Paul Hoffmann als Antrittsrede eine Abhandlung über „das Wesen des Rechtes". Hierauf setzte der königl. Rath Dr. T. Pauler seine Abhandlung über die litterarische Thätigkeit der Professoren der Tyrnauer Universität fort. Hierauf zeigte der Secretär an, daß die Akademie zur Begutachtung des Projects eines rechtswissenschaftlichen Vereines in Preßburg von dem h. Statthaltereirathe aufgefordert wurde. Wird einer Commission, bestehend aus den Herren Zsoldos, Pauler und Toldy zugewiesen. Vorgelesen wurde sodann aus dem Sitzungsprotokoll des statistischen Comité der Bericht des Prof. Vinc. Weninger, welcher die Akademie bei dem statistischen Congresse in Berlin vertrat. In Folge dessen wurde beschlossen, bei dem h. Statthaltereirathe neuerdings die Errichtung statistischer Aemter nachzusuchen. Schließlich wurde aus der Sectionssitzung eine Gesammtsitzung gebildet, in welcher eine Zuschrift des königl. Statthalters Grafen Moriz Pállfy vorgelesen wurde, worin Se. Excellenz mittheilt, daß Fuad Pascha seine Bereitwilligkeit erklärt habe, Nachforschungen in der großherrlichen Bibliothek nach den Ueberresten der Corvina zu gestatten und zugleich die Akademie auffordert, diejenigen namhaft zu machen, welche sie zu diesem Behufe nach Constantinopel zu senden wünscht, auf wie lange Zeit und mit welchem Betrag die Akademie sich an den Reisekosten betheiligen würde? Die Akademie nahm das Anerbieten dankend an und wurde mit der Erstattung des bezüglichen Berichtes die archäologische und philologische Section betraut. — Dr. Joseph Szabó empfiehlt das botanische Handbuch des Friedrich Haßlinsky, welches die Flora von 11 Comitaten Ober-Ungarns enthält, dem Schutze der Akademie. Wurde der nächsten Sectionssitzung zugewiesen.

Digitized by Google

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Am 14. d. M. hielt die dritte Section des historischen Vereins zum erstenmal nach den Ferien wieder ihre Sitzung. Nach einigen herzlichen Worten, mit denen der Obmann Prof. Volkmann die Versammlung begrüßte, hielt der Obmannstellvertreter Herr Dr. Grohmann den angekündigten Vortrag über die Reste des Heidenthums und zwar diesmal über „Mond und Sonne". Er besprach zuerst die Aberglauben, welche noch gegenwärtig über die Sonnenfinsterniß im Schwunge sind und wies nach, daß sie noch zum guten Theil mit der altheidnischen Vorstellung übereinstimmen. Nach dem Glauben der alten Deutschen stellten zwölf Wölfe beständig der Sonne und dem Monde nach und wenn die Verfinsterung eintrat, so wähnte man, die Wölfe hätten die Sonne erreicht und drohten sie zu verschlingen. Durch Lärm und Geschrei suchte man die Ungeheuer zu verscheuchen. Aehnliche Vorstellungen finden sich auch heute noch in Böhmen. Man scheut sich während der Sonnenfinsterniß aus offenen Brunnen zu trinken, weil die bösen Geister, welche die Sonne verfolgen, das Wasser vergiften. Noch auffälliger sind Aberglauben, welche sich an den Mondcultus anschließen. Die Zeit des zunehmenden Mondes war den alten Deutschen eine glückbringende, wo sie ihre Schlachten schlugen oder ihre Geschäfte begannen. Einen ähnlichen Einfluß schreibt auch der heutige Aberglaube dem Monde zu. Bei zunehmendem Monde soll man säen, pflanzen, heiraten, damit das Werk gedeihe, wie das Licht des Mondes wächst, bei abnehmendem soll man Krankheiten besprechen, damit die Krankheit schwinde, wie das Licht des Mondes. Zum Schlusse der Sitzung zeigte der Schriftführer Herr Dr. Wiechowski einige werthvolle Geschenke vor, welche die Kunstsammlung und das Antiquarium des Vereins erhalten haben.

Monatsversammlung des historischen Vereins für Krain

am 8. October 1863.

Ein vom Vereinsmandatar Dr. Franz Schrey v. Redlwerth, k. k. Bezirksvorsteher in Sittich, eingelangtes Schreiben betrifft die von demselben am 30. v. M. in den bei Ilova gora befindlichen römischen Gräbern vorgenommenen Nachgrabungen, bei welchen ein Thränenbecher, zerbrochene vermoderte Urnen, Eisenringe, eine zersplitterte Glasschale und Reste von verbrannten Gebeinen zu Tage gefördert wurden.

Hierauf gab A. Dimitz „Nachrichten über eine bisher unbekannte Religionssecte in Krain". Es sind dies die sogenannten Springer, Werfer, Marterer oder Stifter, denn alle diese Namen werden ihnen beigelegt.

Dr. E. H. Costa widmete den Manen Jakob Grimms († am 20. September 1863), welchen der historische Verein Krains mit Stolz zu seinen Ehrenmitgliedern zählte, einen Nachruf. Ferner theilt Dr. Costa einen von dem correspondirenden Mitgliede P. v. Radics aus Wien eingesendeten Aufsatz über ein Manuscript der Hofbibliothek mit, welches die Geschichte des Laibacher Jesuitencollegiums vom Beginne (1598) bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts enthält, in Form eines Urkundenbuches, in welchem sämmtliche Urkunden des Hausarchives von Wort zu Wort mitgetheilt und durch verbindende Bemerkungen des fleißigen Copisten aneinander gereiht erscheinen. In diesem Manuscripte befindet sich auch die Reihenfolge der Prioren von Pleterjach von 1403 bis 1590.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Communalvolksschulen in Wien in den Jahren 1850 bis 1863.

Skizzirt von Dr. Adolf Fiker.

Wenn man durch eine lange Reihe von Jahren mit Grund darüber Klage führen konnte, daß der öffentliche Unterricht in Oesterreich hinter den Leistungen und Erfolgen anderer Staaten, namentlich der durch vielfache Bande in Vergangenheit und Gegenwart enge an unser Vaterland geknüpften deutschen, beträchtlich zurückgeblieben sei, so arbeiten nunmehr anderthalb Jahrzehnte energisch daran, das früherhin Versäumte nachzuholen und die Schulen des Kaiserreiches, ohne Unterbrechung ihrer eigenthümlichen historischen Entwicklung, den Anstalten vorgeschrittenerer Länder ebenbürtig zur Seite zu stellen.

Ein kleines Bild aus dem großen Ganzen jenes reichen, lebensvollen Gemäldes, welches sich als die Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens in der jüngsten Vergangenheit kennzeichnet, mögen die folgenden Blätter vorführen. Es betrifft die erste Commune des Reichs, das kaiserliche Wien, und auch innerhalb der Großcommune nur diejenigen Primärschulen, welche zunächst ihrer unmittelbaren Obsorge anvertraut sind, die sogenannten Pfarrschulen.

Wie weit die Volksschulen Wiens allmälig hinter den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit zurückgeblieben waren, dafür giebt am Besten die Allerhöchste Entschließung vom 17. März 1846 Zeugniß. Unmittelbar vom Throne aus, ohne einen Antrag der Studienhofcommission, wurde verfügt, daß über den doctrinellen, disciplinaren und ökonomischen Stand aller Wiener Volksschulen Berichte und Verbesserungsanträge erstattet werden sollten.

Wien besaß im Jahre 1847 nebst fünf öffentlichen Hauptschulen (einer k. k. bei St. Anna, einer im k. k. Waisenhause, der Zoller-Bernard'schen Stiftungsschule, und zwei Hauptschulen des Piaristen-Ordens) nur 12 mit der (damaligen) dritten Classe versehene, hingegen 52 bloß zweiclassige Pfarrschulen, zwei zweiclassige k. k. Mädchenschulen und eine derartige Schule im Kloster der Ursulinerinnen. Kaum die Hälfte der 64 Pfarrschulen hatte ein eigenes Schulhaus aufzuweisen; der Rest war in gemietheten Localitäten untergebracht, von welchen mehrere ihrer Bestimmung sehr wenig entsprachen. Eine Pfarrschule, oft mit 3 bis 7 Lehrzimmern, besaß einen einzigen Lehrer, welchen man gewöhnlich Schulinhaber nannte; derselbe beschäftigte sich regelmäßig ausschließend mit dem ökonomischen Theile der Schule und mit den

Digitized by Google

Directionsgeschäften, vertraute aber den Unterricht sogenannten Gehülfen an, welche er meist nach Gutdünken gegen eine bloße Anzeige an die Schuldistrictsaufsicht aufnahm und entließ, bei einer geringen Besoldung (4 bis 12 fl. C. M. monatlich) aber auch noch zwang, den Nachstundenunterricht bloß zur Vermehrung seines eigenen Einkommens zu ertheilen [1]. Auf ein Lehrzimmer entfielen im Durchschnitte 88 Zöglinge, wobei noch zu bemerken ist, daß in der großen Mehrzahl der Classen beide Geschlechter vereinigt unterrichtet wurden und die Aufnahme neuer Schüler fast unausgesetzt das ganze Jahr hindurch stattfand. Die meisten Lehrindividuen, welche an den Pfarrschulen beschäftigt waren, konnten nur die Lehrbefähigung für Trivialschulen nachweisen, und selbst der pädagogische Lehrcurs an der Normalhauptschule zu St. Anna gewährte eine höchst unvollkommene Ausbildung, da er bloß einjährig und minder entsprechend eingerichtet war. Bezüglich der Lehreinrichtungen, Methoden, Schulbücher u. dgl. theilten die Wiener Pfarrschulen das Schicksal aller gleichartigen Anstalten des Kaiserreiches; wodurch sie sich von vielen anderen zu ihren Ungunsten unterschieden, war der fast gänzliche Mangel an Lehrmitteln, welcher namentlich das Element der Anschauung ganz von jenen Schulen ausschloß.

Mit dieser Lage der Dinge übernahm die Großcommune sämmtliche Pfarrschulen Wiens in ihre Obsorge [2]. Nach langen Verhandlungen stellten die Ministerialerlässe vom 26. Mai und 25. November 1849 die Grundzüge der künftigen Organisirung jener Schulen fest, und die Ministerialerlässe vom 10. Jänner, 9. Februar und 6. November 1850 ordneten, vorbehaltlich einer künftigen gesetzlichen Regelung des Verhältnisses der Gemeinde zur Volksschule, diejenigen Rechte, welche den übernommenen unzweifelhaft großen Verpflichtungen der Commune gegenüberstanden.

Zwar wurde schon mit den Ministerialerlässen vom 28. Februar und 3. September 1849 erklärt, daß das Schulpatronat [3] und die Concurrenzpflicht ungeachtet des Gesetzes vom 7. September 1848 noch in Wirksamkeit bestehe. Zugleich erfloß jedoch, bis zur definitiven Lösung des Patronatsverhältnisses die Anordnung, die bestandenen Dominien und die öffentlichen Fonde sollten möglichst nur im Wege eines freiwilligen Uebereinkommens zu neuen Leistungen herbeigezogen und in Ermanglung eines solchen Uebereinkommens wenigstens alle mit größeren Auslagen verbundenen Bauten, Reparaturen und Anschaffungen, welche nicht unaufschiebbar

[1] Von diesen letzteren Bezügen abgesehen, belief sich das reine Einkommen eines Lehrers bei 4 Schulen unter 100 fl., bei 36 zwischen 100 und 500 fl., bei 22 zwischen 500 und 1000 fl., bei einer überschritt es 1300 fl., bei einer 2000 fl. C. M. Durch das Nachstundenhonorar stellte es sich zwischen 500 und 3000 fl. C. M.

[2] Nicht die Aufhebung des grundobrigkeitlichen Verhältnisses durch das Gesetz vom 7. September 1848 begründete diesen Uebergang; schon die Allerhöchste Entschließung vom 12. Mai 1848, welche über die früheren Reformanträge erfloß, bezeichnete die Gemeinde Wien als die zur Uebernahme der Sorge für die Pfarrschulen vorzugsweise berechtigte und verpflichtete.

[3] Das Schulpatronat stand nämlich bei 8 Pfarrschulen dem Cameralfonde, bei 11 dem Religionsfonde, bei 5 dem Fürsterzbischof von Wien, bei 18 dem Stifte Schotten, bei je einer dem Barnabiten- und dem Piaristencollegium und der Gemeinde Leopoldstadt zu.

Digitized by Google

erscheinen, eingestellt werden. Während der 13 Jahre von 1850 bis 1862 wurden demnach nur 198.888 fl. ö. W. als Patronatsbeiträge für die Pfarrschulen eingezahlt [1], wovon 33.170 fl. den Patronatsantheil an den Erhaltungskosten von Schulgebäuden und ihrer Einrichtung, 165.718 fl. den Patronatsantheil an den Zinsen gemietheter Gebäude darstellten. Nur mittelst dieses letzteren Betrages konnte die Commune wenigstens indirect die Patrone zu den Auslagen für größere Schulbauten beiziehen, indem sie nämlich die Bauten selbst ausführte, sich aber die jährliche Entschädigung eines Theils des für die neuen Gebäude berechneten Miethzinses bedang. Das vom niederösterreichischen Landtage am 26. März 1863 votirte Gesetz über die Aufhebung des Schulpatronats wird die Patrone von jeder Beitragspflicht gänzlich entheben.

Die bei einzelnen Pfarrschulen bestehenden Stiftungsgenüsse fließen laut Ministerialerlasses vom 25. November 1849 den Lehrern als ein besonderes Nebeneinkommen zu, oder müssen irgend einem bestimmten speciellen Zwecke (z. B. dem Ankaufe von Prämienbüchern, der Bekleidung armer Kinder, der Anschaffung von Armenbüchern) zugeführt werden, so daß sie für die allgemeinen Schulauslagen außer Betracht bleiben.

Sonach mußte die Großcommune den beträchtlichsten Beitrag zur Deckung ihrer Auslagen in dem Schulgelde finden, dessen Einhebung für die Commune mit 1. März 1850 begann. Der Betrag desselben wechselte früher zwischen den verschiedensten Ziffern und war nur durchschnittlich in den ersten und zweiten Classen mit 24 kr. C. M., in der dritten Classe mit 30 kr. C. M. für den Kopf und Monat bemessen; nebstbei wurde aber ohne Unterschied der Classen jährlich einmal 1 fl. C. M. von jedem Kopfe unter dem Namen eines Holzgeldes erhoben. Der Gesammtbetrag dieser Entrichtungen belief sich im Jahre 1847 (nach Abzug der wahrscheinlich uneinbringlichen Beträge) auf 76.475 fl. C. M. Der Ministerialerlaß vom 10. Jänner 1850 hob das Holzgeld auf und fixirte das Schulgeld in allen Classen auf 30 kr. C. M. für den Kopf und Monat. Bei Einführung der österreichischen Währung an die Stelle der Conventionsmünze wurde dieser Betrag durch Gemeinderathsbeschluß vom 7. September 1858 noch um 5 pCt., nämlich auf 50 kr. ö. W., herabgesetzt.

Die Commune hat sich vom Anfange herein die mildeste Handhabung der Verordnungen über die Schulgeldbefreiung zur Pflicht gemacht. Hieraus erklärt sich, daß sie in den 13 Jahren nur 1,220.513 fl. aus dem Schulgelde einnahm [2]

[1] Im Jahre 1850 9.279 fl. ö. W. — im Jahre 1857 15.736 fl. ö. W.
" " 1851 12.168 " " — " " 1858 16.878 " "
" " 1852 23.580 " " — " " 1859 15.333 " "
" " 1853 5.066 " " — " " 1860 20.034 " "
" " 1854 13.922 " " — " " 1861 19.472 " "
" " 1855 2.706 " " — " " 1862 19.308 " "
" " 1856 25.406 " "

[2] Im Jahre 1850 47.961 fl. ö. W. — im Jahre 1852 97.332 fl. ö. W.
" " 1851 87.943 " " — " " 1853 99.523 " "

Digitized by Google

und, ungeachtet des Steigens der Zahl der schulbesuchenden Kinder um 50 pCt. gegenüber der Ziffer des Jahres 1847, die Einnahme aus dem Schulgelde gegenüber jenem Jahre nur um 18 pCt. wachsen sah.

Die gesammten Auslagen für die Pfarrschulen betrugen aber innerhalb des gleichen Zeitraumes — selbst abgesehen von den zahlreichen Neu-, Adaptirungs- und Erweiterungsbauten — 2,671.037 fl. ö. W., so daß 1,251.636 fl. ö. W. mittelst der allgemeinen Umlage eingebracht werden mußten [1], und zwar seit 1858 nach einer continuirlich steigenden Verhältnißziffer, da im Jahre 1858 nur 43.3, im Jahre 1862 hingegen 55.5 pCt. jener gesammten Auslagen ihre Bedeckung in der allgemeinen Umlage finden mußten. Für das Jahr 1863 erhöht sich letztere Ziffer noch um 40.000 fl. und wird in nächster Zukunft noch eine weitere Steigerung um mindestens 80.000 fl. erfahren, so daß das Schulgeld sodann nur 30 pCt. der sogenannten ordentlichen Auslagen für die Communalvolksschulen decken, nach dem Wegfallen der Patronatsbeiträge der ganze Rest die allgemeine Umlage treffen wird [2].

Welche Fortschritte hat nun die Communalvolksschule, für deren Verjüngung in einem so kurzen Zeitraume gewiß wenige Gemeinden so beträchtliche Opfer brachten, in den 13 jüngst verflossenen Jahren wirklich gemacht?

Ich beginne mit der Errichtung neuer Schulen. Die Erweiterung des Gemeindegebietes und das rasche Emporwachsen von Ansiedlungen auf Theilen desselben, die im Jahre 1850 erst wenige Häuser zählten, hat den Wiener Pfarrschulen die Schule in der Brigittenau, in Zwischenbrücken, in der Freudenau und

im Jahre	1854	105.537 fl. ö. W.		im Jahre	1859	94.446 fl. ö. W.	
„ „	1855	97.926 „ „		„ „	1860	97.396 „ „	
„ „	1856	98.355 „ „		„ „	1861	99.629 „ „	
„ „	1857	100.398 „ „		„ „	1862	95.011 „ „	
„ „	1858	99.056 „ „					

[1] Der Zuschuß aus den allgemeinen Communalmitteln für die Pfarrschulen betrug

im Jahre	1850	63.704 fl. ö. W.		im Jahre	1857	90.310 fl. ö. W.	
„ „	1851	85.035 „ „		„ „	1858	88.493 „ „	
„ „	1852	76.829 „ „		„ „	1859	105.087 „ „	
„ „	1853	89.017 „ „		„ „	1860	128.397 „ „	
„ „	1854	74.610 „ „		„ „	1861	125.780 „ „	
„ „	1855	97.903 „ „		„ „	1862	142.822 „ „	
„ „	1856	83.649 „ „					

[2] So schwer es der Großcommune unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihres Haushaltes gefallen wäre, auf das Schulgeld Verzicht zu leisten, so würde sie auch ein solches Opfer gebracht haben, wenn nicht überwiegende Gründe pädagogischer Art dagegen gesprochen hätten. Die allgemeine und ausnahmslose Erfahrung vorgeschrittenerer Länder, welche in einem mäßigen Schulgelde eine mächtige Schutzwehr gegen die Theilnahmslosigkeit vieler Eltern für den Unterricht ihrer Kinder und eine kräftige Bürgschaft der Selbstständigkeit und Entwicklungsfähigkeit der Schule selbst erkennen lehrte und deßhalb eben jetzt die Einführung desselben in die sogenannten Armenschulen befürwortet, gab gegen die Aufhebung des Schulgeldes den Ausschlag. Zum Wohle der Schule wurde am 2. Juni 1863 nach denkwürdiger Debatte ein Antrag zurückgewiesen, welcher zwar sehr bestechend klingt, aber der mühevoll gepflegten Entfaltung des Primärunterrichtes in Wien einen schweren Stoß versetzt haben würde.

Digitized by Google

vor der Favoritenlinie beigefügt, wovon die beiden letztgenannten erst im Schuljahre 1863 in das Leben traten. Abgesehen von denselben wurden auch neue Schulen dadurch nothwendig gemacht, daß die Trennung beider Geschlechter bei dem Unterrichte nicht bloß mittelst Ueberweisung der Knaben an eine und der Mädchen an die andere von zwei bereits bestehenden Schulen stattfand, sondern auch acht ganz neue Anstalten entstanden. Indem andererseits drei dem Patronate des Stiftes Schotten zugehörige Schulen durch Verschmelzung mit anderen aufgelöst wurden, zählt die Großcommune gegenwärtig 73 Pfarrschulen, welche sich ziemlich ebenmäßig über das ganze Stadtgebiet vertheilen. Da die Durchführung der Stadterweiterung die gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse namhaft abändern wird, so beschloß der Gemeinderath am 16. Mai 1862, sich an das k. k. Staatsministerium zu wenden, damit ihm die Baugründe zur Erbauung je einer Doppelschule nächst der Kolowrat-Straße, in der Gegend des bisherigen Kalk- und Kohlenmarktes, vor dem Schottenthore und auf dem Rudolfs-Platze überlassen werden mögen. Wenn hiezu noch die bereits projectirte Trennung dreier gemischter Schulen kommt, so wird Wien in nicht ferner Zukunft neben den acht nichtcommunalen öffentlichen, vier zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse befähigten privaten Hauptschulen und den evangelischen von der Gemeinde subventionirten Schulen [1] 84 communale Volksschulen besitzen [2].

An die Errichtung neuer Schulen schließt sich die viel häufigere neuer Schulclassen. Hiezu gaben dreierlei Umstände Anlaß:

1. Die Verwandlung sämmtlicher Pfarrschulen Wiens in dreiclassige Hauptschulen durch den Ministerialerlaß vom 26. Mai 1849 und die Erweiterung der dreiclassigen Hauptschulen zu vierclassigen durch die Ministerialverordnung vom 23. März 1855.

Von den 73 communalen Pfarrschulen Wiens sind bereits 69 als vierclassige eingerichtet; die Erhebung der Brigittenauer zu einer solchen wurde am 2. Jänner 1863 beschlossen und die Erweiterung der Zwischenbrückner nach Beendigung des am 10. April 1863 beschlossenen Neubaues in Aussicht gestellt, so daß nur die Freudenauer bloß als zweiclassige Nothschule und die Knabenschule im Lichtenthale Nr. 173 (Spittelaugasse Nr. 12, die sogenannte Töpfer'sche Stiftungsschule) als dreiclassige Hauptschule fortbestehen wird [3].

[1] Diese Subventionirung, welche am 21. Jänner 1862 beschlossen wurde, beruht auf einer Erwägung höchster Billigkeit. Die evangelischen Gemeindeglieder tragen zur Errichtung und Erhaltung der Pfarrschulen bei, ohne sie zu benützen, und konnten deßhalb allerdings eine entsprechende Rückvergütung verlangen, welche mit 7000 fl. für das Jahr bemessen wurde. Doch behielt sich der Gemeinderath die Einsichtnahme in die Verwendung jener Summe vor.

[2] Die Zuweisung eines bestimmten Schulsprengels für jede Pfarrschule hat dabei nicht den Zweck, eine Art speciellen Schulzwangs einzuführen, sondern einerseits den Lehrern und Ortsschulaufsehern die Ueberwachung des Schulbesuches aller pflichtigen Kinder möglich zu machen, andererseits den Eltern oder Angehörigen schulfähiger Kinder die Gewißheit zu geben, daß die letzteren in einer nicht zu entfernt gelegenen Schule wirklich sichere Aufnahme finden.

[3] Die gemischten Schulen Nr. 134 (untere Augartenstraße Nr. 3) in der Leopoldstadt und Nr. 156 (untere Bräuhausgasse Nr. 6) auf dem Hundsthurm haben zwar noch keine vierten

Digitized by Google

2. Schon der Ministerialerlaß vom 26. Mai 1849 erklärte, daß nach Thunlichkeit auch in den unteren Classen der Hauptschulen eine Absonderung der Geschlechter stattfinden solle, in der obersten Classe aber ausnahmslos platzzugreifen habe. Es giebt demnach in Wien gegenwärtig zwar noch 14 vierclassige gemischte Schulen; allein eine derselben (Rossau Nr. 147. — Grünthorgasse Nr. 11) hat durchaus getrennte Classen, bei einer (im Heiligenkreuzerhofe) sind drei Classen nach dem Geschlechte geschieden, bei zweien (bei St. Stephan und St. Michael) ist dies mit zwei Classen, bei acht mit einer der Fall, und zwei besitzen eben nur eine oberste Classe für ein Geschlecht. Abgesehen von den Schulen der inneren Stadt, deren Besuchsverhältnisse durch die Neubauten auf den Stadterweiterungsgründen eine vollständige Abänderung erfahren werden, dürfte die Trennung der Geschlechter durch alle vier Classen in nächster Zukunft allgemein durchgeführt sein.

3. Kaum ein anderer Mißstand ist so sehr geeignet, den Erfolg des trefflichst ausgedachten Lehrplanes, des vorzüglichsten Lehrers zu paralysiren und die Aufgabe einer Volksschule, Erziehung durch Unterricht, unlösbar zu machen, als die Zusammendrängung einer allzugroßen Zahl von Schulkindern in derselben Classe [1]. Die rasch anwachsende Bevölkerung Wiens hat die schon im Jahre 1850 stattgefundene Ueberfüllung vieler Schulclassen continuirlich gesteigert, und die Eröffnung einzelner neuer Lehrzimmer bot immer nur vorübergehend eine theilweise Abhülfe dar. Am Schlusse des Schuljahres 1862 kamen auf ein Lehrzimmer durchschnittlich 97 bis 98 Kinder, und wenn man die 380 damals bestandenen Lehrzimmer näher analysirt, findet man, daß 233 zwischen 51 und 100 Zöglinge in sich schlossen, weitere 100 Classen zwischen 101 und 150 beherbergten und zwei sogar noch diese letztere Ziffer überschritten. Eine durchgreifende Abhülfe schuf endlich der Gemeinderathsbeschluß vom 16. Jänner 1863, welcher principiell die Ziffer von 50 als Maximum des Besuchs einer Volksschulclasse anerkannte, für die nächste Zukunft aber jedenfalls die Zahl von 80 als diejenige bezeichnete, mit deren Ueberschreitung die Auflösung einer Schulclasse in parallele Abtheilungen beginnen muß. Die hiedurch nothwendig werdende Einrichtung von 202 neuen Classen ist bereits in der Durchführung begriffen, wonach (etwa bis zum Jahre 1865) sich die Zahl von

Classen, erstere für Mädchen, letztere für Knaben; da es aber gesetzlich nicht mehr gestattet ist, in der vierten Classe beide Geschlechter ungetrennt zu unterrichten, so ist die Eröffnung jener beiden vierten Classen von den in Ausführung begriffen Zubauten abhängig, durch welche dort ein Lehrzimmer für die vierte Mädchenclasse gewonnen, hier eine vollständige Trennung der Knaben- von der Mädchenschule angebahnt werden soll.

[1] Der österreichische Staat hält seinen Gymnasialunterricht für gefährdet, wenn in einer Classe mehr als 50 Schüler sich befinden; im außerösterreichischen Deutschland gilt es als feste Norm, daß in der Volksschule nur 40, höchstens 50 Kinder einem Lehrer zugewiesen werden dürfen. Kaum die äußere Ordnung einer größeren Zahl von Kindern zwischen 6 und 10 Jahren dürfte ein Lehrer zu erhalten im Stande sein, geschweige denn ihre gespannte Aufmerksamkeit zu bewahren, ihren Fortschritt zu fördern und zu leiten, die Erfüllung ihrer Obliegenheiten hinsichtlich der Aufgaben und des Lernens zu überwachen, so daß ohne Zweifel die geistige Lauheit eines großen Theiles unserer heranwachsenden Jugend aus den überfüllten Volksschulen stammt.

Digitized by Google

326 Lehrzimmern, welche die Commune im Jahre 1850 übernahm, auf 589 erhöht haben wird, selbst wenn bis dahin noch keine der neu zu errichtenden Schulen in das Leben getreten wäre.

Theils die Errichtung neuer Schulen, theils die Unzulänglichkeit der Räume für die bereits bestandenen Anstalten, theils die anerkannte Unzweckmäßigkeit vieler Localitäten, theils endlich der frühzeitig vom Gemeinderathe aufgestellte Grundsatz, die Communalschulen nach Thunlichkeit allmälig in eigens zu Schulzwecken aufgeführte Gebäude zu übertragen, veranlaßte bereits zahlreiche Schulbauten.

In einem Zeitraume von 10 Jahren, von 1853 bis 1862, wurden folgende neue Schulgebäude aufgeführt:

	Mit einem Kostenaufwande von
1. Doppelschule am Rennwege Nr. 727 (Schulgasse Nr. 3)	77.923 fl. ö. W.
2. „ im Schottenfelde Nr. 346 (Zieglergasse Nr. 21)	115.763 „ „
3. Doppelschule im Breitenfelde Nr. 39 (Albert-Gasse Nr. 20)	72.563 „ „
4. „ in Erdberg Nr. 87 und 88 (Erdbergerstraße Nr. 88)	99.103 „ „
5. Doppelschule in Thury Nr. 62 u. 64 (Alserbachgasse Nr. 23)	93.348 „ „
6. Knabenschule am Himmelpfortgrunde Nr. 67 (Gemeindegasse Nr. 9)	53.881 „ „
7. Knabenschule in der Leopoldstadt Nr. 187 (kleine Pfarrgasse Nr. 33)	118.263 „ „
8. Knabenschule in St. Ulrich Nr. 21 (Stiftgasse Nr. 35)	35.515 „ „
Summe	666.359 fl. ö. W.

Hiezu kommen an Adaptirungs- und Erweiterungsbauten:

1. Gemischte Schule in der Roßau Nr. 147 (Grüne Thorgasse Nr. 11)	19.429 fl. ö. W.
2. Gemischte Schule in Margarethen Nr. 171 (Wienstraße Nr. 34)	14.407 „ „
3. Gemischte Schule auf der Wieden Nr. 93 (untere Alleegasse Nr. 11)	11.204 „ „
4. Mädchenschule in Nikolsdorf Nr. 9 (Nikolsdorfergasse Nr. 18)	29.076 „ „
5. Mädchenschule auf dem Schaumburgergrunde Nr. 93 (Rainergasse Nr. 13)	20.470 „ „
Summe	94.586 fl. ö. W.

Die Gesammtauslagen für diese Schulbauten umfaßten sonach 760.945 fl., welche, mit Ausnahme von ein paar unbedeutenden Beiträgen, ganz allein die Commune trafen [1].

[1] Nach den einzelnen Jahren vertheilten sich diese Ausgaben folgendermaßen:
1853 31.609 fl. ö. W. 1854 18.564 fl. ö. W.

Digitized by Google

Die meisten neuen Schulhäuser zeichnen sich durch große, helle, luftige Räume aus; damit aber die Bauführungen künftighin auch in dieser Rücksicht sich von dem pädagogisch höchst bedenklichen Extreme, welches Lehrzimmer von 25 bis 30 Quadratklafter Flächenraum schuf und dadurch der Ueberfüllung der Classen nicht geringen Vorschub leistete, ferne halten und überhaupt nur festen, schulmännisch adprobirten Principien folgen, wurde mit Gemeinderathsbeschluß vom 6. März 1863 ein Programm gutgeheißen, welches für den künftigen Ankauf von Realitäten zu Schulbauten und für die Entwerfung von Plänen zu den entsprechenden Bauführungen als Richtschnur dienen soll.

Für das Jahr 1863 ist die Erbauung des neuen Schulhauses im Schottenfelde Nr. 359 (Zieglergasse Nr. 49), ein beträchtlicher Erweiterungsbau in der Brigittenau, ein Adaptirungsbau im Neubauer Gemeindehause zur Uebertragung der höchst unzweckmäßigen Schule Nr. 206 (Neubaugasse Nr. 20) und ein anderer am Hundsthurm Nr. 156 (untere Bräuhausgasse Nr. 6) in der Ausführung begriffen, der Neubau auf der Wieden Nr. 755 (Preßgasse Nr. 24) längst beschlossen, die Adaptirung des Hauses Nr. 46 (Loudon-Gasse Nr. 5) in der Alservorstadt für Schulzwecke beendet.

Der Grundankauf für Errichtung einer zweckmäßigen Schule in Zwischenbrücken, wo das bisherige Local nicht einmal den mäßigsten Anforderungen an ein Schulhaus entsprach, für definitive Unterbringung der neuen Schule vor der Favoritenlinie und für Verlegung dreier schlecht untergebrachten Schulen (auf der Landstraße, in Gumpendorf und auf dem Strozzengrund) hat bereits stattgefunden. Zur Ausmittlung des Platzes für ein Gebäude, in welchem die drei schlecht untergebrachten Schulen auf der Laimgrube und Windmühle zu einer Doppelschule vereinigt werden sollen, besteht eine eigene Commission. Endlich hängt die Errichtung eines Schulgebäudes unter den Weißgärbern mit dem dort dringend nöthigen Kirchenbaue enge zusammen, so wie die Vertretungen des III. und IX. Bezirkes zur Mitwirkung bei Auffindung von Localitäten für zwei andere unzweckmäßig ubicirte Schulen aufgefordert wurden.

Noch eine Reihe von Jahren hindurch wird die Rubrik der Schulbauten eine namhafte Post unter den sogenannten außerordentlichen Ausgaben der Commune in Anspruch nehmen [1]. (Schluß folgt.)

1855	42.312 fl. ö. W.	1859	133.107 fl. ö. W.
1856	48.263 „ „	1860	156.805 „ „
1857	118.614 „ „	1861	62.623 „ „
1858	110.354 „ „	1862	38.694 „ „

[1] Zur Vervollständigung des Gesagten dient die Beisetzung der Summen, welche als sogenannte ordentliche Ausgaben bezahlt wurden:

im Jahre	für Erhaltung u. Einrichtung v. Schulgeb.	an Miethzinsen für Schullocalitäten	für Beheiz., Beleucht., Reinigung und Requisiten
1850	2.949	22.166	3.350
1851	4.171	29.899	27.261
Fürtrag	7.120	52.065	30.611

Digitized by Google

Litterarisches aus Tirol.

Die Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich, die am 29. September mit lautem Jubel begangen wurde, rief mehrere Festschriften ins Leben. An ihrer Spitze muß „Die Geschichte der Margaretha Maultasch und der Vereinigung Tirols mit Oesterreich" von Alfons Huber (Innsbruck bei Wagner) genannt werden. Die Schrift beruht durchaus auf eigenen Forschungen und giebt in populärer Behandlung die Resultate mühevoller, langer Studien, welche nächstens in streng wissenschaftlicher Form in einem größeren Werke erscheinen werden. Das gediegene Büchlein, welches manche von den bisherigen Darstellungen abweichende Angaben enthält, erfreute sich derartigen Beifalles, daß eine zweite Ausgabe schon nothwendig wurde. An Hubers Festschrift reiht sich zunächst das Werk: „Pusterthals alte Adelsgeschlechter. Ein historisch-genealogischer Versuch von Theodor Mairhofer" (Brixen bei Weger). Diese Abhandlung steht mit dem gefeierten Ereignisse insoferne in sinnigem Verbande, als drei Edle aus dem Pusterthale: Johann von Kiens und Ehrenburg, Pfarrer zu Pfalzen; Peter Arberger und Laßberg aus Taufers den Herzog Rudolf IV. im stürmischen Jänner des Jahres 1363 über den Krümmler Tauern führten und der ganze Adel Pusterthals schon damals auf Seite des österreichischen Fürstenhauses stand. Der Verfasser benützte zu seiner dankenswerthen Schrift vorzüglich das in dieser Hinsicht reiche Klosterarchiv von Neustift. Zingerle veröffentlicht „Die Sagen von Margaretha der Maultasche" (Innsbruck bei Wagner) und sucht in einem Anhange den Beweis zu führen, daß die meisten derselben viel älteren Ursprunges sind und auf die Mythe von der nordischen Riesin Grid zurückzuführen sind. — Bei einem derartigen Feste durfte das Lied auch nicht fehlen. Hermann v. Gilm, unser begab-

im Jahre	für Erhaltung u. Einrichtung v. Schulgeb.	an Miethzinsen für Schullocalitäten	für Beheiz., Beleucht., Reinigung und Requisiten
Uebertrag	7.120	52.065	30.611
1852	8.114	33.335	30.538
1853	8.447	35.909	20.021
1854	5.138	38.104	18.812
1855	5.605	37.767	20.923
1856	7.659	42.890	21.303
1857	7.791	42.429	21.722
1858	6.181	39.743	21.713
1859	5.203	47.682	22.191
1860	8.263	56.000	22.194
1861	5.281	53.697	23.383
1862	9.210	52.534	24.503
Summe	84.012	532.155	277.914

Bei Erbauung der Schule in St. Ulrich Nr. 21 (Stiftgasse Nr. 35) wurde auch die Anschaffung besserer Einrichtungsgegenstände statt der bisher üblichen (und zwar nach dem Muster der evangelischen Schulen) beschlossen, nach welchem Vorgange voraussichtlich der allmälige Umtausch der älteren Sorten in sämmtlichen Schulen stattfinden wird.

Digitized by Google

teſter Lyriker, ſang deßhalb die Feier nicht nur mit einem ausgezeichneten Gedichte ein, das in der „Schützenzeitung“ erſchienen iſt [1], ſondern veröffentlichte auch ein Bändchen werthvoller Poeſien unter dem Titel: „Tiroler Schützenleben“ (Innsbruck bei Wagner). Leben und Friſche, Originalität und Formgewandtheit zeichnen auch dieſe Kinder ſeiner Muſe aus. Die markige, kernige Sprache, die treffende, ſchlagartig wirkende Schilderung des Einzelnen und der kräftige lebendige Versbau erinnern oft an Freiligrath. Zu den ſchönſten Blüthen im Kranze zählen: „Unſere Berge“ (S. 1), „Auf dem Schießſtand“ (S. 10), „Das erſte Kaiſerſchießen zu Bregenz“ (S. 12), „Wallfahrerlied“ (S. 26), „Aus dem Zillerthale“ (S. 33). Zu bedauern iſt, daß ſpätere Feile der urſprünglichen Schönheit einigen Eintrag gethan hat. So war bei dem Liede „Unſere Berge“ die Einſchiebung der vierten und die Modification der fünften Strophe nicht vom Guten. Das Gedicht „Zum Preisliede“ (S. 21), das in den vierziger Jahren durch Inhalt, Tendenz und formelle Schönheit zündete, iſt leider arg verſtümmelt. Der Dichter hätte es vollſtändig geben und in einer Note auf die Zeit der Entſtehung verweiſen ſollen, um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen.

Briefwechſel Alexander v. Humboldts mit Heinrich Berghaus

aus den Jahren 1825 bis 1858.

(3 Bände. Leipzig 1863, Verlag von H. Coſtenoble.)

Angezeigt von Prof. Klun.

Die „Briefwechſel-“ und „Memoirenlitteratur“, die in neuerer Zeit den Büchermarkt überſchwemmt, begegnet in vielen Kreiſen einem Mißtrauen, welches nicht ganz ungerechtfertigt iſt; ſteckt doch allzu häufig hinter dem geheimnißreichen Schleier dieſes Litteraturzweiges nichts als ſpeculationsſüchtige Buchmacherei. Belege hiefür hat leider auch das Jahr 1863 gebracht, indem aus der Pietät des deutſchen Volkes für einen großen Todten buchhändleriſches Capital geſchlagen wurde. Ich geſtehe, daß ich mit einer gewiſſen Voreingenommenheit die „drei Bände“ des obgenannten „Briefwechſels“ zur Hand nahm, beſorgend, der ungemein productive Herausgeber könnte uns eine hochgeachtete Perſönlichkeit, den Stolz der deutſchen Nation, gar zu ſehr im Hauskleide mit all' den Schwächen eines Sterblichen vorführen, von denen ja niemand ganz frei iſt. Meine Enttäuſchung war eine vollſtändige; denn unter dem anſpruchsloſen Titel eines Briefwechſels finden wir hier die bedeutendſten Beiträge zur neueren Geſchichte der Geographie. Während des Zeitraumes eines vollen Menſchenalters beobachten wir Humboldts Thätigkeit auf dem Gebiete der Erdkunde, hier fördernd und anregend, dort ſelbſtthätig, Neues ſchaffend, Bahn brechend. Es ſind nicht bloß Briefe Humboldts an Berghaus, ſondern auch Mittheilungen von Gelehrten aus beiden

[1] Auch in der „Wiener Abendpoſt“ Nr. 78 abgedruckt.

Digitized by Google

Hemisphären an und von Humboldt und andere Männer der Wissenschaft; Berichte über die neuesten Forschungen aus allen Theilen der Erde, Aufklärungen über neue Publicationen — kurz es ist ein reichhaltiges Quellenwerk für die Geschichte der Erdkunde, diese im Plan und Aufbau durchweg deutsche Wissenschaft. Hier wird uns der Einblick gestattet in die eben so vielseitige als tief gründliche Thätigkeit Humboldts, hier begegnen wir der ersten Idee zum „Kosmos" (in einem Briefe, datirt Berlin, 20. December 1827); das gesammte geistige Leben Humboldts tritt lebhaft hervor. Findet also der Fachmann eine reiche Ausbeute (wenngleich manche Ansicht, manche Behauptung Humboldts nach dem dermaligen Stande der Naturwissenschaft der Berichtigung bedarf), so erhält auch jeder „Freund" der Erdkunde werthvolle Aufschlüsse und Anregungen und wird mit Befriedigung und Nutzen diesen Briefwechsel lesen. Der Stoff des Werkes ist somit in jeder Beziehung ein derartiger, daß ein tieferes Eingehen begründet ist.

Der erste Band umfaßt den Zeitraum 1825 bis 1833, der zweite den von 1833 bis 1845, der dritte den von 1848 bis 1858. Gleich im ersten Briefe (Paris, 29. Juni 1825) an den seinerzeit bekannten K. F. V. Hoffmann, worin er seine Betheiligung an der neuen Zeitschrift „Hertha" zusagt, giebt er beachtenswerthe Winke über die Behandlung der Erd- und Völkerkunde, so wie Kritiken über einige der bedeutenderen kartographischen Werke und empfiehlt ganz besonders die Herausgabe eines kleinen Atlas über Länderprofile; zugleich weist er auf seine Arbeiten über die oceanische Canalverbindung durch America und das geographisch-geognostische Gemälde aller Gebirgssysteme von ganz America hin. — Im dritten Briefe bemerkt er, unter Hinweis auf eine „statistische Uebersicht von Peru", daß man auf seiner Hut sein müsse, nicht alle Angaben, die aus fernen Erdtheilen nach Europa gelangen, auch als neu zu betrachten. Der Nord-Americaner Poinsett hatte im Jahre 1818 zu Washington eine solche Uebersicht veröffentlicht; Humboldt aber weist nach, daß dieselbe einem im Jahre 1793 in Lima erschienenen Werke entlehnt ist. Humboldt fand im Jahre 1825 als Ergebniß seiner neuesten Untersuchungen, daß die Gesammtbevölkerung des spanischen America, des continentalen sowohl als des insularischen, auf einem Flächenraum von 371.380 Quadratlieues (20 Längenlieues = 1 Grad des Aequators) folgendermaßen zu stehen komme: Indier 6,530.000 (45 pCt.), vermischte Racen 5,291.000 (32 pCt.), Weiße 3,243.000 (19 pCt.) Schwarze 721.000 (4 pCt.), zusammen 16,785.000 Seelen. Weiters bespricht er die ihm von Bousingault aus Santa Fe de Bogotà in Neu-Granada zugeschickten Höhenmessungen über verschiedene vorher noch nicht untersuchte Gebirge, dann astronomische Ortsbestimmungen von Punkten, deren Lage noch nicht festgesetzt war, und neue Untersuchungen über den Kuhbaum (Galactodendrum utile), dessen Saft bekanntlich ein Nahrungsmittel für Menschen ist. Hierauf geht er auf die See-Expeditionen über (auf welche damals in Frankreich großes Gewicht gelegt wurde), insbesondere die Erdumschiffung Duperrey's deren Resultate von einer Commission, in welche nebst Humboldt auch Arago, Cuvier und vier andere Gelehrte gewählt wurden, einer genauen Prüfung unter-

Digitized by Google

zogen worden sind. Gewiß treffend ist Humboldts Bemerkung: „Diese See-Expeditionen sind eine kostspielige Sache. Eine kleine Portion nationaler und persönlicher Eitelkeit ist dabei im Spiele. Nach dem Frieden wollte die französische Marine den Engländern den Beweis liefern, daß sie unter der weißen Flagge in wissenschaftlichen Dingen das zu leisten vermöge, was ihr mit der Tricolore wegen der allgemeinen Seesperre nicht möglich gewesen war."

In einem späteren Schreiben kommt er nochmals auf die staatlichen Verhältnisse in den Republiken des spanischen America zu sprechen, wobei er die Bezeichnung des Berghaus: „die Creolen seien eine entartete oder doch der Entartung entgegengehende Race", vollständig billigt. Humboldt blickt einerseits nicht so düster in die Zukunft dieser Länder, wie Berghaus oder Andrée. Noch lehrreicher sind seine Betrachtungen über die Bevölkerung der „Vereinigten Staaten", denen Berghaus schon damals ein schlimmes Prognosticon gestellt hatte, während Humboldt von der in großen Massen zuströmenden Einwanderung einen günstigen Einfluß erwartet. Nur für den Fall, daß die Sclavenfrage dereinst zum Ausbruche käme, hegt er Besorgnisse für den Bestand der nordamericanischen Union und fügt bei: „Ich wünsche diesen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, sehr viel auf die Vereinigten Staaten, weil sie der Hort einer vernünftigen Freiheit sind". Er hat den Ausbruch des mörderischen Bruderkampfes nicht erlebt, den er, wie jeder Beobachter transatlantischer Zustände und der vielfachen Compromisse zwischen dem Norden und Süden langsam, aber sicher sich vorbereiten sah. Andrée, jedenfalls einer der gründlichsten Kenner nordamericanischer Verhältnisse, äußert sich darüber: „Die Vereinigten Staaten waren ein Hort der vernünftigen Freiheit noch vor dreißig Jahren. Seitdem aber ist die Entartung des öffentlichen Lebens mit Riesenschritten vorwärts gegangen; die uncontrolirte Demokratie hat sich selber zu Grunde gerichtet. Die Union ist von gewissenlosen Aemterjägern und fanatischen, wahnwitzigen Abolitionisten zu Grunde gerichtet worden, und die Nordunion, das Yankeeland, wird zugleich heimgesucht von wilder Anarchie und von einem abscheulichen Militärdespotismus". Ich brauche wohl kaum beizufügen, daß Andrée mit seinen Sympathien beim Süden steht, daher auch obige Kritik etwas zu scharf klingt. Muß man auch zugeben, daß der „Mensch" dasjenige Object in der Natur ist, mit welchem sich Humboldt weniger eingehend beschäftigt hat, als mit anderen, so wirken doch Humboldts philanthropische Ansichten über die Negerfrage wohlthuender und entsprechen dem reinen Humanismus unseres Jahrhunderts viel mehr, als die nüchterne Betrachtung von Racen- und Blutmischung und die kalte Dollarrechnung, welche von den wenigen Freunden des „Südens" uns vorgeführt werden.

Höchst anziehend und lehrreich ist Humboldts Abhandlung „über die Gestalt und das Klima des Hochlandes der iberischen Halbinsel". Von Humboldt sowohl als von Ritter wird Berghaus aufgefordert, eine Karte der hesperischen Halbinsel zu bearbeiten, die ein Seitenstück zu dessen vortrefflicher Karte von Frankreich sein sollte. Jetzt

Digitized by Google

sind allerdings diese Resultate ein Gemeingut, wie es Willkomms treffliche Bücher über die hesperische Halbinsel beweisen.

Von geographischem Interesse ist der Brief über das muthmaßliche Ende des „Niger" in der Bucht von Benin, da er die Priorität dieser Hypothese einem Deutschen — Reichard in Lobenstein (im reußischen Voigtlande) — wahrt, und diese Annahme daher durchaus nicht englischen Ursprunges ist. Reichards Annahme hat sich 25 Jahre später (im Jahre 1830) bestätigt, als R. Lander bis in die Mündung des Niger in die Bucht von Benin hinabfuhr. Humboldt äußert sich über Reichard: „Ich habe es nie recht begreifen können, wie ein Mann, der in einem kleinen Bergstädtchen (Lobenstein) ein vereinsamtes Leben führen muß, ein so gründlicher, tief forschender Geograph hatte werden können".

Im Jahre 1826 übersendet Humboldt wichtige Beobachtungen, welche Oberst Wilson auf dem ersten Dampfschiffe, welches von England nach Indien abgegangen ist, angestellt hatte. Die Fahrt dauerte 112 Tage, der zurückgelegte Weg betrug 15.680 Miles, im Durchschnitt eine tägliche Strecke von 155 Miles. Beigegeben sind meteorologische und Temperaturbeobachtungen. Wilsons Brief ist aus Cawnpore datirt, welchen Ort weder Humboldt noch irgend ein Geograph in Paris anzugeben wußte; deßhalb wendete er sich an Berghaus in der „Hauptstadt der deutschen Civilisation — wie man Berlin un peu hautainement zu nennen beginnt", sagt Humboldt. Natürlich gab Berghaus über diese wichtige Stadt mit mehr als 100.000 Einwohnern sofort die gewünschte Nachweisung.

Noch in demselben Jahre übersendet Humboldt einen geistvoll, ja classisch geschriebenen Prospectus der „Geographie der Pflanzen", die er in Gemeinschaft mit Ch. Kunth in Paris herausgab. „Ein Werk dieser Art kann nur in Frankreich veröffentlicht werden, in Deutschland wäre es unmöglich". Humboldt giebt vorerst eine Geschichte dieser „gemengten Wissenschaft" und entwickelt seine Ansichten über die Art und Weise, wie diese Wissenschaft aufzufassen und zu behandeln ist, von Gesichtspunkten, welche vorher nicht immer so scharf ins Auge gefaßt worden sind. Ich wage es nicht, einen Auszug dieser herrlichen Arbeit zu geben; wer wollte auch einzelne Steinchen aus einer Mosaikarbeit herausheben und an denselben dem Beschauer einen Begriff vom Gemälde selbst geben?

Es würde den in diesen Blättern für geographische Arbeiten zugemessenen Raum weit übersteigen, wollte ich mit einiger Genauigkeit diese Fundgrube für die Geschichte der Geographie in den letzten Decennien beleuchten; ich muß mich also darauf beschränken, nur einige der bedeutendsten Briefe und Abhandlungen in Kürze zu charakterisiren und jeden Freund erdkundlicher Studien auf das reichhaltige Werk selbst verweisen. Von diesem Gesichtspunkte aus verweise ich auf Orbégoso's „Untersuchungen der Landenge von Tehuantepec", worin die Punkte angedeutet sind, auf welchen eine — auch von Humboldt warm befürwortete — Canalverbindung zwischen dem atlantischen und großen Ocean möglich und ausführbar wäre. Bekanntlich haben jedoch alle bis jetzt angestellten Untersuchungen in dieser Hinsicht kein günstiges Ergebniß geliefert.

Digitized by Google

Von speciellem Interesse ist Humboldts Brief vom 20. December 1827, in welchem die Idee des unter dem Namen „Kosmos" so berühmt gewordenen Buches und des „Physikalischen Atlas" von Berghaus wurzelt, zwei Werke, auf welche stolz zu sein die große „Nation der Denker" allen Grund hat.

Berghaus berichtet weiters über Garthe's „Kosmoglobus", eine Art „Weltmaschine", mittelst welcher auf eine überaus leichte und anschauliche Weise alle Erscheinungen des Universums deutlich eingesehen werden können. Daß die an Lehranstalten in Verwendung stehenden Armillarsphären, Erd- und Himmelsgloben, Planetarien, Tellurien u. dgl. trotz aller Anstrengung und allen Zeitaufwandes von Seite des Lehrers nur sehr unbefriedigende Resultate geben, ist eine Thatsache; jener „Kosmoglobus" hingegen soll für den Unterricht vorzüglich geeignet sein, deßhalb erlaube ich mir, desselben hier zu erwähnen.

Auch pikante Detailschilderungen von Personen und Orten wechseln mit tief gelehrten Deductionen ab, wie z. B. jene über den nichtsthuenden Vorsteher" des Cotta'schen geographischen Institutes (K. F. V. Hoffmann) in der „spelunca maxima des deutschen Ultramontanismus", wie Humboldt damals München bezeichnet, oder die Darlegung der Umgestaltung der „Hertha" in die „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" und das Verhältniß des Humboldt und Berghaus zu Baron Cotta u. dgl. — Unter den wissenschaftlichen Arbeiten ist am stärksten America vertreten, wie es sich in einem Briefwechsel des „geistigen Wiederentdeckers America's" wohl von selbst versteht. In dieser Richtung verweise ich auf: „Analyse raisonnée de la Carte de l'île de Cuba", „Tableau des positions géographiques", „Die astronomischen und physikalischen Beobachtungen auf einer Reise durch das Innere von Süd-America, von Valparaiso nach Buenos-Ayres" (von Espinosa und Bauzà), mehrere kritische Erörterungen über Pentlands geographische und geognostische Arbeiten, über den Guano und die Vogelarten, denen man den Guano zuschreiben kann, über Mexico's Bevölkerung und eine höchst schätzenswerthe Monographie über Neu-Californien. Den Schluß dieses Bandes bilden Klaproths Bemerkungen zu Neumanns Uebersetzung chinesischer Schriftstellen (insbesondere geographische Namen) in Ritters Erdkunde von Asien. Ich habe über Schreibung geographischer Namen in diesen Blättern schon bei anderer Gelegenheit meine Ansichten ausgesprochen; hier finden wir eine höchst werthvolle Aufklärung über chinesische Namen, die ja in Büchern und Karten noch immer vielfach in gräulicher Weise verstümmelt werden.

Diese gedrängte Uebersicht des reichen Schatzes, welchen uns der „Briefwechsel Humboldts mit Berghaus" gleich im ersten Bande darbietet, rechtfertiget einerseits eine tiefergehende Anzeige des Werkes, während es sich andererseits von selbst versteht, daß in vorliegender Anzeige nicht alle drei Bände mit dieser Genauigkeit specialisirt werden können, soll aus der „Anzeige" nicht eine „Brochure" werden. Das Charakteristische des Werkes habe ich bereits in der Einleitung hervorgehoben; es sind höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte der Geographie für einen Zeitraum von 33 Jahren, für einen Zeitraum, der an Entdeckungs- und Erforschungs-

Digitized by Google

reisen, an geologischen, meteorologischen und ethnographischen Untersuchungen, an physikalischen Arbeiten wie überhaupt auf allen Gebieten der Naturkunde so reich war, daß sich ganze Jahrhunderte der Vergangenheit mit demselben nicht im Entferntesten vergleichen lassen. Folgt einerseits der Gang der Wissenschaften immer dem Geiste des Jahrhundertes, in welches ihre Entwicklung fällt, so ist andererseits nicht in Zweifel zu ziehen, daß Humboldt zu den größten Geistern aller Zeiten gehört so viel auch die neuesten Forschungen im Gebiete der Naturwissenschaften hie und da an Humboldts Ansichten zu berichtigen oder zu vervollständigen in die Lage kommen. Denn Humboldt repräsentirt uns, so sehr wir uns auch in hoher Verehrung vor seinem Geiste und dem bewältigenden ausdauernden Fleiße beugen, weder die Summe des menschlichen Wissens überhaupt noch die Grenze des in der Wissenschaft Erreichbaren. In der Wissenschaft gilt eben wie in der Gesammtheit menschlicher Bestrebungen der unaufhaltsame Ruf nach „vorwärts". Erwägt man hingegen, daß es in den Naturwissenschaften kaum einen Zweig giebt, welcher dem unermüdlichen Forscher des Kosmos nicht neue Anregungen oder Entdeckungen zu verdanken hätte; daß er „die ungeheure Fülle des lawinenartig anwachsenden Stoffes durch seinen umfassenden Genius und durch die Rastlosigkeit seines Fleißes bewältigte"; daß im vorliegenden Werke die zerstreuten Bausteine für den großartigen Aufbau der durchgehends deutschen Wissenschaft — der vergleichenden Erdkunde — gesammelt sind; so wird man die Bedeutung dieses deutschen Werkes würdigen, wenn sich auch diese Anzeige nicht in Detailangaben einläßt. Eines aber verdient noch besondere Hervorhebung: das sind die zahlreichen Aufklärungen und Erläuterungen, welche der verdienstvolle Herausgeber Berghaus fast jedem Briefe, jeder Abhandlung beigefügt hat. Diese Bemerkungen sind ein wahrhafter Kitt, der die ungeheure Menge der Detailarbeiten des Werkes zu einem compacten Ganzen verbindet — sie sind ein nothwendiger Commentar, der mit gründlicher Sachkenntniß und Berücksichtigung jedes Details den Leser über den Stand der jeweiligen Frage belehrt. Berghaus hat sich somit durch die Herausgabe dieses Briefwechsels und durch den beigegebenen Commentar ein zweifaches Verdienst um die geographische Wissenschaft erworben, und dem durch 44 Jahre bestandenen freundschaftlichen und wissenschaftlichen Verkehr mit Humboldt ein würdiges Denkmal gesetzt.

Dieses Werk, welches die Verlagshandlung (Hermann Costenoble in Leipzig) in einer dem Gegenstande angemessenen Weise ausgestattet hat, verdient daher einen Ehrenplatz nicht nur in der Bibliothek einer jeden Lehranstalt, sondern auch in der eines jeden Freundes der Erdkunde und der Naturwissenschaften im Allgemeinen. Und welcher Gebildete ist heutzutage nicht Freund oder Pfleger der Naturwissenschaften?

Digitized by Google

Frau Aventiure.

Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit von J. V. Scheffel.

(Stuttgart 1863, Metzler'sche Buchhandlung.)

—l— „Frau Aventiure" will dies Büchlein heißen. Mit welchem Rechte? fragen wir. Das ursprünglich romanische Wort aventiure bedeutet zunächst nur Ereigniß, dann die Aufzeichnung desselben, das Buch, aus dem unsere mittelhochdeutschen Dichter schöpften; daraus ward dann, gewiß nicht ohne ältere mythische Grundlage, durch Personification ein Wesen, das in den Landen herumzieht, bei den Dichtern Einlaß begehrt und ihnen von ihren Helden erzählt (vergl. Jacob Grimm, Frau Aventiure). Die Muse der epischen Poesie also war die Frau Aventiure unserer alten Sänger, mit der Lyrik hat sie nirgends etwas zu thun. Wie kommt ihr Name also an die Spitze einer Sammlung lyrischer Gedichte?

Und aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit sollen diese Gedichte sein. Wir müssen wieder fragen, was ist das für eine Zeit? Wir kennen sie nicht. Wer ist Heinrich von Ofterdingen, der hier zum Vertreter einer ganzen Litteraturperiode gestempelt wird? Eine mythische Persönlichkeit, die uns mit einer anderen, dem Klinsor, in dem Gedichte von dem eben so sagenhaften „Sängerkriege auf der Wartburg" und in einer ganz unzuverlässigen Notiz im „König Luarin" erscheint. Vergebens sieht man sich in der Litteraturgeschichte nach seinen Werken um. Zwar Scheffel widmet ihm in rührender Vorliebe in den Anmerkungen zu seinen Gedichten (S. 237 ff.) eine kleine oratio pro domo und sucht ihn, ausgehend von der schon erwähnten Stelle des „König Luarin", in einer, dem Dichter allerdings Ehre machenden, phantasievollen Ausführung sogar nebst dem Kürenberger, an den er aber doch noch nicht ganz glauben kann, mit dem Nibelungenlied in Verbindung zu bringen. Aber „die Nebel wallen über den berühmten Dichter ohne Lied" und auch das Licht, das Scheffel uns darüber anzuzünden versucht, kann sie nicht zertheilen und den schwanken Umrissen dieser Fabelgestalt keine Festigkeit geben. Es wäre philisterhaft pedantisch, und es fällt uns gar nicht ein daran zu mäkeln, daß der Dichter diesem Heinrich, von dem uns doch alte Lieder melden, Gedichte in den Mund gelegt hat, ja selbst daß er eine Reihe Tanzlieder unter seinem statt des prächtigen Neidhart v. Reuenthal Namen aufführt, lassen wir uns gefallen, nur zum Vertreter der mittelhochdeutschen Lyrik hätte eine feste, bestimmte Gestalt, wie die eines Wolfram oder vor allen Walters von der Vogelweide, dessen Kunst schon Gottfried von Straßburg in der schönen litterarhistorischen Stelle seines Tristan nach Reinmars Tod zur „leite vrouwe" der deutschen „nachtegallen" bestimmt, besser getaugt, als ein Name, bei dem sich nichts Bestimmtes denken läßt.

Aber lassen wir uns durch den unpassenden Titel und diese Liebhaberei des Dichters nicht abschrecken, so finden wir unter den Namen alter Sänger, deren Geist der Dichter zu erneuen sucht, einen Kranz schöner frisch duftender Lieder. Dieselbe Kraft und Frische, die anmuthige Laune und ernste Tiefe, die wir aus

Digitized by Google

dem „Trompeter von Säckingen“ und dem Roman „Eckehart“ gewohnt sind, findet sich auch in diesen Gedichten wieder, und wenn sich uns auch im Ganzen das Gefühl aufdrängt, daß das Talent des Dichters doch mehr zum Epos, als zur Lyrik neige, so kehren wir doch wieder gern zu dem schönen reichen Strauß von Liedern zurück. Das Frühlings- und Tanzlied, das ritterliche und geistliche Leben, die Sängerkämpfe, die lustigen Kreuz- und Querzüge und die frohe Lebenslust der fahrenden Leute, die in den von Schmeller herausgegebenen „Carmina burana“ sich ein so kostbares Denkmal gesetzt hat, all' das findet hier seine Vertretung, ein schönes Zeichen von der Vielseitigkeit und Objectivität des Dichters.

Die Sammlung beginnt mit einer Reihe „Wartburglieder“, worin der Dichter seine Liebe und Sehnsucht nach dem schönen Thüringerlande ausspricht und den Kunstsinn und die Milde seines Herrn preist. Wie sehr sein Herz an der heiteren schönen Wartburg hängt, sagen die letzten Verse des „Wartburg-Abschiedes“:

„Der besten Nachtigallen Schlag,
Und Herzen sonder Tücke,
Und aller Freuden Ostertag,
Laß ich mit Schmerz zurücke.“

Eben so schön preist er sie in „Wartburgheimweh“ und „Wartburgdämmerung:

„Dich liebt das Licht. Es webet
Goldfäden in Dein Kleid,
Und jeden Stein umschwebet
Ein Hauch von Heiterkeit:
D'rum hebt das Herz sich f'e'er,
Der Sinn wird frisch und rein,
Dunstnebels blasser Schleier
Hüllt nur die Nied'rung ein.

Und was am Niedern kleblich,
Verthörung, Haß und Wahn,
Das kreucht und keucht vergeblich
Zu Deiner Höh' hinan.
Zu Gottes klaren Sternen
Hebst Du das Haupt empor
Aus lichten Himmelsfernen
Hörst Du der Engel Chor!“

Diesen einleitenden Gedichten folgen Nachbildungen aus dem Altfranzösischen, worunter der anmuthige Frühlingstanzreigen „La Régine Avrillouse“ und der schöne „Mahnruf König Richards Löwenherz aus der Gefangenschaft“ hervorragen. Den Reigen deutscher Sänger eröffnen Lieder unter dem Namen Wolframs von Eschenbach, von denen uns ganz besonders das erste „Im Stegreif“ ansprach, das uns Wolfram in seiner Doppelgestalt als den waffenfreudigen Ritter und idealen Sänger zeigt:

„Hinters Roß die Frechen stechen,
Und des Kolbens nicht gespart,
Helmzerstroten, Speerzerbrechen,
Schildesamt ist meine Art.“

Aber auch:

„Nach dem Urborn alles Schönen,
Nach der Dichtung heil'gem Gral
Zielt mein abenteuernd Sehnen,
Und ich selbst bin Parzival.“

Digitized by Google

An Wolfram schließt sich Reinmar der Alte, der gemüthstiefe, innige Sänger der Liebe und Sehnsucht, der sich darin selbst vor Walther nicht zu verbergen braucht. Ihm legt der Dichter vier Lieder in den Mund, von denen die drei ersten leicht zu den schönsten der ganzen Sammlung gehören. Wie schön spricht die „Herbstschwermuth", nachdem sie die Flucht des holden Lenzes und seiner Lust betrauert, die versöhnende, tröstende Macht der Poesie aus:

„Ich hab' mit meinem Pfunde
Gewuchert wie ein and'rer frommer Knecht.
Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem Grunde
Und viel Geblüm zu Strauß und Kranzgeflecht . .
Doch Mancher dankt mir eine gute Stunde,
Manch' gold'nen Preis gewann mein Lautenklang
Und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde . .
. . Wo Reinmar singt, da währt kein Jammer lang."

Welche himmlische Güte funkeln „Gute Sterne" dem die helle Nacht durchwandelnden Sänger ins Herz:

„Auch wer entsagend jedem Wunsch und Sehnen
Mit kühlem Muth das Herbstlaub fallen sah,
Fühlt Brust und Herz geheimnißvoll sich dehnen,
Und einen Hauch Unirdischer ihm nah.
Gewohnt, die eig'nen Freuden viel zu missen,
Möcht ich zur Stund' die Welt glückselig wissen:
— Ein liebend Paar trat meinem Weg entgegen,
In Priestersweise gab ich ihm den Segen."

Und „Einer Griechin" singt er nach:

„Wem mag ich Dich vergleichen und das Wesen,
Das wie ein stolz Geheimniß Dich umschwebt?
Nicht einzle Künste hast Du Dir erlesen,
Dein ganzes Sein ist's, das uns And're hebt.
Wie Wallfahrtshymnensang andächt'ger Beter,
Wie Sonne, die durch Wolkentrübniß bricht,
Wie Waldesgrün, wie blauer Himmelsäther,
Wie weites Meer, wie sanft Planetenlicht,
So wirket Deine Nähe — herzbeglückend
Und jeden hoch dem Niedrigen entrückend.

Du weißt es nicht! — Du kommst und Du verschwindest
In allzeit gleicher Unbefangenheit;
Kaum mit der Lippen feinem Lächeln kündest
Du das Bewußtsein Deiner Herrlichkeit.
Du siehst es nicht, wie Alle sich verklären
Vor Dir, wie vor der Sonne Scheideblick,
Der Kühnste selber wagt kein kühn Begehren,
Verehrungsvoll und scheu tritt er zurück:
Mag ihm auch sein, als müss' er Dir zu Füßen
Sich stürzend des Gewandes Saum Dir küssen."

Das ist Reinmar aus der Seele gesungen, aber ihn noch übertroffen. Herrn Reinmar folgt Berlt der Junge, Walthers von der Vogelweide Singerknab,

Digitized by Google

der uns von dem poetischen Treiben des Meisters Kunde giebt und drei Lieder desselben mittheilt, die von einer Liebe „an der Seine" sprechen.

Die Gedichte sind hübsch, aber dennoch begreifen wir, daß es dem jungen Berlt schließlich bange wird um ihre vorwitzige Veröffentlichung. Wir hätten für Walther wohl eine würdigere Vertretung gewünscht, vor allem eine vielseitigere. Gönnt sie der Dichter doch später, freilich seinem Liebling, dem Heinrich v. Ofterdingen. Nach Berlt erzählt uns Biterolf vom Lager in Akkon und den Kreuzzügen und der Freude an dem Wiedersehen der Heimath. Der „Vogt von Tenneberg und auch von Waldrathausen" kommt, frische frohe Lieder singend, wie er „im Lindenwipfelwerk als wilder Falk zu hausen pflog" und prahlend, daß „Minne ihn nie umfangen", um zum Schluß „mit Weib und Kind selbsiebent" zu erscheinen und ein Kleines zu wiegen und in Schlaf zu singen. Der Mönch von Banth läßt einen Waldpsalm erklingen, erzählt uns einen abenteuerlichen „Bericht vom Meerdrachen" und einen launigen „von den Mücken", die ihn von der Hypochondrie geheilt. Dann kommt der ganze Schwarm lustiger „fahrender Leute" mit frohem Schall und frischem Liederklang trotz dem Banne des „Archipräpositus Gumpo". Frühlings- und Wanderlust, weinselige Laune, aber auch ernstes Gefühl spricht sich in diesen trefflichen Liedern aus; wir nennen nur „Meister Wagehals" der verkleidet zum Liebchen schleicht, „Irregang", der als Spielmann einem Brautpaar zum Tanz aufspielt, sich in die Braut verliebt und trostlos fortwandert, bis er im Winterschnee sein Grab findet, die köstliche Uebertragung des Horaz'schen Liedes „ad Thaliarium", nebst der „Kahnfahrt" und „Reutti im Winkel" schon im „Münchner Dichterbuch" (S. 135 ff.) mitgetheilt u. a. „Einer aus Schwaben" singt lateinische und deutsche Verse von Waldlust und Liebesharm. Anastasius der Byzantiner betrauert den Fall Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, Magnus vom finstern Grunde singt Straflieder gegen eine treulose Geliebte in der belagerten Stadt und endlich nimmt Heinrich v. Ofterdingen die Laute zur Hand und erzählt uns von heimlicher Minne, von frohen Tänzen, vom Sängerstreite, von seiner Liebe zur Heimath, der schönen Stiraburg mit dem „duftsüßen Lindengang zur Garstner Klosterpforte" und theilt uns aus alten Pergamenten vier Lieder von Meister Conradus, dem schribaere des lateinischen Nibelungenbuches mit, auf Worms und Oesterreich mit Bechelaren. Diese der Heimath gehörigen Lieder Heinrichs sind wohl das Schönste von seinem Antheil an der Sammlung. Wie schön begrüßt er, wiederkehrend vom Sängerkrieg, den Traunsee:

„Endlich, endlich, milder Friede,
Kehrst du wieder in mir ein —
Grimmer Schmerz löst sich im Liede,
In den Wind entschwebt die Pein.
Bleicht und schwindet, wüste Träume,
Steig zu Grabe, Wahnsinnsnacht:
Ferne blaue Alpensäume
Mahnen, daß ein Tag noch lacht.

Und ich schau des Sees Spiegel,
Seiner Wogen grünen Schwall,
Seine tannendunkeln Hügel,
Seiner Alpen Mauerwall.
Hochlandschneeluft weht hernieder
Kühlend auf der Seele Glut
Und gleich Möven kreisen Lieder
Neu beschwingt hier um die Flut.

Digitized by Google

Wie verklärt strahlt mir entgegen
Gottes Welt, wie groß, wie weit!
Steirisch Meer, ich fühl den Segen
Deiner keuschen Herrlichkeit.
Was gequält mich und gekränket,
Was des Denkens Folter war,
Lief zum Seegrund sei's gesenket,
Sei vergessen immerdar!"

Und wenn er Abends am See fahrend die Klosterglocken und den Gesang der Nonnen über der Flut erklingen hört, dann senkt die Rechte das Ruder

„Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts."

Solcher Strophen ließen sich noch manche anführen; wir begnügen uns, nur eine herzusetzen aus dem Liede, das Meister Conradus von Oesterreich singt. Die Sonne geht morgenfreudig auf,

„Und sie scheint von hohen Warten
Auf der Ostmark Saatenfeld,
Das als frischen Neubruckgarten
Deutsche Kraft sich hier bestellt.
Gotteshäuser, Burgen, Städte,
Starker Bauern Einigung,
Wachsen frohsam um die Wette
Mit der Geister ernstem Schwung."

So viel über den Inhalt des Buches, der, wenn auch manches minder gelungene mit unterläuft, doch durch eine Fülle des Schönsten und Trefflichsten hinreichenden Ersatz bietet.

Bevor wir schließen, müssen wir noch etwas über die äußere Form der Gedichte sagen. Der Dichter ist, wo es ihm Ernst ist, auch hierin Meister, und wenn er sich auch hie und da Freiheiten erlaubt, ist Versbau und Reim doch im Ganzen lobenswerth. Aber eines können wir nicht loben, und das ist eine allzu starke Neigung zur Wiederbelebung veralteter Wörter und zu seltsamen Neubildungen. Der Dichter kennt und liebt unsere alte Sprache und wir theilen vollkommen mit ihm die Ueberzeugung, daß manches alte Wort Erneuerung verdiene, aber mit Maß und Geschmack muß hierin nothwendig vorgegangen werden, will man nicht den Leser statt anzuziehen, abstoßen. Ganz besonders trifft das aber neue Bildungen, die wir mit Horaz erlaubt, ja wünschenswerth achten, aber eben „parce detorta". Aber was soll man sagen, wenn Scheffel die Wartburg sein „Herz-ruh-aus" nennt (S. 3), oder S. 16 von „Grobkörperlicher Rauheit" spricht, S. 36 von „der Hütten Unterschlauf" (!), S. 156 von „Schmerzanschreiung" (!), S. 201 von „Gletscherabstrom" u. a. Alles erlaubte übersteigt aber das Wort „anmuthsprühend" (S. 156). Anmuth und sprühend! Gegen eine solche contradictio in adjecto sind Bildungen, wie „sackzwilchgrob" (S. 156), „purpurgetempert" (S. 153) u. a. unschuldig. Zwar hat der Dichter Anmerkungen beigegeben,

Digitized by Google

die unverständliches, namentlich veraltetes erklären sollen, aber Gedichte mit Anmerkungen, das ist ein mißlich Ding. Es fällt uns die Stelle Gottfrieds von Straßburg über Wolfram ein:

„die selben wildenaere
sie müezen diutaere
mit ir maeren lâzen gân:
wir mugen ir dâ niht verstân,
als man si hoeret unde siht
ouch hân wir der muoze niht,
daz wir die glôse suochen
in den swarzen buochen."

Wir wünschen nur, daß sich der Leser durch diese formelle Unart von dem schönen Inhalt nicht abschrecken lasse und daraus nicht bloß echtes geistiges Vergnügen, sondern auch Lust und Anregung zur Lectüre unserer alten Dichter selbst schöpfe.

Louis Jakoby,

Professor der Kupferstecherkunst an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Die seit Stöber's Tode vacante Stelle eines Professors für das Fach des Kupferstiches an der hiesigen Akademie der bildenden Künste ist durch die Berufung Louis Jakoby's besetzt worden. Dem Künstler geht ein glänzender Ruf voraus, begründet durch eine Reihe von hervorragenden Arbeiten auf dem Felde des Kupferstiches. Am 7. Juni 1828 zu Havelberg in der Mark Brandenburg geboren, trat derselbe, nachdem er das Realgymnasium zu Havelberg absolvirt hatte, in das Atelier des Berliner Prof. Mandel, eines der ersten der lebenden Kupferstecher. Daselbst blieb er vier Jahre. Als man in Berlin an die Arbeit der Stiche der Kaulbach'schen Cartons ging, wurde der junge Kupferstecher Louis Jakoby in erster Linie beschäftigt. Von ihm rühren die trefflichen Stiche der „Hunnenschlacht", der „Sage", der „Geschichte" her; in eine frühere Zeit noch fällt der wirkungsvolle Stich des „h. Johannes" nach einem Bilde des italienischen Malers Tiarini in der Berliner Galerie.

Um 1854 treffen wir L. Jakoby in Paris. Dort fand der Künstler die liebenswürdigste Aufnahme nicht bloß bei den Coryphäen seiner Kunst, wie Desnoyers, Henriquel-Dupont ꝛc., sondern auch bei den bedeutendsten Trägern der dortigen Kunst, wie Robert Fleury, Hitterf, Flandrin u. a. Er blieb in Paris vier Jahre. Das k. preußische Ministerium schickte dem hoffnungsvollen Künstler zur Aufmunterung eine nicht unbedeutende Summe nach Paris; er benützte dieselbe, um mit einem nahen Freunde, dem jetzt verstorbenen Prof. Guhl eine Reise durch Spanien zu machen und die dortigen Galerien kennen zu lernen.

Als Jakoby Paris verließ, forderten ihn Henriquel-Dupont, Hitterf u. a. auf, in Paris zu bleiben und versprachen ihm Arbeiten in der kaiserlichen Kalko-

Digitized by Google

graphie. So lockend all' das für denselben als Künstler auch war, so hielt er es doch für seine Pflicht, einen Stein zu dem Gebäude der deutschen Kunst beizutragen. Er ging unter ziemlich schlechten Auspicien nach Berlin zurück. Wie die sogenannte historische Kunst „la grande peinture" der Quell ist, aus dem alle Abzweigungen ihr Leben holen, so hatte Jakoby für seine Kunst die Ueberzeugung gewonnen, daß nur durch den Stich eines derartigen Werkes der vaterländischen Kupferstecherei ein Dienst erwiesen werden konnte. Er beschloß deßhalb nach Rom zu gehen, und da Keller in Düsseldorf soeben die „Disputa" gestochen, so entschied sich Jakoby für den Stich der „Schule von Athen". Er ging mit k. preußischer Unterstützung nach Rom und blieb daselbst zwei Jahre. Die Zeichnung, welche Jacoby daselbst gemacht hat, gehört zu den schönsten Leistungen der Art. Jetzt, wo Jakoby auf den Ruf Sr. Majestät des Kaisers Wien zu seinem Wohnorte gemacht hat, wird diese Zeichnung hier zur Ausführung kommen. In die Zeit seines Aufenthaltes in Rom fällt auch eine vortreffliche Nachbildung in Aquarell von Sodoma's berühmtem Freskogemälde in der Farnesina, der „Hochzeit Alexanders mit der Roxane".

Von Jakoby rühren auch einige der trefflichsten Portraitstiche der neueren deutschen Kunst her, wie das des Geographen Ritter, des Kunsthistorikers Prof. Dr. Guhl, des Historienmalers Peter R. v. Cornelius, des Grafen York, des De la Motte-Fouqué u. m. a. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit dem Portrait Mommsens.

Die Wiederbesetzung der Lehrkanzel für den Kupferstich ist keine vereinzelte Erscheinung. Ueberall wird für die Hebung dieses Faches gründlich gesorgt, überall ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß im heutigen Kunstleben der Kupferstich nicht überflüssig geworden ist. In Paris beschäftigt man Kupferstecher in großem Stile, in Belgien wurde ein Credit von 45.000 Francs zur Hebung dieses Faches angewiesen, an der Karlsruher Akademie hat Prof. Willmann die Leitung des Ateliers für den Kupferstich übernommen. In Oesterreich wurde erst jüngst einem achtbaren jüngeren Kupferstecher, Herrn L. Schmidt, ein ehrenvoller Auftrag gegeben.

Eine große Reihe von Kunstgewerben wird in den Kupferstichateliers und Akademien herangebildet. Diese Zweige verkümmern, wenn, wie es jüngst in Wien der Fall war, die Lehrkanzel für den Kupferstich an der Akademie unbesetzt ist.

Hoffen wir, daß unter der Leitung eines so ausgezeichneten Mannes, der in der Blüthe seines Lebens, in der vollen Kraft seiner Kunst steht, das lange verwaiste Fach des Kupferstiches an der Akademie wieder zu Ehren gebracht wird. Es war die höchste Zeit, daß in dieser Sache ein entscheidender Schritt gethan wurde. Dieser wird von dem Beifalle aller derer begleitet, denen es um Hebung der Kunst in Oesterreich ernsthaft zu thun ist.

Digitized by Google

* Das „Jahrbuch der Israeliten" von Joseph Wertheimer und Dr. Leopold Kompert bringt in seinem neuesten (der neuen Folge neunten) Jahrgange zunächst die für die sociale Entwicklung und Stellung der Juden unserer Zeit sehr beachtenswerthen „Rückblicke auf das verflossene Jahr" von Wertheimer, der auch die Rubriken „pia desideria" und „Nekrologie" ausgefüllt hat. Biographien von Juden, die auf dem Gebiete der Politik oder Litteratur Bemerkenswerthes geleistet haben, schrieben Kayserling, Grätz, Frankl. Joel liefert einen Aufsatz „über den wissenschaftlichen Einfluß des Judenthums auf die nichtjüdische Welt"; Wolf gab Beiträge „zur Geschichte des jüdischen Gemeindewesens im Mittelalter" und „Blutbeschuldigungen der Juden"; Perles skizzirt „Herders Verhältniß zum Judenthum"; Boerwald schildert „die Unterrichts- und Erziehungsanstalten der jüdischen Gemeinde zu Berlin"; Szantó den „Staat und die Synagoge in Oesterreich".

Der belletristische Theil wurde von Frankl mit einer „Legende", von Herzberg-Fränkel mit einem in sehr dunklen Farben gehaltenen Lebensbild aus Galizien „Abtrünnig", von Kompert mit einer reizenden Novelle, voll Wahrheit und Empfindungstiefe „Christian und Lea" bedacht.

*(Böhmische Litteratur.) Das soeben erschienene dritte Heft der „Museumszeitschrift" bringt folgende Abhandlungen: Das sogenannte Tobitschauer Rechtsbuch, von Dr. H. Jireček, Ueber die neugriechische nationale Dichtkunst, von W. Nebeský; Studien über böhmische Mythologie, von Jos Jireček; Ueber den Roman Apollon König von Tyrus, sammt altböhmischem Text, von A. Wrtatko; Die böhmischen medicinischen Schriften des 16. Jahrhunderts, vom Bibliothekar Hanuš; Zur Lebensgeschichte des Rechtsgelehrten Veit Oftalmius von Oskořin, Verfasser des Processus juris municipalis Pragensis im 16. Jahrhundert, von A. Rybička.

Inhalt des dritten Heftes der „Živa": Dr. Reusz' Vortrag über die Entwicklung des organischen Lebens in Böhmen, Dr. L. Čelakovsky's Ueber die Bewegungen der Pflanzen, Prof. Krejčí's, Ueber Pfahlbauten und deren naturgeschichtliche Bedeutung, Dr. A. Frič's, Ueber die Meteore in Böhmen.

Das dritte Heft der „Památky" enthält folgende Artikel: Ein Wort der Abwehr gegen die Angriffe auf die altböhmische Geschichte, von Prof. Tomek; Zur Geschichte von Welehrad, vom Archivar Brandl; Die alte Piseker Burg und deren Wandmalereien, von J. V. Miltner; Historische Aufzählung der ältesten Kirchenbauten in Böhmen und Mähren, von H. Jireček u. a.

Von den neuesten Producten der böhmischen Litteratur sind zu erwähnen Dr. Jos. Dastychs Grundlagen der praktischen Philosophie im Sinne der allgemeinen Ethik; Wocels neue Ausgabe der geschichtlichen Gesänge aus der Periode der Přemysliden (Přemyslovci); Doucha's und Urbaneks böhmische Bibliographie seit dem Jahre 1774 (Knihopisný Slovník); Medicinisches Wörterbuch (Slovník lekarské terminologie), herausgegeben von dem Vereine böhmischer Aerzte; Vysoky's Technologisches Wörterbuch, Mareš's Handwörterbuch für Musiker; Krejčí's Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und England; Topographisch-statistisches Wörterbuch von Böhmen, redigirt von Orth und Sládek, herausgegeben von Kober; Tomeks dritte Ausgabe der Geschichte von Böhmen; Malý's populäre Geschichte von Böhmen; Sabina's Geschichte der böhmischen Litteratur; Dr. Škarda's Sammlung österreichischer Gesetze (erster Theil: Strafgesetzbuch); Gregers weitere Hefte der kaufmännischen Bibliothek; Prof. Šembera's Staatsgrundgesetze des Königreiches Böhmen.

Die Encyklopädie „Slovník Naučný" ist zur Litt. I (Heft 58) gediehen. Die „Welehrad-Litteratur" ist um zehn Publicationen, zumeist religiösen Inhalts, vermehrt worden.

Digitized by Google

* In der Malerakademie zu Prag wird über Anregung des Directors Engerth wöchentlich zweimal Herr Klemt, k. k. Statthaltereibeamter, Vorträge in böhmischer Sprache über die Kunstgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die böhmische Kunstgeschichte halten. Auch ältere Künstler und Fachmänner können an denselben Antheil nehmen.

* (Zur Biographie Ressels.) Wir werden auf den auffallenden Umstand aufmerksam gemacht, daß weder in der 1857 in Triest erschienenen „Biographie des Joseph Ressel, Marineforstinstendanten und Erfinders der Schraubendampfschifffahrt", noch in der neueren Schrift Dr. Reutlingers eines Entwurfes zu einem Distanzmesser erwähnt und auch nicht angegeben wird, daß Joseph Ressel im Jahre 1820 zu Neustadtel in Unter-Krain als k. k. Districtsförster angestellt war. Die Beschreibung dieses neuen Distanzmessers ist unter dem Titel: „Entwurf eines Distanzmessers. Von Joseph Ressel. Mit drei Kupfertafeln. Wien 1820, Gerold", erschienen.

* Herr Georg Rule, Apotheker in Adelsberg, hat dem Museum des Königreiches Böhmen eine antike Bronzestatue der Venus eingesendet, welche zugleich mit einigen altrömischen Münzen der späteren Kaiserzeit von denen Herr Rule gleichfalls 52 dem Museum schenkte, in Adelsberg ausgegraben worden sind.

* Der siebenbürgische Geschichtsforscher Karl Torma hat ein altes Diarium eines gewissen Johann Miló von Zsögöd aufgefunden, welcher im Jahre 1682 an dem Zuge Michael Apafis nach Ungarn theilgenommen, und bei der Uebergabe Fülleks an die vereinigten Truppen der Türken, Tököli's und Apafi's zugegen gewesen. Diesem im „Korunk" veröffentlichten Tagebuche zufolge hat die obenerwähnte Capitulation der Veste Fülek nicht, wie es in einem bekannten Werke unseres bedeutenden lebenden Historikers heißt, am 16. September, sondern schon am 10. September 1682 stattgefunden. Der Marsch der siebenbürgischen Truppen von Szamosujvár bis Fülek dauerte vom 4. August bis zum 2. September.

B. Unter der Masse von Schriften, welche die Jubelfeier des Befreiungskampfes hervorgerufen hat, finden wir auch eine Gabe des Geographen Heinrich Berghaus: „York. Seine Geburtsstätte und seine Heimat ꝛc." (Anclam 1863). Ob das Buch viele Leser befriedigen wird, ist zweifelhaft; abgesehen von den orthographischen Schnitzen (Berghaus kennt nur ein Preußen, Deutschland u. s. w.) und dem oft gezierten Stil, verleiden die weitschweifigen Erörterungen ganz bedeutungsloser Nebendinge, die genealogischen Belustigungen u. s. w. dem Leser die Mühe, das wirklich Interessante aus dem Wuste herauszusuchen. Und interessant ist die Brochüre nach zwei Seiten. Erstens stellt Berghaus Abstammung und Geburtsort des Helden von Wartenburg endlich fest. Daß dieser eigentlich Jork hieß, die englische Schreibweise annahm und die englische Abstammung erfand als er in niederländische Dienste trat und vermuthlich den Holländern durch die erdichtete Verwandtschaft mit den Yorks of Hardwicke imponiren wollte, das wissen wir; aber manchen anderen Punkt läßt auch Droysen noch unentschieden. Er glaubt, und York selbst soll geglaubt haben, daß das Gütchen Gustkow in Kaschuben (dem südöstlichsten Theile von Pommern) seine Geburtsstätte sei und in jenem Orte hat sich, wie neuere Specialgeschichten beweisen, eben dieser Glaube erhalten. Allerdings gehören die Jork, Jorck oder Jark zu dem dortigen armen slawischen Adel, von den Deutschen jener Gegend spottweise „Panken", Diminutiv von Pan, Herr, genannt, und Yorks Vater stammte aus jenem Gustkow. Derselbe lebte aber, während er bei der Garde Friedrichs II. in Potsdam stand, in wilder Ehe mit der

Digitized by Google

Tochter eines Stellmachers Pflug, eines ehemaligen „Riesen" König Friedrich Wilhelms I., und ebendaselbst wurde ihm sein Sohn Johann David Ludwig als drittes von vier Kindern am 26. September 1759 geboren, am 30. September getauft. Das weist Berghaus aus dem Kirchenbuche der Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam nach. Legitime Ehen duldete Friedrich II. bei seiner Garde nicht, aber das Concubinat wurde stillschweigend gestattet; ob der Hauptmann David Jonathan v. Jorck die Mutter seiner Kinder geheiratet hat, nachdem er zu einem Grenadierbataillon versetzt worden, bei welchem das Eheverbot nicht bestand, ist nicht nachgewiesen. Ein Haus in der Schusterstraße in Potsdam kann nun mit Sicherheit als das Geburtshaus des Feldherrn bezeichnet werden. Die Bemühungen des Verfassers, York für die aberkannte englische Verwandtschaft durch eine noch höhere mütterlicherseits zu entschädigen, können nur belächelt werden; die doch keineswegs auffallende Thatsache, daß der Stellmacher Pflug ein Petschaft mit einem Pfluge besessen, wird die Grundlage einer Beweisführung, daß Yorks Mutter eine Enkelin der — Przemysliden gewesen sei! Eben so überflüssig erscheint des Verfassers Eifern gegen die Behauptung, daß Yorck in der Poscheruner Mühle (Convention von Tauroggen) auf geheimen Befehl des Königs gehandelt habe: wenn das wirklich noch in neuen Auflagen einer Geschichte der Freiheitskriege von Kohlrausch erzählt wird, so glaubt doch kein vernünftiger Mensch mehr daran. Und ohne der That Yorks das geringste von ihrer welthistorischen Bedeutung nehmen zu wollen, muß man doch den Ausspruch von Berghaus, daß ohne dieselbe die deutsche Erhebung überhaupt unterblieben sein würde, für etwas zu gewagt erklären. Merkwürdig andererseits ist die Schrift als ein Merkmal der Stimmung, welche in einem großen Theile des preußischen Volkes herrscht. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist die Bitterkeit an verschiedenen Stellen erklärlich, der Nachdruck, mit welchem hervorgehoben wird, daß das Volk in Preußen sich erhob, bevor es durch den König aufgerufen wurde, daß die Landwehr nicht erst durch den Erlaß vom 17. März, sondern schon am 7. Februar 1813 durch den Beschluß der mit Yorck, Stein, Schön, Auerswald ꝛc. im Einvernehmen handelnden ostpreußischen Stände geschaffen, daß der erste Freiwillige in Königsberg sich schon am 12. Februar gemeldet, wo Hardenbergs Aufruf vom 3. Februar noch gar nicht bekannt sein konnte, daß der König Friedrich Wilhelm III. keineswegs, wie allgemein erzählt wird, nach der erwähnten Convention von den Franzosen in Berlin und Potsdam förmlich bewacht worden sei, sondern aus Verdruß über die eigenmächtige That Yorks und aus angebornem Mangel an Selbstvertrauen und Entschlossenheit gezaudert habe u. dgl. m. Auch berichtet Berghaus aus persönlicher Erinnerung, daß die Bewohner Westphalens die Vorzüge der französischen Institutionen vor den früheren preußischen viel zu tief empfunden hätten (zumal da sie vom Kriege verschont geblieben waren), um sich nach der Wiederkehr des preußischen Regiments zu sehnen und dieselbe herbeiführen zu helfen. Die Patrioten seien unter englische oder österreichische, nicht unter preußische Fahnen geeilt.

* Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm wird, einer Anzeige des Verlegers S. Hirzel in Leipzig zufolge, unter allen Umständen zu Ende geführt werden, indem das Material vollständig geordnet vorhanden ist und nur der Ausarbeitung für den Druck bedarf. Mit dieser hatte Jakob Grimm für den Fall seines Todes zunächst Herrn Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig betraut, auf welchen er in der Vorrede zu den zwei ersten Bänden wiederholt als vollkommen zur Mitarbeit befähigt hinweist, und hatte ihm schon vor längerer Zeit das Material zu dem Buchstaben K zur selbstständigen Bearbeitung übergeben, die auch bereits vollendet vorliegt. Außerdem ist es gelungen, den durch sein eigenes deutsches Wörterbuch bekannten Prof. Karl Weigand in Gießen, den Freund und Landsmann der Brüder Grimm, dessen unermüdliche fördernde Unterstützung des Wörterbuches die Vorrede zum zweiten Bande be-

Digitized by Google

sonders hervorhebt, zur Fortführung und Vollendung des Unternehmens zu gewinnen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) In unserem heutigen Berichte ist vorzugsweise das Fach der Geschichte durch einige hervorragende Arbeiten vertreten; zuerst die schon erwähnte „Biographie des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen von Alfred Edlen von Vivenot"; weiterhin eine neue Arbeit Jos. Berchtolds „Die Entwicklung der Landeshoheit in Deutschland von Friedrich II. bis zum Tode Rudolfs von Habsburg", sich anschließend an das früher erschienene Werk desselben Autors über die Landeshoheit Oesterreichs (1862). — Eine vollständige „Geschichte der Regierung Kaiser Friedrichs II." (1212 bis 1250) bietet Dr. Ed. Winckelmann in Reval, ausgearbeitet aus den Monumenten und Regesten Böhmers — In der großen Staatengeschichte von Heeren und Ukert blieb die Geschichte Polens bisher ein Torso, da Prof. Röpell in Breslau zu dem vor 22 Jahren erschienenen ersten Bande keine Fortsetzung lieferte; die Verlagshandlung F. A. Perthes in Gotha fand denn endlich in dem Privatdocenten Dr. J. Caro in Leipzig einen Bearbeiter, der den Faden der Erzählung aufnahm und in dem eben erschienenen zweiten Bande vorläufig bis zu Ende des 14. Jahrhunderts fortführte. — „Die Reden des Prinz Gemahls Albert" sind nach Erscheinen mehrerer englischen Ausgaben (1857) jetzt von Dr. J. Frese deutsch bearbeitet und in dieser Uebersetzung durch einige der späteren Zeit angehörige Arbeiten des Prinzen bereichert worden.

Ein wichtiges, bei seinem Erscheinen mit einstimmigem Lobe der Kritik begrüßtes nationalökonomisches Werk „Der isolirte Staat von J. H. v. Thünen" ist nach siebenzehnjähriger Stockung (der Verfasser starb inzwischen) durch eine Bearbeitung aus dem Nachlasse zu Ende geführt worden; die zwei Schlußbände umfassen den naturgemäßen Arbeitslohn und sein Verhältniß zum Zinsfuß und Grundsätze zur Bestimmung der Bodenernte.

Von theologischen Erscheinungen mag genannt werden: „Die Katechismen der Waldenser und böhmischen Brüder, Textausgabe von G. v. Zezschwitz", „Die Geschichte der heiligen Schriften des neuen Testamentes von Ed. Reuß", in vierter Auflage, der erste Theil der „Introductio in sacros novi testamenti libros" von Güntner in Prag, und ein neues Werk des Prof. J. N. Ehrlich in Prag: „Apologet, Ergänzungen zur Fundamentaltheologie".

Der „Almanach der österreichischen Kriegsmarine", bearbeitet von der hydrographischen Anstalt in Triest, bringt seinen dritten Jahrgang und in demselben außer dem kalendarischen Theil Aufsätze von Contreadmiral v. Wüllerstoff, Dir. Dr. Schaub und dem Hydrographen Rob. Müller in Triest.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 22. October 1863.

Das h. k. k. Staatsministerium übermittelt mit Zuschrift vom 11. d. M. ein Exemplar des von dem Oberstlieutenant im französischen Geniestabe Herrn Mircher ver-

Digitized by Google

öffentlichten und durch Vermittlung des k. k. Generalconsulates in Algier an die h. k. k. Regierung eingesendeten Berichtes über die Ergebnisse seiner Reise nach Ghadamés in Africa.

Herr A. W. Hofmann in London dankt mit Schreiben vom 16. d. M. für seine Wahl zum auswärtigen correspondirenden Mitgliede der Akademie.

Die Direction der niederösterreichischen Landesoberrealschule zu St. Pölten dankt mit Schreiben vom 20. October für die Betheilung dieser Anstalt mit den akademischen Schriften.

Herr Richard L. Maly übergab eine Abhandlung, betitelt: „Beiträge zur Kenntniß der Abietinsäure", deren Untersuchung derselbe im chemischen Laboratorium des Herrn Prof. Gottlieb in Graz ausgeführt hat. Dieselbe ist eine Fortsetzung seiner vor drei Jahren begonnenen Studien über diesen Gegenstand. Die Formel welche der Verfasser damals auf Grundlage von Elementaranalysen und Aequivalentbestimmungen des Silbersalzes aufstellte, zeigt eine ungerade Anzahl von Sauerstoffäquivalenten (= O). Da dies mit den Anschauungen der modernen Chemie wenig verträglich ist, wurden Versuche angestellt darüber in's Klare zu kommen. Auch die Verdopplung der Formel schien a priori nicht wahrscheinlich, weil dadurch ein Kohlenstoffgehalt von 88 Aequivalenten resultiren würde. In diesem Dilemma von hohem Molekül und ungerader Sauerstoffzahl entschied der experimentelle Nachweis der Existenz von Metallverbindungen (sauren Salzen) die auf 88 Aequivalente Kohlenstoff nur ein Aequivalent Metall enthielten (wie beim Magnesium). Hiemit sind zugleich zwei Reihen von Metallderivaten gegeben, und die Abietinsäure ist als zweibasische Säure anzusehen. Ihrer Zusammensetzung nach enhält sie auf 88 Aquivalente Kohlenstoff (= C) 64 Aequivalente Wasserstoff und 10 Aequivalente Sauerstoff (= O).

Weil der Ausgangspunkt der Darstellung der Abietinsäure das americanische Colofonium, ein Gemenge ist, untersuchte der Verfasser die Harzausschwitzungen einheimischer bekannter Pinusspecies, so die der Rothtanne (Abies excelsa De) und der Lärche (Pinus Larix L). Beide bestanden zum allergrößten Theile aus Abietinsäure, die demnach wohl als ein für die Abietineen charakteristischer Körper zu betrachten ist.

Schließlich wurde noch der Durchgang der Abietinsäure (als Repräsentant eines harzartigen Körpers) durch das Blut und das Erscheinen derselben im Harne festgestellt. Es scheint dies deßhalb von Interesse, weil solcher Harn, mit Salpetersäure behandelt, Erscheinungen zeigt, wie eiweißhältiger Harn, also leicht zu Täuschungen führen kann, eine solche aber für die ärztliche Diagnose und Prognose von größter Bedeutung ist. Ein Zusatz von Alkohol klärt sofort die Erscheinung auf.

Auszug aus dem Protokolle

der am 1. October 1863 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert abgehaltenen neunten Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Der k. k. Botschafter in Rom Freiherr v. Bach theilt mit, daß sich Cavaliere de Rossi der Centralcommission für die Zusendung ihrer Publicationen zu tiefem Danke verpflichtet fühlt und daß derselbe außer dem für die Centralcommission bestimmten Exemplar seines „Bulletino de Archeologia cristiana" ein zweites Exemplar dieses Werkes Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten gewidmet habe, welches dem Schreiben des Herrn Botschafters zuliegt.

Digitized by Google

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Der Herr Präsident bringt nun einige Verfügungen zur Kenntniß der Centralcommission, die er während der Ferienmonate im Namen derselben treffen zu sollen für nöthig erachtete und mit denen sich die Centralcommission nachträglich völlig einverstanden erklärt.

Aus einer Privatmittheilung geht hervor, daß der Conservirungsbau an dem großen Thurme der Ruine Pösig eingestellt wurde, und diese berühmte Ruine vollends ihrem Verfalle preisgegeben sei. Se. Excellenz wendete sich mit einem Schreiben an den Besitzer der genannten Ruine, Ernst Grafen v. Waldstein, in welchem er diesen bat, dasjenige einzuleiten, was zur Abwendung des weiteren Verfalles derselben gereichen könnte.

Ueber eine an die k. k. Centralcommission gerichtete Anzeige, daß die Bürger von Ober-Vellach das in der dortigen Pfarrkirche befindliche, mittelalterliche Holzgemälde um einen geringen Preis verkaufen wollen, wendete sich der Herr Präsident sowohl an den Fürstbischof von Gurk als auch an den Herrn Landespräsidenten für Kärnten, um die Aufmerksamkeit derselben auf diese Angelegenheit hinzulenken. Von beiden Seiten ist mittlerweile die beruhigende Versicherung eingelangt, daß weder die Kirchenvorstehung noch die Pfarrinsassen zu Ober-Vellach daran denken, das besagte Gemälde zu veräußern oder auch nur aus der Kirche zu entfernen.

Ein Schreiben des Kanzleidirectors, Archivars und Historiographen des Chorherrnstiftes zu Klosterneuburg, Herrn Florian Thaller, in welchem derselbe für seine Ernennung zum Correspondenten der Centralcommission dankt, wird zur Kenntniß genommen.

Die k. k. Statthalterei für Böhmen übersendet die die Erhaltung der alten Burg in Pisek betreffenden Acten. Aus diesen Verhandlungen geht hervor, daß die genannte k. k. Statthalterei eine aus den Architecten Prof. Grueber, Niklas und Ullmann bestehende Commission nach Pisek abordnete, welche an Ort und Stelle nicht nur den Bauzustand der genannten Burg untersuchte, sondern auch neuerdings constatirte, daß dieses Denkmal als ein im südlichen Böhmen seltenes Beispiel eines Profanbaues im hohen Grade interessant sei und seine fernere Erhaltung äußerst wünschenswerth erscheine. Die genannten Sachverständigen erklärten, daß es vor allem nothwendig sei, das alte Gebäude seiner bisherigen Verwendung als Schüttboden der bräuberechtigten Bürgerschaft zu entziehen, deuteten zugleich die Modalitäten der behufs dieser Conservirung vorzunehmenden Herstellungen an und beantragten diesfalls einen Restaurationsplan ausarbeiten zu lassen, auf Grund dessen dann die Kostenüberschläge zu verfassen wären.

Dagegen erklärten die dieser Commission beigezogenen Vertreter der bräuberechtigten Bürger von der Benützung des den Hauptbestandtheil der alten Piseker Burg bildenden Rittersaales als Depot zu Bräuhauszwecken nicht abstehen zu wollen und wurde die Austragung dieser Angelegenheit weiterer Verhandlung vorbehalten.

Die Centralcommission nimmt das vorliegende Resultat vorläufig zur Kenntniß und sieht weiteren Mittheilungen über den Stand und den Erfolg der ferneren Verhandlungen entgegen.

Oberbaurath van der Nüll referirt über den von dem Conservator Schmoranz in Chrudim eingesendeten dritten Bericht über die unter seiner Leitung vollführte Restauration der Maria Himmelfahrtskirche in Chrudim. Auf Grundlage seines mündlich erstatteten Gutachtens wird beschlossen, dem Herrn Einsender für sein von neuem bewährtes und eifriges Wirken im Interesse der würdigen Erhaltung von Baudenkmalen die rühmende Anerkennung kundzugeben und demselben zugleich für die Ueberlassung

Digitized by Google

seines Berichtes und der dazu gehörigen Pläne, welche im Zusammenhange mit seinen früheren Vorlagen für die Sammlungen der Centralcommission von großem Werthe sind, den Dank auszusprechen.

Die von diesem Conservator gleichzeitig erstattete Anzeige, daß Se. Durchlaucht Fürst Vincenz Auersperg als Patron der Pfarrkirche Slatinan, diese gothische Kirche nicht nur im Innern ganz stilgemäß herstellen, sondern auch mit entsprechenden Einrichtungsstücken versehen läßt, ferner daß die Restaurirung der alten Pfarrkirche in Přelauč, dann der h. Kreuzkirche in Chrudim nach den vom Einsender ausgearbeiteten Projecten im Zuge ist, endlich daß unter seiner Leitung auch die dem Peter v. Gmünd zugeschriebene gothische Capelle bei dem Pfründnerspitale zu Ekač restaurirt werden soll, und daß er den Neubau eines Pfründnerspitals in Chrudim angeregt und durchgeführt habe, wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen.

Prof. Fr. Schmidt erstattet sein Gutachten über die Restaurirung der Seitencapelle der Pfarrkirche in Cilli. Die dem Berichte beigegebenen Zeichnungen der neu eingesetzten Fenster und des neuen Musikchores bestätigen, daß die Restauration eben nicht mit jener Vollendung durchgeführt werde, welche sich für ein so schönes und interessantes Bauwerk gebührte. Bei dem Beginne einer solchen Restauration wäre es nach der Ansicht des Referenten angezeigt gewesen, sich entweder direct an einen mit der mittelalterlichen Kunstrichtung vertrauten Architecten zu wenden oder die Centralcommission um Namhaftmachung eines solchen zu ersuchen. Es sei im hohen Grade wünschenswerth, daß wenigstens bei dem, was noch nicht zur Ausführung gelangte und erst hergestellt werden soll, mit mehr Schärfe den alten Ueberresten in Form und Farbe nachgespürt und aus den vorgefundenen Andeutungen die Ergänzung des Fehlenden vorgenommen werde.

Die Centralcommission beschließt, dies dem Statthaltereipräsidium in Graz im eigenen Namen bekannt zu geben und sich gleichzeitig bereit zu erklären, einen Architecten namhaft zu machen, welcher geeignet wäre, das begonnene Restaurationswerk glücklich zu Ende zu führen.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 13. October 1863.

Nachdem der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann, der den Vorsitz führte, die versammelten Herren Mitglieder nach der durch den Sommer stattgehabten Unterbrechung der Versammlungen willkommen hieß, theilte der Secretär Herr Bergrath Foettele der Geschäftsordnung gemäß den von dem Ausschusse ausgehenden Vorschlag für die in der Jahresversammlung am 10. November l. J. vorzunehmende Wahl neuer Functionäre mit.

Den Statuten entsprechend wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt die Herren: J. Bordini, Bureauchef des österreichischen Lloyd in Triest, G. Klement, k. k. Oberlieutenant in Kronstadt, E. Ritter v. Morpargo, K. Rittmayer und C. M. Schröder, Verwaltungsräthe des österreichischen Lloyd in Triest, J. Soboll, k. k. Oberlieutenant, Dr. Jos. Standthartner, k. k. Privatarzt, und Joh. Stua, Bureauchef des österreichischen Lloyd in Triest.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die in dem Sitzungslocale ausgestellten 80 photographischen Ansichten aus den österreichischen Alpen, welche er zu diesem Zwecke der hiesigen Kunst- und Industriehandlung von Gustav Jägermayer und Comp. verdankt. Die bedeutenden Erfolge der Photo-

Digitized by Google

graphie in der Anwendung auf landschaftliche Aufnahmen, namentlich die glänzenden Resultate, welche die Brüder Bisson in Paris bei Aufnahme der Gletschergebiete des Mont Blanc und Monte Rosa erzielten, bewogen auch mehrere hiesige Kunstfreunde, derartige Aufnahmen von einzelnen Partieen der an Naturschönheiten so reichen österreichischen Alpen zu veranlassen. Es wurde eine Expedition veranstaltet, mit Herrn Gustav Jägermayer als Photographen an der Spitze. Die Kosten derselben wurden zum Theile durch Subscription, zum größten Theile jedoch von dem Kunst- und Industriecomptoir Gustav Jägermayer und Comp. bestritten. Die Expedition selbst hatte etwa sechs Wochen, die Zeit zwischen Anfang Juli und halben August 1863 in Anspruch genommen, und sich während dieser Zeit in Gastein, im Knappenhause am Rauriser Goldberge, in Heiligenblut und in der Johannes-Hütte am Großglockner, sowie in der Ferleiten, Zell am See und Salzburg aufgehalten. Trotz der ungünstigen Witterung, mit der die Expedition fortwährend zu kämpfen hatte, muß das erzielte Resultat als ein in jeder Beziehung vollkommen befriedigendes und erfolgreiches genannt werden. Es sind von Herrn Gustav Jägermayer im Ganzen 84 verschiedene Ansichten dargestellt worden, wovon allein 32 auf die Gruppe des Großglockners, 17 auf die des Venedigers und der Krimler Tauern, 9 auf die Gruppe des Rauriser Goldberges, 9 auf die nächste Umgebung von Gastein und auf die Aussichten von der Bockharts-Scharte aus, und 17 auf die Umgebung von Ferleiten und andere einzelne Partieen entfallen. Zum ersten Male findet man in diesen Bildern einen Theil der österreichischen Gletscher in ihrer Mannigfaltigkeit wie in großem Detail zur Anschauung gebracht, und ist hier besonders das Detail des Großglockners und der Pasterze, so wie des Sonnenblicks hervorzuheben. Diese Aufnahmen, die ohne Bedenken denen von Bisson Frères an die Seite gestellt werden können, was ihre künstlerische Ausführung betrifft, liefern abermals den schlagendsten Beweis, daß unsere österreichische Alpenwelt jener der Schweiz nicht nachsteht. Die von Herrn Gustav Jägermayer bei der ersten Expedition erzielten glänzenden Resultate lassen wünschen, daß ähnliche Unternehmungen von ihm auch in künftigen Jahren folgen möchten, um nach und nach auch andere Gegenden der Alpen in gleicher Weise zur Anschauung zu bringen, deshalb wäre es auch recht zu wünschen, daß die Resultate dieser ersten Expedition, sich einer allgemeinen Verbreitung erfreuen möchten. Herr Bergrath Foetterle drückte schließlich Herrn Gustav Jägermayer seinen besonderen Dank für die Bereitwilligkeit aus, mit der ihm dieser die Ansichten für den Abend zur Verfügung stellte.

Herr Foetterle legte ferner das vor Kurzem mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften von Herrn Prof. Dr. Adolf Schmidl erschienene Werk: „Das Bihar-Gebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen" vor. Die Gesellschaft verdankt dasselbe als ein freundliches Geschenk dem hochverehrten Herrn Verfasser. Es ist das Resultat der Bereisung des Bihar-Gebirges, welche Herr Prof. Schmidl in Begleitung seiner Collegen der Herren Dr. Kerner, Dr. Peters und J. Wastler durch die Munificenz Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Albrecht als Gouverneurs von Ungarn unternommen, und seinerseits in den Jahren 1859 bis 1862 fortgesetzt hat.

Während die Herren Dr. Peters und Dr. Kerner ihre Beobachtungen bereits früher publicirt haben, enthält das vorgelegte Werk die allgemein geographisch-ethnographisch-statistischen Verhältnisse des Bihar-Gebirges von Prof. Schmidl, nebst einer geodätischen Abhandlung mit Karte, Panorama und Höhlenplänen von Prof. Jos. Wastler, und Ansichten von R. Wirker.

Schließlich theilte Herr Foetterle eine ihm von Herrn Miani aus Alexandrien zu diesem Zwecke eingesandte Notiz mit, welche eine Zusammenstellung der zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden gebräuchlichen Namen des Nils enthält, und worin Herr Miani den Namen Nil als aus Ost-Indien stammend, aus den Sanskrit ab-

Digitized by Google

leitet, in dem er Blau bedeuten soll, und von den Arabern zur Bezeichnung einer in Nieder-Aegypten vorkommenden Indigopflanze angewendet werde.

Der Herr Präsident Oberst Ed. Pechmann legt zwei größere Kartenwerke vor, welche er über Ermächtigung Sr. Excellenz des Herrn k. k. Finanzministers Ig. Edlen v. Plener als Eigenthum der Gesellschaft übergiebt. Es sind dies 1. Culturen- und Höhenkarte und 2. Profilkarte von Tirol und Vorarlberg, zu je acht Blättern in dem Maße von 1 : 144.000 oder 1 Zoll gleich 2000 Wiener Klaftern. Sie bilden, von Herrn Obersten Pechmann nach amtlichen Quellen des Katasters verfaßt, einen wesentlichen Beitrag zur Erweiterung der Culturverhältnisse wie der hypsometrischen Kenntnisse dieser höchst interessanten Länder. Von dem Flächenraume von 509.008 Quadratmeilen von Tirol und Vorarlberg entfallen 119.182 Quadratmeilen (24 pCt.) auf das cultivirte Land, 192.312 Quadratmeilen (37 pCt.) auf das Waldland, 112.914 Quadratmeilen (22 pCt.) auf das Alpenland, 65.803 Quadratmeilen (13 pCt.) auf das kahle Gestein und 18.797 Quadratmeilen (4 pCt.) auf das ewige Schnee- und Eisgebiet. Die angegebenen Höhenpunkte über 6000 an der Zahl, sind mit Ausnahme der Höhen des trigonometrischen Hauptnetzes das von dem k. k. militärisch-geographischen Institute herrührt, durch die Katastralvermessung mittelst Zenithdistanzen bestimmt worden. Das cultivirte Land liegt ungefähr in der Höhe zwischen 32 und 500 Klaftern, das Waldland zwischen 500 und 1000 Klaftern, das Alpenland zwischen 1000 und 1500 Klaftern. In der Profilkarte sind über das ganze Land in der Richtung von Süd gegen Nord von Meile zu Meile Profile des ganzen Terrains, in der ganzen Ausdehnung von West nach Ost der Art ausgeführt, wie sie sich an der Scheidungslinie der Quadratmeilen, mit ihren im Hintergrunde noch hervorragenden Höhen darstellen. Aus dieser Zusammenstellung von so zahlreichen Höhen und Profilen lassen sich auf den ersten Blick Aufschlüsse von höchstem Interesse entnehmen, die man sonst nur mit großer Mühe entnehmen würde. So zeigt es sich, daß die mittlere Erhebung des bewohnten Theiles des ganzen Landes 481.8 Klafter über dem adriatischen Meere beträgt, für den Innsbrucker Kreis beträgt sie 503.9 Klafter, für den Brixener Kreis 573.8 Klafter, für den Trienter Kreis 336.4 Klafter und für Vorarlberg 367.1 Klafter. Die höchste mittlere Erhebung des bewohnten Theiles, haben aufzuweisen, daß Langtauferer-Thal mit 909.4 Klafter, das Sulden-Thal mit 886.7 Klafter, das Gurgl-Thal mit 883.7 Klafter und das Plenail-Thal mit 826.0 Klafter. Im ganzen Lande sind 238 Ortschaften und Weiler in einer Höhe von über 700 Klafter gelegen. Hievon entfallen 163 auf den Brixener, 45 auf den Innsbrucker, 22 auf den Trienter Kreis und 8 auf Vorarlberg; am höchsten liegt der Eishof im Pfossenthale Bezirk Schlanders in einer Höhe von 1091.2 Klafter. Unter den größeren Comunicationen erreicht die größte Höhe die Straße über das Stilfserjoch mit 8722 Fuß, die Straße über den Tonale mit 5935 Fuß; unter den Jochsteigen erreicht die größte Höhe jener aus dem Morsellthale in das Val di Pejo mit 10136 Fuß und der Gletschersteig über das Matritzjoch von St. Gertrud aus dem Sulden in das Morsellthal mit 9973 Fuß. Unter 47 gemessenen Seen haben die größte Höhe der Alkuserse mit 1279.9 Wiener Klafter und der Langthalsee bei Sölden mit 1257.3 Wiener Klafter.

Unter den gemessenen Bergspitzen Tirols befinden sich nahezu 200, deren Höhe 10.000 Fuß übersteigt; 35 Spitzen ragen über 11.000, und 3 Spitzen über 12.000 Fuß über den Meeresspiegel, und zwar hat die Ortlesspitze eine Höhe von 2058.8 Wiener Klafter, die Königswand (in der Ortlesgruppe) 2032.4 und der Großglockner die Höhe von 2001.3 Wiener Klafter.

Am Schlusse dieser höchst interessanten Vorlage ergriff Se. Excellenz Herr Freiherr v. Czoernig das Wort und gab dem freudigen Eindruck, den diese Vorlage allgemein hervorbrachte, Ausdruck. Eine besondere Anerkennung müsse vorerst der tüchtigen

Digitized by Google

und äußerst schwierigen Arbeit des rühmlichst bekannten geodätischen Corps des Katasters, welche in diesen Kartenwerken niedergelegt ist, so wie des hochverdienten Chefs desselben, des Herrn Präsidenten Pechmann, der sich der wissenschaftlichen Verarbeitung des gesammelten Materials unterzog, gezollt werden. In anderer Hinsicht müsse jedoch auf den hohen Werth des Geschenkes hingewiesen werden, welches durch die Liberalität Sr. Excellenz des Herrn Finanzministers v. Plener der Gesellschaft hiermit zu Theil geworden ist, nachdem die Gesellschaft nicht einen bloßen Abdruck der Karten, sondern die Originale der mit den Behelfen des Katasters zusammengestellten Karten als Eigenthum erhielt und hierdurch in den Stand gesetzt ist, zum Frommen der Wissenschaft die Veröffentlichung derselben einzuleiten. Wenn man bedenkt, welche Kräfte und Mittel in Bewegung gesetzt werden mußten, um dieses Werk zu Stande zu bringen, so sei der Ausspruch gerechtfertigt, daß der Gesellschaft seit ihrer Entstehung ein ähnlich werthvolles Geschenk noch nicht zugekommen sei. Im Verein mit Herrn Dr. v. Ruthner beantragt Herr Freiherr v. Czoernig den Ausdruck des Dankes an Se. Excellenz den Herrn Finanzminister v. Plener und den Herrn Präsidenten Obersten Pechmann, in welchen Antrag die ganze Versammlung einstimmt.

Schließlich übergiebt der Herr Präsident Oberst Pechmann den Separatabdruck einer von ihm in den Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Abhandlung über „die Abweichung der Lothlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen und ihre Berechnung als Erforderniß der Gradmessung".

Ungarische Akademie.

Die mathematische und naturwissenschaftliche Classe hielt Montag den 19. October eine Sitzung, in welcher die Inauguralabhandlungen zweier correspondirender Mitglieder vorgelesen wurden. Die eine derselben, von Daniel Csányi, behandelt die Grundprincipien der Geometrie und erregte, da sie für die geometrische Methode neue Grundlagen aufstellt, unter den Fachmännern großes Interesse. Die zweite Dissertation von Julian Hollosy, giebt eine Geschichte des Fernrohres und hält sich meist an Arrago. — Hierauf wurde von Alexander Györy eine Abhandlung über die Gewichtmaße des alten römischen Pfundes eingereicht und besprach Dr. Joseph Pólya das neue Werk des Universitätsprofessors Joseph Lenhossek über das Nervensystem, dessen Untersuchungen den Namen des Autors auch im Auslande rühmlich bekannt gemacht haben. Das Werk, das mit sehr schönen Zeichnungen illustrirt ist, wurde den Herren Johann Balassa und Joseph Pólya zur Beurtheilung übergeben. Die Beurtheilung der, 11 Comitate umfassenden „Flora" Ober-Ungarns von Dr. Fr. Hazslinßky in Eperies übernahmen die correspondirenden Mitglieder Joseph Dorner und Paul Gönczy. — Für den Damenpreis ist ein Concurrenzwerk: „Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen" nachträglich eingelaufen, welches den Herren Stoczek und Petzwall als Preisrichtern übergeben wurde. — Schließlich wurde ein vom 15. Juli datirtes Schreiben unseres in Indien sich aufhaltenden Landsmannes Theodor Duka vorgelesen, worin dieser anzeigt, daß er zwei Sendungen von ausgestopften Thieren, Skeletten, indischen Bildsäulen u. s. w. an die Akademie hat abgehen lassen. Die Akademie wird diese Gegenstände dem Museum zukommen lassen. In der nächsten Sitzung (26. October) wird die Inauguralabhandlung des correspondirenden Mitgliedes Max Falk „über internationales und Asylrecht" vorgelesen werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Communalvolksschulen in Wien in den Jahren 1850 bis 1863.

Skizzirt von Dr. Adolf Ficker.

(Schluß.)

Wenn alles bisher Erwähnte nicht bloß äußerlich die Interessen der Communalvolksschulen fördern sollte, mußte die ökonomische Fürsorge der Gemeinde sich zugleich auf die Stellung des Lehrerstandes erstrecken. Auch in dieser Rücksicht kann man bereits auf manches gewonnene Resultat hinweisen, und erhebliche weitere Verbesserungen erfordern zu ihrer Verwirklichung nur noch eine außerhalb der Einflußnahme des Gemeinderathes liegende Schlußfassung.

Schon die Allerhöchste Entschließung vom 12. Mai 1848 stellte die Schulinhaberschaft und das Gehülfenthum bei den damaligen dreiclassigen Pfarrschulen ab und die Ministerialerlässe vom 26. Mai und 25. November 1849 ordneten an, daß die bisherigen Lehrer zwar als dirigirende „Oberlehrer" die Leitung der Schulen zu behalten, aber auch den Unterricht in einer Classe zu übernehmen haben, die für alle übrigen Lehrzimmer erforderlichen „Unterlehrer" ebenfalls fest anzustellen und für ihre Classen selbstständig verantwortlich zu machen, nur zur Fortführung des Unterrichtes statt alter oder kränklicher Oberlehrer Personalgehülfen, so wie zur zeitweisen Vertretung von Unterlehrern Aushülfslehrer in einer beschränkten Zahl zu bewilligen, sämmtliche Lehrindividuen aber von der Commune zu besolden seien und daß nur jenen Oberlehrern, welche im Beginne des Schuljahres 1850 bereits als solche fungirten, an ihren Schulen den Nachstundenunterricht eingeführt und den ganzen Schulgeldbetrag eingenommen hatten, der Bezug des halben Honorars für die von ihren Unterlehrern auch fernerhin zu ertheilenden Nachstunden belassen werden soll.

Die financielle Lage der Commune war damals eine sehr bedrängte, und mit Rücksicht auf diesen Umstand genehmigte der Ministerialerlaß vom 25. November 1849 die Feststellung der Oberlehrergehalte mit 800 und 600 fl. C. M., jene der Unterlehrergehalte mit 350, 250 und 200 fl C. M., sowie der Bezüge der etwa zeitweilig verwendeten Personalgehülfen und Aushülfslehrer mit 150 fl. C. M. [1],

[1] Von den 326 im Jahre 1850 auf Rechnung der Commune übernommenen Lehrern waren

30 Oberlehrer mit 800 fl. C. M.		80 Unterlehrer mit 250 fl. C. M.	
34 „ „ 600 „ „		102 „ „ 200 „ „	
80 Unterlehrer „ 350 „ „			

besoldet, überdies 25 Personalgehülfen und Aushülfslehrer mit 150 fl. C. M. systemisirt.

Digitized by Google

sprach jedoch nur den Oberlehrern nebstbei das Recht auf ein Naturalquartier oder eine Quartiergeldentschädigung zu.

Die gleichzeitig ausgedrückte Erwartung, die Commune werde die Gehalte der Unterlehrer thunlichst bald erhöhen, ging erst bei Gelegenheit der Einführung des neuen österreichischen Münzfußes theilweise in Erfüllung, indem mittelst der Gemeinderathsbeschlüsse vom 8. Juni und 6. August 1859 die Gehalte der Unterlehrer auf 500, 400, 300 und 250 fl. ö. W., die Bezüge der Personalgehülfen und Aushülfslehrer auf 200 fl. ö. W. festgesetzt wurden [1].

Diese Erhöhung, welche kaum den Preisunterschied aller Lebensbedürfnisse zwischen 1850 und 1860 ausglich, konnte eine durchgreifende Abhülfe nicht schaffen, weßhalb der Gemeinderath für die Jahre 1862 und 1863 je 21.000 fl. als Theuerungsbeiträge in der Art bewilligte, daß den Oberlehrern je 60 und 70 fl., den Unterlehrern je 50, den Personalgehülfen und Aushülfslehrern (letzteren, wenn sie ein volles Jahr im Dienste der Commune standen) je 30 fl. zukamen. Auch war der Gemeinderath unausgesetzt darauf bedacht, durch Remunerationen und Aushülfen der gedrückten Lage des Lehrerstandes mindestens in einzelnen besonders rücksichtswürdigen Fällen einigermaßen zu steuern [2].

Um endlich eine durchgreifende Abhülfe zu schaffen, beschloß der Gemeinderath am 16. Jänner 1863, die Gehalte des Lehrpersonals an den Communalvolksschulen so zu ordnen, daß die Oberlehrer 1000 und 800 fl. (nebst der freien Wohnung oder dem Quartiergelde), die Unterlehrer erster Classe 600 und 500 fl.,

Die auf Gehalte der Ober- und Unterlehrer verwendete Summe betrug:

im Jahre	1851	122.450 fl. ö. W.	im Jahre	1856	130.762 fl. ö. W.
„ „	1852	123.563 „ „	„ „	1857	128.877 „ „
„ „	1853	126.812 „ „	„ „	1858	129.862 „ „
„ „	1854	128.771 „ „	„ „	1859	132.347 „ „
„ „	1855	130.452 „ „			

[1] Hienach bezogen vom Schuljahre 1860 an:

30	Oberlehrer	840 fl. ö. W.	70	Unterlehrer	400 fl. ö. W.
41	„	630 „ „	80	„	300 „ „
30	Unterlehrer	500 „ „	alle übr.	„	250 „ „

25 Personalgehülfen und Aushülfslehrer wurden mit 200 fl. ö. W. systemisirt.

Die Rechnungsabschlüsse der Commune thun dar, daß an Bezügen der Lehrindividuen ausbezahlt wurden: im Jahre 1860 151.334 fl. ö. W.
„ „ 1861 153.091 „ „
„ „ 1862 159.162 „ „

[2] Die in dieser Rubrik verausgabte Summe betrug:

im Jahre	1851	919 fl. ö. W.	im Jahre	1857	1449 fl. ö. W.
„ „	1852	798 „ „	„ „	1858	1365 „ „
„ „	1853	530 „ „	„ „	1859	1242 „ „
„ „	1854	805 „ „	„ „	1860	846 „ „
„ „	1855	1102 „ „	„ „	1861	1375 „ „
„ „	1856	1376 „ „	„ „	1862	2580 „ „

Digitized by Google

die Unterlehrer zweiter Classe 400 und 300 fl [1], die Personalgehülfen und Aushülfslehrer 250 fl. ö. W. von jenem Zeitpunkte an beziehen, welcher der Gemeinde einen größeren als den bisherigen Einfluß auf die Ernennung des gesammten Lehrpersonals sicherstellt. Den zunächst gewünschten Einfluß würde der Großcommune der Landtagsbeschluß vom 26. März 1863 [2] gewähren und die Allerhöchste Sanction des bezüglichen Gesetzes hienach eine wesentliche Verbesserung der Lage des Communalvolksschullehrerstandes in das Leben rufen, eine Verbesserung, welche einerseits die Herbeiziehung tüchtiger Kräfte zum Schuldienste und die Bewahrung ihres regen, freudigen Eifers für den schweren Beruf im Lehramte zu fördern, andererseits die Wichtigkeit ihrer Leistungen für die Commune nach den Kräften des städtischen Haushalts wenigstens einigermaßen anzuerkennen allerdings geeignet erscheint, da mit derselben noch ein weiterer Fortschritt in Verbindung steht.

Bei den Pfarrschulen Wiens bestand nämlich bisher keinerlei Recht auf eine Pension, weder für die Mitglieder des Lehrerstandes selbst, noch für die Hinterbliebenen derselben. Die Oberlehrer erfreuten sich wenigstens noch der Möglichkeit, durch Beigabe von Personalgehülfen sich die Einkünfte ihrer Stellung zu erhalten, wenn sie auch nicht mehr im Stande waren, den Unterricht in einer Classe zu besorgen; aber schon den Unterlehrern der obersten Gehaltsstufen und ihren Witwen und Waisen war nur eine ärmliche Provision zugesichert, in allen anderen Kategorien des Lehrerstandes gab es gar keinen Anspruch auf Altersversorgung oder auf Unterstützung der hinterlassenen Angehörigen.

Nun hat zwar der Gemeinderath in immer ausgedehnterem Maße durch sogenannte Gnadengaben [3] den guten Willen an den Tag gelegt, weder die Lehrer

[1] Bei Bemessung dieser neuen Gehaltsabstufungen wurde ein constantes Percentualverhältniß der einer jeden Abstufung Zuzuweisenden festgestellt, damit nicht eine Vermehrung der Gesammtzahl das Vorrückungsrecht der Einzelnen beeinträchtige.

[2] Durch die Ministerialerlässe vom 6. November 1850 und 29. October 1859 wurde der Commune bereits zugestanden, daß sie die Oberlehrer, so weit kein Privatpräsentant in das Mittel tritt, aus einem Ternavorschlage des fürsterzbischöflichen Consistoriums, die Unterlehrer der Gehaltsstufen von 500 und 400 fl., ohne an den Ternavorschlag des Schulendistrictsaufsehers gebunden zu sein, selbstständig wählt. Das Landesgesetz vom 26. März 1863 würde letztere Art der Präsentation für sämmtliche Lehrerstellen an den Communalvolksschulen vorzeichnen und der Commune hiemit ein, gegenüber ihren großen Opfern für jene Schulen gewiß sehr wohl begründetes Recht einräumen.

[3] Unter dem Titel dieser Gnadengaben wurden an dienstunfähig gewordene Lehrer oder an Hinterbliebene von Individuen des Lehrerstandes gezahlt:

im Jahre	1851	69 fl. ö. W.		im Jahre	1857	3084 fl. ö. W.	
„ „	1852	761	„ „	„ „	1858	4489	„ „
„ „	1853	1237	„ „	„ „	1859	5073	„ „
„ „	1854	1289	„ „	„ „	1860	5966	„ „
„ „	1855	1481	„ „	„ „	1861	6797	„ „
„ „	1856	2355	„ „	„ „	1862	7564	„ „

Digitized by Google

selbst am Abende ihres Lebens der äußersten Dürftigkeit preiszugeben, noch auch Billigkeitsgründe zu Gunsten von Angehörigen jenes Standes unbeachtet zu lassen; allein erst am 16. Jänner 1863 sprach er, unter Voraussetzung der Erlangung eines Präsentationsrechtes für sämmtliche Lehrerstellen an den Communalvolksschulen, auch allen Lehrern, so bald sie mindestens zehn Jahre im Dienste der Commune gestanden sind, die Pensionsfähigkeit zu — eine Zusicherung, welche im Verfolge der Zeit die Finanzen der Commune gleichfalls erheblich in Anspruch nehmen dürfte.

So oft im Verlaufe von fünfzehn Jahren materielle Verbesserungen der Lage des Lehrerstandes in Antrag gebracht wurden, hatte man nicht bloß die Personen im Auge, welche schon als Lehrer fungirten, sondern auch den Nachwuchs des Standes und seine tüchtigere Vorbildung.

Schon der Ministerialerlaß vom 26. Mai 1849 verlangte, daß an den nunmehr dreiclassigen Hauptschulen wenigstens ein für solche Schulen geprüftes Individuum anzustellen sei und die oberste Classe zu übernehmen habe. Bei Verwandlung der dreiclassigen Hauptschulen in vierclassige erhielten aber alle angestellten Unterlehrer Wiens den Auftrag, sich innerhalb einer bestimmten Zeit die Lehrbefähigung für Hauptschulen zu erwerben, ohne welche sie an den Pfarrhauptschulen nicht belassen werden könnten [1]. Auch dieses Maß der Vorbildung scheint gegenüber der immer unabweisbarer werdenden Ausdehnung des Hauptschulunterrichts nicht mehr auszureichen, weßhalb der Gemeinderath am 16. Jänner 1863 beschloß, es solle zwar auch in Zukunft für die erste Anstellung eines Lehrers das Zeugniß der Lehrbefähigung für die Hauptschule genügen, jede Gehaltserhöhung oder Beförderung aber durch das Bestehen einer Prüfung für das Lehramt an der sogenannten Bürgerschule bedingt sein [2].

Doch liegt eine gesicherte und geregelte Pensionsfähigkeit der Lehrer im Interesse nicht bloß des Lehrerstandes selbst, sondern auch der Commune, welche dadurch erst in die Möglichkeit versetzt wird, ohne Härte der bloß nominellen Führung des Lehramtes durch bereits Arbeitsunfähige ein Ende zu machen.

[1] Erst im Zusammenhange mit der allmäligen Durchführung dieser Maßregel konnte auch das schon im Ministerialerlasse vom 30. April 1851 als wünschenswerth bezeichnete Aufsteigen der Lehrer mit ihren Classen realisirt werden.

[2] Es ist kaum begreiflich, wie ein Artikel des „Oesterreichischen Schulboten" vom 11. April 1863 jenen Beschluß für unausführbar erklären konnte. So wie der bezügliche Artikel selbst erwähnt, daß seinerzeit die Unterlehrer, welche die Lehramtsprüfung für Hauptschulen ablegen sollten, in der Verlegenheit sich befanden, mehrere früher an Präparandien nicht gelehrte Unterrichtsgegenstände nachholen zu müssen, die nöthige Abhülfe jedoch bald in eigenen, an schulfreien Tagen durch Lehrer einer Bürgerschule gehaltenen Cursen erlangten — eben so wird es auch jetzt wieder sein: die Lehrer, welche des Zeugnisses der Lehrbefähigung für die Bürgerschule bedürfen, werden durch ähnliche Curse an den Realschulen ohne Beeinträchtigung ihrer sonstigen Geschäfte alles nachholen können, zu dessen Erlernung sie früher keine Gelegenheit hatten. Daß aber ein besser und mehrseitig vorgebildeter Lehrer unter sonst gleichen Umständen immer auch mehr leistet, als ein

Digitized by Google

Unzweifelhaft würde eine allen Anforderungen der Jetztzeit entsprechende Vorbildungsanstalt für Volksschullehrer die sicherste Garantie bieten, daß jeder Candidat die nöthigen Fachkenntnisse in nicht zu beschränktem Maße und den erforderlichen Grad praktischer Ausbildung zum Lehramte mit sich bringe. Deßhalb erweiterte bereits der Ministerialerlaß vom 17. September 1848 den Kreis der Unterrichtsgegenstände an den Präparandien und der Ministerialerlaß vom 13. Juli 1849 fügte denselben einen zweiten, vorwiegend praktischen Jahrgang bei. Allein selbst mit dieser Erweiterung genügt die bisherige Form der Präparandien nicht mehr; ein Volksschullehrerseminar wird über kurz oder lang unentbehrlich erscheinen. Auch an den Gemeinderath sind bereits dahin zielende Anträge gerichtet worden; so gut aber schon der Ministerialerlaß vom 17. September 1848 die Einstellung eines großen Theils der allzu zahlreichen Präparandien verfügte, um einzelne derselben ausreichend verbessern und erweitern zu können, eben so scheint es zweckmäßiger zu sein, nicht auf die Zahl der Seminarien, sondern auf den Umfang ihres Unterrichtskreises und die Vorzüglichkeit der an denselben wirkenden Kräfte den Nachdruck zu legen, und demgemäß wird die Errichtung solcher Anstalten aus den Mitteln und für die Zwecke eines ganzen Landes oder selbst mehrerer Länder für wünschenswerther gelten müssen, als die bloße Betheiligung einer einzelnen Stadt daran, wäre sie selbst die erste Commune des Reiches.

Die Volksschullehrer sollen also etwas Tüchtiges gelernt haben, bevor sie ihren Dienst antreten; sie sollen aber auch nicht mit ihrem Lernen stehen bleiben, wenn sie selbst Lehrer geworden sind. Zur Sicherung dieser unerläßlichen Fortbildung dienen hauptsächlich die Lehrerversammlungen und die Lehrerbibliotheken.

Es ist nicht uninteressant, sich zu erinnern, auf welche Schwierigkeiten die höchste Unterrichtsbehörde selbst stieß, als sie mit den Erlässen vom 2. September 1848, 4. Juni 1849, 1. Juli 1850 und 26. Mai 1851 zu Lehrerversammlungen als der wirksamsten Weise, tüchtigen Schulmännern unmittelbaren Einfluß auf Hebung und Vervollkommnung des Volksschulwesens zu verschaffen, nachdrücklichst aufforderte. Erst dem rastlosen Eifer der Schulräthe als Volksschulinspectoren gelang es, eine regelmäßige districtweise Abhaltung dieser Lehrerconferenzen zu sichern. Nachdem nun aber das Fruchtbringende dieser Versammlungen erkannt worden ist, mußte sich der Wunsch aufdrängen, mindestens zeitweise auch mit den Lehrern anderer Bezirke, mit jenen des ganzen Landes oder mehrerer einander nahezu gleichstehender Länder zusammentreffen, Erfahrungen und Belehrungen austauschen zu können. Der Gemeinderath hat namentlich die Bedeutung der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in dieser Rücksicht vollständig gewürdigt, und sowohl im Jahre 1862 als im Jahre 1863 je einen Oberlehrer und zwei Lehrer, die er aus einer

minder gut oder nur einseitig vorgebildeter, daß mangelnde Fachkenntnisse durch eine bloße praktische Ausbildung nicht ersetzt werden können, das bestreitet gewiß kein Schulmann und Schulfreund.

Digitized by Google

Candidatur des gesammten Wiener Volksschullehrerstandes erkor, zu jener Versammlung abgeordnet [1].

Die Nothwendigkeit, wenigstens die wichtigsten pädagogischen und fachwissenschaftlichen Werke unmittelbar und unausgesetzt benützen zu können, drängt sich dem vorwärtsstrebenden Lehrer zwar von selbst auf; bei der kargen Dotation der meisten Lehrerstellen Wiens war es aber ein schönes Zeugniß für den opferwilligen Ernst in einem edlen Berufe, daß durch collegiales Zusammenwirken an mehreren Schulen Wiens Büchersammlungen dieser Art entstanden. Die erste größere Vereinigung zu dem genannten Zwecke bildeten im Jahre 1862 die Lehrer des IV. und V. Gemeindebezirkes, und der Gemeinderath unterstützte die Gründung der ersten Bezirksbibliothek durch einen Beitrag von 200 fl., dessen regelmäßige Weitergewährung nicht fehlen wird, sobald jene Vereinigung sich als lebensfähig erweist.

Wiewohl es in der Natur der Sache liegt, daß alles Erwähnte nur allmälig seine Früchte zu tragen vermag, so ist der beachtenswerthe Aufschwung, welchen die Schullitteratur Wiens im jüngsten Decennium quantitativ und qualitativ genommen, für sich schon ein Beweis, daß ein neues Leben in den Volksschullehrerstand der Hauptstadt gekommen ist, deren Gemeindevertretung jede verdienstliche Leistung auf diesem Gebiete anzuerkennen bereit ist.

Der Umschwung, welchen Lehrplan und Unterrichtsmethode in den österreichischen Volksschulen überhaupt seit anderthalb Decennien nahm, mußte auch den Wiener Volksschulen und zwar um so mehr zugutekommen, als er mit der äußern Regeneration derselben zusammentraf. Sehr viel war eben in dieser Beziehung nachzuholen, und so erfreulich die Erfolge sind, welche von tüchtigen Lehrern, unter Zugrundelegung der neuen, mit genauerer Kenntniß der Schulbedürfnisse und der Fachlitteratur abgefaßten Lehr- und Lesebücher, mit freithätiger Anwendung der nach eigener Ueberzeugung als erprobtest erkannten Methoden, bisher erzielt wurden, so hat die rasche Entwicklung der österreichischen Verhältnisse, namentlich in Wien, wo das Herz des öffentlichen Lebens einer großen Monarchie pulsirt, bereits Manches wieder überholt, was im Momente seines ersten Erscheinens als ein dankenswerther Fortschritt begrüßt wurde. Der Gemeinde ist durch die bestehende Gesetzgebung nur ein Vorschlagsrecht für die ihr nothwendig dünkenden Verbesserungen eingeräumt; um von diesem Rechte in seinem ganzen Umfange nach bestem Wissen Gebrauch zu machen, besteht im Schooße des Gemeinderaths eine Commission, welche die regelmäßigere Vertheilung des gegenwärtigen Unterrichtsstoffes der Hauptschulen auf die einzelnen Classen, die Erweiterung des Kreises der Unterrichtsgegenstände für eine nach dem Gebote allgemeiner Erfahrungen vermehrte Zahl von Classen, endlich

[1] Die im Jahre 1862 zur Versammlung in Gera abgeordneten Vertreter des Wiener Lehrerstandes: Director Köhler, provisorischer Oberlehrer Maier und Lehrer Paullal, erstatteten über die Versammlung und über einen Besuch mehrerer sächsisch-thüringischen Schulen einen Bericht, welcher auszugsweise veröffentlicht wurde. Die im Mai 1863 nach Mannheim entsendeten: Oberlehrer Bernhard, Lehrer Kaltner und Kern erhielten zugleich den Auftrag, eine größere Anzahl rheinländischer, württembergischer und baierischer Schulen zu besuchen.

Digitized by Google

die Verschmelzung der Volksschule mit der sogenannten Bürgerschule, unter wesentlichen Modificationen des Lehrganges dieser letzteren, zu berathen und entsprechende Anträge an das k. k. Staatsministerium vorzubereiten hat [1].

Zum Theile schon auf diese Erweiterung des Volksschulunterrichtes berechnet ist die Anschaffung von Lehrmitteln für sämmtliche Communalvolksschulen, welche der Gemeinderath am 23. Februar 1863 beschlossen hat. Mit sorgsamer Auswahl beschränkte sich diese Anschaffung auf das zunächst Nothwendige, weil einerseits erst nach Einbürgerung der unerläßlichsten Lehrmittel in den Volksschulen ein wesentlicher Nutzen von noch weiteren, bloß zweckmäßigen erwartet werden kann, andererseits die Wahrnehmung der Erfolge jener Einbürgerung unzweifelhaft eine rasche Erweiterung des Grundstocks dieser Sammlungen durch Eltern und Schulfreunde nach sich ziehen wird. Innerhalb der so gesteckten Grenzen wurde aber ein besonderes Gewicht darauf gelegt, für den Lese- und Rechnenunterricht, für die einfachen Anschauungsübungen, für die Beschäftigung der höheren Classen mit Erdkunde und Naturgeschichte nur die anerkannt besten Lehrmittel zu erwerben, und eine Summe von 5000 fl. ö. W. zu dem Ankaufe derselben bestimmt [2].

[1] Die bereits in der Durchführung begriffene Vermehrung der Schulabtheilungen wird es mit sich bringen, daß jede Communalvolksschule durchschnittlich acht Classen besitzt; offenbar ist dann der Uebergang zu einer Einrichtung, welche diese Classen nur zum Theile als parallele neben einander bestehen, zu einem anderen Theile aber als successive den Unterricht stufenweise weiterführen läßt, ziemlich leicht bewerkstelligt, wie denn schon gegenwärtig einzelne Pfarrhauptschulen als fünf- und sechsclassige bestehen. Auch der oft noch sehr im Argen liegende Wiederholungsunterricht kann eine lebensfähige Modification nur Hand in Hand mit einer Erweiterung der Werktagsschule erfahren. Eben eine Großstadt muß aber in der möglichst zweckmäßigen Einrichtung des allgemein verbindlichen Volksschulunterrichtes einen mächtigen Damm gegen sittliche und sociale Gefahren, welche von der Natur einer Metropole ersten Ranges kaum trennbar sind, erblicken; die wahre Bildung ist nicht bloß Macht, sie führt auch zu Sittlichkeit und Wohlstand.

[2] Da es zu erwarten steht, daß andere Gemeinden gerne von der reiflich erwogenen und seither neuerdings durch Autoritäten des Faches beifällig anerkannten Auswahl der Lehrmittel für die Wiener Communalvolksschulen Kenntniß nehmen werden, um nach ihren Verhältnissen und Bedürfnissen sich jenem Vorgange mehr oder minder vollständig anzuschließen, sei hier noch erwähnt, daß jede der 71 vierclassigen Schulen erhält:

1. die im k. k. Schulbücherverlage erschienenen Lautirtafeln;

2. die vom Schulrathe Hermann verbesserte russische Rechnungsmaschine in jener etwas vereinfachten Form, welche die Buchhandlung E. Hölzel in Olmütz zuerst für die mährischen Schulen auszuführen unternommen hat;

3. entweder den bei Tempsky in Prag erschienenen, der Fibel sich mehr anschließenden „Anschauungsunterricht in Bildern" oder die noch reichhaltigeren und schöner ausgeführten „Bilder zum Anschauungsunterricht", welche Schreiber und Schill in Eßlingen veröffentlichten;

4. einen kleinen Globus, dessen Zweck nur Veranschaulichung der kugelförmigen Gestalt der Erde und der allgemeinen Vertheilung von Land und Meer ist, und zwar einen der vom k. Rathe Steinhauser revidirten, aus dem Etablissement von Schöninger in Wien;

5. Sydows an Zweckmäßigkeit bisher unübertroffene Planiglobien und Stülpnagels Wandkarte von Europa — beide aus dem geographischen Institute von J. Perthes in Gotha;

6. Beckers Wandkarte des österreichischen Kaiserstaates (Zamarski in Wien);

Digitized by Google

Der Gemeinderath Wiens kann also gewiß mit einiger Befriedigung auf Dasjenige zurückblicken, was die letzten anderthalb Jahrzehnte und insbesondere die jüngst verflossenen dritthalb Jahre für den Aufschwung des Wiener Volksschulwesens gethan haben [1]. Die in vorliegenden Blättern gelieferte Skizze dürfte die Berechtigung dazu um so gewisser darthun, als noch manches Andere (z B. die endlich durchgeführte Beseitigung der mehrmaligen Schüleraufnahme, die Regelung des Ankaufes zweckmäßiger Prämienbücher mit einem Aufwande vom 2000 fl., die Anregung der Einbeziehung einer Geschichte Wiens in den Unterrichtskreis der vierten Classe u. s. f.) zur Vermeidung allzu großer Weitläufigkeit übergangen werden mußte und die Thätigkeit der Commune für Unterrichtszwecke gleichzeitig auch durch Errichtung und glänzende Ausstattung einer vollständigen Realschule, einer mit dem praktischen Jahrgange verbundenen Unterrealschule und einer dreiclassigen Unterrealschule, durch die Förderung der mit denselben zusammenhängenden Gewerbeschulen, so wie des Wiederholungs- und des gewerblichen Fortbildungsunterrichtes überhaupt, und noch in mancher anderen Richtung in Anspruch genommen wurde.

Es möge deßhalb schließlich nur noch eines Moments gedacht werden, dessen Verwirklichung außerhalb der Wirksamkeit der Schulsection durchgeführt wird, für die Communalvolksschulen aber von nicht geringer Bedeutsamkeit ist und noch größere zu erlangen verspricht. Schon am 27. August 1861 wurde mehrseitig Einführung des Turnens, am 22. November 1862, in Uebereinstimmung mit dem Turnrathe des Wiener Turnvereins, die allmälige Errichtung von Turnschulen in jedem Gemeindebezirke beschlossen und zu diesem Behufe eine eigene Commission, die Turnhallencommission, gebildet [2], deren Thätigkeit die in Rede stehende

7. die von allen Fachmännern als musterhaft bezeichnete „Naturgeschichte des Thierreiches" und die hieran sich schließende „Naturgeschichte des Pflanzenreiches", die vorzüglichste unter den für weitere Kreise veröffentlichten Sammlungen von Abbildungen, aus dem Verlage von Schreiber und Schill in Eßlingen;

8. eine kleine Mineraliensammlung, welche von Bader in Wien zusammengestellt wurde und in gleichen 3" im Quadrat messenden Stücken Steinsalz, Braun-, Roth- und Spatheisenstein, Schwarz- und Braunkohle, Asphalt, Bimsstein, Tropfstein, Feldspath, Porzellanerde, Thon, Tegel, Quarz, Kalkspath, Kalkstein, Grobkalk, Sandstein, Granit, Speckstein, Marmor und Alabaster umfaßt.

Ueberdies erhalten alle Schulen, welche es gewünscht haben, noch einen Setzkasten mit beweglichen Lettern; für die dreiclassige und zweiclassige Schule fallen nur jene Lehrmittel hinweg, welche in ihrem Lehrgange keine Verwendung finden würden.

[1] In dem sogenannten neuen Gemeinderathe fungirten als Obmänner und Obmannsstellvertreter der Schulsection:
April bis October 1861: Pfarrer Zeintlhofer, Prof. Dr. Heßler;
November 1861 bis April 1862: Prof. Dr. Heßler, Director Dr. Weiser;
April bis October 1862: Prof. Dr. Heßler, Sectionsrath Dr. Höchsmann;
November 1862 bis October 1863: Director Dr. Weiser, Ministerialsecretär Dr. Ficker.

[2] Obmann dieser Commission ist der Sprechersstellvertreter des Wiener Turnrathes J. Klemm, Referent für die Turnschulen insbesondere aber W. Frankl. Auch bezüglich der

Digitized by Google

Angelegenheit bereits über die ersten Stadien ihrer Entwicklung hinaus gefördert hat. Sie beschränkte sich vorerst auf die Errichtung von Turnschulen für jene Knaben, welche die Communalvolksschulen besuchen, und begann mit der Errichtung einer Turnschule im Breitenfelde Nr. 39 (Albertgasse Nr. 20), in welcher der Turnunterricht für die Knaben der dritten und vierten Classe durch einen eigenen Turnlehrer seit 15. Juni 1862 besteht. Eine zweite Turnschule wurde im Schottenfelde Nr. 346 (Zieglergasse Nr. 21), eine dritte in St. Ulrich Nr. 21 (Stiftgasse Nr. 35) eine vierte im Gemeindehause des IX. Bezirks (Grünethorgasse Nr. 9) unter gleichen Modalitäten begründet. Ueber Aufforderung des Gemeinderathes vom 18. März 1862 erklärte sich der Wiener Turnrath bereit, einen Cursus zur Ausbildung von Wiener Volksschullehrern im Turnen zu eröffnen und in jedem Semester 20 Volksschullehrer theoretisch und praktisch zur Ertheilung des Turnunterrichts auszubilden. Am 15. November 1862 begann der erste, am 15. Mai 1863 der zweite derartige Lehrcurs; das erste Mal hatte der Gemeinderath die 20 Lehrer aus 111, das zweite Mal aus 96 Candidaten zu wählen. Endlich hat der Gemeinderath am 4. November 1862 einen Organisationsplan für die Einrichtung des Turnwesens an den Communalvolksschulen und eine Turnordnung für diese Schulen angenommen.

Neue Romane.

I.

Frauenromane.

(„Die Foscari" von Wilhelmine Guischard (Berlin 1863). — „Wider die Natur" von Rahel (Berlin 1863). — „Milena" von Ida v. Düringsfeld (Leipzig).

Es ließe sich die logische Correctheit der Bezeichnung „Frauenromane" bestreiten, da man darunter Romane verstehen könnte, welche von den Frauen erlebt oder ihnen angedichtet werden, nicht aber Romane, welche von Frauen geschrieben werden. Immer aber sind wir in Deutschland mit dem Begriff der geistigen Emancipation der Frauen noch nicht so vertraut, daß wir nicht voraussetzen, nur ein ungewöhnliches Schicksal, nur ein erlebter Roman könne eine Frau dahin bringen einen Roman zu schreiben.

Zu groß wird jedoch nach und nach die weibliche Production auf jenem Gebiete, als daß die erwähnte romantische Voraussetzung nicht mit der Annahme zu vertauschen wäre, daß die Heranziehung der Frauen zu geldbringenden Geschäften, daß die von den gesteigerten Lebensbedürfnissen geforderte Ausnützung aller Kräfte ohne Unterschied der Geschlechter zu Gunsten des Erwerbes, auch die Betheiligung

Mittelschulen wird das Turnen immer mehr als unentbehrliche Ergänzung des öffentlichen Unterrichtes aufgefaßt und behandelt.

Digitized by Google

der Frauen an der Romanschriftstellerei erklärt. Es giebt weibliche Schriftsteller wie es weibliche Buchhalter und weibliche Eisenbahnbeamte giebt.

Zur Unterstützung dieser Annahme braucht man nur auf Louise Mühlbach hinzuweisen, die in der geschäftlichen Richtung des Romanschreibens größeren Erfolg fand, als irgend einer ihrer Arbeitsgenossen. Warum sollte auch ein Unterschied der Geschlechter bemerkbar werden bei der Ausgabe von Fahrkarten oder bei der Eintragung von Rechnungen in Handelsbücher oder beim Verfertigen von Romanen, so lange das Geschäft auch nur ein Handwerk ist? Frau Mühlbach hat sogar bewiesen, daß die Frauen mehr Geduld und Fleiß im Abschreiben geschichtlicher Aufsätze, Biographien und Memoiren und mehr technische Gewandtheit im Zusammennähen des gegebenen Materials mittelst der Fäden von Privat- und Liebesgeschichten haben, die aus ebenfalls schon vorhandenen Sachen, nämlich aus älteren Romanen herausgezupft werden. Was bei dieser Handarbeit der Frauen zum Nachtheil des Geschlechtes sprechen könnte: eine viel schamlosere Impietät gegen die Wahrheit und den Geist der Geschichte, gegen die Ideen bestimmter Epochen und gegen die Erhabenheit einzelner Persönlichkeiten — eine Impietät deren der Mann in seinem steten Hinblick auf das Große und Ganze nicht leicht fähig ist — so wird diese Versündigung am Ernst der Dinge dem großen Publicum nicht fühlbar oder wenigstens nicht schmerzlich fühlbar und thut somit dem Geschäft des Romanmachens keinen Eintrag. Das hat eben der unglaubliche Erfolg der Mühlbach'schen Romane gezeigt. Das specifisch Weibliche kömmt erst zum Vorschein, wo das Geschäft aufhört und der Roman von irgend einem Punkt aus die Bedeutsamkeit einer Richtung behaupten will. Da man nicht dichtet ohne das Aufgebot seiner ganzen subjectiven Naturkraft, so muß diese dabei in ihrer besonderen weiblichen Eigenthümlichkeit zum Vorschein kommen, was je nach dem Gegenstand von günstiger oder ungünstiger Wirkung sein kann.

Je weniger Geschichte und ihre Darstellung der Gegenstand zu sein scheinen, für den eine weibliche Feder besonders geschaffen wäre, um so mehr muß es in Erstaunen setzen, daß der historische Roman von Wilhelmine Guischard, „Die Foscari", sich gleich weit von der Ohnmacht eines über die angeborne Begabung hinausstrebenden Versuches, wie von der rohen Anhäufung des Materials in den erwähnten Handwerksromanen entfernt hält. Während diese ihren Stoff nicht besser sichtbar machen zu können glauben, als indem sie ihn mit bekannten, schreienden Farben der Romantik übertünchen, geht in dem vorliegenden Roman über den gewählten Stoff ein Lichtstrahl wirklichen Talentes auf, welcher den Gegenstand, statt ihn von außen zu bemalen, von innen heraus beleuchtet, das heißt ihm eine psychologische Vertiefung giebt.

Die Geschichte der Foscari ist hinreichend bekannt, nicht nur den Geschichtskundigen, auch den Poesiekundigen, da Lord Byron ihn benützte, um in den „two Foscari" seiner Vorliebe für das Ungewöhnliche und Schauerliche durch dramatische Darstellung Genüge zu thun mit allem Aufgebot seiner Kunst, leidenschaftlichen

Digitized by Google

Haß, den seine Seele stets bereit war nachzuempfinden, in wirkungsvoll flammenden Versen auszudrücken.

Von dem, was das Drama nur als Explosion vorführen konnte, den Minengang aufzuzeigen, der in eine langsame, geschichtliche Entwicklung zurückleitet, und wo selbst diese über die individuellen Veranlassungen allgemeiner Vorgänge schweigt, über subjectiv menschliche Beziehungen zu denselben hinweggeht, Motive und Consequenzen, die alles erklären, weniger zu erfinden, als dem Leben nachzuschaffen, war die Aufgabe des Romans.

„Die Fokcari" von Wilhelmine Guichard, die sich schon durch ihre „Hunyady" einen geachteten Namen auf diesem Gebiete erworben hat, erfüllen die Aufgabe in dem Sinne, der dem historischen Romane seinen bestrittenen Rang in der Kunst sichern könnte. Er ist dazu berufen, der Geschichte ihr Gedächtniß für Dinge zurückzugeben, welche sie mit Recht vergessen hat, wenn sie auch im Gefolge ihrer Ereignisse waren, welche aber die Poesie nur mit Unrecht nicht wieder aufnehmen würde. Sie kann aber nur durch Inspiration wiederfinden, was aus der Geschichte verschwunden zu sein scheint.

Entspräche der vorliegende Roman vollständig diesem Berufe, so müßte das Werk als eine Dichtung von weitreichender Bedeutung gepriesen werden, wie ein solches weder von dem Erfindungsgeiste, noch von der stilistischen Kraft einer Frau zu erwarten ist. Wer weiß auch, ob dann das Buch jenen Kreisen, auf welche ein Roman zunächst berechnet ist, die gleiche Unterhaltung gewähren würde. Genug, daß das Buch von dem Bewußtsein eines höheren Berufes durchleuchtet ist, und deßhalb doch nicht weniger die Spannung erregt und das Vergnügen bereitet, womit die große Handelsfrau im Norden, welche längst die Birchpfeiffer des Romans genannt wurde, ihre zahlreichen Leser befriedigt.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß eine Frau, um als Schriftstellerin eine dauerndere Wirkung zu erreichen, besser von der kleinen Welt umschlossen bleibt, welche das Denken und Fühlen jeder gebildeten Frau zunächst in Anspruch nimmt. Auf dem Boden der modernen Gesellschaft, in Conflicten welche nicht sogleich zu geschichtlichen Thaten führen, sondern zuerst als Bewegungen der Gemüther wichtig sind, giebt auch das wirkliche Leben den Frauen eine große, wenn nicht die einflußreichste Macht. Handelt es sich nun gar um positive Veränderungen in den Grundlagen des Hauses, der Familie, dann wird selbst ein Feind der weiblichen Schriftstellerei den Frauen das Naturrecht nicht abstreiten können, mitzusprechen, also nöthigenfalls mitzuschreiben.

Darum steht auch der Roman „Wider die Natur" außerhalb der Streitfrage über die Zulässigkeit der Frauen zur Litteratur, denn sein Gegenstand kann überhaupt nur von einer Frau angemessen behandelt werden. Trübselige Erfahrungen, die zur Ungerechtigkeit stimmen, jedenfalls einen ganz individuellen Standpunkt, der für allgemeine Zustände nicht maßgebend sein kann, würde man bei einem Manne vermuthen, wenn er den Frauen die Schuld an vielem Unglück in der Ehe und an der zunehmenden Ehelosigkeit aufbürden wollte. Geschieht dies

Digitized by Google

aber, wie hier, durch die milden und geistreichen Worte einer Frau, so ist schon viel gewonnen, an die Unparteilichkeit des Ausspruches glauben zu machen und von seiner Wahrheit zu überzeugen.

Das Bischen Weltverbesserung, das zur Veränderung der betrübenden Sachlage gefordert wird, hat auch nichts an sich, woran eine Frau nicht rühren dürfte, denn die hier angestrebte sociale Reform bedingt weder blutige Kämpfe, noch folgenschwere Umwälzungen, sie rüttelt weder an Gesetzen noch an Institutionen, sie verlangt nur die Anwendung einer gesunden menschlichen Betrachtungsweise gegenüber von unnatürlichen Conventionen, ja von geradezu wider die Natur streitenden Resultaten der modernen weiblichen Erziehung.

Ein schönes Mädchen, um das sich wackere, gebildete, liebenswerthe junge Männer bewerben, die einer Frau das Behagen eines gesicherten, wenn auch bescheidenen Wohlstandes bieten können, das aber lieber einen ungebildeten, häßlichen, von seinem Metall mit einer Kruste gegen jede höhere Regung umzogenen Banquier heiratet, weil er sie mitten in den überschwänglichen Luxus einer großen Pariser Existenz zu setzen vermag — das ist gewiß ein Vorgang wider die Natur und doch nur ein Beispiel aus der täglichen Erfahrung. Es wird auch hier nur als Beispiel angeführt und bildet nicht den Inhalt des Romans, allein es giebt Veranlassung die Vorwürfe gegen die Frauen daran zu knüpfen: „daß die meisten jetzt ohne Grundsätze sind, den Schein statt des reinen Glückes, den Glanz statt der Wahrheit, den Sinnenrausch statt echter Befriedigung suchen, und daß sie selbst nicht einmal von ihrer eigenen Würde durchdrungen sind".

Die Verfasserin, die sich Rahel nennt, scheint eine geistreiche Frau zu sein; sie vergißt nicht, daß man in einem Roman vor allem Unterhaltung sucht, und eine sinnreich erfundene Fabel hält den Leser in dem Bann einer Tendenz fest, der er sich entziehen würde, wenn sie bloß docirend vorgetragen würde, der er sich aber mit Vergnügen gefangen giebt, da sie durch eine interessante Handlung, welche in pikanten Wendungen an mannigfache sociale Verhältnisse streift, organisches Leben erhält. „Wider die Natur" ist einer der besten deutschen Frauenromane, was nicht zu viel gesagt ist in einem Lande, dem es an einem weiblichen Genie für den Roman fehlt, wie es Frankreich besitzt. Außerdem gehört das Buch der Frau Rahel zu jenen, die man nicht nur der Unterhaltung empfehlen kann, von denen man auch wünschen muß, daß sie zahlreiche Leser und namentlich Leserinnen fänden.

Eine Schriftstellerin besitzen wir in Deutschland, die zwar keineswegs durch Genie aber wohl durch Virtuosität der Darstellung dem Zauber, den George Sand in der Gewalt hat, einigermaßen nahe kömmt, wie denn auch ihr schriftstellerisches Wesen viele Verwandtschaft mit dem Esprit und der Eleganz französischen Frauenlebens hat. Diese Schriftstellerin ist Ida v. Düringsfeld. Ohne einer eigentlichen Mission zu folgen oder für eine Idee ausschließlich in die Schranken zu treten, vielmehr oft auf der Wanderung nach Gegenständen für ihr eigenes und der Leser Interesse, in allerlei Studien mehr sich zerstreuend als sammelnd, also ganz und

Digitized by Google

gar ein Bild moderner Unruhe, weiß sie sich so gewandt in der Litteratur zu bewegen, wie eine Dame der großen Welt im Salon, und immer wird sie einen Kreis aufmerksamer und befriedigter Zuhörer, worunter nicht selten ein Verehrer, um sich bilden. In ihren Anfängen hatte sie sich freilich geberdet, als ob sie sich selbst für einen Liebling der Grazien hielte, dem alle Unarten des Stils und der Logik erlaubt sein müßten, die nur immer einen ästhetisch wohlgeschulten Leser erschrecken können. Die Zeit hat diese Unebenheiten endlich abgeschliffen und wie in die Betrachtungsweise, so auch in den Stil der Verfasserin mehr Ruhe und Reife gebracht. Welcher Unterschied zwischen dem zweibändigen Werk „Aus Dalmatien" und der kleinen Geschichte aus Ragusa, „Milena"! Jenes vor einer Reihe von Jahren erschienene Reisetagebuch ist nicht viel mehr als eine Reihe mit unsicherer Hand gekritzelter Bleistiftzeichnungen, deren Objecte obendrein nicht immer richtig gewählt sind; „Milena" hingegen ist ein meisterhaftes Genrebild, an welchem die feste naturgetreue Zeichnung eben so sehr als die brennende Farbengebung, die Charakteristik einzelner Figuren eben so sehr als die Composition des Ganzen zu bewundern ist. Der Localschilderung wäre vielleicht der Preis zu geben, denn unmöglich könnte ein Gemälde deutlicher die Eigenthümlichkeiten, die furchtbaren Schauer und die südlichen Entzückungen der betreffenden Stadt wiedergeben, wenn sich die Schale nicht wieder zum Vortheil des Doctor Subich neigte, einer höchst originellen und doch durchaus mit psychologischer Wahrheit geschaffenen Gestalt.

Da hätten wir also drei Frauenromane zu betrachten gehabt, die an ungewöhnlichem Werth mit einander wetteifern. Wäre dies ein Anzeichen, daß das Gebiet des Romans in unseren deutschen Verhältnissen, die ihm ohnehin wenig günstig sind, ganz der Pflege der Frauen zu überlassen wäre, die wahren Dichter aber sich einer ernsten Kunstgattung zuzuwenden hätten?

Eine Conferenz zur Bildung eines internationalen Hülfsvereines für verwundete Krieger.

Die „Gesellschaft für öffentliches Wohl" (Société d'utilité publique) zu Genf hat in Folge eines im Interesse der Humanität ausgesprochenen und durch eclatante Thatsachen als dringend nachgewiesenen Wunsches des Herrn Heinrich Dunant[1] ein Hülfscomité für verwundete Krieger gebildet, dessen Aufgabe zunächst darin besteht, einen von genanntem Herrn Dunant formulirten Plan zu realisiren. Dies Comité hielt es für das Zweckmäßigste, die Menschenfreunde aller civilisirten Länder zu einer internationalen Conferenz auf den 26. October d. J. nach Genf einzuladen, in welcher der Plan Dunants,

[1] In seiner Schrift „Erinnerung an Solferino".

Digitized by Google

die Grenzen seiner Ausführbarkeit und die Maßregeln, wie er durchgeführt werden könnte, reiflich berathen werden sollen. Das Comité hält es für höchst wünschenswerth, daß auch die respectiven Regierungen auf dieser Conferenz vertreten seien, indem deren Mitwirkung zum gedeihlichen Resultat dieses humanen Werkes unentbehrlich ist.

Dieser Aufforderung zu einer internationalen Conferenz hat das Comité die Vorschläge, welche Gegenstand der conferenciellen Berathungen sein sollen und eine an den Adressaten gerichtete Bitte beigeschlossen, derselbe möge sich baldmöglichst darüber aussprechen, ob das Comité auf dessen persönliches Erscheinen oder wenigstens auf die Mittheilung seiner diesfälligen Ansichten und Beobachtungen rechnen könne [1].

Wir glauben im Interesse der humanen Aufgabe, welche das Comité sich stellt, den freundlichen Leser in gedrängter Kürze zunächst auf den Entwurf einer internationalen Uebereinkunft (projet de concordat), welcher den Gegenstand der Genfer Conferenz bilden wird, aufmerksam machen zu sollen. Aus diesem Entwurfe ergiebt sich für jeden Menschenfreund die hohe Wichtigkeit der diesfälligen Versammlung für alle Regierungen und Menschenfreunde, denen das Wohl ihrer fürs Vaterland kämpfenden Mitbrüder und was uns nicht minder wichtig ist, die Abhaltung der Calamitäten am Herzen liegt, welche den Gesundheitszustand des Civils bedrohen und, wie die Geschichte der Typhusepidemien lehrt, oft die unausbleibliche Folge einer nicht ausreichenden Militärsanitätspflege sind. Es handelt sich also hier nicht bloß dem Krieger die nöthige Hülfe zu leisten, sondern auch, was Dunant und das genannte Comité nicht genug betont, um den öffentlichen Gesundheitszustand überhaupt [2].

Die vom Comité der Conferenz vorzulegenden Anträge sind folgende; in jedem Lande, welches diesem Schutzvereine beitritt, besteht ein Nationalcomité, dessen Aufgabe darin besteht, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel der Nichtzulänglichkeit des officiellen Sanitätsdienstes bei den Armeen zur Kriegszeit abzuhelfen. Diesem Comité können sich unter des letzteren Oberleitung in unbegrenzter Anzahl Sectionen anschließen, um die Hauptzwecke des Comité zu fördern. Jedes Nationalcomité setzt sich mit der Regierung seines Landes in Verbindung, um sich zu vergewissern, daß seine Dienstanerbietungen in Kriegsfällen angenommen werden. In Friedenszeiten beschäftigen sich die Nationalcomités und ihre Sectionen mit den etwa einzuführenden Verbesserungen im Militärsanitätsdienste, in der Einrichtung der Ambulanzen und der Spitäler, der Transporte für Blessirte ꝛc. und suchen deren Ausführung zu fördern. Die Comités und Sectionen der ver-

[1] Unter der Adresse: Gustave Moynier in Genf, Rue neuve du Manège 3.

[2] Wer die Kriegsgeschichten von 1806 bis 1813 vom Standpunkte der öffentlichen Sanitätspflege kennt, muß eingestehen, daß der sogenannte Kriegstyphus sich nur zu oft auf ganze Länder verbreitete, und daß der Sanitätsschutz, den man den Kriegsheeren angedeihen läßt, nicht nur eine Pflicht gegen das Militär ist, sondern auch einen indirecten Schutz gegen Erkrankungen des Bürgers involvirt.

Digitized by Google

schiedenen Länder versammeln sich zu Internationalcongressen, um sich ihre wechselseitigen Beobachtungen mitzutheilen und über neue im Interesse der Sache eingebrachte Anträge zu verhandeln. Im Monate Jänner eines jeden Jahres überreichen die Nationalcomités einen Bericht über ihre Jahresthätigkeit unter Hinzufügung jener Mittheilungen, welche sie den Comité's der anderen Länder zu machen für nützlich halten. Die Auswechslung dieser Berichte geschieht durch Vermittlung des Comité zu Genf, an welches sie zu richten sind.

Sobald ein Krieg ausbricht, leisten die Comités der kriegführenden Nationen ihren respectiven Armeen die nöthige Hülfe, insbesondere aber sorgen sie für die Bildung und Organisation von freiwilligen Krankenwärtercorps (corps d'infirmiers volontairs). Hiebei können sie sich um die Unterstützung der Comités der neutralen Nationen bewerben.

Die freiwilligen Krankenwärter verpflichten sich zum Dienst für eine bestimmte Zeit und zugleich dazu, daß sie sich auf keine Weise in die Kriegsoperationen einmengen. Sie können sich für den Dienst auf dem Schlachtfelde oder in den Spitälern engagiren, Frauenspersonen nur für letztere. Alle diese Krankenpfleger tragen in allen Ländern eine Uniform oder ein bestimmtes Erkennungszeichen. Ihre Person ist unverletzlich (sacrée) und die Militärchefs sind ihnen Schutz schuldig. So bald der Krieg beginnt, werden die Soldaten der beiden kriegführenden Mächte über die Existenz dieser Krankenpflegecorps und über ihren ausschließlich menschenfreundlichen Charakter belehrt. Diese Krankenpflegecorps gehen im Gefolge der Armee, ohne diese in irgend einer Hinsicht zu behelligen noch ihr irgend Kosten zu verursachen. Sie haben ihre eigenen Transport- und Lebensmittel, ihre Arzeneivorräthe und sonstigen ärztlichen Hülfsmittel. Sie stehen den Armeechefs zur Verfügung, die sie nur im Falle des Bedürfnisses benützen. Während der Dauer ihres activen Dienstes stehen sie unter dem Befehl der Militärbehörde und sind der gleichen Disciplin, wie die gewöhnlichen Krankenwärter unterworfen.

Wir haben nun unsere Leser mit dem Inhalt des ersten Theiles der Aufforderung, welche das Comité zu Genf an Menschenfreunde und Regierungen richtete, bekannt gemacht.

Es erübrigt noch, über die Entstehungsgeschichte dieses Dunant'schen Planes, ferner über einen Beschluß des diesjährigen statistischen Congresses zu Berlin in dieser Angelegenheit zu berichten, was in Folgendem geschehen soll:

Der Vorschlag zur Bildung eines internationalen und permanenten Hülfsvereins für verwundete Krieger in Kriegszeiten ging, wie schon bemerkt, von Herrn Henry Dunant aus. Er erzählt in seiner Schrift „Un Souvenir de Solferino", welch' schrecklicher Scenen er, als einfacher Tourist, am 24. Juni 1859 Zeuge war, an welchem Tage mehr als 300.000 Mann in der Schlacht engagirt waren, die Schlachtlinie fünf Lieues Ausdehnung hatte und der Kampf über 15 Stunden dauerte. Noch greller gestaltete sich das tragische, von Dunant entworfene Bild des Schlachtfeldes in den folgenden Tagen. Dasselbe

Digitized by Google

war mit Blut, verstümmelten Leichen und unglücklichen Verwundeten bedeckt, letztere den peinlichsten Schmerzen ausgesetzt. Dunant besuchte einige der vielen improvisirten Spitäler, in denen es den Verwundeten an jeder ihre Leiden heilenden oder lindernden Sorgfalt, Pflege und Hülfe fast gänzlich fehlte, obwohl er anderseits häufig Gelegenheit hatte, Beispiele von Hingebung, Geduld, Wohlthätigkeit und Aufopferung zu bewundern. Jedem, der die Darstellung in diesem „Souvenir" liest, dringt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß bei aller Hülfe, die dem verwundeten Soldaten zu Theil wird, dieselbe ohne Mitwirkung von freiwilliger Krankenpflege nicht ausreicht; daß der Krieg eine schreckliche Calamität ist, welche die lebhafteste Sympathie jedes Menschenfreundes anregt, und ihn auffordert, die Regierungen in allem, was zur Linderung des Looses des Kriegers beitragen kann, kräftigst zu unterstützen. Das Mittel hiezu findet Herr Dunant in der Gründung ständiger Hülfsvereine deren Zweck darin besteht, in Kriegszeiten den Verwundeten Hülfe zu leisten. „Wenn einerseits, sagt er, der Erfindungsgeist unserer Zeit unermüdlich immer neue und rascher wirkende Zerstörungsmittel und mörderische Maschinen aufsucht und die Erfinder derselben reichlich belohnt werden — so fordern es doch auch die Humanität und der Geist der Zeit, eine Frage von so hoher Wichtigkeit mit vereinten Kräften zu lösen". Sind einmal Gesellschaften dieser Art organisirt, von den respectiven Regierungen anerkannt, so werden sie ihre größte Thätigkeit in Kriegszeiten entwickeln und von den kriegführenden Mächten in ihrem humanen Zweck gefördert werden. Das in jedem Lande sich bildende Comité bestünde aus Männern, welche die öffentliche Achtung genießen, mit ihren Einsichten und Erfahrungen die Leitung der Angelegenheit übernehmen und die Aufforderung an Menschenfreunde ergehen ließen, für die Kriegszeit sich der Militärkrankenpflege zu widmen, d. h. unter Zustimmung und Leitung der Militärbehörden und unterstützt von denselben, auf dem Schlachtfelde, besonders in den provisorischen Hülfsspitälern (Ambulances) und dann in den Spitälern den verwundeten und kranken Kriegern Hülfe zu leisten. Dunant zweifelt nicht, daß es an Mitgliedern zu solchen Vereinen nicht fehlen wird, die für ihr Herz und ihren Patriotismus eine Befriedigung darin finden, eine solche edle Mission des Friedens, des Trostes und der Selbstverläugnung zu übernehmen. Die Geschichte der neuesten Zeit lehrt, daß dieser Plan keine Chimäre sei. Im letzten orientalischen Kriege sah man solche Beispiele freiwilliger Hingebung zum Behufe der Militärkrankenpflege Während die barmherzigen Schwestern die verwundeten und kranken Soldaten der französischen Armee in der Krim pflegten, sahen die russische und englische Armee aus dem Norden und Westen zwei edle Legionen großmüthiger Krankenwärterinnen heranziehen. Kurz nach Ausbruch des Krieges gewann die Großfürstin Helena Paulowna von Rußland, geborne Prinzessin von Württemberg, Wittwe des Großfürsten Michael, bei 300 russische Damen für den Krankenpflegedienst in den Krim-Spitälern in denen diese heilige Schaar von Tausenden von Kriegern gesegnet wurde. Andererseits nahm Miß Florence Nightingale auf die dringende Aufforderung des Lord Sidney Herbert, Kriegssecretärs des brittischen Reichs, keinen Anstand, Folge zu

Digitized by Google

leisten, und ging im November 1854 zum Behufe der Krankenpflege des Militärs mit 37 englischen Damen nach Constantinopel und Scutari um den zahlreichen Verwundeten von Inkermann Hülfe zu leisten. Im Jahre 1855 folgte ihr Miß Stanley mit 50 neuen Gefährtinnen, wodurch Miß Nightingale in die Lage kam, nach Balaclava zu gehen, um daselbst die Spitäler zu überwachen. Aber diese vereinzelt gebliebenen Anläufe hatten nicht jene Erfolge, die sie gehabt hätten, wenn sie durch wohlorganisirte Vereine unterstützt worden wären.

Aber auch abgesehen von den zahlreichen Lebensrettungen, welche das heilsame Resultat einer gutorganisirten Hülfe auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern sein würden (Dunant führt eclatante Beispiele dieser Art an), ist auch die wohlthätige Wirksamkeit solcher Vereine im Frieden nicht zu verkennen. Zur Zeit von Epidemien, Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und anderen öffentlichen Calamitäten könnten dieselben Vereine, geübt in rascher Hülfeleistung und belebt durch den Geist der Humanität, der ihre Mitglieder durchdringt, als Rettungsgesellschaften die wohlthätigste Wirksamkeit entwickeln.

Humanität und Civilisation verlangen dringend die Bildung solcher Vereine. Kein Regent wird seine Unterstützung diesem Unternehmen versagen, vielmehr es als Pflicht ansehen, seinem Kriegsheere die möglichst größte Hülfe angedeihen zu lassen, und jeder Bürger, der das Leben und die Gesundheit dessen, der das Vaterland vertheidigt, zu würdigen weiß, wird gerne das Unternehmen unterstützen. Nicht minder eifrige Unterstützung ist in dieser Beziehung von den Militärbehörden und dem Militärsanitätspersonal zu erwarten, welche von diesen unter ihrer Leitung stehenden Hülfskohorten die heilsamsten Erfolge erwarten können. Endlich ist der Einfluß, den die Erhaltung der Gesundheit des Soldaten auf die Gesundheit der Gesammtbevölkerung eines Staates hat, durchaus nicht zu verkennen, ein Moment, auf dessen Wichtigkeit wir im Vorhergehenden näher aufmerksam machten.

Die von Herrn Dunant durch zahlreiche Thatsachen nachgewiesene Wichtigkeit der Bildung solcher Vereine hatte nun zur Folge, daß die Gesellschaft für öffentliches Wohl zu Genf (société genevoise d'utilité publique) in ihrer Sitzung vom 9. Februar 1863, die von Herrn Dunant[1] angeregte Idee (nämlich in

[1] In dieser Beziehung bemerken wir noch, daß die Bundesgesellschaft der schweizerischen Officiere sich mit dieser von Dunant angeregten Frage ernstlich beschäftigt hat und die „Reorganisation des Dienstes in den sogenannten „Ambulances“ oder Untersuchung der Prinzipien der Militärchirurgie, wie sie in der Bundesarmee festzuhalten sind, die diesfällig wünschenswerthen Verbesserungen und die Erforschung der besten ersten Hülfe, die dem verwundeten Krieger zu leisten ist“ — als Preisaufgabe gestellt hat. Auch verweisen wir auf einen Aufsatz im „Journal des Débats“ vom 5. August d. J. — dann auf einen diesfälligen Artikel im „Journal de Génève“ vom 14. August d. J., welche beiden Artikel sich sehr günstig für den Plan Dunants aussprechen und wollen nur noch mit einigen Zeilen aus einem Briefe des General Dufour an Herrn Dunant diese Mittheilung schließen: „Man muß“, schreibt der General, „durch so herzergreifende Beispiele, wie Sie sie in Ihrer Schrift erzählen, einsehen, wie viel Qualen und Thränen der Ruhm auf dem Schlachtfelde kostet. Gewöhnlich ist man geneigt, nur die Glanzseite eines Krieges zu sehen und die Augen vor dessen traurigen Folgen zu verschließen. Es ist zweckmäßig die öffentliche Aufmerk-

Digitized by Google

Friedenszeiten Hülfsvereine für verwundete Krieger zu bilden und ein Corps freiwilliger Krankenpfleger den kriegführenden Armeen anzuschließen) in reifliche Erwägung zu ziehen und sie erließ eine diesfällige Aufforderung an Regierungen und Menschenfreunde, sich bei dem internationalen Congresse, welcher am 26. October d. J. in Genf abgehalten wurde, zu betheiligen.

Ferner wollen wir noch mittheilen, daß Herr Dunant von dem zur Realisirung seiner Idee eingesetzten Comité zu Genf zu dem im September d. J. in Berlin abgehaltenen statistischen Congreß gesendet worden ist, um zu der internationalen Conferenz in Genf einzuladen. Dieser Vorschlag des Genfer Comité wurde der vierten Section des statistischen Congresses (theilweise aus Militärärzten bestehend) zur Berichterstattung zugewiesen. Der Berichterstatter, Herr Dr. Basting Chirurgien-Major der Niederlande, welcher als Uebersetzer der Dunant'schen Schrift in die Sache eingeweiht ist, sprach sich günstig für die Sache aus und machte der allgemeinen Versammlung den Vorschlag, der Einladung zur Conferenz in Genf Folge zu leisten. Dieser Vorschlag der vierten Section wurde unter lebhafter Zustimmung angenommen [1].

Wir können diese Mittheilung nur mit dem Wunsche schließen, daß sich recht viele Menschenfreunde bei der Ausführung des humanen Planes betheiligen mögen. Insbesondere zweifeln wir nicht, daß bei dem regen wissenschaftlichen Geiste und humanen Sinne, welcher unsere österreichischen Militärärzte und ihre oberste Leitung belebt, dieselben dieser Angelegenheit ihre lebhaftesten Sympathien schenken werden und zwar um so mehr, als sie der kräftigsten Unterstützung von Seite der h. Militärbehörden sicher sein können, welche im Geiste des allerhöchsten Willens unseres erhabenen Monarchen der vorliegenden Idee ihre wärmste Theilnahme gewiß angedeihen lassen werden.

Uhland-Litteratur.

„Ludwig Uhland". Vortrag von O. Jahn Bonn 1863, bei Cohen. — „Ludwig Uhland; sein Leben und seine Dichtungen", von Fr. Notter, Stuttgart 1863, bei Metzler. — „Ludwig Uhland; ein Gedenkbuch für die deutsche Nation", von Dr. Joh. Gihr. Stuttgart 1863, bei Kröner. — Friedr. Vischer „Kritische Gänge", 4. Heft. Stuttgart 1863, bei Cotta.)

—l— Wie tief Uhlands Dichten und Denken, sein ganzes Wesen mit der deutschen Nation zusammenhing, und wie lebhaft diese sich dessen bewußt war,

amkeit auf diese, die Menschheit interessirende Frage zu lenken, und hiezu scheint mir Ihre Schrift sehr geeignet. Eine aufmerksame und gründliche Untersuchung kann deren Lösung nur durch die Mitwirkung der Menschenfreunde aller Länder herbeiführen".

[1] Dieser Beschluß wurde in der Sitzung des statistischen Congresses vom 12. September gefaßt, in welcher der Minister des Innern Graf v. Eulenburg den statistischen Congreß feierlich schloß.

Digitized by Google

was sie an dem Manne besaß. das hat sie nicht nur bei seinem Leben durch die Zeichen der Verehrung gezeigt, die dem Gefeierten zu Theil wurden, das hat mehr als alles der tiefe Nachhall bewiesen, den sein Tod überall hervorrief. Nicht nur, daß Tagesblätter und Zeitschriften eine reiche Zahl zum Theil sehr guter Aufsätze brachten, auch selbstständige Arbeiten folgten in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit rasch auf einander. Uns liegen vier solcher Arbeiten vor. Zunächst „Ludwig Uhland". Vortrag von Otto Jahn. Wie es die Natur eines auf nur kurze Zeit beschränkten Vortrages mit sich bringt, bietet uns dies Buch allerdings nicht eine umfangreiche, tief ins Einzelne dringende Biographie, und vieles, was Stoff zu eingehender Behandlung geboten hätte, konnte hier natürlich nur angedeutet werden; aber kurz und gut giebt uns der Verfasser in gewandter Form auf 89 Seiten ein frisch gezeichnetes Bild des Dichters, und wer in Kürze sich über dessen Leben und Wirken unterrichten will, findet auf gemessenem Raum so ziemlich alles, was er wünscht. Mehr als die Hälfte des Buches nehmen die litterarischen Beilagen ein. Es sind das: I. Eine Nachlese zu den Gedichten, II. Aufsätze aus dem Sonntagsblatt (ein Blatt, das nie anders als handschriftlich existirte und worin, in Opposition gegen das 1806 unter Weissers Einfluß gegründete „Morgenblatt", Uhland und seine Freunde Just. Kerner, K. Mayer u. a sich ihre Arbeiten mittheilten), III. Briefe, IV. Politische Reden und Aufsätze, V. Ein von Dr. Bernays zusammengestelltes chronologisches Verzeichniß der Gedichte, mit Angabe des Ortes, wo sie zuerst erschienen. Was hier an Gedichten, Aufsätzen u. dgl. mitgetheilt ist, findet sich mit geringen Ausnahmen, darunter zwei sehr formgewandten lateinischen Gedichten an den Jugendfreund Uhlands, Harpprecht, und an seinen Großvater, wieder in den gleich zu besprechenden Biographien von Notter und Dr. Gihr. Dem Büchlein voran steht ein etwas dürftiges und schwungloses Gedicht von Karl Simrock.

Eine weit umfangreichere Aufgabe stellte sich Friedrich Notter in seinem Buch: „Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen, mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen". Es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit der Verfasser diese Biographie von nicht weniger als 452 Seiten fertig gebracht hat. Zwar merkt man der Arbeit allerdings deutlich genug an, daß dem Biographen die Zeit fehlte, das reiche Material auch hinreichend zu bewältigen, es fehlt zu sehr die künstlerische Abrundung, die wir von einer Biographie billig verlangen dürfen, es ist der Standpunkt des Sammelwerkes noch zu wenig überwunden; aber wenn das einerseits seine Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung, in der kurzen Zeit der Entstehung des Werkes findet, so müssen wir andererseits dem Verfasser zu Ehren gestehen, daß er wirklich mit unermüdlichem Fleiße und mit großer Sorgfalt gesammelt hat, was ihm irgend zugänglich war. Nekrologe, wie sie in verschiedenen Blättern erschienen [1],

[1] Darunter auch ein Wiener, derselbe, den L. A. Frankl in der „Presse" gab, der allerdings in seinem ganzen Ton und seiner Haltung, nach unserem Gefühl wenigstens, nicht eben zu

Digitized by Google

Mittheilungen von Freunden und andere Quellen sind auf das eifrigste benützt, um nichts fehlen zu lassen, was zu dem Bilde Uhlands irgendwie wesentliches beitragen könnte. Auch eine Reihe ungedruckter Briefe und poetischer Arbeiten hat Notter in sein Werk eingeflochten, wodurch die auch von Jahn mitgetheilten noch vermehrt werden, so, um nur das bedeutendere anzuführen, ein sehr dramatisches, spannendes Fragment aus einer Tragödie, „Alfer und Auruna", ein Nachspiel zu Kerners Schattenspiel „Eginhard", ein schöner Beweis für die reiche komische Kraft Uhlands, eine Skizze zu einem einactigen Lustspiel „Die Serenade", durch das ohne Zweifel seine „Liebesklagen" veranlaßt wurden; ferner die erste ungedruckte Scene vom „Ständchen" und die ergänzende Skizze zu dem Fragment „Schildeis". Ueberhaupt ist es vorwiegend Uhlands politische und poetische Thätigkeit, die in Notters Buch zur Darstellung kommt; der Gelehrte wird darüber bei ihm sowohl als fast bei allen, die bisher über Uhland geredet, etwas zu sehr vernachlässigt. Alle, der einzige Pfeiffer ausgenommen, handeln fast nur vorübergehend davon, und wir begreifen das ganz wohl, da sie nicht innerhalb des Kreises der germanistischen Studien stehen; aber gleichwohl ist in einer Biographie Uhlands eine Würdigung seiner gelehrten Arbeiten, will man anders den Mann genau zeichnen, unerläßlich, um so mehr als seine spätere Lebenszeit ganz diesen Studien gewidmet war, und, als die Quelle seiner Lieder versiegte, uns der Gelehrte einen Ersatz bot für das, was wir am Dichter verloren. Das hat Vischer in seiner Charakteristik, auf die wir noch zurückkommen werden, treffend hervorgehoben, aber, wenn er, schnell darüber weggehend, meint (kritische Gänge 4, 164), seine besonderen Verdienste seien zu oft gewürdigt, als daß es nöthig wäre, darauf zurückzukommen, so möchten wir daran doch zweifeln und dagegenhalten, daß ein Mann wie Otto Jahn, S. 69 seines Vortrages, es für nöthig hält, sich zur Beglaubigung auf das Urtheil Moriz Haupts zu berufen. Der wahre Biograph Uhlands (und den haben wir auch nach Notters Arbeit, die er aber als reiche Sammlung von Bausteinen wird dankbar benützen müssen, erst von der Zukunft zu erwarten) wird neben der politischen und poetischen Thätigkeit auch die gelehrte eingehend behandeln müssen, um so mehr, als die Form der wissenschaftlichen Arbeiten Uhlands neben dem allgemeinen Interesse ihres Inhalts sie auch dem zugänglich macht, der nicht zur Schule gehört.

Was die Würdigung des Dichters betrifft, so hat es Notter weder an liebevoller Vertiefung, noch an kritischer Schärfe fehlen lassen. In letzterer Beziehung wird er den Freunden Uhlands eher etwas zu viel als zu wenig gethan haben, aber im Ganzen müssen wir ihm beistimmen, wenn wir auch im Einzelnen nicht immer derselben Ansicht sind, z. B. bezüglich der Balladen „Jungfrau Sieglinde" und „Drei Schwestern", gegen die er uns ungerecht zu sein scheint. Widersprechen müssen wir entschieden der Ansicht (S. 381), daß innerhalb des rein

den guten gehörte, von denen wir oben sagten und der auch durch Notter mannigfach noththuende Berichtigun gerfährt.

Digitized by Google

lyrischen Gebietes Uhland am besten die Behandlung solcher Stoffe gelinge, welche mehr der Betrachtung, als der eigentlichen Empfindung angehören. Im Gegentheil halten wir mit Schwab das Gemüth recht eigentlich für das dichterische Organ Uhlands. Allerdings ist es mehr die aus lange anhaltenden Zuständen, als aus Erregung des Augenblicks hervorgegangene Empfindung, wie Notter richtig sagt, was uns in Uhlands Gedichten entgegentritt, aber von einem reflectirenden, betrachtenden Dichter, wie dies Rückert im eminenten Sinne ist, finden wir bei Uhland sehr wenig.

Auch diesem Buch ist ein sinnig an Uhlands Dichtungen anknüpfender poetischer Prolog vorangestellt. Eine hübsche Zugabe bildet das photographische Portrait des Dichters, das gelungen sein soll und ein Facsimile seiner Handschrift.

„Ein Gedenkbuch für die deutsche Nation", nennt sich die dritte Biographie Uhlands von Dr. Johannes Gihr und bezeichnet hiemit ihre Bestimmung für weitere Kreise. Bis jetzt haben wir sechs Lieferungen davon in Händen. Das Werk ist fließend und gut geschrieben, und dürfte daher seiner Bestimmung nichts im Wege stehen. Lobend müssen wir anerkennen, daß wir darin mehr, als wir von einem solchen Buche erwarten konnten, Berücksichtigung auch der gelehrten Thätigkeit Uhlands fanden.

Zum Schlusse ist noch der ausgezeichneten Charakteristik Uhlands zu erwähnen, die Fr. Th. Vischer im vierten Heft seiner „Kritischen Gänge" giebt. Eindringende Schärfe der Analyse, gediegenes ästhetisches Urtheil und schöne geschmackvolle Darstellung sind Vorzüge, die wir bei diesem Kritiker so sehr gewohnt sind, daß es kaum nothwendig sein wird, ausdrücklich zu bemerken, daß auch der vorliegende Aufsatz sich durch sie in hohem Grade auszeichnet. Ursprünglich nur, wie uns die Vorrede belehrt, für die „Gartenlaube" bestimmt, wuchs dem Verfasser unter der Hand der Aufsatz zu einer selbstständigen Analyse der ganzen Persönlichkeit Uhlands heran, die uns um so interessanter ist, als sie zum Theil auf eigener Anschauung des ganzen Wesens des Geschilderten beruht, in das Vischer Gelegenheit genug fand sich einzuleben; wir erinnern nur daran, daß er in den Jahren 1848 und 1849 mit ihm zugleich in der Pauls-Kirche in Frankfurt und im Rumpfparlament in Stuttgart saß, eine Epoche, wo sich der Charakter Uhlands gewiß glänzend manifestirte, anderer Gelegenheiten nicht zu gedenken. Und so ist denn auch das Bild, das er uns von dem gefeierten Manne entwirft, ein echt lebendiges und genaues geworden. Anknüpfend an den Charakter der schwäbischen Landschaft, schildert er uns zunächst den Menschen Uhland, seine „ernste, gerade, einfache Natur", das „Ungeschüttelte und Ungelockerte" seines Wesens, das, nicht durchsäuert von dem Zweifel, der Negation, durchaus für das Gediegene, Ungebrochene ist. Dieser Mangel der Negation in Uhlands Charakter als Mensch bringt Vischer, indem er die anderen Seiten seines Wesens vergleicht, zu dem Satz, der als leitender Gedanke die ganze Charakteristik durchzieht: „Wo in Uhlands Wesen eine Lücke ist auf einer bestimmten Seite, da sehen wir immer von anderer Seite eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend eintreten. Dies giebt dem geistigen Bilde des Mannes die ihm eigene

Digitized by Google

Rundheit und Ganzheit". Und so findet er denn die verneinende Kraft, die wir an dem Menschen vermissen, reichlich genug wieder an dem Politiker, auf den er nun genauer eingeht, freilich, wie er treffend sagt, eine Negation, die „auf der tiefsten und innigsten Bejahung ruhte", nämlich des sicheren Bodens des vertragsmäßigen Rechtes, an dem er mit einer allerdings an Eigensinn streifenden Consequenz festhielt, der unantastbaren Volksrechte gegenüber der Krone und dem Adel, einer Anschauung, die, wie Vischer richtig bemerkt, auf die Rupublik weist, wie denn Uhland bekanntlich für die Schweiz und ihre Einrichtungen eine besondere Vorliebe hatte, wiewohl er für sein engeres Vaterland am historischen Recht festhaltend ein treuer Constitutioneller blieb. Es würde zu weit führen, wollten wir noch näher eingehen auf die Einzelnheiten der Vischer'schen Darstellung von Uhlands politischer Wirksamkeit, wir können einfach auf ihre Vortrefflichkeit hinweisen. Von dem Politiker geht der Verfasser auf den Dichter über, den er nach Inhalt und Form mit der ganzen Gründlichkeit und Schärfe seines Urtheils würdigt. „Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit", sind die Züge, mit denen er ihn in dieser Beziehung charakterisirt; und diese Züge bewahrten unsern Dichter vor den Spielereien, in die die anderen Romantiker verfielen, sie bewahren ihn in der Regel, so sehr ihn das Mittelalter anzieht und so gern er daraus seine Stoffe nimmt, davor, uns statt allgemein menschlicher Motive Formen und Anschauungen aufzutischen, die, so berechtigt sie für jene Zeit sein können, für uns keine Bedeutung mehr haben; sie machen ihn zum echten Lyriker, der nicht von der Form oder einem überraschenden Gedanken ausgehend die Stimmung zum Gedicht herbeiführt, sondern ruhig wartet, bis ihn ein Stoff in dieselbe versetzt, sie machen ihn endlich zum volksthümlichen Dichter. Und wo sich in seinen Dichtungen ein Mangel zeigt, da tritt ergänzend der Charakter ein, der uns noch immer einnimmt und erhebt, und als die Flamme der Poesie allgemach erlischt, da tritt die wissenschaftliche Forschung an den Platz, wobei aber der Dichter dem Gelehrten in der geschmackvollen Form eben so zu Hülfe kommt, wie früher die Forschung dem Dichter seine schönsten Stoffe vermittelte. Ueber diese gelehrte Thätigkeit nur kurz, wie wir schon sagten, zu kurz hinweggehend schließt Vischer, um das Bild durch den Contrast noch deutlicher zu machen, mit einer geistreichen Gegenüberstellung der zwei entgegengesetztesten Dichternaturen, die wir haben, des alles mit dem Scheidewasser der Negation angreifenden Heine, der die Romantik zersetzt, indem er sie zu seiner Form benützt und mit ihr Wunder des Erfolges wirkt und des im edelsten Sinne conservativen, ungebrochenen Uhland, des reinen, echten Romantikers: des Talents auf der einen Seite, das den Mangel an Charakter verdecken muß, und des Charakters auf der andern, der als seine schönste Blüthe die Poesie aus sich hervorkeimen läßt.

Digitized by Google

Nekrologe.

J. C. Ritter v. Arneth.

Am 31. October d. J. starb in Karlsbad J. C. Ritter v. Arneth. Wir bringen über denselben aus Wurzbachs „Biographischem Lexikon" vorläufig folgende biographische und litterarische Notizen.

J. C. Ritter v. Arneth, geboren zu Leopoldsschlag im Mühlviertel, Oesterreich ob der Enns, am 12. August 1791, studierte in Linz unter Leitung seines Bruders Michael, hörte in Wien die Numismatik unter Neumann, der dem eifrigen Jünglinge 1811 die Stelle eines Prakticanten im k. k. Münz- und Antikencabinete verschaffte. 1813 wurde Arneth zum Custos ernannt. Als im nämlichen Jahre Befehl gegeben ward, das Cabinet einzupacken, bat Arneth, am Kriege theilnehmen zu dürfen, und machte als Officier in der österreichisch-deutschen Legion den Feldzug 1813 und 1814 mit. Im Feldzuge in Savoyen nahm Arneth nach dem Gefechte bei Montmelian, am 10. und 11. April 1814, vier französische Officiere gefangen. Nach Beendigung des Feldzuges trat Arneth in seine frühere Dienstleistung zurück. 1817 vermälte er sich mit Antonie Adamberger. Auf Reisen in Deutschland und Italien bereicherte Arneth sein numismatisches und archäologisches Wissen. Seit frühester Zeit in seinem Fache und den mit demselben verwandten Gebieten litterarisch thätig, ließ er zahlreiche Aufsätze in den wissenschaftlichen Blättern des Kaiserstaates erscheinen. Im Cabinete hat er über 25.000 griechische Münzen den catalogue raisonné in fünf Foliobänden in lateinischer Sprache beendet. Seit 1840 ist Arneth Director des k. k. Münz- und Antikencabinets und der damit vereinigten Anstalten, d. i. der Ambraser- und ägyptischen Sammlung und hat in der Anordnung und Aufstellung der unter seiner Oberaufsicht befindlichen Schätze wesentliche Verbesserungen eingeführt. Arneth war k. k. Regierungsrath, Ritter des österreichischen Franz Joseph-Ordens und Inhaber des k. k. Armeekreuzes von den Jahren 1813 und 1814, und ist von mehreren fremden Fürsten durch Decorationen ausgezeichnet worden. Am 14. Mai 1847 wurde er zum wirklichen Mitgliede der k. Akademie ernannt; außerdem ist er wirkliches, Ehren- und correspondirendes Mitglied vieler in- und ausländischen gelehrten Vereine und Akademien. Außer seinen zahlreichen in wissenschaftlichen Journalen befindlichen, oft umfangreichen Aufsätzen sind als selbstständige Werke zu nennen: „Geschichte des Kaiserthums Oesterreich" (Wien 1827); — „Synopsis numorum graec. qui in Museo C. R. Vindob. adservantur" (Vindob. 1837. 4.); — „Synopsis numorum romanorum, qui in M. C. R. Vindob. adservantur" (Vindob. 1842. 4.); — „Zwölf römische Militärdiplome" (1843. 4. mit 25 lithographirten Tafeln). — „Das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg" (Wien 1844); — „Das k. k. Münz- und Antikencabinet beschrieben" (Wien 1845, mit 4 K. K.); — „Die antiken Cameen des k. k. Münz und Antikencabinets" (Wien 1849, Folio mit 25 K. K.) — „Die antiken Gold- und Silbermonumente des k. Münz und Antikencabinets" (Wien 1850, Folio mit 41 Tafeln.)

Digitized by Google

Dr. Johann Wilhelm Joseph Braun.

Dem am 30. September in Bonn verstorbenen ehemaligen Professor der katholischen Theologie Dr. Johann Wilhelm Joseph Braun, bekanntlich einem der bedeutendsten Stimmführer in den Streitigkeiten, zu denen die Hermes'sche Lehre in den dreißiger und vierziger Jahren Veranlassung gab, widmet das „D. M." nachstehende biographische Notiz: Im Jahre 1801 in der Nähe von Düren geboren und frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er seit 1820 erst in Köln, dann in Bonn Theologie. An letzterem Orte fühlte er sich besonders zu Johann Gottlieb Hermes hingezogen, dessen Lehre damals noch nicht für kirchengefährlich galt und der in Braun rasch den bevorzugten Geist erkannt hatte. Durch ihn empfohlen, ging Braun mit einer Unterstützung der preußischen Regierung nach Wien, wo er 1823 die Priesterweihe empfing und von da nach Rom zur Fortsetzung seiner Studien. Nach Bonn zurückgekehrt, ward er Repetent am katholisch-theologischen Convictorium, und gleichzeitig Privatdocent der Kirchengeschichte und neutestamentlichen Exegese. Im Jahre 1829 zum außerordentlichen, 1833 zum ordentlichen Professor befördert, stand er im Begriff, sich eine ausgedehnte Wirksamkeit zu begründen, als 1835 der Erzbischof Droste, derselbe, welcher sich bald darauf durch den Streit wegen der gemischten Ehen einen so verhängnißvollen Namen bereiten sollte, ein päpstliches Verdammungsbreve gegen ihn und seinen gleichgesinnten Collegen Elvenich erwirkte.

Vom Staate nur schwach geschützt, suchte er vergeblich durch eine Reise nach Rom, zu welcher er endlich 1837 die kirchliche Erlaubniß erhielt, seinen Frieden mit dem päpstlichen Stuhle zu schließen; nach langen und zum Theil sehr unerquicklichen Streitigkeiten ward er 1843 seitens seiner geistlichen Obern von seinem Lehramt in Bonn suspendirt, vom Staate jedoch mit Beibehaltung seines vollen Gehalts zur Disposition gestellt. Seitdem lebte er als Privatgelehrter in Bonn, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, bis das Jahr 1848 ihn auf den politischen Schauplatz berief; 1848 wurde er in das Frankfurter Parlament, 1852 aber in die preußische Volksvertretung gewählt, der er von da an bis 1862 ununterbrochen angehörte. Seine sehr zahlreichen Schriften sind größtentheils theologischen, zum Theil auch archäologischen Inhalts; auch befindet sich eine politische Schrift: Deutschland und die Nationalversammlung" (1849) darunter, in der er sich zum Großdeutschthum bekannte.

---

* Die eben ausgegebene erste Hälfte des 30. Bandes des „Archives für Kunde österreichischer Geschichtsquellen", herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften, enthält eine Abhandlung von Dr. K. Oberleitner: „Die Finanzlage Nieder-Oesterreichs im 16. Jahrhundert, nach handschriftlichen Quellen" und eine andere Abhandlung von Fr. Firnhaber: „Zur Geschichte des österreichischen Militärwesens. Skizze der Entstehung des Hofkriegsrathes".

Digitized by Google

* Dr. Clemens Kickh. „Ansichten der Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte über das griechische und römische Alterthum und die classischen Studien", ist der Titel einer Abhandlung, welche in dem Jahresberichte des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien am Schlusse des Schuljahres 1863 erschienen ist. Wir wünschten, daß dieselbe nicht der Vergessenheit anheimfalle, wie dies bei vielen trefflichen Arbeiten ähnlicher Art der Fall ist. Sie behandelt einen Gegenstand, welcher mit Fragen, die unser wissenschaftliches Leben berühren innig zusammenhängt, und ist mit Geist, Gelehrsamkeit und von einem Standpunkte aus geschrieben der sich humanistisch gebildeten Lesern empfiehlt. Der Verfasser zeigt sich als ein Schulmann, der mit der altgriechischen Litteratur, besonders der Philosophie, eben so vertraut ist, als mit den Kirchenvätern, deren Ansichten über das griechische und römische Alterthum Dr. C. Kickh behandelt.

T. In A. Wenedikts Verlag ist das erste Heft eines neuen litterarischen Unternehmens erschienen: „Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte, von ihrem Entstehen bis in die neueste Zeit In volksthümlicher Schilderung, von Moriz Bermann". Der Verfasser, längst als robuster Erzähler populärer Stadt- und Häusergeschichten aus Wiens Vorzeit bekannt, unternimmt es mit diesem Werke, „die Schicksale der Hauptstadt, nach den Quellen der gelehrten Forschung in reinster (!) Wahrheit darzustellen, aber auch alle jene keineswegs geringfügigen Erzählungen aufzunehmen, welche der ernste Forscher beiseite legt, die aber vorzugsweise geeignet sind, das Volksleben Wiens anschaulich darzustellen, wie die Geschichten und Sagen, welche sich an so viele Häuser und Hausschilde knüpfen, die Thaten und Sprüche interessanter, berühmter und berüchtigter Persönlichkeiten, das Bürgerwesen, die Trachten und Gebräuche". Eine populäre Geschichte der Hauptstadt muß auch in der That zu einer Zeit, wo die wissenschaftliche Thätigkeit in allen Zweigen sowohl der Erweiterung als der Verbreitung zustrebt umsomehr ein dankenswerthes Unternehmen genannt werden, als seit Tschischka's trefflichem Buche, das sich übrigens nie zu einem allgemein gelesenen emporarbeitete, die Forschung auch für Wien so unendlich viel Neues gebracht hat. So weit sich nun aus dem ersten Hefte von Bermanns Geschichte ein Urtheil bilden läßt, ist die neue Litteratur redlich benützt worden. Büdingers treffliche Geschichte, die Regentenhalle des Prof. Lorenz, Karajans und Jägers Forschungen, die Ethnographie Baron Czoernigs bezüglich der Colonisationsgeschichte, sind bei der Bearbeitung der ältesten Periode berücksichtigt, der Autor scheint in den alten Reimchroniken und sonstigen Quellen gut zu Hause und bearbeitet seinen Stoff mit Gewandtheit. Aber eben, weil wir dem Unternehmen nicht ohne Theilnahme entgegensehen, möchten wir dem Verfasser, so lange es noch an der Zeit ist, eine Warnung zurufen. Es ist recht und billig, in eine volksthümliche Geschichte Sagen und Legenden aufzunehmen, in welchen sich die Zeitanschauung spiegelt, auch wenn die strenge Forschung solche übergeht. Der Autor wolle sich aber nicht verleiten lassen, Mährlein aufzunehmen oder gewaltsam in die Stadtgeschichte einzuzwängen, die zwar einen netten Holzschnitt geben, aber doch an sich gar zu läppisch sind. Eine solche aber muß die Erzählung vom Riesen Aenother genannt werden, und schon der alte Fuhrmann sagt darüber in seinem Alt- und Neuen Oesterreich: „Ob diese Erzehlung ein Geschicht oder Gedicht, ist ungewiß, dahero jedwederen frey zu glauben". Dieser Riese wird aber ganz ernsthaft in Wien seßhaft gemacht und seine Nachkommen erhalten sich in glücklicher Zurückgezogenheit durch mehr als 900 Jahre, bis im vorigen Jahrhundert wieder ein Einöder von sich reden macht. Es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied zwischen Sage und Fabel, und so gerne wir erstere hinnehmen, eben so unpassend erscheint die letztere im populären Buche.

* Herr Valentin Pogatschnigg in Graz läßt ein lange vorbereitetes Sammelwerk über „Kärntens Volksüberlieferungen" im Drucke erscheinen. Dasselbe wird

Digitized by Google

die Sagen, Märchen, Bräuche, Aberglauben, Sprüchwörter, Kinderlieder und Kindersprüche seiner Heimat umfassen und einen stattlichen Band ausmachen. Er war es auch, der zuerst die Anregung zu einer geographisch-statistischen Arbeit über Kärnten gab, welche die Vereinigung verschiedener Gelehrten zu jenem Unternehmen veranlaßte, bei dem er selbst den Abschnitt der Bevölkerungsstatistik, so wie die Statistik der Gesellschaft (Familie, bürgerliche Gesellschaft, Gemeinde) übernommen hat.

* Von Herrn Prof. Bernhard Scheinpflug sind in jüngster Zeit zwei für den Schulunterricht bestimmte Bücher in Prag erschienen. Das eine: „Die Dichtungsarten und ihre Litteratur" (Verlag von Dominicus), geht die verschiedenen Gattungen der Poesie durch und hebt die vorzüglichsten Dichter und Werke jeder dieser Arten sowohl in der deutschen als den fremden Litteraturen hervor, sie in leicht faßlicher Weise charakterisirend. Das zweite Buch (im Verlage von Friedrich Ehrlich erschienen) ist eine „kleine Landeskunde von Böhmen". Mit übersichtlicher Kürze werden darin die geographischen Verhältnisse des Landes, seine Naturproducte, die Verhältnisse der Bevölkerung nach Nationalität Religion, geistiger Cultur ꝛc. skizzirt, das Wichtigste über Verwaltung, frühere und jetzige Verfassung, Wappen ꝛc. gesagt und hierauf eine kurze Beschreibung der wichtigsten Orte gegeben. Mit einer gedrängten Uebersicht der Geschichte Böhmens schließt das Werk. Eine Sprachkarte und eine Fluß- und Gebirgskarte Böhmens sind dem Buche beigegeben. (Boh.)

B. Knoblichs „Chronik von Lähn", einem Städtchen am Bober, im Vorgebirge des Riesengebirges (Breslau 1863) ist eine recht beachtenswerthe Erscheinung. Die sieben Jahrhunderte, durch welche sich die Geschichte der kleinen Stadt urkundlich verfolgen läßt, waren für dieselbe ungewöhnlich reich an wechselvollen Schicksalen, der Ort sah die Kämpfe mit den Tatarenhorden, wurde von den Hussiten verwüstet und niedergebrannt, von der Reformation berührt und von der Gegenreformation nicht verschont von Schweden und Kaiserlichen eingenommen, abermals eingeäschert und die dazu gehörige Burg Lähnhaus von Montecuculi zerstört. Dann brachte der siebenjährige Krieg wiederholte Brandschatzungen, und während der Friedenszeit litt Lähn wiederholt durch Feuersbrünste und Ueberschwemmungen; 1806 wurde es von deutschen Hülfsvölkern der französischen Armee ausgeplündert, in den folgenden Jahren mit unerschwinglichen Contributionen belastet und 1813 von General Meunier auf die schamloseste Weise ausgesogen, nach dem Waffenstillstande von den Russen in Brand geschossen und im August desselben Jahres, als die preußische Landwehr die Franzosen in die Katzbach jagte, ergossen sich die Fluten des Bober über die verwüstete Stadt, welche sich in den folgenden langen Friedensjahren wieder erholt hat und blühende Uhrenfabrication betreibt.

Was aber uns diese Stadtgeschichte interessanter macht sind die Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonisation im Osten. Die Burg Valan oder Wlan wurde 1155 von Papst Hadrian IV. dem Bischof Walther von Breslau zugeschrieben und bildete eine der Schutzwehren des Bisthums gegen die Heiden. Herzog Boleslaw der Lange von Polen zog Deutsche ins Land, welche das Land cultivirten, die Schätze der Berge hoben und Gesittung unter die slawischen Bewohner brachten, aber auch die Tatarenhorden, welchen die Polen nicht zu widerstehen vermochten, mit blutigen Köpfen heimschickten. Wie Boleslaw der Lange waren auch sein Sohn Heinrich der Bärtige und dessen Sohn Heinrich der Fromme den Deutschen günstig gesinnt. Die Gemalin Heinrichs des Bärtigen war Hedwig, Enkeltochter des Herzogs Berthold von Meran, die heilige Hedwig, welche

Digitized by Google

oft auf Lähnhaus residirte. Der Weg, auf welchem sie von der Burg zur Kirche zu gehen (Hedwigs-Steig) und der Stein, auf welchem sie zu ruhen pflegte, bestehen noch, und eine Vertiefung in dem letzteren wird dem Drucke ihrer Hand zugeschrieben. Mit ihr kamen viele deutsche, namentlich baierische und fränkische Adelsgeschlechter ins Land, welche Burgen und Städte gründeten, Land und Leute cultivirten, so die Zedlitz, Redern, Schaffgottsche u. a., die sämmtlich in der Umgegend von Lähnhaus sich ansiedelten und heute noch in Schlesien angesessen sind.

B. Der Austritt von 24 deutschen Abgeordneten aus der schleswig'schen Ständeversammlung am 17. Juli 1863, weil der königl. Commissär der Versammlung das Recht der Wahlprüfung verkümmern wollte, wird ohne Zweifel in dem Verlauf des deutsch dänischen Conflictes noch öfter zur Sprache kommen. In einer soeben erschienenen Schrift: „Die Vorgänge in der jüngsten Diät der Schleswig'schen Ständeversammlung" (Hamburg, O. Meißner) wird eine actenmäßige Darstellung des Herganges, aus welchem dänische Organe eine neue Waffe gegen das Recht des Herzogthums schmieden wollten, gegeben und die Rechtsfrage gründlich erörtert. Angehängt ist das Gutachten des Spruchcollegiums der Universität Kiel, welches in seinem Schlusse dahin lautet, daß nach der Verfassung des Herzogthums Schleswig die ständische Versammlung überall die Gültigkeit einer angefochtenen Wahl zu prüfen habe, wo Gründe angeführt werden, aus denen sich ergeben soll, daß das Resultat der Wahl nicht der wahre Ausdruck des gesetzmäßigen Willens der Mehrheit der berechtigten Wähler sei. Dies war hier der Fall, es wurde der Nachweis geführt, daß in Londern eine Anzahl nicht Wahlberechtigter an der Wahl theilgenommen hatten, der Commissär aber legte den Verfassungsparagraphen eigenmächtig so aus, daß die Prüfung nur einzutreten habe, wenn einem Gewählten die erforderlichen Eigenschaften der Wählbarkeit bestritten würden, oder wenn eine gesetzmäßige Wahl rechtswidrig verworfen worden wäre.

---

* Ein Engländer, oder richtiger Americaner, hat eine Uebersetzung der „Jobsiade" veranstaltet, und diese englischen Lesern als ein vorzügliches Specimen deutscher komischer Poesie empfohlen. (The Jobsiad; a Grotesco-Comico-Heroic Poem. From the German of Dr. C. A. Kortüm, by Charles T. Brooks. Philadelphia and London. Trübner.) Mit Recht bemerkt die „A. Z." dazu: Unserer Litteratur ist damit ein schlechter Dienst erzeigt, und die englischen Litteraturblätter verfehlen natürlich nicht über das, was ihnen hier als teutonischer Humor vorgesetzt wird, ihre naserümpfenden Glossen zu machen. Für das theologische Examen scheint übrigens der Uebersetzer nicht viel besser vorbereitet zu sein, als der Candidat Jobs selbst; denn er bemerkt z. B. in einer Note: das Kibbuz, nach welchem der Examinand gefragt wurde, sei eine Corruptel des hebräischen Buchstaben Koph.

* Lord Stanley, des Grafen v. Derby begabter und hochgebildeter ältester Sohn, hielt neulich in der Liverpooler „School of Science", wo er die von der Königin ausgesetzten Preise an die besten Schüler vertheilte, eine sehr gute Rede über das Maß und den Werth exactwissenschaftlichen Unterrichts in Volksschulen, wobei er sich namentlich gegen die heutzutage im Schwange gehenden falschen Methoden die Wissenschaft zu populariſiren aussprach. Ein paar Tage darauf vertheilte er die Preise in der Kunstschule zu Preston, und übernahm dabei die etwas problematischere Aufgabe, das Talent und den Geschmack seiner englischen Landsleute für die bildenden Künste gegen die festländische Skepsis zu vertheidigen. „Es liegt", sagt er, „im englischen Geist kein Mangel an Geschmack für Schönheit. Das englische Auge ist empfindlicher für

Digitized by Google

Schmutz, für Unordnung, für alles was auf Nachlässigkeit und Schlottrigkeit deutet, als das Auge irgend eines andern Volks in Europa, die Holländer ausgenommen. Unsere Gärten übertreffen die jeder andern Nation". Allein dieser, gewiß sehr löbliche Reinlichkeitssinn ist doch etwas anderes als der Kunstsinn. Indessen auch diesen, den kritischen wie den productiven, nahm der Redner in gleichem Maß für die Engländer wie für Italiener, Franzosen und Deutsche in Anspruch, erklärte den Zustand der englischen Kunstschulen im allgemeinen für sehr befriedigend, und gab nur zu, daß die englische Architektur einiges zu wünschen übrig lasse. Doch sei auch da ein Fortschritt zum Bessern bemerkbar, und selbst bei den englischen Fabriksgebäuden, die bisher ein Ausbund von Häßlichkeit waren, fange man an, nach dem Beispiel der Franzosen und Belgier einige ästhetische Rücksichten walten zu lassen.

P. Das „Journal de Constantinople" spricht von der kürzlich verbrannten Bibliothek von Top-Capu, welche immer in dem Rufe stand, große litterarische Schätze des Alterthumes zu besitzen. Man glaubte, sie habe aus den Werken bestanden, welche bei der Eroberung Constantinopels durch die Abendländer gerettet werden konnten und von den späteren griechischen Kaisern wieder gesammelt wurden. Mahomet II. sollte sie dann bei der türkischen Eroberung in seinem neuen Palaste eingeschlossen haben. Das widerspricht dem, was der Historiker Ducas hierüber erzählt: „Alle Bücher wurden auf Wägen geworfen und überall zerstreut. Mit einem Goldstück konnte man zehn Manuscripte von Aristoteles, Plato oder theologische und andere Bücher jeder Art kaufen". Der Reisende de la Valle, der Constantinopel im 17. Jahrhundert besuchte, war der festen Ansicht, daß die vierzehn Decaden des Livius, von welchen nur vier gedruckt sind, sich vollständig in der Bibliothek des Serails befänden; der Großherzog von Toscana bot damals demjenigen, der diese Bücher entwenden werde, 5000, der venetianische Gesandte bei der Pforte gar 10.000 Piaster.

---

* (Von polnischen Büchermarkte.) Auf dem polnischen Büchermarkte steht diesmal Krakau obenan. Es erschienen da und zwar zunächst in der Jagellonischen Universitätsdruckerei: „Zyciorys Jego Świątobliwości Papieza Piusa IX." („Lebensabriß Sr. Heiligkeit Papst Pius IX") von Anton Tessarczyk. Der Autor ist wegen seiner historischen Arbeiten auch in weiteren Kreisen bekannt, und ist soeben mit der lieferungsweisen Herausgabe eines größeren Werkes: „Rzeczpospolita Krakowska od. r. 1815 — 1846" („Der Krakauer Freistaat in den Jahren 1815 — 1846"), beschäftigt. Letzteres zeichnet sich durch eine Fülle neuen Materiales aus, ohne daß durch die Häufung von Detailwerk die Hauptübersicht getrübt erscheint. Aus derselben Druckerei ging ferner hervor: „Pielgrzymka do ziemi świętej odbyta w r. 1863 przez Feliksa Borunia, wlosciana z Kaszowa, podlug jego opowiadania spisał Walery Wieloglowski" („Pilgerreise nach dem heiligen Lande, gemacht im Jahre 1863 von Felix Borun, Landmann aus Kaschow, nach dessen Erzählung aufgeschrieben von Valerian Wieloglowski"). Es ist dies die zweite Pilgerreise unseres schlichten Landmannes, welche er mit Unterstützung des Grafen Wladislaus Malachowski, der ihm auch eine Lebenspension zugesichert, unternommen hat. Seine erste ging nach Rom. Die Friedlein'sche Buchhandlung in Krakau veranstaltete eine neue Ausgabe des „Leben der h. Theresia" (Zywot ś. Teresy"), welches bekanntlich die Heilige selbst auf Anrathen ihres Beicht-

Digitized by Google

vaters geschrieben und bis zum Jahre 1562 geführt hat. In Warschau hat A. Slonski, der sieben Jahre in America gelebt ein Werkchen unter dem Titel: „Pogląd na Stany Zjednoczone Pólnocnej Ameryki“ („Ein Blick auf die vereinigten Staaten Nord-America's“) herausgegeben, worin in recht verständiger Weise die politische Situation dieser Länder, der gegenwärtige Bürgerkrieg und dessen Hauptursachen erörtert werden. In Petersburg ist ein neuer polnischer Dichter, Alexander Podgorski, mit „Pieśni zeglarza“ („Lieder eines Seglers“) hervorgetreten, in denen der Autor seine Erlebnisse auf dem Ocean besingt.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Vor etwa einem Jahre erschienen von Mich. Nicolas: „Etudes critiques sur la bible“, die sich mit den Büchern des alten Testamentes beschäftigten und, ohne sich in dogmatische Discussionen einzulassen, nur die historische Bedeutung der heiligen Schriften untersuchen wollten. Ein zweiter Band jener kritischen Studien verließ unlängst die Presse, dessen Object das neue Testament ist und der also, unmittelbar nach dem großen Erfolge Renans, nicht unter glücklichen Auspicien zur Welt kommt. Von der „Vie de Jésus“ von Renan sind nämlich nicht allein neun Pariser Auflagen nach einander erschienen, sondern auch schon drei in Deutschland veranstaltete Nachdrücke. Ein solcher Erfolg übertrifft selbst die kühnsten Hoffnungen der Speculation. Die Gegenschriften gegen Renan zählen bereits nach Dutzenden; kürzlich tauchten acht in einer Woche auf, und zwar von allen Seiten und Parteien, so daß Renan sich rühmen dürfte, im Schatten gegnerischer Pfeile zu fechten.

Von Moriz Blocks „Dictionnaire de la politique“ liegt jetzt der erste Band, welcher im Alphabet bis zu dem Buchstaben G reicht, vollständig vor und gilt bereits als ein sehr brauchbares und tüchtiges Nachschlagebuch. Unter den Mitarbeitern befinden sich viele bekannte Namen aus allen Ländern Europa's. In etwa einem halben Jahre dürfte der zweite Band und damit das ganze Werk vollendet sein. Es ist kein geringes Verdienst, daß eine solche Encyklopädie durch ihr vollständiges Erscheinen binnen Jahresfrist eine Gleichmäßigkeit in dem Ueberblick über den Stand der Wissenschaften erreicht, an deren Mangel fast alle ähnlichen Werke leiden.

Schließlich erwähnen wir das jüngste Buch des durch seine Geschichte der Gesellschaft Jesu bekannten J. Cretineau-Joly. Herr Cretineau-Joly fing vor einigen Jahren eine „Histoire de Louis Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme“ an, deren zweiter (Schluß-) Band jetzt fertig ist und etwa das Stärkste und Bitterste vorbringt, was sich über den letzten König der Franzosen und dessen Partei sagen läßt. Um den Ernst und die Rücksichtslosigkeit der Geschichtschreibung ist es eine hübsche Sache; wenn aber eine noch nicht lange gefallene Persönlichkeit so herabgezerrt und mit allen Invectiven überhäuft wird, so macht das auf den Leser, der nicht in alle Ansichten des Herrn Cretineau-Joly vollständig eingeht, einen um so widrigeren Eindruck, je höher die Standpunkte sind, von welchen aus der Verfasser sein Urtheil abzugeben glaubt und je besser dieses Urtheil den herrschenden Größen gefallen muß.

L. Aus Paris wird uns geschrieben: Das litterarische Ereigniß der heranbrechenden Saison ist unstreitig Michelets „Régence“, der fünfzehnte Band seiner französischen Geschichte. Das Buch ist in der sattsam bekannten Manier des berühmten Verfassers

Digitized by Google

geschrieben; vornehme Subjectivität der Darstellung, die sich nicht selten bis zur Paradoxie steigert, gründliche Kenntniß und Kritik der Quellen, glänzende Einzelnheiten, namentlich in der Schilderung der socialen und litterarischen Zustände der Zeit. Seine Skizzen Voltaire's, Montesquieu's, Watteau's sind vollendete Meisterstücke. Das besondere Verdienst des Buches liegt jedoch in der lichtvollen und auch den Laien fesselnden Darstellung der großen nationalökonomischen Bewegung, welche sich in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. vollzog, des Law'schen Systems und der Erschütterungen, die dasselbe begleiteten und die Revolution von 1789 vorbereiten halfen. Es fehlt in diesen Partieen des Buches nicht an anregenden Berührungspunkten mit der Gegenwart, bei welchen der Verfasser indeß hie und da mit allzu tendenziöser Vorliebe verweilt. Zwei Bände über Ludwig XV. sollen noch in diesem Jahre nachfolgen. Von dem großen Sammelwerke, welches Guizot unter dem Titel: „Histoire parlementaire de France" herausgiebt und welches eine vollständige Sammlung aller in den französischen Kammern von 1819 bis 1848 gehaltenen Reden enthält, ist soeben der dritte und vierte Band (Paris, Michel Levy), von den „Mémoires du duc de Luynes sur la cour de Louis XV" der dreizehnte, die Jahre 1753 und 1754 umfassende Band (Firmin Didot Frères) erschienen. Mexico hat wiederum neue Historiker gefunden, so in einer nach amtlichen Quellen geschriebenen: „Histoire politique, militaire et pittoresque de la guerre de Mexique, par Felix Ribeyre" (librairie Napoléonienne); in populärem Style behandelt den in den Vordergrund der Tagesgeschichte getretenen Gegenstand: „Muraour, le Mexique, Conquête du Mexique par Fernand Cortez. Guerre de l'indépendance et république Expédition française au Mexique 1861—1863"; ferner: „Précis des événements de la campagne de Mexique en 1862, par Ch. Martin, Lieutenant-Colonel" (Paris, Taneva). Eine vielbesprochene historische Episode wird quellenmäßig aufgehellt in: „Marie-Antoinette et le procès du collier d'après la procédure instruite devant le parlement de Paris par M. Emile Campardon, archiviste aux archives de l'Empire". — Der unermüdliche Capefigue erscheint mit einer litterar- und culturhistorischen Monographie: „Les cours d'amour, les comtesses et châteleines de Provence" (Paris, Amyot). Sonst weisen die Kataloge der letzten Wochen auf dem Gebiete der Historie noch: „Les Antonins par le comte de Champagny" (3 volumes, Bray), auf. — Auf kriegswissenschaftlichem Gebiete endlich sind zu erwähnen: „Institutions militaires de la France avant les armées permanentes, suivies d'un aperçu des principaux changements survenus jusqu'à nos jours dans la formation de l'armée, par Edgard Boutaric, archiviste aux archives de l'Empire" und „Spahis, turcos et goumiers par Florian Pharaon" (Paris, Challamet aîné). — Lebhafter noch ist die Production auf canonischem Gebiete; außer einer ganzen Reihe von neuen Beiträgen zur Renan-Litteratur verzeichnen wir als die hervorragendsten Novitäten nur die „Vie des Saints avec le martyrologe romain par l'abbé Caillet" (bei Cavaniol) und eine „Histoire abrégée des congrégations de la très-sainte Vierge par Carayon, de la Société de Jésus" (bei Ruffet und Comp.). — Eine litterarische Studie welche auch in Deutschland interessiren wird, bietet ein Elsasser Gelehrter: „Faust dans l'histoire et dans la légende. Essai sur l'humanisme superstitieux du XVIe siècle et les récits du pacte diabolique par Ristelhuber" (Straßburg, Wittwe Berger-Levrault und Sohn).

Soeben verläßt ein neuer Roman von Theophile Gautier die Presse, er betitelt sich: „Le capitaine Fracasse" und umfaßt zwei Bände. Da Lamartine und Victor Hugo dem Kaiserreich fernstehen, so gilt Gautier tant bien que mal für den ersten Poeten des officiellen litterarischen Frankreichs, als Feuilletonist des „Moniteur" hat er überdies eine starke Position und so beeilt sich denn die Pariser Presse, den neuen

Digitized by Google

Roman in Ankündigungen, Auszügen, Reclamen dem Publicum so warm als möglich ans Herz zu legen. Das Buch wird jedenfalls während der nächsten Wochen „Mode" sein. Neben demselben wird aus der Tageslitteratur viel genannt: „Le 20 juin 1792", eine an den merkwürdigen Tag anknüpfende Erzählung von Mortimer-Ternaux (Paris, Michel Levy). — Der politischen Geschichte der Gegenwart gehören an: „La Grèce et le Danemark par G. A. Mano (Paris, Amyot)"; „Relation de l'expédition de Chine en 1860, rédigée par le Lieutenant de vaisseau Pallu, d'après les documents officiels" (Paris, impr. impériale) und: „Insurrection survenue dans le Sud de la province de Constantine en 1849 par M. le général Herbillon, commandant la province de Constantine de 1848 à 1850 (Paris, Dumaine)". Von großen Sammel- und periodischen Werken nahmen in der letzten Woche zwei ihren Fortgang; es ist der siebente Band der „Table chronologique des diplômes, chartes, titres et actes imprimés concernant l'histoire de France, par M. de Bréquigny, continuée par MM. Pardessus et Laboulaye, membres de l'Institut" und der achtzehnte Band von Le Verriers „Annales de l'observatoire impérial de Paris" erschienen.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Mr. Rhind fand 1860 auf einer Reise nach Aegypten in Theben zwei Papyrus, von welchen er die photographische Aufnahme veranlaßte und die er nun in Folio mit der Erklärung des berühmten Aegyptologen Birch unter folgendem Titel herausgiebt: „Facsimiles of two Papyri found in a tomb at Thebes with a translation by Sam. Birch and an account of their discovery by A. H. Rhind". Die Papyrus sind zweisprachig, in hieratischer und demotischer Sprache, und gestatten dadurch eine genaue Vergleichung beider Formen. Die Entdeckung Rhinds hat um so größeren Werth je schwieriger es ist, die Scheu der Araber vor den Forschungen der Europäer zu überwinden und je mehr die Eingebornen trachten, die Schätze des Alterthums zu verheimlichen und den Blicken der Gelehrten zu entziehen.

---

* Der hiesige Kupferstecher Herr Christian Meyer ist mit dem Stiche in geschabter Manier des Bildes in der k. Gemäldegallerie am Belvedere, der „Io" von Correggio, beschäftigt.

* Das Nationalmuseum in Pesth erhielt von den Damen des Weißenburger Comitates das Gemälde von Székelyi: „Dobozy giebt seiner Gattin den Tod, um sie vor Entehrung zu bewahren" zum Geschenk. Frau Gräfin Livia Zichy hatte den Gedanken angeregt, diese in ihrem Comitate vorgekommene Begebenheit auf solche Weise zu verewigen, und auch vor etwa einem halben Jahre einen Aufruf ergehen lassen, es möchte sich in jedem Comitate ein Damencomité bilden um irgend eine historische Begebenheit, deren Schauplatz das betreffende Comitat gewesen, durch den Pinsel eines heimischen Künstlers darstellen zu lassen, wodurch das edelste Genre der Malerei, das historische, einen gewaltigen Aufschwung erhalten und der Nationalbildergalerie eine Reihe werthvoller Bilder zukommen würde.

* Die Direction des ungarischen Nationaltheaters hat Herrn Telepy nach Turnicse gesendet, um einige in der dortigen Kirche befindliche alte Frescogemälde zu copiren, welche Scenen aus dem Leben des h. Ladislaus darstellen und von welchen man daher

Digitized by Google

vermuthete, daß sie über die altungarischen Trachten Aufschluß bieten dürften. Telepy veröffentlicht nun im „Szinh. Latcsö" über das Resultat seiner Reise einen Bericht und erklärt darin, daß die fraglichen Gemälde aus dem Jahre 1383 stammen und von einem italienischen Meister gemalt wurden, die einzelnen Figuren erscheinen jedoch nicht in ungarischen, sondern in italienischen Kostümen. Dagegen sah Telepy bei derselben Gelegenheit auch in der Martyánser und in der Tótlaker Kirche alte Frescogemälde, welche bloß acht Jahre später gemalt wurden, als die ersterwähnten, und Scenen aus der letzten Lebenszeit Christi darstellen. Der betreffende Maler befleißte sich jedoch auch hier nicht der historischen Treue, indem er auf diesen Bildern die Kleider nach ungarischen und tatarischen Trachten malte.

* In der Gruft des Fünfkirchner Domes wurden bisher unbekannte Hautreliefs entdeckt und zwar in zwei Nischen, von denen eine zur Hälfte, die andere aber ganz vermauert war. Diese Nischen bildeten einst die Stiegenhäuser zu den in die Gruft führenden Stufen, und diese ehemalige Treppe dürfte nun wieder hergestellt werden.

* Die von dem unlängst in Krakau verstorbenen Grafen Mathäus Miączyński hinterlassene Bildergalerie, welche außer Copien auch Originalkunstwerke berühmter ausländischer Meister enthält, wurde, wie man der „Kronika" berichtet, der Krakauer wissenschaftlichen Gesellschaft für eine gewisse Zeit zur Obhut übergeben.

* Herr Ph. Kanitz hat in den letzten Wochen eine Bereisung der Fruskagora unternommen und an verschiedenen Orten, namentlich in Jasak, Vrdnik, Beschenowa und Rakovaz interessante, für die Periode der späteren byzantinischen Kunstentwicklung wichtige Funde gemacht, durch welche seine Forschungen über die Baudenkmale Serbiens vervollständigt werden.

Sitzungsberichte.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Am 24. October versammelte sich die Section für Handel, Industrie und Statistik wieder zum ersten Male nach den Ferienmonaten. Der Sectionsvorstand Herr Dr. Banhaus war krankheitshalber zu erscheinen verhindert, hatte aber eine volkswirthschaftliche Skizze eines ungenannten Verfassers eingesendet, welche nun in der Section durch Herrn Dr. Wiechowsky verlesen ward. Dieselbe enthält eine Schilderung des Braunauer Bezirkes in industrieller und statistischer Hinsicht. Der Aufsatz entwickelt ein Bild sämmtlicher gewerblichen Zustände der Braunauer Gegend, der Tuchmanufactur, die sonst bedeutende Massen in die Türkei exportirte, der Flachs- und Leinspinnerei, der Baumwollenindustrie der Weberei und anderer verwandter Gewerbszweige Ueberdies sind der Arbeit einzelne geschichtliche Daten (über Einführung oder Ausbreitung einer Industrie) beigefügt. Es ist vollkommen zu billigen, wenn der historische Verein auch socialen oder volkswirthschaftlichen Gegenständen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Demgemäß beschloß die Section, den Aufsatz mit Bewilligung des Verfassers, dem Redacteur der „Mittheilungen", Herrn Schmalfuß, zur eventuellen Benützung zu übergeben. Hierauf schritt die Section zur Wahl des Obmannstellvertreters und des Schriftführers der Section. Zum Obmannstellvertreter wurde Herr Krautschneider, Professor an der Prager Handelsschule und zum Schriftführer Herr J. U. C. Gottfried Klutschak erwählt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Steuerreform in Oesterreich.

Von Dr. Gustav Höfken.

(Wien 1864, bei Zamarski und Dittmarich.)

Schon 1860 hatte der als Nationalökonom durch tüchtige Arbeiten bekannte Verfasser eine denselben Gegenstand behandelnde Schrift unter dem Titel: „Die Reform der directen Besteuerung in Oesterreich" veröffentlicht, welche im Kreise der Fachmänner große Anerkennung gefunden hat. Sie bestand aus einer Reihe gesammelter Aufsätze, welche in der „Austria", einer Wochenschrift des Ministeriums, zuerst abgedruckt waren, und welche Herr Höfken zu dem Zwecke schrieb, um die Grundidee der von dem damaligen Ministerium beabsichtigten Reform auch weiteren Kreisen klar zu machen und Fachmännern Gelegenheit zur Besprechung und Kritik zu geben. Die Schrift wurde leider von der größeren Masse österreichischer Zeitungen nicht ganz günstig besprochen. Man erhob gegen sie namentlich den unbegründeten Vorwurf des Doctrinarismus. Und doch war es ein unbestreitbares Verdienst Höfkens, daß er die Reformpläne auf theoretische Principien zurückzuführen suchte, und unseres Erachtens evident bewies, daß sie im wesentlichen mit den strengen Forderungen der Wissenschaft im Einklange ständen und schon aus diesem Grunde der eingehenden Beachtung werth seien. Er stellte dadurch das Wesen der Reformpläne in das richtige Licht, indem er das den einzelnen Bestimmungen zu Grunde liegende Princip gleichsam herausschälte und das streng logische System des ganzen Reformplanes darzulegen bemüht war.

Die Reform der Besteuerung ist ebenfalls eine der brennenden Fragen, welche im Kaiserstaate ihrer endgültigen Lösung harren. Das Ministerium hat vor kurzer Zeit eine Anzahl von Gesetzen im Abgeordnetenhause eingebracht und die Prüfung und Genehmigung derselben liegt nun dem Reichsrathe ob. Eine Reihe Cardinalfragen müssen hiebei zur Sprache gebracht werden, über welche selbst die Wissenschaft noch nicht endgültig entschieden hat und die zu den schwierigsten theoretischen Problemen der Finanzwissenschaft gehören. Es ist nur dankbar anzuerkennen, daß der Verfasser die Muße, welche ihm durch seine Disponibilität wurde, dazu benützte, um die schwierige Frage der Steuerreform einem abermaligen eingehenden Studium zu unterziehen und die Resultate desselben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das Buch ist jedenfalls ein tüchtiges und dürfte von keinem Abgeordneten, der ein Votum über die vorliegenden Gesetzentwürfe abzugeben hat, ungelesen bleiben. Es ist ein Verdienst, daß Herr Höfken, an allgemein bekannte und

Digitized by Google

von der Wissenschaft adoptirte Grundsätze anknüpfend, Ziele und Wege genau angiebt, welche die Reform in Oesterreich einzuschlagen hat und der Verfasser erreicht vollkommen den Zweck, welchen er sich bei der Abfassung vorgesetzt, nämlich jenen Männern, die, zur Gesetzgebung berufen, auf diesem schwierigen Gebiete weniger heimisch sind, zu leichterer Orientirung und einigermaßen zur Leuchte zu dienen. „Nur durch genauere Einsicht", bemerkt er in der Vorrede mit Recht, „in die wahre Sachlage und den inneren Zusammenhang aller Steuerfragen lassen sich hier die Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten allmälig versöhnen und wird ein besonnenes Verständniß sich anbahnen".

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, in eine umfassende Prüfung der Höfken'schen Schrift einzugehen. Solch' schwierige Fragen, wie die daselbst erörterten, lassen sich nicht mit wenigen Worten abthun. Es wäre eine interessante Aufgabe, die Vorschläge Höfkens mit den Vorlagen des Ministeriums zu vergleichen. In den Hauptprincipien des Steuerwesens herrscht zwar Uebereinstimmung, aber in den einzelnen Reformen zeigen sich mancherlei Abweichungen, die für den Theoretiker und Praktiker gleich interessant sind. Herr Höfken steht, einige Modificationen abgerechnet, auf dem Standpunkte der von Freiherrn v. Bruck der Immediatcommission vorgelegten Reformpläne, von denen die v. Plener'schen Anträge in vielfacher Beziehung abweichen. Wir hoffen Gelegenheit zu haben, auf manche Einzelnheiten ausführlicher zurückzukommen, da wir eine kritische Besprechung der Regierungsvorlagen vom wissenschaftlichen Standpunkte beabsichtigen. Für heute begnügen wir uns, einzelne wichtige Punkte aus dem reichen Inhalte des Höfken'schen Buches hervorzuheben.

Die moderne Finanzwissenschaft ist längst darüber im Klaren, daß es dem Wesen einer richtigen Besteuerung widerstreitet, wenn man die aufzubringenden Summen als constante Größen betrachtet und daher einer Stabilität des Steuerwesens das Wort redet. Weit geringere Uebereinstimmung herrscht über das Princip einer einzigen allgemeinen Einkommensteuer, welche vielen ein in der Praxis unerreichbares Ideal zu sein scheint und wohl immer unausführbar bleiben dürfte, so wie die von den Physiokraten befürwortete Grundsteuer als impôt unique in praktischer Hinsicht kein erkleckliches Resultat hatte. Meint ja ein solch' scharfsinniger Finanztheoretiker, wie Umpfenbach, daß die Einführung einer einzigen allgemeinen Einkommensteuer „einen Zustand der Dinge voraussetzt, der für uns rein undenkbar ist. Es wäre hiezu ein Grad von moralischer Erhebung und geistiger Hoheit erforderlich, der, wenn erreicht, den Begriff des Menschlichen ganz ausschlöße. Sind wir einmal reif die allgemeine einzige Einkommensteuer auszuführen, so haben wir überhaupt keine Steuer mehr nöthig". Dies ist mehr paradox geistreich als wahr. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in den continentalen Staaten die Ausführung auf große Schwierigkeiten stößt und vor der Hand wenigstens nicht realisirbar ist; ob auch in der Folge, ist eine andere Frage. Die von Höfken beigebrachten Gründe konnten uns auch, so tief sie den Gegenstand erfassen, nicht überzeugen; nur darin stimmen wir mit ihm überein, daß die Steuerreform in Oester-

Digitized by Google

reich vor der Hand davon abzusehen hat. Alle jetzigen Steuersysteme übrigens sind mehr oder weniger Compromisse zwischen der, von der Theorie in logischer Folgerichtigkeit geforderten, allgemeinen Einkommensteuer und den praktischen, historisch gewordenen Zuständen und Verhältnissen, die allerdings nicht mit einem Schlage über den Haufen geworfen werden können.

Das dringende Bedürfniß einer einschneidenden Reform wird allseitig anerkannt, da Oesterreichs Steuerwesen an bedeutenden Mängeln leidet und das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht durch fortwährende Zuschläge zu den alten Steuern hergestellt und die Bedeckungsmittel für außerordentliche Ausgaben nicht durch regelmäßig sich wiederholende Contrahirung neuer Anlehen herbeigeschafft werden können. Auch die Frage, wo eine Reform in Angriff zu nehmen ist, dürfte bei genauer Erwägung nicht unentschieden bleiben. Jeder, der nur einigermaßen mit dem Besteuerungswesen in Oesterreich bekannt, weiß es, daß die Entwicklung der directen Steuern verhältnißmäßig hinter der der indirecten Abgaben zurückgeblieben ist und die Mängel der directen Besteuerung eine dringende Abstellung heischen. In dem Zeitraum von 1847 bis 1862 stiegen die directen Steuern von 50.37 Millionen auf 108 Millionen netto, die indirecten von 98.7 auf 192 Millionen netto, was allerdings dem Anscheine nach eine ziemlich gleichmäßige Steigerung zu sein scheint. Allein die indirecten Abgaben treffen die wichtigsten Consumartikel und lasten daher um so schwerer auf den unteren Classen der Bevölkerung. Treffend hebt Herr Höfken hervor, daß ein solches Ueberwiegen der indirecten Abgaben für die Production um so empfindlicher ist, je größer die Eroberungen sind, welche die heimische Industrie im Inlande zu machen hat und der auswärtige Handel keinen Vergleich mit anderen Staaten auszuhalten im Stande ist. Der Verfasser behauptet daher ganz richtig, daß eine Reform überhaupt bei den directen Steuern zu beginnen habe. Der Verfasser beschäftigt sich hiemit eingehend in dem vierten Abschnitte und erörtert mit Scharfsinn das Verhältniß der directen zu den indirecten Abgaben in seiner Bedeutung für die Steuersysteme und die Volkswirthschaft.

Anerkennt man, daß eine einzige allgemeine Einkommensteuer wenigstens momentan in der Durchführung auf große Schwierigkeiten stoßen würde, so wird man mit den Zielen der Reform, welche Höfken mit Hinblick auf die naturgemäße Fortbildung der directen Steuern angiebt, sich im Großen und Ganzen einverstanden erklären können. Er hält an dem System combinirter Ertrags- und Einkommenbesteuerung fest, dessen Grundlagen zwar in Oesterreich und Preußen bestehen, welches aber einer entschiedenen Ausbildung fähig ist. Die Einkommensteuer schickt sich nicht dazu unter Aufhebung aller älteren Steuern den gesammten Staatsaufwand zu bestreiten, wohl aber wäre sie geeignet, combinirt mit den Ertragssteuern, bei zweckmäßiger Veranlagung vorhandene Lücken auszufüllen und den Weg zu weiteren Steuerreformen anzubahnen. Herr Höfken bestätigt indeß indirect unsere oben ausgesprochene Ansicht von der allgemeinen Einkommensteuer, indem er ganz richtig hervorhebt, daß die Gesetzgebung und Steuerpraxis eigentlich schwer

Digitized by Google

die Ertrags- von der Einkommensteuer unterscheiden könne. Man sehe manchmal eine Steuer zwischen beiden hin- und herschwanken, bald im Wesen der einen, bald der anderen Form angehörig.

Was nun die einzelnen Steuern betrifft, so hält Höfken im Wesentlichen an der vor einigen Jahren erschienenen Schrift fest, in welcher die Hauptfrage, ob der bisherige Parzellenertragskataster oder ein neuer Realitätenwerthkataster als Steuergrundlage dienen soll, eingehend erörtert wurde. Herr Höfken erklärt sich auch in der vorliegenden Arbeit für den Werthkataster und schließt sich den hervorragenden Fachschriftstellern, welche sich in letzter Zeit gegen den Parzellenkataster ausgesprochen, an. Man lese nur die treffliche Darstellung von Kries in seiner epochemachenden Schrift: „Vorschläge zur Regelung der Grundsteuer in Preußen" (Berlin 1855); und die Erfahrungen, welche aller Orten bisher gemacht worden sind, bestätigen jedenfalls die Behauptung der Gegner des Parzellenkatasters, daß dieser den Anforderungen eines rationellen Steuersystems nicht entspreche. Höfken beharrt bei seiner schon früher ausgesprochenen und begründeten Ansicht, daß man den Verkehrswerth der Realität, besonders auf Grund der Pacht- und Kaufpreise zur Basis des Realsteuersystems wählen müsse. Principiell geschah dies ohnehin schon in dem alten theresianischen Kataster und gegenwärtig in Baden. Mit mäßigem Aufwande an Kosten und Zeit lasse sich überall zu einer genügenden Katastrirung des Capitalswerthes der Grundstücke gelangen. Herr Höfken empfiehlt daher für Oesterreich folgende Grundsätze: Der Gesammtbetrag, welchen die Grundsteuer für Oesterreich gegenwärtig abwerfe, müsse auch in Zukunft festgehalten werden, höchstens sei der mit ihr an Stelle der Einkommensteuer diesseits der Leitha erhobene Drittelzuschlag ganz oder zum Theile in Abzug zu bringen. Eine periodische Revision des Grundsteuerkatasters habe wesentlich nur eine größere Gleichmäßigkeit in der Grundbesteuerung, nicht aber eine Erhöhung derselben zu bezwecken. Die praktische Durchführbarkeit hänge jedoch von dem Einschätzungssystem ab. Wolle man nicht gleich zum Werthkataster übergehen, so empfehle sich die in Baden befolgte Katastrirungsmethode oder ein ähnliches Verfahren wie in Preußen.

Sehr interessant ist der Abschnitt über die Gebäudesteuer. Herr Höfken unterscheidet in der Rente der Häuser die Baurente, d. h. den Zins, der von dem auf den Bau selbst verwendeten Capital zu erwarten ist, und die Grundrente, d. h. die Rente, welche von dem Grund und Boden, worauf das Haus steht, bezogen wird. Das Wichtige hieran ist, was man oft bei dem über die Grundrente geführten Streit vergessen hat, daß der Eigenthümer eines Hauses oder eines Grundstückes ein Einkommen beziehen kann, welches sich bei genauer Untersuchung weder als eine Vergütung für bestimmte Leistungen, noch als Zins oder Unternehmergewinn auffassen läßt. Während die Baurente mit dem landesüblichen Zinsfuße im Verhältniß steht, regulirt sich die Grundrente auf ganz verschiedene Weise. Sie kann auf Null herabsinken und auch in manchen Fällen höher stehen als die Baurente. „In abgelegenen Gegenden kann der Grundzins gewöhnlich nicht mehr betragen, als der Platz, worauf das Haus steht, zum Acker- oder Gartenbau angewendet, einbringen

Digitized by Google

würde, weil es dort an Bauplätzen nach Auswahl nicht fehlen wird. In der Nähe einer Stadt, zumal in einer Lage mit besonderer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit, oder an Punkten, wo belebte, wichtige Communicationen sich kreuzen, wird er schon steigen. In verkehrreichen Großstädten, vorzüglich in den Theilen, wo die Nachfrage nach Wohnungsräumen am größten ist, wird der Grundzins am höchsten stehen." Der Vorschlag, auf welche Weise die Gebäudesteuer nach wissenschaftlichen Grundsätzen angelegt werden soll, ist gewiß ein ingeniöser, nur stemmen sich gegen die Ausführung die praktischen, gewiß zu berücksichtigenden Verhältnisse. Die Vorschläge, welche Herr Höfken über die Reform der Gebäudesteuer in Oesterreich macht, sind ebenfalls berücksichtigenswerth, wenn sich auch manche Bedenken sehr leicht vorbringen lassen. Er weicht übrigens hierin von dem früheren ministeriellen Entwurfe, der auf einem complicirten, aber logisch gedachten Modus beruhte, wesentlich ab.

Zu den belehrendsten Partieen des Buches gehören die Abschnitte: die Gewerbe- und die Personalsteuer, die besondere Rentensteuer und die allgemeine Einkommensteuer. Wir müssen uns leider versagen, auf den näheren Inhalt dieser Partieen einzugehen. Die Vorschläge des Verfassers räumen zwar mit manchen Vorurtheilen nicht ganz auf, weil sie sich so viel als möglich an das historisch Bestehende anzuschließen suchen. Die Hauptsache bleibt immer, sich über die Principien der Reform klar zu werden, die einzelnen Modalitäten unterliegen sodann keinerlei Schwierigkeiten.

Wie man sich auch entscheiden mag, eine Reform der Besteuerung, obwohl, wie schon gesagt, dringend, dürfte allein nicht zum Ziele führen, wenn nicht alles mögliche von Seiten der Staatsregierung und der Privaten zur Hebung der Production in agricoler und gewerblicher Hinsicht beigetragen wird. Wie viel hier noch zu thun übrig bleibt, haben wir hier nicht zu erörtern. Wir führen nur zum Schlusse eine Stelle aus dem Höfken'schen Buche an, welche alle jene Reformen hervorhebt, die auf dem landwirthschaftlichen Gebiete eine Vermehrung der realsteuerpflichtigen Objecte herbeiführen würden und daher den Finanzen und dem Lande nur Vortheil bringen könnten: „Vor allem wären jene mancherlei Hindernisse, welche der Theilbarkeit, so wie der Zusammenlegung und Arrondirung der Grundstücke noch oft in so crasser Weise entgegenstehen, endlich einmal energisch zu beseitigen. Beispielsweise gehört in Galizien beinahe der ganze cultivirte Boden den gesetzlich untheilbaren Wirthschaftscomplexen an — kaum $^1/_{30}$ des Garten-, Acker- und Graslandes soll dort frei theilbar sein und meistens auch nur in Städten liegen — und obendrein bestehen diese Complexe, zumal die bäuerlichen in den östlichen Kreisen, aus vielen zerstreuten und weit von einander entlegenen Grundparzellen; in dünn bevölkerten und gebirgigen Gegenden können die Ortschaften ihre bis zu drei Meilen entfernten, schwer zugänglichen Acker- und Wiesenstücke mitunter gar nicht, oder nur zum Theile benützen, die daher einen vielmal geringeren Ertrag als die besser gelegenen geben, wenn freilich jetzt auch bei der Zumessung der Grundsteuer keine Rücksicht darauf genommen wird. Auf die Grund-

Digitized by Google

zusammenlegung muß, trotz entgegenstehender Schwierigkeiten, mit aller Thatkraft hingewirkt werden. Ebenso ist noch in allen Theilen Oesterreichs von einer besseren productiven Verwendung der weiten öden Gemeindegründe, der Hutweiden ꝛc. sehr viel zu gewinnen. Auf die Theilung und den Verkauf oder mindestens auf zweckmäßigere Bewirthschaftung dieser Gründe hätten Regierung (Statthalter) und Landtage ohne Unterlaß zu dringen. Ferner liegen noch viele Bodentheile in weiten Strecken Ungarns, wie fruchtbar an sich auch, so gut wie in gänzlicher Uncultur, weil sie sogenanntes gemeinschaftliches Eigenthum von ehemaligen Gutsherrschaften, Gemeinden und Bauern sind. Eine Regulirung dieser Eigenthumsverhältnisse würde Tausende von Jochen des besten Bodens der Cultur zuführen und die Realsteuerobjecte zur Erleichterung der Gesammtheit vermehren helfen. Auch der Staat hat noch Besitzungen, die er im Gesammtinteresse viel nützlicher verwerthen könnte, wenn er sie in wohlabgerundeten Theilen veräußerte und mit steuernden Colonen besetzte, wie dies immer noch in Preußen geschieht und auch in Oesterreich mit zum Theile glänzendem Erfolge geschehen ist. Endlich sollte jede Exemption von der Grund-, so wie von allen Ertragssteuern, die sich nicht auf positives Recht oder auf die Natur der Dinge stützt, durchaus aufhören, was sich natürlich auch auf das nutzbare Staatseigenthum zu beziehen hat."

Wir schließen unsere im Verhältniß zu dem reichen Inhalte des Buches nur dürftige Anzeige mit dem Wunsche, der Verfasser möge seine Mußezeit zu ähnlichen Arbeiten benützen, denen die Anerkennung, welche sie unbedingt verdienen, nicht fehlen kann. A. B.

Ueber den Begriff „Zeit" in der Geologie.

(Aus den Vorträgen des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.)

Von Eduard Sueß.

Es wird häufig an den Geologen die Frage gerichtet, wie lange es denn her sein mag, seit die großen Elephanten gelebt haben, deren Reste man so oft in Wien antrifft, oder wie lange wohl die Steinkohle in der Erde begraben gelegen haben mag, welche wir zum Heizen unserer Stuben verwenden. Je weniger es nun gelingen wollte, in flüchtigem Gespräche ähnliche Fragen auf eine halbwegs befriedigende Weise zu lösen, um so mehr machte sich die Verpflichtung fühlbar, sie zum Gegenstande eines Vortrages zu wählen, dessen Aufgabe eben der Versuch sein soll, anzudeuten, welchen Begriff der Geologe mit dem Worte „Zeit" verbindet Es läßt sich aber nicht verkennen, wie schwer es selbst dann ist, eine einigermaßen zufriedenstellende Antwort zu geben, wenn die Sache mit einiger Ausführlichkeit behandelt wird, weil der menschliche Geist nur mit großer Mühe aus dem Ideenkreise heraustritt, den Erziehung und Alltagsleben um ihn gezogen

Digitized by Google

haben. Das menschliche Individuum steht eben mit all' seinen Lebensverhältnissen den kosmischen Erscheinungen so winzig klein gegenüber, daß es bei bestem Willen und vieler Anstrengung sich doch selten zu jenen Anschauungen emporzuschwingen vermag, welche zu einer unbefangenen Uebersicht der räumlichen Ausdehnung oder der Vergangenheit des Weltalls hinführen.

Zeit und Raum sind an und für sich unendlich, und faßbar ist dem Menschen nur das Endliche. Nichtsdestoweniger ringt er fortwährend nach diesen Begriffen. Selten verschmäht es ein Lehrer, nach dem Firmamente zu weisen, um die Unendlichkeit des Raumes zu versinnlichen, und doch weiß er, daß alle diese Fixsterne, selbst die fernsten unter ihnen, nur durch endliche Entfernungen von ihm getrennt sind und daß er jedem einzelnen Sterne näher oder ferner ist, je nachdem er einen Schritt nach vorwärts oder nach rückwärts thut. Diese Sterne sind nicht unendlich fern von uns, aber unsere Mittel und unsere Kenntnisse reichen bei den meisten von ihnen nicht aus, um die Entfernung in Ziffern auszudrücken. Es trifft der Mensch allenthalben an der Grenze seiner Erfahrungen auf das Unmeßbare, das in seiner überwältigenden Großartigkeit ihm wenigstens eine Vorahnung kosmischer Dimensionen und einen Trost giebt für den ewig versagten Wunsch, das Unendliche sinnlich zu erfahren.

Suchen wir zunächst noch etwas näher den Raum zu betrachten. — Es ist bekannt, daß man die Entfernung von Sternen zu bestimmen pflegt, indem man die Winkel mißt, unter denen sie an zwei von einander entfernten Punkten der Erdoberfläche zu gleicher Zeit gesehen werden. Man besieht dann die auf der Erde meßbare Grundlinie und die beiden ihr anliegenden Winkel eines berechnenbaren Dreieckes. Die größte auf diese Weise erreichbare Grundlinie ist der Erddurchmesser, nämlich 1719 Meilen, und der kleinste mit unseren Instrumenten meßbare Winkel beträgt etwa $1/_{10}$ einer Secunde. Auf diesem Wege findet man leicht, daß z. B. der Mond nur 49.000 Meilen, die Sonne dagegen etwa $20^1/_2$ Millionen Meilen von unserem Planeten entfernt sind; für Fixsterne aber erhält man keine Parallaxe, d. h. ihre Entfernung von uns ist so außerordentlich groß, daß die Richtungen, unter denen sie von verschiedenen Punkten der Erde gesehen werden, sehr nahezu parallel sind, und daß unsere schärfsten Instrumente ihre Convergenz nicht verrathen.

Um nun einen Schritt weiter zu kommen, hat man zu dem sinnreichen Mittel gegriffen, die Parallaxe der Fixsterne an verschiedenen Punkten der Erdbahn zu beobachten, und da der Durchmesser dieser Bahn 41 Millionen Meilen beträgt, so hat man eine außerordentlich lange Grundlinie zu seiner Verfügung. Dennoch hat auch bei dieser Beobachtungsweise bisher nur eine geringe Anzahl von Fixsternen eine Parallaxe ergeben, obwohl bei einem Winkel von nur einer Secunde der Scheitel des Dreieckes dieser colossalen Grundlinie in eine Entfernung von $4^1/_4$ Billionen Meilen fällt. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Größe dieser Ziffer zu machen; das folgende Beispiel dürfte geeignet sein, zu ihrer Versinnlichung beizutragen.

Digitized by Google

Mahmoud Bey, der Astronom des Vicekönigs von Aegypten, hat neuerlich durch eine Deutung der hieroglyphischen Abzeichen von Sothis gefunden, daß die großen Pyramiden wahrscheinlich darum unter einer Neigung von beiläufig 52 Grad gebaut wurden, damit sie von den Strahlen des größten Fixsternes dieses Himmelstheiles, des Sirius, senkrecht getroffen würden. Diese Annahme würde das Alter der Pyramiden, in Uebereinstimmung mit Bunsen, auf etwa 3300 Jahre vor Christo setzen. Nehmen wir nun an, daß ein kräftiger Mann seit jener Zeit, also durch mehr als 5000 Jahre fortgelebt hätte ohne zu altern, so würde die Gesammtzahl seiner Pulsschläge bis auf den heutigen Tag noch kaum den sechsten Theil einer Billion ausmachen. Ein Mann, der in gesundem Zustande 4¼ Billionen Pulsschläge machen sollte, müßte über 130.000 Jahre alt werden.

Mit dieser Distanz von 4¼ Billionen Meilen ist aber erst das erreicht, was man eine Sternweite zu nennen pflegt, und zuweilen als Maßeinheit für die Entfernung der Fixsterne annimmt. Durch geistreiche Kunstgriffe ist es nun wirklich gelungen, die Messungen noch weiter ins Firmament hinauszuschieben und in einzelnen Fällen die Entfernungen von Fixsternen zu bestimmen, welche durch 3, 6 und noch mehr Sternweiten von uns getrennt sind, andere Gestirne aber sind noch unvergleichlich viel weiter entfernt. Ihr ermattetes Licht hat Herrschel Distanzen von 10.000 Sternweiten vermuthen lassen. So ist es im grenzenlosen Raume des Kosmos; Sterne funkeln hinter Sternen und man hat berechnet, daß Roße's großes Teleskop noch Punkte zeigt, deren Lichtstrahlen 60.000 Jahre brauchten, um unser Auge zu erreichen. Die Mathematik aber rückt die Grenze des Meßbaren weit über die Grenzen unserer Phantasie hinaus.

Es ist gut, daß man sich der Großartigkeit dieser Dimensionen erinnere, so oft man einen Blick nicht in die Vergangenheit des Weltalls, denn dahin reicht unser Wissen nicht, sondern in die Geschichte unseres kleinen Planeten werfen will. Die Zeit, sagten wir, ist an sich wie der Raum unbegrenzt, unendlich und daher auch unfaßbar für die menschlichen Sinne, aber wir sind im Stande, in ihr Momente, wie im Raume des Kosmos, Punkte zu unterscheiden, welche nur endlich aber unmeßbar weit von uns entfernt sind und welche durch ihre sehr große Entfernung uns wie dort Winke geben über die großartige Einrichtung des Weltalls, welche wie dort uns zwar dem Begriffe des Unendlichen nicht näher führen, aber unsere sinnliche Fassungsgabe mächtig erweitern. Die Zeit, in welcher die böhmische Steinkohle gebildet wurde, die Zeit in welcher der Granit unserer Pflastersteine sich bildete, oder jene noch viel weiter entfernte Zeit, in welcher unser Planet aus einer Dunstmasse sich zu verdichten begann, sind sehr weit, unmeßbar weit, aber nicht unendlich weit von uns entfernt. Wir wissen, daß wir jedem dieser Zeitpunkte gestern näher waren, als wir ihm heute sind, eben so sicher, als daß uns ein Schritt dem Fixsterne näher bringt oder uns von ihm entfernt. Aber der gewaltige Arm der Mathematik, mit dem die messende Astronomie so weit hinausgreift in den Raum, fehlt uns, um zurückzugreifen in die Vergangenheit und die Grenze des Meßbaren wird daher früher erreicht.

Digitized by Google

In sehr geistreicher Weise hat der russische Akademiker Baer kürzlich gezeigt, wie der Mensch alle Verhältnisse des Weltalls, um sie zu begreifen, unwillkürlich in Vergleich zieht mit menschlichen Verhältnissen, mit seiner eigenen Lebensdauer, seinen eigenen Dimensionen, seinem Pulsschlage, u. s. w., ja wie alle Eindrücke, die er erhält, beeinflußt werden von dem meßbaren Zeitraume, der zwischen der äußeren Empfindung eines Eindruckes und seiner geistigen Erfahrung verstreicht, d. h. von dem Zeitraume, den ein Eindruck braucht, um den Weg z. B. von der Netzhaut des Auges bis zum Gehirne zurückzulegen, und der $^1/_6$ bis $^1/_{10}$ Secunde beträgt. Und dennoch sehen wir keinen causalen Zusammenhang z. B. zwischen der mittleren Dauer des Menschenlebens und der Dauer kosmischer Erscheinungen, wie des Tages oder des Jahres. Baer nimmt, um dies deutlicher zu zeigen, beispielsweise an, daß die Lebensdauer des Menschen von 80 Jahren (d. i. etwa 29.000 Tagen) auf den tausendsten Theil, also auf 29 Tage herabgesetzt sei und daß gleichzeitig im selben Maße der Pulsschlag häufiger und die Perception der äußeren Eindrücke rascher würde. Ein solcher Mensch würde in seinem ganzen Leben nur einen Umgang des Mondes mitmachen, den Wechsel der Jahreszeiten würde er nur aus Ueberlieferungen kennen und es könnte sein, daß viele Generationen vorübergegangen wären seit jener Periode großer Kälte, die wir einfach Winter nennen. Nochmals auf ein Tausendstel, d. h. auf 40 bis 42 Minuten mittlerer Lebensdauer herabgesetzt, würde ihm selbst der Wechsel von Tag und Nacht unbekannt bleiben, und wäre er scharfsinnig genug um zu bemerken, daß während seines Lebens sich die Sonne dem Horizont im Westen ein wenig genähert, so hätte er doch keinen Grund zu vermuthen, daß sie jemals wieder im Osten aufsteigen werde. — Eben so gut könnte man sich die Lebensdauer des Menschen tausendmal länger, seine Sinnesperception tausendmal langsamer vorstellen, als sie thatsächlich ist, endlich so langsam, daß ihm Tag und Nacht verschwinden und die Sonne nicht mehr als Kugel sondern als ein feuriger Ring erscheint. Es ist bekannt, daß eine Kugel, an einer Schnur im Kreis geschwungen, als Ring erscheint, sobald sie eine Schnelligkeit erreicht, welche das Perceptionsvermögen überschreitet.

Bei allen diesen Annahmen ist jene Veränderung außer Acht gelassen, welche die geringste Aenderung der Geschwindigkeit des Perceptionsvermögens durch die Störung des jetzigen Verhältnisses zu den constant bleibenden Längen der Licht- und Schallwellen herbeiführen muß, welche sofort andere Farben und andere Töne als die von uns empfundenen übermitteln würden [1]. Es reicht aber das Gesagte hin um zu beweisen, daß unsere gesammte Auffassung der Natur von einem uns angebornen Zeitmaß abhängig ist.

Abgesehen nun von diesem physisch angebornen Zeitmaße giebt es ein anerzogenes. Da unser heutiges Erziehungswesen, soweit es überhaupt humanistische Tendenzen verfolgt, nicht in den Naturwissenschaften, sondern in philologischen und historischen Studien seinen Schwerpunkt sucht, ist man gewohnt, den Zeitraum, der

[1] Vergl. die seither erschienene Schrift von Moleschott: „Die Grenzen des Menschen". Gießen 1863.

Digitized by Google

uns von der helleniſchen Blüthezeit oder von der Zeit der Erbauung der Pyramiden trennt, als einen außerordentlich langen zu betrachten, während er für den Geologen nur ein gar flüchtiger Moment iſt, in dem großen Strome der Zeiten eben ſo verſchwindend, wie die 1719 Meilen des Erddurchmeſſers in dem weiten Raume des Firmamentes.

Aber das, was man in unſeren Schulen als „graues Alterthum" zu bezeichnen pflegt, wird ſelbſt von der kritiſchen Forſchung neuerer Tage allmälig wiſſenſchaftlich erſchloſſen und vieles tritt aus dem Gebiete der Sage in jenes der Geſchichte ein, ſeitdem man z. B. das Datum der Regierung des erſten Pharaonen Menes zum Gegenſtande ſtrenger Unterſuchung zu machen gewußt hat. Selbſt um die Zeit dieſes Regenten jedoch, ſelbſt mehr als ſechshalb Jahrtauſende vor unſeren Tagen, treffen wir im Nilthale ſchon auf ein hochgebildetes Volk, das nicht nur eine Sprache, ſondern auch Schriftzeichen, das Städte und Kunſt beſitzt. Wie lange dieſe Sprache brauchte, um ſich zu bilden und von anderen Sprachen zu ſcheiden, wie viele Jahrtauſende vergingen, bevor man ſeine Gedanken in Zeichen auszudrücken lernte, wer wollte das beſtimmen? Wenn Bunſen hiefür einen Zeitraum von mindeſtens 20.000 Jahren für nothwendig erachtet, ſo iſt hiemit nur eine runde Summe ausgeſprochen, zu deren genauerer Feſtſtellung die Anhaltspunkte fehlen.

Es hat übrigens in der letzten Zeit der engliſche Geologe Leonard Horner in Verbindung mit dem ägyptiſchen Ingenieur Hekekyan Bey eine Reihe von Unterſuchungen unternommen, um in den Anſchwemmungen des Nils einen Maßſtab zu erhalten für den Zeitraum, ſeit welchem dieſer Landſtrich von Menſchen bewohnt iſt. Nicht weniger als 95 Brunnſchachte wurden an verſchiedenen Punkten in die Alluvien des Nils niedergetrieben, aber ſelbſt bis zu 90 Fuß Tiefe fand man allenthalben Bruchſtücke von Ziegeln und Töpfergeſchirr. Bei der außerordentlich geringen Menge an erdigem Materiale nun, welche der Fluß bei ſeinen jährlichen Ueberſchwemmungen herbeiträgt, müſſen dieſe Reſte wohl ein ſehr hohes Alter beſitzen. So weiß man z. B. daß die coloſſale Statue Rameſſes II. zwiſchen 1394 und 1328 vor Chriſto errichtet wurde und auf ihrem Poſtamente findet man 9' 4" (engliſch) an Nilſchlamm abgelagert, d. h. etwa 3½ Zoll im Jahrhundert. Eine Bohrung in unmittelbarer Nähe zeigte Nilſchlamm noch in 30 Fuß darunter; das tiefſte Stück Geſchirr, welches man aus dieſer Bohrung heraufbrachte, würde, wenn ſonſt dieſe Vorausſetzungen richtig ſind, jetzt ein Alter von beiläufig 13.380 Jahren haben.

Verlaſſen wir aber die alte Culturſtätte am Nil und wenden wir uns nach Mittel-Europa, wo bekanntlich bereits zahlreiche Spuren von alten Völkerſchaften nachgewieſen ſind, welche ihre Waffen und Werkzeuge aus Knochenſplittern und Stein zu verfertigen pflegten und welche man darum die Völker der Steinzeit nennt. Der verſchiedene Grad in der Vollendung, mit welcher dieſe bald roh aus Feuerſtein zugehauenen, bald ſorgfältig aus Serpentin oder Hornblendgeſteinen geſchliffenen und gebohrten Werkzeuge angefertigt ſind, und manche andere Umſtände

Digitized by Google

lassen in der sogenannten „Steinzeit" einen sehr langen Zeitraum erkennen, den man dereinst genauer in verschiedene Epochen zu scheiden lernen wird.

Morlot, ein ausgezeichneter Schweizer Archäologe, hat den Versuch gemacht, das Alter der sogenannten jüngeren Steinzeit aus der Mächtigkeit der Anschüttungen zu berechnen, welche die Tinière, ein kleines Flüßchen am Genfer See, hervorbringt. Der Aufschüttungskegel an der Mündung des Tinèrethales ist in den letzten Jahren von einem Eisenbahnbaue quer durchschnitten worden; er zeigte sich sehr regelmäßig aufgeschüttet und man erkannte auf eine weite Strecke hin drei Lagen von Humus, welche ihn durchzogen. Die oberste Lage lieferte einige römische Ziegel und eine römische Münze; die zweite Lage gab Fragmente roher Töpferwaaren und einen Bronzerest: in der dritten Lage fand man wieder rohes Geschirr, Kohlenstücke und ein menschliches Skelett mit sehr dickem Schädel. Das Vorkommen der römischen Alterthümer gewährt einen beiläufigen Anhaltspunkt für die Dauer der Anschüttung und auf diese Weise berechnet Morlot das Alter der zweiten Lage mit dem Bronzereste auf 3 bis 4000 Jahre und jenes der dritten Lage, das der jüngeren Steinzeit zugezählt wird, auf 5 bis 7000 Jahre. (An den höheren Gehängen des Thales aber sind wiederholte Spuren älterer Schuttkegel vorhanden, welche nach einander sich gebildet haben und deren Mächtigkeit, nach demselben Maße gemessen, dem Thale der Tinière ein Alter von mehr als 100.000 Jahren anweist.)

Eine Anzahl ähnlicher Versuche ist kürzlich von Lyell mitgetheilt worden. Man darf aber bei denselben nicht vergessen, daß der Mensch ohne Zweifel in Europa der Zeuge großer physischer Veränderungen gewesen ist, während in den hier berührten Fällen, wie bei den Vorkommnissen im Nildelta oder am Genfer See schon vollkommene Uebereinstimmung mit den heutigen Verhältnissen, mit dem heutigen Relief und den heutigen Bewässerungslinien dieser Gegenden vorausgesetzt werden muß. So wissen wir z. B., daß der nördliche Theil von Scandinavien in diesem Augenblicke noch sich langsam aus dem Meere erhebt und daß der botnische Meerbusen in Folge dieser Bewegung immer mehr und mehr den Charakter eines Meerbusens verliert und zu einem brackischen Wasser wird. Baer hat uns jüngst gelehrt, daß heutzutage schon, wegen zu großer Beimengung von süßem Wasser, keine Austern mehr in den botnischen Gewässern leben, daß aber an den Küsten derselben, an jenen Stellen, an welchen die Völker der Steinzeit ihre Mahlzeiten zu halten pflegten und wo sie gewaltige Haufen von Knochen von Hausthieren und von Conchylienschalen zurückgelassen haben (die sogenannten Kjökenmöddings), auch Tausende und Tausende von Austernschalen aufgespeichert liegen. Der Mensch ist also hier Zeuge der Verdrängung einer marinen Fauna gewesen, genau so wie er in Dänemark nach Steenstrups schönen Beobachtungen eine wiederholte Veränderung des Waldbestandes erlebt hat. Nach diesen Beobachtungen trifft man nämlich die Spuren der Steinzeit in Torfmooren, welche zugleich das Vorhandensein von ausgedehnten Nadelholzwaldungen verrathen, während die Ueberreste der Bronzezeit von Eichen begleitet sind und heutzutage die Buche der gewöhn-

Digitized by Google

liche Waldbaum Dänemarks ist. Ja der Mensch ist sogar der Zeitgenosse der Diluvialepoche, der Zeuge jener durchgreifenden Veränderungen der belebten Welt gewesen, welche damals durch eine lange dauernde und bedeutende Herabsetzung der Temperatur vor vielen Jahrtausenden veranlaßt worden sind, und wir finden unzweideutige Spuren seines Daseins in einer Zeit, in welcher neben vielen heute noch fortlebenden Arten von Thieren und Pflanzen auch das Mammuth lebte und in welcher arktische Thiere, wie das Rennthier und das Moschusrind in einem großen Theile von Mittel-Europa und selbst bis nach Ungarn herab leben konnten. Damals reichte auch die jetzt auf die arktischen Gegenden beschränkte Meeresfauna bis in die jetzt gemäßigten Breiten herab, und wenn man annehmen dürfte, daß das Maß, in welchem Scandinavien sich erhebt, seit jener Zeit ein gleichförmiges gewesen sei, so würde man nach Lyell aus der Höhe, in welcher daselbst Bänke von arktischen Conchylien über dem Meeresspiegel gefunden werden, auf einen zwischenliegenden Zeitraum von beiläufig 24.000 Jahren zu schließen haben.

Brechen wir aber ab von dem, was sich über mitteleuropäische Vorkommnisse in dieser Richtung noch sagen ließe und werfen wir einen Blick auf die vielen Anstrengungen, welche man in Nord-America gemacht hat, um das Alter der letzten Veränderungen der Erdoberfläche festzustellen.

Zu den merkwürdigsten unter den betreffenden Angaben und zu jenen, welche trotz ihres erstaunlichen Resultates am besten begründet erscheinen, darf man die Berechnungen von Agassiz über das Alter der Halbinsel Florida zählen. Diese Halbinsel besteht aus concentrisch umeinander gereihten Korallenriffen, von denen, da sie der Brandung in offener See bedürfen, nur eines nach dem anderen sich aufbauen konnte. Nimmt man nun an, das Wachsthum eines solchen Riffes sei ein Fuß im Jahrhundert aus einer Tiefe von 75 Fuß, und jedes Riff füge zum Lande einen Streifen von 10 englischen Meilen (was hoch gegriffen ist), so wäre zur Bildung nur der südlichen Hälfte der Halbinsel ein Zeitraum von 135.000 Jahren erforderlich gewesen. Seit so langer Zeit wären also hier alle wesentlicheren physikalischen Erscheinungen, alle äußeren Lebensbedingungen dieser Korallen dieselben geblieben und seit so langer Zeit hätte diese Colonie ihre Anbauten ungestört fortgesetzt.

Ein vielbesprochenes Beispiel eines ähnlichen chronologischen Versuches knüpft sich an den Niagarafall. Dieser gewaltige Wassersturz trägt bekanntlich den Ueberfluß des Eriesee's in den Ontario hinab. Der Erie liegt auf hohem Lande, das durch einen langen Steilrand von dem Tieflande des Ontario getrennt ist. Der Niagara stürzt jedoch nicht über die vordere Kante dieses Steilrandes hinab, sondern in eine Schlucht, welche denselben unterbricht Es ist kein Zweifel darüber, daß durch die Gewalt des stürzenden und den Fuß des Abhanges unterwaschenden Wassers diese Schlucht allmälig in den Felsen genagt ist, daß also der Fall langsam dem Erie zu nach rückwärts schreitet. Es besitzt das Hochland auch eine Decke von diluvialen Bildungen; auch diese ist durchnagt und der Fall ist ohne Zweifel jünger als die Diluvialzeit. Ramsay hat durch andere Merkmale

Digitized by Google

wahrscheinlich gemacht, daß er am Schlusse der Diluvialzeit seine unterwaschende und nagende Wirkung begonnen, und könnte man das Maß bestimmen, nach welchem er zurückschreitet, so wäre man im Besitze eines sehr beachtenswerthen Mittels, um die Zeit festzustellen, welche hier seit dem Schlusse der Diluvialepoche verflossen ist.

Bakewell, welcher vor längerer Zeit hierüber die ersten Vermuthungen aufstellte, nahm an, daß das Rückschreiten 3 Fuß im Jahre betrage; dies würde, da die Schlucht 35.000 Fuß lang ist, ein Alter von etwa 11.700 Jahren ergeben. Lyell, welcher später den Fall besuchte, zeigte, daß die Annahme eines so raschen Rückschreitens eine übertriebene sei, und wollte höchstens eine Wirkung von einem Fuß im Jahre zugestehen; dies würde das Alter auf 35.000 Jahre stellen. Aber Desor, welcher neuerdings die Sache untersucht hat, findet, daß auch diese Angabe noch lange der Wahrheit nicht entspricht. Man hat nämlich eine ziemlich gute Zeichnung des Falles aus dem Jahre 1678 aufgefunden, welche von einem Jesuitenmissionär, dem P. Ludw. Hennepin, herrührt; wäre Lyells Annahme von einem Fuß Rückschritt im Jahre richtig, so müßte der Fall seit Hennepins Besuch um 185 Fuß zurückgegangen und sein Ansehen sich natürlich gänzlich verändert haben. Aber nach Desor zeigt das Bild Hennepins gar keinen wesentlichen Unterschied von der heutigen Landschaft und kann höchstens ein Rückschreiten von sehr wenigen Fußen seit jener Zeit zugegeben werden. Desor meint, man würde der Wahrheit näher sein, wenn man statt eines Rückschreitens von drei Fuß im Jahre nur drei Fuß im Jahrhunderte annehmen wollte. Dies würde darauf hinweisen, daß seit dem Schlusse der Diluvialzeit mehr als eine Million Jahre verflossen seien.

Es soll hier nicht auf diese weit von einander abweichenden Angaben ein besonderer Werth gelegt werden, obwohl selbst die kleinste derselben schon auf einen außerordentlich langen Zeitraum hinweist, und uns doch diese vielen Jahrtausende erst an den Schluß der Diluvialepoche führen, einen Zeitpunkt, von dem es keineswegs ausgemacht ist, daß er in Nord-America und in Europa gleichzeitig eingetreten sei. Es entsteht nun zunächst die Frage nach der beiläufigen Dauer dieser Epoche, und um diese zu besprechen, kehren wir nach Europa zurück.

Angenommen, sagt Lyell in seinem neuesten Werke über das Alter des Menschen (S. 285), daß die Schwankungen des Bodens nach aufwärts und nach abwärts, in Uebereinstimmung mit den Zahlen, welche man heutzutage am häufigsten beobachtet, 2½ Fuß im Jahrhundert betragen haben, so ist, wenn auch zwischen den Perioden der Hebung und der Senkung gar keine Pausen der Ruhe eintraten und keine untergeordneten Oscillationen die großen Schwankungen unterbrachen, für die Schwankungen, welche die Grafschaft Wales in der Diluvialepoche durchgemacht hat, ein Zeitraum von 180.000 Jahren nöthig.

Man dürfte gegen die Berechtigung, eine so hohe Ziffer auszusprechen, einwenden, daß diese Schätzung auf einer ganz willkürlichen Voraussetzung beruhe, und daß ja die Bodenschwankungen in Wales damals in viel rascherer Weise vor sich

Digitized by Google

gegangen sein dürften. Eine andere, ganz selbstständige Reihe von Phänomenen aber zeigt, wenn sie auch nicht zu Ziffern führt, doch mit Bestimmtheit auf die außerordentlich lange Dauer dieser Epoche hin.

Unsere Hochgebirge beherbergen viele Arten von Pflanzen (und eine gute Anzahl von Thieren), welche in Scandinavien und anderen nordischen Ländern ebenfalls angetroffen werden, den zwischenliegenden Landstrichen aber fehlen oder in ihnen höchstens sporadisch auf den Höhenzügen, z. B. auf den Sudeten oder Vogesen auftauchen. Es kann als durch viele Umstände erwiesen angenommen werden, daß diese heute zerstreute Flora während eines Theiles der kalten Diluvialepoche ein zusammenhängendes Gebiet bewohnte, das allmälig — durch die Milderung des Klima's, die Niveauschwankungen der Continente und die Einwanderung von Floren, welche einer gemäßigteren Temperatur entsprechen, in die Tiefländer — in diese sporadischen Reste aufgelöst worden ist. Wer nun weiß, wie langsam gewisse Pflanzenarten Schritt für Schritt vorrückend ihren Verbreitungsbezirk erweitern, wird zugeben, daß ein sehr langer Zeitraum zu diesen Veränderungen nöthig war. Die glänzenden Untersuchungen des jüngeren Hooker über die Verbreitung unserer arktischen Flora lehren aber noch ganz andere Thatsachen kennen. Nicht weniger als 350 scandinavische Pflanzen sind nämlich isolirt in dem Hochgebiete des Himmalaya zu finden, und da keine Pflanze des Himmalaya nach Scandinavien reicht, bleibt kaum ein Zweifel, daß die Einwanderung nur in dieser einen Richtung erfolgt ist, indem durch irgendwelche physische Veränderungen der arktischen Flora das Uebergewicht gegeben wurde. Ja 53 solche Arten sind sogar auf den australischen und neuseeländischen Hochalpen getroffen worden, zum größten Erstaunen der Naturforscher, welche nichts weniger erwartet hatten, als auf den Höhen, welche aus der fremdartigen Pflanzenwelt dieser Länder aufragen, so fern von ihrer Heimath nordeuropäische Eindringlinge zu finden.

Ob nun diese Pflanzenwanderung ihren Weg über Sibirien, Ost-China und Celebes, ob sie ihn über die Alpen, Karpathen, den Kaukasus, Kleinasien und Persien genommen, oder ob sie beide Hochstraßen benutzt habe, so viel ist sicher, daß die Zeit ausgereicht hat, um sie in ihrem langsamen Schritte die größte continentale Strecke durchschreiten zu lassen, welche unser Planet kennt, und daß nicht die Zeit sondern nur die Dimensionen unseres Erdballes ihrem Zuge Grenzen gesetzt haben.

Welche Reihe von Thatsachen wir auch verfolgen, welche Erscheinungen wir auch zu Rathe ziehen wollen, immer sehen wir uns gezwungen, Jahrtausende auf Jahrtausende zu häufen, wenn wir ihnen nur einigermaßen Rechnung tragen wollen. Mit all diesen Jahrtausenden aber reichen wir noch nicht weiter als in eine Zeit, in der die großen Züge der Gebirge schon dieselben waren wie heute, in der ein beträchtlicher Theil der heutigen Thiere und Pflanzen schon lebte. Und welch ein geringer Bruchtheil der uns bekannten Erdgeschichte ist das? Wie lange vordem die gemäßigte, anfangs sogar subtropische Zeit unserer Tertiärbildungen mit ihren so vielfach wechselnden Landfaunen, wie lange die ausgedehnten Meeres-

Digitized by Google

bildungen der Kreide-, Jura- und Triaszeit oder die lange Reihe noch älterer Schichten bis zu den primordialen und azoischen Gesteinen hinab brauchte, um sich zu bilden, davon wagt selbst der verwegenste Geist nicht sich eine Vorstellung zu machen. Momente in dieser Geschichte tauchen hinter Momenten auf, wie Sterne hinter Sternen am Firmamente, aber wie Nebelflecke sich auflösen in Sonnensysteme, so lösen sich solche Momente selbst wieder zu Aeonen auf. Blicken wir z. B. auf die englischen Steinkohlenfelder. In den oberen Lagen derselben findet man Gerölle von Steinkohle, ein Beweis, daß die Umwandlung von Pflanze zu Kohle, so lange Zeit sie auch in Anspruch nehmen mochte, noch vor dem Schluße dieser Epoche stellenweise durchgeführt war. Diese Ablagerungen selbst sind, wie de la Bêche gezeigt hat, bei Swansea etwa 1100 Fuß mächtig, durchaus bestehend aus deltaähnlichen Anschwemmungen, in denen sich 40 Mal, 50 Mal und öfter die Sumpfvegetation von neuem ansiedelt, auf offenbar fortwährend sinkendem Lande. Legt man nun auch hier versuchsweise den Maßstab von $2^1/_2$ Fuß Senkung im Jahrhundert an, so zeigt es sich, daß, wenn auch hier nie eine Oscillation, nie eine Pause eintrat, die Ablagerung 44.000 Jahre gedauert hat

Und was lehren diese Vergleiche und Vermuthungen? Daß die Perspective in die Vergangenheit, welche die Geologie uns öffnet, nicht minder großartig ist als jene, welche die Astronomie uns im Raume zeigt, daß sie eben so weit wie diese über jedes menschliche Maß hinausgeht, daß der Begriff Zeit in der Geologie nur ein gleichwerthiges Analogon hat, nämlich den Begriff Raum in der Astronomie.

Erst wenn wir uns daran erinnern, ein wie unbedeutender Theil des uns sinnlich wahrnehmbaren Stückes des Weltalls unser Sonnensystem, ein wie kleiner Theil dieses Systems unsere Erde, wie verhältnißmäßig kurz die Dauer unseres Geschlechtes und wie ganz jung und gleichsam von gestern das ist, was wir unsere Cultur nennen, erst dann wird uns ganz klar, wie viel kindische Thorheit darin liegt, wenn man kosmische Erscheinungen mit den menschlichen vergleicht, wie außerordentlich bevorzugt aber der Mensch sich dünken mag, dem es gegönnt ist, selbst ein Atom auf dem Atome, das wir Erde nennen, nachzudenken über solche Dinge. Die Stunden, in denen er es wagt, sind Stunden der Weihe. Er schließt sie ungern und stets mit bewegtem Gemüthe, erfüllt von der kaum faßbaren Großartigkeit des Gegenstandes, von Bewunderung der Natur, gehoben von der Würde seines Berufes, durchdrungen von Anerkennung für den Scharfsinn seiner Zeitgenossen und von dem Wunsche, solche Auffassungen zum Gemeingute aller jener zu machen, welche durch ihre Bildung empfänglich geworden sind für ähnliche Regungen.

Vergleicht man in der That den Zustand unserer heutigen Cultur mit jenem der Griechen oder Römer, so findet man leicht, daß unsere Helden kaum kühner, unsere Künstler kaum vollendeter und unsere Patrioten kaum uneigennütziger seien. Die Ideale der Kunst, der Poesie, die Muster der Staatsweisheit, eine ungetrübte Anschauung der Dinge, jede Art von Bürgertugend finden wir im Alterthume und werden sogar von Kindheit an gelehrt, uns dort unsere Vorbilder zu suchen.

Digitized by Google

Was wir aber, um von dem mildernden und auch die Massen veredelnden Einfluß des Christenthumes zu schweigen, vor dem Alterthum voraus haben, das ist unsere größere Anschauung vom Weltall. Wohl ahnten schon ägyptische Priester, wie aus Clemens Alexandrinus hervorgeht, daß die Planeten sich um die Sonne drehen, und gestand Kopernikus ein, daß er die erste Anregung zu seinem Systeme dem Pythagoräer Philolaos entnommen habe, aber erst seit im 16. Jahrhunderte die Ueberzeugung von der wahren Stellung der Erde zur Sonne in immer weitere Kreise drang, begann man die Großartigkeit des Raumes zu ahnen. Das Bewußtsein von der gleichen Großartigkeit des Zwillingsbegriffes Zeit ist dem Volke noch lange nicht so klar geworden. Wenige Jahrzehnte werden hoffentlich ausreichen, um diese zu bewirken, und der Gesichtskreis des Menschen wird sich neuerdings erweitern, seine Anschauungen von der Natur werden neuerdings an Erhabenheit gewonnen haben.

Die Fürst Carlos Auersperg'sche Hausbibliothek im Laibacher Fürstenhofe.

Von P. v. Radics.

Von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Carlos Auersperg beauftragt, das Gottschewerländchen in topographisch-ethnographischer und historisch-linguistischer Richtung zu erforschen, machte ich mich im Zusammenhange mit diesen Forschungen an die Durchsicht der Sr. Durchlaucht gehörigen ansehnlichen, leider bisher gar nicht genannten Hausbibliothek im fürstlichen Palais in Laibach (Herrngasse), dem sogenannten Fürstenhofe.

Bei dem Umstande, daß das altberühmte Geschlecht der Auersperge durch mehr als acht Jahrhunderte die Culturentwicklung Krains, wo es ein Drittheil des Bodens sein eigen nannte, man kann sagen bestimmte, mag es von hohem Interesse sein, die durch Generationen angesammelte Bibliothek des Hauses kennen zu lernen, die gleichsam einen Reflex der jeweiligen geistigen Lichtströmung im schönen Krainerlande darbietet und zugleich zeigt, in welche Bahn dieselbe von Fall zu Fall durch die Auersperge gelenkt wurde. Die Handschriften und Bücher dieser Bibliothek könnten es überdies an sich schon — gesetzt es fehlten die anderweitigen Daten — vollkommen ermöglichen, sowohl die Hausgeschichte des Geschlechtes selbst, als auch die Landesgeschichte Krains in ihren Hauptzügen darzustellen, in denen sie ja mit der der Auersperge fast durchwegs zusammenfällt.

Die Gründung der Sammlung reicht in die Zeit des ersten Aufstrebens der Familie, ins 14. Jahrhundert zurück, wo ihr Güterbesitz schon ein gewaltiger zu nennen, was sich dann im 15. Jahrhundert noch um ein ganz Beträchtliches mehrte und wo zur materiellen Wohlfahrt auch der ideale Glanz hoher Ehrenstellen

Digitized by Google

im Lande und am Hofe des Landesfürsten (Friedrich III.) trat, dem die Auersperge gegen seine Feinde wiederholt mannhaft beigestanden.

Eine Menge Manuscripte mit den Schriftzügen des 14. und 15. Jahrhunderts deutet auf den Beginn in solcher Zeit, wo auch der „weise" Ritter Laurenz von Auersperg gelebt († 1479), der in vielen Sprachen und Wissenschaften erfahren gewesen.

Eine große Vermehrung erfuhr die Bibliothek im 16. Jahrhundert; einmal in den Tagen der Reformation, da diese Familie die erste und tüchtigste Stütze der neuen Bestrebungen in unserem Lande war, wodurch sich sofort die vorzüglichsten reformatorischen Werke ansammelten, und dann während der Türkenkriege, wo zum Zwecke der Vorbereitung auf die Kämpfe, zum Studium der Befestigungskunst, die sich die Auersperge, meistens Führer „an den Grenzen", wohl eigen machen mußten, manch neues Buch angeschafft wurde, und über die Kämpfe selbst und deren Ausgang mannigfache Schilderungen und Apotheosen von den Verfassern dem und jenem des Geschlechtes zugeeignet wurden, das in der Regel an den trefflichen Erfolgen gegen den Erbfeind den größten Antheil genommen hatte.

Der im 17. Jahrhundert auch bei uns gegen die reformatorische Bewegung geführte Rückschlag — die Gegenreformation — schuf in dem Grade, als sie das Hinaustreten der Wissenschaften auf den Markt des Lebens hemmte, den Cultus derselben im engen Kreise des Daheim.

Daß gerade in dem Momente, da die Gegenreformationscommission ihr Werk als vollendet ansah — um das Jahr 1649 — ein hochgebildeter, kunstsinniger Sprosse unseres Geschlechtes, Herr Wolf Engelbert Graf zu Auersperg und Gotschee, an die Stelle eines Landeshauptmannes trat, die, von einem hervorragenden Geiste verwaltet, immer so viel Herrliches dem Lande schaffen kann, hat als die größte Wohlthat für die Nation auf lange hin gewirkt. Der prachtvolle, von Wolf Engelbert selbst im italienischen Stile erbaute Palast, jetzt der Fürstenhof geheißen, war in jenen Tagen Krains Musenhof! Was Laibach und Krain damals an Künstlern, Gelehrten und Freunden der Kunst und des Wissens zählte, schritt durch den breiten Thorweg des Auersperg'schen Hauses.

Dieser hochgebildete Cavalier, der seine reichen Kenntnisse auf Reisen in Italien und Deutschland erworben und, heimgekehrt, theils aus Familientradition, theils ob seiner ausgezeichneten Fähigkeiten die höchsten Ehrenstellen und Aemter in seiner Person vereinigte, setzte das ganze Gewicht solchen Ansehens darein: Kunst und Wissen im Vaterlande zu heben und unablässig zu fördern. Es kann hier nicht der Ort sein, des Näheren einzugehen auf sein Wirken für die Schulen der Jesuiten, deren Zöglinge in seinem Palais und zur Sommerszeit in seinen prachtvollen Gärten ihre theatralischen Aufführungen abhielten, auf die Hülfe, die er allen dem Landeswohle ersprießlichen Instituten in reicher Fülle zukommen ließ, endlich der steten Aufmunterung und fördernden Unterstützung zu gedenken, deren sich von seiner Seite die beiden Historiographen seiner Zeit erfreuten: seine intimen Freunde Theol. Dr. Schönleben, dem er von der Landschaft einen Jahrgehalt

Digitized by Google

von 200 fl. zur Vollendung seiner „Carniolia antiqua et nova“ verschaffte, und der von seinen Zeitgenossen viel beneidete und angefeindete Freiherr v. Valvasor [1], dem er im Gegensatze zur Engherzigkeit und Scheelsucht der meisten Familien und Institute des Landes nicht nur sein Familienarchiv und seine Hausbibliothek, sondern auch als Erster der Landschaft alle Urkunden und Acten des damals ausgezeichnet bewahrten und von einem eigenen Archivar (welche Stelle gegenwärtig nicht besteht) in trefflicher Ordnung (die gegenwärtig nicht herrscht) gehaltenen Landesarchives zu unbeschränkter Benützung freigab, wodurch es Valvasor möglich wurde, trotz aller ihm gespielten Kabalen die Geschichte des Landes fertig zu schreiben und der Nachwelt als die „Ehre des Herzogthums Krain“ hinzustellen.

Da Wolf Engelbert die von seinen Vätern übernommene und von ihm zum Zwecke seiner eigenen und seiner Landsleute Bildung um mehr als zwei Drittheile vermehrte Hausbibliothek der Erste ordnen und beschreiben ließ, und da andererseits die Sammlung nach seinem Tode (1673) wenig oder gar keinen Zuwachs erhielt, denn die Nachkommen seines in den Fürstenstand erhobenen Bruders Weikhard — Wolf Engelbert selbst war unverheiratet — gravitirten mehr und mehr nach Böhmen, wir also Herrn Wolf Engelbert als den ersten und zugleich letzten Ordner ansehen müssen, so ergiebt sich mit dem Aufhören seines Wirkens für die Bibliothek der Schluß unserer geschichtlichen Einleitung und wir schreiten an die Detailschilderung dieser neu eröffneten litterarischen Schatzkammer.

Die erste Ordnung und Beschreibung der Bibliothek unternahm der schon genannte Schönleben um das Jahr 1655, aus welchem die auf Grundlage der Arbeit von dessen Hand geschriebenen Kataloge stammen.

Wir entnehmen denselben, da, wie gleich ausgeführt werden soll, wenig Jahre nachher eine zweite Ordnung und Beschreibung, die noch gegenwärtig geltende, stattfand, daß Schönleben die Sammlung in neun Classen theilte und darnach die Aufstellung vornahm; zum Zwecke der Auffindung legte er sodann diese in lateinischer Sprache abgefaßten vier verschiedenen Kataloge an, die in einen Band gebunden wurden.

Die neun Classen Schönlebens waren: 1. Theologie, 2. Juristik, 3. Politik-Ethik, 4. Historie, 5. Philosophie, 6. Medicin, 7. Mathematik (sammt allen mechanischen Künsten), 8. Humaniora (Rhetorik und Poesie), 9. Philologie.

Der Entwurf der Kataloge geschah nach folgendem (als Bibliothecæ Canones dem ersten derselben vorgesetzten) Plane: Im ersten Kataloge — schreibt Schönleben — ist die Eintheilung nach dem Formate und der Bändezahl ersichtlich gemacht, damit das gesuchte Buch unter den anderen um so schneller gefunden

[1] Valvasor besaß eine eigene Bibliothek von mehr als 10.000 Bänden, die er, durch seine Anstrengungen für das Zustandekommen der „Ehre des Herzogthums Krain“ verarmt, kurz vor seinem Tode (1693) im Jahre 1690 an den Agramer Bischof Mikulizh verkaufte, nachdem die Landschaft den Ankauf derselben verweigert hatte — Wolf Engelbert war ja schon lange gestorben. — Verfasser dieser Zeilen fand dieselbe wieder unter den Büchern der 50.000 Bände starken fürsterzbischöflichen Metropolitanbibliothek in Agram.

Digitized by Google

werde; beigegeben ist hier auch der Druckort und die Jahrzahl, damit, wenn von einem Werke mehrere Exemplare vorhanden, eines mit dem andern verglichen, auch eine Verwechslung oder gar ein Entwenden hintangehalten werde. Der zweite enthält die Werke in alphabetischer Ordnung nach den Zunamen der Verfasser (mit nachgesetzten Vornamen) eingetragen; der dritte in eben solcher Ordnung, aber nach den Büchertiteln, da es oft vorkommt, daß diese bekannt, während die Namen der Verfasser unbekannt bleiben, was vorzüglich bei ausländischen Werken der Fall. Der vierte Katalog enthält die mit anderen zusammengebundenen Bücher (die Allegate).

So Schönleben!

Die durch Wolf Engelberts in großem Maßstabe vorgenommene Vermehrung der Bibliothek, die sogar eine Erweiterung des Gebäudes nothwendig machte, hervorgerufene zweite Ordnung besorgte ein (gegenwärtig noch unbekannter) Fachmann.

Seine Eintheilung in Classen ging weiter als die Schönlebens, er schied statt in neun in die Doppelzahl achtzehn, ordnete aber gleich seinem Vorgänger nach dem Formate; doch war seine Katalogisirung eine viel einfachere, indem er bloß Einen Katalog schuf und in diesen die nach der Aufstellung, also nach Folio, Quart und Octav unterschiedenen Bücher in der alphabetischen Reihenfolge der Eigennamen der Autoren eintrug; Werke, deren Verfasser auf dem Titelblatte nicht genannt waren, wurden unter dem Schlagworte „Anonymus" angesetzt, was hauptsächlich von den älteren Manuscripten gilt, die bei beiden Ordnern unter die Drucke gemischt erscheinen.

Dem zweiten Ordner lagen — so weit aus seinem Kataloge ersichtlich ist — im Ganzen 3257 Werke zur Bearbeitung vor, was die Zahl von 6000 bis 7000 Bänden für die ganze Sammlung vermuthen läßt.

Die genannte Zahl Werke vertheilt sich nach den 18 Classen, wie folgt: 1. Theologie Nr. 1 bis 462, 2. Juristik Nr. 463 bis 967, 3. Politik Nr. 968 bis 1619, 4. Historie (Spiritualia et Sacra) Nr. 1620 bis 1765, 5. Historie (Mundana et Prophana) Nr. 1766 bis 2426, 6. Medicin Nr. 2427 bis 2518, 7. Mathematik Nr. 2519 bis 2604, 8. Philosophie Nr. 2605 bis 2689, 9. Humanistik Nr. 2690 bis 2800, 10. Poesie Nr. 2801 bis 2882, 11. Philologie Nr. 2883 bis 3048, 12. Architektur Nr. 3049 bis 3096, 13. Oekonomie Nr. 3097 bis 3116, 14. „Venatoria" Nr. 3117 bis 3123, 15. Musik Nr. 3124 bis 3132, 16. „Romancinos" Nr. 3133 bis 3206 [1], 17. Cavalleristisches Nr. 3207 bis 3215 und 18. Icones et Sculptores Nr. 3216 bis 3257.

Daraus heben wir als besonders bedeutend hervor:

An Manuscripten: Aus dem 14. Jahrhundert. Anonymi Conciones s. p. e. f.; A. Moralet concionatoria s. p. e f., in diesem Codex sind außerdem noch enthalten: ein Arzeneibuch, das Buch der Welt (mit Illustrationen) und

[1] Sehr reich in dieser Classe an französischen Originalen und deutschen Uebersetzungen war Valvasons Bibliothek.

Digitized by Google

eine deutsche metrische Bearbeitung des Belial von einem Krainer, Herrn Otto dem Rasp (alles aus dem 14. Jahrhundert); A. Conciones s. p. e. f.; A. altdeutsche Predigten s. p. e. f. — der Schrift nach ins 14., dem Inhalte und der Sprache nach ins 13. Jahrhundert (der Mongoleneinfall 1241 wird als eben geschehen berührt) und dem baierisch-österreichischen Dialecte zugehörig; A. Breviarium vetus germanicum s. p.; A. Conservatio et curatio.

Aus dem 15. Jahrhundert: Biblia[1] sacra germanica rythmice manuscripta (seu Libri Moysis) s. p. e. f. (aus dem Jahre 1418); Evangelia germanica; Bibliorum concordantiæ latine; A. liber juridicus vetus s. p. e. f.; A. praxis judiciaria und ein gleiches Werk noch einmal; Polnische Klag wider den deutschen Orden auf dem Concilium zu Constanz (1415), unter dem Titel: mit den Antworten des T. O. und den Gegeneinwendungen der Polen und „Samayten"; M. T. Ciceronis de amicitia mit vielen Anmerkungen und Erklärungen; — noch zu des P. Marcus Pochlin Zeit († 1804), der diese Bibliothek zum Zwecke seiner (erst im Vorjahre vom krainerischen historischen Verein herausgegebenen) Bibliographie (Bibliotheca Carnioliæ) genau durchnahm, waren zwei interessante Manuscripte aus den 15. Jahrhundert vorhanden, die gegenwärtig fehlen, nämlich: Ordo psalterii secundum morem et consuetudinem almæ Ecclesiæ Aquilejensis [2]. Venet. per Franciscum de Hailbrunn MCCCCLXXXI super pergamena und Petazi (vixit 1480), Genealogiæ Turcicæ literis turcicis exaratæ.

Aus dem 16. Jahrhundert: Breviarium Archiducis Caroli (Erzherzogs Karl, Regenten von Inner-Oesterreich); Rerum moscovitarum brevis relatio (ein Bericht des berühmten Sigmund v. Herberstein); Georgii Khisl L. B. de Kaltenprun: Gloria et gesta Herwardi Baronis ab Auersperg (Dedicationsexemplar mit goldgepreßtem Lederband und Goldschnitt) — die Originalhandschrift des im Jahre 1574 bei Manlius in Laibach gedruckten Büchleins über des Helden Herbard VIII. [3], dessen Büste Se. Majestät unser regierender Kaiser soeben in die neuzugründende Ruhmeshalle aufzunehmen geruhte, Leben und Tod; A. Institutiones œconomiæ; Thomasich Joannis Minoritæ Bosnensis chronicon breve ab anno Christi 1200 usque ad annum 1562, quo autor vixit — ein für die südslavische Geschichte höchst wichtiges Manuscript, das von den Forschern croatischer Geschichte seit Jahren eifrigst gesucht wurde.

[1] Eine schöne lateinische Bibel, auf Pergament sehr klein geschrieben (aus dem 15. Jahrhundert), schenkte aus dieser Bibliothek ein Auersperg dem Bischof Kreen und sie wird gegenwärtig in der Seminarbibliothek bewahrt.

[2] Bekanntlich stand ein großer Theil des Landes Krain im Mittelalter unter diesem Patriarchate und waren auch später noch dessen „Erzpriester" an verschiedenen Orten im Lande zu finden, so in dem Auersperg benachbarten Reifnitz.

[3] Ueber diesen als Krieger und Staatsmann gleich großen Landsmann veröffentlichte Verfasser dieser Zeilen eine im Vorjahre bei W. Braumüller erschienene und Sr Excellenz dem Grafen Anton A. Auersperg gewidmete Monographie.

Digitized by Google

Aus dem 17. Jahrhundert: Joannis Weikhardi Principis ab Auersperg, Manuscripta juridica; Fürst v. Auersperg, Handbuch (Notizen von Reisen); zwei Bände Studienhefte desselben Fürsten; Arbor genealogica Auerspergicæ familiæ a Joanne Ludovico Schönben, 1657; es ist dies zwar nicht das Originale zu der im Jahre 1681 in Laibach bei Mayer erschienenen Genealogia . . . familiæ . . . ab Auersperg, wohl aber die erste Anlage dazu; dieses Manuscript enthält auch, dem Geschmacke der Zeit gemäß, bei jedem hervorragenden Gliede der Familie ein in Tuschzeichnung nett ausgeführtes, auf dessen Leben und Thaten deutendes und mit einem beigefügten Wahlspruche übereinstimmendes Symbol. Es ist Dedicationsexemplar und dem Freunde Wolf Engelbert zu Ehren abgefaßt, wie es Schönleben im Texte selbst sagt; A. Annales s. p.; A. Rait- (Rechnungs-) Buch; J. L. Schönleben, Drama: Hæresis fulminata Anastasius Tyrannus Orientis hæreticus, zu Ehren Wolf Engelberts v. Auersperg dargebracht vom Laibacher Jesuitencollegium 1651, in Versen; Dictionarium Germanico-Hungaricum; A. Vocabularium germ.-hungaricum et vice versa; Palinodia quam rebelles superioris Austriæ ruricolæ post longiorem suam insolentiam debellati cecinerunt A. Perillustri ac ingenua Labacensis Rhetoricæ studiosa juventute ludis saturnalibus in Theatro proposita Anno 1659 Mense Februaris die 20ma, der Stoff ist der oberösterreichische Bauernkrieg vom Jahre 1626 und Stephan Fadinger (Feitingarus), das Haupt desselben, wird persönlich eingeführt, der bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache, bald in gebundener, bald in ungebundener Rede mit seinen Gefährten verhandelt (dieses Manuscript war nicht eingetragen, wurde von mir in einem Stoße von „Jesuitenprogrammen", die bei dem scartirten Papiere lagen, aufgefunden und für eines der nächsten Hefte des Museum Francisco-Carolinum in Linz bearbeitet); Reiseraittung von der Reise Wolf Engelberts v. Auersperg nach Bologna und dem Aufenthalte daselbst vom 23. April bis 23. August 1633, wahrscheinlich von seinem Kammerdiener abgelegt, welche Rechnung einen Empfang von 667 Ducaten und nach Abschluß ein Plus von 306 Ducaten aufweist. Es ist dieses Ausgabenbuch ein interessanter Beitrag zur Biographie Wolf Engelberts und führt uns ein in alle Details der Studentenwirtschaft eines hervorragenden heimischen Cavaliers des 17. Jahrhunderts.

An Incunabeln: 1472: Le opere cioe Sonetti et Trionfi (Petrarche) Patavii Barthol. de Valdezoch, Martin de septem arboribus; Petri de Abano Conciliator Differentiarum Mantuæ Thom. septem Castrens. Johann Vurster de Campidon; Petri de Abano de venenis Mantuæ; Consilia Joannis Calderini et Çasparis et Dominici de sancto Geminiano Romæ Adam Rot; 1480: Biblia sacra latina Venetiis 4o.; 1481: Aenei Silvii Epistolæ Nurnberge; 1482: Laurenzi Susadini tractatus medicus; 1483: Rhasis liber nonus ad Almansorem cum expositione Syllani de nigris de Papia Venetiis per Bernardinum de tridino; Perutilia consilia . ., Ugonis bencij (Bononiæ) p. Joannem de Nœrdlingen et Henricum de Harlem; 1487: Nicolai Burtij Opus-

Digitized by Google

culum Musices — Ugo de Rugeriis Bononiæ; M. A. Sabellici rerum venetiarum libri XXXIII. Venetiis; 1488: tertia pars . . . repertorii utriusque Joris editi a . . . dno. Johanne Bertachino de Firmo . . . Venetiis per Paganinum de Paginis; dn. Panormitani practica de modo procedendi . . . . Venetiis . . . cura et impensa dni. Joannis Ant. de birretis et francisci de gyrandelys; 1489: Summa angelica de casibus conscienci per F. Angelum de elavasio . . . Argentinæ per Martinum Flach, am Titelblatte ſtehen die Verſe:

Epitaphium Regis mathiæ Vngariæ

Mathias hic jaceo rex gravi mole sepultus
Vires testantur victa austria mee
Terror eram mundo metuit me cesar uterque
Sola mors michi tunc nocere potuit;

1490: Consilia Rafaelis decumanis et Rafaelis fulgosi de Placentia Brixie Jacobum Brittanicum; 1493: Baldi de Ubaldis de perusio super primo ff veteris . . Venetiis per Andream de thorresanis; die ſogenannte Nürnberger Chronik von Schedl-Alt, Ausgabe in Folio obl. [1]; 1495: Baldi lectura super Digesto Infortiato et Novo Venetiis And. Tores de Asula; 1496: Vitæ virorum illustrium seu Parallelæ, latine, Venetiis Barthol. Zanis de Portes; De officio et potestate Capituli Sede vacante Francisci de Pavinis . . Venetiis per Paganinum de Paganinis; Singularis practica Joann. Petri de ferrariis una cum addi. Franc. de Curte Mediolani p. Oldericum Seinzenzeler et Joann. Ainzalium; Decisiones Rote Uenetiis p. Joannem et Gregorium de gregoriis fratres; 1497: Aristotelis de natura animalium, Libri de anima linguæ græcæ Venetiis; 1498: Liber Decretalium Gregori Papæ IX Venetiis; Liber Decretorum (Codex) Gratiani Monachi Venetiis; Consilia castigatissima dni. Angeli de perusio . . Papie per Bernardinum et Ambrosium fratres de roseliis; 1499: Castigatissima iuris responsa . . . francisci de accoltis de Aretis . . Venetiis per Bernardinum stagnin; Inter Consilia . . . . Angeli de Ubaldis . . . . que deficere cognita sunt numero nonaginta . . . . noviter impressa (ibidem ab eisdem).

Auch beſitzt die Bibliothek ein ſehr ſchönes Exemplar des Theuerdank auf Pergament. Der Raum dieſer Zeitſchrift geſtattet es nicht, daß wir all' das Vorzügliche, was die Sammlung an Druckwerken ſpäterer Zeit zählt, hier aufführen können, es ſei nur erwähnt, daß dieſelbe die h. Schrift in 24 Nummern in griechiſcher, lateiniſcher, italieniſcher, deutſcher und ſlaviſcher Sprache beſitzt, daß ſie das Bedeutendſte von den polemiſchen Schriften der Reformations- und Gegenreformationsperiode enthält, daß in den Claſſen der Juriſtik und Geſchichte das Tüchtigſte des 16. und 17. Jahrhunderts vertreten iſt, wobei beſonders der Hiſtoriker befriedigt ſein kann, der ſein Theatrum Europæum, ſeinen Freher, Zeiler,

[1] Dieſelbe Ausgabe dieſer Chronik beſitzt auch die fürſtbiſchöfliche Seminarbibliothek in Laibach; beide Ausgaben (auch die in Kleinfolio) ſind in der Valvaſor'ſchen Sammlung in der Agramer Bibliothek.

Digitized by Google

Istvanffi, Heidanus Karl V., seinen Ratkay, Megiser, seinen Lazius antrifft (auch des P. Lambeccij Bibliotheca Cæsarea Vindobonensis fanden wir); daß ihr auch in allen übrigen oben angeführten Disciplinen das damals als das Beste erkannte nicht mangelt. Auch die besonders im 17. Jahrhundert stark auf die Bahn gebrachten Abbildungen aus fremden Ländern — lauter Großfoliobände, die zu den „Reisen" anregten und den Heimgekehrten als angenehme Erinnerung dienten, fehlen nicht.

Sollen wir am Schlusse noch über den bisherigen Zustand der so interessanten Bibliothek etwas sagen, so müssen wir leider unser Bedauern aussprechen über ihre, das periodische Reinigen der Bücher geradezu unmöglich machende dermalige Aufstellung, ferner darüber, daß seit 1668 keine neue Ordnung und Beschreibung vorgenommen wurde, was den doppelten Uebelstand zur Folge hatte, daß einmal durch zeitweiliges Besuchen und Benützen viele Bände in der Zeit verstellt wurden, dann, und dies ist auch bei dem Umstande, als die Sammlung zum Fideicommiß gehört, besonders hervorzuheben, daß viele sehr werthvolle Stücke, besonders Manuscripte (die noch Pechlin kannte) im Augenblicke nicht mehr vorhanden sind.

Sr. Durchlaucht dem Fürsten Carlos Auersperg kommt das ehrende Verdienst zu, und derselbe erntet darob den vollen Dank aller Freunde der Wissenschaften, daß er den Anfang zu einer neuen Ordnung dieses theueren Vermächtnisses der Altvorderen machen ließ!

Die historische Commission bei der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften.

In den ersten Tagen dieses Monats hielt hier die historische Commission, von König Max II. zur Förderung des Studiums der vaterländischen Geschichte eingesetzt und mit reichen Mitteln ausgestattet, unter Ranke's Vorsitz ihre fünfte Plenarversammlung. Von den auswärtigen Mitgliedern hatten sich außer dem Vorsitzenden Häusser, Hegel, Lappenberg, v. Stälin, Pertz und Waitz eingefunden; die einheimischen Mitglieder (Cornelius, Föringer, Löher, v Sprunner, Muffat, Weizsäcker, Giesebrecht) nahmen sämmtlich an den Sitzungen Antheil.

Die Commission hat vor Kurzem durch den Tod Jakob Grimms den schmerzlichsten Verlust erlitten, und dem Gefühl tiefster Trauer, welches die Versammlung bei ihrem Zusammentritt beherrschte, gab der Vorsitzende in der Eröffnungsrede Ausdruck. Grimm, das älteste Mitglied der Commission, war doch zugleich eines der thätigsten; wiederholentlich — zuletzt noch im vorigen Jahre — hatte die Commission ihn in ihrer Mitte begrüßt und drei ihrer Unternehmungen, von ihm selbst angeregt, sind durch sein Abscheiden ihres Leiters beraubt worden. Eine Ergänzung der Mitglieder, welche trotz früherer Verluste immer verschoben war, stellte sich jetzt als Nothwendigkeit dar und ist in solchem Umfange, wie sie die Statuten zulassen, in Aussicht genommen. Mehrere Geschichtsforscher von anerkannten Verdiensten, von deren Mitwirkung sich die Commission wesentliche Förderung ihrer Zwecke versprechen darf, hat sie nach ordnungsmäßiger Wahl

Digitized by Google

Sr. Majestät dem Könige in Vorschlag gebracht und sieht deren Ernennung zu ihren ordentlichen oder außerordentlichen Mitgliedern entgegen.

Während ihres fünfjährigen Bestandes hat die Commission die verschiedenartigsten Vorarbeiten machen müssen, um die großen und mannigfaltigen Aufgaben, die sie sich gestellt hatte würdig zu lösen. Nicht allein die Begrenzung derselben mußte erwogen und die Methode der Lösung gefunden, sondern auch die geeigneten Kräfte für die Ausführung der Arbeiten gewonnen werden; in vielen Fällen war überdies das erforderliche Material erst durch schwierige und zeitraubende Nachforschungen zu ermitteln. Unternehmungen, wie sie hier beabsichtigt sind, lassen sich nicht in Eile durchführen. Um so mehr schätzt sich die Commission glücklich, daß sie jetzt schon mit einzelnen Publicationen hat hervortreten können, die ein klares Licht auf ihre Bestrebungen werfen; in wenigen Jahren wird der ganze Umfang ihrer Thätigkeit zu überblicken sein.

Gleich bei der Begründung hat die Commission ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise der Herausgabe großer Sammelwerke zugewendet, in denen ein reiches und zuverlässiges Material der deutschen Geschichtsforschung erschlossen würde: Werke von weitgreifendster Bedeutung die bei dem sehr bedeutenden Kostenaufwande nur durch die stets bereite Unterstützung eines so mächtigen Gönners und Freundes der historischen Wissenschaft, wie König Max II. in das Leben zu rufen waren. Für die Publication solcher Werke konnten die Schätze der hiesigen Archive und Bibliotheken, so reich sie an sich sind, doch allein nicht genügen. Die Untersuchung fast aller deutschen Archive und größeren Bibliotheken zeigt sich als Nothwendigkeit, und vielfach haben die Nachforschungen sich auch über Frankreich, Italien, Spanien die Niederlande, Dänemark und Schweden ausbreiten müssen. Durch die bereitwilligste Unterstützung der königlich baierischen Ministerien und Gesandtschaften, wie aller auswärtiger Regierungen und Behörden, die um die Oeffnung ihrer Archive ersucht worden sind, haben diese Nachforschungen schnell zu den günstigsten Resultaten geführt. Nur so wurde ermöglicht daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit für jene großen Sammelwerke ein überaus reiches Material herbeigeschafft und der kritischen Bearbeitung unterworfen werden konnte.

Die Sammlung der deutschen Reichstagsacten, ein monumentales Werk, dem König Max II. schon vor der Begründung der Commission seine Fürsorge zugewendet hatte, ist unter der Leitung v. Sybels durch die unausgesetzte Thätigkeit Weizsäckers jetzt so weit vorgeschritten, daß im Laufe dieses Winters der Druck des ersten Bandes beginnen kann. Die Geschichte des deutschen Reiches im 15. und in den folgenden Jahrhunderten wird durch diese Publication erst eine gesicherte Grundlage erhalten. Ein nicht minder umfangreiches und wichtiges Unternehmen ist die Herausgabe der Correspondenzen der Wittelsbacher Fürsten aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Arbeiten, welche bei der Massenhaftigkeit des Materials eine Theilung erforderten, setzt für die baierischen Correspondenzen des 16. Jahrhunderts Löher fort, während die pfälzischen Correspondenzen aus derselben Periode unter v. Sybels Oberleitung Dr. Kluckhohn anvertraut sind und Cornelius die Correspondenzen beider wittelsbachischen Linien im 17. Jahrhundert bearbeitet. Für einzelne Theile jeder der drei Serien sind die Vorarbeiten so weit beendet, daß die Herausgeber schon der nächsten Plenarversammlung druckfertige Handschriften hoffen vorlegen zu können. Die große Sammlung der deutschen Städtechroniken vom 14. bis in das 16. Jahrhundert liegt dem Publicum bereits in ihren Anfängen vor. Dem ersten, der Nürnberger Geschichte gewidmeten Bande wird Hegel in kurzer Frist den zweiten mit der Fortsetzung Nürnberger Chroniken folgen lassen; überdies ist die Bearbeitung der Augsburger Stadtgeschichten erheblich gefördert worden, und auch ihre Publication stellt Hegel in nahe Aussicht. Wünschenswerth schien es der Commission, gleichzeitig auch die Herausgabe der Chroniken der niederdeutschen Städte in Angriff zu nehmen und dies

Digitized by Google

um so mehr, als sich in Prof. Mantels ein sehr geeigneter Bearbeiter der Lübecker Chroniken darbot. Lappenberg wird die Edition dieser Chroniken unter seine besondere Obhut nehmen, zugleich aber die große Sammlung der hansischen Urkunden fortführen. Die erste Abtheilung des letztgenannten, für die deutsche Geschichte nach vielen Seiten hin so wichtigen Unternehmens wird demnächst der Presse übergeben werden können: sie umfaßt die Hansarecesse von 1354 bis 1430 und ist von Prof. Junghans in Kiel unter Lappenbergs Leitung bearbeitet worden.

Handelte es sich bei den bisher erwähnten Unternehmungen um neue Schöpfungen der Commission, so war ihr in der Vollendung der Quellen und Erörterungen zur baierischen und deutschen Geschichte eine andere Aufgabe gestellt. Dieses Sammelwerk, bereits 1856 begonnen, wird nun in den nächsten Tagen vollständig dem Publicum übergeben werden. Der neunte abschließende Band ist im Drucke beendigt; er enthält in zwei starken Abtheilungen eine für das Rechtsleben und die Culturgeschichte des Mittelalters werthvolle Sammlung von Formelbüchern vom 12. bis 14. Jahrhundert, deren Bearbeitung Dr. Rockinger zu verdanken ist.

Neben diesen umfassenderen Sammelwerken, deren Ausführung auf Decennien berechnet war, hat die Commission von Anfang an ihre Thätigkeit auch minder umfangreichen Arbeiten verwandter Art zugewendet, die zwar an sich leichter zum Abschluß zu bringen waren, aber ohne die ihr durch königliche Huld zugewiesenen Mittel kaum in das Leben zu führen schienen. — So ist die Fortsetzung von Jakob Grimms Weisthümern den Unternehmungen der Commission eingereiht worden; bekanntlich hat den vierten Band derselben der verewigte Meister noch selbst vollendet, und auch den fünften Schlußband hofft man aus dessen Nachlaß bald veröffentlichen zu können. Grimm hatte in der ersten Plenarversammlung der Commission die Herausgabe der reichen Supplemente zum „Baierischen Wörterbuch", welche sich in Schmellers Nachlaß finden als eine Ehrenschuld hingestellt, welche man dem Andenken des großen baierischen Sprachforschers abzutragen habe: dieser Anregung folgend, übertrug die Commission dem Prof. Konrad Hofmann die Bearbeitung des Schmeller'schen Nachlasses, die aber so große Schwierigkeiten verursachte daß Grimm die Verwirklichung seines Wunsches nicht mehr erlebte. Die Hindernisse, mit denen man bei diesem Unternehmen zu kämpfen hatte, scheinen nun endlich glücklich beseitigt, und der Druck des Schmeller'schen Nachlasses, dessen Herausgabe jetzt eine doppelte Ehrenschuld für die Commission geworden ist, wird hoffentlich ohne Unterbrechung fortgeführt werden können. — Auch ein drittes, von Grimm angeregtes Unternehmen ist nicht bei seinen Lebzeiten zum Abschluß gediehen: es ist die übersichtliche Zusammenstellung des historischen Inhalts der mittelhochdeutschen Dichtungen, welche die Commission dem Dr. Holland hierselbst übertrug. Grimm hat noch in seinen letzten Lebenstagen einen bedeutenden Theil der Handschrift des Bearbeiters in Händen gehabt, aber die Commission hat sich seiner weiteren Absichten nicht mehr vergewissern können und muß die Art und Weise der Publication späterer Beschlußnahme vorbehalten. Ein verwandtes Unternehmen, die Sammlung deutscher historischer Lieder, ist indessen so weit vorgeschritten, daß es bald an die Oeffentlichkeit treten kann Diese Sammlung wurde auf Droysens Antrag unternommen und erhielt in dem Cabinetsrath v. Liliencron zu Meiningen den geeignetsten Bearbeiter; mit größter Sorgfalt ist das weitzerstreute Material zusammengebracht, gesichtet und kritisch bearbeitet. In vier mäßigen Bänden wird demnächst die Publication erfolgen, der Druck des ersten Bandes binnen Jahresfrist beginnen und dann ununterbrochen fortgeführt werden. Die Sammlung deutscher Rechtssprichwörter, welche unter Mitwirkung der Professoren Bluntschli und K. Maurer die hiesigen Rechtspracticanten Ed. Graf und Matth. Dietherr bearbeitet haben, ist bereits dem Publicum übergeben,

Digitized by Google

und das eben so reichhaltige wie handliche Buch wird gewiß aller Orten günstige Aufnahme finden.

Doch nicht allein die Ansammlung und kritische Bearbeitung unbekannter oder bisher nur ungenügend veröffentlichter Materialien hatte die Commission nach den Intentionen ihres hochherzigen Gründers in das Auge zu fassen: sie sollte zugleich der historischen Forschung und Darstellung ein weites Feld öffnen und selbstständige Werke in das Leben rufen, welche entweder dunkle Theile unserer vaterländischen Geschichte aufzuklären oder folgenreiche Entwicklungen unseres nationalen Lebens dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen vermöchten. Ein doppelter Weg konnte da eingeschlagen werden, und ist von der Commission betreten worden: sie hat theils unmittelbar Werke der bezeichneten Art veranlaßt, theils hat sie Aufgaben von unzweifelhafter Bedeutung öffentlich bekannt gemacht und für die Lösung derselben sehr erhebliche Preise in Aussicht gestellt.

Die Arbeiten, welche die Commission in dieser Richtung unmittelbar hervorgerufen hat, liegen zum Theil schon dem öffentlichen Urtheil vor. Die Jahrbücher des deutschen Reichs, deren Herausgabe Ranke leitet, begannen mit dem ersten Bande von Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reiches in der erfreulichsten Weise; ihm schloß sich der erste Band der Geschichte Heinrichs II. an, eines nachgelassenen, schwer in das Gewicht fallenden Werkes von Siegfried Hirsch [1]; im Laufe des Jahres folgte dann Hahns Arbeit über die früheren Zeiten Pippins, und im Druck vollendet liegt jetzt Waitz's völlig neue Bearbeitung der Geschichte Heinrichs I. vor. Der zweite Band des Hirsch'schen Werkes ist im Druck inzwischen weit vorgeschritten; andere Abtheilungen der Jahrbücher stehen in naher Aussicht. Kritische Abhandlungen von geringerem Umfange vereinigt in sich die von Häusser, Stälin und Waitz redigirte Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte". Drei Bände — jeder Band in drei Heften — sind bis jetzt erschienen und bieten die mannigfaltigsten Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Auf den Wunsch Sr. Majestät des Königs, hat die Commission der Specialgeschichte der Rheinpfalz, welche der Aufklärung noch sehr bedarf, besondere Aufmerksamkeit zugewendet und sich angelegen sein lassen, gründliche Arbeiten für die pfälzische Geschichte zu fördern. Auf Antrag Häussers, welcher die hier einschlagenden Unternehmungen zu leiten übernommen hat, ist bereits früher die urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, deren erster Theil die Presse verlassen hat, von der Commission unterstützt worden; der Verfasser dieses Werkes, Pfarrer Lehmann zu Nußdorf, hat jetzt die Bearbeitung einer Geschichte des Herzogthums Zweibrücken in Angriff genommen und die diesjährige Plenarversammlung hat auch diese Arbeit nach Kräften zu fördern beschlossen.

Eine eigenthümliche und hervorragende Stelle unter den Unternehmungen der Commission nimmt die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland ein. Der von Ranke angelegte Plan zu diesem außerordentlichen Werke, dürfte allgemein bekannt sein; auch die Namen der ausgezeichneten Gelehrten, die aus ganz Deutschland ihre Mitwirkung zugesagt haben, sind oft genannt worden. Man weiß, wie König Max II. ein ganz besonderes Interesse diesem großen nationalen Unternehmen widmet und für die Durchführung desselben in möglichster Vollendung Fürsorge getragen hat. Die Commission konnte sich die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die einer gleichmäßigen Ausführung gerade dieses Werkes entgegenstehen, niemals verhehlen, aber überzeugt, daß alle Mitwirkende von der eminenten Bedeutsamkeit ihrer Aufgabe durchdrungen sind, hofft sie doch in demselben eines der schönsten Monumente deutschen Geistes herzustellen. Die ersten Abtheilungen des Werkes sollen im nächsten Jahre veröffentlicht werden. v. Kobells Geschichte der Mineralogie ist im Druck nahezu vollendet; Bluntschli's Geschichte

[1] Die Handschrift des verewigten Verfassers wurde unter Waitzs Aufsicht von Dr. Usinger revidirt und mit zahlreichen Zusätzen bereichert.

Digitized by Google

der Staatswissenschaften ist in demselben weit fortgeschritten; von Fraas' Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft liegt die druckreife Handschrift vor, und Peschels Geschichte der Geographie geht dem Abschluß entgegen. Die ununterbrochene Fortführung des Unternehmens ist hinreichend gesichert

Endlich hat die Commission auch eine Reihe bedeutender Preisaufgaben aufgestellt, aber leider haben sich die Erwartungen, die sie dabei hegte, bisher nicht vollständig erfüllt. Entsprachen schon die im Jahre 1861 eingereichten Preisarbeiten nicht so den Anforderungen daß ein erster Preis hätte ertheilt werden können, so war das Resultat diesmal noch weniger befriedigend. Ein Preis von 2000 fl. war für ein Handbuch deutscher Alterthümer ausgesetzt worden, aber nur eine Bearbeitung war eingelaufen, die überdies nach dem einstimmigen Urtheil der Preisrichter (Grimm, Lappenberg, Waitz) weit hinter dem jetzigen Standpunkt der deutschen Alterthumswissenschaft zurückblieb und den Preis deshalb unmöglich erlangen konnte [1]. Die Commission gab sich jedoch der Hoffnung hin daß ein erneuertes Ausschreiben derselben Aufgabe erfolgreicher sein möchte, und beschloß

„einen Preis von 2000 fl. für ein Handbuch deutscher Alterthümer bis auf die Zeit Karls des Großen abermals auszusetzen. Die concurrirenden Arbeiten sind bis zum 1. Juni 1865 einzureichen; das Urtheil wird in der Plenarversammlung desselben Jahres verkündet werden".

Man verfehlt nicht hiebei an die früher von Sr. Majestät dem König ausgesetzten Preise zu erinnern, welche in den nächsten Jahren zur Vertheilung kommen sollen. Es sind folgende:

1. ein Preis von 3000 fl. für eine kritische Geschichte des Herzogthums Bajuvarien von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1180. Einlieferungszeit für die Arbeiten: 1. Jänner 1864.

2. Ein Preis von 1000 fl. für die nach Inhalt und Form vorzüglichste Lebensbeschreibung eines berühmten Deutschen. Einlieferungszeit: 31. März 1864.

3. Ein Preis von 1000 fl. für die in gleicher Weise sich auszeichnende Lebensbeschreibung eines verdienten oder berühmten Baiern. Einlieferungszeit: 31. März 1864.

4. Ein Preis von 10.000 fl. für ein gelehrtes Handbuch deutscher Geschichte von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zum 19. Jahrhundert. Einlieferungszeit: 1. Jänner 1865.

Näheres über diese Preisaufgaben findet sich in den „Nachrichten von der historischen Commission" (Beilage zu v. Sybels historischer Zeitschrift) und zwar im zweiten Stück des ersten Jahrganges, im ersten Stück des zweiten Jahrganges und im dritten Stück des dritten Jahrganges. Alle Preisarbeiten sind an das unterzeichnete Secretariat einzusenden.

München im October 1863.

Das Secretariat der historischen Commission bei der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften.

---

[1] Die Arbeit kann von dem Secretariat der Commission wieder in Empfang genommen werden.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Aus der Masse Gelegenheitsschriften, welche das Leipziger Schlachtjubiläum ans Licht rief, ragt die zweibändige, bei Brockhaus erschienene „Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814 und 1815", durch die ernste actengetreue Behandlung dieses Dramas besonders hervor; der ungenannte Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, den Faden der Geschichte durch Einfügung diplomatischer und militärischer Berichte zu unterbrechen und hiemit endlich ein vollständiges Bild von der Bewegung der Völker und der Cabinete aufgerollt, wie es in einem Rahmen die sehr zahlreichen litterarischen Beiträge bis jetzt vermissen ließen. Der Archivsdirector K. v. Weber in Dresden veröffentlicht, auf amtliche Quellen des besonders reichen Archivs zu Dresden gestützt, eine Biographie des Marschalls von Frankreich, „Moriz von Sachsen", mit Hervorhebung dessen, was neben seinem öffentlichen Auftreten als Kriegsheld lag. Der Bearbeiter des Kortüm'schen Nachlasses, Freiherr v. Reichlin Meldegg, legt den Freunden des verstorbenen Geschichtsschreibers wieder ein Heft vor, betitelt: „Geschichtliche Forschungen im Gebiete des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit", meist bisher in Zeitschriften zerstreute Aufsätze Kortüms enthaltend. Ein Beitrag zur Geschichte Thüringens in karolingischer und sächsischer Zeit (von der Zeit Karl des Großen bis zu Heinrich II) erschien von einem Schüler Waitz, Dr. Knochenhauer in Hamburg. „Die letzten Zeiten von Granada", herausgegeben von Marc. Jos. Müller, ist einer arabischen Handschrift des Escurials entnommen, mit spanischem Text und deutschem Commentar versehen. Das Königreich Italien, noch nicht gänzlich constituirt, hat schon in W. Rüstow einen Geschichtsschreiber à la Tacitus erhalten; seine „Annalen" umfassen vorläufig die Jahre 1861 bis 1863, vorzugsweise die Geschichte des Ministeriums Cavour.

Philosophie und Alterthumskunde bieten Erwähnungswerthes in einem Werke von Pastor Bielenstein in Kurland: „Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen", eine von der Petersburger Akademie gekrönte Arbeit; ferner: „Eran, das Land zwischen dem Indus und Tigris, Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte, von Dr. F. Spiegel". — „Gladstone's homerische Studien", eine freie Bearbeitung des theueren dreibändigen englischen Werkes über die homerische Frage, von Dr. A. Schuster, endlich eine neue Ausgabe des „Agamemnon von Aeschylos mit Uebersetzung und Commentar, von C. H. Keck".

In deutscher Sprach- und Sagenkunde gedenken wir einer Arbeit des hiesigen Professors und Scriptors an der Hofbibliothek, A. Ritter v. Perger, „Deutsche Pflanzensagen" und eines neuen Heftes der Pfeiffer'schen „Germania", das mit 16 Beiträgen namhafter Forscher gefüllt ist. — Einmal beim Inland angekommen, sei auf ein neues Werk des Aesthetikers Bayer in Prag hingewiesen, das „Von Gottsched bis Schiller" betitelt, eine Reihe Vorlesungen über die classische Zeit des deutschen Drama's umfaßt. Die von L. A. Frankl redigirte Ausgabe der „Gedichte von Jos. E. Hilscher", jenes begabten Fouriers, dem seine Vaterstadt Leitmeritz vermittelst des Ertrags dieser Gedichte ein Denkmal setzen will, hat ebenfalls jetzt die Presse verlassen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe am 21. October 1863.

Herr Karajan zeigt als Referant der historischen Commission an, daß derselben die nachstehenden Aufsätze zugesandt worden seien:

Digitized by Google

a. „Regesta documentorum quæ ut Germaniæ universæ austriaci imperii præsertim historiam illustrant. Ex codd. mss. Bibliothecæ palatinæ D. Marci Venet. contulit Josephus Valentinelli. Pars prima, a remotiore ævo ad Maximilianum I."

b. „Auszug aus König Maximilian II Copeybuch vom Jahre 1564". Mitgetheilt von Herrn Prof. Ritter v. Perger.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 4. November 1863.

Der Classe wird vorgelegt:

a. Ein Dankschreiben des Herrn Prof. Šembera für die ihm erwirkte Unterstützung der k. Akademie von 300 fl. zur Herausgabe der von ihm verfaßten „Grundzüge einer böhmisch-slavischen Dialectologie";

b. ein Manuscript des Herrn Mathias Koch, enthaltend einen Theil der von ihm verfaßten „Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Kaiser Ferdinands III.", mit dem Ersuchen, die Herausgabe dieses Werkes zu unterstützen.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Geschichte einer Gesandtschaft bei den Hiung-nu".

In den Nachrichten über den, seiner Standhaftigkeit willen gerühmten und einer Stelle in der Ehrenhalle des Himmelssohnes gewürdigten Su-wu, werden die eigenthümlichen, übrigens nicht ganz unverdienten Leiden, welche eine Gesandtschaft von Han bei dem Volke der Hiung-nu erduldet, nebst den zu Grunde liegenden, ziemlich verwickelten Ereignissen ausführlich geschildert.

Obwohl eine Behandlung von Gesandten gleich der in Rede stehenden, allem, was zwischen Völkern Sitte ist, zuwiderlaufend, die Merkmale eines vereinzelten, niemals wieder vorkommenden Falles an sich trägt, geht doch aus vielen anderen Angaben der Geschichte hervor, daß Aehnliches beinahe zu den Gewöhnlichkeiten gehörte.

Han und die Hiung-nu pflegten zu gewissen Zeiten sämmtliche Gesandte, welche aus dem fremden Lande ankamen, zurückzubehalten, und beide Mächte suchten es durch verschiedene Mittel dahin zu bringen, daß diese Männer sich ihnen ergaben, d. i. zu ihnen übergingen.

In der vorliegenden Abhandlung verfahren die Hiung-nu mit den Gesandten von Han nicht anders als mit Bewohnern des eigenen Landes, indem sie dieselben wegen des allerdings erwiesenen Verrathes, eines Mitgliedes der Gesandschaft zur Rechenschaft ziehen und zum Tode verurtheilen. Man begnadigt sie jedoch unter der Bedingung, daß sie sich ergeben.

Su-wu indessen, das Haupt der Gesandtschaft, weigert sich beharrlich, zu den Hiung-nu überzugehen und wird, da keinerlei Qualen ihn in seinem Entschlusse wankend machen, durch 19 Jahre in der Gegend des äußersten Nordens zurückgehalten.

Als merkwürdige Thatsache erscheint es ferner, daß damals sehr viele Eingeborne des Mittellandes, unter ihnen hochgestellte Männer, sich als Flüchtlinge bei den Hiung-uu befanden, was nur zu Gunsten dieses Volksstammes gedeutet werden kann, während sonst auch durch nicht wenige Beispiele dargethan wird, daß das Leben der großen Würdenträger selbst bei den Hiung-nu gesicherter war, als an dem Hofe von Han.

Manche besondere Aufschlüsse gewährt noch die Erzählung von dem mehrmaligen Zusammentreffen des Gesandten mit dem Heerführer Li-ling, über dessen Kampf, Nieder-

Digitized by Google

lage und endlichen Uebertritt zu den Hiung-nu in der Abhandlung: „Die Heerführer Li-Khuang und Li-ling" berichtet wurde.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 3. November 1863.

Herr Director Hofrath W. Haidinger eröffnet in gewohnter Weise die Reihe der Wintersitzungen mit einer Ansprache, in welcher die wichtigsten Ereignisse des abgelaufenen Jahres in Bezug auf das Leben der Anstalt in kurzen Umrissen dargelegt werden. Die gegenwärtige „Oesterreichische Wochenschrift", gab bereits in Nr. 41 einen Ueberblick der Sommerarbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt in dem gegenwärtigen Jahre, welche also nahezu dem Inhalte dieser Ansprache gleichkommt. Die Lage der Anstalt am Schlusse des verflossenen Jahres geht voran; der huldreichsten Aufnahme der Ergebnisse (Bücher und geologischer Karten) durch Se. k. k. Apostolische Majestät wird gedacht, der Ehrenpreise von der internationalen Ausstellung in London und der Collectivausstellung in Hietzing, die Aufgaben des Jahres werden bezeichnet, die localisirten Aufnahmen in dem Steinkohlengebiet der nordöstlichen Alpen, die Detailaufnahmen in Ungarn nördlich der Donau, von der österreichischen und mährischen Grenze beginnend, in drei Sectionen unter den Herren k. k. Bergräthen Lipold, Foetterle, Franz Ritter v. Hauer. Ferner die Vorarbeiten zur Herausgabe einer großen Karte des gesammten Kaiserreiches in geologischem Farbendruck in neun Blättern, nach den nun abgeschlossenen geologischen Uebersichtsaufnahmen. Ferner Bericht über die Arbeiten im Museum überhaupt die Obliegenheiten der Arbeiten eines jeden der Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt, so wie auch die Zutheilungen der von dem Herrn k. k. Finanzminister Edlen v. Plener einberufenen k. k. Bergingenieure. Kurz angedeutet auch die Ergebnisse der geologischen Untersuchungsreisen, die Vertheilung des Jahrbuches und der Abhandlungen, der Stand der Bibliothek u. s. w. Aus vielen Veranlassungen der anerkennendste Dank den zahlreichen Gönnern, Freunden und Förderern der Arbeiten der Anstalt ausgesprochen. Mit warmen Worten legte Haidinger das neue wichtige Werk vor: „Geologie Siebenbürgens", von Franz Ritter v. Hauer und Dr. Guido Stache, das soeben von dem „Verein für siebenbürgische Landeskunde" herausgegeben worden ist.

Herr Dr. K. Peters, gab auf Grundlage einer großen Anzahl von Gesteinsexemplaren, die Herr Zelebor, Custosadjunct am k. Hofnaturaliencabinet, aus der Gegend von Tultscha mitgebracht hat und in Hinweisung auf einige Versteinerungen aus der Umgebung von Kustendsche, welche die k. k. geologische Reichsanstalt Herrn Prof. J. Szabó und dem berühmten Reisenden, Herrn v. Tschihatscheff verdankt, einige Nachrichten über den geologischen Bau der Dobrudscha. Die Steilränder des rechten Donauufers zeigen unter der Lößdecke mächtige Kalksteinpartieen, von wahrscheinlich triassischem Alter und in großer Verbreitung auch die aus Ungarn und Siebenbürgen wohlbekannten verrucanoartigen Quarzite und Mergelschiefer. Weiter landeinwärts (südlich) liegen über ersteren Sandsteine und dunkle Kalksteine, die vermuthlich dem Lias angehören, und erheben sich bedeutende Berge aus einem dichten augitischen Eruptivgestein. Da allerlei Gesteinsproben von Crinoidenkalken, von kohlenführenden Sandsteinen, von Eisenglanzanbrüchen u. dgl. m. aus der ferneren Umgebung von Tultscha und Babadagh vorliegen und die obenerwähnten Versteinerungen von Kustendsche zum Theil auf die Kreide-, zum Theil auf die obere Juraformation hinweisen, so ergiebt sich schon aus diesem zufällig zusammengebrachten Materiale eine Mannigfaltigkeit des

Digitized by Google

geologischen Baues, die man von diesem, auf den Karten von Europa als ein gleichförmiges Gebiet von krystallinischen oder paläolithischen Schiefern verzeichneten Lande kaum ahnen konnte. Eine genauere geologische Untersuchung der Dobrudscha, die bei der Regelmäßigkeit unseres Dampfschiffverkehrs nicht allzu schwierig und eine ganz eigentlich österreichische Aufgabe wäre, ist demnach in hohem Grade wünschenswerth.

Eine zweite Mittheilung machte Herr Dr. Peters über das Vorkommen kleiner Nager und Insectenfresser im Löß von Nußdorf bei Wien. Vor einigen Monaten ist in einer der dortigen Ziegelgruben, drei Klafter unter der Oberfläche ein ungewöhnlich großer Schädel vom Elephas primigenius gefunden worden. Die sorgfältige Behandlung, die man, in der Hoffnung den ganzen Rest zu erhalten, den einzelnen Trümmern des Schädelgehäuses im kaiserlichen Hofmineraliencabinet widmete, führte zur Entdeckung einer großen Menge von winzigen Knochen und Zähnchen, deren vollständige Aufsammlung dem Eifer und der Gewandtheit des k. Cabinetsdieners Bratina zu danken ist. Neben dem gemeinen Maulwurf (Talpa europæa L.), dessen diluviales Alter längst bekannt ist, und den Wühlmäusen, Arvicola amphibius und A. glareolus, fand Peters die nordische Wühlmaus, A. ratticeps Schreb. und eine Spitzmaus, die sich als eine interessante Mittelform zwischen den Arten Sorex alpinus und S. vulgaris erweist. Die in dem Lehm, untermischt mit den Knöchelchen, vorgekommenen Schnecken, unter denen Planorbis leucostomus Michl. bei weitem vorherrscht, zeigen, daß dieses Lößlager eine durch und durch sumpfige Anschwemmung sei, in der die genannten Wühler als Zeitgenossen des Mammuth begraben wurden.

Nachdem Prof. Peters noch auf die nahe Verwandtschaft hingewiesen, die zwischen dieser kleinen Fauna und den in der Knochenbreccie von Veremend in Ungarn (südlich von Fünfkirchen) enthaltenen Arten besteht, fordert er die Freunde der Paläontologie auf, den kleinen Skeletresten im Löß ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, indem nur durch eine große Anzahl von Beobachtungen eine genaue Bestimmung der Typen und eine annähernd richtige Auffassung ihrer geographischen Verbreitung im Verhältniß zu den jetzt lebenden Arten erreicht werden könne.

Herr Karl Ritter v. Hauer berichtete über eine von ihm unter Mitwirkung des Herrn Hořinek ausgeführte Arbeit, betreffend die bei der Saline in Ebensee gewonnenen Producte und Nebenproducte.

Die dort zur Verarbeitung kommende Soole enthält bei einem specifischen Gewicht von 1.2027 in einem Kubikfuß 16.795 Pfund Kochsalz und 0.915 Pfund Nebensalze; sie ist ein gemischtes Product aus den Ischler und Hallstädter Bergbauen.

Das aus der Soole erzeugte Kochsalz enthält im Durchschnitt 96.44 pCt. reines Chlornatrium. Durch Rechnung ergiebt sich, daß demnach beim Siedprocesse 52 pCt. von den in der Soole enthaltenen Nebensalzen abgeschieden werden, und zwar namentlich als Pfannstein und die sogenannten Dörrauswüchse, welch' letztere noch als Viehsalz verwerthet werden. Der Pfannstein enthält als wesentliche Bestandtheile 29 pCt. Gyps, 19 pCt. Glaubersalz und 48 pCt. Kochsalz, während die Dörrauswüchse 72 bis 79 pCt. Kochsalz enthalten.

Die Mutterlauge enthält per Cubikfuß 15.5 Pfund Kochsalz und 3 Pfund Nebensalze, darin eine nicht ganz unbeträchtliche Menge Brommagnesium.

Die Erzeugung an Salz im Jahre 1862 betrug bei dieser Saline 679.000 Ctr. Der Aufwand an Brennmaterial belief sich auf 20.000 Klafter gemischtes hartes und weiches Holz.

Der Besuch war zahlreich, die Herren k. Akademiker Dr. Boué und Prof. Reuß waren gegenwärtig. Herr Dr. Boué bemerkte, daß der verewigte Kreil aus der Dobrudscha Gebirgsarten mitgebracht, übereinstimmend mit dem Peters'schen Bericht, und daß es gewiß unter günstigen Verhältnissen sehr wünschenswerth wäre, wenn gerade

Digitized by Google

die genannten Gegenden durch einen Reisenden von Wien aus näher untersucht würden. Der Vorsitzende dankt für diese freundliche Erinnerung und erwartet, daß der Gegenstand nicht fehlen wird bei erster Veranlassung berücksichtigt werden.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Mehrere rasch auf einander zu erwartende Publicationen werden von der emsigen Benützung der Ferien von Seiten des Vereines Zeugniß geben. Das vielbesprochene „Homiliar des Bischofs von Prag Sæc. XII." ist im Druck vollständig fertig und wird noch im Laufe dieser Woche als erster Band der ersten Abtheilung („Quellen") der von dem Verein zu veröffentlichenden „Beiträge zur Geschichte Böhmens" ausgegeben werden. Bekanntlich hat der Verein seine „Beiträge zur Geschichte Böhmens" in drei Serien getheilt, deren erste den eigentlichen Quellen, die zweite sowohl den Quellen als quellenmäßigen Ausarbeitungen einzelner Theile der böhmischen Geschichte, dann aber auch linguistischen, ethnographischen oder statistisch geographischen Werken, und deren letzte ausschließlich der Städtegeschichte gewidmet ist. Für die zweite Serie ist schon der erste Schritt gethan, indem eine von Herrn Prof. Petters in Leitmeritz versprochene „Instruction für Dialectforschung" im Manuscripte, eine zweite Nummer derselben Serie aber, „die Laute der Tepler Mundart" von Prof. Joh. Rassl bereits im Druck vollendet ist. Eben so hat Herr Dr. Jos. V. Grohmann, wie wir hören, den ersten Band seines Werkes „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren" beendigt und dem Ausschuß zur Drucklegung für dieselbe Serie übergeben. Für die dritte Abtheilung der „Beiträge", welche bekanntlich mit Jul Lipperts „Geschichte von Trautenau" eröffnet wurde, steht in nächster Aussicht „Die Geschichte der Bergstadt Graupen" von Dr. Hallwich.

In der am 7. d. M. zahlreich besuchten Sitzung der Abtheilung für allgemeine Landesgeschichte legte Herr Prof. Dr. Höfler die Chroniken der Stadt Grulich von Herrn Pfarrer Alois Kraus in Nieder-Ullersdorf, der Stadt Landskron von Herrn Vincenz Pernikarcz und der Stadt Osseg vom Herrn Prof. Scheinpflug vor, über welche in der nächsten Sitzung berichtet werden soll. Herr Prof. Höfler stellte ferner die Handschrift der von ihm kürzlich in der Universitätsbibliothek aufgefundenen Beschreibung des ersten Römerzuges und der Krönung Karls IV. von Johannes de Porta de Adonusaco dem Vereine zur Verfügung; dieselbe ward dem Ausschusse zur Veröffentlichung empfohlen.

Königlich ungarische Naturforschergesellschaft.

In der Fachsitzung am 28. October las der Professor am Josephs-Polytechnicum in Ofen, Herr Krenner, zwei interessante Abhandlungen vor, deren eine über den neuen americanischen Alarit und die zweite über die Antimoniumkrystallformationen sich verbreitete. Der supplirende Professor an derselben Anstalt, Herr Jos. Bernál disserirte über die chemischen Eigenschaften des Pentelikon-Marmors, der sowohl durch seine ausgezeichnete Schönheit, als auch durch den Umstand, daß er auf der Ebene von Marathon vorkommt, merkwürdig ist. Hierauf wurden zahlreiche, während der Vereinsferien eingelaufene Zuschriften verlesen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Geologie Siebenbürgens.

Von Franz Ritter v. Hauer und Dr. Guido Stache.

(Wien 1863, bei W. Braumüller.)

Siebenbürgen ist unter den österreichischen Ländern das erste, von dem eine Uebersicht der geologischen Verhältnisse, anstatt in einer Reihe von Abhandlungen und Berichten, gleich in einem umfassenden Werke veröffentlicht wird.

Mehrere Umstände vereinigten sich, um die Entstehung desselben zu begünstigen. Die Aufnahmen wurden binnen zwei Jahren unter der Leitung Franz v. Hauers von nur wenigen, ausgezeichneten Beobachtern ausgeführt, denen von ihren kurz vorher abgeschlossenen Arbeiten in Ungarn und den südlichen Alpenländern eine reiche Erfahrung zu Gebote stand, und im Lande selbst zeigte sich eine Bereitwilligkeit, die Untersuchungen der Staatsgeologen zu fördern, wie sie anderwärts kaum gefunden werden konnte. Zwei wissenschaftliche Vereine, deren Mitglieder seit einer längeren Reihe von Jahren an der Landeskunde Siebenbürgens in rein wissenschaftlicher und in geographisch-statistischer Richtung arbeiten, wetteiferten mit einander, die Herren v. Hauer, v. Richthofen, Dr. Stache und Stur auf ihren Reisen zu unterstützen; einem dieser Vereine verdanken wir die Herausgabe des oben genannten Werkes und der geologischen Uebersichtskarte, welche demselben voranging.

So gewiß es ist, daß nur durch ein aufrichtiges Zusammenwirken der Naturforscher von umfassender Erfahrung, die über ein reiches Materiale verfügen und von großen litterarischen Hülfsmitteln umgeben sind, und der wissenschaftlich Gebildeten, die sich die Erforschung ihres engeren Vaterlandes zur Aufgabe gesetzt haben, große Resultate zu Stande kommen können, so begreiflich ist es auch, daß dies gerade in Beziehung auf die Geologie Siebenbürgens in so erfreulicher Weise stattfand.

Wenn die Untersuchungen der Formationen mittleren Alters in den Gebirgen Ungarns lediglich auf der Grundlage einer genauen Kenntniß der österreichischen Alpen gedeihen konnten, die selbst erst durch äußerst sorgfältige Studien über die geologische Natur von Vorarlberg, Tirol und den baierischen Alpen in ihren Beziehungen zu den gleichzeitigen Ablagerungen nördlich von der Donau zu einem befriedigenden Abschluß gelangt ist, so war es im vorhinein klar, daß man, um Siebenbürgen zu studiren, nicht nur mit den Alpen, sondern auch mit Ungarn und dem Banate völlig vertraut sein müsse [1].

[1] Unsere Alpen — das ist eine unumstößliche Wahrheit — werden, so schwierig auch eine allseitig genaue Gliederung ihrer Schichten ist, immer das Musterterrain, die eigentliche Grundlage

Digitized by Google

Siebenbürgen, als das äußerste Land in der ganzen Reihe, kam denn auch zuletzt zur Untersuchung und die gelehrten Männer im Lande hatten hinreichend Gelegenheit gehabt, das Emporwachsen der österreichischen Geologie zu verfolgen und sich das Bedürfniß klar zu machen, daß ihr schönes und reiches Land in den Kreis dieser Forschungen einbezogen und ihnen selbst eine Grundlage für ihre eigenen verdienstvollen Arbeiten geschaffen werde. In richtiger Auffassung des Verhältnisses, in dem die Provinzialforschung (der Leser halte uns dieses Wort zu Gute) zu den wissenschaftlichen Centralanstalten des Reiches steht, wußten die gelehrten Vereine in Hermannstadt die von staatswegen unternommenen Arbeiten für ihre Landeszwecke zu verwerthen. Daß sie dies thun würden, war von der Bildung und dem praktischen Sinne ihrer Mitglieder im vorhinein zu erwarten.

Nebst diesen, sowohl die Untersuchung selbst als auch die einheitliche Bearbeitung derselben begünstigenden Umständen, kamen unseren Forschern noch bedeutende geologische Vorarbeiten zu Hülfe. Wir meinen damit nicht nur die Werke des ehrwürdigen Fichtel und der reisenden Montanistiker, die zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Siebenbürgen besucht hatten, oder die wichtigen Abhandlungen von A. Boué und Lill v. Lilienbach aus den Jahren 1830 bis 1835, auch nicht die zahlreichen Arbeiten von Bielz, B. v. Cotta, J. Grimm, Freiherrn v. Hingenau und vielen anderen aus neuester Zeit; sie alle gehören der jedermann zugänglichen Litteratur an. In Beziehung auf Siebenbürgen besaß die österreichische Wissenschaft einen noch ungehobenen Schatz in den umfassenden und scharfsinnigen Beobachtungen, die Partsch auf seinen Reisen in den Jahren 1826 und 1827 angestellt hatte. Die geologische Karte Siebenbürgens, die er entworfen, seine umständlich geführten Tagebücher, voll von treffenden Bemerkungen waren Manuscript geblieben, seine Berichte an die Hofstelle, in deren Auftrag und Interesse die Reise unternommen wurde, schlummerten als ein „schätzbares Materiale" in den Archiven. Erst in den Jahren 1858 bis 1862, zwei Jahre nach dem Tode Partschs, kamen die Manuscripte des trefflichen Gelehrten wieder ans Licht und fanden durch Fr. v. Hauer und seine Mitarbeiter ihre volle Verwerthung. Es giebt wenige Capitel des vorliegenden Werkes, wo Partschs Name nicht auf jeder Seite genannt ist; viele Stellen aus seinem Tagebuche konnten unverändert benützt werden. Während des dreißigjährigen Todesschlafes dieser wichtigen Studien sind die Murchison, de la Beche, Lyell und Elie de Beaumont große Männer und die Verfasser unsterblicher Werke geworden — Partsch, der nicht nur Siebenbürgen, sondern die ganze Militärgrenze und sämmtliche innerösterreichische Länder bereist und das Materiale zu ähnlichen Werken in der Hand hatte, war so ganz und gar Altösterreicher, daß er sich mit einer kleinen Wirk-

für alle Studien in der südlichen Zone von Oesterreich bleiben. Die Alpenforschung, vereint mit den Untersuchungen über die Eruptivmassen von Ungarn und Siebenbürgen, ist der Schlüssel zum ganzen Südosten der alten Welt.

Dies im vorhinein erkannt und alle Kräfte auf das Studium der Alpenstratigraphie geworfen zu haben, ist eines der großen Verdienste W. Haidingers.

Digitized by Google

samkeit in den inländischen Gelehrtenkreisen begnügte. Er hat der Welt keine umfangreichen litterarischen Werke, wohl aber das k. Hofmineraliencabinet mit einer vollständigen Fachbibliothek und einer unerreichbaren Meteoritensammlung zurückgelassen, ein Institut, welches im Vereine mit der k. geologischen Reichsanstalt Oesterreich binnen weniger als zwei Jahrzehnten auf den hohen Rang erhob, den es heutzutage auf dem Gebiete der Geologie einnimmt.

Haben wir im vorhinein der Unterstützung und der wissenschaftlichen Hülfsmittel gedacht, durch die das Werk unserer Geologen in und über Siebenbürgen gefördert wurde, so ist es nicht mehr als billig, daß wir auch die Schwierigkeiten nicht unerwähnt lassen, die bei den Untersuchungen zu überwinden waren.

In Siebenbürgen reist man bekanntlich nicht so leicht, wie in den Alpenländern, wo es allenthalben Thalstationen giebt, wo zahlreiche Almhütten hoch und nieder als Nachtquartiere benützt werden können und jede Excursion sich auf genauen Karten im vorhinein bemessen läßt. Verproviantirt für zwei bis drei Tage, bald zu Fuß, bald wieder nothgedrungen zu Pferde, muß der Geolog in den transilvanischen Gebirgen umherziehen; keine der bestehenden Karten leitet ihn sicher, er muß sie vielmehr erst berichtigen. Nachtlager unter freiem Himmel oder unter leichtem Rindendach, Feuer, zu denen das Holz erst gesammelt, Mahlzeiten, zu denen die Milch an den zahlreichen Fasttagen der Rumänen beinahe gewaltsam herbeigeschafft werden muß, wenn die Wanderer Pferde mit sich führen, auch die Abwehr der Wölfe, die den Lagerplatz umkreisen, dazu noch die Sprachhindernisse, die geringe Ortskenntniß der Eingebornen und der Umstand, daß die engen Thäler nur selten gangbar sind — das alles macht geologische Wanderungen an den Zweigen des Számos-, des Maros- und Altflusses schwieriger, als in irgend einem anderen Lande von Oesterreich, Dalmatien etwa ausgenommen. Handelt es sich nun gar um officielle Aufnahmen, bei denen kein wichtiges Stück des Landes unberücksichtigt bleiben darf, und haben die Geologen entlegene Punkte aufzusuchen, die ein Vorgänger, begünstigt durch eine zufällige localkundige Begleitung, entdeckt hat und die wiedergefunden werden müssen, so ist ihre Aufgabe in der That keine leichte. Nur die Begeisterung für die Wissenschaft und eine vollkommene Meisterschaft im geologischen Wandern kann unter solchen Schwierigkeiten die Ergebnisse sichern.

Schlagen wir nach dieser Vorbemerkung, in der wir ganz im Sinne der Verfasser zum Andenken an einen der bedeutendsten und gewiß den bescheidensten vaterländischen Naturforscher einige Worte zu sagen für passend hielten, das Werk selbst auf.

Was uns zunächst ins Auge fällt ist das Litteraturverzeichniß (S. 1 bis 28). Nebst 7 geologischen Uebersichtskarten, die ganz oder zum Theile Siebenbürgen betreffen, und 11 Schriften über Höhenbestimmungen nennt und behandelt dieses Verzeichniß nicht weniger als 320 Werke, Abhandlungen und Notizen, die entweder die Geologie und Geographie des ganzen Landes oder besonderer Theile desselben, oder einzelne Vorkommnisse von Mineralien, Felsarten und Versteinerungen zum Gegenstande haben. Von der Auraria dacoromanica von Köleseri

Digitized by Google

(1717) bis auf die vor kurzem erschienene — in dem Werke hier bereits mit verarbeitete — Abhandlung von Stur über die geologischen Verhältnisse des südwestlichen Siebenbürgens ist wohl alles, was in der bezeichneten Richtung auf das merkwürdige Land Bezug hat, aufgezählt; selbst Schriften, die nur durch die Beschreibung eines oder des anderen interessanten Petrefactes zur geologischen Kenntniß desselben beitragen, sind aufgeführt.

Fürwahr, ein solches Litteraturverzeichniß ist an und für sich schon ein bedeutendes Werk und nur die Zettelkästen, die unser gefeierter Geologe Franz v. Hauer seit fünfzehn Jahren über die geologische Litteratur der österreichischen Länder führt, konnten die Entstehung desselben ermöglichen.

Das Buch zerfällt naturgemäß in zwei Theile, einen allgemeinen Theil, der die einzelnen im Lande vertretenen Formationen mit den ihnen zugehörigen Massengesteinen behandelt (S. 29 bis 220) und die „Geologische Detailschilderung" des Landes, die mit dem südlichen Grenzgebirge beginnt und mit dem Bergland zwischen den Hauptflüssen im Innern des Landes endet (S. 221 bis 601). Den Schluß des Ganzen bilden Verzeichnisse sämmtlicher aus den einzelnen Formationen Siebenbürgens bisher bekannt gewordenen Petrefacten, worin selbstverständlich die durch Hörnes, Neugeboren u. A. so sorgfältig untersuchten Seethierreste der Miocenperiode den größten Antheil haben und ein Ortsregister (S. 622 bis 636). Wer es jemals mit siebenbürgischen Ortsnamen und überhaupt mit der Topographie unserer Ostländer zu thun und unter den verzeihlichen Irrthümern auswärtiger Schriftsteller zu leiden hatte, die, ohne die Bedeutung der Namen zu kennen, sich mit einer einfachen Angabe und beiläufigen Orientirung der Localität begnügten, wer da weiß, daß es in Siebenbürgen mindestens eben so viele Ortschaften Namens Pojána, als im hercynischen Ländersystem Namen mit Reut, Gereuth oder Rode und ebensoviele Magura oder Mogura giebt, als hohe Berge, die von Dörfern aus sichtbar sind, der weiß den Werth eines solchen Ortsregisters ganz zu schätzen. Es ist buchstäblich wahr, daß nur derjenige, der Siebenbürgen mit der bestmöglichen Karte und dem Notizbuch in der Hand kreuz und quer durchwandert hat, Ortsverzeichnisse geben kann, und daß dergleichen auch nur als Anhänge zu naturwissenschaftlichen und geographischen Schriften einen Sinn haben.

Es liegt in der Natur eines geologischen Werkes über ein besonderes Land, daß sich Einzelnheiten daraus nicht wohl mittheilen lassen; für ein trockenes Excerpt oder Titelverzeichniß würden uns die Leser wenig Dank wissen. Wir müssen uns deßhalb auf einige wenige Momente aus dem allgemeinen Theil beschränken.

Ich habe schon oben angedeutet, daß die geologische Erforschung des österreichischen Kaiserstaates in keiner anderen Reihenfolge angefaßt werden durfte, als sie in der That unternommen wurde. Man konnte das geologisch und geographisch in so vielfacher Beziehung selbstständige Böhmen eine gute Weile bei Seite lassen und mußte auf die Alpen losgehen, deren vielgliedrige Höhenzüge die größtmögliche

Digitized by Google

Reihenfolge der Formationen des südlichen Europa, in mehr oder weniger klarer Entwicklung bloßgelegt enthalten. Hatte man hier die gesetzmäßige Schichtenfolge und die Beziehungen der einzelnen Gebilde zu den gleichzeitigen, bereits so vielfach untersuchten Ablagerungen im westlichen (nordwestlichen) Europa erkannt, so durfte man sich an die minder hohen und durch weite Ausfüllungsstrecken von einander getrennten Gebirge Ungarns und zuletzt an Siebenbürgen wagen. Eben so naturgemäß war es, daß man zuerst das sogenannte Wiener Becken, d. h. die jungtertiäre Ausfüllung studirte, die, zum Theil in den Lücken der Alpinenkette, zum Theil zwischen ihr und dem hercynisch-sudetischen Gebirgssystem gelegen, vom Mittelpunkte des Reiches und der österreichischen Wissenschaft aus am leichtesten erfaßt werden konnte, und nicht das ferne siebenbürgische Becken, wo die seither von Hörnes und Sueß um Wien gefundenen Gesetze gewiß erst viel später und nach viel mühevolleren Untersuchungen hätten erkannt werden können.

Von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft aus darf man geradezu behaupten, derjenige Staat oder Ländercomplex, der ein Alpengebirge und ein ausgezeichnetes Tertiärbecken von mäßigem Umfange besitzt und an ein höher, (d. h. früher) cultivirtes Berg- und Hügelland von anderer geographischer Breite grenzt, — gleichviel ob in der nördlichen oder in der südlichen Erdhälfte — der wird seine geologische Arbeit ungleich leichter und rascher bewältigen, als wenn er die großen, seine Culturfähigkeit herabsetzenden Schichtenaufbrüche entbehren und in orographischer Beziehung seinem Nachbar gleichen würde, oder wenn er den Bodenreichthum einer weiten Beckenentwicklung vor ihm voraus hätte.

Daß man, viele Jahre nachdem der Schichtenbau von Mittel-Europa nördlich von der Donau, Dank dem Reichthum vieler einzelner Bänke an Versteinerungen und Dank der hohen geistigen Cultur auf diesem Boden, schon recht genau erkannt war, von unseren Alpen wie von einer geologischen Wüste sprechen konnte, hatte seinen hauptsächlichen Grund darin, daß die Geologen, welche die Alpen bereisten, nicht im vorhinein wissen konnten, wie die Schichtentafeln aus Kalkstein von 1000 bis 2000 Fuß Dicke viel geringere Mergel und Sandsteinlager der außeralpinen Terrains ersetzen, daß Hallstatt, Aussee, Waidhofen u. dgl. nicht Universitätsstädte oder Residenzen mit Museen und Bibliotheken sind, und daß sich an unseren wirklich bestehenden Universitäten damals nur äußerst wenige Gelehrte etwas davon träumen ließen, um was es sich in der Geologie eigentlich handle. — Unter dem Einfluß dieser Scheu vor den Alpen hat man noch viel später dem scharfblickenden Leiter der k. geologischen Reichsanstalt Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht vor allen anderen Ländern Ungarn und Siebenbürgen untersuchen ließ, wo bekanntlich die verborgenen Schätze Oesterreichs liegen sollten. Jetzt, im Besitze der geologischen Uebersichtskarten von diesen Ländern und umfassender Arbeiten über ihre Formationen, begreifen die Sachkundigen, daß dieser Weg ein völlig verfehlter gewesen wäre. Auch hat das gebildete Publicum einsehen gelernt, daß jene verborgenen Schätze nirgends anders als in dem richtigen Zusammenwirken von Ackerbau, Communicationen und Industrie zu suchen und daß die Geologen keineswegs Schatzgräber

Digitized by Google

sind, sondern Gelehrte, deren Rath man bei den Anlagen von Eisenbahnen und Straßen, bei Wasserbauten, bei der Wahl von Baumaterialien und bei montanistischen Unternehmungen einholen soll.

In Siebenbürgen hatte die Geologie neben ihrem eigentlichen Geschäfte der Schichten- und Gesteinsuntersuchungen, noch eine andere große und für dieses Land vor allem wichtige Aufgabe.

In Culturländern, deren Relief einfach und leicht zu überschauen ist, kam die geologische Untersuchung spät nach der geographischen. Katastralvermessungen, sehr genaue geographische Karten lagen von solchen Ländern Jahrzehnte lang vor, ehe man an eine topographisch genaue Feststellung geologischer Thatsachen denken konnte. Siebenbürgen dagegen hat, trotz seiner kesselartigen Abrundung, einen höchst complicirten Gebirgsbau, zu dessen Darstellung von einheimischen Gelehrten, wie Bielz, Binder, Reißenberger u. A. vorerst nur einige orographische Grundlinien gezogen waren. Die geologische Uebersichtsaufnahme mußte hier zugleich eine geographische Recognoscirung, das vorliegende Werk dem Wesen nach eine geographische Uebersicht des Landes sein. Es ist oft genug gesagt worden, daß dergleichen geographische Arbeiten, gleichviel ob es sich um die Verbindung zahlreicher, wohlbekannter Einzelheiten, wie z. B. in den Alpenländern, oder um die erste Auffassung in großen Zügen handelt, wie hier in Siebenbürgen, nur von Geologen gemacht werden können. Nur der Geologe besitzt jene große Uebung in der Beurtheilung von Terrains, jene Leichtigkeit der Induction, die unerläßlich sind zur einheitlichen Auffassung vieler verschiedenartiger Gebirgselemente, deren jedes seine besondere orographische Gestaltung hat.

Daß die Lösung dieser Aufgabe Herrn v. Hauer und seinen Mitarbeitern vollständig gelang, daß „Die Geologie Siebenbürgens" wirklich eine auf geologischen Studien beruhende *Geographie Siebenbürgens* ist, darin liegt der größte Werth des Buches, und in dieser Eigenschaft wird es die Grundlage aller künftigen Arbeiten sein, die den Boden von Siebenbürgen zum Gegenstand haben.

Die *alten* Formationen erscheinen hier, wenn gleich mächtig genug, doch stark verhüllt durch einen hohen Grad von krystallinischer Gesteinbildung Sie lassen sich mit den analogen Gebirgsmassen von Ober-Ungarn und dem Banat in eine, ungezwungene Verbindung setzen, entbehren aber völlig des symmetrischen Baues wie wir ihn aus den Alpen kennen, und der Ueberreste vorweltlichen Pflanzenwuchses, wie sie eine dieser Formationen im Banat darbietet. Die Schichten *mittleren* Alters sind stark zerstückt und auf einzelne Particen der südlichen Hochgebirgshälfte des Landes beschränkt. So viel man sie bislang kennt, so scheinen die ältesten Abtheilungen mit den Alpengebilden genau übereinzustimmen, dagegen zeigt der Mangel der „rhätischen" Formation und die Entwicklungsweise des Lias, daß Siebenbürgen in diesem einen Zeitraum, der den Alpen ihre eigenthümliche Physiognomie gegeben und sie zu dem mitteleuropäischen Boden in einen auffallenden Gegensatz gebracht hat, der alpinen Zone nicht angehörte. Um so auffallender und für den Geologen erfreulicher ist dagegen die völlige Identität der

Digitized by Google

Kreideformation Siebenbürgens mit den Neocom- und Gosaubildungen unserer Alpenländer; eine Thatsache, die schon von Boué und Partsch richtig erkannt und jetzt wieder von Stur und Holiczka auf das klarste dargestellt wurde. Die seit mehreren Jahren in Bezug auf die Alpen festgehaltene und für die West-Karpathen durch die wichtigen Untersuchungen Hoheneggers erwiesene Ansicht, daß eine Abtheilung des Wiener oder Karpathen-Sandsteins der Kreideformation angehöre, findet auch in Siebenbürgen ihre Bestätigung.

Einen Glanzpunkt des Werkes bildet das Capitel über das ältere Tertiärgebirge (S. 110 bis 146). Dr. Stache, welcher dem Studium dieser Formation in Krain, Istrien und Dalmatien mehrere Jahre gewidmet hat, war vor allen anderen österreichischen Geologen dazu berufen, die weit verbreiteten Ablagerungen derselben in Siebenbürgen in das volle Licht zu setzen. Trotz der Unvollkommenheit der Aufschlüsse in den Waldgebirgen des nordwestlichen Theiles gelang es ihm eben da eine Specialgliederung der Eocenablagerungen zu entwerfen, die in drei Gruppen mehr als 20 Schichten und überdies noch mehrere, als locale Aequivalente einzelner vor ihnen erscheinender Gebilde enthält. Die Kenntniß von der Eocenformation im südöstlichen Europa hat dadurch einen bedeutenden Fortschritt gemacht.

Nicht minder wichtig, ja geradezu entscheidend für einzelne Punkte der Geologie unserer Ostländer, in denen sie am innigsten mit großen Fragen über den Bau ferner Erdtheile zusammenhängen ist der von beiden Verfassern, zumeist von Stache, bearbeitete Abschnitt über „die Eruptivgesteine der Tertiärzeit" (S. 44 bis 102).

Was Beudant in den Jahren 1820 bis 1823 für die Kenntniß der ungarischen Trachyt- und Basaltgesteine geleistet, war für seine Zeit bewunderungswürdig. Der neueren Lithologie konnte es aber nicht mehr genügen und ein völliges Verkennen der geologischen und lithologisch-chemischen Bedeutung dieses großartigen Eruptivgebietes und seiner Felsarten riß nach und nach in der Litteratur ein, die nach Beudants Voyage en Hongrie durch keine umfassende Abhandlung über diesen Gegenstand bereichert worden. Die Lithologie war auf Grundlage der mittel- und westeuropäischen Arbeiten und zahlreicher Studien in außereuropäischen Gebieten emporgewachsen; Ungarn und Siebenbürgen waren dabei nur ganz oberflächlich in Betracht gekommen. Man kannte vielerlei Gesteine von da und wußte, daß sie sich wesentlich von den Trachyten des mitteleuropäischen Eruptivgürtels unterschieden, die Namen, die ihnen Beudant gegeben hatte, wurden citirt, wie sich die Massen aber in der Natur zu den geschichteten Ablagerungen verhalten, ihren Zusammenhang, ihre Altersfolge kannte Niemand. Diese Fragen konnten erst bei den Aufnahmsarbeiten in Angriff genommen werden, welche die k. geologische Reichsanstalt im Jahre 1858 begann. Ferdinand Freiherrn v. Richthofen gebührt das Verdienst, sie durch seine dreijährigen Studien als Sectionsgeologe in Ungarn und Siebenbürgen der Lösung nahe geführt zu haben.

Indem er eine ganze Reihe von geologisch verwandten, dem Ansehen nach aber höchst verschiedenen Gesteinen zu einer neuen Gruppe vereinigte, hingegen eine

Digitized by Google

in Ungarn weitverbreitete Felsart, der man ehedem irrthümlich ein sehr hohes Alter zugeschrieben hatte, zum Trachyt zog, brachte er Ordnung in das Chaos von trachytischen Felsarten. Wie streng localisirt aber manche geologischen Erscheinungen sind und wie groß der Umfang der unmittelbaren Studien sein müsse, deren der Geologe bedarf, bevor er endgültige Gesetze aussprechen darf, das zeigte sich auch hier wieder auf das schlagendste. Die Untersuchungen, die Stache im Jahre 1860 im westlichen Siebenbürgen anstellte, erwiesen, daß in v. Richthofens neuer Gruppe Rhyolith, eine weit ältere Art von kieselerdreichem Trachyt, mit einbezogen war und daß sich eben dieser Theil der karpathischen Gebirge vom östlichen Theil des Landes im Allgemeinen durch einen viel höheren Gehalt der jüngeren Eruptivgesteine an Kieselerde unterscheide. Der erwähnte Quarztrachyt wird im vorliegenden Werk unter dem Namen Dacit beschrieben (S. 70 u. f.) und v. Richthofens große Abhandlung einer durchgreifenden Kritik unterzogen, so daß nun ein neuer bedeutender Fortschritt in der Kenntniß der Eruptivgesteine unserer Ostländer geschehen ist. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß v. Hochstetters Studien auf Neu-Seeland auf die ganze Entwicklung der ungarisch-transilvanischen Lithologie einen sehr wesentlichen Einfluß genommen haben. Hinwieder versichert v. Richthofen in einem Briefe aus dem fernen Nordwesten von America, daß er zur Auffassung der großartigen Eruptivgebilde dieser Küsten keine besseren Vorstudien hätte machen können, als er sie in Ungarn und Siebenbürgen anzustellen Gelegenheit hatte. So greifen in der Geologie die einzelnen Arbeiten in einander, so werden Gesetze aufgefunden. Oesterreich darf stolz sein auf den Antheil, den es durch seine Institute und die ihnen beständig oder zeitweilig angehörigen Gelehrten an diesen Fortschritten der Wissenschaft genommen.

Freilich haben wir eine Schwäche dabei zu beklagen, die von Tag zu Tag mehr fühlbar wird und der baldigst abgeholfen werden muß. Die lithologischen Arbeiten im außerösterreichischen Deutschland sind durch chemische Untersuchungen unterstützt, die nicht selten mit einem Materiale von 20 bis 30 Analysen zur Erörterung eines einzelnen Problemes unternommen wurden. Unsere großen geologischen Untersuchungen mußten dieses Hülfsmittels bisher beinahe gänzlich entbehren, denn die sehr wenigen tüchtigen Anorganiker, die Oesterreich besitzt, arbeiten entweder vereinzelt und sind durch Untersuchungen von hoher praktischer Bedeutung oder als Professoren durch den Unterricht derart in Anspruch genommen, daß ihnen zu geologischen Hülfsarbeiten sehr wenig Zeit übrig bleibt.

Ganz abgesehen von der organologischen Richtung unserer ausgezeichnetsten Chemiker, ist es der Mangel an jener Gattung von Arbeitskräften, mit denen die Bunsen, Wöhler, v. Waltershausen, Th. Scheerer, Streng u. a. so große Resultate erzielen, dem wir das Zurückbleiben der chemischen Lithologie in Oesterreich zuzuschreiben haben. Uns fehlt eben jene größere Anzahl von angehenden Bergleuten, Landwirthen, Fabricanten u. dgl., die, ohne sich gänzlich der Chemie widmen zu wollen, unter der Leitung der genannten Meister durch einige Semester Mineralchemie treiben und völlig im Stande sind, brauchbare Arbeiten zu liefern. Manchem

Digitized by Google

bedeutenden Fachmanne fehlt auch jene organisatorische Rücksichtslosigkeit, die nicht eine möglichst frühe Selbstständigkeit der Schüler, sondern deren fabriksmäßige Verwendung zu ausgedehnten Arbeiten und durch die letzteren große Erfolge erzielt. Endlich ist es nicht zu verkennen, daß der hier beiläufig erwähnte Mangel an chemischen Arbeitskräften mit den mineralogischen Grundsätzen zusammenhängt die in Oesterreich so lange herrschend waren, und mit dem Umstande, daß vielen jungen Chemikern, die als Lehrer an die Schulen kamen und die, wenn auch nicht durch ihre Schüler, doch durch ihre eigene Arbeit zu wirken im Stande wären, aus Mangel an geologischer Vorbildung das Interesse für lithologische und mineralogische Aufgaben fehlt.

Wenn irgend ein Mittel diesen Uebelständen abzuhelfen geeignet ist, so sind es Werke, wie das vorliegende. Als Landesmonographien erregen sie die Theilnahme der Gelehrten und der Gebildeten des Landes; die Localbeschreibungen führen zum Studium des allgemeinen Theiles und dieser wieder zum Studium von Lehr- und Handbüchern. So wird das Verständniß für Geologie und die geologischen Grundlagen der Geographie in weitere und weitere Kreise getragen, und je mehr der Particularpatriotismus angeregt wird, um so mehr wird zugleich die Ueberzeugung befestigt, daß nur durch das Zusammenwirken der naturforschenden Kräfte in den einzelnen Ländern mit den großen Centralanstalten dauernde und bedeutende Resultate erzielt werden können.

Dem Vereine für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt, der durch die Herausgabe des Werkes ein so inniges Verständniß dieser unserer Ansicht bethätigt hat, ist nicht nur das Land, in welchem er wirkt, sondern auch der gesammte weite Leserkreis geologischer Specialschriften zum wärmsten Dank verpflichtet. Wir zweifeln nicht daran, daß die „Geologie Siebenbürgens" an der Spree, am Rhein und an der Themse mit nahezu demselben Interesse gelesen wird, wie an der Donau, am Kokel- und Altfluß. Prof. K. F. P.

Biermann, Geschichte des Herzogthums Teschen.

(Teschen 1863, in Commission bei Karl Prohaska.)

Die Geschichte Schlesiens hat eine Reihe glänzender Bearbeitungen erfahren, und nur wenige deutsche Provinzen können sich einer gleich eifrigen und gewissenhaften Erforschung ihrer Vergangenheit rühmen. Namen ersten Ranges, wie Stenzel und Wattenbach, begegnen uns in der historischen Litteratur dieses Landes, und der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens ist unermüdlich thätig, die interessanten Denkmäler dieses deutschen Coloniallandes zu publiciren und zu erläutern. Da ist es denn um so wichtiger und erfreulicher, daß auch der österreichische Antheil Schlesiens hinter den geschichtlichen Leistungen Breslau's nicht

Digitized by Google

zurückzubleiben bestrebt ist und in dem vorliegenden Werke Biermanns dürfen wir nicht ohne Genugthuung eine Arbeit begrüßen, welche sich denjenigen der nördlichen Theile Schlesiens ebenbürtig an die Seite stellt. Herr Biermann hat schon durch eine Reihe von Publicationen seine Befähigung zu einer Darstellung der Geschichte Teschens in einer glänzenden Weise erprobt. Unter vielen kleineren monographischen Arbeiten heben wir insbesondere seine Geschichte der evangelischen Kirche im Herzogthum Teschen hervor. Wir haben in diesem Werke seine Unbefangenheit, seinen treuen historischen Sinn in confessionellen Fragen kennen gelernt. Anderes, wie die Geschichte der Benedictinerabtei Orlau, giebt einen Beweis der sorgfältigen und gewissenhaften Methode, mit welcher seine Forschungen geführt sind. In dem vorliegenden Werke sind diese beiden Seiten der Behandlungsweise vereinigt. Es zeichnet sich eben so sehr durch die Sicherheit der Erforschung des Einzelnen aus, wie es in den staatsrechtlichen und kirchlichen Fragen die volle Höhe der historischen Unbefangenheit behauptet.

Der Verfasser hat die Geschichte des Herzogthums Teschen in zwei große Perioden eingetheilt; die erste umfaßt die Zeit der Herrschaft der Piasten, die zweite die Herrschaft der Habsburger. Daß er aber die älteste Zeit bis zum Jahre 1290 in einer Vorgeschichte sehr eingehend erörtert hat, wird man ihm gewiß nur Dank wissen, denn gerade in dieser Zeit werden ja die Keime der späteren Cultur gelegt, welche aus den deutschen Ansiedlungen, aus dem deutschen Recht und Leben in Städten und Dörfern emporgewachsen ist. Wenn auch gerade auf diesem Gebiete eine Reihe vortrefflicher Vorarbeiten, wie die des unvergeßlichen Stenzel vorlagen, so daß der Verfasser hier nicht wesentlich neue Resultate aus den Teschner Materialien schöpfen konnte, so wird man ihm doch gewiß in hohem Grade Dank wissen, daß er jene Arbeiten einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich und verständlich gemacht hat.

Um so mehr Stoff bot sich dem Verfasser in den späteren Perioden dar. Hier muß vor allem hervorgehoben werden, daß der Verfasser mit großem Geschick die zahllos zerstreuten Einzelnheiten über innere rechtliche, sociale und finanzielle Verhältnisse gesammelt und in anschauliche Bilder vereinigt hat. In dieser Beziehung darf man besonders den zweiten Abschnitt der ersten Periode (S. 236 bis 306) hervorheben, der neben den ständischen Verhältnissen eine genaue Specialisirung der Finanzlage im Mittelalter, der Steuern und der landesfürstlichen Einnahmen, so weit diese aus den vorhandenen Quellen nachzuweisen waren, bietet. Daß die neuere und neueste Zeit verhältnißmäßig kurz behandelt worden ist, dies Schicksal theilt das Buch mit allen anderen Specialgeschichten kleiner Länder und Herzogthümer. Es liegt dies in der Sache selbst begründet und ist lediglich eine Folge der Entwicklung des ganzen modernen Staatslebens. Von dem Dasein der vielen Sondercxistenzen des Mittelalters hat die neue, auf große monarchische Vereinigungen gerichtete Zeit nur geringe Notiz nehmen können. Die Bildung großer Staatencomplexe hat dem individuellen Leben der einzelnen kleinen Landesherrschaften ein Ende gemacht. Naturgemäß wird die Geschichte der letzteren in der

Digitized by Google

neueren Zeit denn auch dürftiger; die Adern der historischen Entwicklung pulsiren in den großen Centren, die trotz aller Sonderbestrebungen denn doch als die allein maßgebenden Kräfte des geschichtlichen Lebens der Völker sich geltend machen. Auch das Herzogthum Teschen wurde von dieser allgemeinen Strömung erfaßt, seit seine Vereinigung mit den Ländern der habsburgischen Hausmacht vollendet dastand.

Der Verfasser gehört nicht zu jenen, welche die gewaltigen Triebkräfte, die in den modernen Großstaaten thätig sind, verkennen oder unterschätzen, und wenn auch der Anschluß Teschens an die habsburgische Monarchie auf Kosten der Specialgeschichte geschehen ist, so ist der Verfasser doch weit entfernt, in sentimentaler Sehnsucht nach den Zuständen mittelalterlicher Autonomie jene krankhafte Stimmung zu theilen, die so vielen politischen und unpolitischen Schriftstellern heutzutage das Verständniß des nothwendigen Ganges unserer staatlichen Entwicklung erschwert. Gerade hierin liegt einer der Vorzüge des Werkes, daß es, neben treuer Zeichnung des individuellen Sonderlebens, die großen Gesichtspunkte der allgemeinen Entwicklung nirgends aus dem Auge verliert. Wir glauben zum Schlusse den Landtag von Schlesien beglückwünschen zu sollen, daß er einem Werke seine Unterstützung zu Theil werden ließ, welches im besten Sinne des Wortes dem Lande zur Ehre gereicht. —or—

Vivenot Alfred Edler v., k. k. Hauptmann, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall.

Nach Originalquellen bearbeitet.

(Erster Band. XXI und 438 Seiten, 8. Wien 1864, bei Braumüller.

„Der Held dieses Buches ist kein Held der großen Geschichte, die von seinen Thaten wenig zu erzählen hat; aber er war ein Held des redlichsten Willens, der Treue und der Standhaftigkeit; er war ein edler, von Vaterlandsliebe erfüllter Mann, dessen kräftiges Herz unter den Schlägen der Zeitungunst und des Verrathes sich nicht beugte, und der, obgleich in seiner Liebe zum Vaterlande und zum Ruhme tief verwundet, dennoch den Glauben an die gute Sache nie verlor".

Mit diesen Worten beginnt die Vorrede des Verfassers, dem eine im kaiserlichen Kriegsarchive mit so vielen unberührten, unbenützten Schätzen ruhende Denk- und Rechtfertigungsschrift des Herzogs Albrecht Anlaß und Stoff darbot zu einem Werke mühevollen Forscherfleißes und zu einer That patriotisch-männlichen Muthes.

Periculosæ plenum opus aleæ
Tractas et incedis per ignes,
Suppositos cineri doloso,

rief der römische Dichter dem Freunde Pollio zu, nicht, ihn zu warnen, sondern in dem Vorhaben zu bestärken, ein trauriges Bruchstück vaterländischer Geschichte

Digitized by Google

zu schreiben. Ueberaus betrübend ist die uns hier vorgeführte Geschichte der Jahre 1794 und 1795, der Epoche tiefster Erniedrigung des deutschen Volkes und des zu Tage tretenden, seit zwei Jahrhunderten vorbereiteten Zerfalles des altehrwürdigen Reiches. Inmitten dieser rasch auf einander folgenden Unglücksschläge und Demüthigungen aller Art thut es dem erschütterten Leser wohl, für Augenblicke sich zu erholen in der Betrachtung weniger Charaktere, vor allem des edlen Herzogs, dann des nimmer ruhenden, rastlos seine Sysiphusarbeit als Concommissär am Reichstage zu Regensburg betreibenden, trefflichen Freiherrn v. Hügel. Nicht minder freut man sich der ehr- und zornerfüllten Weise des Verfassers, dem patriotische Entrüstung die Hand führt. Die Feder dieses Soldaten schneidet ein wie mit Schwertesschärfe und seine Sprache tönt laut in die Welt hinaus, ohne diplomatische Rücksichten und Fineſſen. Seine Waffen holt er aus den Arsenalen der Geschichte, er ruft sie hervor die längst im Grabe schlummernden Personen des Drama's, Freunde und Feinde, auf daß sie untrügliches Zeugniß ablegen für die Wahrheit. Lange genug, nur zu lange ist die Wahrheit gefälscht worden durch einseitige, hämische Darstellung, und man schwieg auf österreichischer Seite. Sophismen, Verdrehungen, Lügen gingen als hergebrachte Tradition aus der Tagesgeschichte in die Geschichte späterer Zeit über, und man schwieg noch immer auf österreichischer Seite, und allgemach gewöhnte sich die Welt, dieses Stillschweigen als Bekräftigung alles dessen anzusehen, was von jeher gegen Oesterreich vorgebracht worden. Es ist hohe Zeit, daß man, auch vollkommen abgesehen vom specifischen Interesse Oesterreichs, solchem Treiben, solcher Fälschung der Geschichte im Interesse der Geschichte entgegentrete. Wir kennen die Sünden des alten österreichischen Regiments eben so gut und besser als die Fremden, wir empfinden sie schmerzlich genug in den Nachwirkungen, aber auch andere Regierungen in und außer Deutschland haben ihr stattliches Sündenregister, und Vergleiche sind gehässig. Ja, schlimme Sünden der Begehung und noch mehr der Unterlassung hat Oesterreich in früheren Zeiten begangen; aber *einen* Vorwurf kann man ihm nicht machen, die Sache Deutschlands, die Sache der Bundesgenossen in Zeiten der Gefahr verlassen oder gar verrathen zu haben. Im Gegentheile, hat es allein bis zur Erschöpfung für die gemeinschaftliche Unabhängigkeit gekämpft. Jener Vorwurf, er kam und kommt von einer Seite, von der man ihn am wenigsten erwarten sollte, und so oft wurde er in den mannigfachsten Formen wiederholt, daß endlich selbst die österreichische Langmuth zur Neige ging. Die Ehre der österreichischen, auch im Unglücke ungebeugten, ruhmvollen Armee, diese Ehre, untrennbar von der des Landes, erheischt, fern von jeder überflüssigen Recrimination, Rechtfertigung und Vertheidigung, und es ist fürwahr nicht die Schuld Oesterreichs, wenn diese Vertheidigung sich zur herben und verdienten Anklage gestaltet. Mit verdoppeltem Gewichte fallen die Vorwürfe auf diejenigen zurück, welche sie erhoben und siegreich dringt das Licht der Wahrheit durch das sophistische Gewebe.

Im Einzelnen mit dem Verfasser des vorliegenden Buches zu rechten, ist nicht unsere Aufgabe. Wir können ihm nicht beipflichten, wenn er den schüchternen

Digitized by Google

Versuch macht, den alten Hofkriegsrath in günstigerem Lichte darzustellen. Vor und nach dem großen Eugen, der aus bitterer Erfahrung spricht, waren die österreichischen Feldherren anderer Ansicht. Wir glauben, es dürfte schwer halten, mit dem Verfasser sogar eine Restitutio in integrum mit Thugut vorzunehmen, und können auch ein Zeugniß, wie das des verstorbenen Fürsten Dietrichstein, so sehr wir sein Andenken in Ehren halten, in diesem Punkte nicht als Beweis gelten lassen.

Aber im Ganzen wissen wir, und mit uns zweifelsohne gar Viele, dem Verfasser Dank für sein Buch, das wir mit gespannter Aufmerksamkeit, aber mit tiefer Betrübniß vom Anfang bis zum Ende gelesen haben. Denn in den kurzen Zeitraum der zwei Kriegsjahre, die wir an des Verfassers Hand durchwandern, ist ein nur zu reiches Maß jammervoller Zustände zusammengedrängt.

Der Geschichtsschreiber der Jahre 1813 und 1814, der nur von Siegen zu melden hat, der uns von den Schlachtfeldern Deutschlands mit den verbündeten Heeren im raschen und erhebenden Geistesfluge bis nach Paris führt, hat freilich eine glücklichere Aufgabe. Wie ein schwungvolles Heldenepos erscheinen dem entzückten Leser die Geschichten solcher Zeiten. Und wär es noch eine große Tragödie, die unser Verfasser zu schildern hätte, und jenes Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, es wäre ihm und uns anders zu Muthe, als beim Anblicke jener Misere des römischen Reiches deutscher Nation in den verhängnißvollen zwei Jahren, die in dem schmachvollen, längst vorbereiteten Baseler Frieden ihren Abschluß fanden.

Als Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen im Anfange des Jahre 1794 zum Reichsfeldmarschalle ernannt wurde, handelte es sich vorerst um die Bildung einer mit den österreichischen Contingenten zu vereinigenden, am Oberrhein aufzustellenden Reichsarmee. Am Ende des Jahres und nach unsäglichen Anstrengungen der österreichischen Regierung den Reichstag aus seiner Unthätigkeit zu wecken, den Widerstand großer und kleiner Reichsstände, vorab Preußens, zu überwinden, war der größte Theil der Reichscontingente noch gar nicht versammelt, geschweige denn vollzählig. Der preußische Feldmarschall Möllendorf, ein Cunctator zum Verderben nicht zur Rettung Deutschlands, hemmte und verzögerte mit greifbarer Beflissenheit die Ausführung aller Pläne des höchstgebietenden Feldherrn. Selbst die Befehlshaber ganzer Truppenkörper, wie der des kursächsischen, Möllendorf zugetheilten Contingents, verweigerten den Gehorsam. Das Schicksal der hart bedrängten combinirten österreichisch-englisch-holländischen Armee in den Niederlanden hing von einer kräftigen Offensivoperation der Deutschen am Oberrheine, von der wirksamen Besetzung und Vertheidigung der wichtigen befesteten Punkte Luxemburg, Ehrenbreitstein, Trier, Mannheim ab. Möllendorf leistete weder den Truppen in den Niederlanden die vertragsmäßig und für Subsidien zugesagte Unterstützung, noch übernahm er die ihm angebotene Besetzung mit preußischen Truppen, noch vereinigte er sich mit der Armee des Oberrheins zum kräftigen Angriffe. Die niederländische Armee mußte sich zurückziehen und die Niederlande fielen, so wie später eine Festung nach der andern, in die Hände des Feindes. Schritt für Schritt wichen die Preußen plan-

Digitized by Google

mäßig zurück, trotz des feierlich von Möllendorf gegebenen Ehrenwortes, mit dem Herzoge vereint den Feind anzugreifen. Es sei ohnehin kein Succès mehr zu hoffen, schrieb Möllendorf, als er im vollen Rückzuge begriffen war, die Reichsarmee, durch Gefechte und Entbehrungen aller Art decimirt, immer mehr zusammenschwand. Der Verlust des linken Rheinufers wie der Niederlande fällt, es ist jetzt unwiderleglich dargethan, einzig der Saumseligkeit Preußens, seinem Verkennen der gemeinsamen Sache des Vaterlandes, zur Schuld. Welche Zustände mußten über dies unglückliche Deutschland kommen! Die kaiserlichen Truppen, welche das Reich vertheidigten, durften nicht durch die Festung Mannheim, sondern auf Umwegen über Schleußen marschiren, um den Rheinübergang zu bewerkstelligen. Darauf beharrte der schwache Kurfürst Karl Theodor, oder vielmehr seine Minister Oberndorf und Vieregg, während ihr Herr sich insgeheim um die Hand einer Erzherzogin bewarb. In den pfälzischen und anderen deutschen Landen erhoben deutsche Fürsten, — die Nachwelt wird es kaum glauben — von den Lebensvorräthen und Pferden, die der am Rhein für Deutschlands Ehre und Integrität kämpfenden österreichischen Armee zugeführt wurden, Zölle und Steuern. Ein Weintransport für die Armee in den Niederlanden brauchte, Dank den Anständen solcher Art in Kursachsen und im Brandenburgischen, fünf Monate zur Reise von Prag nach Magdeburg, und als endlich die Bewilligung zum Weitertransporte anlangte, hatte die österreichische Armee schon die Niederlande verlassen.

Die Regierung in Wien, der Reichshofvicekanzler Colloredo, der unermüdliche Hügel boten alles auf, den Reichstag bei immer mehr heranwachsender Gefahr zu größeren Anstrengungen zu bewegen. Die Sprache des Reichsoberhauptes und seiner Minister ist wirklich ergreifend. Die Reichsstände scheinen endlich die Gefahr einzusehen, aber die Formen müssen beobachtet werden, und während die Armeen des revolutionären Frankreich schon die Ufer des vaterländischen Stromes überziehen, discutirt, schreibt, relationirt und correlationirt und vor allem intriguirt man in Regensburg, von Preußens Gesandten Görz gehetzt, durch preußische Gerüchte irregeführt, wie im tiefsten Frieden. Endlich erlangt der Concommissär eine Majorität für die Bewilligung der fünffachen Truppencontingente. Selbst der scharfblickende Hügel freute sich im ersten Augenblicke des errungenen Sieges, aber — es bleibt ein Sieg auf dem Papiere. Der Kurerzkanzler des Reiches, der Fürsterzbischof von Mainz, dessen Gebiet zum größten Theile vom Feinde besetzt ist, er selbst tritt angesichts des Reiches mit Friedenspropositionen hervor, während 20.000 Preußen von Möllendorfs Armee nach dem insurgirten Polen abmarschiren. Die Sprache des Kurerzkanzlers findet ein bereitwilliges Echo in den Remonstrationen seiner Collegen von Trier und Köln, welche den hungernden österreichischen Truppen die nothwendigsten Lebensmittel verweigern. Der Kurfürst von Köln spricht in einem Schreiben an den Fürsten Colloredo von einer zudringlichen Forderung des Quintupli, von dem Désintéressement Preußens. So sprechen die ersten katholischen Kirchenfürsten des Reiches in dessen höchster Gefahr dem Reichsoberhaupte, dem Schirmvogte der Kirche gegenüber. Daß bei solcher Stimmung,

Digitized by Google

bei so schnödem Egoismus, bei solcher Verblendung der geistlichen und weltlichen Fürsten von Opferwilligkeit keine Rede war, bedarf kaum erwähnt zu werden. Zornglühend schrieb darüber der patriotische Principalcommissär des Reiches, der Fürst von Thurn und Taxis, an den schwäbischen Kreis. Man lese (S. 321) den ganzen Brief, denn man ist erfreut, wenigstens hie und da einen echten Mann unter so vielen Erbärmlichkeiten zu finden. Adel und hoher Klerus waren es in Belgien, welche der kaiserlichen Regierung die größten Hemmnisse in den Weg legten, mit der heranstürmenden Revolution gemeinschaftliche Sache machten; der hohe Reichsadel, die geistlichen Fürsten waren es, welche, als es galt das Reich, sie selbst zu retten, jedes Opfer, jede Hülfeleistung verweigerten und, unfähig jeder geistigen Erhebung, für die Gefahr des Vaterlandes, für die dringenden Vorstellungen und Mahnungen, die von Wien kamen, taub verblieben. Mit soldatischem Freimuthe geißelt der Verfasser solch pflichtvergessenes Treiben, und weist die Gegenwart auf das warnende Beispiel der Selbstsucht, der Zerfahrenheit und Uneinigkeit der vorhergehenden Geschlechter. Und mit solchen Elementen, bei solchen Zuständen wie die geschilderten, sollte der Reichsfeldmarschall einen Feind angreifen, besiegen, von den Reichsgrenzen zurückwerfen, der mit aller Macht einheitlicher Rüstung und Leitung, durch die Zauberworte: Vaterland und Ruhm begeistert, unwiderstehlich vordrang!

Den Werth des vorliegenden Buches vom militärischen Standpunkte zu würdigen, müssen wir füglich Fachmännern überlassen. Auch der Laie wird übrigens aus der faßlichen Darstellung Belehrung gewinnen, die Operationspläne, die Wichtigkeit der festen Plätze und strategisch hervorragenden Punkte, wie z. B. des vom Verfasser mit besonderer Klarheit beschriebenen Hundsrück, überschauen können. Aber die Bedeutung des Buches ist zunächst eine politische. Der Held des Buches ist der Mittelpunkt der maßgebenden Persönlichkeiten des damaligen Deutschlands. Der Verfasser führt uns in die Lager der Heerführer, in die Versammlung des Reichstages. Ohne Prunk der Rede läßt er die Thatsachen, die Documente sprechen, und ungezwungen entrollt er vor unseren Augen das lebendige Bild von Zuständen, welche unser Herz, wie einst das der besseren Zeitgenossen mit Schmerz erfüllen müssen. Wer vermag es sich zu verbergen, oft ist es ein ganz anderes Gefühl, das des Ekels, das uns erfaßt, wenn wir uns in jene Zeit zurückversetzen. Ein Excurs, wie der über den kurpfälzischen Hof und die Wirthschaft in Mannheim und München kann nicht so sehr eine Illustration, als ein Nachtstück deutscher Geschichte genannt werden.

Hoffen wir, daß die Lehren dieser Geschichte nicht fruchtlos an den Nachkommen vorübergegangen sind. Die Schmach, welche in den zwei Jahren 1794 und 1795 zusammengehäuft war, die Erniedrigung Deutschlands, die Auflösung des Reiches, die Rheinbundszeiten, die Erhebung der Deutschen in den Jahren 1813 und 1814, die lange Lethargie der folgenden Jahre, die Bewegung der neuesten Zeit, sie sind nur Stufen in dem großen Läuterungsprocesse dieses deutschen Volkes, das an Bildung, Rechtlichkeit und männlicher Kraft keinem Volke

Digitized by Google

der Erde nachsteht, und der Machtstellung, die ihm unter den Völkern gebührt, dereinst auch theilhaftig werden soll. L. Neumann.

F. H. v. Kittlitz, Psychologische Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst.

(Berlin 1863.)

Die Aesthetik befindet sich in einem gründlichen Gährungs- und Umbildungsprocesse. Das überkommene metaphysische, oder, wie es sonst auch schulgemäß hieß, logische Gerüste hat allgemach die Tragfähigkeit verloren. Die culturgeschichtlichen Forschungen und Entdeckungen unserer Tage haben mitunter zu sehr das Gegentheil der a priori gestellten Annahmen erwiesen. Die Naturwissenschaften begründen da und dort mit Erfolg ihre Forderung, das Gefallende soll nach seinem Maße gemessen und daher gehörig angeschaut werden, ehe man ihm mit angelernten Formeln nahetritt. Und endlich macht die Psychologie nicht das letzte Recht geltend, wenn sie in den Tiefen des Seelenlebens die Gründe für unser Urtheil über schön oder unschön aufsuchen und feststellen will.

Das ist alles gewiß; eben so gewiß ist es aber auch, daß Bücher, wie das eben genannte, zur Lösung und Klärung aller an eine neu aufzubauende Aesthetik gerichteten Fragen höchstens einen negativen Beitrag liefern. Das heißt, man erfährt daraus nur, wie ästhetische Fragen nicht gestellt und beantwortet werden dürfen. Wir würden uns darum, und weil uns der Verfasser vordem eine freundliche Begegnung war, trotz übernommener Verpflichtung nicht mit dem Buche weiter beschäftigt haben, wenn wir nicht unter dem Sack etwas anderes fänden, das nicht oft genug getroffen werden kann.

Wie gesagt, das Buch bietet uns die Veranlassung zum Schreiben. Denn mit seinem Inhalte kann man sich kaum ernsthaft beschäftigen, wenn man zu Sätzen gelangt, wie etwa S. 45: „Das Wesen eines jeden Keimes ist immer der bewunderungswürdigste Mechanismus", wobei man etwa an die einmal gehörte Bestimmung des Somnambulismus erinnert wird, er sei eine Combination der elektro-magnetisch-galvanischen Kräfte; oder S. 117: „Wir lieben dasjenige, dem unser Gefühl sich zuneigt, und verabscheuen das ihm feindlich Entgegengesetzte", d. i. Correspondiren heißt, wenn einer correspondiren thut; oder, um das trinum perfectum zu geben, S. 120; „Ausarten kann der Schönheitssinn zumal durch Verweichlichung, wenn ihm nämlich die natürlichen Formen, Färbungen u. s. w. nicht mehr genügen, und der Mensch die Natur selbst verschönern zu müssen glaubt", — was man sich nur dann erklärt, wenn man annimmt, naturalia nunquam esse turpia. Ein non plus ultra wissenschaftlichen Inhaltes erreichen wir endlich S. 129: „Wir haben Grund, ein Kunstwerk schön zu nennen, wenn es

Digitized by Google

in uns die Wirkung des Schönen hervorbringt, und zwar in einer Weise, welche wir als die vom Künstler beabsichtigte betrachten müssen. Dasselbe gilt von den Werken der Natur". Das ist doch die leibhafte Ewigkeitsschlange der ägyptischen Hieroglyphik, denn wie in ihrem Umschlusse finden wir auch da nur das pure, leere Nichts.

Also ein ernsthaftes Eingehen auf den Inhalt des Buches, das über alle möglichen Stimmungen und Dinge Worte macht, wird man nach den gegebenen Proben schwerlich verlangen, und will man etwa noch zusehen, wie die Worte zur Verhüllung der Gegenstände fortgesponnen werden, so lese man, was S. 97 ff. über das Entstehen der Gottesidee und S. 140 ff. über die Tonkunst gesagt wird. Wenn wir aber gleichwohl nicht bloß mit Ernst, sondern mit entschiedenster Bitterkeit auf den Inhalt hingewiesen haben, so ist daran die Methode Schuld, in welcher er uns vorgebracht wird. Denn in dieser kann der Dilettantismus, auf dessen Beseitigung es uns immer und überall ankömmt, nicht unentdeckt bleiben; ja er tritt um so rascher zu Tage, je mehr er sich verstecken möchte. Der Dilettant hat in eine Menge von Büchern hineingeguckt, sich einen halbwegs lesbaren Stil angebildet, und nun geht es auf die Beglückung des Publicums, durch neue Lehren, vor allem aber auf Befriedigung der „Ruhmbegierde, die stets ein wesentlicher Charakterzug des Künstlers ist" (S. 78), los. Aber in den vielen Worten verbindet sich nur „das Hohle mit dem Leeren" aufs angenehmste, weil man durch die bloße Bücherbeschauung nicht die Einsicht in ihren Inhalt gewinnen kann; und die mit Siegessicherheit hingestellten Aussprüche stehen eben nur auf Krücken, weil man nie die innere Festigkeit der Worte, den Sinn, aufsuchen gelernt hat. Da wimmelt es dann von Wendungen wie: „es kann nicht zweifelhaft sein", „bei genauerer Prüfung", „im Wesentlichen", „nichts Räthselhaftes, wenn", „gewiß, wenn", „es erscheint uns", „wir pflegen zu nennen", „so zu sagen", „unstreitig", „sogenannte", „gleichsam" und wie sich alle diese Hülfen einschleichen mögen, durch welche die Verantwortlichkeit für das Gesagte anderen zugeschoben werden soll. Man hat ja die Sache mit so außerordentlicher Klarheit hingestellt, wie etwa (S 62) Folgendes: „Das Gedächtniß dient den gedankenbildenden Seelenkräften gleichsam als ein Behälter zum Aufbewahren der Gedanken, an denen er nichts verändert; es hält sie fest, wie ein Bücherschrank die hineingelegten Papiere, die nicht selten darüber vergessen werden und dann erst zufällig in überraschender Weise wieder zum Vorschein kommen. — Als regelmäßiger Verwalter dieses Magazins erscheint uns die menschliche Phantasie." Und wenn dann der Leser etwa nicht auf das Richtige verfällt, so ist das seine Schuld, denn was ein Behälter, ein Bücherschrank, ein Magazin, ein Verwalter sei, weiß jedes Kind.

Schleiden hat vor kurzem dargethan, wie alle Großsprechereien des Materialismus in den Naturwissenschaften nur jener Denkverwilderung entstammen, die einreißen muß, sobald man sich auf irgend ein Gebiet einseitig beschränkt, und der Philosophie gänzlich entbehren zu dürfen glaubt. Und derselben Denkverwilderung begegnen wir beim Dilettantismus, der vornehm auf die „metaphysischen Anklänge der verschie-

Digitized by Google

denen Systeme" herabschaut und eine psychologische Grundlage für eine „neue Philosophie" gegeben zu haben meint, wenn er, wie wir zeigten, möglichst viele Tautologien und Vergleichungen über allerhand Seelenhaftes und Geistloses vorbringt. „Zum abstracten Denken läßt sich zwar der menschliche Geist nicht zwingen" (S. 146), leider nicht! müssen wir dem Verfasser zugestehen; aber so viel wird auch er uns zugestehen, daß man Niemand zwingen kann, sich mit der Denkzuchtlosigkeit weiter zu befassen, als bis dahin, wo ihr Dasein nachgewiesen wurde.

Unter die Aesthetiker sind zwar von jeher diejenigen gelaufen, die sonst nichts arbeiten wollten oder konnten, allein, wenn man das zu anderen Zeiten ruhiger ertragen mochte, so thut es heute um so mehr noth, alle abzuweisen, die nur dilettiren, als der Umbildungsproceß der Aesthetik den vollen Ernst der Arbeit, daher auch die frühere Dressur in derselben fordert. F. Th. Bratranek.

Der bethlehemitische Weg.

(Zwölf Zeichnungen mit einem Titelblatte von Jos. Ritter v. Führich, in Holzschnitt ausgeführt von A. Gaber. Dresden 1863, Verlag von A. Gabers Atelier.)

Unter den Künstlern Wiens nimmt Führich eine eminente Stellung ein. Er gehört in die Reihe derjenigen, die nicht auf Commando arbeiten, sich nicht von Kunstvereinen und Kunsthändlern abhängig machen; die Quelle seiner Arbeiten liegt in der künstlerischen Inspiration, in einer auf festen Grundlagen ruhenden Ueberzeugung. Eine Reihe höchst interessanter Compositionen: „Das kirchliche Jahr", „Die vier Jahreszeiten", „Maria Schutzmantel", sind dieser Quelle entsprungen; in jüngster Zeit reiht sich an dieselben der „bethlehemitische Weg" an. Führich ist einer der wenigen Künstler, die das Gebiet der Composition im großen Style beherrschen.

Am meisten treten Führichs Ideen in ihrer einfachsten Gestalt, als Bleistift- oder Kohlenzeichnungen hervor. Der erfindende Geist, der lebensvolle und empfindende Künstler kommen dort zur vollen Geltung und entziehen sich der Anerkennung auch jener nicht, deren Lebensanschauung eine andere, deren künstlerische Ausgangspunkte verschiedener Art sind. Wenn wir etwas bedauern, so ist es der Umstand, daß unsere Bedürfnisse derart sind, daß sie solchen erfindenden Geistern selten Gelegenheit zu wirken geben und daß die reproducirenden Künste in Oesterreich sich nicht auf einer Höhe bewegen, um ihre Compositionen einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Dieses „größere Publicum" ist allerdings bei uns noch ein sehr kleines, aber es würde wachsen, wenn unsere Kupferstiche und Xylographien besser wären und sich höhere Zielpunkte setzen würden. Führichs Compositionen werden gegenwärtig am besten in Düsseldorf gestochen und in dem Dresdener xylographischen Institute von Gaber reproducirt.

Digitized by Google

Der „bethlehemitische Weg“ ist die Frucht eines christlichen Künstlerphilosophen, dessen Geist zu jenen Stätten anbetend pilgert, welche in der Kindheit Jesu eine Rolle spielen. Einige dieser Compositionen sind einfache beziehungslose Schilderungen aus der Kindheit Jesu, andere hingegen mit Darstellungen verwoben, welche, über die Grenze der Kindheit hinausschreitend, uns die Keime der Vergangenheit in den Zügen der Kindheit erkennen lassen. Selten, wie in „Jesus, ein Fischer“, scheinen uns diese Beziehungen überreich gegeben, in anderen Blättern halten sie das rechte Maß. Nicht eines unter den dreizehn Blättern haben wir gefunden, in dem sich nicht Züge großer künstlerischer Schönheit und feiner Charakteristik wiederfinden.

Wir wissen gegenwärtig keinen deutschen Künstler, der das Gebiet der religiösen Composition mit solcher Meisterschaft beherrscht, wie Führich; die energische Natur des Künstlers bewahrt seine Darstellungen vor einer gewissen schwächlichen Süßlichkeit, an der selbst die Arbeiten der hervorragendsten Gesinnungsgenossen häufig leiden. Wir gestehen offen, daß uns selbst manche Härten in Führichs Zeichnungen lieber sind, als die einschmeichelnde Weichheit ähnlicher Compositionen anderer Künstler. Der ernste männliche Zug hat in Führichs Zeichnungen etwas wohlthuendes.

Die Wiedergabe in Xylographie von Seite des Gaber'schen Institutes ist derart, daß wir auch nach dieser Seite hin das jüngste Werk des Künstlers dem Publicum auf das beste empfehlen können. R. v. E.

---

* Das Novemberheft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ bringt folgende Artikel: über die „altchristlichen Fresken in der Kirche S. Clemente zu Rom, entdeckt in den Jahren 1861 und 1862“, von Prof. R. v. Eitelberger; „die gothische Pfarrkirche zu Schwaz in Tirol“. Aufgenommen vom Architekten Vieeider, beschrieben von Bertrand Schöpf; „ein miniirtes Gebetbuch aus dem 15. Jahrhundert, in der Stadtbibliothek zu Bremen“, von H. A. Müller; ferner einen „Bericht über einige Kunstdenkmale Böhmens“, von Anton P. Schmitt und kleinere Mittheilungen.

* Dr. Rudolph Gottschall beabsichtigt im Laufe dieses Winters in Wien sechs Vorlesungen theils poetischen, theils litterarhistorischen Inhaltes zu halten.

* (Medicinische Kalender.) Wie alljährlich, bringen auch in diesem Jahre die Redactionen zweier vielgelesenen medicinischen Journale kleine Handbücher, die neben dem gewöhnlichen kalendarischen, statistischen ꝛc. ꝛc. Material den Lesern in gedrängter Zusammenstellung über häufig vorkommende Krankheiten diagnostische, therapeutische und endlich auch rein geschäftliche Gedächtnißbehelfe bringen, welche je nach ihrem Inhalt sowohl dem älteren, vielbeschäftigten Praktiker, als auch dem jüngeren Arzte um so willkommener sein werden, als sie mit anerkennenswerther Umsicht und Auswahl zusammengestellt erscheinen. — So bringt Wittelshöfers „Taschenbuch für Civilärzte“ eine „kurze Charakteristik der Lungen- und Herzkrankheiten von Dr. E. Rollet“ als Recapitulirung der für die Diagnose auf diesem Gebiete wichtigsten Symptome; „die Behandlung des

Digitized by Google

eitrigen Trommelhöhlenkatarrhs vom Docenten Dr. Politzer", eine Abhandlung, die vorzugsweise therapeutische Momente berücksichtigt; „Heilformeln der Kliniken und Heilanstalten Wiens"; „eine Tabelle der Gifte und deren Gegengifte", eben so compendiös gehalten, als in sehr praktischer Weise mit Randbemerkungen versehen. — Der „Aeskulap", wie sich der zum Besten des medicinisch-chirurgischen Unterstützungsvereines von der Redaction der „Allg. Wiener medicinischen Ztg" herausgegebene Kalender betitelt, bringt Aufsätze „zur Behandlung der Bindehautentzündung" (Arlt); „über den Werth der Antiphlogose bei der Behandlung traumatischer Verletzungen, insbesonders der Fracturen" (Pitha); „pathologische und therapeutische Skizze der häufigsten venerischen und syphilitischen Krankheiten" (Zeißl.) Die Ausstattung beider Kalender ist recht gefällig und auf bequeme Handhabung dabei Bedacht genommen.

* Jüngst sind in der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung zu Innsbruck zwei Werke erschienen, die auch in weiten Kreisen die Anerkennung der Fachmänner finden werden. Das eine: „Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppen in seinen staatlichen Grundlagen vom 10. bis 16. Jahrhundert von Dr. F. H. Krones" stellt die politischen Bildungsvorgänge der deutsch-österreichischen Länder übersichtlich und möglichst allseitig dar. Der Verfasser wollte dabei nicht eine pragmatische Geschichte liefern, sondern nur die Haupteinrichtungen der staatlichen Entwicklung Deutsch-Oesterreichs aus einheitlichem Gesichtspunkte zeichnen. Als solche gelten dem Herrn Verfasser: 1. die territoriale Bildung oder die Ausgestaltung einzelner Länder zu selbstständigen Staatskörpern oder Theilen eines solchen; 2. der Verwaltungsorganismus; 3. die äußere Gesetzgebung und Rechtsentwicklung. — Das inhaltsreiche Buch, das auf gründlicher Benützung selbst der jüngsten einschlägigen Forschungen beruht, muß von jedem Freunde österreichischer Geschichte mit Freuden begrüßt werden. — Das zweite Werk: „Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen, von Dr. August Geyer", Prof. der Rechte an der Universität zu Innsbruck, hat vorzugsweise die Bestimmung, den Vorlesungen des Herausgebers über Rechtsphilosophie zur Grundlage zu dienen. — Am Schlusse müssen wir noch einer kleinen Schrift Erwähnung thun, die kürzlich in Bozen ans Licht trat und einen erfreulichen Beweis giebt von der Vorliebe für ältere Kunst, die allmälig sich dort Bahn bricht. Das Büchlein: „Die romanischen und gothischen Baudenkmale in Tirol, von einem Weltpriester", zeigen, wie reich, trotz aller Verwüstungen, unser Land noch ist an Resten alter Baukunst. Es füllt eine langgefühlte Lücke in der tirolischen Litteratur aus.

* Die Hofbuchhandlung von F. A. Credner in Prag veröffentlicht in kurzem zwei Werke, welche gegenüber den gegenwärtigen Ereignissen in Polen besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Das eine ist „Der Emissär", ein neuer Roman von Leopold Sacher Masoch, dem Verfasser von: „Eine galizische Geschichte 1846". das zweite: „Polnische Revolutionen, Erinnerungen aus Galizien". Die mehr memoirenhafte Darstellung der letzten Schrift soll auf bisher nicht veröffentlichten Actenstücken und persönlichen Eindrücken beruhen, und zuerst Galizien während der Revolution von 1831, die Verhältnisse des Landvolkes und der Ruthenen, dann die furchtbaren Ereignisse von 1846, die Verwicklungen von 1847, die blutigen Scenen des Jahres 1848, die Beziehungen Galiziens zu den einzelnen Insurrectionen und die Zustände des Landes unter der Statthalterschaft des Grafen Goluchowski zeigen. Ein Blick auf die gegenwärtige Revolution in Polen schließt das Buch mit den Worten: „Für Oesterreich giebt es keine polnische Revolution mehr".

* In der letzten Octobersitzung des Salzburger Gemeinderathes ist dem Verfasser von „Salzburgs Landesgeschichte", deren 10. Heft soeben ausgegeben wurde, Herrn Georg Abdon Pichler, ein jährlicher Beitrag von 200 fl. für die Dauer seines

Digitized by Google

Lebens, nicht über sein Ansuchen, sondern aus Anerkennung seiner Verdienste um die salzburgische Geschichtsforschung votirt worden, ein Act, welcher den Geber wie den Empfänger ehrt.

* Von Palacky's „Archiv český" ist soeben das 23. Heft ausgegeben worden. Das für die heimische Geschichte hochwichtige Sammelwerk alter böhmischer Urkunden bringt diesmal eine lange Reihe von Schreiben aus der Zeit von 1445 bis 1475, und zwar 14 Briefe, die in den Jahren 1445 bis 1457 theils an Georg v. Poděbrad gerichtet wurden, theils von ihm geschrieben sind, ferner 64 Schreiben des Königs Georg von 1458 bis 1471, endlich 78 Schreiben notabler Persönlichkeiten, Städte u. s. w. aus den Jahren 1471 bis 1475. Weiter beginnt in demselben Hefte die Veröffentlichung von Landtags- und sonstigen Actenstücken aus der Zeit von 1466 bis 1500.

---

* Zu den wenigen deutschen Dichtungen, die in Frankreich geradezu populär geworden sind, scheinen auch die Novellen Komperts zu gehören, wie dies der außerordentliche Absatz, den die Uebersetzungen „Scènes de Ghetto" und „Juifs bohèmes" fanden, dargethan. Neuerdings begegnen wir in der trefflich redigirten „Revue Germanique" einer sehr guten Uebersetzung der bekannten Novelle desselben Autors „Der Min".

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Der wieder erwachte Eifer, das deutsche Städtewesen durch geschichtliche Forschung zu beleuchten, treibt, vorzugsweise unterstützt durch die baierische Regierung, seit kurzem sehr beachtenswerthe Blüthen in diesem Lande; die Münchner historische Commission hat in Verfolgung ihres Programmes von den „Chroniken deutscher Städte" schon einen zweiten Band, die „Chronik von Nürnberg", veröffentlichen können, der die Geschichte dieser alten Reichsstadt bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts wiedergiebt; der Germanist Gengler in Erlangen hat ein ebenfalls dahin strebendes Werk, einen „Codex iuris municipalis Germaniæ medii ævi" begonnen, welcher die Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter sammelt und ein großartiges vielbändiges Unternehmen zu werden verspricht. — Ein weiterer geschichtlicher Beitrag ähnlicher Richtung ist aus der Feder des Consistorialrathes Krabbe in Rostock geflossen; er behandelt das kirchliche und wissenschaftliche Leben dieser kleinen Residenz zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Invasion derselben durch Wallenstein, dann durch Gustav Adolf, bis zum Abschluß des westphälischen Friedens. — Heinrich v. Sybel hat in einem Bande „Kleine historische Schriften", eine Reihe Vorträge und akademischer Reden gesammelt und einige noch gar nicht veröffentlichte Abhandlungen „Politisches und sociales Verhalten der ersten Christen" und „Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte" hinzugefügt. — Auch Th. Mommsen bringt „Zerstreute Abhandlungen und römische Forschungen", umgearbeitet in Buchform, in den Handel.

Hector Berlioz, der auf das Urtheil der Deutschen über seine Musik von jeher großes Gewicht gelegt hat, sieht sich jetzt auch als Schriftsteller von neuem bei uns eingeführt; seine Kritiken, geistreichen Aperçus und Feuilletons erscheinen seit Beginn dieses Jahres heftweise in Leipzig (bei G. Heinze), ihnen folgt jetzt auch sein bedeutenderes Werk „Die Instrumentationslehre", deutsch bearbeitet von A. Düffel. — Zum ersten Male erhalten wir auch eine umständliche Biographie eines echten deutschen Meisters,

Digitized by Google

Karl M. v. Webers, die der eigene Sohn Max v. Weber in drei starken Bänden dem zeitgenössischen Publicum vorlegt. Das Lebensbild Webers, sein Verkehr mit dem Theater, und den hervorragendsten Persönlichkeiten bei demselben füllen die beiden ersten Bände; der dritte Band giebt die, schon früher von Th. Hell edirten, nachgelassenen Schriften und Briefe des Componisten wieder. — Schließlich gedenken wir noch der Herausgabe eines litterarischen Curiosums: „Die juristische Abhandlung über die Flöhe", ein Scherz, welcher längere Zeit Goethe zugeschrieben wurde, während er nachweislich einige Jahrhunderte älter ist, erscheint abermals ganz ungenirt unter Goethe's Namen!

Btz. (Vom polnischen Büchermarkte.) Die Krakauer Verlagshandlung des Z. J. Wywialkowski nimmt das militärische Interesse ihrer Landsleute mit einer Arbeit des gewesenen Officiers der polnischen Artillerie, Joseph Theodor Glęboćki, in Anspruch. Diese führt den Titel: „Porównanie zasad wojny wielkiej a podjazdowej" („Vergleichung des regulären und des Guerillakrieges") und zerfällt in zwei Theile, von denen der erste „die Stellung Napoleons I. unter den Heerführern der Welt" — der große Krieg — der zweite „der Nationalkampf der Spanier zu Anfang dieses Jahrhunderts" — der kleine Krieg — überschrieben ist. — Gleichfalls in Krakau, und zwar in der recht thätigen Universitätsdruckerei, ist nunmehr der sechste und letzte Band der „Botanika szczególna" („Allgemeine Botanik") des dortigen Universitätsprofessors J. R. Czerwiakowski erschienen. — In Lemberg hat Dr. Anton Malecki Professor der polnischen Sprache und Litteratur an der dortigen Universität, eine „Gramatyka języka polskiego" („Grammatik der polnischen Sprache") herausgegeben. Für dieses Werk haben die galizischen Stände bereits im Jahre 1845 einen Concurs ausgeschrieben und der gegenwärtige Landesausschuß einen Preis gewährt — Von der allgemeinen Encyklopädie, welche seit geraumer Zeit in Warschau erscheint, ist der 14. Band erschienen und der Druck des 15. begonnen worden. Letzterer wird den umfangreichen Buchstaben K und hiemit die größere Hälfte des ganzen Sammelwerkes erledigen. — Gleichfalls in Warschau hat eben der vierte Jahrgang des „Rocznik lesniczy" („forstwirthschaftlichen Jahrbuches") die Presse verlassen. Das Jahrbuch zeichnet sich vor ähnlichen Erscheinungen des polnischen Büchermarktes durch eine so zu sagen positive Verläßlichkeit seiner wissenschaftlichen Beilagen aus und bringt auch jetzt unter anderem einen bemerkenswerthen Artikel über den Trüffelreichthum der Wälder in Litthauen, Samogitien, Volhynien und Podolien. — In Leipzig erschienen: „Jamby Polskie przez Krystyna Ostrowskiego" („Polnische Jamben von Christian Ostrowski"). Der Verfasser, sonst nur als historisch-politischer Schriftsteller seinen Landsleuten bekannt, überraschte erst kürzlich mit einigen poetischen Ergüssen und bereichert nun die dramenarme polnische Litteratur mit einer in flüssigem Jambenrythmus geschriebenen Uebersetzung mehrerer Dramen ausländischer Autoren, worunter wir nur Balzacs „Stiefmutter", Alfred de Vigny's „Chatterton", Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" hervorheben wollen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Der Professor des Naturrechtes am Collège de France, Herr Ad. Franck, hat einen Theil seiner Vorlesungen,

Digitized by Google

in einem Bande gesammelt, herausgegeben unter dem Titel: „Réformateurs et publicistes de l'Europe — Moyen-age — Renaissance." Herr Franck will mit diesem Buche eine Geschichte des Naturrechtes in seinem Kampfe gegen veraltete Formen und Traditionen geben. und hebt beispielsweise in dem vorliegenden Bande die Wirksamkeit des h. Thomas von Aquino, des Aegidius Romanus, Dante's, Savonarola's, Machiavells, Thomas Morus' u. a. hervor. Wenn das Publicum die Arbeit des Verfassers wohlwollend aufnimmt, dann stehen Fortsetzungen, welche bis zum 19. Jahrhundert reichen sollen, in Aussicht.

Ein anderes Sammelwerk, dessen Basis die „Revue Britannique" ist und das eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart berührt, heißt: „Organisation sociale de la Russie. La Noblesse, la Bourgeoisie, le Peuple, par un diplomate". Die Zahl der Schriften über Rußland wächst in großartiger Progression und obgleich die Franzosen unter den Eingeweihten den Ruf genießen, daß ihre politischen Schriften über den Orient und über Rußland mit wenigen Ausnahmen sich in einem circulus vitiosus von Täuschung, Mißverständniß und Unkenntniß bewegen, so scheint das erwähnte neue Werk doch seinen Gegenstand ernster aufzufassen. Ein „Diplomat, der mehrere Jahre im Lande gelebt hat und ganz unbefangen ist", sollte wohl einigermaßen über die Emancipation der Leibeigenen und über die sociale Umwandlung, welche dadurch im Schooß der russischen Gesellschaft vor sich geht, unterrichtet sein, wenn auch sicher hier wieder der von den Russen so oft erhobene Einwurf, daß der Ausländer Rußland nicht verstehe, geltend gemacht werden wird.

Das Buch der Königin von England: „Meditations on death and eternity", nach den „Stunden der Andacht" zusammengestellt, hat im Original sowohl wie in der französischen Uebersetzung so viel Glück gemacht, daß jetzt ein zweites Werk aus derselben Quelle unter dem Titel: „Méditations sur la vie et ses devoirs religieux, publiées avec la permission de la reine Victoria, trad. p. Ch. B. Derosne" erschienen ist, welches schon seines Titels wegen ein großes Publicum finden dürfte.

Ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen läßt gerade zu der Zeit, wo an hoher Stelle in feierlichem Augenblicke das Aufhören der Wiener Verträge ausgesprochen wird, die vollständigste Sammlung dieser Verträge in Paris herauskommen. Sie wird in zwei starken Bänden so ziemlich alle publicirbaren Actenstücke und Stipulationen unter dem Titel: „Le Congrès de Vienne et les traités etc." bringen und, wie es scheint, jene Tractate einstweilen noch nicht als ausschließlich der Geschichte angehörend betrachten.

Unter der leichten Litteratur der jüngsten Zeit möchten wir: „Les Originaux du siècle dernier par Ch. Monselet" hervorheben. Der Verfasser beschäftigt sich in munterem, pikantem Feuilletonstil mit gewissen originellen Persönlichkeiten des verflossenen Jahrhunderts und weiß, wie in früheren Arbeiten, das Interesse des Lesers durch Humor und Witz festzuhalten. Als für den Ton des Ganzen bezeichnend geben wir folgenden Auszug aus dem Capitel, das über Grimod de la Reynière, den Gourmand und Gastrosophen handelt: „Ein phantasiereicher Engländer dachte sich einst in seinen schwungvollen Träumen einen siebenzigjährigen Gourmand auf dem Gipfel eines Hügels, von welchem er die reiche Masse von Nahrungsstoff, die er in seinem Leben aufgezehrt hat, in reizenden Gruppirungen um sich aufgestellt, übersieht. Berge von Gemüsearten und Heerden von Ochsen, Kälbern und Hammeln umgeben ihn. Aus den reichen Feldern der von ihm als Brot verzehrten Körnerfrüchte erheben sich die Schwärme der von ihm gegessenen Lerchen, Rephühner und Wachteln. Obstbäume seufzen unter der Masse von Früchten, die sein leckerer Zahn in einem siebenzigjährigen Leben vertilgte. Am Fuße des Hügels schlängelt sich der Bach der durch ihn getrunkenen Weine mit

Digitized by Google

Zuflüssen von Kaffe und Liqueuren hin. An den Ufern des Baches schnattern und lärmen die Gänse, Enten und Hühner, die sein mordlustiger Koch in unaufhörlichen Dragonaden erwürgte. Eine imposante Fortification von Puddings und Pasteten, auf einer doppelten Unterlage von Melonen errichtet, umgiebt den Hügel; und hie und da lugen als Kanonen Fässer voll Reis, Pfeffer und anderen Gewürzen aus der Befestigung hervor. Auf den von der Erinnerung an so viele Genüsse sich anfeuchtenden Lippen des alten Gourmand spielt ein Lächeln seliger Befriedigung, sein Auge erweitert sich, seine Arme breiten sich aus und alles scheint bei ihm zu sagen: „Voilà le prix de la vie!“

---

* Die autographirten Aufnahmen der Zöglinge der Architekturschule an der Wiener Akademie der bildenden Künste.

In den letzten Jahren unternahmen die Zöglinge der Architekturschule an der Wiener Akademie der bildenden Künste unter Leitung des Prof. F. Schmidt mit Unterstützung des Staates kleinere Ausflüge, wie dies bei den Zöglingen der Landschaftsschule bereits seit einer Reihe von Jahren in Uebung war. Der Zweck dieser architektonischen Excursionen ist Studium an den Monumenten selbst. Die Zöglinge der Architekturschule autographiren ihre Studien, machen auf diese Weise dieselben anderen Architekten und Kunstgelehrten zugänglich und legen dadurch zugleich Zeugniß von der Richtung ab, in welcher sie sich bewegen, und dem Talente, mit dem sie ihre Aufgaben ausführen.

Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir auf diese Thätigkeit der Architekturschüler aufmerksam machen; denn wir würden es bedauern, wenn, wie es bei manchen anderen lobenswerthen Bestrebungen der Fall ist, auch diese in Oesterreich todtgeschwiegen und nicht jene Aufmunterung finden würde, die sie in hohem Grade verdient.

Uns liegt eine große Anzahl solcher autographirter, trefflich und praktisch ausgeführter Blätter vor, welche die Kirche von Deutsch-Altenburg, das Wiener-Thor und das ewige Licht zu Hainburg, die Zderad-Säule bei Brünn, den Brunnen zu Neunkirchen, das Landhaus in Graz, die Wolfgangs-Capelle von Kirchberg am Wechsel, die Kirche von Straßengel, die Franciscanerkirche, das Rathhaus und den Clarissenthurm zu Preßburg, den Rathhausthurm, die Marien- und Franciscanerkirche in Krakau u. s. f. enthalten.

Wie wir vernehmen, werden in der Sammlung von autographirten Blättern auch Aufnahmen von anderen Architekten Platz finden. So lobenswerth dies ist, so darf doch der Hauptzweck, die Wiedergabe der eigenen Aufnahmen der Schüler und der Schule, nicht aus dem Auge gelassen werden; der Schwerpunkt ist in diese zu verlegen. Wir zweifeln auch nicht, daß die Aufnahmsreisen der Zöglinge sich so gestalten werden, daß auch bedeutendere Werke der Renaissanceperiode und der Antike in den Kreis der Studienreisen hineingezogen werden können; jedenfalls ist das, was vorliegt, an und für sich sehr lobenswerth, auch in der Art der Zeichnung praktisch zugleich und künstlerisch tüchtig.

* Das neue Glasfenster im Prager Dom, der lange genug einen solchen Schmuck entbehren mußte (die letzten Reste alter Glasmalerei wurden 1729 bei der Canonisirungsfeier des h. Johann von Nepomuk durch „schönes helles Glas“ ersetzt) darf — so berichtet Dr. A. W. Ambros in der „Bohemia“ — in jedem Sinne gelungen und eine wahre Zierde des herrlichen Baues heißen. Kranner hat den architektonischen Theil der Zeichnung geliefert, Joseph R. v. Führich die Zeichnung der Figuren. Er, dessen neueste Arbeiten abermals bewiesen wie in ihm der Geist der alten, großen

Digitized by Google

Meister lebt, ist zu Aufgaben solcher Art wie geschaffen. Die so strengen und zugleich so lebensvollen Umrisse seiner Gestalten, ihre in einfachen Motiven und Zügen so machtvoll lebendige Gegenwärtigkeit, ihr, man möchte sagen monumentaler Stil — das alles eignet sich vortrefflich zu einer Darstellung in so streng einfachen Kunstmitteln, wie hier zu Gebote stehen. Mit Ehren muß aber auch Quasts gedacht werden, der die technische Herstellung des Fensters mit größter Treue und anerkennenswerthester Tüchtigkeit besorgt hat. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet eine Darstellung der h. Dreieinigkeit, der die Capelle gewidmet ist, der ewige Vater hält das Kreuz mit dem gestorbenen Erlöser, über beiden schwebt das Symbol des h. Geistes, die weiße Taube. Rechts (dem Beschauer links) kniet Karl IV., ihm gegenüber seine Gemalin Elisabeth in strenger architektonischer Symmetrie. Karl hat einen gelben Mantel und ein weißes Unterkleid, von welch letzterem jedoch nur der Aermel sichtbar wird, auf dem Haupte trägt er die Krone; Elisabeth hat über ein aquamarinfarbenes Unterkleid einen rothen, weißgefütterten Mantel an — die Stellung beider Gestalten drückt tiefe Andacht aus. Diese ganze Darstellung ruht auf einem farbenreichen Sockel mit den Wappen der Donatoren darunter Dreipässe (Kleeblattformen) in Kreisen u. s. w., in brillantem Farbenspiel. Die obere Hälfte des Fensters füllt ein reiches und doch einfaches Teppichornament mit blauem Grund und weißen Blumen in rautenförmig gekreuzter rother Liniirung, die, selbst wieder durch andere, senkrechte Linien durchschnitten, sich im mittleren Streif zu einer Reihe von Sternen mit hellgelben Zacken gestaltet. Die Figuren selbst heben sich von einem perlgrauen Grund mit Teppichornamenten effectvoll ab. Die Glut der Farben läßt nichts zu wünschen übrig — das ist das feurige Rubinroth, das tiefe leuchtende Blau und Gelb der alten Glasmaler. Die Inschriften sind: unter den Figuren „Carolus Imperat. Elisabeth Imper. Fundatores hujus capellæ MCCCLXVIII“ — und in einem ausgesparten Raume des Sockels „donum benefactoris, cujus nomen in libro vitæ“. Je prächtiger nun aber dieses Geschenk des ungenannten edlen Gebers dasteht, desto trostloser sehen die beiden Nachbarfenster mit ihrem farblosen Glas aus, wie langweilige Prosa neben hoher Poesie. Die Hoffnung aber, daß der glückliche Anfang bald eine Fortsetzung finden werde, hat sich bereit erfüllt. Herr Ferdinand Friedland hat erklärt, für die nächste, derzeit im Umbau begriffene Capelle (St. Johann Baptist-Capelle) ein ähnliches Glasfenster stiften zu wollen — eine Erklärung, die zum innigsten Danke verpflichtet. Wir wollen hoffen, daß so edle Beispiele nicht ermangeln werden, anregend zu wirken, und daß wir den Augenblick erleben werden, wo der Dom mit dem vollständigen Schmuck der Glasmalerei dastehen wird.

* Wie die „Prager Zeitung“ mittheilt, lieferte eine in einem Acker bei Horschowitz an der Karlsbader Straße auf Veranlassung des Grafen Eugen Czernin vorgenommene Nachgrabung ein interessantes Ergebniß. Die Stelle war ziemlich regellos mit formlosen Granit- und Quarzsandsteinen belegt, unter welchen sich ungefähr 18 Zoll unter der Ackerkrume der höchst merkwürdige Fund befand. Nach den gefundenen Gegenständen zu urtheilen, ließe sich — ohne dem endgültigen Urtheile der Sachkundigen vorzugreifen — am ehesten auf eine Lagerstätte schließen. Was den Fund dem Archäologen besonders interessant erscheinen läßt, ist das gleichzeitige Vorkommen von Bronze und Eisen (nebst Gold in zwei ganz kleinen, offenbar Schmucksachen angehörigen Plättchen), ferner die Plattirung von Bronze auf Bronze oder von Bronze auf Eisen. (Das Goldplättchen erscheint als auf Bronze plattirt. Die Plattirung ist mit Matrizen ausgeführt worden.) Ungefähr in der Mitte der Lagerstätte lag ein Feuerbock von Eisen, zu beiden Seiten, so wie über die ganze Stelle verbreitet, reichliche Scherben und gänzlich verwitterte Thongefäße, noch tiefer Reste von Holzkohle. Zu beiden Seiten des Feuerbocks, etwa zu je sechs Schuh Entfernung, lag eine Gruppe von je vier bronzenen plattirten, mit charakteristischen Köpfen verzierten, etwa sechs Zoll im Durchmesser haltenden Scheiben

Digitized by Google

und da wie dort dabei liegend je zwei eigenthümliche Bügel, im Ganzen also acht Stück Scheiben und vier Stück Bügel. Jede Scheibe hatte in der Mitte eine etwa drei bis vier Zoll im Durchmesser haltende Concave mit einem Knopfe, und jeder Bügel, etwa von der Form eines maurischen Bogens, an seinen beiden Enden einen trompetenmundstückähnlichen Kopf, welcher hohl und inwendig mit einem kleinen Nabel versehen ist. In der Mitte des Buges hängen an kleinen Ringen zwei Kneipen, welche muthmaßlich zum Festhalten von Leder- oder Tuchdecken (etwa Pferdezier) gedient haben mögen. Weiterab lagen zwei bronzene Speiseschüsseln und noch weitere Bruchstücke von Radreifen, nebst anderen Reifen, die als Achsen- und Radzier gedient haben mögen. Außerdem fanden sich noch eine Menge von Bruchstücken, theils von Eisen, theils von Bronze, Ringe, Stangen und trensenähnliche Bestandtheile, Spangen u. dgl. mehr vor. Das Ganze des Fundes scheint auf einen Lagerplatz zu deuten, bei dem ein zweispänniges Gefährte vorkam. Unerklärlich bleibt der Zweck der Steinüberlage. Zu erwähnen ist noch, daß ein eisernes, über ein Schuh langes Schlacht- („Opfer-"?) Messer mit handscharartigem Buge und ein goldener Haftknopf nebst zwei unbedeutenden Goldplättchen vorgefunden wurde. Ein ausführlicher Bericht mit Zeichnungen wird demnächst der Redaction der archäologischen Zeitschrift des Museums zugeführt werden.

* Der Vorstand des weimar'schen Goethe-Vereines erläßt unterm 25. October nachstehende Bekanntmachung an die deutschen Künstler:

I. Von der am 28. August d. J. hier abgehaltenen Generalversammlung der Theilnehmer der deutschen Goethe-Stiftung ist der 1861 für ein Skulpturwerk ausgeschriebene Preis von 1000 Thlrn. auf Grund des von dem gewählten Kunstverständigenausschusse mit fünf Stimmen gegen eine abgegebenen Gutachtens dem Bildhauer Herrn Johannes Schilling in Dresden für die zum Schmuck der Brühl'schen Terrasse daselbst bestimmte Gruppe, die Nacht darstellend, zuerkannt worden. Die Mitglieder des Kunstverständigenausschusses waren die Herren: geh. Rath Director v. Cornelius in Berlin, Ritter v. Fernkorn in Wien, Historienmaler B. Genelli in Weimar, Professor D. J. Hähnel in Dresden, Prof. Fr. Preller in Weimar, Prof. M. Widmann in München.

II. Von vorgenannter Generalversammlung ist zur nächsten, im Jahre 1865 erfolgenden Preisertheilung wieder eine Prämie von 1000 Thlrn., und zwar für ein Originalwerk eines deutschen Künstlers im Gebiete der Historienmalerei, darstellend die Bedrängniß des Menschen durch das Element, ausgesetzt worden.

Die näheren Bestimmungen und Bedingungen sind folgende:

1. Das Werk soll in einer wenigstens in Cartonzeichnung vollendeten Composition bestehen. Die nähere Fassung des genannten Motives in einer erfundenen Situation oder in irgend einem geschichtlichen Momente, so wie die Wahl der technischen Mittel oder malerischen Ausführung bleibt dem Künstler überlassen.

2. Das mit dem Preise gekrönte Werk wird, vorbehaltlich des Rechtes der Reproduction und Vervielfältigung für den Künstler, Eigenthum der Goethe-Stiftung.

3. Die Concurrenzarbeiten sind bis zum 30. April 1865 portofrei hierher an den Vorstand einzusenden. Hierbei ist jede derselben mit einem — auf einem zweiten versiegelten, inwendig mit dem Namen und Wohnorte des Concurrenten beschriebenen Blatte zu wiederholenden — Motto zu versehen. Ingleichen ist die Adresse zu bezeichnen, an welche die Arbeit eventuell zurückzusenden ist.

4. Der Preis wird auf Grund eines von dem zu erwählenden Kunstverständigenausschusse nach absoluter Stimmenmehrheit abzugebenden Gutachtens von der Generalversammlung der Theilnehmer der deutschen Goethe Stiftung am 28. August 1865 zuerkannt; jedoch werden die eingehenden Concurrenzarbeiten vor der Beurtheilung durch den Kunstverständigenausschuß einer Prüfung bezüglich der Ausscheidung von unbedeu-

Digitized by Google

tenden durch eine Vorjury unterworfen, welche aus hier wohnenden Künstlern gebildet werden soll und von den auswärtigen Theilnehmern der Stiftung durch Abgeordnete ihres Ortes verstärkt werden kann.

5. Die Zuerkennung des Preises, sowie die Namen der Mitglieder des Kunstverständigenausschusses werden durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht.

6. Die Zahlung des Preises erfolgt durch den Vorstand.

* Im September d. J. wurden in Wulzeshofen bei Laa, beim Graben eines Kellers mehrere antike Gegenstände aufgefunden, welche dem k. k. Münz- und Antikencabinete in Wien eingesendet wurden und von dem k. k. Custos Dr. Eduard Freiherrn v. Sacken für spätrömische Arbeit aus dem 4. oder 5. Jahrhundert erklärt wurden. Der Fund bestand aus einem goldenen Armbande, dessen Spange massiv rund und dessen Schlußtheil mit einem verzierten halbkreisförmigen Knopfe und querverlaufenden Gravirungen versehen war, ferner aus einem Ohrringe von massivem Golddraht in der Dicke von 2 Linien, der mit einem dünneren Golddraht am Ende umwunden war, von länglich runder Form und in seinem längsten Durchmesser $1^1/_2$ Zoll messend, weiter aus dem Bruchstücke einer goldenen, vierfach geflochtenen Kette von netter Arbeit, aus einer scepterähnlichen Spitze, welche eine schöne Filigranarbeit aus feinstem geflochtenen Golddraht mit einer zierlichen Rosette darstellte, weiter aus einem geschmolzenen Silberklumpen, in welchem ein kleines Stück der obbezeichneten Kette nebst Stückchen von Gold eingeschmolzen waren, endlich aus dem Boden eines silbernen Gefäßes. Die Goldschmuckstücke waren $25^1/_2$ Ducaten schwer, das Silber wog 4 Loth.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe 5. November 1863.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 31. October zu Karlsbad erfolgten Ableben des Herrn Regierungsrathes Joseph Ritter v. Arneth.

Derselbe legt ferner folgende Abhandlungen vor:

„Revision der Cephalocotyleen. Abtheilung: Cyclocotyleen". Von Herrn Dr. Karl Diesing.

„Beiträge zur Kenntniß des Coniins" II. von dem correspondirenden Mitglied Herrn Th. Wertheim in Graz.

„Ueber das elektromagnetische Verhalten des Strahles", von Herrn Prof. A. v. Waltenhofen in Innsbruck.

„Die Analyse des Minerals Szajbelyit" von Herrn Erwin von Sommaruga.

Herr Prof. C. Ludwig bespricht eine von ihm gemeinschaftlich mit Herrn Zawarykin ausgeführte Arbeit: „Beiträge zur Anatomie der Niere".

Prof. Henle in Göttingen hatte bei einer erneuerten Untersuchung der Niere einige Gestaltungen der Harnkanälchen aufgefunden, deren Zusammenhang mit den schon längst bekannten Stücken der letzten Harnwege ihm jedoch nicht klar wurde. Um diese Lücke, welche der berühmte Anatom nur hypothetisch ausgefüllt hatte, durch Thatsachen zu ergänzen, waren neue Untersuchungen nöthig; diese hatten jedoch nur dann Hoffnung auf Erfolg, wenn es gelang, die Harnkanäle bis zu ihren blinden Enden hin auszuspritzen und die mit farbigen Massen erfüllten Canäle aus ihrem Zusammenhang herauszulösen,

Digitized by Google

so daß jedes einzelne derselben möglichst weit verfolgt werden kann. Die erste dieser Forderungen ist vollständig erfüllt worden und die zweite soweit, daß mindestens zolllange Stücke der Canäle mit Leichtigkeit und mit vollkommen erhaltener Structur herausgelöst werden konnten.

Die Zergliederung, welche mit Hülfe dieser Mittel an der Schweinsniere ausgeführt wurde, ergab, daß die Harncanäle, welche, wie Bowmann bewiesen, in der Kapsel der melpighischen Knäuel enden und dann in der Rinde zahlreiche Windungen bilden, an der Markgrenze sich zuspitzen, dann in das Mark eintreten, die Schlingen Henle's bilden, und darauf immer noch als enge Röhren in die Rinde bis nahe zum Umfang derselben zurückkehren. Sind sie dort angelangt, so vereinigen sich mehrere zu einem einzigen Rohr, das dann in gestrecktem Verlauf aus der Rinde in das Mark läuft. Am Papillenende der letzteren vereinigen sich mehrere solcher Sammelröhren zu einem einzigen Canal und dieser selbst stellt, nachdem er vorher mit einigen anliegenden zusammengeflossen, einen auf der Papilla mündenden Ausführungsgang der Niere vor. Auf seinem Verlauf ändert der Epithelialüberzug des Harncanals einige Male seine Gestalt, und zwar in der Weise, wie sie schon Henle angegeben. Bei Gelegenheit dieser Aufdeckung des Verlaufs der Harncanäle, wurde auch das Blutgefäßsystem der Niere von neuem und zwar mit Berücksichtigung des Blutstromes in demselben erforscht. Namentlich wurde der reichliche Venenplexus des Markes und seine Lagerungsverhältnisse zu den Harncanälen genauer beachtet.

Bei dieser Untersuchung wurde endlich auch ein ganz neuer Bestandtheil der Niere aufgefunden. Derselbe besteht in einem reichlichen Spaltenwerk, das namentlich in der Rinde zwischen den gewundenen Canälen und im Mark zwischen dem Venenplexus vorhanden ist. Diese Spalten öffnen sich in die Lymphgefäßstämme welche aus der sehnigen Nierenkapsel und aus dem Hilus hervorgehen. Der Zusammenhang der Spalte mit den Lymphgefäßen, wurde durch Injection derselben von den zuletzt genannten Gefäßen aus dargethan.

Ferner theilt Herr Prof. Ludwig seine „Physiologischen Bemerkungen über Nierenfunction" mit.

Zu dem bisher bekannten Absonderungsproduct der Niere, dem Harn, kommt nach den vorstehenden anatomischen Untersuchungen noch ein zweites, die Lymphe. Die Blutbahn, aus welcher diese letztere Flüssigkeit hervorgeht, kann keine andere sein, als die, welche zwischen dem ausführenden Gefäß des Knäuels und den ausführenden Venen der Niere ausgestreckt liegt. Die drei Ströme, welche demnach durch die Niere gehen, der des Bluts, des Harns und der Lymphe, sind nur insoferne von einander unabhängig, als jeder derselben einen besonderen Abfluß besitzt. Da aber diese drei Ströme gegenseitig auf einander wirken müssen, so ist eine bedingte Abhängigkeit derselben dadurch hergestellt, daß ihre Abflußwege in eine eigenthümliche Lage zu einander gebracht sind. Dieselbe bedingt es, daß jedesmal, wenn der materielle Blutdruck in den Glomerulis steigt und dem entsprechend die Harnabsonderung vermehrt ist, auch die Lymphabscheidung zunimmt. — Die besondere Lage der Röhre, welche den Harn aus den Schläuchen der Niere sammelt, bedingt es auch, daß, wenn die Harnabsonderung beschleunigt wird, der Abfluß des Harns nicht in gleichem Maße geschwinder wird; die Lage der Venen zu den Harncanälchen bringt weiterhin den Erfolg hervor, daß, wenn der Abfluß des Harns durch Hemmungen im Ureter gestört war, die Strömung in den Venen und damit der Druck in den Glomerulis anwächst. Endlich ist es durch das besondere Lagenverhältniß der Venen zu den Harncanälchen bewerkstelligt, daß, wenn eine so abnorme Strömung des Blutstromes in den großen Nierenvenen entsteht, in Folge dessen der Harn eiweißhaltig wird, die ausführenden Harncanäle ganz zugepreßt werden. Diese Folgerungen aus dem Nierenbau, lassen sich durch Versuche bestätigen.

Digitized by Google

Das wirkliche Mitglied, Herr Hofrath Haidinger, berichtet über ein an ihn eingelangtes Sendschreiben, zur Vorlage an die k. Akademie der Wissenschaften, über ein von dem Director der Sternwarte zu Athen, Herrn Julius Schmidt am 19. October Morgens 2 Uhr 55 Minuten beobachtetes, ganz außerordentliches Feuermeteor.

Herr Julius Schmidt hatte eine Reihe von Nächten in dem klaren Himmel Athens der Beobachtung der Sternschnuppen, von der Terasse seines Hauses am Fuß des Lykabettos gewidmet. Er hatte einen Kometensucher mit achtmaliger Vergrößerung und vier Grad Gesichtsfeld aufgestellt, den er innerhalb zwei bis drei Secunden nach jedem Theil des Himmels leicht richten konnte.

Was noch niemals vorgekommen ist, gelang in diesem Augenblicke Herrn Schmidt, die teleskopische Beobachtung eines Feuermeteors ersten Ranges, einer wahren Feuerkugel. Es war am 18. October, 14 h. 55 m. oder im gewöhnlichen Leben am 19. October, um 2 Uhr 55 Minuten Morgens, als südlich zwischen den Bildern des Hasen und der Taube ein kleiner, langsam sich bewegender Lichtfunke von sehr unbedeutendem Ansehen, etwa im Licht der Sterne vierter Größe, entstand. Nach zwei Secunden erreichte das Meteor die zweiten Größe, und in der dritten und vierten entwickelte es im grünen Lichte bereits den Glanz des Sirius. So zog es durch den Eridanus gegen Westen, langsam und mäßig hoch, und strahlte von nun an in solch' außerordentlichem Lichte, daß nicht nur alle Gestirne des südlichen, des westlichen und des nördlichen Himmels vollständig verschwanden, sondern, daß die Stadt Athen und alles Land und Meer im grünen Feuer aufzulodern schien. Die Blendung des Auges war so stark, daß Schmidt neben das Meteor hinsehen mußte, um es zu verfolgen und er gewahrte unter diesen Umständen, seit der sechsten Secunde, daß die Akropolis und das Parthenon nur in schwachen Umrissen wie aus grünen Rauchnebeln, gegen den ebenfalls ganz goldgrünen sternlosen Himmel aufragten. In der siebenten Secunde war der Durchmesser des Meteors beträchtlich, eine wahre Feuerkugel von 10 bis 15 Bogenminuten. Von jetzt an blieb das Auge am Fernrohre gefesselt durch volle 14 Secunden, während die Erscheinung durch den Wallfisch zog und sich gegen den Saum der peloponnesischen Berge mit vier bis fünf trübrothen Fragmenten herabsenkte. Es zog lautlos am Himmel hin, und es erfolgte später keine Detonation. Wenige Menschen sahen in so später Nachtstunde die außerordentliche und majestätische Erscheinung; aber die wachhabende Mannschaft der abendländischen Kriegsschiffe in Pyräus wurde dadurch allarmirt, und sah die große Leuchtkugel über die saronische See gegen Morea ziehen.

Aber die größte Ueberraschung gewährte das Teleskop. Nicht ein Feuerballen war es, ein mondförmiger Körper, nein, eine ganze Anzahl größerer und kleinerer gut gesonderter Theile. Es bestand aus zwei strahlend grünen Stücken von tropfenförmiger Gestalt, die scharfbegrenzte, feuerrothe und ganz gerade unter sich parallele Schweiflinien hinter sich herzogen. Der Abstand bei dem Hauptschweife betrug sieben Bogenminuten. Das größere Stück ging südlich voran, etwas nördlicher folgte etliche Bogenminuten später das kleinere, dahinter ein Schwarm grün strahlender Fragmente von sehr verschiedener Größe, deren jedes Stück eine rothe Feuerlinie mit sich führte. Alle diese Linien gerade und unter sich parallel. Die Erscheinung nahm sich aus, wie helle Flammen an einem glühenden Balken.

Herr Julius Schmidt schätzt den Durchmesser der größeren Kugeln mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf 50 Bogensecunden, den der Schweife auf 30. Er schließt daraus, daß die Erscheinungen lange nicht so große wirkliche Durchmesser besitzen, als man oft angenommen hat, und z. B. für das gegenwärtige Meteor, bei 20 Meilen Entfernung in der Mitte der sichtbaren Bahn für die größeren Kugeln nicht mehr als 55 Pariser Fuß, bei 10 Meilen 27 Fuß betragen würde.

Digitized by Google

Die über 80 Grad lange Bahn ging von 85 Grad Rct. und 31 Grad D. bis 355 Grad Rct. und 14 Grad D.

Vier Minuten nach dem Anfange der Erscheinung gewahrte Schmidt noch einen stark leuchtenden weißgelben Schweifrest bei den Sternen ν^1 und ν^2 Eridans, der dort etwa fünf Grad des Himmels bedeckte. Derselbe hatte scheinbar die Gestalt eines durchschlungenen Knotens, was indessen auf optischer Täuschung bei der ungleichen Entfernung der Theile beruht.

Die ganze Reihe der Beobachtungen ist eine der lehrreichsten, die jemals über glänzende Erscheinungen dieser Art angestellt wurden und wird eine wichtige Grundlage für theoretische Betrachtungen für immer bilden.

Herr Hofrath Haidinger spricht noch seine dankbare Anerkennung Herrn Schmidt dafür aus, daß er das Sendschreiben an ihn gerichtet, und reiht einige Betrachtungen über die Wichtigkeit dieser neuen Beobachtungen an, in Bezug auf die Thatsache der Erscheinung von Meteoritenschwärmen, welche durch Meteorschwärme dieser Art mit dem Dasein von Ballen von getrennten oder nur lose zusammen sich bewegenden Körpern in Verbindung gebracht werden.

Herr Dr. Ami Boué spricht über den alten trachytischen Krater des Santa Anna und die Solfatara-Spalte des Büdöschegy-Berges im Szeklerland und knüpft daran Betrachtungen, über die Lage und Bildungsweise der erzführenden Porphyren- und Trachytenanhäufungen, so wie auch über die Verschiedenheit der theoretischen Meinungen des Bergmannes und des Geologen in dieser Hinsicht. Schließlich erläutert derselbe seine Ansichten über die Erklärung der Bildung der Felsarten, welche, wie Granite, Porphyre, Lunitgesteine u. s. w., aus Mineralien mit verschiedenen Schmelzpunkten bestehen.

Herr Dr. Franz Liharžik hielt einen Vortrag „über das Wesen und die mathematischen Gesetze der Quadratzahlen", welche die eigentliche Bedeutung der alten mystischen Zahlen aufdecken.

Im grauesten Alterthume fänden sich, nach dem Verfasser der vorgelegten Abhandlung, unzweifelhafte Spuren, daß das Wesen und die merkwürdigen Eigenschaften der Quadratzahlen bekannt waren. Ihr Ursprung sei in Indien zu suchen. Sie finden sich ferner häufig in den Amuleten und Siegeln der Aegypter, so wie sie auch Chaldäern, Arabern und Hebräern bekannt waren. Athanasius Kircherius sagt von ihnen: „Die Philosophen der Araber, Chaldäer und Hebräer, kannten bereits die merkwürdige Eigenschaft der Quadratzahlen, welche darin besteht, daß sie auf eine sehr sinnreiche und künstliche Art in ihren einzelnen Ziffern zusammengestellt und gruppirt, einige Male in dieser ihrer Umstellung dieselbe Summe ergeben.

Bei den alten Aegyptern waren gewisse Zahlen heilig und wurden, da die Erlangung ihrer Kenntnisse nicht Jedermann zugänglich war, Geheimzahlen genannt. Solcher, den Göttern gewidmeter Zahlen, gab es sieben und zwar gehörten

dem Saturn die Zahlen . . .	3,	9,	15,	45
„ Jupiter „ „ . . .	4,	16,	34,	136
„ Mars „ „	5,	25,	65,	325
der Sonne „ „ . . .	6,	36,	111,	666
„ Venus „ „ . . .	7,	49,	175,	1225
dem Mercur „ „ . . .	8,	64,	260,	2080
„ Mond „ „ . . .	9,	81,	360,	3321

Diese Zahlen sind aber die Grundzahlen zur Construction der Tetragramme aus den Wurzeln 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Diese Tetragramme finden sich schon bei Abenuaschin in seiner Abhandlung über den Cultus der Aegypter. Von den Aegyptern erfuhr Pythagoras die Eigenthümlichkeiten der Quadratzahlen; seine Schüler haben darauf ihre Zahlenlehre basirt und den Grundsatz aufgestellt, „daß die Zahl das Wesen aller Dinge

Digitized by Google

ausmache, daß alle Naturerscheinungen auf mathematischen Gesetzen beruhen und daher auf diese zurückgeführt werden müssen".

Man konnte es sich bis jetzt nicht erklären, wie die alten orientalischen Culturvölker zu ihren ausgedehnten Kenntnissen in der Astronomie, Akustik und Chemie gelangt waren. Ihre Schriften zeigen jedoch deutlich, daß ihre Kenntnisse aus gewissen Zahlen abgeleitet wurden. Diese Zahlen sind aber die Fundamentalzahlen der Tetragramme und es wurde schon im Alterthume die Behauptung aufgestellt, die Tetragramme enthalten die Naturgesetze, sie seien der letzte Grund einer jeden Erscheinung.

Diese, dem Alterthume geläufige Anschauungsweise, der Umstand, daß diese Zahlen das Gesetz des freien Falles beherrschen und endlich die Ueberzeugung, daß das Tetragramm aus der Zahl sieben die mathematischen Grundlagen des neu entdeckten Wachsthumsgesetzes enthält, veranlaßten den Herrn Vortragenden zur Erforschung dieser Zahlen. Als das wichtigste Resultat seiner Studien hierüber führte er an, daß sich aus jeder beliebigen Wurzelgröße nach einem mathematischen Gesetze Tetragramme bilden lassen und giebt auf sechs Tafeln, für jedes Feld eines jeden beliebigen Tetragrammes den algebraischen Ausdruck.

Bezüglich der praktischen Vortheile seiner Deduction, enthält sich der Herr Vortragende für jetzt jeder Folgerung und begnügt sich, auf die Ansicht des Alterthums hinzuweisen, der zufolge das Siebnertetragramm das Gesetz bestimmen sollte, nach welchem der Urmensch geschaffen wurde. Den Dimensionsverhältnissen dieser prototypen Menschengestalt, seien die Zahlenbestimmungen entnommen, welche im Sonnensystem unsere Zeitbestimmung ausmachen. Aus den Tetragrammen las ferner nach dem Verfasser die alte Chemie die chemischen Verhältnißzahlen heraus, indem das Tetragramm der Zahl 3 die Verbindung des Zinns, das Tetragramm der Zahl 5 die des Eisens, das der Zahl 6 die des Goldes, das der Zahl 8 die des Silbers und das der Zahl 9 die des Quecksilbers in sich begreifen soll.

Die mathematische Wichtigkeit des Gegenstandes soll nach dem Verfasser darauf beruhen, daß das leitende Princip aller Tetragramme arithmetische Reihen 1., 2., 3, und 4. Ordnung ist. Die einzelnen Zahlen der Tetragramme steigen in ihren Feldern aus den natürlich aufsteigenden Wurzeln nach dem Gesetze der arithmetischen Reihe zweiter Ordnung auf. Jedes Feld enthält daher, algebraisch dargestellt, einen Ausdruck jedes beliebigen Gliedes einer arithmetischen Reihe zweiter Ordnung, und da diese bei allen Tetragrammen ohne Ausnahme stattfindet, so bilden diese Ausdrücke alle nur denkbaren Reihen zweiter Ordnung mit der Differenz 4.

Die gleichen Summen der Tetragramme bilden, aufsteigend nach der natürlichen Aufeinanderfolge der Wurzeln, eine arithmetische Reihe dritter Ordnung mit der Differenz 12.

Die Summen aller in den einzelnen Tetragrammen verzeichneten Zahlen bilden in natürlicher Aufsteigung der Wurzeln eine Reihe vierter Ordnung mit der Differenz 12.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 11. November 1863.

Herr Dr. Friedrich Müller legt vor:

1. „Beiträge zur Declination des armenischen Nomens".
2. „Das Personalpronomen in den modernen eranischen Sprachen".

Im ersteren Aufsatze werden zuerst die einzelnen Casuszeichen des armenischen Nomens sprachwissenschaftlich erklärt und dann eine Eintheilung dieses Redetheiles nach den natürlichen Charakteren desselben gegeben; der zweite Aufsatz behandelt die Erklärung

Digitized by Google

der Personalstämme in den modernen eranischen Sprachen (Neupersisch, Armenisch, Ossetisch) und die Flexion derselben, wobei eine merkwürdige Uebereinstimmung derselben unter einander zu Tage tritt.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 12. November 1863.

Der Herr Oberst im Geniestabe, Freiherr Ebner v. Eschenbach, dankt mit Schreiben vom 11. November für seine Wahl zum inländischen correspondirenden Mitgliede der Akademie.

Herr Prof. v. Waltenhofen in Innsbruck, übersendet eine Abhandlung „über eine anomale Magnetisirung des Eisens".

Herr Dr. Lippmann legt eine Untersuchung vor, „über die Reaction des Chlorkohlenoxydes auf die mit dem Aethylen isomeren Kohlenwasserstoffe". Er zeigt, daß durch Vermischen von Phosgengas und Aethylen sich Chlorlactyl und durch weitere Einwirkung des Wassers hierauf Monochlorpropionsäure und Salzsäure bildet; aus dieser entsteht durch Kochen mit Barythydrat, Milchsäure und Chlorbaryum. Es ist dadurch ein Weg gegeben, die homologen der Milchsäure durch Syntheſe darzustellen.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. C. Wedl legte zwei Abhandlungen vor. Die erste derselben bezieht sich auf die Pathologie der Blutgefäße (2. Abtheilung) und ist in fünf Abschnitte getheilt. Es werden zuerst die Dislocationen von kleinen Blutgefäßen besprochen, und es wird hervorgehoben, daß nicht bloß in Folge von mehr chronisch oder acut verlaufenden entzündlichen Processen, sondern auch im Senium der Gewebe ein abnormen Verlauf der kleinen Gefäße häufig vorkomme. Die colloiden Ablagerungen in den Wandungen kleiner Blutgefäße kommen zuweilen in einer bindegewebigen Hülse eingeschlossen vor, oder liegen frei zu Tage; ob sie stets aus einer Zelle sich entwickeln, kann nicht mit Bestimmtheit behauptet werden Die Verkalkungen lassen sich in und um die Capillargefäßwandungen nachweisen; an den kleinen Arterien ist eine feinkörnige Verkalkung in der organischen Muskelfaserschichte zu constatiren Die bindegewebigen Wucherungen in den Gefäßwänden, werden namentlich in Beziehung auf ihre Entwicklung näher erörtert und es wird ferner auf die abnorme Spaltbarkeit der Gefäßschichten bei aneurysmatischen Ausdehnungen aufmerksam gemacht. Der Vortragende weist in dem fünften Abschnitte nach, daß die Hirn- und Rückenmarkserkrankung bei Anencephalie und Amyelie nicht bloß in einem Hydrops des Medullarrohres, sondern vorzugsweise in einer Teleangiectasie der pia mater oder einer bindegewebigen cystoiden Entartung des Gehirnes bestehe.

Die zweite Abhandlung lautet über ein Pentastom einer Löwin, welches Herr Prof. Dr. Bruckmüller bei der Obduction einer, in der Schönbrunner Menagerie an Bauchfellentzündung zu Grunde gegangenen Löwin entdeckte und zwar in so großer Menge in der Leber, Milz und dem Netze, daß höchst wahrscheinlich der kleine Parasit den Tod des Löwen herbeiführte. Das schon von Herrn Prof. Bruckmüller erkannte und untersuchte Eingeweidethier, wurde von dem Vortragenden in Bezug auf seine Entwicklung und genaueren anatomischen Verhältnisse geprüft. Obwohl es zu einer vollständigen geschlechtlichen Entwicklung des in der Häutung begriffenen eingekapselten Schmarotzers nicht gekommen ist, so wurden bei der anatomischen Zergliederung Männchen und Weibchen erkannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Bibliorum codex Sinaiticus Petropolitanus.

(Auspiciis augustissimis imperatoris Alexandri II. ex tenebris protraxit, in Europam transtulit, ad iuvandas atque illustrandas sacras litteras edidit Constantinus Tischendorf. Petropoli. 1862. Folio, 4 Bände. I. Band (85 Blätter). Prolegomena cum commentario und facsimilia auf 21 Blättern II. Band (87 Blätter). Veteris testamenti pars prior. III. Band (112 Blätter). Veteris testamenti pars posterior. IV. Band (148 Blätter). Novum testamentum cum Barnaba et Pastore. - Novum testamentum Sinaiticum sive novum testamentum cum epistula Barnabæ et fragmentis Pastoris. Ex codice Sinaitico . . . accurate descripsit Aenoth. Frid. Const. Tischendorf. Lipsiæ. F. A. Brockhaus. 1863. Kleinfolio. LXXXI Seiten, 148 Blätter und 1 Tafel.)

Es war im Jahre 1841, als Tischendorf, damals ein junger Mann von 26 Jahren, durch seine kritische Handausgabe des neuen Testamentes [1], nicht geringe Verdienste um die neutestamentliche Kritik sich erwarb. Bei dieser Arbeit hatte er sich hinlänglich überzeugt, wie sehr im Allgemeinen die neutestamentliche Texteskritik vernachlässigt sei, und wie schlimm es besonders mit den in den verschiedenen Textausgaben des neuen Testamentes reichlich gebotenen Varianten stehe. Er nennt die kritiklose Masse derselben ein „glänzendes Elend". Ueberzeugt, daß namentlich diesem Uebel nur durch documentliche Forschungen, mit der schärfsten Kritik getrieben, abgeholfen werden könne, war in ihm der Plan zu einer wissenschaftlichen Reise entstanden, welche er am Vorabende des Reformationsfestes 1840 auch wirklich antrat. Mit eisernem Fleiße gab sich nun der junge, für seinen Gegenstand aufs höchste begeisterte Gelehrte auf den bedeutendsten Bibliotheken Europa's denjenigen Studien hin, in welchen allein, nach seiner Ansicht, für die vernachlässigte Texteskritik fruchtbringende Erfolge lagen. So sehen wir ihn denn zu Paris, London, Cambridge, Oxford, Basel, Rom, Neapel, Florenz, Venedig, Modena, Verona, Mailand und Turin unermüdet forschen in den auf den dortigen Bibliotheken befindlichen handschriftlichen Schätzen, dafür aber auch reichlich gelohnt durch die herrlichen Resultate, welche er daraus für die Wissenschaft errang. Doch damit gab sich Tischendorf noch nicht zufrieden. Ueberzeugt, daß der Orient, die Heimat und Geburtsstätte unseres Glaubens, woher schon so manches kostbare Document unserer Religion nach Europa gekommen, nicht unwerth sein dürfte der ganz besonderen Aufmerksamkeit des Forschers, hatte er bald den Entschluß gefaßt, nunmehr auch dorthin seinen Fleiß zu wenden und ganz besonders auf die alten Klöster sein Augenmerk zu richten. Ausgerüstet mit einem Schatze ungemein reichen Wissens trat Tischendorf im Jahre 1844 von Livorno aus seine Reise nach dem Orient an.

[1] Sie erschien in Leipzig bei Köhler. LXXXV, 671 S. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Digitized by Google

Im Mai desselben Jahres besuchte er zum erstenmale das St. Katharinen-Kloster am Sinai, in der Hoffnung, innerhalb seiner alten Mauern, die seit ihrer Erbauung durch Justinian unzerstört geblieben waren, Schätze für die Bibelwissenschaft aufzuspüren. Diese Hoffnung blieb nicht unerfüllt. In einem der drei klösterlichen Bibliothekszimmer, in denen Tischendorf die vorhandenen Bücher und Handschriften durchstöberte, stand in der Mitte ein Korb mit verschiedenen alten, theilweise verdorbenen Handschriften, dergleichen schon zwei Körbe voll als unbrauchbar ins Feuer geworfen worden waren. In diesem Korbe aber fand Tischendorf zur größten Ueberraschung mehrere Fragmente von einer griechischen Bibelhandschrift auf Pergament, in der er sogleich eine der ältesten, die es giebt, erkennen mußte. Bei der Unkenntniß des Werthes dieses Schatzes von Seiten der Mönche war es unserem Gelehrten nicht schwer, die Abtretung eines Theiles der Handschrift zu erlangen; die anderen umfänglicheren Theile empfahl er zu besserer Aufbewahrung, damals schon auf die Erwerbung des köstlichen Fundes, die im Augenblicke nicht möglich war, bedacht. Die ihm abgetretenen 43 Blätter vom Texte der LXX gab Tischendorf, aufs schönste facsimilirt, seinem königlichen Gönner zu Ehren unter dem Titel: „Codex Friderico-Augustanus“ [1] heraus. Da jedoch alle Bemühungen um die im Kloster zurückgebliebenen Fragmente erfolglos blieben, so blieb Tischendorf, falls er den Fund von unberechenbarem Werthe der Welt nicht vorenthalten wollte, nichts anderes übrig, als dieselben abzuschreiben und dann erst zu publiciren. Zu diesem Zwecke unternahm er im Jahre 1853 eine zweite Reise nach dem Sinaikloster. Der Schatz aber, um dessenwillen er so weit hergekommen, war weder zu haben, noch konnte er erfahren, wohin derselbe gekommen. Tischendorf vermuthete, daß er inzwischen nach Europa gewandert sei. Um jedoch sein Verdienst um die Auffindung, Erhaltung und gehörige Würdigung dieses kostbaren Monumentes, auf dessen Werth ja die ganze Welt erst durch ihn aufmerksam geworden, zu wahren, ließ Tischendorf bei der im Jahre 1855 erfolgten Ausgabe des ersten Bandes seiner „Monumenta sacra“ den Text der letzten Seite der Weissagungen des Isaias, den er bereits 1844 abgeschrieben, mit abdrucken, darauf hinweisend, daß sowohl der Text des „Codex Friderico-Augustanus“, als auch der des übrigen Manuscriptes, wohin dieses auch immer gekommen, nur durch ihn von der Vernichtung errettet worden sei.

1859 unternahm Tischendorf eine dritte Reise in den Orient und zwar im Auftrage der russischen Regierung, um Manuscripte, seien es griechische oder orientalische, die sich auf die h. Schrift beziehen, zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit besuchte er zum dritten Mal das Katharinen-Kloster. Wie früher durchstöberte Tischendorf auch diesmal die Bibliothekszimmer des Klosters. Einige Tage vor seiner Abreise unternahm er noch in Begleitung des wohlunterrichteten Ikonomos des Klosters einen kleinen Ausflug. Man kam im Gehen unter anderem, da Tischendorf dem Kloster einige Exemplare seiner Leipziger Ausgaben vom griechischen

[1] Er enthält, in Leipzig bei Köhler erschienen, XXIV S. Prologemena und 43 Blätter Text in Querfolio. (32 Thlr.). Das Manuscript selbst ist Eigenthum der Leipziger Universitätsbibliothek.

Digitized by Google

Texte des alten und neuen Testamentes zum Geschenke gemacht, auf diese Bücher und besonders auf den Text des alten Testamentes zu sprechen. Nach der Rückkehr ins Kloster in der Abenddämmerung bat der Ikonom Tischendorf, in seiner Zelle eine Erquickung anzunehmen. Während des Gespräches in der Zelle bemerkte der Mönch, auch er habe eine Septuaginta und ho'te aus einer Ecke des Zimmers ein in ein rothes Tuch, welches die Stelle des Einbandes vertrat, eingeschlagenes Manuscript herbei, daß er vor Tischendorf auf den Tisch legte. Zu seinem Erstaunen erkannte dieser, nachdem er das rothe Tuch auseinander geschlagen, jene kostbaren Reliquien wieder, die er im Jahre 1844 aus dem verhängnißvollen Korbe hervorgezogen und welche der Ikonom aus jenem Bibliothekszimmer auf seine Zelle genommen. Seiner Bitte, es zu genauerer Besichtigung auf sein Zimmer nehmen zu dürfen, wurde bereitwilligst willfahrt. Hier sah Tischendorf seine kühnsten Hoffnungen weit übertroffen. Das Manuscript, 346 Blätter von größtem Formate, enthielt außer 22 Büchern des alten Testamentes, größtentheils vollständig und namentlich aus den Propheten, den poetischen Büchern und den sogenannten Apokryphen, das ganze neue Testament ohne die geringste Lücke, darüber noch den vollständigen Brief des Barnabas und den ersten Theil vom Hirten des Hermas. Jener war bis jetzt nur theils aus einer höchst mangelhaften lateinischen Uebersetzung, theils aus einigen jungen, also wenig zuverlässigen griechischen Handschriften bekannt geworden. Und doch hatte die Kirche des 2. und 3. Jahrhunderts gar sehr die Neigung diesem Lehrschreiben, das allerdings eines Apostels Namen trug, gleichen Rang mit den Briefen der Apostel Paulus und Petrus anzuweisen. Der Hirte, eine Schrift von gleichem Ansehen mit Barnabas, hatte im Originaltexte für gänzlich verloren gegolten, bis ihn 1855 der berüchtigte Handschriftenfälscher Simonides [1], theils abschriftlich, theils in drei Papierblättern des 14. Jahrhundertes, vom Berge Athos nach Leipzig brachte. Jedoch leidet dieser Text an vielen Corruptionen und auch an solchen, die ohne Zweifel aus mittelalterlicher Benützung des lateinischen Textes herstammen. — Nun war Tischendorfs nächste Sorge, den herrlichen Fund so bald als möglich zum Gemeingut der christlichen Welt zu machen. Bei der Scheu des Klosters, Handschriften zu veräußern, beschränkten sich Tischendorfs Wünsche vorläufig darauf, den Text vom Anfange bis zum Ende abzuschreiben. Umstände machten dies für den Augenblick im Kloster selbst nicht möglich. So reiste denn Tischendorf nach Kairo ab, wo sich jetzt gerade auch der Prior des Katharinen-Klosters befand. Auf dessen Verfügung nun wurde das Manuscript nach Kairo geschickt und Tischendorf machte sich sofort an seine Arbeit. Mit Hülfe zweier deutschen Landsleute, eines Arztes und eines Apothekers, die unter seinen Augen schrieben, brachte er die Abschrift von 120.000 kurzen Zeilen binnen zwei Monaten zu Stande. Inzwischen gab er sich aber auch, da von einem jungen englischen Gelehrten ein Anbot auf diese kostbare Reliquie gemacht wurde,

[1] Der seinerzeit so großes Aufsehen erregende Fall zeigt, wie sehr selbst den Koryphäen der Philologie paläographische Studien noththun. Sogar ein Dindorf ließ sich von dem Schwindler hinter das Licht führen!

Digitized by Google

alle Mühe, das Kloster zur Schenkung derselben an den Kaiser Alexander, „den Hort und Schutz der rechtgläubigen Kirche", zu bewegen. Da der an die Stelle des verstorbenen Oberhauptes der ganzen sinaitischen Brüderschaft gewählte neue Prälat noch nicht feierlich consecrirt war, somit die Schenkung nicht vollzogen werden konnte, würde Tischendorfs Bitte nur insoferne erfüllt, daß der Codex Rußland zwar noch nicht definitiv geschenkt, jedoch zum Zwecke der Herausgabe mit der größten Liberalität überlassen wurde. Am 19. November 1859 war Tischendorf so glücklich, zu Zarsko Selo den kaiserlichen Majestäten den köstlichen Schatz zu überreichen, der denn auch in kurzer Zeit, im November 1862, in wahrhaft kaiserlicher Ausstattung als Gemeingut die christliche Welt überraschte.

Es erübrigt uns nun über das Manuscript selbst und über seinen Werth für die biblische Texteskritik zu sprechen. Das Pergament desselben ist nicht so sehr weiß als gelblich, aber sehr glatt. Die einzelnen Blätter jedoch sind nicht von gleicher Stärke; die meisten halten so ziemlich die Mitte zwischen Dicke und zu großer Dünne, manche aber sind ungemein dünn, daher auch theilweise zerfressen und durchlöchert. Mit Ausnahme einiger Blätter findet man durchgehends die Schrift auf der einen Seite besser erhalten als auf der anderen. Dieses kommt von der Verschiedenheit der Seiten der hiezu verwendeten Felle (entweder von Antilopen oder Eseln); so ist die Fleischseite bei weitem milder als die Haarseite. Zu bemerken ist ferner, daß der ganze Codex so angelegt ist, daß fast durchgehends auf je zwei mildere Seiten je zwei etwas rauhere folgen. Bei der Größe des Codex (wahrscheinlich waren die Blätter ursprünglich noch größer als jetzt, wo sie Spuren einer Beschneidung darbieten), ist auch anzunehmen, daß auf je ein Doppelblatt ein Fell verwendet wurde. Die Tintenfarbe ist meist braun. Mitunter spielt sie ins Aschgraue, Gelbliche oder Braunrothe. Dies mag theils mit der Verschiedenheit der verwendeten Tinten (Tischendorf nimmt vier Schreiber des Textes an) theils auch mit der Natur der Felle zusammenhängen. Die Schrift ist Uncialschrift. Titel und Zahlen der Psalmen sind durch Mennig ausgezeichnet. Die Interpunction ist sehr selten und ungemein einfach. Massenhaft sind diejenigen Stellen, die im ursprünglichen Texte von alten Correctoren geändert worden sind. Ihre Zahl beträgt auf manchem der 346 Blätter mehr als hundert. Solcher Correctoren nimmt Tischendorf wenigstens sechs an. Das Alter des Codex betreffend, setzt ihn unser Gewährsmann aus gewichtigen Gründen etwa in die Mitte des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, hält ihn also für älter als den Vaticanus [1] selbst, der ihm am nächsten steht. Wir hätten demnach im Codex Sinaiticus die älteste aller vorhandenen Bibelhandschriften des alt- und neutestamentlichen Kanons. Die bisher

[1] Herausgegegeben von Angelo Mai. Vetus et novum testamentum ex antiquissimo codice Vaticano edidit Angelus Maius S. R. E. Card. Romæ. 1857. 4. 5 Bände. Leider aber sind die Erwartungen der gelehrten Welt, welche so lange auf die Herausgabe dieses Schatzes gewartet, durch diese Ausgabe sehr getäuscht. Nach dem Urtheile Sachverständiger ist sie mit eben so viel Leichtsinn als Unkenntniß gemacht. Wir sind begierig auf das, was Heidenheim darüber zu bringen versprochen hat. S. Vierteljahrschrift. Nr. V.

Digitized by Google

bekannten ältesten neutestamentlichen Handschriften waren: die berühmte vaticanische, genannt Vaticanus, eine Londoner, genannt Alexandrinus, und eine Pariser, die als Palimpsest Ephraim des Syrers bekannt geworden. Sie alle stammen muthmaßlich aus dem 4. und 5. Jahrhundert. Aber keine derselben ist vollständig. Die Pariser enthält nur die größere Hälfte des neuen Testamentes, der Londoner fehlt fast das ganze erste Evangelium mit zwei Capiteln des vierten, so wie größtentheils der zweite Brief Pauli an die Korinther und von der vaticanischen, der ältesten und wichtigsten unter den dreien, sind vier ganze Briefe nebst den letzten Capiteln des Hebräerbriefes und die Apokalypse verloren gegangen. Daraus ist neben seinem Alter der ungeheure Werth des Codex Sinaiticus ersichtlich. Er wird hinfort mit den ebenangeführten und anderen, diesen zunächst stehenden Codices die bestbeglaubigte Grundlage bilden für alle wissenschaftlichen Forschungen über den heiligen Text.

Die typographische Ausstattung dieser für die ganze Christenheit wahrhaft unschätzbaren Reliquie ist dem Werthe derselben ganz entsprechend. Das hiezu verwendete Papier ist eher Pergament zu nennen. Ebenso lassen die dem Originale möglichst gleichkommenden Typen nichts zu wünschen übrig. Wie zu erwarten war, wurde den mit der Herausgabe des Codex betrauten Leipziger Typographen Giesecke und Devrient, welche mit Tischendorfs Einwilligung manche Proben des Werkes zur Londoner Weltausstellung geschickt hatten, auch wirklich der wohlverdiente Preis zuerkannt. Was die äußere Gestalt des Textes betrifft, so ist er auf einigen der Facsimilia bis in die minutiösesten Kleinigkeiten mit dem Originale harmonirend photo-lithographisch wiedergegeben.

Wir weisen bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß die kaiserlich russische Regierung mit seltener Munificenz sowohl die Hof- als auch die Universitätsbibliothek mit je einem Exemplare des ungemein werthvollen Werkes bedacht hat, woselbst dasselbe jedermann zugänglich ist. Zum Schlusse empfehlen wir allen, die sich für das Studium des neutestamentlichen Kanons interessiren, Tischendorfs Handausgabe des Codex Sinaiticus als einen nicht leicht zu entbehrenden Apparat für dasselbe. Auch die Ausstattung der Handausgabe läßt nichts zu wünschen übrig und doch ist der Preis ein verhältnißmäßig geringer.

Alois Müller.

C. Höflers „Magister Johannes Huß und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten in Prag 1409.

(Prag 1863, bei Tempsky.)

☉ Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten des Ludwig v. Eyb, des kaiserlichen Buches des Markgrafen Albert Achilles, der fränkischen und böhmischen Studien, der Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung und der Prager Con-

Digitized by Google

cilien, der Verfasser der Lebensgeschichte Kaiser Ruprechts von der Pfalz, Prof. C. Höfler, bietet dem größeren Leserkreise soeben eine neue Frucht seiner ausgedehnten Vorarbeiten zur Aufhellung eines bisher stiefmütterlich behandelten Jahrhunderts deutscher Geschichte. Gegenstand seiner eingehenden Darstellung ist diesmal der Beginn jener kirchlich-nationalen Bewegung, als deren geistigen Urheber und Pathen wir Johann Huß kennen, jener Bewegung, die aus dem Schooße der schnell erblühten Prager Universität ausgegangen ist und auf diesem Gebiete ihren ersten Triumph feierte.

Das vorliegende Buch steht mit den genannten Werken des fruchtbaren Gelehrten in natürlichem Zusammenhange; derselbe hat damit aufs neue das historische Material erweitert, neue Gesichtspunkte geschaffen; denn seine Resultate basiren nicht bloß auf den von ihm bereits veröffentlichten Quellenschriften, sondern auch auf einer ungeahnten Fülle handschriftlichen Apparates, den der emsige Verfasser hiemit zuerst erschlossen hat. Schon dieser materielle Reichthum verleiht dem Werke einen eigenthümlichen Werth. Zudem weiß Höfler von seinem Vorrathe ausreichend Gebrauch zu machen, indem er in stets lebendiger Redeform zum Leser spricht. Er verschmäht es, nackte Thatsachen und divergirende Aeußerungen dürr und trocken an einander zu reihen und geht vielmehr von dem Grundsatze aus, sich lebhaft in die Anschauung der Zeit, in die Lage der Verhältnisse zurückzuversetzen und die letzteren eben aus dem Geiste ihrer Zeit zu erklären. Welche Perspective sich unserem Verfasser von diesem seinem Standpunkte in kirchlicher wie in nationaler Hinsicht bietet, kann im Großen und Ganzen nicht zweifelhaft sein.

Was die religiöse oder vielmehr kirchengeschichtliche Seite des Gegenstandes anbelangt, so würde es uns weit abführen, wollten wir dem Verfasser auf dieser Fährte folgen, um ein Bild seiner diesfälligen Darstellung in kleinem Rahmen befriedigend abzuschließen; denn diese Frage hängt mit der ganzen damaligen Weltlage, zumal dem päpstlichen Schisma zu nahe zusammen. Nicht minder anziehend ist aber für uns das Treiben der kleinen Welt, die sich uns in der damaligen Universität Prag darstellt. Mit naheliegendem Interesse beobachten wir die welthistorische Parteiung in derselben, die bald in einem nationalen Gegensatz gipfelte und so die Katastrophe von 1409 zur Folge hatte. Was der Verfasser bereits am Schlusse seines „Ruprecht von der Pfalz" episodisch herangezogen, unterwirft er hier einer eingehenderen selbstständigen Behandlung.

Die Gründung der Universität Prag durch Kaiser Karl IV. war eine Thatsache von außerordentlicher Tragweite. Karl kannte Paris und Bologna. Er wußte, daß das allgemeine Studium der französischen Königsstadt eine Bedeutung verlieh, welche oftmals größer war, als die des französischen Königreiches; daß die Pariser Hochschule in der That eine Metropole des Abendlandes geworden war, alle allgemeinen Fragen vor das Forum der Pariser Universität gezogen wurden, in Betreff der ersten und bedeutendsten Wissenschaft, der Theologie, kein Ort der Welt, selbst Rom nicht ausgenommen, größere Ehre genieße, größeren Einfluß

Digitized by Google

übe. Es genügt zu sagen, daß die Meinung mehr und mehr Geltung erlangte, die Pariser Universität sei für Frankreich ein Aequivalent für die Einbuße der Kaiserkrone, welche an die Deutschen gekommen war; ja jene Zeit achtete die Wissenschaft als Macht so sehr, daß man die Behauptung aufstellte, unter den drei Hauptvölkern der Welt wären die höchsten Instanzen so getheilt, daß die Italiener das Papstthum innehätten, die Deutschen das Kaiserthum, die Franzosen aber das Studium.

Karl IV., welcher so gerne aus allen Theilen der Welt das Beste zusammengetragen hätte, sein Königreich damit zu schmücken, dachte nun daran, ein zweites Paris an der Schwelle von Ost- und West-Europa in Prag erstehen zu machen. Paris erfüllte jedoch nur die eine Seite des geistigen Lebens des Mittelalters, diejenige, welche diesem lebensvollen Abschnitte der Weltgeschichte vorzüglich eigen war, die clericalische und theologische. Die eigentlich weltliche Wissenschaft wurde durch Bologna, den Sitz der römischen Jurisprudenz, nicht nationaler, sondern allgemeiner Wissenschaft — gleich der Theologie — nicht sowohl der Wissenschaft der christlichen, als der vorchristlichen Zeit repräsentirt. Als nun Karl IV. an die Begründung seiner Universität dachte, wollte er derselben auch was Bologna Großartiges in sich schloß, zuwenden; Bologna und Paris, die großen Eigenthümlichkeiten beider Weltstädte sollten sich in Prag wiederfinden. Der Gedanke war ein ungemein glücklicher, wahrhaft großartiger.

Da er nun beschlossen, in Prag, welches durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und die Fülle aller Dinge dazu sich besonders eigne, eine Universität zu gründen, versprach Karl den Doctoren, Magistern und Scolaren jeder Facultät herrliche Güter, den Würdigen königliche Geschenke, nahm alle, welche kommen, bleiben oder fortgehen würden, in seiner Majestät Schutz und versprach alle Privilegien, Freiheiten und Immunitäten, deren sich die Doctoren und Scolaren zu Paris und Bologna erfreuten, allen und jeglichen, welche nach Prag kommen wollten, zuzuwenden und dafür zu wachen, daß jene von allen und jedem einzelnen unverletzlich beobachtet würden (7. April 1348). Der römische König mußte aber auch wissen, worin diese Freiheiten von Paris und Bologna bestanden. In Paris beruhte die Universität auf den vier Nationen, welche die philosophische Facultät (facultas artium) bildeten: der französischen, englischen (deutschen), picardischen und normanischen. Die drei übrigen Facultäten, die theologische, medicinische und juristische bestanden aus ehemaligen Magistern der philosophischen, welche Doctoren in diesen Facultäten geworden waren, so daß die drei Facultäten einerseits und die vier Nationen andererseits die Universität bildeten. Die ersteren hatten jedoch auf die Wahl des Rectors keinen Einfluß, die vier Nationen besetzten das Rectorat aus ihrem Schooße allein. An der Universität zu Bologna gab es nicht weniger als zwei Haupt- und 35 Unternationen, die die Universität regierten. Die Professoren hatten in den Versammlungen als solche keine Stimmen. Nur die Fremden hatten volles Bürgerrecht; die einheimischen Studenten aber waren von allen Aemtern eben so wie von der Mitstimmung in Universitätsangelegenheiten

Digitized by Google

ausgeschlossen. Die Bologneser opferten dem Wunsche, ihre Universität als Weltuniversität, ihre Stadt als Mittelpunkt eines Zusammenströmens von Studirenden aus allen Ländern zu sehen, ihre eigenen Ansprüche und Rechte auf. Nur wer große Vergünstigungen gewährte, konnte auch auf große Frequenz und die ungemeinen Vortheile hoffen, welche durch den Aufenthalt von Tausenden und abermal Tausenden von Fremden einer Stadt erwachsen.

Die neue Universität zu Prag constituirte sich gleich der Pariser aus vier Nationen. Es waren zwei slavische, zwei deutsche. Böhmen und Polen, Baiern und Sachsen. So weit die Universitätsurkunden reichen, wurde nicht eine deutsche Nation der böhmischen entgegengestellt. Diese Art von Dualismus, die Quelle vieler Spaltungen, wurde eben vermieden und dies lag auch in der Natur der Dinge. Es gab zwar ein deutsches Reich, welches selbst aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt war; es gab aber keine deutsche Nation, sondern durch Herkommen, Dialect und Geschichte verschiedene deutsche Stämme. Erst das spätere Parteitreiben, das Haschen nach nationalen Gegensätzen auf dem wissenschaftlichen Gebiete und was sich sonst an die Bewegung von 1409 anschloß, warf, nach neuen Kategorien suchend, drei Nationen gleichsam in einen Topf und bildete aus ihnen eine deutsche Nation.

Im Jahre 1371 trennten sich die Juristen durch eine eigenmächtige Rectorswahl von den übrigen Facultäten, doch blieb auch jetzt der Schwerpunkt der Universität bei der Artistenfacultät, die mehr Baccalaureen zählte, als jene immatriculirte Schüler. Noch an der Schwelle des 15. Jahrhunderts bezeichnete Andreas von Böhmisch-Brod, der Freund des Magisters Huß, die Artistenfacultät als den eigentlichen geistigen Mittelpunkt der Universität. Er hob in einer Art von Enthusiasmus hervor, welch' ausgezeichnete Lehrer in allen Fächern diese besitze und zählt all' die europäischen Nationen auf, von denen Studirende nach Prag gekommen seien. Was aber Andreas „seiner geliebten Mutter" zu besonderem Ruhme anrechnet, war, daß, während sie selbst noch in vollster Blüthe dastand, sie durch jene Lehrer, welche von ihr ausgingen, die Gründung von sechs Universitäten ermöglichte: Wien, Krakau, Heidelberg, Köln, Würzburg und Erfurt. „O glückliches Böhmen", ruft hocherfreut der eifrige Patriot aus, „o glückliche Krone, o glückliches und edles Prag, das ein solches Kleinod bewahrt".

Niemand kann leugnen, daß die Glanzperiode der Universität Prag in jene Tage fällt, als letztere noch nicht einer exclusiven Partei zum Opfer gefallen war, deutsche Professoren daselbst wirkten, deutsche Studenten daselbst die Ueberzahl bildeten. Wohl ist aber auch begreiflich, daß das Selbstgefühl der Czechen seit Karl IV. im Wachsen begriffen war und nichts näher lag, als daß, was eben nur durch das Zusammenwirken Vieler möglich und ein Product der verschiedensten Factoren war, allmälig von excentrischen Naturen so betrachtet wurde, als verstünde sich das alles von selbst, als wäre es das Werk einer Nation, die selbstständig geworden, des so bildenden Austausches der Ideen so wenig, wie des Wetteifers bedürfe, welchen das Zusammenwirken mehrerer erzeugt.

Digitized by Google

Schon als am 16. October 1384 Konrad v. Soltau Rector geworden war, entstand, wie die Universitätschronik berichtet, der Streit um die Collegiaturen, welche die böhmische Nation für sich beanspruchte. Dieselbe kümmerte sich auch nicht um das Verbot des deutschen Rectors, Vorlesungen und Disputationen abzuhalten, vielmehr erschienen die zu ihr gehörigen Schüler bei denselben bewaffnet, und als der Rector die Ordnung aufrecht zu erhalten suchte, wurde er selbst mit mehreren anderen, wie es scheint, von Vermummten überfallen und geschlagen. Tröstend setzt die Universitätschronik hinzu, die Ueberfallenen seien nicht blutig geschlagen worden. Nebst diesem eigenthümlichen Beweismittel, um die Berechtigung der böhmischen Nation an den Collegiaturen darzuthun, säumte man aber auch nicht, zu einem wirksameren zu greifen. Man steckte sich hinter den Erzbischof Johann v. Genzenstein und erzielte wirklich bereits nach zehn Tagen eine Verfügung, laut welcher unter Strafe des Bannes befohlen wurde, keinen anderen als einen Magister der böhmischen Nation zu Collegiaten zu wählen.

Die drei anderen Nationen bestanden zwar auf ihrem guten Rechte und appellirten gegen die einseitige Entscheidung des Erzbischofs an den Papst, doch währte dieser Streit noch mehrere Jahre, ohne daß derselbe schließlich zu ihren Gunsten ausgefallen wäre. Die Sache hatte die Gemüther erhitzt und der Sieg war auf Seite der nationalen Partei, deren Organe ewiges Lob den Urhebern der ihnen günstigen Entscheidung zuerkannten. Auf diese Art hatte die Partei Stellung genommen und zugleich die Waffen und Mittel erprobt, durch welche sie unter günstigeren Auspicien im Jahre 1409 die famose Ordonnanz des Königs gegen die alte Universitätsordnung erwirkte.

In Betreff der Betheiligung des Magisters Huß an derselben äußerte sich dieser selbst, er habe nach dem Rathe des Andreas v. Böhmisch-Brod gerne die königliche Entscheidung über die drei Stimmen erwirkt. Er scheint jedoch einige Zeit über die Rechtlichkeit des an den König gestellten Ansinnens Zweifel gehabt zu haben, da er den Magister Andreas beschwor, ihm zu sagen, ob die Sache gerecht sei? Da habe Andreas gesagt: „O Huß! giebt es in dieser Sache keinen Befreier für uns?“ Er aber erwiederte: „Ich hoffe, wir werden einen Befreier haben“. Und als dann Huß sehr krank im Bette lag und M. Andreas und Johannes Elyä dasselbe umstanden, die Sache aber schon abgethan war, kamen ihm neue Bedenken und er fragte die Anwesenden: „Ist es gerecht, daß wir drei Stimmen haben?“ Da erwiederten diese: „O, daß es so wäre! Wir dürften niemals dahin gelangen“. „Diesen sagte ich — so erzählte er selbst in Constanz — seht, eben kam ein Bote vom König mit einem Schreiben an die Universität. Hier ist eine Abschrift, lest sie.“ Als sie dieselbe gelesen, freuten sie sich und lobten sie. Ich aber sagte ihnen: „Seht, ich liege fast im Sterben. Wenn ich sterbe, so bitte ich euch, tretet ihr für die Gerechtigkeit und die Befreiung unserer Nation ein.“

Huß war selbst in Kuttenberg gewesen, das königliche Schreiben zu erwirken, und wahrscheinlich krank zurückgekehrt. In dem Erlasse aber hieß es: „Da die

Digitized by Google

deutsche Nation, des Rechtes der Einwohnerschaft in Böhmen vollständig untheilhaftig, bei den verschiedenen Geschäftsverhandlungen der Prager Universität, wie eine wahrhafte Relation an uns brachte, sich drei Stimmen zueignete, die böhmische Nation aber, die rechtmäßige Erbin des Königreiches, nur einer sich erfreut, wir ferner es für unbillig und höchst ungeziemend erachten, daß Ausländer und Fremdlinge von dem Vermögen der Eingebornen, welchen die rechtmäßige Erbfolge zukommt, schwelgen, jene aber Nachtheil, Zurücksetzung und Unterdrückung leiden, so befehlen wir durch dieses fest und bestimmt, indem wir durchaus haben wollen, daß im Angesichte dieses ohne Widerspruch und irgend eine Verzögerung der böhmischen Nation in allen Berathungen, Gerichten, Prüfungen, Wahlen und allen anderen Acten und Verfügungen der Universität nach der Anordnung, deren sich die französische Nation an der Pariser Universität und die übrigen Nationen in der Lombardei und Italien erfreuen, drei Stimmen in jeder Weise zukommen und ihr sie dieses Privilegium der Stimmen von nun an und für ewige Zeiten friedlich genießen lasset und anders nicht handelt, wollt ihr nicht in unsere schwerste Ungnade fallen. Gegeben zu Kuttenberg, 18. Jänner 1409."

Aus der bisherigen Gleichstellung der vier Nationen ward so die Herrschaft einer einzigen, die, obwohl in vollster Minorität, die ungeheuere Ueberzahl der anderen zu Zielen leiten konnte, welche den Endzwecken der Universität schnurstracks entgegen waren. Neunzehn Tage nach Erlaß des königlichen Mandates wandten sich die drei Nationen an den König und stellten ihm vor, daß sein Vater „zum nicht geringen Wachsthum und zu nicht geringer Ehre mit Aufwand der größten Bemühungen das allgemeine Studium in Prag begründet und dazu aus den verschiedensten Theilen der Welt Lehrer berufen, da er es eben so in Bezug auf Frieden und Ruhe, als in Betreff des Lebensunterhaltes nach der ihm angeborenen Güte reichlichst bedachte. Die Folge dieses Benehmens sei gewesen, daß nach Prag zur Zeit Kaiser Karls eine große Anzahl Studenten aus allen Theilen der Welt zusammenströmte. Von Anfang an sei die Universität in vier Nationen getheilt gewesen, von welchen jede der anderen bis zum heutigen Tage gleichgestanden. Nach Kaiser Karls Tode seien zwischen der böhmischen Nation und den drei übrigen Zwistigkeiten ausgebrochen, die zum nicht geringen Nachtheile der letzteren gestillt worden und rasch eine Veränderung der bisher großen Frequenz veranlaßt hätten. Jetzt sei, Gott weiß auf wessen Eingeben oder welcher Leute Einflüsterung, das königliche Decret erfolgt, welches den drei Nationen nur eine, den Böhmen drei Stimmen gebe, was doch für die ersteren beschwerend und unerträglich, auf ihren Untergang ziele und unfehlbar die Zerstörung der Universität und die gänzliche Vertilgung der drei Nationen als solcher bezwecke." Sie baten daher den König, letztere im Genusse der Gewohnheiten und Statuten, die sie vom Anbeginne der Universität bis jetzt nach Kaiser Karls und seiner Verfügung innegehabt, zu belassen und jene Vereinigung zwischen der böhmischen Nation und den drei anderen, welche er selbst mit königlichen Briefen bekräftigt, aufrecht zu erhalten. Denn da die drei Nationen, so wie die böhmische diese beschworen,

Digitized by Google

könnten sie ohne Verletzung ihrer Eide davon nicht abgehen; auch sei es irrig, wie das Decret sage, daß in Paris oder in irgend einer deutschen Universität sich Derartiges fände. Der König möge sie also nicht mehr beschränken, als dieses auf anderen Universitäten geschehe. Wenn aber die böhmische Nation es als einen Nachtheil und Beschwerniß auslege, daß jede andere Nation ihr in der Abstimmung bei Universitätshandlungen gleich sei, so möge der König sie von derselben, so viel es die Eide gestatten, trennen und die böhmische Nation ihre besonderen Berathungen, Prüfungen, Wahlen 2c. haben und eben so auch die drei anderen Nationen. So sei ein friedliches Zusammenleben vielleicht noch ermöglicht.

Bereits im Jahre 1384 war aber dem Könige, als die böhmische Nation sich hinter den Erzbischof steckte und von diesem ein Decret gegen die anderen erwirkte, wie sie jetzt eines von König Wenzel erlangt hatte, bemerkt worden, daß die drei Nationen die böhmische an Anzahl um mehr als das Zehnfache überstiegen. Man hatte damals dem Andringen derselben nachgegeben und durch die Einigung, welche darauf gefolgt war, geglaubt, einen dauernden Rechtszustand gewonnen zu haben. Als aber diese Hoffnung bei den eigenthümlichen Begriffen von Moral, welche Huß und die Seinigen gefaßt hatten, sich als eine Täuschung erwies, als Zdenko v. Labun mit Gewalt als Rector, Simon v. Tyßnov in gleicher Weise als Artistendecan (9. Mai) eingesetzt wurden, verbanden sich die Mitglieder der drei Nationen durch einen Eid, bei vierfacher Strafe diesmal nicht nachzugeben, da eine Nachgiebigkeit, wie die böhmische Nation sie wolle, gegen die geschworenen Eide sei, nur zur Zerstörung der Universität, zur Verwirrung des Königreiches und des Königs führe. Der König erklärte jedoch auf dieses durch Cabinetsschreiben vom 28. Juni diese Verbindung als Conspiration und befahl, die Plätze, welche durch den Abzug der Deutschen frei würden, mit anderen zu besetzen. Andreas v. Brod selbst, damals des Huß Genosse gegen die Deutschen, berichtete später in Constanz, Huß habe bereits in Kuttenberg in den Berathungen der Magister der drei Nationen die Anwesenden so terrorisirt, daß, so oft jene an die Universitätseide erinnerten, er Drohungen ausgestoßen und die auf ihrem Rechte Bestehenden als Verräther bezeichnet habe. Das Beispiel der Führer steckte, wie natürlich, die Studenten und das niedere Volk an. Huß brachte die Sache auf die Kanzel und forderte das Volk auf, Gott zu danken — gleich als wäre Böhmen von feindlicher Invasion oder von Pest befreit worden. Man nannte in der That die Sache: Befreiung der böhmischen Nation; die Verbindung der Deutschen unter sich ward als teuflische Conspiration bezeichnet.

Der Abzug der 25.000 bis 30.000 Deutschen, welche Prag zur reichen Stadt gemacht hatten, war die natürliche Folge eines Systems gehässiger Maßregeln, zu deren Träger, nach dem eigenen Geständnisse des Hieronymus v. Prag, sich Huß und dieser, sein jüngerer Freund, gemacht hatten. Prag selbst erlitt dadurch ungeheuere Einbuße; und wenn gewiß ist, daß die Deutschen nur ungerne abzogen, so ist auch so viel sicher, daß der Abzug nicht in leidenschaftlicher Aufwallung beschlossen und noch viel weniger in dieser ausgeführt wurde. Er erfolgte

Digitized by Google

erst, nachdem man sich überzeugt hatte, daß ein rechtliches Zusammenleben eine Unmöglichkeit geworden sei und die siegende Partei zu Mitteln gegriffen habe, über deren Rechtlichkeit zwar Huß selbst ein vorübergehender Scrupel gekommen den er jedoch mit der Argumentation niederzuschlagen suchte, die drei Stimmen seien den anderen Nationen nur für so lange gegeben worden, bis die böhmische in geistiger Beziehung herangewachsen sei. Ihr gebühre die Herrschaft über die deutsche Nation. Es handelte sich aber in dem ganzen Streite nur um Gleichberechtigung der einzelnen Nationen, und diese wurde erst durch die geheimen Machinationen, durch das Decret vom 18. Jänner, dann durch den Gewaltstreich vom 9. Mai, endlich durch das Decret vom 28. Juni, somit durch eine Reihe von gewaltsamen und widerrechtlichen Handlungen, vor allem durch die von Seiten der böhmischen Nation erfolgte Verletzung beschworener Statuten zerstört. Auf die massenhafte Auswanderung der Deutschen von der Prager Universität erfolgte nun auch rasch zuerst die Zerstörung des Grundcharakters der schönsten Schöpfung Kaiser Karls, der Sieg des Huß und seiner Partei, die jetzt vorzugsweise königlich war, wie sie früher die vorzugsweise erzbischöfliche gewesen, so lange der Erzbischof auf ihrer Seite stand.

Welche Folgen dieser Ausgang des Streites für Böhmen hatte, ist bekannt genug. Wenn dem Leser aber in der Art, wie die nationale Partei an der Universität ihre Sache betrieb, manche Vergleichungspunkte mit späteren Zeitereignissen aufstoßen, so bleibe es ihm überlassen, daraus Urtheile und Nutzanwendungen zu ziehen. Hat auch der geistige Fortschritt folgender Jahrhunderte die Universitätsschranken längst durchbrochen, ist auch die Prager Universität von der Höhe ihrer anfänglichen Bedeutung längst herabgesunken, immer noch ist sie die Bussole, welche uns die Ablenkung kostbarer Kräfte auf den unfruchtbaren Nationalitätenzwist anzeigt, so bald sich das Land einer freieren Bewegung erfreut. Und doch ist nicht zu verkennen, daß eine tiefere geschichtliche Folgerichtigkeit von der Vertreibung der deutschen Professoren aus Prag heraufführt bis in die Zeit, wo ein deutscher Professor der Prager Universität die Genesis jener Thatsache an Ort und Stelle erforscht und verurtheilt.

Das Bihar-Gebirge.

(Mit einer geodätischen Abhandlung, Karte, Panorama und Höhlenplänen von J. Wastler und Ansichten von R. Wirker.)

Von Prof. Dr. **Adolf Schmidl.**

(Wien 1863, Förster und Bartelmus.)

Vorliegendes Werk ist das Resultat der Bereisung des Bihar-Gebirges, welche Prof. Schmidl in Begleitung seiner Collegen Kerner, Peters und Wastler

Digitized by Google

im Jahre 1858 unternommen und seinerseits 1859 bis 1862 fortgesetzt hatte. Diese Unternehmung wurde durch die Munificenz des damaligen Generalgouverneurs von Ungarn, Sr. k. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht, ermöglicht und mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet. Gehört das Bihar-Gebirge, an der Grenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen, einerseits zu den wenig gekannten Gegenden unseres Vaterlandes, daher dessen Erforschung einen interessanten, nicht unwichtigen Beitrag zur Vaterlandskunde bieten mußte; so ist andererseits ein Zusammenwirken von so wackeren Fachmännern auch für die Erweiterung der geographischen Kenntnisse überhaupt, dem jetzigen Standpunkte der Erdkunde gemäß, gewiß sehr förderlich. Nach beiden Richtungen begrüßen wir im vorliegenden Werke, welches dem hohen Förderer dieses Unternehmens, Herrn Erzherzog Albrecht gewidmet ist, und dessen Herausgabe die k. Akademie der Wissenschaften subventionirt hat, höchst schätzenswerthe Beiträge.

Die Untersuchungen eines jeden Mitgliedes der Expedition sind in besonderen Werken bereits publicirt worden. Zuerst erschienen von Prof. Dr. Peters „geologische und mineralogische Studien aus dem südöstlichen Ungarn, insbesondere aus der Umgegend von Rézbánya" im 43. und 44. Bande der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften. — Prof. Dr. Kerner widmete dem Bihar-Gebirge einen Abschnitt in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Das Pflanzenleben der Donauländer" (Innsbruck 1863); von ihm befindet sich überdies ein besonderes Werk: „Die Vegetationsverhältnisse des Bihar-Gebirges" unter der Presse. — Prof. Wastler vereinigte die Resultate seiner Arbeit mit Schmidls Werke, wodurch dasselbe mit Karte, Panorama und Höhlenplänen ausgestattet wurde. Die landschaftlichen Ansichten sind von R. Wirker aufgenommen und von Seelos im verkleinerten Maßstabe und für den Farbendruck berechnet, umgezeichnet worden. Die allgemein geographisch-ethnographisch-statistischen Verhältnisse des Bihar-Gebirges behandelt nun Schmidl im vorliegenden Werke.

Fassen wir vorerst die Gesammtresultate der Bihar-Expedition ins Auge, so haben wir Folgendes zu verzeichnen: 42 Punkte wurden trigonometrisch bestimmt; aus 345 Barometerbeobachtungen wurden 263 Höhenbestimmungen abgeleitet; über 100 Temperaturen von Quellen wurden gemessen und aus 35 Beobachtungen der intermittirenden Quelle bei Kaluger wurde das Gesetz ihrer Eruptionen abgeleitet; 29 Höhlen wurden von Schmidl — dem ersten und kühnsten Höhlenforscher Oesterreichs — beschrieben, von denen nur drei bis jetzt bekannt waren; die Naturkunde wurde mit zwei neuen Mineral-, vier Pflanzen- und einer Thierspecies (einer neuen Egelart) bereichert. Die Terrainkarte von Wastler, im Maßstabe 1 : 216.000 (1 Zoll = 3000 Klafter der Natur), ist keine Reduction, sondern eine Originalausgabe, und das Panorama vom Culminationspunkt des Bihar-Gebirges (vom Cucúrbetá-Gipfel von 5840 Fuß), mit Zuhülfenahme des Theodolithen zustandegebracht, dürfte wenige seines Gleichen haben.

Dr. Schmidl beginnt mit der orographischen Schilderung des Gebirges, wobei auf die Aehnlichkeit des Bihar mit dem Riesengebirge hingewiesen wird;

Digitized by Google

darnach folgt eine geognostisch-geologische Uebersicht. Die allgemeine orographische Charakteristik läßt zwar keine besondere Mannigfaltigkeit der Formen vermuthen; allein die geognostische Beschaffenheit des Gebirges ist höchst mannigfaltig und veranlaßt den interessanten Charakter des Gebirges, dessen beide Seiten (die östliche und westliche) ziemlich auffallende Gegensätze, sowohl in der Gesteinsbeschaffenheit, als selbst im Bau sonst offenbar gleicher Schichten darbieten. Sehr lehrreich und anziehend sind die Aehnlichkeiten einzelner Partieen im Bihar mit dem krainischen Karste geschildert; alle die Erscheinungen von Schachten und Dolinen, in Höhlen verschwindenden und aus Höhlen wieder hervorbrechenden Bächen, deren Niveauverhältnisse im Bihar-Plateau jedoch schroffer und bedeutender sind, als im Karste, wiederholen sich im Bihar. Es lebt wohl kein zweiter Mann in Oesterreich, der diese Analogien mit gründlicherer Kenntniß und schärferer Präcision darzulegen geeignet ist, als Schmidl, der sich um die Durchforschung der Karsthöhlen dauernde Verdienste erworben und der die Höhlen des Bihar mit besonderer Vorliebe untersucht hat.

In dem Abschnitte „zur Hydrographie" ist der Feststellung der eigentlichen (höchsten und entferntesten) Quellen der Flüsse Körös (schnelle, schwarze und weiße Körös), der beiden Aranyos und des warmen Szamos besondere Rücksicht gewidmet; desgleichen den 16 Mineralquellen und der intermittirenden Quelle bei Kaluger, von welcher eine hübsche Abbildung in Farbendruck beigegeben ist. Die Abtheilungen „zur Flora" und „zur Fauna" schließen diesen Theil des Buches. Kerner hat schon mehrere Aufsätze in der „Wiener Zeitung" darüber veröffentlicht und Fachmänner verweisen wir auf die obgenannten Publicationen. Nur so viel sei erwähnt, daß die Bihar-Flora einen bedeutenden Reichthum aufweiset; die von Kerner dort beobachteten Phanerogamen stellen sich auf nahezu 1200, die Kryptogamen auf 200.

Der zweite Theil, „zur Ethnographie", enthält eine sehr eingehende Schilderung der Romanen, welche überwiegend die dortige Bevölkerung bilden, diese Schilderung ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen von besonderem Interesse. In dem engen Rahmen von kaum mehr als 100 Quadrat-Meilen wohnen sechs Nationalitäten (Romanen, Magyaren, Deutsche, Slaven, Juden und Zigeuner), sechs Glaubensbekenntnissen angehörend, neben einander; dennoch bestehen — wie Schmidl sagt — die verschiedenen Nationalitäten und Confessionen nach wie vor friedlich und brüderlich neben einander; schroffe Gegensätze, nationale Agitationen beschränken sich auf die Kreise der sogenannten „Honoratioren". dem Volke sind sie hier (wie sehr häufig auch anderwärts) gänzlich fremd. „Die Romanen gehören zu den Treuesten in der österreichischen Monarchie und ihre Anhänglichkeit an die Dynastie ist ungeheuchelt und unerschütterlich". Sehr ausführlich sind die Erwerbsverhältnisse dargestellt und mit statistischen Angaben über die montanistischen Werke begleitet.

Die letzte Abtheilung, „Topographisches", enthält in der Form einer Reisebeschreibung die topographischen Schilderungen aller wichtigen, in den früheren

Digitized by Google

Abschnitten erwähnten Localitäten. Das Hauptobject bildet zwar das Gebirge, doch werden auch Ortschaften in die Schilderung einbezogen, wenn auch keine Monographien der einzelnen Orte verlangt werden können. Wird ferners vorzugsweise die ungarische Seite des Gebirges berücksichtigt, so werden doch auch Thäler mit einbezogen und man findet daher ebenfalls eine ausführliche und höchst anziehende Beschreibung der siebenbürgischen Eisgrotte Ghietiariu bei Scarisiora, der schönsten in der Monarchie, der Campanésca bei Vaskóh u. s. w. — Zu dem topographischen Register, einer höchst mühsamen, aber auch sehr verdienstlichen Arbeit Schmidls, hat der Verfasser alle Varianten in der Orthographie der Ortsnamen neben einander gestellt. Diese zahlreichen und sehr auffälligen Verschiedenheiten sind ein neuer, schlagender Beleg für die Wichtigkeit eines vollständigen Ortsregisters der Monarchie mit richtig gestellter Orthographie. Dieser Gegenstand wurde schon wiederholt in der k. k. geographischen Gesellschaft (von den Herren Dr. A. Beck, Sr. Excellenz Freiherrn v. Helfert u. A.), so wie in Journalen zur Sprache gebracht. Ich kann mich nicht enthalten, neuerdings auf dieses wahrhaft dringende Bedürfniß hinzuweisen, wie ich es wiederholt (insbesondere in Nr. 39 S. 406 dieser „Wochenschrift") gethan. Es ist die Aufgabe der vaterländischen Geo- und Topographen, den alten Schlendrian in der Schreibung der Ortsnamen zu beseitigen, damit die nichtdeutschen Eigennamen nicht fort und fort auf dem Prokrustesbett der deutschen Orthographie oder irgend einer nach Belieben ersonnenen Schreibung (was auch „schon dagewesen") gekürzt oder verlängert, überhaupt verrenkt werden. Die Staatsverwaltung wäre wohl zunächst berufen und in der Lage, durch sprachkundige Fachmänner die Postlexica einer derartigen Revision unterziehen zu lassen und dadurch auch der Wissenschaft zu dienen.

Die geodätischen Arbeiten des Prof. Wastler begreifen nebst der Beschreibung der gebrauchten Instrumente die Darlegung der vorgenommenen Operationen, Vergleichung der Leistung eines Aneroid und des Quecksilberbarometers, endlich die Berechnung aller Beobachtungen. Die Hauptaufgabe bestand in der Höhenbestimmung möglichst vieler Punkte. Die Hauptstationspunkte der Expedition wurden trigonometrisch bestimmt und die auf der Reise gemachten barometrischen Messungen, so wie die Gesteins- und Pflanzengrenzen darauf reducirt. Außer den drei Hauptstationen (Rézbánya, Vaskóh und Petrósz) wurden auch die Höhen der interessantesten Bergspitzen und Ortschaften trigonometrisch bestimmt. Da jene Gegenden nicht nur noch nicht im Detail vermessen sind, sondern selbst das zweite Netz des Katasters noch nicht gelegt ist, so mußte zur Erlangung der zur Rechnung nöthigen Horizontalentfernungen eine eigene kleine Triangulirung eingeleitet werden. Die durch diese Triangulirung erlangten Positionen der gewählten Punkte dienten dann zur Rectification der vorhandenen Karten jener Gegend. Diese Arbeiten zeichnen sich durch große Genauigkeit aus und sind ein erfreulicher Beleg für die wissenschaftliche Thätigkeit der Mitglieder dieser Expedition. Gleiches Lob verdient Wastlers Karte, bei welcher vorzüglich die oro-hydrographischen Verhältnisse be-

Digitized by Google

rücksichtigt worden sind. Die landschaftlichen Ansichten sind ausgezeichnet chromolithographirt.

Ohne mich in weiteres Detail einzulassen, glaube ich constatiren zu sollen, daß Schmidls „Bihar-Gebirge" eine Fülle höchst interessanter Daten für den Topographen, den Naturhistoriker und Ethnographen enthält und als eine wesentliche Bereicherung der Vaterlandskunde freudig begrüßt werden muß. Die Mitglieder der Expedition haben ihre Aufgabe in einer Weise gelöst, für welche ihnen der Dank der Freunde erdkundlicher Studien und insbesondere aller gebührt, die ein Interesse an der wissenschaftlichen Durchforschung unseres in so vielen Beziehungen höchst interessanten Vaterlandes haben; gleichzeitig haben sie sich des von Seite des hohen Mäcenas dieser Expedition in sie gesetzten Vertrauens vollkommen würdig erwiesen.

Möge dieses Unternehmen nicht vereinzelt dastehen; giebt es doch — namentlich im Osten und im Süden der Monarchie — noch so manche fast „unbekannte Länder".

Die Verlagshandlung Förster und Bartelmus in Wien hat das Werk, welches hiermit bestens empfohlen wird, in der des Gegenstandes würdigen Weise ausgestattet. Prof. Dr. Klun.

Die Künstler und der Staat.

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst.

Von **August Reichensperger,**

(Paderborn, Schöningh.)

V. Die Frage, ob und in wie weit der Staat verpflichtet sei, dem Staatsbürger die freie Verwendung und Verwerthung seiner Kräfte und Fähigkeiten zu garantiren, bildet bekanntlich in diesem Augenblick wieder den Hauptstreitpunkt auf volkswirthschaftlichem Gebiete. Die Manchesterschule, welche in der Theorie wenigstens jedes Eingreifen der Staatsgewalt perhorrescirt, wird von zwei Seiten angegriffen, von rechts und links, von den Gegnern der freien Concurrenz und von den Socialisten, welche das Zugeständniß, das die „Nichtsalsfreihändler" zu Gunsten großer Unternehmungen, wie Eisenbahnen u. dgl., machen, auch für die Associationen der Arbeiter verlangen, da eine wirklich freie Concurrenz nicht denkbar, so lange auf der einen Seite Capital, auf der anderen nur Intelligenz und Arbeit in die Schranken treten.

Wenn nun die bildenden Künstler in verschiedenen Ländern dieselbe Frage ebenfalls in Anregung bringen, so kommt man mit volkswirthschaftlichen Ueberzeugungen nicht aus. Allerdings steht auch bei ihnen die Lebens- oder Brotfrage in erster Reihe, bei ihnen ist aber diese von der Frage des Wohls und Weh's der Kunst nicht zu trennen. Wir können uns nicht damit zufrieden geben, wenn uns

Digitized by Google

ein Mittel gezeigt wird, um „die Production“ zu fördern, den Künstlern zu leben zu verschaffen, sondern werden jenes Mittel entschieden verwerfen, sobald wir zu der Erkenntniß gelangen, daß dasjenige, was den Künstlern — persönlich — hilft, der Kunst zum Schaden gereicht. In den Augen der meisten Künstler existirt freilich dieses Dilemma nicht: nur viele Aufträge, meinen sie, nur Sicherstellung des Künstlers gegen Nahrungssorgen, dann sei auch die Kunst geborgen. In diesem Sinne haben sich österreichische Künstler an die Reichsvertretung gewandt, in diesem Sinne preußische Künstler an ihre Kammern. Bei uns hat man sich in eine Debatte über die principielle Seite der Forderung nicht eingelassen, man votirte einfach eine Summe zur Unterstützung künstlerischer Production im weiteren Sinne. Eine eingehendere Behandlung fand der Gegenstand in der zweiten preußischen Kammer, und der vorzüglich als Schriftsteller auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst bekannte Abgeordnete Dr. August Reichensperger, welcher mit seinen Ansichten in der Minorität blieb, giebt uns in der obengenannten Schrift einen vollständigen Ueberblick über die Entwicklung der Frage in Preußen, um, an jene Kammerverhandlung anknüpfend, seinem Standpunkte in der öffentlichen Meinung die Anerkennung zu verschaffen, welche derselbe in der Landesvertretung nicht fand. Die Verhältnisse die dabei zur Sprache kommen, sind im wesentlichen ganz dieselben wie bei uns, und es rechtfertigt sich daher, wenn wir bei den Ausführungen des seinen Gegenstand durchaus beherrschenden Verfassers von diesem Gesichtspunkte aus etwas länger verweilen.

Schon im Jahre 1860 wendeten sich 191 bildende Künstler mit der Bitte an das preußische Abgeordnetenhaus, es möge die Verwendung von vorläufig 25.000 Thalern jährlich aus den bisher der Kunst zugewandten Mitteln zur Bildung einer Nationalgalerie von Werken lebender deutscher Künstler beschließen. Die Commission schlug dem Hause vor, die Petition dem Staatsministerium zur Berücksichtigung zu überweisen, die Sache kam in der letzten Sitzung der Session von 1861 zur Berathung, der Cultusminister erklärte sich mit dem Antrage einverstanden und die Versammlung trat diesem ohne Debatte bei, nachdem Reichensperger bei dem Drange der Zeit auf eine Begründung seiner entgegengesetzten Ansicht verzichtet hatte.

Im nächsten Jahre kehrten Berliner, Düsseldorfer und Königsberger Künstler mit dem umfassenderen Gesuche wieder, es möchten jährlich 50.000 Thaler für eine Nationalgalerie und 100.000 Thaler zur Ausführung monumentaler und für das öffentliche Leben bestimmter Kunstwerke bewilligt werden, wobei jedoch nur preußische Unterthanen oder auf preußischen Kunstschulen gebildete Künstler zu berücksichtigen wären. In den Motiven ist nicht nur der sittigende, Geist und Geschmack bildende Einfluß der Kunst, sondern auch „die Pflicht“ des Staates betont, dem Talente, dem er selbst durch seine Kunstschulen zu einer gewissen Ausbildung verholfen, auch die Gelegenheit zu solchen Arbeiten zu gewähren, durch welche jene Ausbildung überhaupt erst einen Zweck bekomme. Der Ausschuß wollte seinerseits freilich nur von der Pflicht des Staates wissen, zur Hebung des Ge-

Digitized by Google

schmackes und zur Veredlung der Nation bedeutende Werke der Kunst dem Publicum zugänglich zu machen; bezüglich der monumentalen Kunst seien Publicum und Künstler wesentlich auf den Staat angewiesen und dieser habe seiner Pflicht in Preußen bisher nicht genügend, namentlich nicht in Ansehung der Kunst der Gegenwart, entsprochen. Auch diesmal wurde die Petition zur „möglichsten, den jedesmaligen Staatsmitteln entsprechenden Berücksichtigung" der Staatsregierung überwiesen, nachdem drei Redner das Interesse der Volksbildung an dieser Frage, die Anregung der Künstler zu bedeutenden Schöpfungen, das Beispiel Belgiens u. s. w. hervorgehoben, Reichensperger aber den Gegenantrag gestellt hatte: die Petition sei der Staatsregierung „in der Erwartung zu überweisen, daß sie auf die Erhaltung der alten, so wie auf die artistische Ausstattung der neuen Kunstdenkmäler, soweit die Staatsmittel solches nur immer gestatten, Bedacht nehmen werde".

Die Rede, in welcher er diesen Antrag begründete, bildet nun den Hauptinhalt der gedachten Schrift. Der Redner kann den von den Künstlern und der Commission des Hauses angegebenen Weg nicht als den richtigen zu dem auch von ihm gewünschten Ziele erkennen; nur im Nothfall solle man die Hülfe des Staates anrufen, im großen Ganzen aber sich selbst helfen und *insbesondere das Volk zum Helfen veranlassen*. Insbesondere sei es gleich sehr bedenklich, die Kunst zu centralisiren und zu bureaukratisiren, worauf doch der Wunsch der Künstler hinauslaufe: Centralisation ihrer Werke in der Hauptstadt (beziehungsweise, setzen wir hinzu, in den größten Städten), Ankauf von Gemälden durch den Staat, Gründung eines unter dem Cultusminister stehenden Organismus zur Förderung ihrer Interessen. Er weist auf die Unmöglichkeit hin, allen gleich Anspruchsberechtigten — in Düsseldorf allein leben etwa 400 Maler — durch Staatshülfe Beschäftigung zu verschaffen, und auf die Mißstände, welche diese Art von Concurrenz, das Antichambriren in den Ministerien, um Gemälde an den Mann zu bringen, nothwendig mit sich führen müsse. Nicht der Kunst im eminenten Sinne, sondern der Mittelmäßigkeit werde auf diesem Wege Vorschub geleistet werden; die großen Meister seien nicht in Verlegenheit, ihre Bilder anzubringen, und in den Bureaux, welche schließlich zu entscheiden hätten, möchte leicht nach Beweggründen entschieden werden, die mit der Kunst wenig zu schaffen haben, man werde nach den Familienverhältnissen des Petenten, nach seinem Leumund, nach seiner Gesinnung fragen. Ja, die Künstler sprächen ja in ihrer Petition ganz deutlich aus, daß die Einrichtung den Unbedeutenderen zugutekommen solle; sie verlangten einen Kunstrath, in diesem würden natürlich die ausgezeichnetsten Meister sitzen, und man erwarte doch nicht, daß diese ihre eigenen Bilder dem Staate verkaufen würden! Mit aller Schärfe bekämpft er den Standpunkt der Exclusivität, welche nur die Werke preußischer Künstler zulassen will. Und die Motivirung des angesprochenen Rechtes auf Arbeit führt er mit der Frage ad absurdum, ob denn der Staat durch die Gründung von Schulen und Universitäten auch die Verpflichtung übernommen habe, den Aerzten Kranke und den Ad-

Digitized by Google

vocaten Processe zu verschaffen? Ob er den Gelehrten, die keinen Verleger finden, ihre Manuscripte abkaufen und drucken lassen solle?

Eben dieser Vergleich führt ihn auf seine Auffassung der Aufgabe des Staates zurück: da einzugreifen, wo Privatmittel nicht ausreichen. Wie es Sache des Staates sei, Werken wie die Monumenta von Pertz und Böhmer das Erscheinen zu ermöglichen, die Schätze der Archive zu heben u. s. w., so gebe es allerdings Kunstwerke, Kunstdenkmäler, Kunstunternehmungen, welche unter unseren Verhältnissen nur vom Staate ausgehen können.

Auf Belgien, das von mehreren Rednern als Muster aufgestellt worden war, übergehend, spricht sich Reichensperger gegen die dortige Manie aus, „so zu sagen Prämien auszusetzen auf die Entdeckung großer Männer, damit man ihnen Denkmäler setzen und so den Künstlern Arbeit geben könnte". (Er hätte hier auch ein näherliegendes Beispiel anführen können, welches außerdem jenen wohl zu denken geben kann, welche den Einfluß von Kunstdenkmälern auf die „Volksbildung" als eine unbestreitbare Thatsache hinstellen!) Was man von Belgien lernen solle, das sei die Sorge für Erhaltung und Restaurirung der alten geschichtlichen Monumente.

In dem systematischen Hinausarbeiten auf Galerien erkennt Reichensperger überhaupt schon ein Zeichen, daß die Kunst im Verfall sei. Wann die Kunst blühte, wann sie schöpferisch und wahrhaft volksthümlich war, spielten die Galerien — deren Bedeutung er im übrigen nicht unterschätzt — eine untergeordnete Rolle. Durch sie werde im Allgemeinen die Geschmacksmengerei und der Eklekticismus viel mehr gefördert, als eine wahrhafte Kunstbildung, die nur aus einheitlicher und principienhafter Betreibung der Kunst gewonnen werde. Darauf solle man hinarbeiten, daß die Kunst von dem schwankenden Boden des Luxus auf die feste volksthümliche Basis des Bedürfnisses gestellt werde, daß es wieder der Stolz der Städte und Privatleute werde, „wahrhaftige, auf ihrem Boden gewachsene Kunstwerke zu besitzen", wie einst, da jedes Rathhaus, jedes Zunfthaus, jedes Haus eines vermögenden Bürgers zugleich eine Galerie und ein Museum im Kleinen war.

Der Redner führt dann aus, wie die Kunst nur gesunden könne, wenn die Architektur ihren Ausgangs- und Mittelpunkt bildet, und deutet an, wie viel für wahre Geschmacksbildung und zugleich die Beschäftigung der Künstler geschehen würde, wenn man ernstlich für die alten Baudenkmale im Lande sorge.

Wir übergehen in diesem Resumé die Behauptungen und Forderungen, welche aus dem künstlerischen Parteistandpunkte des Redners resultiren, der die Kunstjünger anstatt nach Griechenland und Rom ausschließlich in Deutschland reisen lassen möchte u. s. w. Was wir hier gegeben haben, enthält aber für alle Künstler und Kunstfreunde auch bei uns des Beherzigenswerthen so viel, daß wir nur wünschen können, dieselben möchten sich durch diese Zeilen angeregt fühlen, selbst die kurze Rede und lange Vorrede in die Hand zu nehmen. Die Lectüre kann nur zur Klärung der Ansichten über die Ansprüche beitragen, welche Kunst und

Digitized by Google

Künstler an den Staat wirklich zu stellen haben, und Klarheit über dieses Verhältniß ist die erste Bedingung des „Besserwerdens" in der Kunst.

Unsererseits möchten wir den Künstlern, welche „Hülfe von oben" erwarten, vor allem eine Wahrheit ins Gedächtniß rufen, die in unserer, überall nach freier Bewegung und Selfgovernment ringenden Zeit von niemandem mehr bestritten wird: je mehr die Fürsorge des Staates auf Gebieten überhandnimmt, welche nicht zu seinem unmittelbaren Wirkungskreise gehören, desto mehr erschlafft auf denselben die spontane Thätigkeit. Gewöhnt nur die Welt daran, die Pflege der Kunst als eine Angelegenheit des Staates zu betrachten, und bald werden die Privatleute mit der Laterne zu suchen sein, die noch das Bedürfniß empfinden, es als Ehrensache ansehen, selbst etwas für die Kunst zu thun. So wäre der Erfolg der gerade Gegensatz von dem angestrebten, die Kunst vom Luxusartikel zum Bedürfniß zu erheben, Was der Staat thun kann und soll, das hat Reichensperger ganz richtig ausgeführt; er kann und soll eintreten, wo ein bedeutender Zweck durch Privatmittel nicht zu erreichen ist, und er kann und soll mit gutem Beispiel vorangehen, indem er seine, die Staatsgebäude, in stilvoller Architektur und mit entsprechendem künstlerischen Schmucke herstellt. Wird dies Beispiel consequent gegeben, so werden Communen, Corporationen und reiche Privatleute schon folgen.

In ganz seltsamem Widerspruch mit den Klagen der bildenden Künstler steht übrigens das Verhalten der „Kunstgenossenschaft" in einem bestimmten Falle. Im Jahre 1860 brachten die Karlsruher (Schirmer, Lessing u. s. w.) den Antrag an die Genossenschaft, die Kunstvereine zur Entrichtung einer mäßigen Tantième für diejenigen Kunstwerke zu nöthigen, welche ihnen das Publicum zuführen, während sie wegen ihrer ernsteren Richtung, ihres Umfanges und des durch diesen bestimmten Preises schwerer auf den Ausstellungen Käufer finden, als die leichte Waare des Tages. Hier war also der Kunstgenossenschaft Gelegenheit zur Selbsthülfe gegeben, sie konnte für diejenigen Zweige der Kunst etwas thun, welche in der That der Unterstützung bedürfen. Aber nicht allein die Eifersucht der „Kleinkünstler" wehrte sich gegen diesen Plan, die Gesammtheit legte ihn im vergangenen Jahre in Salzburg stillschweigend ad acta. Weßhalb, das ist uns noch heute ein Räthsel.

---

* Dr. Anton v. Ruthner hat soeben ein sehr schönes Werk über eine Materie, deren er wie nicht leicht ein Zweiter gewachsen ist, erscheinen lassen: „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen" mit dem Umschlagtitel: „Aus den Tauern". Ohne einer eingehenden Würdigung, auf welche dieses Buch allen Anspruch hat, vorzugreifen, glauben wir doch schon jetzt wenigstens von dem Erscheinen desselben Notiz nehmen zu müssen. Die Verlagshandlung (Gerolds Sohn) hat den 26 Bogen starken Band höchst würdig ausgestattet dessen Werth durch die topographische Karte des Großglockner und seiner Umgebung von Keil erhöht wird, wie ihm die Ansichten von Heiligenblut, Wiesbachhorn, Pasterzengletscher, Mooserboden in Kapran, Thal von

Digitized by Google

Ferleiten, Venediger (sämmtlich in Farbendruck nach Zeichnungen von Konrad Grefe) und vom hohen Dock im Fuscherthal von Dorn gezeichnet, zur Zierde gereichen.

* Mit Bezug auf die in Nr. 44 dieser „Wochenschrift" enthaltene Notiz „zur Biographie Ressels" theilt uns Herr Dr. Reitlinger mit, daß Ressels Anstellung als Districtsförster zu Platerjach (bei Neustadtl) S. 10 und 12 der gedachten Festschrift allerdings erwähnt und S. 36 ausdrücklich gesagt wird: „Es würde zu weit führen, wollten wir über seine zahlreichen Patente, Pläne und Manuscripte berichten" wodurch also auch der Vorwurf der Nichterwähnung des Distanzmessers entkräftet wäre. Hieran knüpft Herr Reitlinger die weiter für die Freunde Ressels interessante Nachricht, daß das S. 38 der Festschrift erwähnte Ressel'sche Project der Schraube, die zugleich Steuerruder ist, eben jetzt in der englischen Marine zur Geltung kommt.

* Das „Homiliar des Bischofs von Prag", dessen Herausgabe der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen beschlossen hat, ist soeben in einem Bande erschienen. Es bildet dieses Werk die erste Publication des Vereins in jener Abtheilung seiner Beiträge für die Geschichte unseres Landes, welche die Sammlung von Quellen in sich faßt. Bekanntlich hat den in der Prager Universitätsbibliothek befindlichen Codex, welcher dieses Homiliar enthält, zuerst Prof. Dr. Höfler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften bekannt gemacht und als den wahrscheinlichen Verfasser desselben den Bischof Gebhard (Jaromir) bezeichnet, die Zeit der Abfassung desselben also in die Jahre zwischen 1068 und 1086 verlegt. Prof. Dr. Schulte ist jedoch anderer Meinung. Dem eigentlichen vollständig abgedruckten Homiliar geht eine Einleitung voran, in welcher zwei Gelehrte die Resultate ihrer Forschungen über das Homiliar mittheilen. Prof. Dr Schulte erörtert die Geschichte des Codex und seine Bedeutung für das Kirchenrecht und gelangt im Laufe seiner historisch-kritischen Erörterungen zu dem Schlusse, daß die Urheberschaft Jaromirs nicht erwiesen, der Codex vielmehr dem Bischof Hermann, zweitem Nachfolger Jaromirs von 1099 bis 1122, zuzuschreiben sei. Dieser Ansicht schließt sich auch der eigentliche Herausgeber des Homiliars, Herr Prof. Dr. Hecht, an, welcher als Theolog die Aufgabe übernommen, die Bedeutung des Codex, insbesondere in theologischer Hinsicht, zur Geltung zu bringen. Uebrigens ist der Codex, der nun durch den Druck veröffentlicht wurde und reiche Streiflichter auf die Zustände jener Zeit wirft, in welcher er entstanden, nicht ausschließlich ein Homiliarium, sondern er enthält außer einer großen Anzahl von Homilien, nach deren Muster die Priester dem Volke in der Landessprache predigen sollten, den ältesten bekannten Bußkanon der Prager Kirche und einige andere kleinere Stücke. Der Inhalt aller dieser Reliquien aus den ersten Jahrhunderten nach der Christianisirung Böhmens weist, wie Prof. Schulte am Schlusse seiner Erörterung hervorhebt, nicht bloß auf eine lebhafte Verbindung mit Deutschland hin, sondern läßt auch deutlich erkennen, daß im 11. Jahrhunderte die Christianisirung ausschließlich auf der von Deutschland aus gelegten Grundlage sich vollendete. (P. S.)

* Das böhmische Museum ist dieser Tage in seiner Kupferstichsammlung in glänzender Weise bereichert worden. Aus dem Nachlasse des kunstsinnigen, im Mai d. J. in Prag verstorbenen J. U. C. Herrn Joseph Koch-Kanka sind als Legat über siebenzigtausend Holzschnitte, Kupferstiche, Radirungen, Handzeichnungen und andere graphische Darstellungen dem genannten Museum übergeben und soeben in den Räumen desselben deponirt worden. Eine sehr willkommene Beigabe zu dem kostbaren Legate bildet ein weiteres Vermächtniß desselben Erblassers, nämlich eine Sammlung von 400 Bänden Druckwerken, die sämmtlich in das Gebiet der Graphik einschlagen und wobei es auch an Incunabeln mit werthvollen Xylographien nicht fehlt.

Digitized by Google

* Der deutsche Geschichtsverein in Böhmen hat so eben ein Werkchen: „Die Laute der Tepler Mundart" von Johann Naßl, gegenwärtig Professor am Laibacher Gymnasium, veröffentlicht, welches auf Grundlage eingehender, jedoch nicht erschöpfender Sprachforschungen die auf dem Tepler Plateau herrschende Volkssprache beleuchtet. Diese in vielen Stücken eigenthümliche Mundart erstreckt sich gegen Osten hin bis an das slavische Sprachgebiet, gegen Westen bis an den Böhmerwald, während im Norden und Süden der Uebergang in die benachbarten verwandten Mundarten ein allmälig sich verlierender ist. — Von den regelmäßigen Mittheilungen sind diesmal die Hefte II. und III. zugleich erschienen und enthalten u. a. eine kurze Beantwortung der Frage: „Haben die Deutschen in Böhmen eine Geschichte?", einen Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes unter dem Titel: „Graf Mannsfeld und die Stadt Schlaggenwald", aus dem Nachlasse des zu früh verstorbenen A. Kohl, die Forsetzung des Aufsatzes über „die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen", von W. Weber ꝛc., eine Selbstbiographie aus dem Anfange des 16. Jahrhundertes eines gewissen Christoph v. Thain aus der Ober-Pfalz, einer Art politischem Condottiere der damaligen Zeit (von Prof. Joseph Wolf), eine geschichtliche, sprachliche und ethnographische Skizze über die „Frais" (das theils in Böhmen, theils in der Ober-Pfalz gelegene ehemalige Stiftsgebiet des Klosters Waldsassen), „Heidnisches aus Böhmen" von Dr. Grohmann.

* Von Ritter Heinrich Lipovský v. Lipovic, — geboren in Štětkovic in Böhmen, bekannt durch seine Reisen nach America, Asien, gegenwärtig in London als Mitglied der Congregatio charitates — ist vor Kurzem dem böhmischen Museum ein werthvolles Geschenk zugekommen. Es ist eine kolossale Karte von China mit chinesischen Schriftzeichen auf acht langen Papierrollen, die, an einander gelegt, das ganze ausgedehnte Reich zur Anschauung bringen. Dieselbe ist jene erste Karte des genannten Reiches, die unter Kaiser Kang-hi im 17. Jahrhunderte von katholischen Missionären aufgenommen wurde. Ritter Lipovský hatte sie während seines Aufenthaltes in China wo er 1862 bis 1863 als Feldcaplan (Chaplain) bei den englischen Landtruppen weilte, von einer chinesischen, durch den Krieg verarmten Familie in Shanghai käuflich erworben. Das seltsame Cabinetsstück, für welches man dem Besitzer mehrmals, namentlich in England, eine bedeutende Summe bot, wurde als Geschenk desselben — während seiner letzten Anwesenheit im Prager Minoritenkloster bei St. Jakob — durch Pater Fr. Doucha für das vaterländische Museum gewonnen.

* Baron Blasius Orban hat seine Bereisung des Székllerlandes, welche er zur Beschreibung desselben unternommen, und auf welcher er den Maler und Photographen Mezei mit sich führte, um durch ihn Ansichten der interessantesten Punkte aufnehmen zu lassen, beendet.

* Für das beste Werk über die Geschichte Klausenburgs hat der Magistrat der genannten Stadt einen Preis von 1000 fl. ausgesetzt. Die Frist zur Einsendung der betreffenden Werke wurde auf den 31. December 1865 festgesetzt und ist den Concurrenten die Durchforschung und Benützung des städtischen Archives bei ihren Arbeiten gestattet.

* (Ein Sohn Kaisers Karl V. in Krain.) Herr P. v. Radics macht in den „Blättern aus Krain" nachstehende Mittheilung: Die Agramer fürsterzbischöfliche Bibliothek bewahrt unter den Handschriften auch einen Folioband, der nur Carniolica enthält und aus Valvasons Besitz stammt. Außer vielem anderen sehr Interessanten finden wir in diesem Codex auch die verloren geglaubten Annalen des Laibacher Bischofs Thomas Chrön. Diese Jahrbücher sind jedoch so eingerichtet, daß darin jedes Jahr durch das Protokoll der in demselben ordinirten jungen Geistlichen eingeleitet wird, worauf dann die einzelnen Vorkommnisse folgen. Ein solches Protocollum Ordina-

Digitized by Google

torum, und zwar des vom Jahre 1577 führt unter den Akolythen einen gewissen Anton Edelmann auf, der der Augsburger Diöcese angehörte und, wie die beigefügte Note sagt: ein natürlicher Sohn Kaisers Karl V. war (hic Caroli V. Imperatoris naturalis filius).

---

* Der jüngst verstorbene Philologe Ludwig Döderlein war am 19. December 1791 als ein Sohn des verdienstvollen Theologen J. Ch. Döderlein († 9. December 1792) zu Jena geboren, und zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte die Gestalt des mit dem elterlichen Hause befreundeten Schiller. Auf der Schulpforte vorgebildet, widmete er sich zu München unter Thiersch, zu Heidelberg unter Creuzer und Voß, dann zu Erlangen, wo er promovirte, und zuletzt unter Wolf, Böckh und Buttmann dem Studium der classischen Philologie. Von Berlin aus folgte er 1815 einem Ruf als ordentlicher Professor der Philologie an die Akademie zu Bern. Nach vierjähriger Wirksamkeit daselbst ward er 1819 als Rector des neu zu organisirenden Gymnasiums und zweiter Professor der Philologie an der Universität nach Erlangen berufen, wo er 1827 unter Beibehaltung des Studienrectorats zum ersten Professor der Philologie und Beredsamkeit und zum Director des philologischen Seminars vorrückte. Diese Doppelstellung bestimmte auch Döderleins schriftstellerische Thätigkeit, die sich theils auf dem Gebiete der Philologie, besonders der Sprachforschung, Kritik und Interpretation, theils auf dem Felde der Pädagogik und Didaktik bewegte. Außer vielen Gelegenheitsschriften, Programmen und vorzüglichen Schulreden (deren eine zweite Sammlung vor wenigen Jahren erschienen ist), gab er den Oedipus Coloneus des Sophokles (Leipzig 1824), den Agricola des Tacitus (deutsch, Aarau 1818), Taciti Opera (2 Bände, Halle 1847), dann eine musterhafte Uebersetzung der Germania (Erlangen 1850), heraus. Seine linguistischen Hauptwerke sind „Lateinische Synonymien und Etymologien" (sechs Bände Leipzig 1826 bis 1838), denen sich die „Lateinische Wortbildung" (1838), das „Handbuch der lateinischen Synonymik" (zweite Auflage, 1849) und das „Handbuch der lateinischen Etymologie" (1841) anschlossen, ferner das „Homerische Glossarium" (Erlangen 1850). In das letzte Jahrzehnt fallen Döderleins berühmte Horaz-Uebersetzungen, welche für die deutsche Uebersetzungskunst epochemachend geworden sind: die „Episteln" (Leipzig 1856), die „Satiren" (1860), „Satiren und Episteln" (neue Auflage 1862), dazu eine berichtigte und vermehrte dritte Auflage von Heindorfs Ausgabe der Satiren. Ueber der kritischen Ausgabe Homers, von welcher (unseres Wissens) bis jetzt nur ein Band der Ilias erschienen ist, sank dem Meister die Hand.
(A. A. Z.)

---

* Im Leihbibliothekspublicum erfreut sich seit einiger Zeit ein gewisser Vacano jener höchsten Gunst, daß man seine Romane unter fremdem Namen holen und sich nicht gerne bei der Lectüre überraschen läßt. Zur weiteren Charakteristik dieses interessanten Schriftstellers dient der in den „Bl. f. l. U." geführte Nachweis, daß der Roman, welchem er zunächst den absonderlichen Ruf verdankt, „Moderne Vagabunden", in wichtigen Partieen ein Plagiat ist, begangen an der Novelle des Americaners Edgar Poe „the facts in the case of Mr. Valdemar".

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 18. November 1863.

Der Präsident der Classe, Herr v. Karajan, theilt eine Note des h. Curatoriums mit, worin angezeigt wird: „daß bis zum 1. Jänner d. J. das Curatorium der Savigny-Stiftung zu Berlin seine Wirksamkeit damit beginnen könne, daß es der k. Akademie der Wissenschaften in Wien die Zinsen des Stiftungsvermögens für das laufende Jahr zur Verfügung stellt.

Herr Hofrath Phillips liest über den „Codex Salisburgensis S. Petri. IX. 32". Ein Beitrag zur Geschichte der vorgratianischen Rechtsquellen.

Die Prälaturbibliothek des Benedictinerklosters St. Peter zu Salzburg bewahrt unter der Signatur IX. 32. eine Handschrift, welche dem Ausgange des 10., spätestens dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehört. Dieselbe ist bisher noch nicht benützt worden, und Prof. Kunstmann hat einen Theil der darin befindlichen Capitula Angilramni daraus entnommen und dieselben dem neuesten Herausgeber des „Pseudo-Isidor", Prof. Hinschius zu Halle, mitgetheilt. Der Codex, dessen Benützung der hochwürdige Prälat von St. Peter mit großer Liberalität mir gestattet hat, enthält aber außerdem noch ein sehr reichhaltiges Material, welches zum Theil noch ungedruckt ist; das jüngste Stück, welches er bietet, ist das unter Heinrich I. im Jahre 932 zu Erfurt gehaltene Concilium. Was nun zunächst die äußere Erscheinung dieses Codex betrifft, so ist sein Format Kleinfolio oder Großquart; er zählt 28 Quarternionen zu acht Blättern und zwar in zwei Reihenfolgen von I bis XV und von I bis XIII; in jeder dieser Abtheilungen fehlen zwei Blätter, so daß sich die Gesammtzahl der Blätter statt auf 224 nur auf 220 beläuft. Der Codex ist in der ersten Abtheilung schön, durchweg aber deutlich und leserlich geschrieben, hat auch keinerlei weitere Beschädigungen erlitten. Es hat den Anschein, als ob zwei verschiedene Codices zu einem Ganzen zusammengestoßen sind, ja es läßt sich fast vermuthen, daß selbst die erste Abtheilung schon aus zwei von einander zu trennenden Handschriften hervorgegangen ist.

Als vor etwa 50 Jahren ein fleißiger Ordensmann des gedachten Klosters den Katalog der Handschriften desselben verfaßte, hat er fast verzweifelnd und, wie er sich ausdrückt, tædio victus über die monatlange vergebliche Arbeit unseren Codex bei Seite gelegt; zuletzt spricht er sich ziemlich verächtlich über die darin enthaltenen merces Pseudo-Isidorianæ aus; mit den in unserer Zeit reichlich zu Gebote stehenden Hülfsmitteln konnte es, freilich auch in monatlanger Arbeit, gelingen, die meisten Räthsel, welche sich in diesem Codex damals boten, zu lösen. Um eben jene Zeit scheint nun auch die Handschrift mit dem Titel, welchen sie auf einem auf den Rücken derselben geklebten Papierstreifen führt, versehen worden zu sein; sie wird, wie auch in dem Kataloge, als „Cresconii Opera" bezeichnet. Etwas mehr verräth von dem Inhalte ein etwa im 15. Jahrhunderte dem Codex gegebener, nur mit Mühe lesbarer Titel: „Decreta presulum Romanorum conciliorumque generalium atque specialium. Cresconii ferendique laudanda opuscula". Indessen auch dieser Titel ist weit entfernt, der großen Reichhaltigkeit der Handschrift zu entsprechen. Sie enthält nämlich außer der Concordia Canonum des Cresconius noch eine große Menge anderer Stücke, namentlich eine noch ungedruckte Sammlung fränkischer und spanischer Concilienschlüsse, die ein Auszug aus der Dacheriana ist, eine eben solche, bloß aus fränkischen Canones bestehende, welche, gleich der Wiener Handschrift Jur. canon. Nr. 81, sich als einen Auszug aus der Herovalliana zeigt; demnächst giebt der Codex noch mehrere Briefe des Rabanus Maurus, des Pittaciolum, des Hinkmar von Laon, mehrere die Ehe-

Digitized by Google

scheidungssache Lothar II. und der Thietberga, so wie die damit im Zusammenhang stehende Angelegenheit der beiden Erzbischöfe Gunther von Cöln und Thoutgaud von Trier betreffende Documente; sodann die oben erwähnten Capitula Angilramni, eine ungedruckte Decretale Hadrians II, an den Herzog Salamon v. Bretagne gerichtet, und eine Sammlung von 61 Capiteln, welche manche sehr interessanten Stücke enthält. Zu diesen gehören mehrere Capitel, welche aus den Concilien von Melun, Rouen und Nantes entnommen sind, sich aber in den bisher bekannten Sammlungen nicht vorfinden. sodann das Concilium von Erfurt viel vollständiger, als es erst neuerdings in dem ersten Bande der „Quellen und Erörterungen für baierische Geschichte" von Wiedemann herausgegeben worden ist. Es ist ferner hier ein sehr merkwürdiges Capitel zu berücksichtigen, welches früher schon, aber auch nur theilweise, von Amann (Præstantiorum aliquot Codicum manuscriptorum qui Friburgi servantur; fascic. II) und darnach von Dove (Zeitschrift für deutsches Recht Band 19) und zwar von diesem als ein „Sendrecht der Main- und Rednitzwenden" mitgetheilt worden ist. Beide Abdrücke scheint der hochverdiente Herausgeber der „Lex Bajuvariorum bei Pertz. Monum. Germ. hist. Leg. Tom III, welche eben dieses Stück als Appendix XVII zu dem gedachten Volksrechte aus einem Eichstätter Codex wiedergiebt, nicht gekannt zu haben; er würde sonst schwerlich der Lesart: „pacto et lege sancta" vor der allein richtigen „pacto et lege salica" den Vorzug gegeben haben. Da in eben diesem Capitel auch ein Stück aus dem Concilium von Tribur (895) sich findet, so steht jenes vielleicht mit dieser Synode in einem unmittelbaren Zusammenhange, womit die von Dove gewählte Bezeichnung sich ebenfalls vereinigen ließe.

Endlich enthält diese Sammlung auch noch eine andere Merkwürdigkeit. die man in derselben nicht suchen möchte, nämlich ein Runen-Alphabet nebst einer Anweisung, vermittelst dreier Runen (Isruna, Lagoruna und Hagalruna) unter Bezeichnung der übrigen Runen durch Striche Alles zu schreiben, was man wolle. Wir müssen es unentschieden lassen, ob dieses Stück in einem Zusammenhange mit dem anderweitigen Inhalte des Codex steht oder bloß hineingeschrieben worden ist. damit, wie J. Grimm sich ausdrückt, ein leeres Blatt nicht „gähne". Es folgt darauf die bekannte Regula Formatarum. in welcher eine Anweisung gegeben wird, wie man sich bei Ausstellung der Formate der Græca elementa zu bedienen habe. Man könnte nun glauben, daß in ähnlicher Weise jene Anweisung in Betreff der Runen gemeint sei; dennoch ist dies unwahrscheinlich. Es kommt nun das Runenalphabet unseres Codex seiner Gestalt nach am meisten mit dem ersten der beiden von Wilh. Grimm (Ueber deutsche Runen, S. 106) beschriebenen Alphabete des Cod. Sangall. (270 S. 52) überein; hinsichtlich seiner Gliederung stimmt es aber zu dem Alphabet des Pariser Codex des Isidor: es werden nämlich in beiden drei Reihen von acht und eine Reihe von vier Runen unterschieden. Darin trifft aber wieder unser Codex mit dem von St. Gallen zusammen, daß beide jene Gebrauchsanweisung enthalten und jeder ein Beispiel giebt. Der Cod. Sangall. wählt dazu das lateinische Wort corvi, wie aber Lauth in seinem germanischen Runen-Fudark S. 66 bemerklich gemacht hat paßt dieses Beispiel nur auf die Gliederung des gedachten Pariser Codex. Unsere Handschrift nennt das Wort, welches zum Beispiel dienen soll, nicht, sondern läßt es nur aus den Strichen herausfinden, welche den vorhin erwähnten drei Runen angehängt sind. Die beiden ersten Buchstaben, welche man ermittelt, sind R und A; man wird also unwillkürlich auch auf den „Raben" geführt, dennoch aber bei den folgenden Buchstaben getäuscht. indem sich das Wort „Rakko" ergiebt. Indessen dürfte Rakko doch auch sich nicht als zu fern vom „Raben" erweisen, wenn man berücksichtigt, daß Krack (unsere Krähe; s. Schmeller, baierisches Wörterbuch. Band 2, S. 380), womit graculus zu vergleichen. eben diesen Vogel bedeutet. Beide Codices, der Salzburger wie der von St. Gallen, haben außerdem noch eine

Digitized by Google

vierte, im Alphabete nicht enthaltene „Rune", welche der erstere „Strophruna", der letztere „Stofruna" nennt; damit ist kein Zeichen des Runenalphabets gemeint, sondern eben ein nur für den Wissenden verständliches Zeichen: Strophruna, quæ solis punctis constat; da der Cod. Sangall. außerdem noch auch auf ein Klopfen verweist und hiebei den Namen „Clofruna" gebraucht, so wird damit, indem zuerst die Runen-Reihe, dann die Zahl der in derselben befindlichen Runen angedeutet werden soll, dieser Name als „Klopfrune" verständlich.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 19. November 1863.

Herr Director K. W. Knochenhauer in Meiningen übersendet eine Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang des Magnetismus mit den Oscillationen des Batteriestromes".

Das correspondirende Mitglied Herr Dr. Karl Peters, sprach über die wahrscheinliche Bedeutung der Balkan-Halbinsel als Festland während der Ablagerung des Lias und späterer Schichten und gelangte durch Verknüpfung der Thatsachen, die sich aus der geologischen Untersuchung der südöstlichen und der Alpenländer Oesterreichs ergeben haben mit den Beobachtungen von A. Boué über den geologischen Bau der Türkei („La Turquie d'Europe, Paris 1840") zu dem Schlusse, daß in jenen Perioden zwischen dem Balkan und den südlichen ungarischen Ländern ein ähnliches Verhältniß bestanden haben müsse, wie zwischen dem hercynischen Festlande und den österreichischen Voralpen oder zwischen dem Centralplateau von Frankreich und seiner Umgebung. Neue Untersuchungen über die Schichten des Balkan von Obermösien und Serbien wären nicht nur an und für sich und für die Anfänge von Volkswirthschaft in diesen Ländern werthvoll, sondern auch zu einem befriedigenden Abschlusse der Alpengeologie unentbehrlich.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 17. November 1863.

Herr k. k. Hofrath W. Haidinger im Vorsitz.

Herr Director Haidinger berichtet über eine Anfrage, welche vom Herrn Bergbaudirector Joseph Brunner von Trofayach an die k. k. geologische Reichsanstalt gestellt worden war, ob der Magnesit ein feuerfester Stein sei oder nicht. Zur Begründung der Antwort wird ein Stück Magnesit von St. Katharein im Tragößthale in Steiermark im natürlichen festen Zustande vorgelegt, und eines, welches einer starken Rothglühhitze ausgesetzt worden war. Letzteres ist mürbe gebrannt und zwischen den Fingern zerreiblich. Der Besitzer des Grundes, Karl Ruß, auf welchem sich der Magnesit als Begleiter von Talkschiefer findet, hatte den Grund an Jakob und Christoph Harrer im Jahre 1841 zum Einbruch auf feuerfeste Steine verpachtet, später, 1858, denselben Grund zur Aufsuchung und Verwendung des Magnesits an Polykarp Goldner. Das Vorkommen und die Natur des Magnesits war erst in den Jahren 1852 bis 1855 von Mitgliedern der k. k. geologischen Reichsanstalt, den Herren Foetterle, Karl Ritter v. Hauer und Ritter v. Zepharovich entdeckt und sichergestellt worden. In neuerer Zeit hatten die Pächter Harrer auch auf den Magnesit Ansprüche erhoben und es hatten bei einer Tagsatzung in Bruck an der Mur am 20. Juni 1863 Herr

Digitized by Google

Professor und kaiserlicher Akademiker J. Gottlieb und Herr k. k. Bergverwalter S. Schwara ein Gutachten dahin abgegeben, der Magnesit sei ein feuerfester Stein. Hofrath Haidinger widerlegt diesen Irrthum umständlich und durch den Augenschein. Der Magnesit, aus Kohlensäure und Magnesia bestehend, enthält diese Stoffe in dem Verhältniß von 52.4 zu 47.6, so daß durch das Feuer mehr als die Hälfte des Bestandes verflüchtigt wird und weniger als die Hälfte in ganz zerreiblichem Zustande zurückbleibt. Es ist also keineswegs statthaft, denselben einen feuerfesten Stein zu nennen, wenn auch die Magnesia selbst feuerbeständig ist. Dieser Rückstand, mit etwas Thon geformt, eignet sich zu feuerfesten Ziegeln, wichtiger noch wäre die Benützung zur Erzeugung von Bittersalz und namentlich für die Darstellung von Kohlensäure für mousirende Getränke, wobei das Bittersalz als Nebenproduct abfällt, während bei der Anwendung von Marmor die Schwefelsäure gänzlich verloren ist.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer theilt den Inhalt einer Abhandlung des Herrn Prof. Adolf Pichler in Innsbruck mit, die im nächsten Hefte des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt erscheinen wird. Ein erster Abschnitt behandelt die krystallinischen Schiefer der Berggruppe des Hocheder, d. i. der nördlichsten Abtheilung der Oetzthaler Masse, die im Norden vom Inn, im Süden aber von dem Malachthale und dem Bache, der bei Oetz sich in die Oetz ergießt, begrenzt wird. Namentlich der innige Zusammenhang von Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und Gneiß und die häufigen Uebergänge dieser Gesteine in einander werden hervorgehoben.

Ein zweiter Abschnitt ist den, nach Herrn Pichlers Ueberzeugung vulcanischen Resten von Köfels, westlich von Umhausen gewidmet. Diese Reste, lockere Schlacken und bimssteinartige Massen, deren bereits in der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt am 25. August Erwähnung geschah und von denen Herr Prof. Pichler neuerlich eine reiche Suite eingesendet hatte, finden sich in ziemlich weiter Verbreitung in den Schutterrassen und Gletschermoränen bei Köfels. Nachgrabungen zeigten, daß sie in Rinden und Krusten unmittelbar dem unterliegenden festen Gneiß adhäriren. Herr Pichler schreibt diese Gebilde einer Eruption zu, die erst nach der Eiszeit erfolgt sei.

Herr k. k. Schichtmeister G. Freiherr v. Sternbach theilt ein an Herrn Bergrath M. V. Lipold gerichtetes Schreiben des Apothekers Herrn A. Storch von Rokycan in Böhmen mit Nachrichten über das Vorkommen fossiler Baumstämme in dem Freiherr v. Riese'schen Steinkohlenbaue zu Wranowic und über ein neues Vorkommen von silurischen Petrefacten mit. Die 3 bis 9 Fuß hohen und 12 bis 14 Zoll dicken Baumstämme finden sich unmittelbar auf dem Steinkohlenflötze aufrecht stehend oder gegen Norden geneigt in den Hangendschieferthonen, waren jedoch so brüchig, daß nur kleine Bruchstücke gewonnen werden konnten, die keine nähere Bestimmung zuließen. Der neue Fundort der silurischen Petrefacten befindet sich westlich von der Stadt Rokycan gegen Klabawa, am rechten Ufer des Klabawabaches in den daselbst auftretenden glimmerigen Thonschiefern. Die vorgefundenen Petrefacten sind für die sogenannten Rokycaner Schichten (Barrandé 6, Etage D) bezeichnend, wodurch die schon früher vermuthete Stellung dieser Thonschiefer festgestellt ist.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle legte Muster von Werksteinen aus den dem Domkapitel zu Stuhlweißenburg gehörenden Steinbrüchen bei Sóskut vor, welche der k. k. geologischen Reichsanstalt für ihre Sammlung von Bausteinmustern der österreichischen Monarchie von dem Hauptagenten dieser Steinbrüche in Wien, Herrn L. Steininger, zugesendet wurden. Die große, durch die Stadterweiterung angeregte Baulust in Wien, so wie die zahlreichen in kurzer Zeit entstandenen Neubauten, insbesondere aber der in Angriff genommene Bau des Opernhauses, haben neuester Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auch dem Bedürfnisse an Werksteinen zugewendet, an welche das Erforderniß der Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit mit einer eine große und ausgedehnte

Digitized by Google

Verwendung ermöglichenden Wohlfeilheit gestellt wird. Welches großartige und mannigfache Material in dieser Beziehung gerade der Haupt- und Residenzstadt in ihren nahen Umgebungen zwischen Fischau bei Wiener-Neustadt und Nußdorf einerseits und an der Umrandung des Rosalien- und Leithagebirges von Eisenstadt bis Hainburg an der Donau zur Benützung offen steht, hat bereits Herr Prof. E. Sueß in seinem „Boden der Stadt Wien" hinreichend nachgewiesen Diesem stellt sich dasjenige, dem die vorgelegten Muster entnommen sind, bei Sóskut gleichberechtigt an die Seite, dessen Zugänglichkeit von Wien aus durch die Eisenbahnlinie über Bruck Raab, Stuhlweißenburg nach Ofen ermöglicht ist. Die Steinbrüche von Sóskut werden in dem ausgedehnten Kalksteinzuge betrieben, der sich in östlicher Richtung bis Tetény an der Donau zieht und das reichhaltige Bausteinmateriale liefert, dessen sich die Schwesterstädte Ofen und Pest erfreuen. Das Gestein (dort „Sandstein" genannt), unmittelbar über dem Leithakalke abgelagert, ist ein Agglomerat von kleinen Foraminiferen, durch Kalk zusammengekittet; es hat daher ein etwas lockeres Ansehen, ist jedoch dessenungeachtet fest; es erzielt hiedurch den großen Vortheil einer leichten Bearbeitbarkeit ohne an Tragfähigkeit zu verlieren; ein nicht unbedeutender Gehalt an Thon und etwas Eisenoxyd verleiht demselben ein schmutziggelbes Aussehen. Es eignet sich nicht bloß zur Bearbeitung als Werkstein, sondern auch, namentlich die feinkörnigeren Lagen, selbst zu besonderen architektonischen Zwecken. Man unterscheidet von dem Gesteine vier verschiedene Abstufungen, wovon die dichteste 139 Wiener Pfund, die lockerste und grobkörnigste 111 Wiener Pfund per Kubikfuß wiegt.

Herr k. k. Montaningenieur F. Pošepny machte eine Mittheilung über die geologische Stellung der Kupfererzlagerstätten des böhmischen Rothliegenden, welche er zu diesem Zwecke bereits vor längerer Zeit untersucht hat. Diese Kupfererzlagerstätten nehmen kein eigenes Niveau ein, sondern treten in allen drei von Jokély aufgestellten Etagen des Rothliegenden in Böhmen auf; so gehört der Bergbau von Kozinek bei Starkenbach und jener von Hermannseifen der unteren Etage an, während der Bergbau bei der Chraster Mühle nächst Böhmisch-Brod in der Arkose in der mittleren Etage und jene von Peklov bei Schwarz-Kostelec, Hüttendorf und Kostulov in der obersten Etage liegen.

Herr Pošepny legte auch mehrere bei Gelegenheit seiner Untersuchungen gesammelte Pflanzenfossilien aus diesen Etagen vor, deren Bestimmung er Herrn D. Stur verdankt und die neuerdings den schon früher von Herrn Prof. Unger ausgesprochenen nahen Zusammenhang des böhmischen Rothliegenden mit der Steinkohlenformation bestätigen.

Herr Director Haidinger meldet Worte freundlichster Erinnerung an die Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt und andere Freunde von Herrn Dr. Ferdinand Zirkel, gegenwärtig k. k. Professor der Mineralogie an der Lemberger Universität. Durch nahe zwei Jahre war er uns stets ein willkommener, anregender Theilnehmer an unseren Arbeiten. Zuerst empfohlen von unserem hochverehrten Freunde Geheimrath Noeggerath, hat er durch mancherlei Arbeiten die Erinnerung an die Zeit seiner Anwesenheit in Wien festzuhalten vermocht, in der schönen Abhandlung über die Krystallformen des Bournonits, nach den Exemplaren im Hofmineraliencabinet, in seinen mikroskopischen Studien über die Structur der Gesteine, beide in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Er hat nun seine Vorträge in Lemberg begonnen. An der Universität zeigt sich, wie er schreibt, in diesem Winter eine sehr gesteigerte Frequenz, namentlich in der philosophischen Facultät. Er liest ein sechsstündiges Collegium für Mineralogie und außerdem hält er vor einer größeren Zuhörerschaft Vorträge über ausgewählte Capitel der Geologie, die ersten, welche je in Lemberg stattfanden. Noch ist die Bibliothek, sind die Lesemittel beschränkt,

Digitized by Google

doch wird es unserem trefflichen Freunde Zirkel wohl gelingen, die erforderliche Hülfe zu finden. Dankbar erinnert er sich der reichen Hülfsmittel und ihrer Zugänglichkeit an unserer k. k. geologischen Reichsanstalt und des k. k. Hofmineraliencabinets. Er fand manche anregende Persönlichkeit zu wissenschaftlichem Umgange und spricht namentlich anerkennungsvoll von unserem eigenen langjährigen Gönner und Freunde, k. k. Appellationsrath v. Rechay, der in seinem hohen Alter noch seine Neigung zu geologischen Dingen bewahrt. Freund Zirkel kündigt manche Mittheilungen zu späterer Vorlage in unseren Sitzungen an. Durch frühere gründliche Studien und Reisen hochgebildet, ist Herr Prof. Zirkel in seiner gegenwärtigen Stellung ein wichtiges Glied unseres hoffnungsvollen wissenschaftlichen Fortschrittes.

K. K. geographische Gesellschaft.

Jahresversammlung am 10. November 1863.

Der Präsident der Gesellschaft Herr k. k. Oberst Eduard Pechmann gab einen Jahresbericht über die geographischen Leistungen in dem letztverflossenen Jahre. Er gedachte vorerst in Kürze der Mitglieder, welche die Gesellschaft in diesem Vereinsjahre durch den Tod verloren hat, wie der Herren: J. R. v. Arneth, Joseph Ritter v. Hauer, Dr. K. Kreil, Jos. Ritter v. Russegger, F. Rath, Schmitt, Freiherr v. Merk u. s. w., und ging hierauf auf die Leistungen der verschiedenen wissenschaftlichen Institute Oesterreichs über, deren Wirksamkeit auf die Entwicklung und Förderung der Geographie von Einfluß ist, wie das k. k. militärisch-geographische Institut, der Grundsteuerkataster, die Direction für administrative Statistik, die k. k. geologische Reichsanstalt, die k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, die hydrographische Anstalt in Triest u. s. w., hob ferner die Leistungen von Privaten auf dem geographischen Gebiete in Oesterreich hervor, und schloß mit einer eingehenden Darstellung der geographischen Fortschritte im Allgemeinen. Einzelner Theile dieses interessanten Berichtes soll hier ausführlicher gedacht werden.

Ueber Antrag des Herrn k. k. Schulrathes Dr. Becker drückte die Versammlung dem Herrn Obersten Pechmann ihren besonderen Dank für die wesentliche Förderung der Interessen der Gesellschaft während seiner Präsidentschaft aus.

Hierauf gab der erste Secretär Herr k. k. Bergrath F. Foetterle einen Rechenschaftsbericht über die Angelegenheiten in dem letztverflossenen Jahre. Die Anzahl der Mitglieder hatte sich auf 445 vermehrt, in der reichen Bibliothek besitzt die Gesellschaft 2054 Bücherwerke mit 7286 Bänden und 462 Kartenwerke mit 2257 Blättern und steht mit 285 verschiedenen wissenschaftlichen Instituten, Anstalten und Vereinen im Schriftentausche. Von den eigenen Mittheilungen wurde zu Anfang des Jahres der fünfte Band ausgegeben und der sechste gelangt soeben zur Vertheilung. Von den zur Verfügung stehenden Geldmitteln, deren Einnahmen sich auf 4751 fl. 66½ kr. beliefen, wurden 3438 fl. 95 kr. ausgegeben.

Am Schlusse theilte Herr Foetterle das Resultat des Scrutiniums über die neuen Wahlen von Functionären mit. Es wurden 130 Stimmzettel eingesendet und abgegeben und wurden gewählt: zum nächstjährigen Präsidenten Herr Dr. Th. Kotschy mit 119 Stimmen, zu Vicepräsidenten die Herren Oberst Pechmann mit 126 Stimmen und Dr. A. Edler von Ruthner mit 122 Stimmen, zu Censoren die Herren k. k. Ministerialsecretär R. v. Schröckinger und Jos. Türck, und zu Ausschußmitgliedern die Herren O. Freiherr v. Hingenau, K. H. Fürst v. Salm-Reifferscheid, L. Graf Thun, K. R. v. Scherzer und Prof. Egger; nachdem jedoch

Digitized by Google

Herr R. v. Scherzer brieflich die Wahl abgelehnt hatte, wurde statt seiner Herr k. k. Rath A. Steinhauser von der Versammlung einstimmig zum Ausschußmitgliede gewählt.

Endlich machte Herr Foetterle auf die ausgestellten Generalstabsspecialkarten von 22 europäischen Staaten aufmerksam, deren Benützung aus dem k. k. Kriegsarchive für diesen Abend er der freundlichen Fürsorge des Herrn k. k. Majors E. Petz verdankt.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 4. November 1863.

Vorsitzender Herr Prof. Franz Simony.

Herr Franz Krasan legte eine Abhandlung über den Blüthenstand des Rubus vor, bei welcher Veranlassung er die Hauptmodificationen desselben besprach und die Ansicht äußerte, daß etliche Formen dieser Gattung, wie R. affinis (Weihe) und R. mitidus (Weihe) mit Unrecht in gleiche Reihe mit R. fastigiatus (Weihe) gestellt werden. Eben so wenig gerechtfertigt scheine ihm die Zusammenziehung von R. fastigiatus (Weihe) und R. discolor (Weihe, abgesehen von anderen Formen) in eine Species, da der erstere als der einzige europäische Repräsentant einer umfangreichen nordamericanischen Gruppe mit charakteristischer doldentraubiger Inflorenscenz zu betrachten sei, während der letztere auf einen dem alten Continente fast ausschließlich angehörigen Typus hinweise. Herr Joseph Kerner sprach über die von ihm mit seinem Bruder Prof. Dr. A. Kerner während des diesjährigen Sommers in Tirol gemachten botanischen Excursionen, und wählte zum Gegenstande näherer Mittheilungen in dieser Versammlung das Selrainer- und Stubaierthal in Nord-Tirol. In der Mittheilung über das Stubaier- und Selrainerthal schilderte er unter gleichzeitiger Vorlage der gesammelten Pflanzen für das Gesellschaftsherbar die Vegetationsverhältnisse in den verschiedenen Höhenregionen von den Thalsohlen (unter 3000) bis inclusive der Regionen ober dem hochstämmigen Holzwuchse (über 7000), und ging hiebei auf Besprechung einzelner Pflanzen, wie der Stellaria Frieseana des Cirsium Milichhoferi Sauter (affine Jausch) und Cirsium Cervini Thomas., dann Salix Vandesiaca Forbes und Salix Seringiana Gaud., Salix pubescens Schleicher, der neuen Salix rhætica und Salix alpigena und Androsace Ebneri, neuer Hieracien-Bastard und eines Orchideen-Bastards und vieler anderen in so weit ein, als diese Pflanzen in ihrem Vorkommen für das besprochene Gebiet interessant oder neu, bisher in Tirol überhaupt noch nicht gefunden oder noch gar nicht beschrieben erscheinen. Herr J. Juratzka legte vor einen Separatabzug aus den Annales Musei botanici Lugduno-batavi über Equiseten von Dr. J. Milde. Ferner besprach er von Dr. Milde im verflossenen Sommer bei Ratzes nächst Bozen gemachte Funde von Farnen und Moosen. Die Ausbeute war eine sehr reiche; von Farnen wurden Asplenium Seelosii, Aspidium rigidum, Woodsia hyperborea und besonders W. glabella beobachtet. Unter den Moosen ist besonders ein neues, Brachythecum B. vineale hervorzuheben. Es steht dem B. velutinum nahe, unterscheidet sich aber durch den androgynischen Blüthenstand und den glatten Fruchtstiel. Schließlich legte der Herr Vortragende eine Abhandlung von Dr. P. G. Lorentz in München vor: „Ein bryologischer Ausflug von Tegernsee nach dem Ahrenthale", in welcher die Mooksflora der dortigen Gegend geschildert wird. Herr J. Bayer berichtete über eine in Serbien übliche Art des Fanges von Welsen (Silurus glanis). Herr Georg Ritter v. Frauenfeld berichtete über seine im Laufe

Digitized by Google

des letzten Sommers nach Schweden und Norwegen unternommene Reise. Herr Ritter v. Frauenfeld reiste von Sundwall aus quer durch das Land nach Drontheim. Die Fahrt nach Oestersund über das Grenzgebirge nach Norwegen war eine äußerst beschwerliche. Von Drontheim aus ging die Reise an der Küste Norwegens bis noch Hammerfest. In Bodö und Tromsö wurde der Aufenthalt des Dampfschiffes zu einem Ausfluge benützt und bei den Loffoden genossen die Reisenden zum ersten Male das prachtvolle Schauspiel der Mitternachtssonne. In Hammerfest machte der Herr Vortragende eine Excursion auf die benachbarten Berge und ging dann zurück über Altenfjord, Talwig nach Drontheim. Von dort ging Ritter v. Frauenfeld zu Lande nach Christiania, Kopenhagen und kehrte über Hamburg und Berlin nach Wien zurück. Ferner lieferte Herr Ritter v. Frauenfeld Beiträge zur Lebensweise der Insecten. Weiters theilte er eine von Herrn k. Rath v. Kubinyi eingesendete Notiz mit, nach welcher ein schwarzer Schwan im Neutraer Comitate geschossen wurde. Obwohl keineswegs die Rede davon sein kann, daß dieser Schwan aus seinem Vaterlande verflogen sei, wäre es doch von großem Interesse zu erfahren, wie lang und wie weit derselbe von seinem Zuchtorte schon sich entfernt habe. Weiters legte der Herr Vortragende folgende eingesendete Abhandlungen vor: a) Memoire sur les insectes qui vivent dans le Roseau commun et notice sur les déformations galliformes du Triticum repens par le Docteur J. Giraud; b) Ichthyologische Mittheilungen über vier neue Arten aus Java, von Herrn Dr. J. Steindachner; c) Beschreibungen neuer Dipteren, von Herrn Joseph Mick; d) Monographie der Gattung Machaerites und Beschreibung neuer Höhlenkäfer, von L. W. Schaufuß.

Die Zahl der Ausschußräthe der Gesellschaft wurde um 12, d. h. von 24 auf 36 vermehrt.

K. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.

In der letzten Sitzung der philosophischen Section vom 11. November der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften legte der Universitätsbibliothekar Dr. Hanuš ein altböhmisches Kirchenlied aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts vor. Man kannte dasselbe nur nach einer späteren Abschrift aus dem 15. Jahrhunderte. Herr Dr. Hanuš fand dasselbe in einem lateinischen Brevier vor, das einer Nonne Marie (domicellæ Mariæ) des ehemaligen Georgs-Klosters am Hradschin gehört hatte. Der neue Fund ermöglichte es auch, den bisher vernachlässigten Strophenbau des Liedes, so wie überhaupt dessen ursprüngliche Gestalt zu eruiren. Es ist ein Lied über die Transsubstantiation, das am Gründonnerstag gesungen wird. — Darauf berichtete Herr Jos. Jireček, der soeben die weiland Šafařík'sche Bibliothek ins Eigenthum des Landesausschusses übergeben hatte, über den reichen litterarischen Nachlaß des verewigten großen Slavisten, der, so weit es thunlich ist, zur Herausgabe durch den Druck bereitet wird.

In der Sitzung vom 16. November der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften hielt Herr Historiograph Dr. Palacky den angekündigten Vortrag über eine Breslauer Chronik aus dem 15. Jahrhunderte. Zuerst aber besprach er die ausländischen Quellen, die dem Geschichtsforscher zu Gebote stehen. Böhmen sei arm an solchen Quellen; mit Ausnahme des Wittingauer Archives sei kein zweites, welches sich in Ordnung befinde und aus welchem der Forscher mit großem Nutzen schöpfen könne. Dagegen biete das Ausland ein reiches Material zur Geschichte unseres Vaterlandes, er selbst habe es vielseitig benützt in Frankfurt, Dresden, München, Leipzig u. s. w., und es sei Vieles zu erwarten von den Arbeiten der vom König Max in Baiern gegrün-

Digitized by Google

deten historischen Commission. Als eine der wichtigsten Quellen sei Bartholomäus Scultetus, der Lausitzer Chronist des 15. Jahrhunderts anzusehen und er hofft, diese schon bei der nächsten Bearbeitung der Hussitenkriege benützen zu können. Dr. Palacky war denn auch durch 30 Jahre viermal nach Breslau gegangen, doch erst heuer kam er dazu, die oben erwähnte Chronik von Böhmen durchzugehen. Sie rührt von dem Prior des Klosters „Unserer lieben Frauen zum Sande", Benedict Johnsdorf, her und bildet einen Anhang der Klostergeschichte. Von besonderer Wichtigkeit ist die Partie, die unter des Chronisten eigener Anschauung handelt und Mathias Corvinus als König von Böhmen schildert. Dieselbe Chronik ist schon von Dr. Stenzel bearbeitet worden, jedoch sind die Ansichten des Vortragenden über deren Entstehung und Autorschaft verschieden. Der Vortragende schloß mit einigen Citaten aus der Chronik.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Die außerordentliche Versammlung der Abtheilung für Geographie, Statistik, Handel und Gewerbe des deutschen Geschichtsvereins vom 10. November wurde von dem neuen Obmann Herrn Dr. Banhans mit einer längeren Ansprache eröffnet, in welcher derselbe seine Ansichten über die Aufgabe des Vereins im Allgemeinen und den besonderen Zweck der vierten Abtheilung in gedrängten Umrissen auseinandersetzte. Diese Aufgabe bestehe in einer sorgfältigen Bearbeitung der Geschichte der deutschen Arbeit in Böhmen vom politischen, geschichtlichen, vor Allem aber vom volkswirthschaftlichen und gewerklichen Standpunkte. Die Anfänge, die Entwicklung und Ausdehnung der Handwerke wie des Handels und des Großgewerbes, ihre culturhistorische Bedeutung, müssen festgehalten werden, wolle man die Grundlagen zu einer wahren, getreuen und lebensvollen Geschichte der Deutschen in Böhmen gewinnen. Diese Ansichten fanden allgemeinen Beifall und gaben Anlaß zu einer Debatte, die damit endete, daß ein Comité, bestehend aus dem Antragsteller und den Herren Prof. Krautschneider und Dr. Hellwich, zu dem Zwecke erwählt wurde, um über die Art und Weise, wie diese Abtheilung von nun ihr Ziel verfolgen solle, ein umfassendes Programm auszuarbeiten.

Am 19. legte in der Sitzung der Abtheilung für Sprache, Litteratur und Kunst des deutschen Geschichtsvereins in Prag Prof. Scheinpflug ein von ihm im Archiv zu Klostergrab aufgefundenes, in mehrfacher Beziehung interessantes sogenanntes „Formelbuch" vor, welches dem Jahre 1525 oder 1526 angehört. Bis auf eine nur etwa sieben Zeilen umfassende Bemerkung in böhmischer Sprache ist das ganze, von den Schöppen der Stadt Klostergrab abgefaßte Buch in deutscher Sprache geschrieben, ein Beweis, daß noch vor dem 30jährigen Kriege das deutsche Element in jener Gegend trotz der utraquistischen Herrschaft das vorherrschende gewesen. Prof. Scheinpflug regt dann noch den Gedanken an, die vielen Volkslieder, die in den deutsch-böhmischen Gegenden des Landes, theils in der Volksmundart, theils in hochdeutscher Sprache abgefaßt, sich im Munde der Bewohner forterhalten haben, zu sammeln und zu veröffentlichen. Dr. Grohmann stellte sogleich eine Sammlung solcher Lieder, die er in früherer Zeit veranstaltet hatte, der Abtheilung zur Verfügung und theilte dabei den sehr interessanten Umstand mit, daß sich in einem dieser Volkslieder sogar noch eine offenbar mit der Sprache der Nibelungen übereinstimmende Strophe erhalten habe, während der übrige Theil des Textes hochdeutsch ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Reform der directen Steuern.

Das letzte Heft der Wochenschrift „Austria" bringt von dem Mitglied der badischen Kammer, Staatsminister a. D. Dr. v. Regenauer, einen sehr bemerkenswerthen, bündig verfaßten Beitrag zur Beurtheilung der schwebenden Steuerreformfragen, insbesondere bezüglich der Grundsteuer, und liefert somit einen Beleg für das „hohe wissenschaftliche Interesse", welches die im Reichsrathe eingebrachten Steuervorlagen auch auswärtigen Finanzkundigen darbieten. Mit Nebenius gehört Regenauer zu den erfahrensten und gewiegtesten Finanzmännern nicht bloß Badens, sondern ganz Deutschlands, und beide sind zugleich Zierden unserer finanzwissenschaftlichen Litteratur. Regenauer war, wenn ich nicht irre, volle siebenzehn Jahre lang Finanzminister des Großherzogthums, welches anerkanntermaßen zu den finanziell bestgeordneten Staaten Europa's zählt; von den Ergebnissen sowohl seiner reichen Erfahrungen in langjähriger hervorragender Amtswirksamkeit, als seiner wissenschaftlichen Forschung legt das von ihm vor kurzem erschienene, allgemein beifällig aufgenommene Buch: „Der Staatshaushalt des Großherzogthums Baden, Karlsruhe 1863", rühmliches Zeugniß ab. Gewiß muß man es willkommen heißen und dankbar anerkennen, wenn Männer von so eminenter praktisch-wissenschaftlicher Bedeutung ihr unbefangenes Urtheil über die in Oesterreich beabsichtigte, so tief eingreifende Steuerreform abgeben und damit zugleich ihre auch sonst bewährte erfreuliche Theilnahme an den Zuständen und dem Entwicklungsgange des Kaiserstaates bekunden. Hochachtung und Dank dafür aber kann man ihnen nicht besser beweisen, als wenn man ihrem reifen Urtheil die verdiente Beachtung schenkt, und dies zunächst veranlaßt mich, mit Bezug auf die Eingangs erwähnte treffliche Abhandlung, zu den folgenden Bemerkungen.

Herr v. Regenauer hält vor allem die von der Finanzverwaltung vorgeschlagene Reform der directen Steuern nicht nur für nothwendig, sondern auch für dringlich. An durchgreifende Steuerreformen pflege freilich niemand gerne zu gehen, bemerkt er treffend, nicht selten werden solche Reformen zu großem Nachtheile der Staatsfinanzen so lange als nur irgend möglich verzögert, man helfe sich häufig mit kleinen Mitteln, welche den Zweck nicht oder nur unvollkommen erreichen. „Man erkennt dann erst später mit großem Bedauern, wie verderblich für den Staatshaushalt und wie nachtheilig selbst für den Volkswohlstand, ja für die Machtstellung des Staates es gewesen, daß aus wohlgemeinter, aber übel angewendeter Schonung nicht früher schon zu den nothwendigen Steuerreformen

Digitized by Google

geschritten ward." Mit der Reform der directen Steuern aber sei zu beginnen; die Wirkung der somit angebahnten, aber keineswegs auch schon vollendeten Steuerreform werde erst zeigen, inwiefern dann wohl zulässige Erhöhungen der einen oder anderen directen Steuer zur Beseitigung anderer lästigerer Abgaben oder doch zu deren Vereinfachung benützt werden können. („Austria" S. 798.)

Was die Reformvorschläge selbst betrifft; so hält Herr v. Regenauer dieselben im Allgemeinen „für ganz angemessen". Mit Recht wolle man das System der Ertragsbesteuerung für das ordentliche Staatserforderniß beibehalten, die ordentlichen Ertragssteuern in eine Grund-, eine Gebäude-, eine Erwerb- und eine Rentensteuer gliedern und die allgemeine Einkommensteuer nur zur Deckung vorübergehender außerordentlicher Bedürfnisse zu Hülfe rufen. Auch bezüglich der Grundsteuer — des schwierigsten und kostspieligsten Theiles der Vorlage — halte er den Vorschlag, diese als Repartitionssteuer zu behandeln, den stabilen Kataster zu verlassen, überall einen neuen, auf unmittelbare Ertragsschätzung sich gründenden Parcellenkataster herzustellen, denselben zur Zeit nur als Maßstab für die Repartition der Grundsteuer auf die einzelnen Kronländer und Gemeinden anzusehen, die Subrepartition des Betreffnisses jeder Gemeinde auf ihre einzelnen Steuerträger zwar einstweilen nach dem gleichen Maßstabe zu regeln, die Aufstellung eines anderweiten Maßstabes für die letztere aber späterer Gesetzgebung vorzubehalten — auch diesen Vorschlag halte er „den obwaltenden Umständen nach für zweckmäßig", spreche sich jedoch zugleich dahin aus, „daß die Vertheilung des Steuerbetreffnisses der einzelnen Gemeinden auf ihre Steuerträger auch künftig lediglich nach dem aufzustellenden Parcellen- und nicht nach einem Guts- oder Complexualkataster — gleichgültig, ob es ein Ertrags- oder Werthkataster sei — bewirkt werden solle". Man sieht also, in allem Wesentlichen erfreuen sich die österreichischen Steuervorlagen seiner vollen Zustimmung, die Abweichungen beschränken sich im Grunde nur auf einen Punkt, auf eine von der k. k. Regierung vorläufig offen gelassene, freilich nicht unwichtige Frage, und die hiefür aufgestellten oder sonst hervortretenden verschiedenen Gesichtspunkte lassen sich, meines Erachtens, größtentheils aus der Verschiedenheit der badischen und österreichischen Verhältnisse, insbesondere aus der vielleicht nicht genug berücksichtigten Differenz in der Höhe des Steuerfußes dort und hier erklären.

Diese Bemerkung drängt sich sogleich an der Stelle auf, wo von der Bedeutung der allgemeinen Einkommensteuer für das beantragte System die Rede ist. Die Einkommensteuer solle zwar nicht die Hauptsteuer im Gebiete der directen Steuern bilden, allein sie könne gute Dienste leisten als außerordentliche Steuer zur Deckung vorübergehender, nicht übermäßig hoher Bedürfnisse. Eine Einkommensteuer könne ferner, wo ein ständiger höherer Staatsbedarf eine ordentliche Zusatzsteuer im Systeme der directen Steuern wünschenswerth erscheinen läßt, selbst als eine ordentliche Steuer im mäßigen Betrage passend sein, namentlich dann, wenn dadurch die Minderung anderer, nicht sehr empfehlungswerther Verzehrungssteuern oder Gebühren ermöglicht wurde. Sie könne endlich ganz wohl da in

Digitized by Google

Anwendung kommen, wo es sich um Aufbringung des für ein einzelnes größeres Gemeinwesen, eine mittlere oder größere Stadt erforderlichen Umlagebedarfes, also nicht um eine Staats-, sondern um eine Gemeindesteuer handelt. Gewiß, dies alles ist richtig, und dafür, daß die Einkommensteuer sich für die hier genannten Zwecke ganz vorzüglich eigne, weit mehr als Erhöhungen der Ertragssteuern oder allgemeine, die Individualverhältnisse der Steuerpflichtigen nicht weiter berücksichtigende Zuschläge zu denselben, also für das Wünschenswerthe einer relativen Stabilität der Ertragssteuern, ließe sich noch eine lange Reihe von Gründen aufstellen, die bloß von der Rücksicht auf die Ueber- und Abwälzung jener Steuern, auf Vorbeugung von Störungen der Production und von Verschiebungen der Vermögensverhältnisse hergenommen wären. Allein ein sehr wesentliches Moment ist dabei, wo nicht vergessen, doch nicht berührt worden, nämlich die Bedeutung der allgemeinen Einkommensteuer in ihrer ausgleichenden Wirkung auf die gleichmäßige Vertheilung der gesammten Steuerlast im engen Anschluß an die wirkliche persönliche Steuerkraft, gegenüber den die besonderen Schuld- und überhaupt persönlichen Verhältnisse der Steuerpflichtigen nicht weiter berücksichtigenden Ertragssteuern. Namentlich gilt diese Wirkung von der Einkommensteuer im Zusammenhange mit der Rentensteuer, welche die Zinsen aus Capitalsdarlehen besonders trifft und sich durch Ueberwälzung dem Schuldner mehr oder weniger, aber um so gewisser fühlbar macht, je höher der Steuerfuß der Rentensteuer in einem Lande gegriffen ist. Der Landwirth, der Gewerbtreibende, der Hauseigenthümer wird durch die Ertragssteuer nicht bloß direct in dem Ertrage des ganzen von ihm verwendeten Capitals verhältnißmäßig getroffen, ohne Rücksicht auf seine Passivcapitalien, sondern auch indirect mehr oder weniger mittelst Ueberwälzung durch die Rentensteuer, welche von den Zinsen seiner Passivcapitalien entrichtet werden muß. Bei sehr niedrigem Steuerfuß, wie solcher z. B. in Baden gilt, führt es nun keinen erheblichen Mißstand mit sich, wenn bloß Ertragssteuern bestehen und diese die Verschuldung in den meisten Fällen unberücksichtigt lassen. Je höher der Steuerfuß aber steigt, desto relativ empfindlicher wird dies für den Verschuldeten, desto gewisser tritt auch eine theilweise Ueberwälzung der Rentensteuer auf den Schuldner ein, d. h. eine künstliche Erhöhung des Zinsfußes, desto härter werden also die, wenn keine diese Verhältnisse berücksichtigende allgemeine Einkommensteuer besteht, nur um so höheren Ertragssteuern gerade von den Schuldnern gefühlt. Deshalb will mir bedünken, daß, so lange wir in Oesterreich einem ständigen höheren Staatsbedarf gegenüberstehen, auch die Ausbildung einer wirklichen entsprechend angelegten Steuer vom freien reinen Personaleinkommen neben und über den Ertragssteuern sich nicht bloß als zweckmäßig empfiehlt, sondern auch von der Gerechtigkeit unumgänglich geboten wird.

Die vier im Reformentwurf vorgeschlagenen Ertragssteuern sollen bekanntlich theils, und zwar so viel thunlich, Repartitionssteuern, theils Quotitätssteuern sein. Nach Herrn v. Regenauers Erachten gebührt der Vorzug zwar der Quotitätssteuer, welche das Steuerpercent von der Einheit des steuerbaren Werth- oder

Digitized by Google

Ertragsanschlages, z. B. vom Gulden Reinertrag oder von hundert Gulden Steuercapital im voraus bestimmt; doch fügt er bei, es sei ihm nicht zweifelhaft, daß die Finanzgesetzgebung sich in einer Frage der Art den im Staate vorwaltenden Ansichten anbequemen könne, ohne den Hauptzweck zu gefährden, welchen sie erreichen will. Sein Ausspruch bezieht sich vornehmlich auf die Grundsteuer, und er meint zum Schlusse seiner Abhandlung: habe man bei der Grundsteuer das Percent gefunden, welches nach dem katastrirten Reinertrag eine erfahrungsgemäß nicht überlästige Grundsteuersumme liefert, so werde es auch kein Bedenken mehr haben, die Repartitions- in eine Quotitätssteuer umzuwandeln. Die Grundsteuerschuld jedes Einzelnen werde dann — ein beachtenswerther Vortheil — unverändert bleiben, so lange sein Grundsteueranschlag (Steuercapital) sich nicht ändert, und der Steuerzuwachs, welcher Jahr für Jahr in Folge neuer Cultivirungen sich ergiebt und der in einem großen Reiche immerhin von ansehnlicher Bedeutung ist, werde fernerhin nicht den Steuerträgern, denen er nicht gebühre, sondern der Staatscasse zugutekommen. Daß in jener Beziehung der verehrte Herr Verfasser sich irrt und badische Zustände mit österreichischen verwechselt, lehrt uns die Erfahrung der letzten 15 Jahre. Die hier längst vollzogene Umwandlung der Grundsteuer in eine Quotitätssteuer schützte durchaus nicht vor Veränderungen in der Steuerhöhe bei unveränderter Katastergrundlage, vielmehr wurde die Grundsteuerschuld der Einzelnen wiederholt erhöht, und zwar leider auf den alten Grundlagen, so daß den so bedeutenden in dieser Zeit vorgegangenen Veränderungen keine Rechnung getragen werden konnte, die vorhandenen Ungleichmäßigkeiten nur noch vergrößert und die alten kaum vernarbenden Wunden immer von neuem aufgerissen wurden.

Ueberhaupt aber kommt bei der Frage: ob Repartitions-, ob Percentualsteuer? noch ein anderer Umstand von hohem Gewicht in Erwägung. Das Repartitionssystem, wie es beantragt wurde, kann nämlich allein es ermöglichen, den Steuerpflichtigen selbst den ihnen zugedachten Einfluß auf die Katastraloperationen einzuräumen, durch welchen diese hinwieder wesentlich erleichtert und beschleunigt werden. Ohne das Princip der Repartition würde man in einem großen Reiche zumal wenn dasselbe sich so überaus großer Mannigfaltigkeit in klimatischen und Culturverhältnissen erfreut, wie Oesterreich, die finanziellen Interessen, so wie den Zweck der Gleichmäßigkeit der Belastung durch das vielleicht oft entschuldbare Streben der Betheiligten, die Steuerbasis zu verkleinern, auf eine unverantwortliche Weise bloßstellen. Auch Preußen hat aus ähnlichen Gründen das Repartitionssystem angenommen und, hierauf gestützt, es allein ermöglicht, die gegenwärtige großartige Grundsteuerregulirung im ganzen Staate binnen wenigen Jahren durchzuführen, wie es scheint, mit dem besten Erfolge und zur Zufriedenheit aller Betheiligten [1].

[1] Nach dem preußischen Gesetze, betreffend die anderweite Regelung der Grundsteuer, vom 21. Mai 1861, wird die Grundsteuer von den Liegenschaften für die gesammte Monarchie, mit Ausschluß Hohenzollerns und des Jadegebietes, vom 1. Jänner 1865 ab auf einen Jahresbetrag

Digitized by Google

Zudem begünstigt gerade das Repartitionssystem im Ganzen die Stabilität der Grundsteuer (zumal in Verbindung mit einer allgemeinen Einkommensteuer), da man eine Gesammtquote weniger leicht ändern dürfte, als den Percentsatz; es paßt daher besser für eine eigentliche Ertragssteuer, was die Grundsteuer eben sein soll. Wie gesagt, die Grundsteuererhöhungen datiren in Oesterreich aus der Zeit, in welcher man anfing, das Repartitionssystem zu verlassen und vom stabilen Contingent zu dem schwankenden Percentsatz überzugehen. Wie soll sich denn aus dem letzteren System eine größere Beruhigung für den Steuerträger ableiten? Den Wahrnehmungen des Herrn Verfassers im Großherzogthum Baden gegenüber erlaube ich mir auf die Verhältnisse der angrenzenden Staaten hinzuweisen: so besteht das Repartitionssystem in Württemberg für die Grund-, die Gebäude- und die Gewerbesteuer seit länger als vierzig Jahren, und in Frankreich seit einem noch längeren Zeitraume im Grunde für alle directen Steuern, mit Ausnahme bloß der Patentsteuer. Bei der Thür- und Fenstersteuer in Frankreich schwankte man zwar einige Zeit zwischen dem Quotitäts- und dem Repartitionssystem, kehrte schließlich aber wieder zu letzterem zurück. Endlich ist das Auftheilungssystem auch insoferne vortheilhafter und spornender für die Steuerträger, als bei ihm die Culturänderungen und Verbesserungen bis zum Ablaufe der Revisionsperiode nur ihnen und nicht dem Fiscus zugutekommen, es somit eine Prämie des Culturfortschrittes sichert, während bei folgerichtiger Durchführung des Quotitätssystems, z. B. in England, die Staatssteuer diesen Aenderungen unmittelbar folgen soll, wie der Herr Verfasser consequent auch zu befürworten scheint.

Lichtvoll, prägnant und zutreffend — wenngleich nicht erschöpfend, was auch nicht die Aufgabe seiner Abhandlung sein konnte — ist die Art, wie Herr v. Regenauer die Katastrirungsfrage bei der Grundsteuer erörtert. Die Arbeiten zur Herstellung eines vollkommenen Grundsteuerkatasters zerfallen wesentlich in die Vermessung der Fläche (Parcellen) und in die Erforschung des mittleren Reinertrages aller steuerpflichtigen Grundstücke innerhalb jeder Steuergemarkung. Die schwierigste, zeitraubendste und kostspieligste Arbeit ist die Vermessung, wenigstens der Regel nach; denn mitunter kostet auch die Ertragsermittlung gleich große Summen, und zwar um so größere, je verwickelter und künstlicher die Normen der Einschätzung sind. Und die letzteren Kosten sind oft rein verschwendet, weil die Resultate der Einschätzung sich als unbrauchbar erweisen (so z. B. selbst in Baiern die verfehlte Schätzung des Rohertrages der Liegenschaften), während die vollständige

von zehn Millionen Thaler festgestellt. Dieser Betrag ist nach Verhältniß des zu ermittelnden Reinertrages der steuerpflichtigen Liegenschaften auf die einzelnen Provinzen gleichmäßig zu vertheilen und die hienach jeder Provinz zufallende Grundsteuerhauptsumme als ein Contingent zu behandeln, „welches der Staatscasse gegenüber nur durch den Zugang steuerpflichtig werdender oder den Abgang steuerfrei zu stellender Grundstücke, sonst aber nur im Wege der Gesetzgebung und nur in dem Fall erhöht oder vermindert werden kann, wenn die Bedürfnisse des Staates eine allgemeine Erhöhung der Grundsteuer nothwendig machen oder eine allgemeine Herabsetzung derselben gestatten". (§ 3 jenes Gesetzes.)

Digitized by Google

Vermessung aller Grundstücke sogar noch anderen wichtigen Zwecken als einer gerechten Vertheilung der Grundsteuer dient, insbesondere zur Sicherung des Grundeigenthums, zur Befestigung des auf dasselbe gestützten ländlichen Credites und zur Vervollkommnung der Bodenbewirthschaftung beiträgt, endlich auch Gemeindetheilungen und Commassationen da, wo solche noch nicht durchgeführt sind, wesentlich erleichtert. Einmal hergestellt, ist sie dies so zu sagen für immer, da jährlich nur wenige Nachmessungen stattzufinden brauchen, welche durch Theilung oder Zusammenlegung einzelner Grundstücke, durch Verlegung von Wegen, durch Elementarereignisse ꝛc. nöthig werden. Sind zahlreiche Vermessungen von Gemeindegründen behufs der Commassation der Vermessung zu Steuerzwecken schon vorausgegangen, so kann dadurch das ganze Katastrirungswerk bedeutend gefördert und abgekürzt werden. Der gegenwärtig in rascher Durchführung begriffenen Grundsteuerregulirung in Preußen[1] kommen die seit mehreren Decennien zur Hebung der Bodencultur vorausgegangenen Gemeindtheilungen, wie man dort die Commassation nennt, sehr zu statten. Abgesehen von den westlichen Provinzen Rheinland und Westphalen, wo die Vermessung behufs der Grundsteuerveranlagung schon längst durchgeführt ist, waren in Folge jener gemeindlichen Grundauseinandersetzungen auch über zwei Drittheile der übrigen (östlichen) Provinzen bereits vermessen; eben so waren zu demselben Zwecke schon in den meisten Gemeinden Ertragsschätzungen, so wie ein Verständniß dafür und eine gewisse Richtung und Uebung darauf vorhanden. Dies alles erst ermöglicht es, daß das große Werk der preußischen Grundsteuerregulirung, das so lange hat auf sich warten lassen, nun endlich aber auch binnen drei Jahren im ganzen Staate zur vollständigen Durchführung gelangen, ja selbst bezüglich der Parcellarvermessung in diesem Zeitraum nahezu vollendet werden wird, mehr also, als das Gesetz bis dahin verlangt. Uebrigens hat die preußische Finanzverwaltung sich ungeachtet der eben angeführten erleichternden Umstände doch veranlaßt gesehen, noch viele technische Kräfte, insbesondere Geometer aus den Nachbarländern, aus Holland, Belgien, Frankreich ꝛc. zur Aushülfe bei den Vermessungs- und Kartirungsarbeiten vorübergehend herbeizuziehen, und zwar so, daß deren Vertragsverhältniß jeden Augenblick gekündet werden kann. Einen Blick in den ungeheuren Umfang dieser Arbeiten zur neuen Grundsteuerveranlagung eröffnet die Thatsache, daß laut einer mir vorliegenden officiellen Nachweisung in den sechs östlichen Provinzen Preußens am 1. Juli 1863 bloß ein Feldmesserpersonal von 2459 Köpfen voll beschäftigt war, obwohl von einer Gesammtfläche von 88,442.690 Morgen eigentlich nur 13,295.392 Morgen neu zu messen, von 74,532.067 Morgen aber Karten vorhanden und diese bloß mit Rectificationen zu copiren waren. Hiedurch berichtigt sich, wenigstens theilweise, wohl auch die von Regenauer ausgesprochene Ansicht, daß die Vermessung immer nur langsam vorschreiten könne, weil die dazu nöthigen technischen Kräfte nur nach und nach und überdies nicht in einer erheblich größeren Anzahl herangezogen werden

[1] Gesetz, betreffend die anderweite Regelung der Grundsteuer, vom 21. Mai 1861.

Digitized by Google

dürfen, als sie, ist einmal die Vermessung beendigt, mit fortlaufender Erhaltung des Vermessungsgeschäftes und mit sonstigen geometrischen Staats- und Privatarbeiten füglich beschäftigt werden können [1].

Die Frage über die annähernd richtige Ermittlung des mittleren Reinertrages der Grundstücke, und zwar einer jeden Classe jeder Culturart, ob Werth-, ob Ertragskataster, behandelt Herr v. Regenauer durchaus mit objectiver Unbefangenheit. Da ist keine Voreingenommenheit, kein Flimmern mit vorgeblicher Wissenschaftlichkeit in einer Frage, die nur nach praktischen Zweckmäßigkeitsgründen zu entscheiden ist, hier so, dort anders. Er deutet die großen Schwierigkeiten bei der directen Schätzung schon zunächst des mittleren Naturalrohertrages und des Culturaufwandes für jede Culturart und Classe an, es sind dies keineswegs mathematisch genau zu bestimmende Größen. Ließe man die Schätzer aber frei walten, „so würden sie nicht selten zu Abschätzungsergebnissen gelangen, nach welchen mitunter Güter nur mit Verlust bebaut werden zu können scheinen, welche forthin zu guten Preisen angekauft und mit Vortheil zur Production verwendet werden." Darum vielfach die Vorschrift in den Katastergesetzen, der Culturaufwand dürfe ein gewisses Percent des Rohertrages nicht überschreiten! Die directe Feststellung des Reinertrages vollends ist um so schwieriger, als sie nur dann befriedigen kann, wenn sie nicht bloß in der einzelnen Gemeinde, sondern in allen Gemeinden des Staatsgebietes eine thunlichst gleichmäßige ist. Läßt sich nun der mittlere Reinertrag ganz genau nicht finden, so ist es doch unerläßlich, dahin zu wirken, daß die als mittlerer Reinertrag erforschten Größen zum wahren mittleren Reinertrag allenthalben „ein beiläufig gleiches Verhältniß einhalten". Gleichmäßige Einschätzungsergebnisse sind aber nur dann zu erwarten, wenn ihnen überall der Culturzustand oder die gemeindeübliche Betriebsweise aus einem gleichen Zeitpunkt oder aus möglichst nahen Zeitpunkten zum Grunde liegt. Um die Gleichmäßigkeit der Schätzungen zu sichern, bleibt nur ein Mittel: „Das Einschätzungsgeschäft im Ganzen auf eine möglichst kurze Jahrreihe

[1] Bei Gelegenheit des letzten statistischen Congresses in Berlin war mir durch die entgegenkommende dankenswerthe Liberalität der preußischen Finanzbehörden vergönnt, einen genaueren Einblick in die Vermessungs- und Kartirungsarbeiten, in die Mappen und Register, in die Instructionen und commissionellen Einschätzungsprotokolle, überhaupt in das ganze Trieb- und Räderwerk zur Ausführung der neuen Grundsteuerveranlagung zu gewinnen. Bereits war die Einschulung der Arbeitskräfte geschehen, der ganze tausendgliedrige Mechanismus in vollem regelmäßigem Gange und das Endergebniß mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu übersehen. Die meisten technischen und mechanischen Arbeiter, so wie die Handlungscommis sind bloß vorübergehend, entweder gegen Taggeld oder, so viel thunlich, gegen Stücklohn beschäftigt. Letzteres gilt besonders von den Hunderten, welche sich mit Berechnung des Flächeninhaltes der vermessenen Grundparcellen, natürlich mittelst sinnreicher, das Resultat abschreibender Instrumente, befassen. Die Copirung der Gemarkungskarten wird besonders dadurch erschwert, daß sie mit der Zeit geschwunden und nach verschiedenem Maßstab angelegt sind. Auch der heilsame Einfluß der Commassirung, Gemeindtheilung wird einem unmittelbar klar: die Physiognomie ganzer Landschaften hat sich wunderbar verändert und gebessert!

Digitized by Google

zu beschränken". Eben weil ein auf unmittelbaren Ertragsschätzungen beruhender Grundsteuerkataster so großen Schwierigkeiten begegnet, hat man es in einzelnen Staaten, z. B. in Baden und in Nassau, vorgezogen, den Reinertrag der Grundstücke nicht durch unmittelbare Schätzung des Rohertrages und des Culturaufwandes, sondern durch Erhebung der mittleren Kaufpreise zu bemessen, sonach einen Werthkataster zu bilden. „Der mittlere Kaufpreis eines Grundstückes ist in der That nichts anderes, als der Capitalswerth seines mittleren Reinertrages". Freilich, die Anwendung der Verkehrswerthe zur Bildung eines gerechten Grundsteuerkatasters hat auch ihre und zwar nicht immer kleinen Schwierigkeiten: auch noch andere Einflüsse, als der mittlere Reinertrag, äußern sich in manchen Fällen auf die Höhe des Kaufschillings, diese sind daher durch ortskundige Schätzer auf entsprechende Werthe zurückzuführen oder auszuscheiden; auch die übrigen Durchschnittspreise einer längeren bestimmten Zeitperiode, nach Culturarten und Classen zusammengestellt, geben wohl im Großen und Ganzen angemessene Verhältnißzahlen des Reinertrages, die jedoch da und dort der Berichtigung bedürfen, einer Ermäßigung z. B. wo verhältnißmäßig wenige Grundstücke im freien Verkehr, deren Preise mithin relativ hoch sind, oder einer besonderen Schätzung und Parification da, wo eine zureichende Anzahl von Kaufpreisen aus der Normalperiode überhaupt mangelt. Aber, sagt der Verfasser, „es ist anzuerkennen, daß die Bestimmung mittlerer Kaufwerthe, selbst wo zu Schätzungen Zuflucht genommen werden muß, keineswegs minder zuverlässig und keineswegs schwieriger ist, als Ertragsschätzungen. Ja, mit dem badischen Werthkataster wohl vertraut, können wir keinen Anstand nehmen, uns dahin auszusprechen, daß wenigstens in Staaten, wo sich allenthalben eine hinreichende Anzahl brauchbarer Kaufpreise vorfindet, die Aufstellung eines Werthkatasters jener eines Ertragskatasters vorzuziehen ist". Auch das badische Gesetz vom 7. Mai 1858 über die neue Katastrirung des landwirthschaftlichen Geländes beruht auf dem Werthkataster, für welchen sich dort 50jährige Erfahrungen entschieden haben.

Gleichwohl gesteht Herr v. Regenauer zu, daß die Mehrheit der deutschen Staaten einen Ertragskataster vorgezogen, das österreichische Grundsteuerwesen bisher vorwiegend auf Ertragsschätzung gebaut ist, dieses Verfahren sich hier in den Anschauungen der großen Mehrheit der Grundbesitzer eingebürgert zu haben scheint, und daß die einschlägigen Staatsbeamten in das Verfahren bei Ertragsschätzungen vorzugsweise eingeübt sein dürften. In Erwägung aller dieser Umstände kann er nur gut finden, daß nach der Regierungsvorlage der im Staat neu zu errichtende Grundsteuerkataster gleichfalls auf unmittelbaren Ertragsschätzungen beruhen soll, natürlich gleichmäßig für den ganzen Staat, denn jede Verschiedenheit im Verfahren würde zu einem Flickwerk führen, welches den Zweck nicht erreicht, also auch die Kosten nicht lohnt, die auf dasselbe verwendet werden müßten. Die Grundsätze, nach welchen dabei vorgeschritten, die Art und Weise, wie verfahren werden soll, scheinen dem Verfasser im Allgemeinen ganz angemessen. „Der große Einfluß, welcher den Steuerträgern, beziehungsweise deren Vertretern eingeräumt werden

Digitized by Google

will, wird versöhnend wirken, auch nicht bedenklich sein, wenn überall durch tüchtige Schätzungsbeamte dem natürlichen Streben der Steuerträger auf Verminderung ihrer Steuerlast ein zureichendes Gegengewicht zur Seite gestellt wird. Die Einschätzung nach Bezirken statt nach Gemeinden wird bei aufmerksamer Behandlung das Geschäft wesentlich beschleunigen, ohne dessen Gediegenheit zu beeinträchtigen". Was übrigens den letzten Punkt betrifft, so liefert für die Zweckmäßigkeit der bezirksweisen Einschätzung der gleiche Vorgang in Preußen bei der neuen Grundsteuerregelung schon die triftigsten Belege. Eben so leuchtet die Nothwendigkeit ein, die Einschätzungen des Reinertrages zur Grundsteuerveranlagung überall von neuem, nach den gleichen Normen und möglichst gleichzeitig vorzunehmen, abgesehen davon, welcher Kataster da oder dort früher bestand und wie weit die Vermessungsarbeit vorgeschritten. Denn die verschiedentlich seit 40 Jahren vorgenommenen Einschätzungen sind offenbar für die gleichmäßige Vertheilung des gesammten Grundsteuerbetrages unter die einzelnen Länder, in jedem Lande unter die Bezirke, in jedem Bezirk unter die betreffenden Gemeinden völlig unbrauchbar. Die gegenwärtig in Preußen gemachten Erfahrungen hinsichtlich der beiden mit einem Grundsteuerkataster längst versehenen westlichen Provinzen bestätigen dies vollkommen. Denn die neuerdings in Rheinland-Westphalen nach dem durch das Gesetz vom 21. Mai 1861 allgemein vorgeschriebenen Verfahren, ganz ohne Rücksicht auf die alten Katastereinschätzungen [1] ermittelten Reinerträge der Liegenschaften zeigen Differenzen bis über 100 pCt., um welche sich dieselben höher oder niedriger als im alten Kataster herausstellen. Nur bezüglich der Untervertheilung der Grundsteuerhauptsummen (Contingente), deren definitive Regelung das Gesetz vorbehält, besteht vorläufig ein Unterschied, indem die Untervertheilung der Hauptsummen in den beiden westlichen Provinzen „nach den Unterlagen des bestehenden Grundsteuerkatasters mit den durch königliche Verordnung nach Anhörung der Provinziallandtage zu bestimmenden Maßnahmen" erfolgen, in den sechs östlichen Provinzen aber provisorisch mittelst königlicher Verordnung und später definitiv durch ein besonderes Gesetz bestimmt werden soll. (Die §§ 7 bis 9 des Gesetzes vom 21. Mai 1861.) Das Provisorium in den östlichen Provinzen wurde hauptsächlich deshalb beliebt, weil man befürchtete, mit der Parcellarvermessung und Einschätzung bis zum 1. Jänner 1865 nicht fertig zu werden; nachdem dies aber nicht eintritt und die Ergebnisse der Katastrirung durchweg befriedigend ausfallen sollen, dürfte auch die Individualrepartition sofort auf der Basis der Reinertragseinschätzungen erfolgen.

Nach der österreichischen Regierungsvorlage bleibt die Subrepartition der Grundsteuerquote der Gemeinde auf ihre einzelnen Steuerträger späterer Gesetzgebung vorbehalten; nur einstweilen „soll der für die Vertheilung der Generalsumme unter die Kronländer, Bezirke und Gemeinden beantragte Ertragskataster auch den einzelnen Steuerträgern gegenüber angewendet werden". Dieser Gedanke der eventuellen Trennung der Vorschriften über den Theilungsfuß für die Contin-

[1] Den Einschätzungscommissionen wurde sogar absichtlich die Einsicht in die alten Katastergrundlagen vorenthalten, um sie dadurch nicht beeinflußen zu lassen.

Digitized by Google

gente und für die einzelnen Steuerträger sei darum ein glücklicher, meint Dr. Regenauer, „weil durch Feststellung des ersteren Theilungsfußes der Staatszweck einer gleichmäßigen Austheilung der Steuer auf alle Landestheile im Wesentlichen erreicht, und doch der noch schwebenden Streitfrage — ob bei der Untervertheilung auf die Steuerpflichtigen der einzelnen Gemeinde Ertrags- oder Werth-, ob Guts- oder Parcellenkataster anzunehmen — in ihrer letzten praktischen Bedeutung nicht vorgegriffen ist." Man könne sich ganz wohl denken, daß, unbeschadet der Gleichmäßigkeit der Steuervertheilung bis zu den Gemeinden herab, die Individualrepartition entweder nach dem im Großen angewendeten Ertrags- oder nach einem Werthkataster, nach einem Complexual- oder nach einem Parcellarkataster, oder nach irgend welchem sonstigen Umlagefuß, in Folge allgemeiner Anordnung des Gesetzes geschehen dürfe. Nur in keinem Falle sei zu billigen, wenn man etwa jede Katastralgemeinde bezüglich dieser Untervertheilung frei schalten lassen wollte; um ein allseitig befriedigendes Steuersystem zu erhalten, dürfe man der Willkür der Gemeinden nichts anheim geben, vielmehr sei die Steuervertheilung bis zum letzten Steuerträger herab durch Staatsgesetze fest zu ordnen. Bevorzugungen in der Gemeinde, z. B. der eigentlichen Gemeindebürger vor den übrigen Steuerträgern, seien nur zu vermeiden, wenn der Staat den Steuervertheilungsfuß auch bei Umlegung der Gemeindequote nicht nur gesetzlich vorschreibt, sondern auch bei dessen Feststellung durch seine Behörden sorgsam mitwirkt. Ueberhaupt aber scheine es ihm am zweckmäßigsten, daß bei der Untervertheilung eben der gleiche Theilungsfuß in Anwendung komme, welcher für die Länder und Gemeinden gilt. Entscheide man sich nach Inhalt des Gesetzentwurfes im Großen für einen Ertragskataster, so würde es also — dünke ihm — nicht wohlgethan sein, wenn man späterhin bei Vertheilung des Steuerbetreffnisses der Gemeinden auf ihre Steuerträger einen anderen Maßstab zulassen wollte. Der beantragte Ertragskataster sei zwar ein Parcellenkataster, der gar keine Rücksicht auf die Verbindung der einzelnen Parcellen mit anderen Grundstücken der nämlichen Gutswirthschaft nimmt, ungeachtet freilich jedes Grundstück als Bestandtheil eines gut arrondirten Gutscomplexes in Folge passenderer Betriebseintheilung einen höheren Reinertrag als im isolirten Zustande abzuwerfen pflege. Hievon wolle man aber, aus guten Gründen, bei Erforschung des Reinertrages der Grundstücke behufs der Steuervertheilung zunächst unter die Länder und deren Gemeinden ganz absehen, schon weil der Umstand, daß Grundstücke als Theile eines Ganzen bestehen und als solche mehr eintragen, allenthalben wirksam ist, daher füglich bei Bestimmung der Contingente außer Acht bleiben kann. Man sei dagegen in Oesterreich da und dort zu der Ansicht gelangt, bei der Individualvertheilung der Grundsteuerquote in der Gemeinde müsse von jenem Verfahren abgegangen und dafür ein Gemeinde-, Guts- oder Complexualkataster eingeführt werden, d. h. die Steuer sei mehr nach den Verhältnißzahlen, welche die Reinerträge aus dem gesammten Grundcomplex der einzelnen Steuerträger darstellen, auf diese in der Gemeinde selbst umzulegen. Dr. Regenauer verwirft nun den Grundkataster auch für solchen beschränkten Zweck, er möge sonst Ertrags- oder Werth-

Digitized by Google

kataſter ſein. Denn entweder würden zu den Ertragsſchätzungen, wie ſie für die Steuervertheilung auf Länder und Gemeinden erhoben ſind, neue für die einzelnen Gutswirthſchaften vorgenommen werden, oder man müßte aus den Kaufpreiſen die Kaufwerthe der Gutscomplexe ermitteln; in beiden Fällen hätte man eine koſtſpielige und gar nicht geringe neue Arbeit. Und dies nicht etwa nur alle zwanzig Jahre, bei der im Geſetzentwurf beantragten Erneuerung des Kataſters (der Einſchätzung) überhaupt, ſondern faſt alljährlich. (Einzelne Güterſtücke gehen tagtäglich von Hand zu Hand, heute bilden ſie einen Beſtandtheil einer größeren, morgen den einer kleineren Gutswirthſchaft, übermorgen gehören ſie einem Beſitzer der nur ſie allein und keine anderen Grundſtücke zu bewirthſchaften hat. Wie wolle man aber allen dieſen Aenderungen folgen, und wenn nicht, was hätte der Gutskataſter dann noch für einen Werth? Daher Werth- oder Ertragskataſter, nur nicht — um die Erhebungen nicht endlos wiederholen zu müſſen — Gutskataſter, ſelbſt nicht für die Untervertheilung in der Gemeinde. Es ſoll daher der mittlere Reinertrag jedes einzelnen Grundſtückes ermeſſen und die Steuer lediglich hiernach vertheilt werden, ganz ohne Rückſicht darauf, ob es heute von einem fleißigen und einſichtsvollen, morgen von einem faulen Beſitzer, heute als Beſtandtheil eines größeren oder kleineren, beſſer oder minder gutgelegenen, arrondirten und eingerichteten Gutscomplexes und morgen lediglich allein bewirthſchaftet wird.

Ich geſtehe, auch hier vermag ich mich der Anſchauung des geehrten Herrn Verfaſſers, ſoweit ſie die Steuervertheilung im Innern der Gemeinde betrifft, wonach nämlich die Parcellar-, Werth- oder Ertragsſchätzung auch hiebei nothwendig Anwendung finden müſſe, nicht ohne weiteres anzuſchließen. Ohne der Entſcheidung dieſer häkeligen Frage mit Bezug auf die verſchiedenen eigenthümlichen Verhältniſſe der öſterreichiſchen Kronländer irgendwie vorzugreifen, will ich meine Zweifel doch kurz begründen.

Der Herr Verfaſſer ſagt mit Baron Hock: „Die Complexualſchätzung iſt entweder eine fortdauernde Erhebung, oder eine fortdauernde Lüge“. Auf der anderen Seite wird zugegeben, daß der beſtehende Kataſter ganz unrichtig, d. i. eine Lüge ſei, und daß man zur Wahrheit eben nur durch neue Erhebungen gelangen könne. Dieſe Erhebungen müſſen nun aber, will man bei der Wahrheit bleiben, jedenfalls fortgeſetzt und ſo oft erneuert werden, als die mehr oder minder raſche wirthſchaftliche Entwicklung in Folge verſchiedenartiger Einflüſſe es nothwendig macht. So wird die directe Hauptſteuer Englands von Jahr zu Jahr neu veranlagt. Jener allgemeine Satz gilt daher mehr oder weniger auf dem ganzen Gebiete der directen Steuern, und zwar um ſo mehr, je höher der Steuerfuß an ſich ſteigt, je empfindlicher daher Ungleichmäßigkeiten werden. Eben wegen dieſer fortdauernden Erhebungen, welche die gerechte Vertheilung der directen Steuern bedingt, erſcheint auch das in der Regierungsvorlage eben ſo conſequent als liberal durchgeführte Princip ſo heilſam, den Steuerträgern und deren Vertretung im Lande, im Bezirke und in der Gemeinde die eingreifendſte Mitwirkung zu eröffnen,

Digitized by Google

in einer Weise freilich, daß dieselbe durch die Staatsbehörden stets überwacht ist und der Finanzminister die volle oberste Leitung hat.

Will man überhaupt einen richtigen Kataster haben, so muß man also den Aenderungen in den einzelnen Parcellen fortgesetzt folgen, wenngleich eine allgemeine Revision der Katastergrundlagen erst je nach zwanzig Jahren eintreten soll. Der ganze Zuwachs an Arbeit durch einen communalen Gutskataster bestände demnach nur in der Ausdehnung der Aufgabe auf die Gesammtziffer des Reinertrages der einzelnen Güter. Ueberhaupt kann man der Sache die vorgebliche große Schwierigkeit und Bedeutung nicht zuerkennen, wenn man die Leistungen ins Auge faßt, welche die mit der Steuerumlage vertrauten Steuerausschüsse, wie z. B. in Württemberg und Frankreich, unter Leitung und Aufsicht der Staatsorgane mit Grund erwarten lassen.

Die allgemeine Revision des Grundsteuerkatasters ist immer eine zwar mühevolle, kostspielige, aber eine nicht zu vermeidende Arbeit, wenn der Grundsteuer der Charakter und die Natur einer Steuer überhaupt bewahrt bleiben sollen. „Mancherlei Umstände bewirken", sagt treffend Dr. Regenauer, „daß im Laufe der Zeit die Verhältnißzahlen des Reinertrages von Grundstück zu Grundstück, von Cultur zu Cultur, von Gemeinde zu Gemeinde, von Bezirk zu Bezirk, von Land zu Land sich anders gestalten. Eben diese Umstände bewirken darum, daß ein anfänglich gerechter Kataster, soll er forthin gerecht bleiben, von Zeit zu Zeit der Erneuerung bedarf". Nach gewöhnlicher Annahme trete das Bedürfniß einer solchen Erneuerung je nach 20 bis 30 Jahren ein. Nun, das ist jedenfalls sehr relativ. Unter Umständen kann dies Bedürfniß viel früher eintreten, insbesondere wenn die Zeitperiode von großen wirthschaftlichen Fortschritten und Aenderungen erfüllt, z. B. von einer ungeahnten Entwicklung der Communicationen begleitet war. Die Dauer einer Revisionsperiode so wie die Möglichkeit einer erfolgreichen Revision hängt aber auch von der Beschaffenheit des Katastersystems selbst ab. Unter sonst gleichen Umständen müssen jedenfalls die Generalrevisionen dann rascher auf einander folgen, wenn die Steuervertheilung im Innern der Gemeinde ganz auf der gleichen stabilen Basis vor sich geht, wie die Contingentirung überhaupt, als wenn sie eine größere Beweglichkeit hat und den im Inneren der Gemeinden stattfindenden Aenderungen wenigstens sich leichter und in kürzeren Perioden anschließt. Die Verschiebung der Verhältnisse und Steuerkräfte tritt gewöhnlich aber in der Gemeinde am grellsten hervor, ist hier am einschneidendsten und verletzt bei unveränderter Steuervertheilung am ersten das Gefühl des Rechtes und der Billigkeit. Die Revisionsperioden können also länger sein, wenn die Subrepartition der Gemeindequoten auf die einzelnen Steuerträger nicht nach den gleichen Grundlagen, wie die Vertheilung der Hauptsteuersumme auf die Gemeinden, geschieht, vielmehr sich mit größerer Beweglichkeit den wirklichen Verhältnissen anpaßt. Der Zuwachs an Erhebungen durch den communalen Gutskataster wird mithin an den allgemeinen Revisionen wieder erspart, diese überhaupt erleichtert und, was die Hauptsache ist: die individuelle Steuervertheilung gleicht eher die entstehenden Ungleichmäßig-

Digitized by Google

keiten aus, entspricht immer mehr der wirklichen Steuerfähigkeit, wird also gerechter und billiger.

Insoweit übrigens Bedenken gegen die Unparteilichkeit der Gemeinden erhoben werden, müssen solche gewiß im verstärkten Maße gegen die vom Herrn Verfasser nicht beanstandete communale Einkommensteuer hervortreten, für welche doch ein weit weniger sicheres Substrat vorhanden ist, als das offen liegende Object der Grundsteuer. Wie gesagt, die Schwierigkeiten eines communalen Complexualkatasters scheinen größer, als sie in Wirklichkeit sind. Der Verfasser hält es für wissenschaftlich und praktisch berechtigt, daß, wie in Baden, neben der Grundsteuer noch eine mäßige Erwerbsteuer vom landwirthschaftlichen Gewerbe bestehe, wie dies principiell auch in dem vom ihm bezogenen Aufsatze in Nr. 40 der „Austria" befürwortet wird. Würde diese Erwerbsteuer, soll sie es nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sache nach sein, aber nicht eben so weitgehende Erhebungen nöthig machen, wie die Complexualschätzung? Bietet etwa in Preußen die dort neben der Grundsteuer seit zwölf Jahren schon bestehende und jährlich neu zu veranlagende Einkommensteuer unüberwindliche, ja selbst nur große Schwierigkeiten? Und sie bildet doch gegenüber dem Grundbesitz nichts als eine Complexualschätzung nach dem dreijährigen Ertragsdurchschnitte der Güter. Auch die in der Form des Drittelzuschlages in Oesterreich bestehende Einkommensteuer würde gleiche Erhebungen nicht entbehren können, wenn sie eben nach rationellen Grundsätzen angelegt werden wollte.

Nur in einem Falle dürfte, scheint mir, die communale Complexualschätzung behufs der Individualvertheilung der Grundsteuer minder nöthig und wünschenswerth werden, wenn nämlich dem durch dieselbe angestrebten Zwecke der besseren Steuerausgleichung im Innern der Gemeinde dadurch im Wesentlichen entsprochen würde, daß neben der Grundsteuer, wie in Preußen, eine wirkliche allgemeine Einkommensteuer **dauernd** in das österreichische System aufgenommen werden wollte. Um diesen Preis wäre die Verzichtleistung auf die communale Complexualschätzung bei der Grundsteuer wohl gerechtfertigt. Ueberhaupt kann die ausgleichende Wirkung der beweglichen und alle individuellen Verhältnisse scharf berücksichtigenden Einkommensteuer auch in dieser Richtung nicht genug betont werden. Herr v. **Regenauer**, ohne zwar der Zweckmäßigkeit einer im Steuerfuß mäßigen Einkommensteuer **neben** der Grundsteuer entgegenzutreten, scheint doch die Wichtigkeit einer Steuerausgleichung, die tiefer greift, als solches durch den Parcellarkataster überhaupt möglich ist, einigermaßen zu unterschätzen. Ich möchte dies, wie gesagt, lediglich dem Umstande beimessen, daß in der Anschauung des Herrn Verfassers sich zunächst die Verhältnisse eines Staates verkörpern, in welchem nur eine sehr mäßige Grundsteuer und in der Regel Güter von nur geringer Ausdehnung, so wie ziemlich gleichartige Grundbedingungen bestehen. Mit der Höhe der Grundsteuer und mit der Größe der Gutscomplexe wächst aber die Gefahr der Ueberbürdung durch den Parcellarkataster, was insbesondere für Oesterreich mit seinem zum Theil colossalen Grundbesitz betont werden muß.

Digitized by Google

Zum Schlusse kann ich dem verehrten Herrn Verfasser nur wiederholt meine volle dankbare Anerkennung dafür aussprechen, daß er sein auf eine so reiche Erfahrung gestütztes eingehendes Studium dieser zunächst speciell österreichischen Frage zugewendet und einen eben so interessanten als lehrreichen Beitrag zur Lösung derselben gebracht hat. Wenn ich mir erlaubt habe, den von ihm dabei aufgestellten Gesichtspunkten hie und da neue hinzuzufügen und im Interesse der Sache einzelne Abweichungen zu begründen, so soll dies doch so wenig dem Werthe seiner Arbeit Abbruch thun, als uns die Genugthuung schmälern, welche darin liegt, die Uebereinstimmung eines so fachkundigen gewiegten Staatsmannes mit den diesseitigen Anschauungen in allem Wesentlichen constatiren zu können.

Dr. Gustav Höfken.

Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert.

Von Ottokar Lorenz.

(Erster Band. Wien 1864, bei W. Braumüller.)

Wenn wir die productive Thätigkeit verfolgen, welche in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft in Deutschland herrschte, so tritt uns eine sehr eigenthümliche und bemerkenswerthe Erscheinung entgegen. Wir sprechen dabei nicht von dem Aufschwung, den die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen genommen hat. In Deutschland ist sie wie unter dem Gesichtspunkte einer großen gemeinsamen Arbeit geführt und gefördert worden, eine umfassende sich gegenseitig bedingende und ergänzende Thätigkeit hat auch hier jene Einheit zum überwiegenden Theile zu erhalten gewußt, welche von Alters her die wissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland umschlossen hat. Das, worauf wir hier in Kürze hindeuten wollen, sind die Versuche, den geistigen Inhalt der Geschichtsschreibung selbst, und zwar in einem bestimmten Sinne, zu erweitern.

Niemand kann der Zusammenhang entgangen sein, der zu allen Zeiten zwischen den politischen Strömungen des öffentlichen Lebens und dem Gang der wissenschaftlichen Entwicklung bestanden hat. Aber es ist sicher etwas concreteres und individuelleres, was uns gerade jetzt an dem Gang dieser Entwicklung in Deutschland auffällt. Es ist, um es mit einem Worte zu bezeichnen, der aus allen den Einzelbestrebungen mehr oder weniger deutlich hervortretende Gedanke, der Geschichtswissenschaft als solcher nationale Grundlagen zu schaffen, die principiellen Forderungen, die bis nun an sie gestellt wurden, den Anschauungen näher zu bringen, welche die geistige Bewegung unserer Tage mit Macht und Tiefe durchdringen.

Anderwärts hat man diese Arbeit, nicht theoretisch, aber praktisch, längst vollzogen. Es giebt eine französisch-, eine englisch-nationale Geschichtsschreibung, und

Digitized by Google

wenn wir in England in diesem Augenblicke gerade theoretisch-principiellen Untersuchungen über die Ziele und Aufgaben der Geschichtsschreibung begegnen, so werden sie, so hoch ihr Werth an sich sein mag, nach dieser Richtung hin, auch wenn sie ändern wollten, schwerlich etwas ändern können. In Deutschland ist die Forderung der vollen und bedingungslosen Objectivität der Darstellung gerade darin mit den Ansprüchen der Gegenwart, ja mit dem populären Bedürfniß in Widerspruch.

Es ist hier nicht der Ort, die Möglichkeit des Ausgleiches dieser Gegensätze und die Principien des Ausgleiches zu untersuchen. Sind doch gerade die ersten Versuche nicht ermuthigend ausgefallen, hat doch die Misère der nationalen Zustände des deutschen Volkes noch in einem wissenschaftlichen Streite, der uns vor kurzem bewegt hat, ein wenig erfreuliches Spiegelbild gefunden. Uns genügt es, die Anläufe hier hervorgehoben zu haben, die man dazu genommen hat, und das um so mehr, als auch bei der Beurtheilung des vorliegenden Buches entscheidende Rücksicht auf diese Bewegung in der Wissenschaft gelegt werden muß.

Herr Ottokar Lorenz ist allerdings zunächst nicht von diesem eng begrenzten Standpunkte an seine Arbeit herangetreten. Er hat die Probleme der Geschichtswissenschaft in ungleich allgemeinerer Weise untersucht, die Anschauungen, welche er in der Vorrede entwickelt, sind principiellerer Natur. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, die Geschichte zur unmittelbaren Trägerin von Richtungen des politischen Lebens zu machen, es bleibt ihm „die Aufgabe wissenschaftlicher Geschichtsschreibung, in erster Linie die dunkeln Wege der menschlichen Geschicke aus ihren natürlichen Ursachen zu erklären, den inneren Zusammenhang der Begebenheiten aufzusuchen und die Gesetze des geschichtlichen Werdens bloßzulegen". Nur was die kritische Analyse selbst ergebe, könne dem Historiker als Gesichtspunkt und leitender Gedanke gelten.

Man würde aber dennoch irren, wenn man seine Darstellung als eine völlig objective im alten Sinne des Wortes betrachten wollte. Er kennt den Satz nicht, daß eine große historische Erscheinung schon darum, weil sie eben in dieser Größe existirt hat, etwas an sich bewundernswerthes und imponirendes sei. Ist sie zu Grunde gegangen, so untersucht er die Ursachen davon, und bei dieser Untersuchung ergreift er Partei gegen sie, denn sie ist ihm durch ihren Untergang politisch und geschichtlich gerichtet. Er schließt sich streng jener realistischen Auffassung der Geschichte an, wie sie die englische Schule ausgebildet, wie sie in Deutschland etwa in Mommsen ihren vornehmsten Vertreter gefunden hat. Er verhält sich durchweg polemisch gegen geschichtliche Bestrebungen, die dem innerlich nothwendigen und als nothwendig erkennbaren Gang der Ereignisse entgegentreten; weder ein sittliches, noch ein rechtliches Urtheil, am allerwenigsten eine romantische Anschauung ist ihm dort maßgebend, wo die politischen Verhältnisse ihre Entscheidung getroffen haben.

Damit ist von selbst angedeutet, wie sich Herr Ottokar Lorenz, um gleich auf den Kernpunkt einzugehen, den kirchlichen Bestrebungen der Zeit, welche er behandelt, gegenüberstellt. Der Sturz des Kaiserthums hat sich ihm im Großen

Digitized by Google

und Ganzen durch die römische Politik vollzogen, im Zusammenhang mit einer Reihe von Umständen, welche der Politik der letzten Staufer hemmend in den Weg traten. Daß er, kurz gesagt, im einzelnen die Momente nachzuweisen im Stande ist, welche bewirkten, daß auch nach dem Sturze des Kaiserthums das ausgebildete System der Politik der Päpste das deutsche Reich als solches nicht zu Grunde richten konnte, daß letzteres vielmehr trotz innerer und äußerer Hinderungen in eine neue Form des Daseins trat, ist ihm völlig entscheidend für den geschichtlichen Werth beider Thatsachen und entscheidend für die Bekämpfung jenes Systems.

Eben der letzte Punkt führt uns aber auf unsere früheren Bemerkungen zurück. Es liegt auf der Hand, wie nahe gerade diese Auffassung sich mit dem nationalen Bewußtsein der Gegenwart berühren muß. Wir sind nicht so reich an Beweisen für die innere Kraft des deutschen Volkes und seine Fähigkeit zu politischen Gestaltungen, als daß wir nicht jedes Zeugniß für dieselben willkommen heißen müßten und die Schilderung eines großen geistigen Kampfes, aus welchem dies Volk doch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, als Sieger hervorging, darf heute bei uns auf ein höheres als bloß geschichtliches Interesse Anspruch erheben.

In diesem Sinne ist es vielleicht gestattet, das Buch mit jenen Bestrebungen in Verbindung zu bringen, von denen wir oben gesprochen haben. Die Beurtheilung der Ereignisse, die es zum Gegenstande hat, ist, wenn man will, eine nationale. Sie ist es weniger durch die Methode der Untersuchung an sich, als durch das Zusammentreffen derselben mit den äußerlich gegebenen Resultaten der geschichtlichen Entwicklung.

Es handelte sich dem Verfasser eben darum, in einer Einzelpartie der Geschichte unseres Staatslebens Richtungen und Bestrebungen als verwerflich zu bezeichnen, über welche zwar diese Geschichte schon ihr Urtheil gesprochen, die aber auch in unser heutiges Leben hereinspielen. Das ist vielleicht tendenziös, es ist sicher nicht völlig dem entsprechend, was man unter objectiver Geschichtschreibung verstanden hat. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß es mit Bewußtsein und Absicht geschehen ist und daß es sehr mit dem übereinstimmt, was die Geschichtsschreibung anderer Länder, speciell die englische seit lange gethan hat.

Einen wirklichen und positiven Gewinn dieses Vorgehens müssen wir überdies sofort hervorheben. Das Buch hat dadurch an Frische und Lebendigkeit in einer Art gewonnen, welche uns wenigstens für die principiellen Bedenken reichlich entschädigt. Ueber diese Principien läßt sich streiten, aber es dünkt uns, das geschichtelesende Publicum hat für seinen Theil den Streit abgethan und die bedenkliche Abnahme seiner Theilnahme an den Resultaten der geschichtlichen Production bietet dafür sehr deutliche Fingerzeige. Wir sind weit entfernt davon, die Schuld einzig auf die Production zu wälzen, aber es ist eine kaum verkennbare Thatsache, daß das Publicum gegen diese Production etwas, was einem stillschweigenden Proteste ähnlich sieht, einzulegen beginnt, und daß es durchaus nothwendig ist, seinen Sinn für die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte neu zu beleben.

Digitized by Google

Einer Anzahl von Versuchen, dies in größerem Maßstabe zu thun, schließt sich auch das vorliegende Werk an.

Es versteht sich von selbst, daß mit diesen Bemerkungen sein eigentlicher Charakter nur in den äußerlichsten Umrissen und vielleicht mit allzu markirten Strichen angedeutet ist. Allein es kam uns darauf an, dem Werke von vornherein seine Stelle in der Geschichtslitteratur anzuweisen. Den eigentlichen Werth der Darstellung, die objective Bereicherung, welche durch sie unserer Kenntniß des 13. Jahrhunderts zugeführt wird, mag die nachfolgende Inhaltsanzeige klar machen.

Der erste Band des Werkes umfaßt die Zeit des großen Interregnums bis auf die Gründung einer neuen Ordnung des Reiches im Jahre 1273 in zwei Theilen, deren einer die Gründung der Ottokar'schen Herrschaft, der andere „den tiefsten Verfall des Reiches" darstellt. Es ist damit nur ein Bruchstück der Aufgabe erschöpft, welche der Verfasser sich gestellt hat, nämlich den Gang der deutschen Reichsgeschichte von dem Verfall des Kaiserthums bis zu dem Reichsgesetz der goldenen Bulle und die nächsten Folgen dieses Gesetzes zu schildern.

Der Abschluß mit der goldenen Bulle erscheint dabei als etwas durchaus nicht zufälliges. In der That ergiebt schon eine oberflächliche Betrachtung des Zeitraumes, um den es sich handelt, daß jenes Reichsgesetz so ziemlich das fixirte Resultat der Bestrebungen ist, welche ihn erfüllen. So weit überhaupt von einer inneren Einheit dieser Bestrebungen die Rede sein kann, hat sie in der goldenen Bulle ihren Ausdruck gefunden, während andererseits die territoriale Entwicklung Deutschlands, insbesondere jene Stellung, welche schon früh das Kurfürstencollegium mit seinen Willebriefen behauptet hat, durch dies Gesetz die rechtliche Grundlage wo nicht erhält, doch in wichtigen Punkten abschließt. Die goldene Bulle bezeichnet den Markstein jener neuen Gestaltungen, an welchen die Kräfte der Völker Deutschlands im 13. und 14. Jahrhundert gearbeitet haben.

Denn der Sturz des Kaiserthums hat allerdings zunächst neue Gestaltungen nöthig gemacht. Die selbstständige Entwicklung der großen Territorien war mit ihm eine gegebene Thatsache. Große und mächtig wirkende Factoren dieser Entwicklung, die das Kaiserthum nothdürftig gebunden hatte, waren nun entfesselt und rangen nach Bethätigung und innerer Stärkung. Im Vereine mit der päpstlichen Politik, vielleicht nicht hervorgerufen durch sie, aber durch ihren Charakter mindestens begünstigt, hatten sie das Kaiserthum zerschlagen, freilich damit „nur eine Form des deutschen Lebens", nicht die Nation selbst vernichtet. Der Verfall des Reiches, die Lösung der Bande, welche sich bis dahin um sein Staatsleben geschlungen hatten, waren die nächsten Folgen des Unterganges der Staufer, aber schon in der nächsten Zeit und ganz unmittelbar erweisen sich die nationalen Bestrebungen kräftig genug, den Sturz der territorialen Macht herbeizuführen, welche sich auf den Trümmern des Kaiserthums „ein Product der päpstlichen Politik" aufbaut. Nur bis zu einem gewissen Punkte, einer geschichtlich bestimmbaren Grenze

Digitized by Google

können es die Bestrebungen der Fürsten über die negative Politik hinausbringen; es gelingt ihnen auch in dieser Periode die Herstellung einer starken Executivgewalt zu vereiteln, wie sie am Ausgange der vorigen die Centralgewalt im Ganzen zu vernichten beigetragen hatten, allein eigentlich und im engsten Sinne activ und staatenbildend werden diese Bestrebungen doch nicht, über den völligen territorialen Zerfall Deutschlands triumphirt die Kraft des deutschen Volkes und das, was man mit dem Verfasser das „Reichsinteresse" nennen darf.

Es ist nothwendig, sich dieser Gegensätze, zu welchen noch der wichtige Factor der päpstlichen Politik gerechnet werden muß (vergl. hier die treffliche Einleitung des vorliegenden Werkes), völlig bewußt zu werden, um den geistigen Inhalt des engeren Zeitraumes zu begreifen, an dessen Schilderung Herr Lorenz zunächst gegangen ist. Wir werden dabei zunächst auf eine Betrachtung der südöstlichen Territorien des deutschen Reiches geleitet.

Hier treten uns nun durchaus eigenthümliche und anormale Erscheinungen entgegen. Mit den territorialen Vereinigungen, wie sie schon die letzten Babenberger herbeigeführt hatten, sehen wir das Reichsland Böhmen und die mährische Mark bald in enger Verbindung: einen Länderbund, dem sich weder an Umfang noch an Stärke eine andere deutsche Hausmacht vergleichen konnte. Einen Länderbund zudem, der sich in seinen nationalen Verhältnissen durchaus von allem unterscheidet, was ähnliches im Umfange des deutschen Reiches vorhanden ist. Und so wenig sind diese nationalen Verhältnisse ein Hinderniß gemeinsamer staatlicher Entwicklung geworden, daß gerade hier die Entwicklung der Landeshoheit rascher und entscheidender vor sich geht, als irgendwo.

Daß in diesen nationalen Vereinigungen ein Schwanken unverkennbar, daß der Schwerpunkt der Verbindung ein in der ersten Zeit wenigstens laibler ist, zeigt die folgende Entwicklung zur Genüge, aber damals schon hatten sie einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Geschichte. „Wenn es damals gelungen wäre", sagt der Verfasser mit vollem Rechte, „eine bleibende Vereinigung Steiermarks mit Ungarn zu bewirken, so wäre dieses Reichsland für Deutschland verloren gewesen, selbst wenn die Ungarn vollständig die steierischen Freiheiten und Gewohnheiten respectirt und aufrecht erhalten hätten. Daß Böhmen dies damals verhinderte, war ein großes Glück. Alles aber kam nun freilich darauf an, in welchem Sinne Ottokar die große Ländervereinigung, die außerordentliche territoriale Machtstellung, die ihm zu Theil geworden, benützen und gebrauchen werde. In dieser Frage liegt das Geheimniß seiner Macht und das Urtheil über seine Politik. Er hat sein Haus und seine Länder rasch und kräftig emporgehoben, aber keine Macht in der Geschichte hat je bestanden, welche in sich selbst ihren letzten Zweck und ihr höchstes Ziel hätte erreicht sehen dürfen. Niemals ist der natürliche und geschichtlich begründete Zusammenhang des Reiches deutscher Nation ungestraft durchbrochen worden. Und so war denn auch in Deutschland — so sehr die Zeit die territorialen Entwicklungen und das Aufkommen dynastischer Interessen begünstigte — noch ein tiefgewurzelter Trieb aus dem Verfall des Kaiserthums gerettet,

Digitized by Google

der von der dynastischen Politik nicht verkannt und mißachtet werden sollte, und der sein Dasein in einer Reihe von Verwicklungen fortwährend und in deutlichster Weise bemerkbar machte".

Jene Frage und dies Urtheil — wenigstens nach den historischen Principien des Verfassers — entscheiden sich von selbst, wenn man die Mittel betrachtet, mit welchen Ottokar sich zu seiner Macht emporgeschwungen hat, mit welchen er diese Macht zu erweitern hoffen durfte. Es ist uns freilich nicht möglich, auf die Details einzugehen, welche der Verfasser in dieser Beziehung mit seltener Klarheit und Gründlichkeit dargestellt hat, daß aber der Schutz der Kirche, die Unterstützung, die er in der päpstlichen Politik zu finden hoffen durfte, ihm die Basis bot, auf welcher er eine große selbstständige Monarchie zu bilden und zu behaupten unternahm, ist eine Thatsache, die durch jeden einzelnen Zug in dem großen Gang der Entwicklung immer wieder aufs neue bestätigt wird.

Die Entscheidung des österreichischen Erbfolgestreites, das Niederwerfen der staufischen Partei in den österreichischen Landen, vor allem der erste Schiedsspruch in den böhmisch-ungarischen Differenzen — der Einmischung in die großen deutschen Fragen zu geschweigen — zeigt, welch' entscheidende Macht es war, welche die Päpste in die Waagschale werfen konnten. Nichts ist lehrreicher, als die idealen und die realen Grundlagen dieser Macht zu untersuchen, und in beiden Beziehungen hat die Darstellung des Verfassers eine wahre Fülle neuer Gesichtspunkte eröffnet.

Zunächst nun führte die päpstliche Politik auf allen Punkten zu einer Verstärkung der Stellung Ottokars. Wo sie nicht ausreichte, half die Entwicklung der äußeren Lage nach. Denn in der That: „Selten hat das Glück einen Herrscher mehr begünstigt, als Ottokar von Böhmen. Daß ihm die Länder so ganz nach seinen Wünschen zufielen, dankte er doch hauptsächlich der glücklichen politischen Situation, daß ringsumher alle Mächte, die es wehren konnten, gelähmt oder durch ihre eigenen Angelegenheiten gleichsam gewungen waren, ihm selbst zu dienen, oder seine Zwecke zu fördern". Wie eine geschichtliche Nothwendigkeit erschien es, was ihm damals seine Machtstellung in Deutschland zuwies.

Es ist uns, wie gesagt, nicht möglich, in allen diesen Beziehungen auf die Details der Untersuchung einzugehen. Man kennt die Fülle der rechtlichen, der politischen, der kirchlichen Fragen, welche sich gerade in dieser Zeit der Erörterung aufdrängen. Die Frage der Kaiserwahl und des Rechtes an derselben, die principielle Stellung der Curie zu den deutschen und zu den allgemeinen Angelegenheiten, die Kirchenstreite und ihre canonischen und politischen Lösungen, sie alle spielen in eine Zeit hinein, die reich ist an sich kreuzenden und widerstrebenden Interessen, an Einzelstrebungen und Einzelunternehmungen, wie kaum eine andere. Nicht eine dieser Fragen ist von dem Verfasser umgangen worden, jede hat ihre scharfe und eingehende Untersuchung gefunden.

So möge es denn gestattet sein, auch nur das allerallgemeinste anzudeuten. Frühere Untersuchungen des Verfassers über die Erwerbung Oesterreichs durch Ottokar und über die siebente Kurstimme haben wichtige, in manchen Punkten

Digitized by Google

entscheidende Ergänzungen gefunden; in Beziehung auf den letztgenannten Gegenstand wird der Lorenz'schen Darstellung vielleicht geradezu nichts an die Seite gesetzt werden können. Uns darf indeß an dieser Stelle wohl das allgemeine Urtheil über Ottokar in erster Linie interessiren, und das um so mehr, als hierin Palacky's Urtheil auf der einen und die Ansicht Schlossers und jene Auffassung, die Ottokars Bedeutung in seine Vorliebe für „maschinenartiges Centralisiren" und „gewohntes Allein- und Mitregieren" verlegt wissen wollte (Haupts Zeitschrift IV., 258), auf der anderen Seite, so ziemlich die maßgebenden geworden sind.

Man erinnere sich der Ausführungen Palacky's: „Die ganze Reihe der Přemysliden hat keinen Mann aufzuweisen, der, was seine Persönlichkeit als Mann und als Herrscher betrifft, größer dastünde, und nur wenige, die ihm gleichkamen. Seine Größe aber lag nicht sowohl in der Zahl der Länder, die er seinem ererbten Reiche hinzufügte (diese Erwerbung hatte allerdings einen sehr zweifelhaften Werth für ein großböhmisches Reich, welches nie zu Stande kam), nicht im Glanze der Siege, die er oft über mächtige Feinde erfocht, nicht in der Herrlichkeit des Reichthums und der Pracht, worin er alle Könige seiner Zeit überstrahlte; sie lag vielmehr in der Vereinigung seltener Herrschertugenden, in den über seine Zeit erhabenen Ansichten von Politik und Recht, die er geltend machte, in der Weisheit, womit er die Verfassung seines Landes zweckmäßig umstaltete und einen neuen politischen Stand schuf, ohne die Rechte der schon bestehenden zu verletzen, in dem Umfang und der Energie seines Geistes, der alle Verhältnisse seines Reiches im Großen wie im Kleinen klar umfaßte, in alle wirksam, ordnend und fördernd eingriff, in dem Eifer, womit er in seinem Lande Bildung und Wohlstand, Künste und Wissenschaften, Industrie und Verkehr zu einer vor ihm ungekannten Höhe erhob; in der ungeheuchelten Frömmigkeit und tiefen Religiosität, die ihn auch sein erschütterndes Unglück mit Starkmuth und Würde tragen lehrte."

Es klingt wie eine Abschwächung dieses Urtheils, wenn Palacky an einem anderen Orte Ottokar II. lediglich den größten politischen Reformator des Mittelalters nennt, ja sogar fast wie eine Abschwächung, wenn er die Ursachen seines Unterganges in Folgendem definirt: „Ottokars Ansichten über Menschenwerth und Recht standen zu sehr im Widerspruch mit den Sitten und Gewohnheiten einer Zeit, wo das sogenannte Recht des Stärkeren, so wie die Vorzüge der Abstammung fast allgemeine Anerkennung fanden, und der Mächtige in seinem Uebermuthe eine Straflosigkeit in Anspruch nahm, die selbst demjenigen natürlich erschien, der darunter zu leiden hatte". Seine Mittel griffen eben „bei den Schlechten" nicht durch, „denn sie wirkten auf Ideen hin, die doch im Kampfe mit den Interessen selten den Sieg davon tragen" — und daher der tragische Untergang.

Man muß gestehen, daß das Urtheil Lorenz', so selten es schon im Allgemeinen in den Spuren Palacky'scher Darstellung wandelt, in der Charakteristik Ottokars weiter von dieser Darstellung abweicht, als in irgendwelchem Punkte. Nur sehr einzelnes ist in seiner Schilderung zu finden, was an den königlichen

Digitized by Google

Posa des 13. Jahrhunderts erinnert, der Palacky vorschwebte. „Es sind manche große und bedeutende Züge in der Persönlichkeit Ottokars nicht zu verkennen", heißt es da, „aber die diplomatische Geschichte seiner Politik stellt ihn doch weit mehr auf das Niveau jener kleineren Gestalten, welche es zwar verstanden haben, aus den sie umgebenden Verhältnissen da und dort den reichlichsten Nutzen zu ziehen, erstaunliche Vortheile aus der Auflösung gegebener Zustände zu erringen und durch die Häufung vieler kleinen Gewinnste endlich zu einer großen Macht zu gelangen, aber denen zu wahrer historischer Bedeutung nicht bloß der Leitstern einer tieferen Idee, sondern auch die bewußte Initiative ihres eigenen Handelns durchaus mangelt. Nirgendwo könnte man in der Verfolgung von Ottokars Plänen ein sachliches Interesse erblicken; weder der Weltmonarchie des Papstes, noch den deutschen Reichsinteressen mochte er sich ernstlich unterordnen; die Verfolgung der Staufer, wie die Kreuzfahrten für den deutschen Orden wurden in gleicher Weise nur als Mittel einer eigennützigen Annexionspolitik betrachtet, weder ein nationales, noch ein großes staatliches Princip stand auf den Fahnen dieser Monarchie geschrieben."

Wir übergehen die näheren Ausführungen dieser Charakteristik einer Persönlichkeit „die aller Aufmerksamkeit des historischen Forschers werth ist, an welcher Haß und Liebe vergangener und gegenwärtiger Zeiten zu viel und zu wenig gethan hat". Daß Ottokar II. die tieferen Eigenschaften des großen Politikers und Feldherrn abgesprochen werden können, hat unseres Erachtens Herr Lorenz völlig entscheidend dargethan. War es wirklich sein letztes Ziel, und es ist nicht daran zu zweifeln, einen Staat zu schaffen, der im Gegensatz gegen die Traditionen des Reiches die österreichischen und böhmischen Länder zu einer selbstständigen Macht umfassen sollte, wie wenig kannte er die Stärke dieser Traditionen, wie irrig war der Glaube, daß das Reich zu tief gesunken sei, um seine Wiedererstehung je zu feiern. „Unzweifelhaft liegt darin neben aller persönlichen Tüchtigkeit die Kurzsichtigkeit eines kleinlichen Geistes, der mit seiner separatistischen Annexionspolitik an den ewigen und wahren Bedürfnissen einer großen lebenskräftigen Nation naturgemäß zu Schanden werden mußte". Und wie der König auf dem Felde der Politik, so erscheint er auch als Führer im Kriege. „Die offene Mannsschlacht wußte er durch Muth und Entschiedenheit trefflich zu leiten, ein wohl combinirter Feldzug ist ihm niemals gelungen".

Bezüglich des letzteren Punktes hat man allerdings sich gegenwärtig zu halten, daß die Feldzüge Ottokars von Lorenz einer völlig neuen Untersuchung unterzogen worden sind. Vielleicht in keiner Partie des Buches kommt die Schärfe der historischen Kritik, die er zur Anwendung gebracht, lebhafter zur Erscheinung, als in der Darstellung des preußischen Kreuzzuges und der Kriege mit Ungarn. Charakteristisch muß es übrigens selbst den Gegnern dieser Auffassung immerhin erscheinen, daß selbst die gerühmteste Kriegsunternehmung Ottokars, der Feldzug von 1271, mit einer Niederlage und einer Flucht seines Heeres endete.

Digitized by Google

Der Höhepunkt der Machtstellung Ottokars fällt zusammen mit den Bestrebungen, das Reich einer neuen Verfassung entgegenzuführen. Es ist eine Thatsache, die nicht stark genug betont werden kann, wie unmittelbar und rasch sich die Tendenz nach föderativer Einigung ergab, nachdem die territorialen Mächte sich ausgebildet hatten. Dem Particularismus war Genüge geschehen, er selbst drängte nach einer Centralgewalt. Es ist bereits wiederholt erwähnt, wie Ottokar sich diesen Strömungen der politischen Kräfte entgegenstellte. Offenbar überschätzte er die Chancen seiner eigenen Bestrebungen. Das Einverständniß mit der Kirche und ihren politischen Richtungen konnte nicht ausreichen, wo die Lage eine so völlig andere geworden war, wo die Verhältnisse der Kirche und des Papstthums selbst eine Entwicklung genommen hatten, „die einer mäßigen Wiederherstellung des deutschen Reiches günstig war". In der That konnte die Kirche wenig geneigt sein, die Concessionen, die sie der Weltmacht Deutschland verweigert hatte, einer neuen Weltmacht, Frankreich, zuzugestehen. Unter solchen Verhältnissen vollzog sich die Ausbildung eines neuen Reichsstaatsrechtes, die Wahl Rudolfs v. Habsburg. Noch erschien es zweifelhaft, nach welcher Seite sich die Kirche wenden würde. „Das Jahr 1273 endete ungewiß, welchen Ausgang die gewaltigen Ereignisse nehmen würden, die das deutsche Reich in allen Theilen in mächtige Spannung versetzt hatten. Noch übte das System Innozenz' III. seine drückenden Einwirkungen auf die politischen Angelegenheiten des deutschen Reiches: Die Entscheidungen der großen Frage wurden zunächst im Schooße der Kirche gesucht". Es sollte sich bald zeigen, welch' durchgreifende Wendung in der päpstlichen Politik eingetreten war.

Ueberblicken wir nun den großen Gang der Ereignisse, wie ihn Herr Lorenz geschildert hat und wie er in Vorstehendem nur in flüchtigen und allgemeinen Zügen wiedergegeben ist, so wird die Stellung Ottokars in der Entwicklung der deutschen Geschichte allerdings in einem neuen Lichte betrachtet werden müssen [1]. Der riesige Anlauf zur Gründung einer böhmisch-österreichischen Monarchie bricht an der Macht der Reichsinteressen kraftlos zusammen. Andererseits sind diese Interessen von einer so zähen Widerstandsfähigkeit, daß sie, wenn nicht sofort und im Beginne ihrer Wirksamkeit, doch in ihrer allmäligen Erstarkung den Einfluß, den die römische Curie bis dahin auf die deutschen Angelegenheiten geübt, zurückzudämmen im Stande sind. Dem Particularismus der deutschen Fürsten, der Bevormundung eines Systems, das den Untergang des Kaiserthums herbeiführen

[1] Es bedarf keiner Hervorhebung, daß die Lorenz'sche Darstellung, wie wir dies freilich nur in sehr einzelnen Dingen ausdrücklich erwähnen konnten, fast durchweg auf neuen und selbstständigen Untersuchungen beruht. Namentlich möge indeß noch bemerkt werden, daß die inneren Verhältnisse der Ottokar'schen Monarchie, die Rechtsverhältnisse, die kirchlichen und finanziellen Zustände, die Kanzlei Ottokars II. eine sehr eingehende und gründliche Erörterung gefunden haben. Bei einem Werke, das zwischen Untersuchung und Darstellung die Mitte hält, wird strenggenommen auch keine Einwendung gegen die Aufnahme des Forschungsmateriales in den Gang der Darstellung erhoben werden können. Doch hätte sich hier die Verweisung der Detailfragen in eigene Excurse nach dem Vorgange Büdingers vielleicht empfehlen lassen.

Digitized by Google

half, gebieten sie in gleicher Weise Halt. Die Kurvereine und das Reichsgesetz der goldenen Bulle schließen dann eine Entwicklung ab, welche in einem Jahrhundert der größten territorialen Zerfahrenheit im Großen und Ganzen eine wesentliche Hebung der Reichsverfassung herbeigeführt hat.

Es genügt diese Resultate hervorzuheben, um zu zeigen, wie die historisch-kritische Analyse hier in der That zu Ergebnissen geführt hat, die eine nationale Betrachtungsweise des Stoffes vollkommen rechtfertigen. Man hat das 13. und 14. Jahrhundert nie zu den glänzenden Perioden deutscher Geschichte gerechnet. Die stolze Zeit des Kaiserthums, die tiefgeistige Bewegung, welche in die Tage der Reformation fällt und ihnen vorangeht, haben von je den Blick der Geschichtsschreiber in erster Linie angezogen und das allgemeine Interesse an sich gekettet. Aber wenn es jenen Jahrhunderten an großen und gewaltigen Erscheinungen fehlt, hat die Kraft des Volkes darum noch nicht geruht. In geräuschloserer Arbeit hat sie Dinge vollbracht, die dem Kaiserthume nicht gelungen waren, und ein Staatsleben geschaffen, das wenigstens nicht von vorneherein den Keim des Unterganges in sich trug. Der Hinweis darauf ist wahrlich in unseren Tagen nicht überflüssig. Die Gefahren, welche damals beseitigt wurden, sie sind heute aufs Neue zu überwinden, die gleichen Gegenströmungen und Hemmnisse bedrohen unsere Bestrebungen. Sollen uns diese Bestrebungen fördern, sollen wir erreichen, was uns als das Höchste vorschwebt, dann haben wir in der That mehr als ein Stück „germanischer Erbsünde" abzulegen, und es ist der Geschichtsschreibung sicher nur zu danken, wenn sie uns den Spiegel unserer Geschicke vorhält, und die „Capellchen des Aberglaubens" zerstört, die wir neben dem Heiligthume unseres Glaubens aufgebaut haben.

Ernst v. Teschenberg.

---

* „Sammlung von Normalvorschriften und Verordnungen für montanistische Beamte im österreichischen Kaiserstaate", unter diesem Titel läßt der durch seine litterarischen Leistungen im Montanfache vortheilhaft bekannte Herr J. B. Kraus, Rechnungsrath der k. k. Münz und Bergwesenhofbuchhaltung, ein Sammelwerk erschienen, dessen erstes Heft bereits vorliegt und welches in vier Hauptrubriken „Reisekostengebühren und Verrechnung, Pensions- und Provisionsgegenstände, allgemeine und specielle, administrative und endlich Personalangelegenheiten" umfassen soll. In jeder dieser Abtheilungen sollen die betreffenden Normalvorschriften und Verordnungen chronologisch und dann systematisch zusammmengestellt und mit den nöthigen Inhaltsverzeichnissen versehen werden. Das Werk steht in keiner Verbindung mit der von demselben Verfasser im vorigen Jahre herausgegebenen Sammlung, welche nur die im Reichsgesetz- und Verordnungsblatte veröffentlichten, auf das Bergwesen Bezug nehmende Gesetze und Verordnungen enthält und mittelst seines Repertoriums von 1849 bis 1861 bloß die leichtere Auffindung bezweckt.

* Unser Mitarbeiter Dr. R. Sonndorfer hat in jüngster Zeit bei Braumüller eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlicht, unter dem Titel: „Theorie und Construction der Sonnenuhren auf Ebenen, Kegel-, Cylinder- und Kugelflächen, nebst einer historischen Skizze über die Gnomonik", welche das Interesse der gesammten technischen Welt in

Digitized by Google

Anspruch nehmen dürfte. Die Arbeit zerfällt vorzüglich in zwei Theile: in einen geschichtlichen und in einen streng wissenschaftlichen. Ersterer giebt einen kurzen Abriß der Geschichte der Gnomonik, in so weit eben dem Verfasser Quellen zu Gebote standen, und wird den Leser besonders interessiren, da der geschichtliche Theil in ähnlichen Schriften bisher so viel wie gar nicht berücksichtigt wurde. Letzterer beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Lösung des Problems der Gnomonik, und zwar in einer Ausdehnung, wie sie bisher nicht durchgeführt wurde. Wir begnügen uns heute darauf hinzuweisen, daß namentlich dieser Theil des Buches von jedem Fachmanne wird mit vollkommener Befriedigung gelesen werden. Ein willkommener Beitrag sind die am Schlusse gegebenen Zeittabellen. Die Verlagshandlung war so freundlich, durch eine prachtvolle Ausstattung den Werth des Buches noch zu erhöhen.

V. Unter dem Titel: „Aus meinen Wanderjahren" hat Joseph Rank ein anmuthendes kleines Buch (bei Zamarski und Dittmarsch in Wien) erscheinen lassen. Den Anfang machen Erinnerungen an Uhland den Rank als Menschen, als Hausvater, genauer kennen lernte, als die meisten seiner Freunde, da der junge Novellist, welcher sich in Frankfurt in den Parlamentstagen die Zuneigung des greisen Dichters erworben hatte, wiederholt für längere Zeit Gast im Uhland'schen Hause war. Dann folgen Wanderungen im Schwarzwald, in Franken, in Thüringen, ein paar Festreden am Schillertage, endlich Ranks Heimkehr auf der Donau, welche zur Vorführung allerlei charakteristischer Gruppen reisender und die schwierigsten Fragen in aller Geschwindigkeit auf dem Dampfboote lösender Politiker Gelegenheit bietet.

* Muretus', des berühmten lateinischen Stilisten „institutio puerilis" ist von Dr. Valentin Fassetta, erstem Primararzt des bürgerlichen Krankenhauses in Venedig, im Versmaß des Originals, in eilf lebende Sprachen des österreichischen Kaiserstaates — Deutsch, Italienisch, Romanisch, Ungarisch, Croatisch, Serbisch, Slovenisch, Slovakisch, Ruthenisch, Polnisch und Böhmisch — übersetzt und nebst dem Urtext bei C. Gerolds Sohn in Wien herausgegeben worden.

---

* Von Dr. G. Böttger, königlichem Bibliotheksecretär in Hannover, erscheint binnen kurzem: „Die Brunonen", Vorfahren und Nachkommen des Herzogs Ludolf in Sachsen, von 775 bis 9. December 1117, nebst den Voreltern desselben überhaupt von circa 450 an, aus den vorhandenen, mitabgedruckten Quellen, unter Beurtheilung der bisherigen Ansichten insbesondere von Leibniz an, historisch, genealogisch und hauptsächlich aus ihrem Erbbesitze nachgewiesen. Ueber den Inhalt des einen starken Band mit vielen Stammtafeln und mit drei Karten von den 50 Gauen der Brunonen in Ostphalen, Friesland, Thüringen und Meißen bildenden Werkes wird mitgetheilt, daß der Verfasser, den Güterbesitz der Brunonen als leitenden Faden zur Auffindung des rechten Weges brauchend, auf der Grundlage der alten Quellen zu den quinque parentes des Herzogs Ludolf in Sachsen (wie Roswitha die Voreltern desselben nennt), Bruno I, 775 Herzog in Engern; Theoderich, 743 bis 748 Herzog in Ostphalen; Witekind, 777 bis circa 810 Herzog im nördlichen Westphalen: Egbert, 786 bis circa 839 Herzog im südlichen Westphalen; und Theoderich, 782 bis 793 Graf in Ripuarien, aus dem königlichen Geschlechte der Liudker, gelangte.

Nach der andern Seite hin sind die Resultate der Untersuchung ebenfalls abweichend von den früheren Annahmen, indem außer der königlichen, von Ludolfs Sohne Otto dem Erlauchten abstammenden Linie, noch eine ältere Linie urkundlich nachgewiesen ist.

Alle Irrwege in den bisherigen Versuchen zur Feststellung der Genealogie der sogenannten Ludolfinger und Brunonen sollen aufgedeckt sein, so daß dies Werk eine Quellen-

Digitized by Google

sammlung und deren Verarbeitung zur erweiterten Grundlage der Geschichte von Alt-Sachsen bis ins 12. Jahrhundert darbieten würde, wie sie noch nicht vorhanden gewesen ist.

B. Die „Handbücher des Wissenswürdigsten", die Realencyclopädien, Universal- und Conversationslexika ꝛc. ꝛc., anfangs, auch wenn sie sich an die „gebildeten Stände" wandten, doch eigentlich auf das nicht — wenigstens nicht wissenschaftlich — gebildete Publicum berechnet, haben im Laufe der Jahrzehnte einen ganz anderen Charakter und demgemäß eine ganz veränderte Stellung gewonnen. Die Concurrenz nöthigte und der materielle Erfolg ermuthigte die Herausgeber das zu bearbeitende Gebiet immer weiter auszudehnen und es gründlich zu bearbeiten, und da heutzutage auch das umfassendste Wissen doch unmöglich alle Disciplinen beherrschen kann, die mit unserem täglichen Leben in Berührung treten, verschmäht auch der Gelehrte nicht mehr, gelegentlich sich bei den ehedem so verachteten Sammelwerken Rath zu erholen. Den beiden verbreitetsten von allen derartigen Publicationen in Deutschland, der Brockhaus'schen Realencyclopädie und dem Pierer'schen Universallexicon ist auch das Zeugniß nicht zu verweigern, daß sie bemüht sind, mit der Zeit, gleichmäßig was die Ausbreitung und die Vertiefung anbelangt, Schritt zu halten, ein jedes Unternehmen in seiner, von der des anderen ziemlich verschiedenen Weise. Von dem Brockhaus'schen Werke, bekannter unter dem altfränkischen Titel: „Conversationslexikon", erscheint in diesem Augenblicke bereits die eilfte Auflage. Ein Vergleich des ersten Heftes mit dem ersten der vor zwölf Jahren erschienenen zehnten Auflage ergiebt ein sehr günstiges Resultat. Der Stoff ist vollständig neu durchgearbeitet, die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Sprache, der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde, der technischen und Naturwissenschaften u. s. w. u. s. w. zeigen sich gewissenhaft berücksichtigt. Das Werk soll in 15 Bänden oder 150 Heften ausgegeben werden und binnen vier Jahren vollständig sein.

---

* Nicht bloß der König von Schweden, sondern auch dessen Bruder, Prinz Oskar Herzog von Ostgothland, haben bekanntlich schon wiederholt litterarische Productionen zu Tage gefördert, kleinere Gedichte, ein episches Gedicht: „die Ostsee", Uebersetzungen von Herders „Cid" und Goethe's „Tasso". Außerdem hat Prinz Oskar während der Vorbereitung seiner historischen Abhandlung (deren zweiter und dritter Theil jetzt vollendet ist): „Einige Beiträge zu Schwedens Kriegsgeschichte in den Jahren 1711, 1712 und 1713", Materialien dazu nicht bloß aus einheimischen, sondern auch aus ausländischen Archiven gesammelt, und dabei ist es ihm gelungen, auch viele für Schwedens Geschichte wichtige Actenstücke zu erwerben, die den Zweck seiner eigenen Abhandlung nicht unmittelbar berühren. Eine solche Sammlung, theils aus Originalacten, theils aus Excerpten und Actenstücken, die letzteren aus dem königlich dänischen Geheimarchive, hat der Prinz dem Reichsarchive zum Geschenk gemacht. Unter den Originalactenstücken kommen 27 Briefe von Magnus Stenbock an die Prinzessin, später Königin, Ulrike Eleonore, so wie nicht weniger als 71 Briefe von dem Feldmarschall Rehnsköld, ebenfalls an Ulrike Eleonore, vor; unter den letzteren theils verschiedene Briefe von und an Magnus Stenbock, welche, von den Dänen aufgefangen, bisher in den schwedischen Archiven fehlten, theils auch einige Schreiben an seine in Dänemark befindlichen Minister ꝛc., besonders interessant und aufklärend für die Politik jener Zeit.

Digitized by Google

h. Der verdienstvolle Archivdirector des Vaticans P. Theiner hat aus den unschätzbaren Fundgruben, die ihm zur Verfügung stehen, wieder ein neues Quellenwerk veröffentlicht unter dem Titel: „Vetera Monumenta Slavorum meridionalium historiam illustrantia, maximam partem nondum edita, ex tabulariis Vaticanis deprompta, collecta ac serie chronologica disposita ab Augustino Theiner. Tomus primus, ab Innocentio papa III. usque ad Paulum papam III. (1198—1549). Romæ, typis Vaticanis 1863. Fol." Der Band enthält 907 Schriftstücke, die der Mehrzahl nach höchst wichtig sind, nicht bloß für die so wenig gekannte Geschichte der Südslaven, der das Werk eigentlich gewidmet ist, sondern auch für die Kirchengeschichte überhaupt. Insbesondere ist darunter ein Stück von der größten Bedeutung, weil es dazu dient, eine empfindliche Lücke in den Registern Innocenz' III. auszufüllen. Bekanntlich existirt von den Briefen dieses Papstes der größere Theil des dritten Buches und die Bücher IV, XVII, XVIII und XIX nicht mehr. Ein eingehendes Inventar des III. und IV. und theilweise des XVIII. und XIX. ist nun von P. Theiner unter den Registern Innocenz' IV. aufgefunden worden und durch die Veröffentlichung dieses Verzeichnisses, das 22 Seiten in Folio ausfüllt, hat er der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet. Denn für die Jahre 1200, 1201, 1202, 1215 und 1216 enthält das Werk eine Sammlung von beiläufig 700 päpstlichen Briefen, deren Inhalt hiemit der gelehrten Welt zum ersten Male enthüllt ist.

---

* (Shakespeare-Feier in Paris.) Man schreibt uns aus Paris, 18. November: In unseren litterarischen Kreisen beschäftigt man sich schon mit der Vorbereitung zu einer würdigen Feier des 300. Geburtstages Shakespeare's, welcher bekanntlich in den April 1864 fällt. Sämmtliche recitirenden Theater von Paris sollen an dem Tage ein Werk des großen Britten aufführen, Hamlet wird in der leidlich geschickten Bearbeitung von Paul Meurice, andere Tragödien werden in der Uebertragungung des jungen Hugo über die Bretter unserer ersten Bühnen gehen. Das eigentliche Ereigniß des Tages wird aber die Festgabe sein, welche Victor Hugo angekündigt hat, eine größere Monographie über Shakespeare, die, ursprünglich zur Einleitung für die Uebertragung von François Victor Hugo bestimmt, dem Autor unter der Feder zu einem selbstständigen Werke anwuchs. Man darf auf die Wirkung dieser Schrift wohl begierig sein; bisher gehört Shakespeare in Frankreich immer noch zu jenen Dichtern, welche viel bewundert, aber wenig gelesen und noch weniger verstanden werden, und selbst in der Pariser Schriftstellerwelt begegnet man nicht selten dem Urtheile, daß er für das moderne Theater nun einmal unrettbar verloren sei. Ob Victor Hugo mit all' seinem Talent berufen ist, hier die Rolle Lessings und Goethe's zu spielen, muß allerdings wohl bezweifelt werden.

h. „Marie-Antoinette à la Conciergerie, pièces originales conservées aux Archives de l'Empire, suivies de notes historiques et du procès imprimé de la reine, par M. Emile Campardon, archiviste aux Archives de l'Empire; . . auteur de l'Histoire du tribunal révolutionnaire de Paris" (Paris 1863). — Am 1. August 1793 aus dem Temple nach der Conciergerie gebracht, am 3 October des Jahres vor das Revolutionstribunal gestellt, wurde die Königin von Frankreich, Marie-Antoinette von Oesterreich, die Witwe Ludwig XVI., am 16. October 1793 auf dem Concordien-Platze enthauptet. Die Geschichte dieses siebenundsiebenzigtägigen Martyriums ist es was Campardon nicht sowohl schreiben, als vielmehr in den officiellen Documenten, wie in der Vorrede erklärt, studiren will. Sein Buch theilt sich von selbst in drei Abschnitte, betitelt: Die Conciergerie, das Revolutionstribunal, das Schaffot. Dieser Theil des Werkes, der die erste Hälfte des

Digitized by Google

Bandes ausfüllt, besteht bloß aus Archivalien und besitzt daher unzweifelhafte Autorität. Man findet hier das erste Mal den vollständigen und authentischen Proceß der Königin, und wenn diese Urkunden im Grunde wenig beibringen, was nicht schon auf verschiedenen anderen Wegen bekannt geworden ist, so steht andererseits fest, daß dieselben in weit höherem Grade jenes rohe Gepräge der Wirklichkeit tragen, das zum tieferen Verständnisse großer historischen Katastrophen so sehr beiträgt.

Der zweite Theil des Buches enthält des Näheren über zwei Complotte, die sich bildeten, um die Königin den Kerkermauern zu entreißen und historische Notizen über die Persönlichkeiten, die bei dem ganzen traurigen Schauspiel mitgewirkt haben. Den Schluß bildet ein Auszug aus dem gedruckten Bulletin des Revolutionstribunals über den Proceß.

Seitdem die Königin in die Conciergerie gebracht war, konnte niemand im geringsten über das Schicksal im Zweifel sein, das ihrer harrte. Die Freunde des Königthums und der Königin insbesondere fühlten auch, daß der Moment gekommen sei, um die letzten und äußersten Anstrengungen zu machen. Diese wurden auch gemacht. Zwei Versuche fanden statt, aber sie scheiterten und sie mußten scheitern an der furchtbaren Wachsamkeit der dumpfen, tief erregten Gemüther, an jenen herzlosen Männern, die damals auf Frankreich jenen Druck übten, dem der bezeichnende Name der Schreckensherrschaft geblieben ist.

Nebst dem bekannten Anschlag, dessen Urheber der kühne Chevalier de Rougeville gewesen, hat Campardon Belege für ein zweites Complot entdeckt, das, wie er glaubt, sich an das frühere anschließt. Es handelt sich um jenen Gendarmen, der noch in dem Momente gefangen genommen wurde, wo er sein Sacktuch in das Blut des erlauchten Opfers tauchte. Er hieß Mangol.

Campardon bietet das erste Mal einen Bericht seines Processes aus den Acten des Revolutionstribunals. Ueberdies enthalten auch die beigefügten „Historischen Anmerkungen" manche merkwürdige Thatsache und sind auch diese guten Quellen entnommen.

---

* Die Ausstellung von Photogalvanographien des Herrn Paul Pretsch, welche die Wiener photographische Gesellschaft am 23. November veranstaltet hat, versammelte ein sehr zahlreiches Publicum in den grünen Saale der k. Akademie der Wissenschaften. Herr P. Pretsch hat auf die Sympathieen des Wiener Publicums gerechten Anspruch. Ein Oesterreicher von Geburt, lange Zeit hindurch in der k. k. Staatsdruckerei beschäftigt hat derselbe in den letzten Jahren seinen Aufenthalt in London genommen und sein System der Photogalvanographien daselbst einzuführen gesucht. Die ausgestellten Blätter, sämmtlich in London ausgegeben, bezeugen den Antheil, welchen man im Einzelnen den Bestrebungen des Herrn Pretsch gezollt hat. Sie enthalten Portraite, Handzeichnungen, Landschaften, Architekturstücke, kurz alle Arten von Kunstgegenständen, welche durch die Kupferplatte vervielfältigt werden. Ein gedrucktes Blatt giebt über das technische Verfahren folgenden Aufschluß:

„Die Photogalvanographien werden dadurch erzeugt, daß man eine positive Photographie auf Glas durch Einwirkung der Lichtstrahlen auf eine photogenisch bereitete Leimschichte überträgt. Diese Leimschichte wird nach Maßgabe der Zeichnung auf dem Glasbilde verschiedenartig afficirt, so daß durch eine weitere chemische Behandlung die verschiedenen Tonabstufungen sich mit entsprechender Kraft und Stärke auf derselben plastisch darstellen. Von dem auf diese Weise entstandenen Reliefleimbild wird durch galvanoplastische Ablagerung von Kupfer eine druckfähige Platte erzeugt. Eine eigenthümlich

Digitized by Google

abgeänderte Behandlung in der Uebertragung macht es möglich, die galvanoplastische Platte so einzurichten, daß die Bilder entweder durch die Kupferdruckerpresse oder auch durch die Buchdruckerpresse vervielfältigt werden können." Von beiden Verfahrungsweisen wurden Proben ausgestellt.

Die Technik der Photogalvanographie ist eine sehr interessante, vielleicht zukunftreiche; jedenfalls aber ist sie noch unentwickelt. Sie schwächt die Vortheile der Photographie und des Kupferstiches ab, ohne wesentlich selbstständige Vorzüge an das Tageslicht zu bringen. Trotzdem aber sind die Bemühungen des Herrn P. Pretsch im hohen Grade beachtenswerth. Wer den Fortschritt in den reproducirenden Künsten fördern will, darf Anerkennung am allerwenigsten dem versagen, der um neue Verfahrungsweisen in die Welt zu setzen, weder Mühe noch Zeit spart.

Außerdem kamen noch vortreffliche Photographien der Herren Angerer (Portraits), Jägermaier (Aufnahmen der österreichischen Alpen) und Schönherr (Ehrenschild für das diesjährige Fest in Innsbruck) zur Ausstellung.

* Aus Linz wird berichtet: Der Ausschuß des Diöcesankunstvereins hat in einem Promemoria an den hochw. Herrn Bischof die Bitte gestellt, zu erlauben, daß den Alumnen Vorlesungen über christliche Kunst gehalten werden. Der Bischof hat dies freudig zugesagt, und so werden dieselben, am 10. December beginnend, wöchentlich einmal im Priesterseminare stattfinden. Die Zahl der Vorlesungen muß für dieses Schuljahr auf sechs oder acht beschränkt werden. Sie werden handeln: 1. Von dem Wesen der Kunst und des Schönen, von der Eintheilung der Künste und ihrem Verhältnisse zu einander 2. Von der Entwicklung der Künste (kurze Geschichte derselben). Die übrigen von der Baukunst und zwar: 3. Von der religiösen Baukunst der Völker überhaupt. 4. bis 8. Von der christlichen Baukunst. Der Besuch der Vorlesungen steht, mit Ausschluß des Frauengeschlechtes und der Kinder, Jedermann frei.

* Prager Dombauverein. Die im Laufe des heurigen Sommers behufs des Neubaues ganz abgebrochene St. Johannes-Capelle im linksseitigen Chorumgange der Domkirche ist bereits so weit vorgeschritten, daß die Wölbung derselben nächster Tage geschlossen werden wird. Die Zeichnung, des in derselben neu aufzustellenden stilgerechten Altars, wird nach den Angaben der Kunstsection des Vereinsdirectoriums von dem Vereinsbaumeister Kranner entworfen — Der Verein erfreut sich, namentlich durch die Thätigkeit der stets sich mehrenden Vereinsagenten, einer stetigen Ausdehnung. Der Cassestand der Vereines hat sich auf 27.823 fl. 99 kr. ö. W. gehoben; stellt sich jedoch mit 15. November d. J. nach Bestreitung der bedeutenden Bauauslagen des letzten Monates mit 21.641 fl. 92 kr. ö. W. heraus.

* Die Cartons, welche Meister Moriz v. Schwind vor nicht langer Zeit für die Kathedrale in Glasgow zeichnete, und welche in der k. Glasmalereianstalt zu München zur Ausführung kamen, fanden in England so außerordentlichen Beifall, daß derselbe Meister kürzlich eingeladen wurde, eine Reihe von zehn Cartons für ein großes Fenster in der neuerbauten, dem h. Michael und allen Engeln geweihten katholischen Kirche zu London herzustellen. Auch sie werden unter der Leitung des k. Inspectors v. Ainmüller in der Glasmalereianstalt ausgeführt werden. (W. Bl.)

* (Ein französisches Urtheil über deutsche Kunst.) Es ist in der deutschen Litteratur die üble Gewohnheit eingerissen, ungünstige französische Urtheile über deutsche Kunst entweder zur Erregung des Nationalhasses auszubeuten, oder sie im eigenen Lande als Waffe gegen die deutsche Kunst zu gebrauchen. Die französischen Urtheile, welche günstig lauten, werden wenig bekannt, und es scheint diesseits des Rheines vielen, daß jenseits desselben die Stellung der deutschen Nation in der Kunst gänzlich ignorirt wird. Um so nothwendiger ist es, jene Urtheile sorgsam zu verzeich-

Digitized by Google

nen, die sich, wie das Labarte's, der überschwenglichen Bewunderung der Kunst der romanischen Stämme den germanischen gegenüber mit Entschiedenheit aussprechen. Eines dieser Urtheile finden wir in A. Demmins: „Guide de l'amateur de Faiences" (Paris 1863, V. J. Renouard). Demmin würdigt in vollem Sinne das schöpferische Talent der Deutschen auf dem Gebiete der Kunst. Die deutschen Stämme haben, sagt er mit Recht, eine originelle Kunst, die verschieden ist von der heidnischen und italienischen. Die wunderbarsten Monumente, Schöpfungen aller Art, zeigen uns, bis zu welcher Höhe sich die deutsche Kunst erhoben hat. Die deutsche Kunst ist allerdings nicht überall begriffen worden und ganz verschieden von der Kunst der lateinischen Race. Im Gegensatze von Viollet-le-Duc, welcher der deutschen Nation fast jede Bedeutung in der gothischen Architektur abspricht, meint Demmin, daß die deutsche Gothik mehr als jede andere ihr eigenthümliches und individuelles Gepräge habe. Er weist auf das coloristische Element, welches die altdeutsche Malerschule hat, würdigt die zahlreichen Erfindungen auf allen Gebieten der Künste, insbesondere der ceramischen, und spricht sich über Cornelius, Kaulbach, Rethel und Overbek in ganz anderer Weise aus, als die überschwenglichen Bewunderer von Ingres.

Ein entschiedener Gegner des Geschmackes Louis XIV., spricht er sich mit der größten Indignation über die Zerstörung des Heidelberger Schlosses und des Domes von Speyer aus: „Der Durchzug der Hunnen hat in jenem schönen Lande keine Spuren hinterlassen, es war den Vandalen Louis XIV. vorbehalten, Frankreich durch Handlungen zu entehren, die nicht einmal in der militärischen Nothwendigkeit eine Entschuldigung finden können. Die Profanationen, welche vor der Zerstörung des Speyerer Domes durch den Vollzieher der erhabenen Werke dieses Königs, den schändlichen Montclar ausgeführt wurden, übersteigen jene, welche in der Revolutionszeit zu Saint Denis stattgefunden haben". — Mit großer Sorgfalt verfolgt Demmin die Ausbreitung der deutschen Kunst nach dem Süden sowohl als nach dem Westen Europa's, das Verzeichniß von Monogrammen und Künstlern, welches er giebt, ist auf dem Gebiete der ceramischen Künste das vollständigste, welches existirt.

Den vielen Gegnern deutscher Kunst und deutschen Gewerbfleißes in den österreichischen Landen können wir dieses Buch nach diesen Seiten hin auf das wärmste empfehlen, und rechnen um so mehr auf Erfolg, als dasselbe in französischer Sprache geschrieben ist.

Bemerkenswerth ist das Urtheil Demmins über die Arbeiten in der Porzellanfabrik zu Sèvres. „Das Porzellan von Sèvres", meint er, „ist heutzutage durch Etablissements zweiten Ranges übertroffen und seines Nimbus' beraubt. Die Formen und Malereien von Sèvres können heutzutage nicht mehr ihren alten Ruf behaupten. Das Schicksal der subventionirten Anstalten ist wie jenes der Conservatorien verdammt zur Production des Mittelmäßigen; Talent und Genie beugen sich nicht mehr unter dem Commando einer bureaukratischen Organisation. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Künstlers können allein große Dinge vollbringen und mit ihrem Hauche eine Fabricationsweise beleben, welche der Gang der Zeit außer Uebung zu setzen droht".

Bei diesem Anlasse machen wir die wenigen Freunde der ceramischen Künste, welche bei uns existiren auf zwei Werke aufmerksam, auf Kolbe's „Geschichte der k. Porzellanmanufactur in Berlin" — ein kenntnißreich und gut geschriebenes Werk mit einer unterrichtenden Einleitung über die Entwicklung der ceramischen Künste — und M. Chaffers F. S. A. treffliches Buch: „Marks and Monograms on pottery and porcellan with short historical notices of each manufactory and an introductory essay on the vasa fictilia of England" (London 1863.)

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Man sollte meinen, an Litteraturgeschichten aller wichtigen Epochen und Völker hätten wir jetzt durchaus keinen Mangel und dem Lernbegierigen sei zur Genüge Gelegenheit geboten, aus der Unzahl vorhandener Lehrbücher seine Kenntnisse zu bereichern; man täuscht sich indeß doch wohl über das gestillte Bedürfniß, wenn ein so bejahrter und renommirter Schriftsteller, wie Friedrich v. Raumer, der Historiker, sich jetzt entschließt, dieses stark besäete Feld auch noch mit einer neuen Arbeit zu bereichern. Aus einer Reihe Vorlesungen vor Damen entstand dieses „Handbuch der Geschichte der Litteratur", das in zwei Bänden sattsam bekannten Stoff abermals abhandelt Spärlicher ist die Litteratur durch eine Geschichte vertreten, die von der geistigen Entwicklung der nördlichen und westlichen Völker Zeugniß ablegt, und deren Sprößlinge theilweis mit unserer mittelalterlichen Dichtung eng verwachsen sind. Der Engländer Thomas Stephens hat 1849 „the litterature of the Kimry", worunter der in und bei der Grafschaft Wales wohnende Stamm verstanden ist, herausgegeben, die seiner Zeit in ihrer Heimat mit dem Preise gekrönt wurde; die Uebertragung dieses Werkes unter dem Titel: „Geschichte der wälschen Litteratur vom 12. bis 14. Jahrhundert", rührt vom Regierungsrath A. Schulz in Magdeburg her, welcher unter dem Namen „San Marte" vielfache Studien über bretagnische, schottische, altfranzösische Heldengedichte und Sagen veröffentlichte.

Zu den Beiträgen für die Geschichte deutscher Städte, die wir neulich aufführten, gesellt sich heute ein neuer des Dr. C. Grünhagen „Friedrich der Große und die Breslauer", die Geschichte der Stadt vor und noch ihrem Uebergange zu Preußen behandelnd. Die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", dargestellt von Franz Keym, entwickelt sich aus den Vorarbeiten die vorzugsweise von katholischen Historikern wie Hurter, Klopp, Villermont herrühren.

Prof. Kuno Fischer hat von „René Descartes drei Hauptschriften zur Grundlegung seiner Philosophie", ins Deutsche übertragen; ein Schwede, Dr. Ribbing, Prof. in Upsala, in deutscher Sprache „Genetische Darstellung der platonischen Ideenlehre" herausgegeben; diese neuen philosophischen Arbeiten werden aber beinahe in Schatten gestellt durch die angekündigte neue Ausgabe der Leibniz'schen Werke, die unter dem Schutze des Königs von Hannover in prachtvoller Ausstattung und gewiegter Redaction ins Leben gerufen wird.

Herr Hofrath Vesque v. Püttlingen, eine musikalische Autorität unserer Stadt, hat sich in einer juristischen Monographie über eine sehr schwierige Frage, „Ueber das musikalische Autorrecht" sehr eingehend ausgesprochen. Bei der Unsicherheit aller Rechtsverhältnisse, bei dem täglich aufsteigenden Zweifel, was auf diesem Gebiete Recht, was verboten ist, ist die Präcisirung und der gesetzliche Nachweis von zu großer Wichtigkeit, als daß eine solche gründliche und genaue Zusammenstellung der gesetzlichen Vorschriften nicht mit großem Danke aufgenommen werden sollte. Wir kommen auf dieses Werk ausführlich zurück.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die Epoche Ludwigs XIV. ist in neuester Zeit ein Lieblingsthema der französischen Historiker geworden. Man hat die großen diplomatischen und kriegerischen Züge jener Zeit nach allen Seiten hin beleuchtet. Ein Herr P. de Ségur-Dupeyron findet nun, daß die handelspolitischen Beziehungen Ludwigs XIV. bisher noch nicht genug gewürdigt worden sind, obgleich sie bei den Entscheidungen über Krieg und Frieden eine so wichtige Rolle spielen, welche in dem eben erschienenen Buche „Histoire des négociations commerciales et maritimes du règne de Louis XIV. considérées dans leurs rapports avec la politique générale" näher auseinandergesetzt werden soll. Herr Ségur-Dupeyron sucht

Digitized by Google

zu beweisen, daß die Handelspolitik einer der Hauptfactoren in den Berechnungen der Diplomatie Ludwigs XIV. war.

Ueber die Geschichte der französischen Finanzen liegt ein neues Werk in zwei starken Bänden vor, das den Titel führt: „Les finances françaises sous l'ancienne monarchie, la république, le consulat et l'empire, études historiques par le baron de Nervo". Die einzelnen Unterabtheilungen beschäftigen sich mit Jacques Coeur, Sully, Fouquet, Colbert, Law, Machault, Terray, Turgot, Necker, Calonne, Clavière, Ramel, Gaudin, Mollien — kurz mit allen Männern, denen in der ereignißreichen Geschichte der französischen Finanzen eine hervorragende Rolle zufiel.

Aus dem nächstens erscheinenden dritten Bande des von der Welt der Gelehrten und Curiositätenfreunde mit so viel Beifall aufgenommenen Werkes, „Causeries d'un curieux" von Feuillet de Conches, hat man einstweilen jenen Auszug herausgegeben, welcher betitelt ist: „Lettres inédites de Michel de Montaigne et de quelques autres personnages pour servir à l'histoire du seizième siècle". In dem Bande kommen acht ungedruckte Briefe Montaigne's und allerlei angesammeltes Material über die französischen Religionskriege, die Hugenotten und Heinrich IV. vor.

Der durch seine Grammatiken, Wörterbücher und andere Schulbücher bekannte Belèze veröffentlichte ein „Dictionnaire des noms de baptême", d. h. aller jener Namen, welche bei der Taufe der christlichen Kirche zulässig sind, nebst der Entstehungsgeschichte jedes einzelnen. Alte Namen, die nicht auf Heilige zurückzuführen sind, so wie solche, die der modernen Geschmacklosigkeit ihre Entstehung verdanken, sind besonders bezeichnet. Am Schlusse des Wörterbuches befinden sich: eine alphabetische Liste der Gewerbe und Beschäftigungen, so wie ihrer besonderen Heiligen, dann ein vollständiger Kalender mit Angabe aller Heiligen, welche auf die einzelnen Tage des Jahres fallen.

Soeben erschien das bereits früher angekündigte große Werk über den Wiener Congreß: „Le congrès de Vienne et les traités du 1815. Précédé et suivi des actes diplomatiques qui s'y rattachent. Avec une introduction historique par Capefigue". Auf beinahe 2000 Seiten des größten Octavformates ist das ganze Material zusammengetragen, welches auf den Wiener Congreß Bezug hat, auch jene Verhandlungen, die ihm vorhergingen. Der massenhafte Stoff wurde in acht Abtheilungen geschichtet: 1. eine allgemeine historische Einleitung von Capefigue, 2. Verhandlungen von 1813, 3. Verhandlungen von 1814 bis zum Beginn des Congresses, 4. der Congreß bis zur Wiederkehr Napoleons von der Insel Elba, 5. der Congreß bis zur Finalacte von 1815, 6. Verhandlungen bis zum zweiten Pariser Frieden, 7. die Verträge nach dem Congreß, 8. politische Veränderungen seit dem Congreß.

Die Art und Weise der ganzen Publication, die Zeit ihres Erscheinens gerade nach der Ankündigung eines neuen europäischen Congresses — alles das beweist bei der jetzigen Lage Europa's, daß der Zufall nicht nur sehr sonderbare Launen hat, sondern daß er auch tactvoll und witzig sein kann.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Das hübscheste Werk für die kommende Weihnachtszeit ist unstreitig Doyle's „Chronicle of England, 55 to 1485". Ein prachtvoll ausgestatteter Quartband auf dem schönsten Papier gedruckt und mit colorirten Holzschnitten geziert, giebt dies Buch Zeugniß von dem Geschmack und der Vollendung der englischen Typographie. Die Holzschnitte, von Mr. Doyle selbst geschnitten, sind nach alten Originalen gearbeitet und sollen ein ganz getreues Bild der Costüme jeder Zeit darstellen. Durch eine neue Verbesserung im Farbendruck fügen sie sich so geschickt und zierlich in den Text, daß das ganze Buch wie aus einem Guß aussieht.

Digitized by Google

Selbst die Ornamentik der Außenseite — der Einband — ist eben so originell als fein und reich. So oft es der deutschen Industrie gelingt, dem englischen Vorbilde nahe zu kommen, so macht dieses immer wieder einen Schritt vorwärts, der alle Nachahmung für einige Zeit lahm legt.

Prof. Ansted, welcher vor zwei Jahren eine Reise nach Ungarn edirte, bringt ein Buch über die jonischen Inseln: „The Jonian Islands in the year 1863", worin er die Zustände derselben genau darstellt, wie sie bei der Uebergabe an die griechische Regierung sind. Der Verfasser will damit constatiren, was England während der Zeit seiner Herrschaft für die Inseln gethan und wünscht denselben in Hinkunft alles Gedeihen, nicht ohne eine prophetische Bemerkung hinzuzufügen, daß für die Jonier eine Periode der Ernüchterung eintreten dürfte, in der sie leicht die Zeit des englischen Protectorats zurückwünschen könnten.

Sitzungsberichte.

Ungarische Akademie.

In der am 22. November abgehaltenen Sitzung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Section der ungarischen Akademie der Wissenschaften hielt das correspondirende Mitglied Joseph Dorner eine Abhandlung über Cyperus pannonicus, welche Pflanze nach Austrocknung des Schwanenteiches im Stadtwäldchen auf dessen Grund in Massen emporwuchs, während dieselbe vorher im Stadtwäldchen und Umgebung nicht wahrgenommen wurde. — Hierauf verlas Joseph Szabó eine Abhandlung von Julius Schwarz über die Moulin-Quignoner Menschenversteinerungen, von welchen wir bereits bei Gelegenheit der Mittheilung der Sitzungsberichte der Naturforscher und Aerzte Erwähnung machten. Endlich verlas Karl Rendtwich die Antrittsabhandlung des Eperieser Professors Friedrich Haßlinsky über die Flechtensysteme. Sodann wurde die Anzeige des Protomedicus des Komorner Comitates Michael Klein über das am 30. September d. J. stattgefundene Erdbeben, welche von dem hohem Statthaltereirathe der Akademie zur Einsicht übermittelt wurde, vorgelesen und deren Mittheilung im „Értesitö" beschlossen.

K. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.

In der am Montag den 23. November abgehaltenen Monatssitzung der naturhistorisch-mathematischen Section der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, hat Herr Dr. Weitenweber einige interessante geographische Karten von Schweden vorgelegt und über einen Fund von fossilen Baumstämmen berichtet, welche der Hüttenverwalter C. Feistmantel in Steinkohlenwerken bei Břas unweit von Radnitz beobachtet hat. Hierauf hat das außerordentliche Mitglied Herr Dr. Joh. Palacky die geographische Verbreitung der Pflanzen in der Flora von Australien besprochen. (Boh.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Monumenta Germaniæ historica und Heinrich Pertz.

Der Name der gediegensten Quellensammlung deutscher Geschichte dürfte keinem Gebildeten ganz unbekannt sein, und ein Wort über diesen nationalen Schatz wird auch außerhalb des Kreises jener Fachgelehrten, die sich täglich von seinem unschätzbaren Werthe überzeugen, ein aufmerksames Ohr finden. Die Monumenta Germaniæ historica sind ja eine Frucht jener gehobenen Stimmung der Befreiungskriege, deren Gedächtniß man eben allerwärts begangen hat; sie sind das Ergebniß jener „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", welche der Freiherr v. Stein im Jahre 1819 zur Förderung des nationalen Bewußtseins gegründet hat, bevor sich noch die Fluten jener Stimmung gänzlich verlaufen hatten; sie sind also auch in dieser Beziehung ein monumentales Werk deutscher Geschichte.

Das Erscheinen desselben ward aber nicht bloß in Deutschland mit begreiflicher Theilnahme verfolgt, auch bei anderen Nationen hat es die Forschung auf das alte Reich und seine Kaiser hingelenkt und eine richtigere Würdigung der großen deutschen Vergangenheit angebahnt. Durch ihren Gehalt selbst wurden die Monumenta zugleich ein neues rühmliches Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und diese achtunggebietende Stellung der Monumenta in der ganzen Weltlitteratur ist es, welche soeben einen französischen Gelehrten zu einer Polemik gegen den derzeitigen Herausgeber derselben, H. Pertz, veranlaßt.

Huillard-Bréholles, der Verfasser des eben so umfassenden als gründlichen Quellenwerkes über die Geschichte Kaisers Friedrich II., veröffentlichte auf Kosten des Herzogs von Luynes im Jahre 1856 unter dem Titel: „Chronicon Placentinum et chronicon de rebus in Italia gestis" zwei neue, auf die Geschichte des staufischen Hauses bezügliche Quellenschriften, die eine aus einem Manuscript der Pariser Bibliothek, die andere aus einer Handschrift des British Museum. Gegen ihn trat nun im letzten Bande der Scriptores (XVIII, 1863) H. Pertz ziemlich unwirsch mit dem Vorwurfe auf, daß er diese Edition, die er sich selbst vorbehalten hätte, ohne seine Zustimmung vorweggenommen habe.

Ein so geachteter Gelehrter, wie V. Cl. Huillard-Bréholles hat nun wohl nicht Unrecht, wenn er durch eine Insinuation, die ihm in dieser Art und an solcher Stelle gemacht wird, in Entrüstung geräth. In einem offenen Briefe, den er in der „Correspondance littéraire" publicirt, weist er jede Ausschreitung des Pertz'schen Lapidarstiles zurück und frägt, wohin es mit der Wissenschaft komme,

Digitized by Google

wenn jeder Gelehrte sich das Eigenthumsrecht der Texte zuschreibt, denen er im Laufe seiner Studien begegnet, und allen anderen die Publication derselben untersagt, unter dem Vorgeben, daß er dieselben nach Bequemlichkeit seinerzeit ediren werde. Pertz hatte doppelt Unrecht so unhöflich gegen den französischen Editor aufzutreten, einmal, weil dieser die Abschrift der einen Chronik bereits genommen hatte, bevor ihm Pertzens Vortrag darüber, gehalten in der Berliner Akademie im November 1853, bekannt war, zweitens weil derselbe Bibliotheksvorstand des Britisch Museums, Panizzi, welcher eine von ihm selbst 1839 für den Druck besorgte Abschrift der anderen Handschrift Pertz zur Verfügung stellte, eine solche auch für Huillard-Bréholles selbst anfertigen ließ, als dieser, nur der Aufforderung des Herzogs von Luynes Folge leistend, beide herauszugeben beschloß.

Pertz wirft nun dem Editor vor, er habe sich so sehr beeilt, die ersehnte Palme wegzuraffen, daß seine Ausgabe von derben Fehlern wimmle und weder die richtige Gestalt des Originaltextes, noch in den Conjecturen und Erklärungen den rechten Sinn gebe. Die wenigen Beispiele, auf welche hiebei hingewiesen wird, begründen jedoch keineswegs dieses Urtheil und geben daher Huillard-Bréholles Raum zu der Vermuthung, daß bloß „die Anwandlung einer üblen Laune, genährt durch ein siebenjähriges Stillschweigen, Pertz zu einer solchen Ungerechtigkeit gegen seine bescheidene Edition veranlaßt habe, welche indessen zu seinem Vergnügen mit wenigen Veränderungen durch den Grafen Palestrelli im dritten Bande der „Monumenta historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia“ (1859) reproducirt worden sei.“

Seine Epistel gegen den Herausgeber der Monumenta Germaniæ schließt er sodann mit den Worten: Wenn derselbe in dieser Angelegenheit bloß der Eingebung zu großer Eigenliebe gefolgt sei, so würde er sicherlich seinen verbitterten Steckbrief gegen ein eingebildetes Vergehen später bereuen; habe er aber jener bedauerlichen Neigung gewisser überrheinischen Gelehrten nachgegeben, die aller französischen Gelehrsamkeit spotten, so bald es sich um Quellen handle, die sie zu ihrer ausschließlichen Domaine rechnen, so wäre dies eine beschränkte Eifersüchtelei, gegen die er mit allen freisinnigen Männern das Recht habe sich zu empören.

Die letzte Bemerkung des französischen Gelehrten involvirt, wie wir sehen, zugleich einen, wenn auch bedingungsweisen Vorwurf gegen die deutsche Gelehrtenwelt und fordert darum wohl zu einigen Erklärungen auf. Es mag wohl auch deutsche Gelehrte und insbesondere Historiker geben, welche einen bestimmten Bezirk ihrer Wissenschaft mit den farbigen Pfählen ihrer Anschauungsweise abstecken und jedem Wanderer in diesen Gegenden den Eid auf ihre Meinung abnehmen möchten, es giebt vielleicht auch bei uns ehrenwerthe Männer, die in moralische Entrüstung gerathen, wenn ein wissenschaftlicher Tourist die Grenze ihrer vermeintlichen Domaine überschreitet, ohne das legale Paßvisum bei ihnen eingeholt zu haben, und unter Umständen kann sich eine solche „beschränkte Eifersüchtelei“ auch auf das Gebiet der Quellenausgabe erstrecken; aber solche Beispiele berechtigen noch nicht zu einer diesfälligen Anklage der deutschen Gelehrsamkeit und zu der

Digitized by Google

Annahme einer Solidarität zwischen ihr und dem Gebahren des Herausgebers der Monumenta.

So wenig jemand die wissenschaftlichen Verdienste eines Pertz wird antasten wollen, so wenig ist man aber auch bei uns von seinen Erfolgen als Präsident der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" und als Herausgeber ihrer Quellensammlungen erbaut. Das tropfenweise Fließen oder gänzliche Stocken jener Quellen nach so umfassenden Vorarbeiten, nach so regen Hoffnungen macht längst unliebsames Aufsehen und im Interesse der Wissenschaft halten wir es für ein übel angewandtes Decenzgefühl, daß man die Sache noch nicht öffentlich zur Sprache gebracht hat. Dies wurzelt allerdings in der Hochachtung vor der Persönlichkeit des gelehrten Herausgebers. Denn da weder der Bedarf materieller Mittel, noch ein Mangel an Kräften die Ursache der Uebelstände sein kann, so ist man genöthigt, dieselbe in Persönlichkeiten zu suchen. Mit großem Bedauern hören wir, daß nun auch Männer wie Wattenbach und Jaffé sich von der ferneren Betheiligung an dem Unternehmen losgesagt haben.

Bei dem tiefen Dunkel, in welches die derzeitige Existenz der „Gesellschaft" und die Redaction der Monumenta gehüllt ist, ist man zur Erklärung alles dessen freilich bloß auf Vermuthungen angewiesen, und das ist um so schlimmer. Seitdem Pertz die Leitung der „Gesellschaft" übernommen, ist kein Bericht über ihr Wirken, kein Ausweis über ihre Rechnungen, keine Ernennung neuer Mitglieder bekannt geworden. Die alten Mitglieder sind indeß abgestorben und erst kürzlich verlor die Gesellschaft in Böhmer ihren Secretär, der übrigens in der letzten Zeit vielfach in Opposition gegen das Präsidium und die Redaction gestanden. Die verdienten Mitarbeiter an den letzten Bänden der Monumenta sind keineswegs zugleich vollberechtigte Mitglieder der „Gesellschaft" und so dürfte dieselbe dermalen vollständig in der Person des Präsidenten incarnirt sein. Der thront nun, dem Olympier gleich, in unnahbaren Wolken und nur dem Fatum unterworfen über unserer historischen Gelehrtenwelt, welche jede Offenbarung und einen etwaigen neuen Band der Monumenta hinzunehmen hat, wie die sterblichen Menschenkinder Regen und Sonnenschein. Die Würdigung dieser Ausnahmestellung würde Huillard-Bréholles zugleich das erklären, was er bezeichnend genug „den gegen ihn geschleuderten Donnerkeil des Berliner Gelehrten" nennt, ohne daß er einem ungegründeten Verdachte gegen die ganze deutsche Gelehrsamkeit Raum geben müßte. Letztere wäre daran nur insoferne mitschuldig, als sie durch stillschweigende Hinnahme des zufällig Gewordenen bloß eine Probe der deutschen Cardinaltugend, der Geduld, ablegt.

Auffallender ist, daß die deutschen Regierungen, welche durch namhafte Jahresbeiträge „die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" in ihren Unternehmungen unterstützen, über die laufende Verwendung der Gelder keine Rechenschaft fordern. Nicht als ob die Geldmittel eine ungehörige und zweckwidrige Anwendung fänden, wir sind weit entfernt eine solche Vermuthung zu hegen! Es ist aber bekannt, daß die „Gesellschaft" sogar namhafte Summen unbenützt deponirte. So

Digitized by Google

wenig nun Capitalien zu sammeln ihre Aufgabe ist, so wenig kann eine übermäßige Einschränkung der Ausgaben ihren wahren Zwecken dienen. Eine an dem Unternehmen betheiligte deutsche Regierung, die es mit ihrem Budget etwas genauer nimmt, sah sich durch die gegenwärtige Lage desselben bereits veranlaßt, von gelehrten Vertrauensmännern ein Gutacht en darüber einzuholen. Wäre es aber nicht ersprießlicher, daß von den Contribuenten einmal officielle Aufklärungen verlangt und zur Beruhigung der Ungeduldigen, wie zur Belehrung vorlauter Zweifler veröffentlicht würden?

Nur die warme Theilnahme für ein Unternehmen, wie die Herausgabe der „Monumenta germaniæ historica“ und keine wie immer geartete Nebenrücksicht konnte uns veranlassen, an die Polemik Huillard-Bréholles' einige vielgelispelte Bemerkungen zu knüpfen. Vielleicht ist der Inhalt derselben nicht ganz verbürgt, vielleicht erklärt sich die augenscheinliche Stagnation des großen Werkes aus anderen ungeahnten Gründen. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wäre daher das Licht der Oeffentlichkeit die beste Handhabe zur Widerlegung der Gerüchte, zur Zerstreuung aller Besorgnisse. Man würde dadurch bei einer Discussion derselben zugleich der unangenehmen Nöthigung überhoben, die geachtete Persönlichkeit des um deutsche Wissenschaft so hochverdienten Mannes hereinzuziehen, der gegenwärtig allein die Verantwortlichkeit für das Fortschreiten des nationalen Quellenwerkes trägt, das seinen Namen führt.

Histoire parlementaire de France.

Par M. Guizot.

(Tom. III, IV, V, in 8. Paris, Michel Levy frères.)

Zweiter Artikel [1].

Mit dem vorliegenden fünften Bande ist das Werk vollendet und gestattet uns einen Ueberblick über Guizots ganze parlamentarische Laufbahn. Es sind zwar nur Belegstücke, die uns hier geboten werden, und die eigentliche Erzählung findet sich in desselben Verfassers „Memoires pour servir à l'histoire de mon temps“; oder auch, diese Memoiren können als authentischer Commentar jener parlamentarischen Reden gelten. Dennoch aber hat vorliegendes Werk des Eigenthümlichen und Selbstständigen genug, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

In meinem ersten Artikel habe ich hervorgehoben, wie verschieden zuweilen der Eindruck, den eine Rede auf den Zuhörer macht, von dem ist, den sie in den späteren Lesern hervorbringt. Die Vollendung des Werkes läßt nun eine andere Vergleichung zu. Wir können sehen, in wie weit Guizot von den wechselnden Verhältnissen beherrscht worden ist, und bis zu welchem Grade er sie überwältigt hat.

[1] „Oesterreichische Wochenschrift“ vom 18. April 1863.

Digitized by Google

Das muß der Leser bald einsehen, der Charakter dieses Mannes ist, so zu sagen, aus einem Stück gegossen. Wo Inconsequenzen sich herausstellen, so sind es eben nur solche, die in der menschlichen Natur begründet sind, aber von Wankelmuth ist keine Spur. Diese Consequenz, oder richtiger, das starre Festhalten an dem einmal für richtig Erachteten, ist ja eben ein Hauptvorwurf, den ihm seine Gegner machen. Guizot war wirklich derselbe 1817, als er zur Gruppe der sogenannten Doctrinäre gerechnet wurde, wie 1847, als „feindliche Leidenschaften" die „Katastrophe vom Februar" herbeizuführen im Begriffe waren.

Der im Winter von 1816 bis 1817 von den Ultraroyalisten zur Bezeichnung des liberalen Theils der Kammer (Royer-Collard ꝛc.) erfundene Ausdruck „Doctrinär" war in gewisser Hinsicht bezeichnend, und es ist eben nicht ehrenvoll für die verschiedenen Parteien in Frankreich, daß sie dieses Wort mit einer gewissen Geringschätzung aussprachen. Eine Doctrin haben, gewisse Grundsätze befolgen, das ist dem Staatsmann unentbehrlich. Uebrigens ist die der „Doctrinäre" einzig und allein auf das Repräsentativregiment gegründet, gleich entfernt von Absolutismus und radicaler Volksherrschaft, und ihre Grundsätze, wenn auch in Folge mancherlei Erfahrungen sehr modificirt, zählen noch immer die große Mehrzahl der civilisirten Nationen zu ihren Anhängern.

Es ist wohl unnöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß hier nur Einzelnes aus den fünf Bänden herausgegriffen werden kann. Der Geschichtsfreund — auch der Freund der Beredsamkeit — wird selbst diese Bände lesen wollen, es bleibt daher nur noch übrig aus den zahlreichen Reden einige derjenigen Stellen hervorzuheben, die gerade im jetzigen Augenblick am meisten Interesse erregen mögen.

Versetzen wir uns in Gedanken in die französische Deputirtenkammer und an den 20. Februar 1845 zurück. Einer der Directoren des Ministeriums des Auswärtigen, Herr Drouyn de Lhuys, war eben abgesetzt worden, weil er als Deputirter wiederholt gegen das Ministerium gestimmt hatte. In der Kammer entstanden Debatten darüber, und Guizot sagte unter anderm Folgendes:

„ . . . Meine Herren, hinsichtlich dieses Vorfalls könnte ich Princip gegen Princip, Recht gegen Recht aufstellen und der Stimmfreiheit des Deputirten die Wahlfreiheit der Regierung, der Unabhängigkeit des Deputirten die Unabhängigkeit der verantwortlichen Regierung entgegensetzen. Wenn diese beiden Rechte sich begegnen oder zu gleicher Zeit entfalten, so müssen sie sich gegenseitig achten; sie haben sich einander keinen Vorwurf zu machen, keine Rechnung abzufordern. So wäre das Princip in seiner ganzen Strenge.

„Ich will aber weniger streng sein und anerkennen, daß man sein Recht nur mit Mäßigkeit . . . ."

Herr Leon v. Malleville — „Und zur rechten Zeit!"

Der Minister: „Und zur rechten Zeit benutzen soll." (Allgemeines Gelächter).

Guizot fährt dann fort und bemerkt, daß die Regierung nie Beamte, die in der Deputirtenkammer sitzen, ob ihres Votums behelligt; sie konnten in jeder Angelegenheit nach ihrem Gewissen stimmen. Manche Beamte haben stets auf der

Digitized by Google

Oppositionsbank gesessen und haben nie wegen der Bewahrung ihrer Unabhängigkeit gelitten. Aber diese Unabhängigkeit hat ihre Grenzen, sie muß sich mit anderen Rechten vertragen lernen. Wenn es sich um specielle Fragen handelt, oder wenn der betreffende Beamte der Politik fern steht, so kann man den Widerspruch des Beamten gelten lassen. Dem ist aber keineswegs so, wenn es sich um eigentlich politische Fragen handelt, bei deren Lösung der widersprechende Beamte direct betheiligt ist. . . . .

Die Linke wollte dies nicht zugeben, allein der Beschluß des Ministers blieb unverändert. Das Interesse, das sich an diesen Vorfall knüpft, liegt nicht in dem Umstand, daß Herr Drouyn de Lhuys gerade jetzt Minister ist, sondern in der Verschiedenheit der Grundsätze, die über diesen Punkt in Europa zu herrschen scheinen. Damals waren die Beamten in Frankreich wählbar; im Jahre 1848 wurden sie ausgeschlossen und sind es geblieben, man ging sogar so weit, Eisenbahndirectoren und sämmtliche Lieferanten, Arbeitsunternehmer u. dgl. der Regierung als unwählbar zu erklären, was wohl zu weit gegangen war. Die Linke hatte schon lange nach dieser Reform gestrebt, und als sie ans Ruder kam, versäumte sie die Gelegenheit nicht. In Preußen sahen wir aber kürzlich das entgegengesetzte Schauspiel: die Regierung erschwerte die Wahl der Beamten und die Opposition, „die Fortschrittspartei", unterstützte die Wahl mit vielem Eifer. Dieser Umstand zeigt, daß die Frage mehrere Lösungen zuläßt.

Pikant ist, daß Herr Drouyn de Lhuys jetzt gar nicht in den Fall kommen kann, gegen einen Untergebenen zu handeln wie Guizot gegen ihn, da kein activer Beamter in der Kammer sitzen kann. Uebrigens würde der jetzige Minister gewußt haben den veränderten Umständen Rechnung zu tragen, wie solches aus dem „Moniteur" vom 27. September 1863 hervorgeht. Dort ließ er erklären: „Die (französische) „Presse" hat in einigen Artikeln dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten allein die Verantwortlichkeit unserer auswärtigen Politik zugeschrieben. Indem diese Zeitung zugleich die allgemeine Richtung unserer Politik und die Art, wie diese ausgeführt wird, tadelt, verkennt sie den Geist unserer Institutionen. Unter dem jetzigen Regiment rührt der Gedanke, der die Geschäfte leitet, vom Souverain her, der Minister hat keine andere Verantwortlichkeit als die der Ausführung". So sprach derselbe Minister, der aus dem Senat trat, weil der Kaiser diesem Staatskörper einen Mangel an Initiative vorwarf. So haben sich die Zeiten geändert!

Gehen wir zu einem andern Gegenstand über. Alle neueren Constitutionen sprechen sich gegen das Imperativmandat aus, d. h. sie erlauben den Wählern nicht, dem Deputirten irgend ein Votum vorzuschreiben. Man sucht fast vergeblich in den staatswissenschaftlichen Werken nach einer Begründung dieser Bestimmung, der Punkt ist gewöhnlich als selbstverständlich übergangen worden. Dennoch aber ließe sich — besonders in Freistaaten und Quasi-Freistaaten — manches dafür sagen. Das Volk ist souverän, heißt es da, im Wahlact übt es eben seine Souveränetät aus, wer kann diesen Machtgebrauch rechtlich beschränken? Dazu

Digitized by Google

kommt, daß der Deputirte der Repräsentant seiner Wähler ist, diese geben ihm ein Mandat, eine Vollmacht; sie müssen sie daher beschränken, bestimmen und zurückziehen können.

Daß sich gegen diese Ansicht gewichtige Einwände erheben lassen, geht schon daraus hervor, daß keine Constitution das Imperativmandat ausdrücklich erlaubt, daß aber viele es ausdrücklich untersagen. Die Charte von 1814 hatte sich nicht darüber ausgesprochen, und als der Fall vorkam (Sitzung vom 31. August 1846), hielt Guizot eine Rede, aus der wir einige Stellen hervorheben:

Der Minister. . . . „Ich gehe zur Besprechung dieser Frage über, und zwar mit dem tiefen Gefühl ihrer Schwierigkeit und mit der festen Absicht, nach jeder Seite hin gerecht zu sein und sowohl das Recht der Wähler, wie das der Minoritäten zu berücksichtigen, da hievon unser aller Freiheit abhängt.

„Meine Herren, was das Verdienst, die Weisheit und, ich möchte sagen, die Schönheit unserer Regierung ausmacht, das ist, daß die absolute Gewalt nirgends ihren Sitz hat. In unseren Institutionen ist nirgends eine Gewalt, die das Recht hat, ohne Discussion, ohne Untersuchung zu sagen: „„Dies ist mein Wille, und dies soll Gesetz sein““. Ein solches Recht gäbe die absolute Gewalt, diese aber existirt nirgends bei uns.

„Wenn eine Frage zu lösen, irgend eine große Maßregel zu nehmen ist, so kann die Frage nur gelöst, die Maßregel nur ergriffen werden nach erfolgter Discussion und freier Untersuchung: freie Untersuchung seitens des Publicums durch die Preßfreiheit; freie Untersuchung seitens der Regierung durch die Discussion im Schooße ihrer großen Organe. Ueberall ergreift bei uns freie Untersuchung, freie Discussion jedes Problem, jeden Act der Regierung, und nichts ist möglich, nichts wird definitives Landesgesetz, bevor es überall und von jedem discutirt worden ist.

„Das ist also die Grundlage unserer Verfassung; das ist der Sinn der drei wichtigen Artikel der Charte, des Artikel 7, der die Preßfreiheit gründet; des Artikel 16, der die freie Besprechung und das freie Votum in der Kammer sichert; des Artikel 12, der die Verantwortlichkeit der Minister festsetzt.

„Darauf beruhen unsere Garantieen jenen beiden großen Staatsgewalten gegenüber, die, freilich auf verschiedene Weise und aus verschiedenen Rücksichten, unverantwortlich sind: die Krone und die Wähler. Die Krone und die Wähler erkiesen Männer, deren Zusammenwirken die Regierung bildet; die Wähler ernennen die Deputirten, die Krone ernennt die Pairs und die Minister, die Deputirten, die Pairs, die Minister aber discutiren in Freiheit und ihre gemeinschaftliche Handlung bildet die Regierung; aber sie können nichts thun und nichts beschließen ohne freie und vollständige Untersuchung, ohne freie und vollständige Discussion. Das ist unsere Regierung! (Bravo! Bravo!)

„Aber, Meine Herren, das Imperativmandat zerstört alles dies; das Imperativmandat stellt den entscheidenden Willen, den endgültigen Beschluß vor der Berathung, vor der Untersuchung; das Imperativmandat vernichtet die Freiheit derer,

Digitized by Google

welche discutiren und untersuchen; es giebt die absolute Gewalt denen, welche nicht discutiren. (Bravo! Bravo!)

„Die Wirkung des Imperativmandats geht also dahin, die freie Regierung aufzuheben . . ."

Ich weiß nicht, ob dem Leser die öftere Wiederholung desselben Wortes lästig gefallen ist; allein derselbe darf nicht vergessen, daß die Rede (von der Obiges nur eine kurze Stelle ist) so wieder abgedruckt worden ist, wie sie der Stenograph gehört hat. Für den Zuhörer muß aber ein Vortrag ganz anders sein, als für den Leser. Der Leser der ein Wort, eine Zeile übersehen hat, geht auf dem Blatt so weit zurück, als nöthig ist, um den Zusammenhang wieder in seinem Geiste herzustellen, und die Fortsetzung wartet geduldig, bis sein Nachdenken sich ihr zuwendet. Der Zuhörer aber, wenn ihm ein Wort entgeht, kann selten die Lücke wieder ausfüllen, und je länger er über seinen Verlust nachdenkt, desto mehr läuft er Gefahr denselben zu vergrößern. Der gewiegte Redner ist daher darauf bedacht, dem Zuhörer das Mittel zu geben, sich wieder in den Gedankengang hineinzufinden. Jedenfalls gehört dazu, so oft als möglich lieber den Substantiv als das Fürwort zu benutzen. Ueberhaupt ist auch die häufige Anwendung des Pronomen nicht elegant.

In dem Artikel „Mandat impératif" meines „Dictionnaire général de la Politique" habe ich übrigens hervorgehoben, daß man höchstens für einzelne Fälle dem Deputirten ein Votum vorschreiben kann; in der Regel kennt man ja weder die Regierungsvorlagen noch die Vorschläge der Deputirten im Voraus, so daß hier von einem Imperativmandat gar keine Rede sein kann.

Unter den Streitpunkten, welche die Kammern zur Zeit des Ministeriums Guizot bewegten, sind besonders drei hervorzuheben: Das Visitationsrecht (droit de visite), die spanischen Heiraten und die Wahlreform.

Das Visitationsrecht hat jetzt sein brennendes Interesse verloren. Die „spanischen Heiraten" hätten nie das große Publicum bewegen sollen. In unseren Tagen können die Heiraten in den Fürstenhäusern nicht mehr denselben Einfluß ausüben, wie vor Jahrhunderten. Vor einiger Zeit, als England bei der Bundesversammlung gegen die Execution in Holstein Einspruch that, hörte ich um mich her sagen: der Prinz von Wales hat eine dänische Prinzessin geheiratet, mithin wird England auf Dänemarks Seite stehen. Ich machte bloß darauf aufmerksam, daß zwei deutsche Fürsten englische Prinzessinen geheiratet haben, und jene Politiker waren zum Schweigen gebracht. In Wahrheit scheint es, daß England weder den einen noch den anderen seine Guineen oder seine Kanonen geben wird. Das Inselreich wird täglich friedlicher gesinnt und jetzt schon kann dasselbe als der Repräsentant des ewigen Friedens gelten. Wenn sich seine Gesinnung in derselben Richtung stärkt, so mag es einmal auf den Gedanken kommen, Gibraltar den Spaniern, zurückzugeben, und Malta? Wem anders als dem Malteserorden, wenn er zu den drei althergebrachten Gelübden noch ein viertes, die Türken in Ruhe zu lassen, hinzufügen zu wollen verspricht.

Digitized by Google

Dem war aber nicht immer so, und zwar wenn die „spanischen Heiraten" England so aufbrachten, daß es dazu beitrug, die Juliregierung trotz des „herzlichen Einverständnisses" zu stürzen (Lord Normanby, der englische Gesandte in Paris, hat sich dessen gerühmt), so war es, weil Frankreich dadurch zu mächtig im Mittelmeer geworden wäre. Wenigstens war dies der wichtigste englischerseits vorgebrachte Grund, das Hauptargument, das Guizot zu widerlegen hatte.

„Es liegt hierin", sagt er, „ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit, und England wird bald dahin kommen, beide zu erkennen.

„Meine Herren, als der Utrechter Friede geschlossen wurde, war die Stellung Englands im mittelländischen Meere bei weitem nicht, was sie heute ist. England erwarb eben Gibraltar, besaß aber noch nicht Malta und Korfu; es hatte noch im Mittelmeer weder die lebhafte Schifffahrt, noch die große Machtentwicklung, wie in unseren Tagen. Wenn das durch den Utrechter Vertrag beabsichtigte Gleichgewicht seitdem gestört oder aufgehoben worden ist, so ist es zu Gunsten Englands geschehen.

„Ich bin weit entfernt zu glauben, weit entfernt zu verlangen, daß das mittelländische Meer ein französischer Landsee werde; das ist eins jener übertriebenen, trügerischen Schlagwörter, welche zwischen Völkern, zwischen Regierungen künstlich Schwierigkeiten hervorrufen, die sich bald ins Ungeheure ausdehnen. Es liegt keine Wahrheit in jenem Worte: das Mittelmeer ist kein französischer See und soll kein französischer See sein. Aber Frankreich nimmt einen zu großen Raum am mittelländischen Meere ein, und dieses Meer ist zu wichtig für Frankreich, als daß Frankreich nicht mit großer Wachsamkeit alle in der Lage der ans Mittelmeer grenzenden Völker eintretenden Veränderungen beobachten sollte. Ich wiederhole es, alle seit 100 Jahren in jener Gegend eingetretenen Veränderungen haben zu Gunsten Englands stattgefunden, und man hat in London nicht das Recht sich zu wundern oder sich darüber zu beklagen, daß wir im mittelländischem Meere das Gleichgewicht, zu dem wir berechtigt waren, wiederherstellen. England hat nichts davon zu fürchten. Die Besorgnisse, welche es deshalb an den Tag legt, sind ungerechte, unbegründete Besorgnisse, und die Thatsachen werden es bald beweisen. . . ."

Weit interessanter als jene beiden Fragen, erscheint aber die Wahlreform. Im März 1847 hatte Herr Duvergier de Hauranne einen Gesetzvorschlag in die Kammer gebracht, wonach eine Steuerquote von 100 Frcs. statt von 200 genügend zur Wählbarkeit erklärt, und die Zahl der Deputirten von 459 auf 538 vermehrt wurde. Guizot sprach dagegen, und der Vorschlag wurde mit 252 Stimmen gegen 154 verworfen. Die Rede, die Guizot bei dieser Gelegenheit hielt, ist eine der ausgezeichnetsten dieses großen Redners. Er irrt sich zwar in der Hauptsache, allein einen Irrthum gut vertheidigen, das ist eine größere Schwierigkeit, als die Wahrheit mit Glanz verfechten. Hier nun einzelne Stellen, die vielleicht etwas verlieren, weil wir sie aus dem Zusammenhang reißen müssen.

Digitized by Google

„. . . . Ich bin übrigens weit davon entfernt, die moralische Wichtigkeit mancher Fragen zu verkennen, selbst wenn ich denselben jede reale und politische Grundlage absprechen muß. Es ist meiner Ansicht nach ein großes Uebel, wenn dergleichen Fragen ohne Noth aufgeregt werden; es ist in keiner Hinsicht dem Lande zuträglich, weder seinen Institutionen, noch für die öffentlichen Sitten; die lebende Gesellschaft ist nicht geeignet, hier in diesen Räumen der Gegenstand von Studien, Controversen und Experimenten zu werden; seine wirklichen, dringenden Bedürfnisse zu berücksichtigen, das ist unsere Aufgabe und diese ist schon groß genug. Aber wenn einmal dergleichen Fragen erhoben worden sind, so sehr man auch von ihrer Nutzlosigkeit überzeugt ist, so muß man doch ihre Größe anerkennen. Es wäre am besten sie nicht zu berühren, wenn man sie aber berührt, so muß es mit Achtung (respect) geschehen.

„Ich werde daher den Vorschlag des Herrn Duvergier de Hauranne eben so ernstlich besprechen, als wenn derselbe berücksichtigungswerthe Motive hätte. Dieser Vorschlag ist in meinen Augen eine von keiner gesellschaftlichen Nothwendigkeit hervorgerufene parlamentarische Nothwendigkeit. (Bravo! Bravo!) Ich will ihn dennoch mit Aufmerksamkeit betrachten.

„Meine Herren, wenn unser jetziges Wahlsystem eine lebende Person wäre, eine mit Gefühl und Sprache begabte Person, welche in diesen Räumen das Wort hätte, sie würde mit Recht erstaunen und sich beklagen.

„Seit ungefähr dreißig Jahren besteht schon unser Wahlsystem, wenigstens in seinen wesentlichen Zügen; seine Existenz ist in zwei große Zeitabschnitte durch eine große Revolution getheilt worden.

„Im ersten, zwischen 1817 und 1830, ist unser Wahlsystem heftig vom Parteigeist und selbst von der Regierung angegriffen worden; dieselben beabsichtigten es zu Gunsten gewisser Ansprüche des Absolutismus und des ancien Régime zu fälschen, und die neuere Gesellschaft eines Theiles ihrer Rechte zu berauben.

„Es hat diese Angriffe überwunden und Frankreich und die Charte gerettet.

„Zur Zeit der Revolution von 1830 hat man das System stark bearbeitet und nach Gutdünken modificirt.

„Seitdem und bis auf diesen Tag hat es einen Kampf ganz anderer Art zu bestehen gehabt; es hatte sich gegen den Geist der Unordnung, gegen den Hauch der Revolution, gegen die Anarchie zu wehren; es hat auch diese Gegner überwunden und nochmals Frankreich und die Charte gerettet.

„Welches Wahlsystem, ich möchte es wohl wissen, ist in so kurzer Zeit auf solche harte Proben gestellt worden? Es hat sie stets überstanden. Und dabei verlangt man von Ihnen, daß Sie es verdammen und verändern!

„Meine Herren, wenn es reden könnte, es würde reichlich das Recht haben, uns der Undankbarkeit zu zeihen. (Zustimmung im Centrum.)

Digitized by Google

„So lassen sich die Thatsachen vernehmen, so bald man sie fragt; so lautet der Zuruf der Erfahrung, der gesunden Vernunft.

„Gehe ich von den Thatsachen zu den Principien über, so erhalte ich dieselbe Antwort; sie flößen mir dieselben Gefühle ein, bringen mich zu denselben Resultaten.

„Unser Wahlsystem ist principiell eben so gut, so legitim, wie es thatsächlich nützlich und wirksam war.

„Wie Sie wissen, resumirt sich jedes Wahlsystem in folgenden Punkten: Wer soll wählen? Wie soll gewählt werden?

„Hinsichtlich der ersten dieser Fragen: Wer soll wählen? war Frankreich von 1789 bis 1817 in steter Anstrengung, bald um zu verwirklichen und bald um zu vermeiden, ich will nicht sagen das allgemeine Stimmrecht, denn das allgemeine Stimmrecht ist an sich so widersinnig (absurde), daß kein Anhänger desselben es in seiner ganzen Strenge und Vollständigkeit anzunehmen wagt. (Widerspruch auf der äußersten Linken.) Nein, Niemand!"

Herr Garnier-Pagès. — „Sein Tag wird kommen."

Der Minister. „Es giebt keinen Tag für das allgemeine Stimmrecht. Es wird keine Zeit geben, in der alle menschlichen Geschöpfe ohne Ausnahme berufen sein können die politischen Rechte auszuüben.

„Die Frage ist nicht werth, daß ich mich einen Augenblick von der abwende, die wir eben besprachen. (Zustimmung im Centrum.) Ich sagte, daß während der ersten Zeit der Revolution unsere Wahlgesetzgebung bald bestrebt war — nicht das allgemeine Stimmrecht — sondern das Stimmrecht der Menge zu verwirklichen, bald es zu vermeiden ...."

Raummangel zwingt uns unsere Citation abzubrechen; es ist aber nicht ohne Interesse die Unterscheidungen Guizots zwischen politischer Intelligenz und Intelligenz im Allgemeinen zu lesen, denn die Unterscheidung ist mit großer Kunst durchgeführt und die Rede machte auf den Zuhörer gewiß einen großen Eindruck. Der Leser, freilich, ist im Jahre des Heils 1863 weniger von der Stärke der vorgebrachten Argumente überzeugt. Man ist zwar keineswegs von dem Wirken des allgemeinen Stimmrechts erbaut, und unter meinen Bekannten in Frankreich sind zum Theil die — Fortgeschrittensten (les plus avancés) jetzt ebenfalls der Ansicht, daß das allgemeine Stimmrecht doch eben kein Universalmittel gegen alle politischen Uebel sei. Dennoch aber war Guizot zu conservativ. Frankreich geht nicht gern: es steht oder rennt. Zu Guizots Zeit war es in die Rennperiode gerathen, und in solchen Zeiten, wenn man die Zügel zu straff hält, so kann Unglück entstehen. Wer immer zur rechten Zeit — und just in dem geeignetsten Maße — nachzugeben verstände! Oft genügen selbst Scheinconcessionen; ich habe Fälle gesehen, wo sie nützlicher als wirkliche waren. Aber hiezu hätte sich schwerlich Guizot verstanden, denn, wie ich anfangs sagte, sein Charakter ist aus einem Stück gegossen. Er hat Grundsätze und befolgt sie, und seine Beredsamkeit verschafft ihnen selbst da Achtung, wo

Digitized by Google

man ihre Geltung verneint. Nicht jeder wird also Guizots Werk als eine Fundgrube politischer Wahrheiten benutzen, aber Niemand wird des berühmten französischen Staatsmannes Rednertalent bestreiten. Dr. M. Block.

Die astronomische Gesellschaft.

Die außerordentliche Zahl von Asteroiden, in deren intellectuellen Besitz uns die letzten 17 Jahre setzten, war wohl schon allein Grund genug, unter den Astronomen die Befürchtungen auftauchen zu lassen, wie denn in Zukunft dieses außerordentlich große Material bei den geringen Kräften zu beherrschen sei. Auf den Grundsatz, „Theilung der Arbeit", dem jetzt bereits die ganze industrielle Welt huldigt, mußten daher auch die Männer der Wissenschaft reflectiren.

Die Erfahrung lehrte, daß, was namentlich die Bearbeitung der kleinen Planeten betrifft, der bei weitem größte Theil in den Händen von deutschen Astronomen liegt. Wir dürfen nur das jährlich von dem Director der Berliner Sternwarte, Prof. J. F. Encke herausgegebene astronomische Jahrbuch näher betrachten. Welche Arbeitskraft absorbiren die dort gegebenen Ephemeriden der kleinen Planeten und wer sind die Bearbeiter derselben? Die Antwort ist kurz: Deutsche. Wenn nicht diese mit angestrengten Kräften das angehäufte Material wenigstens so weit aufarbeiten würden, als es die absolute Nothwendigkeit erfordert, wie viele von den 80 kleinen Planeten würden wohl wieder gefunden worden sein?

Ein weiteres Argument für „Theilung der Arbeit" sind die sogenannten großen astronomischen Arbeiten, deren Ausführung nur von Mehreren in Angriff genommen werden kann. Ich nenne nur eine: die Berechnung der Coordinaten für alle großen Planeten vom Jahre 1800 bis jetzt; eine Arbeit, welche ausgeführt zu sehen im Interesse jedes Astronomen liegen muß, da durch dieselbe die Bearbeitung der periodischen Kometen und der kleinen Planeten unendlich wieder gefördert wird.

Diese und ähnliche Gründe veranlaßten den in der astronomischen Welt zur Genüge bekannten Director der Leipziger Sternwarte, C. Bruhns damals noch Adjunct an der Berliner Sternwarte, in den Ferienmonaten 1860 einige seiner intimen Freunde zu bestimmen, sich in Berlin zu astronomischen Besprechungen zu versammeln. Es kamen unter anderen: Pape aus Altona (leider bereits todt), Schönfeld aus Bonn (jetzt Director der Sternwarte in Mannheim), Hornstein aus Wien (jetzt Professor der Mathematik an der Prager Universität) u. m. a. Das Resultat dieser Besprechungen war, im August des nächsten Jahres sich in Dresden wieder zu versammeln, und zwar sollten diesmal alle jüngeren deutschen Astronomen aufgefordert werden zu kommen. Die Einladungen übernahm Bruhns. Daß die Aufforderung nur an die jüngeren Astronomen erging, wurde dadurch

Digitized by Google

motivirt, daß man für einen eigentlichen astronomischen Congreß erst gehörig vorbereiten müsse.

Die am 20. und 21. August 1861 zu Dresden abgehaltene astronomische Zusammenkunft war schon vollzähliger. Es erschienen: Bruhns aus Leipzig, Förster aus Berlin, Krueger aus Bonn (jetzt Director in Helsingfors), Luther aus Königsberg, Klinkerfus aus Göttingen, Möller aus Lund, Karlinski aus Prag (jetzt Director in Krakau), Sonndorfer aus Wien; außer diesen waren noch anwesend kais. Rath Morstadt aus Prag, Hofmann und Drechsler aus Dresden, Engelmann aus Leipzig [1]. Die Anwesenden wählten Bruhns zum Vorsitzenden. Das Resultat dieser zweitägigen Versammlung war:

Feststellung von auszuführenden Arbeiten; Beschluß, daß die astronomische Zusammenkunft sich alle zwei Jahre wiederhole und so manches andere.

Der wichtigste Beschluß, den wir damals faßten, war jedoch entschieden der folgende:

„Bei der nächsten Astronomenversammlung möge die Einladung an alle deutschen Astronomen gerichtet werden, damit dieselbe möglichst vollzählig werde. Einstweilen soll jedoch das zu diesem Behufe gewählte Comité (Bruhns, Förster und Schönfeld) die nöthigen Vorbereitungen treffen bezüglich der Gründung einer astronomischen Gesellschaft, damit dieselbe sich bereits bei der nächsten Versammlung constituiren könne. Der Ort für die nächste Zusammenkunft sei Heidelberg, die Zeit der 27., 28. und 29. August 1863."

Das Geschäft der Einladung übernahm der Heidelberg zunächst wohnende Astronom Dr. Schönfeld.

Was solches Zusammenwirken nütze, zeigten bereits die bis zum nächsten Congreß verflossenen zwei Jahre. Der unermüdliche Vorsitzende des 1861er Congresses, Prof. Bruhns, suchte nämlich auch die damals gefaßten Beschlüsse wirklich auszuführen. So schrieb er mir z. B. in einem Briefe am 24. September 1862: „Die Coordinaten für alle großen Planeten von 1830 bis jetzt habe ich untergebracht".

Am 1. Juni 1863 erließ obgenanntes Comité in Form eines Circulars seine Einladung „an alle hochzuverehrenden Fachgenossen, so wie an alle Freunde wissenschaftlicher Bestrebungen im Gebiete der Astronomie". In Folge dieser Einladung versammelten sich daher zur bestimmten Zeit ungefähr 24 Astronomen und Freunde der Astronomie in Heidelberg. Leider war es mir diesmal nicht möglich auch beizuwohnen. Von Wien war nur Herr Theodor Oppolzer anwesend, Besitzer einer sehr hübschen Privatsternwarte in der Josephstadt, die näher zu besprechen sich vielleicht später Gelegenheit finden wird; die officiellen Astronomen waren auch diesmal nicht vertreten. Unter den Anwesenden in Heidelberg erblickte man Argelander aus Bonn, Zech aus Tübingen, Struve, Director der Sternwarte in Pulkowa, Bruhns aus Leipzig u. s. f.

Die Verhandlungen dauerten drei Tage und erstreckten sich diesmal auf die verschiedensten Fragen der Astronomie. Dieselben mitzutheilen liegt außerhalb des

[1] Einige Astronomen, welche verhindert waren zu erscheinen, hatten brieflich ihre Wünsche und Anträge eingebracht; so Pape aus Altona, Schönfeld aus Mannheim u. a.

Digitized by Google

Zweckes dieser Zeilen. Hier sei nur eines Beschlusses des Heidelberger Congresses näher erwähnt. Nachdem nämlich auf Grund der Verhandlungen des Dresdner Congresses die Frage wegen Gründung einer astronomischen Gesellschaft gehörig discutirt worden war und man sich insbesondere über den Namen des zu gründenden astronomischen Vereines geeinigt hatte, constituirten sich die in Heidelberg anwesenden Astronomen am 29. August 1863 unter dem Namen: „Die astronomische Gesellschaft" zu einem astronomischen Verein, dessen Zweck vor allem sein soll, das Augenmerk auf die mit vereinten Kräften und nach festen gleichförmigen Principien zu bewerkstelligende Ausführung von Vorbereitungsarbeiten zu richten, welche vielen Untersuchungen gemeinsam sind. Der Vorstand wurde in folgender Weise gewählt:

J. Zech, Professor in Tübingen, Vorsitzender; C. Bruhns, Professor in Leipzig, Stellvertreter des Vorsitzenden; F. Argelander, Professor in Bonn, Vorstands; mitglied; O. Struve, Director der Sternwarte in Pulkowa, Vorstandsmitglied; W. Förster, Observator der Berliner Sternwarte, Schriftführer; E. Schönfeld, Professor in Mannheim, Schriftführer; Dr. J. Zöllner in Leipzig, Rendant.

Die Statuten, auf Grund deren sich die astronomische Gesellschaft constituirte, bestehen vorläufig aus 18 Paragraphen. Sie wurden unlängst einer Nummer der „astronomischen Nachrichten" beigegeben. Ich will hier kurz die wichtigsten Punkte citiren, damit sich insbesondere die Freunde wissenschaftlicher Bestrebungen, denen die astronomischen Nachrichten weniger zugänglich sind, leichter orientiren können.

Die Aufgabe der Gesellschaft wird verfolgt durch wissenschaftliche Versammlungen, durch die Vereinigung von Arbeitskräften und Aufbringung von Mitteln zur Herstellung größerer astronomischer Arbeiten und durch Anlegung von litterarischen und anderen Sammlungen.

Die Geschäftssprache der Gesellschaft ist die deutsche. Die Mitgliedschaft ist an keine Nationalität gebunden. Bis 31. December 1863 steht es jedem Astronom und jedem Freunde der Astronomie frei, als Mitglied beizutreten; nur erwartet die Gesellschaft von den beitretenden Mitgliedern ein lebendiges Interesse an der Astronomie. Nach diesem Termine kann die Aufnahme eines neuen Mitgliedes nur durch geheime Abstimmung mit einfacher Majorität in der nächsten Versammlung erfolgen.

Jedes Mitglied hat ein Eintrittsgeld von fünf Thalern pr. Ct. und einen jährlichen Beitrag von derselben Höhe zu entrichten. Zahlt man beim Eintritte 50 Thaler, so ist man ein- für allemal dieser Leistungen enthoben Der jährliche Beitrag ist spätestens je am 1. April zu entrichten und franco an den Rendanten einzusenden.

Die Mitglieder erhalten sämmtliche Publicationen der Gesellschaft gratis; sie sind stimmberechtigt, aber nur wenn sie in der Versammlung anwesend sind.

Der Sitz der Gesellschaft ist vorläufig Leipzig, wo sich auch der Rendant befinden muß. Laut Beschluß des Heidelberger Congresses wird im Herbste nächsten

Digitized by Google

Jahres schon ausnahmsweise eine Versammlung in Leipzig sein. Beitrittserklärungen nehmen sämmtliche Mitglieder des Vorstandes an.

Es ist nur im Interesse dieser so erhabenen Wissenschaft zu wünschen, daß dieser junge Verein vorzüglich von zwei Seiten die nöthige Unterstützung findet: erstens von Seite der Astronomen, deren Aufgabe es ist, die wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins zu fördern, und zweitens von Seite der Freunde der Astronomie, deren Aufgabe theilweise die nöthige Unterstützung durch Geldmittel ist. Wer die Astronomical Society in London kennt, wer weiß, in welcher Weise dieselbe namentlich von Dilettanten unterstützt wird, der kann nur thunlichst das Emporblühen unseres jungen Vereines wünschen. Darum erlaube ich mir schließlich insbesondere an alle Freunde von wissenschaftlichen Bestrebungen in unserem Vaterlande die Aufforderung ergehen zu lassen, durch ihren Beitritt den Verein „Die astronomische Gesellschaft" nach Kräften unterstützen zu helfen. Da ich die meisten der Vorstandsmitglieder persönlich kenne, so erkläre ich mich mit Vergnügen bereit, die Vermittlung für einen allfälligen Beitritt zu übernehmen, oder über die Statuten nähere Auskunft zu geben.

Dr. R. Sonndorfer.

Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums.

Von Dr. Fr. Pfeiffer.

(Wien 1863, in Commission bei Carl Gerolds Sohn. Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften.)

—l— Vorliegende Schrift bildet das erste Heft einer Reihe kleinerer Aufsätze, die, wie der Verfasser im Vorwort sagt, „einerseits der älteren deutschen Sprache und Litteratur theils neue Quellen zuführen, theils schon vorhandene erweitern und vervollständigen, andererseits über einzelne wenig bekannte oder dunkle Punkte der deutschen Alterthumskunde Licht verbreiten oder auch der verkannten Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen sollen".

Den letzteren Zweck hat gleich der erste Aufsatz dieses Heftes „Ueber Meier Helmbrecht", unsere älteste Dorfgeschichte. Da dies vortreffliche Gedicht nicht leicht jedem zur Hand und verständlich sein dürfte, so wollen wir hier nur ganz kurz zum leichteren Verständniß der Frage, um die es sich handelt, den Inhalt angeben.

Helmbrecht, so heißt der Sohn eines reichen Bauers gleichen Namens, will, stolz und übermüthig, angesteckt von der Sucht über seinen Stand hinauszustreben und pochend, daß sein Pathe ein edler Ritter gewesen, auch ein Herr werden und ein Ritter. Ausgestattet von der ihm ähnlichen Schwester, der schwachen Mutter und dem umsonst widerstrebenden, mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit und seiner schlichten, aber gesunden, derben Gesinnung den Verblendeten zur Umkehr mahnenden Vater, dem böse Träume nichts Gutes verkünden, zieht er hinaus in

Digitized by Google

die weite Welt, in eines der Raubschlösser, deren Herren von dem Gute der Bauern und vorüberziehenden Kaufleute leben, und hat sich bald zum Meister in der ritterlichen Sitte des Raubes ausgebildet. Aber ihn erfaßt Verlangen, die Seinen wiederzusehen und er kehrt heim. Alles eilt dem Sohne des Hauses freudig mit herzlichem Gruße entgegen. Aber stolz und aufgeblasen redet er das eine lateinisch, das andere französisch, wieder andere vlämisch und selbst böhmisch an, so daß ihn der Vater nicht als seinen Sohn erkennen und nicht aufnehmen will, bis er ihm zum Beweis die Ochsen im Stalle nennt. Dann aber läßt er ein großes Mahl bereiten und nimmt ihn freudig auf. Da beim Mahle erzählen sich Vater und Sohn von der alten und neuen Rittersitte und der junge brüstet sich mit seinen und seiner Freunde Heldenthaten. Nicht lange hält ers zu Hause aus, er muß wieder rauben trotz den neuen Ermahnungen des Vaters, und auch die Schwester beredet er, ihm leichtsinnig zu folgen und seinem Freunde Lemberslint die Hand zu reichen. Eben feiern sie Hochzeit, da überraschen sie die Häscher. Seine Freunde büßen mit dem Tode, er wird verschont, aber geblendet und mit abgehauenem Fuße muß er an der Hand eines Knaben auf Krücken sich weiterschleppen, während man seine bethörte Schwester unter einem Zaune findet, ihre Blöße mit den Händen deckend. Er kommt so verstümmelt auch zum Hofe seines Vaters, aber dieser stößt ihn aus, ihn bitter höhnend, wenn ihm auch im Innern das Herz kracht. Nur die Mutter giebt dem Unglücklichen ein Stück Brot auf den Weg. Mehrere Jahre schleicht er so herum, bis er in einem Walde einigen Bauern begegnet, die er einst bitter beleidigt, und die ihn nun zur Rache an einem Baume aufhängen. So sind alle Träume seines Vaters erfüllt.

Es fragt sich nun in der uns vorliegenden Abhandlung, welches der Schauplatz dieses meisterhaften Gedichtes ist. Bisher hielt man Baiern dafür, und die von den Herausgebern M. Haupt und Th. v. Karajan aufgestellte Ansicht ging in alle Litteraturgeschichten über. Die Sache beruht auf Folgendem. Das Gedicht ist uns in zwei Handschriften erhalten, einer Ambraser und einer Berliner, welch' letztere gleichfalls aus Oesterreich stammt. Im Ganzen enthält die Ambraser den besseren Text und so hat sie Haupt auch seiner Ausgabe zu Grunde gelegt. Der einzige Anhaltspunkt nun zur Bestimmung des Schauplatzes, findet sich in drei Ortsnamen, die in den beiden Handschriften verschieden überliefert sind. Haupt schloß nun, daß die Handschrift, die sonst den besseren ursprünglichen Text bietet, auch hier das echte haben müsse, das in der anderen eben eine absichtliche Umänderung erfahren habe, und so folgt er auch in den Namen der Ambraser Handschrift. Aber sehen wir ein wenig genauer zu. Bei der Beschreibung von Helmbrechts Ausstattung sagt der Dichter, kein Bauer zwischen Hohenstein und Haldenberg, habe eine so schöne Weste getragen als der junge Helmbrecht. Und als der Vater den heimgekehrten Sohn bewirthet, da bedauert er, keinen Wein zu haben, aber Wasser könne er ihm geben, so ausgezeichnet, daß nur der Brunnen zu Wanghausen gleiches biete So nach der Ambraser Handschrift und in Haupts Ausgabe. Die Berliner hat dafür „zwischen Wels und dem Traunberg" und „zu Leubenbach (Leobenbach bei

Digitized by Google

Kremsmünster)." Es wird darauf ankommen, welche Handschrift den Schauplatz klarer und bestimmter begrenze, denn darin dürfen wir sicher das echte vermuthen, namentlich in einer Dorfgeschichte, die ihrem ganzen Wesen nach nichts vages, unbestimmtes in der Ortsbestimmung duldet. Suchen wir die Orte der Ambraser Handschrift, so finden wir der Hohensteine u. a. eines in Nieder-, eines in Ober-Oesterreich, eines in Mittel-Franken, vier in Württemberg; Haldenberge giebt es drei, eines in Baiern, zwei in Württemberg; endlich Wanghausen findet sich nur einmal, im österreichischen Innviertel. Bei den Hohensteinen und Haldenbergen könnte man in Verlegenheit kommen, welches man auswählen müsse. Lachmann, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß die Orte alle nahe beisammen liegen müssen, verstand unter Hohenstein das niederösterreichische und las statt Haldenberg, das er in der Nähe nicht fand, „Hakenberg" (an der mährischen Grenze). Karajan aber und mit ihm Haupt entschieden sich für Hohenstein und Haldenberg am Lech. Aber damit ist die Sache um nichts besser; 20 Meilen weit und darüber liegen die beiden Schlösser auseinander und 25 Meilen etwa von beiden ab liegt Wanghausen. Da fragt man wohl mit Recht: „wo innerhalb dieses ungeheuren Dreiecks, hat der Meier Helmbrecht gewohnt und ist der Schauplatz der tragischen Geschichte, die der Dichter, wie er uns sagt, selbst erlebt hat?" wie, wenn er zwischen Hohenstein und Haldenberg wohnte, hatte er Kunde von einem 25 Meilen abliegenden kühlen Brunnen? Ist das so was seltenes, daß es so meilenweit bekannt wird, und wird wohl ein Dichter, der sonst so viel Kunst und Geschick entwickelt, überhaupt zur Präcisirung des Schauplatzes zwei Burgnamen wählen, die kaum über den Kreis ihrer Umgebung hinaus weit bekannt und dazu noch in solcher Anzahl vorhanden waren, daß niemand wissen konnte, welche gemeint war? Auf so vage, unbestimmte Art begrenzen sonst die mittelhochdeutschen Dichter ihren Schauplatz nicht, sie wählen allgemein bekannte Grenzen, über die kein Zweifel sein kann.

Die ganze Schwierigkeit aber löst sich, wenn man der Berliner Handschrift folgt. Da sind Wels und der Traunberg (Traunstein) die Grenzen, innerhalb deren Helmbrecht wohnte, also der Traungau, und ganz nahe von Wels Leobenbach mit seinem trefflichen Wasser. Das ist doch so simpel, so klar, daß man sich wirklich erst recht besinnen muß, um zu glauben, daß man es je verkennen konnte. Außerdem heißt es noch ausdrücklich von einer Speise, die der Vater dem Sohne, um ihn an die Heimat zu fesseln, in Aussicht stellt: „Hier in Oesterreich hält sie jeder für eine Herrenspeise", eine Stelle, der Haupt vergebens durch spitzfindige Deutung ihre Beweiskraft zu schmälern sucht; vergleicht man dazu, wie Pfeiffer das in herrlichen Worten thut, die reichen Bauernhöfe in Oberösterreich und den stolzen, kräftigen Charakter ihrer Bewohner mit der Schilderung des Gedichtes, so wird die überraschende Uebereinstimmung gewiß nicht gering für Oesterreich in die Wagschale fallen.

Solchen Gründen gegenüber wird die bisherige Ansicht wohl die Segel streichen müssen und Pfeiffer darf das Verdienst in Anspruch nehmen, ein Vorurtheil beseitigt und eine kostbare Perle unserer älteren Litteratur für Oesterreich und speciell den Traungau gerettet zu haben.

Digitized by Google

Freilich, ob auch der Dichter aus den Traungau ist oder nicht, das ist damit nicht entschieden. Wenn er es auch nicht selbst sagte, daß er ein Fahrender sei, so würde er sich als solcher in seiner Litteratur- und Sagenkunde verrathen; auch sein Name, Wernher der „Gartenäre" heißt dasselbe, und ob hier Verderbniß anzunehmen und „Gätringaere" zu lesen ist, welches Geschlecht Pfeiffer aus oberösterreichischen Urkunden nachweisen kann, möchten wir doch bezweifeln. Aber das ist gewiß, aufgehalten muß er sich lange im Traungau haben, und nur durch die liebevollste und genaueste Beobachtung war es möglich, ein so warmes, wahres, farbensattes Bild zu schaffen. Und seine Heimat weit weg vom Traungau zu setzen, gestattet die Sprache nicht, die die Färbung des österreichischen Dialects zeigt.

Pfeiffer läßt der schönen, sehr klar geschriebenen Abhandlung eine Reihe meist treffender Emendationen mit Hülfe der Berliner Handschrift folgen, die Haupt auch im Allgemeinen zu gering, zu sehr als Ueberarbeitung ansah, und der ein künftiger Herausgeber des Gedichtes sorgfältige Beachtung wird schenken müssen.

Die zweite Mittheilung betrifft den geistlichen Roman „Barlaam und Josaphat", zu dem Pfeiffer Bruchstücke einer Bearbeitung abdrucken läßt, die sich, wie schon das erste derselben, vor 22 Jahren in Haupts „Zeitschrift" veröffentlichte, wieder in der Schweiz fanden. Gleichwohl ist der Dichter kein Schweizer, Pfeiffer sucht ihn in Ober-Baiern. Die Mittheilung ist speciell für Fachgenossen, daher wir hier nicht weiter darauf eingehen können.

Der dritte Aufsatz handelt über „Bruchstücke eines Lobgedichtes auf Kaiser Ludwig den Baier", die Pfeiffer auf zwei Dillingerdrucken der ehemaligen Jesuitenbibliothek als Buchdeckel fand. An der Hand der zahlreichen Analogieen, die andere ähnliche Gedichte boten, gelang es, die Bruchstücke mit großer Wahrscheinlichkeit aneinanderzureihen. Der Inhalt war wohl, wie Pfeiffer ihn angiebt, folgender: Der Dichter kommt auf einem Spaziergang zur Burg der Frau Venus und klagt dort, wie sehr man dem Kaiser Unrecht thue. Frau Venus weist ihn darüber an Frau Ehre, die zu den kommenden Pfingsten Gericht halten werde. Dahin kommt der Dichter, bringt sein Anliegen vor, und er selbst, Frau Venus und Frau Ehre, endlich die Tugenden loben den Kaiser. Am dritten Taze empfängt der Dichter für seinen Herrn aus der Hand der Frau Ehre das geweihte Schwert und die Rüstung zur Bezwingung seiner Feinde. Daran knüpft der Dichter Betrachtungen und Ermahnungen an den Kaiser, in dessen Auftrag er das Vorhergehende gedichtet habe, und den Preis des Friedens. Da der Dichter zu wiederholten Malen sich „Schreiber" nennt, so räth Pfeiffer mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit auf Kaiser Ludwigs Hofmeier und Protonotarius Ulrich Hangenohr aus Augsburg, dessen er sich wiederholt zu diplomatischen Sendungen an den päpstlichen Hof bediente. Dazu stimmt auch, daß die Sprache auf Schwaben, die Heimat Ulrichs, weist. Die Entstehung des Gedichtes fällt wahrscheinlich in die Jahre 1343 bis 1346. Das Gedicht dürfte für den Historiker, wenn auch nicht von Bedeutung, doch nicht ganz ohne Interesse sein, für den Philologen ist in sprachlicher Beziehung manche schöne Ausbeute daraus zu holen, wie die sorgfältigen Anmerkungen,

Digitized by Google

die Pfeiffer in nachahmenswerther Gewohnheit den Bruchstücken beifügt, reichlich nachweisen.

Dr. Maximilian Ritter v. Weisse.

Am 10. October d. J. starb zu Wels in Ober-Oesterreich Dr. Maximilian Ritter v. Weisse, pensionirter Director der k. k. Sternwarte zu Krakau. Um das Andenken an den eifrigen und vielverdienten Gelehrten zu ehren, nehme ich mir die Freiheit, der Redaction der „österreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" einige Notizen über Weisse's Leben und wissenschaftliche Thätigkeit, welche mir von der Familie des Verstorbenen freundlichst mitgetheilt wurden, zur gefälligen Veröffentlichung zu übersenden.

Maximilian Weisse wurde am 16. October 1798 zu Ladendorf in Nieder-Oesterreich geboren und war in der zahlreichen Familie von fünf Söhnen und fünf Töchtern das drittgeborne Kind; sein Vater, Johann Heinrich Weisse, war Oberamtmann in Ladendorf, und er sowohl wie seine Gemahlin Antonie, geborne Glax, waren mit der großen goldenen Verdienstmedaille decorirt, wegen der Verdienste, welche sie sich durch die Krankenpflege während der Kriegsepidemie im Jahre 1809 erworben haben. Bis zum 10. Lebensjahre blieb Max im elterlichen Hause, begann dann die Gymnasialstudien am k. k. akademischen Gymnasium in Wien, als Windhag'scher Stiftling im k. k. Stadtconvicte und Sängerknabe der k. k. Hofburgcapelle. Nach mit bestem Erfolge absolvirten Gymnasial- und philosophischen Studien bezog er als Hörer der Rechte die Universität, welche er mit dem Schlusse des Schuljahres 1822 als Doctor sämmtlicher Rechte verließ.

Während seiner Universitätsstudien verwendete er sich mit besonderer Vorliebe auf das Studium der Mathematik und Astronomie, und diese war auch entscheidend, als er mit sich über die Wahl seines künftigen Lebensweges zu Rathe ging; er wählte die Astronomie und war so glücklich, daß er schon am 5. August 1823 als Assistent an der k. k. Sternwarte in Wien angestellt wurde.

Als die Stelle des Directors der Sternwarte in Krakau erlediget wurde, bewarb sich Weisse um dieselbe, besonders aufgefordert und aufgemuntert vom Herrn Director J. J. Edlen v. Littrow, dessen warme Anempfehlung bewirkte, daß der Senat der Republik Krakau am 24. Mai 1825 Weisse zum Professor der Astronomie und Director der Sternwarte an der Jagellonischen Universität ernannte, nachdem ihn zuvor die Krakauer Universität statutenmäßig zum Doctor der Philosophie promovirt hatte. Er bekleidete diese Stelle unter dem mannigfachen Wechsel der Zeitereignisse bis zum Jahre 1861, durch volle 36 Jahre.

Am 5. November 1826 vermählte sich Weisse mit Caroline Lierhammer, einer Tochter des in Krakau lebenden Nürnberger Kaufmannes Karl Lierhammer, welcher Ehe vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, entstammten.

Digitized by Google

Wie man Weisse's Wirksamkeit schätzte, in welchem Ansehen er bei seinen Universitätscollegen stand, beweisen die vielfachen ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen und Ehrenstellen.

Die Universität wählte ihn zum Decan der philosophischen Facultät für die Studienjahre 1833/34, 1834/35, 1850/51, 1854 bis 1860. Vom Jahre 1833 bis 1847 war er als Vertreter des Conservators für Preußen (zuletzt Baron v. Werther) Mitglied des hohen Rathes der Jagellonischen Universität.

Am 18. Juni 1847 erhielt Weisse von Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland die große goldene Medaille „für Kunst und Wissenschaft", und eine gleiche am 16. Juni 1848 von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich für die Reduction der Bessel'schen Zonenbeobachtungen.

Am 14. Jänner 1848 erhielt er das Testimonial der königlich astronomischen Gesellschaft in London, die ihn am 12. Mai 1848 zu ihrem außerordentlichen Mitgliede ernannte.

Im Jahre 1849, am 19. Juni, wurde Weisse correspondirendes Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Wien; erhielt im Jahre 1851 den k. russischen St. Annen-Orden zweiter Classe, im Jahre 1854 das Ritterkreuz des k. österreichischen Franz Joseph-Ordens, am 12. Mai 1862 das des k. österreichischen Ordens der eisernen Krone und wurde in Folge der letzteren Auszeichnung am 2. August 1863 in den Ritterstand des österreichischen Kaiserthums erhoben.

Am 25. Mai 1861 verließ Weisse Krakau, da er, in Folge zu angestrengten Arbeitens in eine schwere Krankheit verfallen, nicht fähig war, sein Amt weiter fortzuführen, bat um die Pensionirung, welche ihm am 28. März 1862 gnädigst bewilligt wurde. Seit seinem Abgange von Krakau lebte Weisse zu Amstetten in Nieder-Oesterreich, in letzterer Zeit zu Wels in Ober-Oesterreich. Die kurze Zeit seiner Ruhe verbrachte Weisse nicht müßig, sondern, so viel es seine Gesundheit nur immer zuließ, eifrig mit astronomischen Arbeiten beschäftigt, bis ihn am 10. October 1863, nach einer langwierigen schmerzlichen Krankheit (Entartung der Unterleibsorgane), der Tod erreichte.

Am Feste seines h. Namenspatrones (12. October), Nachmittags um vier Uhr, wurde die irdische Hülle des Verstorbenen in feierlichster Weise, unter den Trauerklängen der vortrefflichen Musikcapelle des 13. k. k. Husaren Regimentes (Fürst Liechtenstein), unter zahlreicher Begleitung der Honoratioren der Stadt (der k. k. Beamten, des k. k. Officierscorps, Gemeinderathes), einer großen Menge Andächtiger, von den Turnern zu Grabe getragen und von seinem wissenschaftlichen Freunde und astronomischen Collegen, dem Abte von Kremsmünster, August Reslhuber, assistirt von der hochw. Pfarrgeistlichkeit und dem Astronomen Prof. P. Gabriel Strasser, eingesegnet.

Den Verstorbenen betrauern die tiefbetrübte Wittwe und zwei Töchter. Weisse's beide Söhne sind, der eine 17, der andere 10 Jahre alt, im Jahre 1846 binnen fünf Tagen am Typhus gestorben.

Digitized by Google

Weisse's Thätigkeit verbreitete sich an der Universität über den Unterricht in der Astronomie, an der Sternwarte über die Beobachtungen jeglicher Himmelserscheinungen; er führte regelmäßige meteorologische Beobachtungen nach einem geordneten Systeme aus, und richtete frühzeitig auch ein Observatorium zu den Bestimmungen der Elemente der erdmagnetischen Kraft und deren Aenderungen ein, wobei er leider! zu zweienmalen die traurige Erfahrung erleben mußte, daß dieses Observatorium ausgeplündert, die Magnete und Fernröhre gestohlen wurden.

Ein sehr großes und bleibendes Verdienst erwarb sich Weisse durch die mühsame Reduction aller von dem berühmten Königsberger Astronomen F. W. Bessel bestimmten Orte von kleineren Fixsternen (bis zur neunten Größe) auf den Anfang des Jahres 1825 und durch die Katalogisirung aller Sternpositionen nach der geraden Aufsteigung derselben.

Der erste Band, herausgegeben auf Kosten der k. Akademie zu Petersburg im Jahre 1846, enthält die in den Bessel'schen Zonenbeobachtungen niedergelegten Bestimmungen von 31.895 Sternenorten in dem Gürtel des Sternenhimmels zwischen — 15° und + 15° Declination.

Der zweite Band, herausgegeben von der k. Akademie zu Petersburg im Jahre 1863, umfaßt 37.862 Sternenorte in dem Gürtel des Himmels von + 15° bis + 45° Declination.

Der zweibändige Sternkatalog enthält, wenn man die Doppel- und mehrfachen Beobachtungen eines und desselben Sternes abrechnet:

im ersten Bande	.	27.119 Sterne
im zweiten Bande	.	31.445 „
also im Ganzen	.	58.564 Sterne.

Die Reductionen der Sternenorte des zweiten Bandes beschäftigten Weisse in den letzten Jahren seiner Anstellung und der Ruhe; er erlebte eben noch kurz vor seinem Tode die Freude, den Druck des zweiten Bandes vollendet zu sehen.

Der Katalog bietet dem praktischen Astronomen den großen Vortheil des leichten Aufsuchens der Sterne und der bequemen Reduction der Positionen derselben auf jede andere Zeit, während das Aufsuchen in den Bessel'schen Zonen viel mehr Zeit und Mühe in Anspruch nimmt.

Von den litterarischen Arbeiten Weisse's sind, nebst vielen Mittheilungen über astronomische Gegenstände in den „Astronomischen Nachrichten" und anderen Zeitschriften, selbstständig in Druck gelegt:

1. Tafeln zur Reduction der bei verschiedenen Wärmegraden beobachteten Barometerstände auf jede beliebige Normaltemperatur. Wien 1827, J. G. Heubner.

2. Coordinatæ Mercurii, Veneris, Martis, Jovis, Saturni et Urani. Cracoviæ 1829, typis fratrum Gieszkowski.

3. Correctiones temporis ex altitudinibus correspondentibus. Cracoviæ 1829, typis fratrum Gieszkowski.

Digitized by Google

4. Tables for computing the differences of heights drawn according to the heights barometers and thermometers. Vienna 1831, by J. B. Wallishausser.

5. Latitudo geographica Cracoviæ ex observationibus annorum 1829—1831 deducta. Dissertatio Cracoviæ 1832.

6. Resultate der an der Krakauer Sternwarte gemachten meteorologischen und astronomischen Beobachtungen. Krakau 1839, in Gieszkowski's Druckerei.

7. Obraz, obserwacyi meteorologicznych so roku 1842. Krakow 1845.

8. Observationes magni cometæ anni 1843 et istius anni 1840. Cracoviæ 1845.

9. Relatio de ecclipsi solis 7. Julii 1842. Cracoviæ 1845.

10. Positiones mediæ stellarum fixarum in zonis regiomontanis a Besselio inter — 15° et + 15° declinationis observatarum ad annum 1825 reductæ et in catalogum ordinatæ. Petropoli 1846, jussu Akademiæ imperialis.

11. Spostrzeżenie meteorologiczne so obs. Krakowskim z. r. 1848—1851. Krakow 1849—1852.

12. Spostrzeżenie Komety 1850 przes Petersena adkrytego. Krakow 1851.

13. Allgemeine Uebersicht der an der k. k. Krakauer Sternwarte vom Jahre 1826 bis 1852 gemachten meteorologischen Beobachtungen. Krakau 1853.

14. Sternbedeckungen und Mondsterne, beobachtet auf der k. k. Sternwarte zu Krakau. Krakau 1855.

15. Vergleichung des Catalogus generalis pro 1830 in Struve's „Stellarum fixarum imprimis duplicium et multiplicium positiones mediæ" mit den beiden Katalogen aus Bessels Zonenbeobachtungen. Wien 1858.

16. Stündliche Barometerbeobachtungen zu Krakau in den Jahren 1848 bis 1856. Wien 1858.

17. Variationen der magnetischen Declination, beobachtet in Krakau. Wien 1859.

18. Positiones mediæ stellarum fixarum in zonis regiomontanis a Besselio inter + 15° et + 45° declinationis observatarum ad annum 1825 reductæ et in catalogum ordinatæ. Ed. curavit et præfatus est Otto Struve. Petropoli 1863

A. R.

---

* Zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Wiener Universität (1865) bereitet der krainische Historiograph Herr P. v. Radics eine Sammlung von Biographien von hundert Krainern vor, die ihre Universitätsstudien in Wien gemacht, und die als Priester, Gelehrte, Staatsmänner eine hervorragende Stellung im Staate eingenommen haben.

Das Werk wird einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs und speciell des Landes Krain bieten, es wird aber nebstdem ganz vorzüglich geeignet sein zu zeigen, wie vor Zeiten über hundert Männer auch aus diesem Lande der Krone ihre ganze künftige Stellung im Leben an der Hochschule der Reichshauptstadt, welche man

Digitized by Google

so gerne oft mit dem Maßstabe einer Kronlandshochschule zu messen geneigt ist, begründet und wie die Beziehungen, die sie da in jungen Jahren geknüpft, fort und fort wirkend blieben zum Besten der Einzelnen, des Heimatlandes und des Gesammtstaates.

* Vom nächsten Jahre an wird im Verlage der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck eine „Zeitschrift für Tirolische Geschichte" in vierteljährigen Heften erscheinen. Die Redaction derselben besorgen die Herren Durig, k. k. Oberrealschullehrer, Dr. Alfons Huber, k. k. Universitätsprofessor, P. Justinian Ladurner O S. F., David Schönherr, Redacteur, und Dr. J. V. Zingerle, k. k. Universitätsprofessor. Nicht nur der größte Theil der Geschichtsforscher Tirols haben ihre Mitwirkung bei dieser Zeitschrift zugesagt, sondern auch eine namhafte Anzahl hervorragender Historiker in Oesterreich und Deutschland haben dieses Unternehmen mit Freude begrüßt und ihre Mitarbeit zugesichert. Es läßt sich daher unter obiger Redaction und so bedeutender Mithülfe mit Recht ein für tirolische Geschichte höchst werthvolles Organ erwarten, und Tirol wird in dieser Beziehung künftighin nicht mehr seinen Nachbarländern, die schon längst solche Organe besitzen, nachstehen. Diese Zeitschrift, der gewiß jeder Geschichtsfreund mit Interesse entgegensieht, ist durch die Unterstützung, welche ihr der Landesausschuß in richtiger Würdigung ihrer Bedeutung bereitwilligst zugewendet hat, auf eine Reihe von Jahren gesichert. (B. f. T. u. V.)

* „Die Legitimität in Schleswig-Holstein. Gedrängte Darlegung der historischen Ereignisse, auf welchen das Staatsrecht und die Staatserbfolge der Herzogthümer beruhen" ist der Titel einer, wenige Seiten umfassenden Broschüre, welche soeben in Prag bei H. Dominicus von Dr. Karl Esmarch, Prof. der Rechte an der Prager Universität, einem Holsteiner von Geburt, zu Gunsten der Herzoge von Augustenburg veröffentlicht wurde.

B. Seit zehn Jahren werden wir mit Uebersetzungen ungrischer Poesien im vollen Sinne des Wortes überschüttet; aber wohl gerade daraus, daß die Uebersetzer mehr darauf bedacht waren, uns gleichzeitig mit allen namhaften Erzeugnissen der magyarischen poetischen Litteratur bekannt zu machen, als darauf, wenig, aber dies Wenige annähernd vollkommen wiederzugeben, mag es sich erklären, daß allen, die nicht der Ursprache mächtig sind ein Begriff von der Bedeutung und Eigenthümlichkeit der ungarischen Dichtung noch heute so wenig vermittelt ist, wie vor dieser „Bewegung". Mit wenigen Ausnahmen haben sich die Uebersetzer ihre Sache sehr leicht gemacht. Waren sie überhaupt — was keineswegs durchgängig der Fall — beider Idiome in hinreichendem Grade mächtig, so zeigten sie doch sehr selten das volle Verständniß ihrer Aufgabe, Gedanken, Bilder, Färben und so viel möglich Form des Originals zu wahren und doch zugleich das Ganze dem Geiste der deutschen Sprache anzupassen. Hätten sie sich die Aufgabe des Uebersetzens eines Dichterwerks so vor Augen gehalten, so würden sie der Mehrzahl nach wohl die Hände davon gelassen haben.

In jüngster Zeit hat Arany die Aufmerksamkeit mehrerer Uebersetzer auf sich gezogen. Uns liegen zwei verschiedene Auswahlen aus seinen Dichtungen vor, die eine von Kertbeny, in Genf, die andere von Ludwig Korodi, in Hermannstadt erschienen. Keine von beiden erklärt uns die Nothwendigkeit, einem an Dichtern so reichen Volke, wie dem deutschen, noch poetische Anleihen auf jener Seite zu machen. Bemühen wir uns auch, die ungelenken, an Flickworten und schweren Reimen überreichen Verse beim Lesen gleichsam mit dem Ohre zu verbessern, uns vorzustellen, wie dieselben etwa lauten würden, wenn sie aus dem Munde des Dichters unmittelbar deutsch erklungen wären, so erhalten wir doch immer nur einige artige Gedichte, wie wir selbst deren unzählige haben, wie sie, heutzutage in Deutschland erscheinend, nicht die geringste Beachtung finden würden. Das Verhältniß ist vielleicht ein ganz anderes; wir wollten eben nur con-

Digitized by Google

statiren, daß solche flüchtige und ungeschickte Uebertragungen Niemand etwas nützen. Einiges Interesse können höchstens die idyllischen Sachen wegen ihrer Localfarbe beanspruchen.

---

* C. F. Reichardt, Architekt, „Zur Begründung einer allgemeinen Bauordnung in Sänitäts-, Sicherheits-, Verkehrs- und ästhetischer Beziehung" (Hamburg 1863. bei O. Meißner).

Die vorliegende Schrift empfehlen wir bestens allen unseren Vertretungskörpern und Personen, die sich für eine Reform des städtischen Bauwesens und der Baugesetzgebung im Allgemeinen interessiren. Dieselbe hat, wenn auch dem Verfasser vorzugsweise Hamburger Verhältnisse vorschweben, doch eine sehr naheliegende Beziehung auf jede Großstadt, besonders auf Wien. „Die Mangelhaftigkeit der betreffenden staatlichen Einrichtungen", bemerkt Reichardt mit Recht, „gilt keineswegs für Hamburg allein, sondern in noch stärkerem Grade, wenn auch in anderer Weise, für das gesammte übrige Deutschland und dessen Städte. Daß im bureaukratischen Polizeistaate, dessen Wesen die Bevormundung der Bürger und die Unfehlbarkeit der administrativen Behörden ist, selbst bei vorhandener, weit vollkommenerer Organisation seines Staatsbauwesens, eine derartige gesetzliche Bauordnung eine Unmöglichkeit sei, leuchtet sofort ein. Als Grundbedingung der Ausführbarkeit stellt sich demnach das Vorhandensein des Rechtsstaates im Gegensatze zum mehr oder minder ausgebildeten Polizeistaate heraus". In Hamburg, das durch den Brand vom Jahre 1842 noch ganz besonders an eine gute Bauordnung gemahnt wird, vollzieht sich eben der Uebergang in den Rechtsstaat auch in der Administrative und es begreift sich, daß dort die Frage nach einer entsprechenden Bauordnung ventilirt wird.

Architekt Reichardt behandelt seinen Gegenstand mit Rücksicht auf den „öffentlichen und den privaten Grund", auf die ästhetischen Rücksichten, die von einer Bauordnung zu verlangen sind, auf die städtische Baulinie und die Behörden der Bauordnung.

Die heutige Großstadt verlangt eine ganz moderne Auffassung der Baufrage; mit der traditionellen Behandlung der Baufrage kommt man gegenwärtig nicht mehr weiter. Hier in Wien ist das Bedürfniß einer Reform des Bauwesens so dringend, daß es passend erscheinen dürfte, auf die betreffende Frage mit besonderer Rücksicht auf Communalverhältnisse auch in diesem Organ detaillirt einzugehen.

* F. K. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg hat ein „Sphragistisches Album", welches eine Reihe von Siegeln von souverainen und von mediatisirten Fürstengeschlechtern enthält, herausgegeben. Fürst Hohenlohe-Waldenburg gilt bei allen Sphragistikern als eine Autorität und seine Publicationen ist man gewohnt als Musterarbeiten zu betrachten. Auch die gegenwärtige zeichnet sich durch Reinlichkeit und Verläßlichkeit vor ähnlichen Arbeiten vortheilhaft aus. Das vorliegende Heft enthält 18 lithographirte Blätter in Querfolio.

---

h. „Die liturgischen Dramen des Mittelalters". Text und Musik von E. de Coussemaker, correspondant de l'Institut. Paris 1861, Didron. Dieser schöne Quartband ist der Publication von Documenten gewidmet, die einen wichtigen Platz in der Geschichte des alten Theaters einnehmen. Diese liturgischen Dramen sind übrigens nicht zu verwechseln mit den sogenannten Mysterien. Die ersteren sind eine Inscenesetzung und Ergänzung des damaligen Gottesdienstes und der Heiligenverehrung,

Digitized by Google

ihre Darsteller sind Geistliche, ihr Schauplatz Kirchen und Klöster. Die Mysterien hingegen wurden auf eigentlichen Theatern aufgeführt, und zwar durch eine Gesellschaft von Laien; sie erregten beim Zuschauer nicht bloß religiöse, sondern auch weltliche Gefühle.

Sehr richtig betont der Verfasser nach dieser sachgemäßen Unterscheidung die wichtige Rolle, welche die Musik bei den liturgischen Dramen spielt und folgert daraus die Nothwendigkeit, den Text überall mit den ihn begleitenden Musiknoten zu reproduciren. Erst dadurch wird die allseitige Würdigung dieser bisher vernachlässigten Denkmäler ermöglicht, die in gleicher Weise auf Liturgie, Theater und Musik Bezug haben. Das Verzeichniß der von M. de Coussemaker gesammelten Stücke, wird das Wesen und Interesse derselben am besten andeuten: 1. Die klugen und thörichten Jungfrauen. 2. Die Prophetien über Christus. 3. Die Auferstehung. 4. Daniel. 5 Die ausgefeuerten Mädchen Wunder des h Nicolaus. 6. Die drei Cleriker, zweites Wunder des h. Nicolaus. 7. Der bestohlene Jude, drittes Wunder des h. Nicolaus. 8. Gedrons Sohn, viertes Wunder des h. Nicolaus. 9. Die Anbetung der h. drei Weisen. 10. Der Bethlehemitische Kindermord. 11. Die h. Frauen am Grabe. 12. Die Erscheinung zu Emaus. 13. Die Bekehrung des h. Paulus. 14. Die Auferweckung des Lazarus. 15. Die Hirten. 16. Die drei Könige. 17. Die Osternacht. 18. Die drei Marien. 19. Die Verkündigung. 20. Klage der drei Marien. 21. Die Grablegung. 22. Der Tag der Auferstehung.

Die meisten dieser Stücke sind französischen Handschriften aus verschiedenen Bibliotheken entlehnt. Die vier letzten (19 bis 22) aber sind uns in einem Manuscript aus dem 14. Jahrhundert überliefert, das gegenwärtig die Kathedrale von Cividale besitzt. Auf diese hatte bereits Prof. v. Eitelberger einmal aufmerksam gemacht und beiläufig bemerkt sind auch die vorliegenden Abdrücke derselben nicht ganz genau.

Doch bleibt dabei de Coussemakers Werk sehr verdienstlich, da von den früheren Herausgebern die Musiknoten fast ausnahmslos vernachlässigt und zum Theil auch die Texte noch nicht veröffentlicht wurden. Dasselbe bietet uns nicht bloß eine ziemlich getreue Copie aller alten liturgischen Dramen, die bisher aufgefunden sind, sondern auch eine eingehende Beschreibung und die Facsimile der sieben Handschriften, welche uns dieselben überliefert haben.

* A. F. Didot hat einen sehr lehrreichen „Essai typographique et bibliographique sur l'histoire de la gravure sur bois“ (Paris 1863) herausgegeben, welcher, selbstständig erschienen, als Einleitung der verunglückten „Costumes anciens et modernes de César Vecellio“ dient. Die deutsche Kunst findet darin eine eingehende Würdigung, die in ihrem Werthe nichts verliert, wenn auch Hans Holbein der jüngere als Schweizer und das Straßburg des 16. Jahrhunderts bereits als eine französische Stadt behandelt wird. Das Buch ist mit großer Sorgfalt abgefaßt und insbesondere für die Bibliographie Frankreichs sehr lehrreich. Ein guter Index und ein Verzeichniß der Monogramme erleichtern den Gebrauch des Buches.

---

* Dem Decret über die Reform der Ecole des beaux-arts, welches im „Moniteur“ veröffentlicht wurde, entnehmen wir folgende Bestimmungen: Die Schule steht unter der Leitung eines alle fünf Jahre von der Regierung zu ernennenden Directors, welcher 8000 Frcs. Besoldung erhält. Auch die sämmtlichen Professoren und Verwaltungsbeamten

Digitized by Google

werden von der Regierung ernannt und besoldet; erstere erhalten 2400 Frcs. jährlich. Für die nächsten fünf Jahre ist Robert Fleury zum Director ernannt. Es werden Zwangscurse über Geschichte, Archäologie, Aesthetik, Anatomie und Perspective eingeführt. Die Professoren haben alle Vierteljahre über die Leistungen der Schüler an das Ministerium zu berichten. Mit der Einrichtung der sogenannten Prix de Rome wird ebenfalls ein Wechsel vorgenommen, der Art, daß von jetzt an auf jede Section nur ein Preis fällt, und die Stipendien nur auf vier, statt früher auf fünf Jahre ertheilt werden. Von diesen kann der Gekrönte zwei Jahre in Rom und die zwei anderen auf Reisen zubringen. Medaillen- und Steinschneider erhalten die Stipendien bloß auf drei Jahre, von denen ebenfalls zwei in Rom zu verbringen sind.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe, vom 2. December 1863.

Es werden der Classe vorgelegt:

a) Eine Ausgabe des grammatischen Werkes: „Maase Efod", des spanischen Juden Perifot Duran, von Herrn Jonathan Friedländer, mit der Bitte, für den Druck derselben eine Unterstützung der Akademie zu erwirken.

b) Ein Aufsatz des Herrn Dr. Friedrich Müller: „Ueber die Harari Sprache im nordöstlichen Africa".

Der Verfasser weist, gegenüber Bleek, Lepsius und Burton, die das Harari in die Classe der sogenannten halbsemitischen Sprachen einreihen, aus den Formen der Sprache auf das bestimmteste nach, daß sich dieselbe mit dem Amharna und Tigre (den heutzutage in Abyssinien gesprochenen Hauptsprachen) unmittelbar an das Geez (äthiopische Kirchensprache) anschließt, ja in manchen Punkten sogar die beiden ersteren an Alterthümlichkeit übertrifft. Daran reiht sich eine kurze Analyse des Verbums im Galla und Saho (Sprache von Mussaua), welche in einer folgenden Abhandlung, die von den sogenannten halbsemitischen Sprachen in Africa handeln wird, zum Ausgangspunkte genommen werden soll.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 3. December 1863.

Der Secretär hinterlegt ein versiegeltes Schreiben zur Sicherung seiner Priorität.

Folgende Dankschreiben sind eingelangt:

Vom niederösterreichischen Landesausschusse ddo. 19. November für die Betheilung der Landesoberrealschulen zu Krems und Wr. Neustadt und der Unterrealschule zu Baden mit den Sitzungsberichten der Classe.

Von dem Chef der geologischen Durchforschung Schwedens, Herrn Prof. Axel Erdmann, ddo. 9. November, für die dem Bureau de la recherche géologique de Suède bewilligten Separatabdrücke aus den Schriften der Classe.

Der Secretär bespricht endlich eine ihm zugekommene Schrift über Spectralanalyse von Herrn Dr. Dibbits in Utrecht, in welcher derselbe nebst interessanten Mittheilun-

Digitized by Google

gen über das Vorkommen von Lithium, Rubidium und Cäsium, seine Untersuchungen über die Spectra der Flammen von Cyan- und Ammoniakgas in Sauerstoff beschreibt und sehr gelungene Abbildungen dieser und des Spectrums der Kohlenwasserstoffflamme giebt.

Herr Prof. Brücke übergiebt eine Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Prof. Joh. Czermak in Prag, welche den Titel führt: „Ueber die in den Sehnen der schiefen Bauchmuskeln bei Fröschen vorkommenden Inscriptiones elasticæ", und ein bisher unbekanntes Structurverhältniß der Sehnen animaler Muskeln, welche sonst überall durch die Armuth an elastischen Fasern ausgezeichnet sind, aufdeckt.

Das wirkliche Mitglied Herr Director v. Santini in Padua übersendet Elemente und Ephemeriden des am 5. November von Tempel in Marseille entdeckten Kometen, die aus Paduaner Beobachtungen vom 17., 19. und 21. v. M. durch Herrn G. Michez abgeleitet wurden.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 24. November 1863.

Der Präsident Herr Dr. Theodor Kotschy eröffnet die Sitzung mit folgender Ansprache:

„Sie haben mir die große Ehre erwiesen, mich zu Ihrem diesjährigen Präsidenten zu wählen. Es drängt mich, Ihnen vor allem anderen meinen innigsten und herzlichsten Dank auszusprechen. So ungemein schmeichelhaft Ihre auf mich gefallene Wahl für mich auch ist, so sehr, ich muß es gestehen, hat sie mich auch überrascht. Meine Vorgänger in diesem Ehrenamte bilden bereits eine ansehnliche Reihe von Männern, deren Namen in der großen Gesellschaft, wie in den wissenschaftlichen Kreisen schon vollkommen geeignet waren, das Ansehen der geographischen Gesellschaft zu erhöhen, wenn sie sich an die Spitze derselben stellten. Meine gesellschaftliche Stellung ist zu unbedeutend, als daß sie hierauf Anspruch machen könnte, auch darf ich mir nicht schmeicheln, den ausgezeichneten Männern, welche bei uns die Wissenschaft in erster Reihe vertreten, beigezählt zu werden. Ich muß daher die auf mich gefallene Wahl nur dem glücklichen Umstande zuschreiben, daß es mir vergönnt war, auf meinen mehrfachen größeren botanischen Reisen in den drei alten Welttheilen mir auch meine geographischen Kenntnisse gesammelt zu haben. Ihre diesmalige Wahl ist daher eine Anerkennung für wirklich ausgeführte Reisen. Als solche fasse ich sie auf, nur als solche nehme ich sie an und danke Ihnen auch im Namen aller derjenigen Oesterreicher, die sich den Beschwerden der Durchforschung entfernter Länder aus Eifer für Wissenschaft unterzogen haben. — Meine Vorgänger haben ihre als Präsidenten übernommene Aufgabe in einer so ausgezeichneten Weise gelöst, daß es mir sehr schwer gelingen dürfte, solche Erfolge aufzuweisen. Doch will ich gewöhnt auch über schwierige Hindernisse hindurchzukommen, keineswegs vor der übernommenen Aufgabe zurückschrecken, sondern redlich mich bestreben alles aufzubieten und anzuwenden, was zur Förderung der k. k. geographischen Gesellschaft, und ihren Interessen beitragen kann. Unsere Gesellschaft kann sich zwar einer so günstigen Stellung nicht erfreuen, wie ihre Schwestervereine in London, Paris und St. Petersburg, die durch ihren Einfluß bei der Regierung, wie durch die ihnen zur Verfügung stehenden materiellen Hülfsmittel in der angenehmen Lage sich befinden, auf die Lösung wichtiger geographischer Probleme nicht nur geistig, sondern auch materiell einzuwirken; dessenungeachtet fallen auch ihr höchst wichtige Aufgaben zu. Die Geographie, wenn auch von

Digitized by Google

so großer Bedeutung für den Menschen und dessen Thätigkeit, wie nicht minder für den Staat und dessen politische Stellung genießt gerade in unserem Oesterreich, das eine der wichtigsten geographischen Stellungen einnimmt, weder in dem Unterrichtswesen noch in der Wissenschaft jene Beachtung, die ihr zukommt und die ihr an anderen Orten auch reichlich gezollt wird. Ihr diese Beachtung und Geltung zu verschaffen, muß eine der eifrigsten Bestrebungen unseres Vereines sein und bleiben. Es läßt sich aber vor Allem durch die größtmöglichste Verbreitung geographischer Kenntnisse unseres großen, noch zum Theile wenig gekannten Gesammtstaates, wie des weiten Erdballes erzielen. Dieses Ziel zu erreichen soll mein stetes Streben sein, und das Bewußtsein, demselben auch nur um wenige Schritte näher gekommen zu sein, wäre der schönste Lohn, den ich mir in Aussicht stellen könnte.

Und somit übernehme ich diese mir durch Ihre Güte übertragene Würde mit dem freudigem Gefühle, daß Sie Alle diese meine Ansicht vollkommen theilen, und ich bin von der erhebenden Hoffnung beseelt, daß durch unsere vereinten Kräfte mit der Zeit solches geleistet werde, wodurch unsere Gesellschaft sich würdig an die Seite der älteren Schwestervereine im Auslande werde stellen können."

Der Secretär Herr Bergrath Foetterle theilt hierauf noch das von den Scrutatoren verfaßte Protokoll über die in der letzten Jahresversammlung vollführten Wahlen von Functionären mit.

Als ordentliche Mitglieder wurden gewählt die Herren Jos. Sikora k. k. Major, und Fr. Köke, Besitzer einer lithographischen Anstalt.

Herr Foetterle gedachte ferner des vor kurzem erfolgten Todes des Professors der Geschichte und Geographie am k. k. Polytechnicum in Ofen, Dr. Adolf Schmidl, der sich an der Gründung der k. k. geographischen Gesellschaft betheiligte. Schon vor 20 Jahren an der Entwicklung und Förderung der Naturwissenschaften in Wien auf das lebhafteste betheiligt, hatte er fortwährend in dieser Richtung gearbeitet, und seine für die Kenntniß des großen Oesterreich so wichtigen Untersuchungen der Höhlen am Oetscher, im Karst und im Bihar-Gebirge haben ihm einen ehrenvollen Namen in der Wissenschaft gesichert.

Herr Foetterle legte noch eine von den Herren Director Dr. Fenzl, Custos R. v. Frauenfeld und Hofrath W. Haidinger befürwortete und von den Herren Dr. L. Radlkofer in München, Dr. A. Schenk in Würzburg und Dr. A. Schnizlein in Erlangen ausgehende Einladung zur Theilnahme an einer Ehrenbezeugung für den hochverdienten Botaniker Dr. C. Fr. Ph. v. Martius in München zu dessen 50jährigem Doctor-Jubiläum, bestehend in einer Medaille. Die k. k. geographische Gesellschaft, deren Ehrenmitglied Prof. Dr. v. Martius ist, beschloß, sich an dieser Ehrenbezeugung zu betheiligen und Herr Foetterle lud die anwesenden Herren gleichfalls zu ihrer Mitwirkung ein, nachdem die Verdienste des Prof. v. Martius in geographischer Beziehung, namentlich durch seine Forschungen in Brasilien, nicht minder bedeutend sind, als in der Botanik.

Schließlich theilte Herr Foetterle noch die Uebersetzung zweier, an Herrn Dr. Euting in Babstadt von dem Scheich Zain el-abidin el-Kunti zu Nasir Berber in Sudan und von dem Oberhaupt der Kaufmannsgilde zu El-Obeid, Achmed Soghairun, in arabischer Sprache gerichteten Briefe mit, welche ebenfalls Nachrichten über den wirklich erfolgten Tod des Reisenden Eduard Vogel enthalten und dieser von dem ersteren der Habsucht des Sultans von Wadai, von dem letzteren aber dem Aberglauben des Volkes und dem Verdachte der Zauberei zugeschrieben wird.

Herr Dr. A. v. Ruthner legte sein neues Werk: „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen" vor, und fügte einiges über die Veranlassung und den Inhalt des Buches bei. (Siehe „Wiener Zeitung" vom 28. November.)

Digitized by Google

Herr Prof. Dr. v. Hochstetter legte den von Dr. A. Petermann und ihm gemeinschaftlich bearbeiteten topographisch-geologischen Atlas von Neu-Seeland vor. Sechs Karten in Farbendruck, welche hauptsächlich Gebiete der Provinzen Auckland (Nordinsel) und Nelson (Südinsel) umfassen, geben ein deutliches Bild von den Oberflächenverhältnissen und dem geologischen Bau des Landes. Dieser Atlas bildet einen Theil der wissenschaftlichen Publicationen der „Novara"-Expedition. Hierauf übergiebt Prof. Hochstetter der Gesellschaft eine Karte der Provinz Canterbury (Neu-Seeland) als Geschenk von dem correspondirenden Mitgliede Dr. Julius Haast, dem verdienten Geologen der genannten Provinz, welcher durch seine Forschungen in den neuseeländischen Alpen auch der geographischen Wissenschaft so viele wichtige Beiträge geliefert hat. Auf dieser Karte ist zum erstenmale der Hauptzug der südlichen Alpen mit seinen Hochgipfeln bis zu 13.000 Fuß Meereshöhe und seinen colossalen Gletschern mehr im Detail dargestellt. Die Karte enthält zugleich die Reiserouten Dr. Haasts in den Jahren 1861 bis 1863, Dr. Hectors 1863 und Mr. Whitcombe's 1863. Haast, Hector und Whitcombe hatten 1863 die Aufgabe, auf drei verschiedenen Punkten in den Alpen gangbare Pässe aufzusuchen, dieselben zu überschreiten und bis zur Westküste vorzudringen. Vollständig gelang dies nur Dr. Haast, welcher, vom Wanakasee ausgehend, einen nur 1600 Fuß hohen Paß entdeckte und, dem nach ihm benannten Haast-River folgend, glücklich die Westküste erreichte Dr. Hector ging vom Wakatipsee aus, war jedoch, nachdem er mit den größten Schwierigkeiten das Ziel die Westküste in der Nähe von Jackson-Bay, bis auf wenige Meilen Entfernung erreicht hatte, aus Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr genöthigt. Ein sehr trauriges Ende nahm die dritte Expedition nahe der nördlichen Grenze der Provinz Canterbury. Mr. Whitcombe, Surveyor von Canterbury, hatte, nur begleitet von einem Mann, nach unsäglichen Schwierigkeiten, Entbehrungen und Leiden aller Art, Anfangs Mai die Westküste südlich der Mündung des Brunnerflusses erreicht. Es gelang ihm noch, halbverhungert der Küste entlang bis zum Taramakanfluß zu kommen, wo er Eingeborne oder Goldgräber zu treffen hoffte. Allein es fand sich keine Hülfe. Die äußerste Noth drängte zum Uebergang und der verzweifelte Versuch, den reißenden Fluß auf einem schlechten Fahrzeuge zu übersetzen, kostete ihm das Leben. Sein Begleiter, Jakob Louper, wurde wie durch ein Wunder gerettet und hat in der „Lyttelton Times" eine Erzählung der Reise veröffentlicht, welche Prof. Hochstetter in deutscher Uebersetzung mittheilte. Diese schlichte aber bis in die einzelnsten Züge ausgeführte Erzählung gab ein höchst anschauliches Bild, mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten die ersten Erforscher dieser rauhen, wilden und menschenleeren Gebirgsgegenden zu kämpfen hatten, Schwierigkeiten, welche ganz anderer Art, aber nicht weniger groß sind als diejenigen, welche bei der Erforschung des australischen Continentes schon so viele Opfer gefordert haben. Leider brachte die letzte Post aus Neu-Seeland abermals nur betrübende Nachrichten über Unglücksfälle, welche neuseeländische Erforscher betroffen haben, indem auch Mr. Howitt, der Bruder des bekannten australischen Reisenden, mit zweien seiner Begleiter in den neuseeländischen Alpen auf dem Brunnersee im Juli d. J. zu Grunde gegangen ist und dem unermüdlichen Dr. Hector auf einer zweiten Reise nach der Westküste der Arm zerschmettert wurde.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 1. December 1863.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger im Vorsitz.

Der Vorsitzende gedenkt in anerkennendsten Worten des am 21. November in Ofen verstorbenen Professors der Geographie am Josephs-Polytechnicum, Adolf A. Schmidl,

Digitized by Google

und giebt aus dem Leben desselben die Erinnerungspunkte, in welchen derselbe günstig auf die Entwicklung der neueren wissenschaftlichen Bewegung in Oesterreich durch seine „Oesterreichischen Blätter für Kunst und Wissenschaft", welche auch die Berichte der Sitzungen der „Freunde der Naturwissenschaften" enthielten, eingewirkt, bis das Blatt schloß und Schmidl Actuar der k. Akademie der Wissenschaften wurde. Dann erwähnt er seine Höhlenforschungen, im Jahre 1850, (mit Erleichterungen der k. k. geologischen Reichsanstalt), endlich seine Wirksamkeit in Ofen und seine letzte Untersuchungsreise im Bihar, mit Peters, Kerner und Wastler, und das werthvolle Werk darüber, welches erst kürzlich mit Subvention der k. Akademie der Wissenschaften erschienen war.

Es wird ferner von demselben das reiche Album der photographischen Bilder aus der Tauernkette vorgelegt, welche die Herren G. Jägermayer und Comp., während ihrer Sommercampagne in dem gegenwärtigen Jahre gewannen. Hofrath Haidinger war unter den ersten Theilnehmern an der Vorbereitung zu derselben gewesen, und es würde auch das Album, dank der freundlichen Aufmerksamkeit des Herrn Jägermayer, zuerst in einer der Sitzungen der k. k. geologischen Reichsanstalt vorgelegt worden sein, wenn diese nicht für diesen Zweck zu spät, erst am 3. November, eröffnet worden wäre. So geschah die erste Vorlage am 13. October in der k. k. geographischen Gesellschaft. In warmen Worten wird der große Erfolg, die Schönheit der Bilder anerkannt, welche sich vollständig den viel bewunderten Bildern der Herren Bisson Frères an die Seite stellen, uns aber näher stehen durch den Gegenstand, unsere eigene heimische wohlbekannte Alpen- und Gletscherwelt. Während die Farbenpracht der Erscheinung, wie bei den von dem hochverdienten Thomas Ender in den Sitzungen mit steter Bewunderung gesehenen Aquarellen, die Sinne fesselt, giebt sein Licht und Schatten den Eindruck der Sicherheit einer wahren „Urkunde", in dreifacher Richtung: für Kunst in den landschaftlichen Bildern, für Natur in den Studien der Oberflächen, der Felsgesteine, der Gletscher, und für Geschichte in den Darstellungen des Menschenwerkes. Auch der reichen Anerkennungen wird gedacht, welche dem erfolgreichen Unternehmen zu Theil wurden, der Allerhöchst verliehenen Medaille Viribus unitis, so wie der auch materiellen Anerkennungen durch Anweisungen für Exemplare des Albums von 86 Bildern.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer legt eine Reihe von der k. k. geologischen Reichsanstalt in der letzten Zeit zugegangenen Geschenken zur Ansicht vor. Besonders hervorzuheben ist unter denselben eine prachtvolle Marmorplatte, 44 Zoll lang, 27 Zoll breit aus den Brüchen von Adneth bei Hallein, welche wir Herrn Fabriksbesitzer Justin Robert verdanken. Es giebt diese Platte einen Beweis, welche schönen Erzeugnisse die von Herrn Robert neuerlich in Angriff genommene Marmorindustrie in Salzburg zu liefern vermag, und wir wünschen dieser Unternehmung den besten Fortgang.

Weiter erhielt die Anstalt Mineralien und Petrefacten aus der Umgegend von Werfen durch Herrn k. k. Bergschaffer Joh. Mayrhofer, darunter die interessante Rhynchonella pidata Bronn vom Westfuß des Tannengebirges und durch Herrn Otto Rang, Bergverwalter in Füll in Siebenbürgen, Neogenpetrefacten aus den in Trachyttrümmergesteinen eingeschlossenen Eisensteinflötzen am Südfuß der Hargittakette, welche die Parallelstellung dieser Gebilde mit den Cangerienschichten des Wiener Beckens erweisen.

Noch theilte Herr v. Hauer aus einem Briefe des Herrn Prof. W. Gümbel in München mit, daß der letztere im verflossenen Sommer geologische Aufnahmen in der Umgegend von Bayreuth durchgeführt und sich dabei überzeugt habe, der pflanzenführende Bayreutherſandstein bilde nicht, wie Braun angenommen hatte, ein Aequivalent des unteren Lias, sondern liege noch unter den tiefsten Schichten des letzteren; eine

Digitized by Google

Beobachtung die für die Deutung der sogenannten Gneftenerschichten unserer Alpen von großer Bedeutung erscheint.

Herr K. Paul legte die geologische Detailkarte seines im Laufe des letzten Sommers untersuchten Aufnahmsgebietes vor, und besprach die geologischen Verhältnisse der Ebene von Tyrnau und derjenigen, welche zwischen der March und den kleinen Karpathen sich ausbreitet. Die Tyrnauer Ebene besteht fast ausschließlich aus Löss, ein Umstand, der zwar den Geologen wenig anzuregen geeignet ist, dagegen eine hohe Ertragsfähigkeit des Bodens bedingt. Die March-Ebene hingegen zeigt in ihrem Centrum eine ausgedehnte Ablagerung diluvialen Sandes, welcher kaum einer anderen Vegetation, als Föhrenwäldern, genügenden Nahrungsstoff zu gewähren vermag. Unter diesem Diluvialsande finden sich alle Stufen des Wiener Tertiär Beckens, die marine, brackische und lymische vertreten, die letzteren durch das Vorkommen eines nicht unbedeutenden Braunkohlenflötzes bemerkenswerth.

Herr Benjamin v. Winkler theilt das Ergebniß von Analysen des Breitenbrunner und des Sóskuter Leithakalkes mit, welche er im Laboratorium der k. k. geologischen Reichsanstalt durchgeführt hatte. Beide Gesteine, der erstere schon seit langer Zeit als „Margarethener Sandstein" bekannt, letzterer erst neuerlich, finden bei den Bauwerken in Wien eine ausgedehnte Verwendung. Das specifische Gewicht des Breitenbrunner Steines beträgt 1.66, das des Sóskuter 1 72, so daß ein Kubikfuß des ersteren 93 bis 94, des letzteren dagegen 97 Pfund wiegt. Ihre Bestandtheile in 100 Theilen sind: kohlensaurer Kalk 94.71 und 90.65, kohlensaure Magnesia 2.35 und 3.16, kohlensaures Eisenoxydul 1.73 und 0.53, Thonerde und Kieselerde 0.57 und 4.51, Wasser und Verlust 0.64 und 1.15. Eine Untersuchung auf Phosphorsäure ergab für den Breitenbrunner Stein eine deutliche, für den Sóskuter aber undeutliche Reaction.

Herr Johann Rachoy gab eine durch Profile und Belegstücke erläuterte Darstellung des kohlenführenden Tertiärbeckens von Leoben und übergab als Geschenk an die Anstalt eine Reihe sehr interessanter Fossilreste, die er daselbst aufgesammelt hatte. Es sind Zehen, nach der Untersuchung des Herrn Prof. E. Sueß dem Dinotherium bavarium Mey. angehörig, aus dem Hangendsandsteine östlich von dem v. Fridau'schen Ritterwaldsstollen, dann Pflanzenabdrücke und ein Fischabdruck aus dem Hangendschiefer im Anna-Unterbaustollen. Letzterer wurde von Herrn Dr. Steindachner als einer neuen Art angehörig erkannt und Meletta styriaca benannt.

Herr Director Haidinger bespricht noch eine Anzahl von Gegenständen, welche in letzter Zeit an die k. k geologische Reichsanstalt eingesandt wurden. Eine Photographie des k. baierischen Bergrathes C. W. Gümbel in München, mit der Widmung: „Dem Vorbilde deutscher Gründlichkeit, deutschen Fleißes, deutscher Beharrlichkeit, der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, von Dr. W. Gümbel". Ferner von Herrn Prof. F. Zirkel in Lemberg eine Besprechung der neuen Auflage des ersten Bandes von Gustav Bischofs großem Grundwerke „Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie". Schon die erste Auflage war auf Veranlassung der Cavendish Society in das Englische übersetzt worden. Bischof hatte von der Geological Society in London die von Wollaston gestiftete Ehrenmedaille erhalten, auch ist das Werk dieser Gesellschaft gewidmet. Der Verfasser ist gegenwärtig bedauerlicher Weise in Bezug auf sein Augenlicht beeinträchtigt, so daß er sich oft fremder Hülfe bedienen muß. Herr Prof. Zirkel war selbst in dieser Richtung thätig und so vorzüglich befähigt über den Gegenstand selbst Bericht zu erstatten. Ueber einen Punkt, die Betrachtungsweise gewisser Pseudomorphosen geht Herr Hofrath Haidinger noch in einige Erläuterungen seiner eigenen Ansichten ein.

Ferner wird Herrn Prof v. Hochstetters „Geologisch-topographischer Atlas von Neu-Seeland", Geschenk des Herrn Professors, vorgelegt und erläutert. Er bildet einen

Digitized by Google

Theil des großen von Hochstetter vorbereiteten Werkes über die Geologie der Novara-Expedition und von Neu-Seeland insbesondere, dessen Herausgabe unter den allergnädigsten Bewilligungen nun in Gang gebracht worden ist.

Sodann zwanzig Sectionen geologisch-colorirte Karten der Aufnahmen der Provinz Victoria in Australien, gesandt von Alfred R. C. Selwyn, dem Regierungsgeologen. Ihr Maßstab ist 1 : 31.680 oder 440 Klafter auf 1 Zoll, während unsere Militäraufnahmen, die wir für die geologischen Aufnahmen benützen, den Maßstab von 1 : 28.800 der Natur oder von 400 Klaftern gleich 1 Zoll haben. Unsere k. k. Generalquartiermeisterstabs-Specialkarten, welche wir geologisch für das Publicum coloriren, haben erst den Maßstab von 1 : 144.000 oder von 200 Klaftern gleich 1 Zoll.

Anläßlich der der k. k. geologischen Reichsanstalt zugehenden Geschenke wird beigefügt, wie doch auch das Verlangen nach den von hier aus gefertigten Karten stets im Wachsen begriffen ist. Eine namhafte Bestellung, 77 Sectionen, das Erzherzogthum Oesterreich, Salzburg, Inner-Oesterreich und Illyrien, kam ganz neuerlichst von dem k. preußischen Oberbergamte zu Breslau, welches übrigens bereits die Specialkarten von Böhmen und die Generalkarten und Straßenkarten fast des ganzen Kaiserreiches besitzt.

Einigen eben angelangten Broschüren des Herrn Barrande sprach für wissenschaftlichen Inhalt Herr Director Haidinger vollkommene Anerkennung aus, sah sich jedoch gezwungen, über einen Punkt in Ansicht von dem Verfasser abzuweichen. Nicht von Wien aus begann die von Barrande erwähnte Polemik, sondern von der entgegengesetzten Seite, wenn sie auch durch das Wort Défense so zu sagen bemäntelt ist. Unser Zweck ist nicht Polemik, sondern nach Kräften redliche, möglichst vorurtheilsfreie Arbeit.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Die Abendsitzung der Abtheilung des deutschen Geschichtsvereins für allgemeine Landesgeschichte in Prag vom 3. December war ungewöhnlich zahlreich besucht. Der Vorsitzende Herr Prof. und Dr. Höfler erstattete seinen Bericht über den ersten Theil der von Herrn Prof. Scheinpflug verfaßten „Geschichte des Cistercienserstiftes Osseg, welche demselben zur Begutachtung übergeben worden war. Dieser Abschnitt des Werkes reicht bis zum Jahre 1591. Herr Prof. Höfler sprach sich darüber in sehr anerkennender Weise aus und lobte die eben so gründliche als sorgfältige und erschöpfende Bearbeitung des vorhandenen Stoffes.

Herr Prof. Höfler theilte sodann in Kürze die Ergebnisse seiner Forschungen über die Biographie einer bisher von der Landesgeschichte noch fast gar nicht gewürdigten Persönlichkeit mit, nämlich der Prinzessin Barbara von Brandenburg, Tochter des Markgrafen Achilles und Gemahlin des Königs von Böhmen Wladislaw Jagello, deren eigenthümliche Lebensschicksale einen sehr wichtigen Einfluß auf die spätere Zukunft des Landes nahmen, und unter anderen Umständen leicht der Anlaß hätten werden können, daß das brandenburgische Haus eine bleibende Bedeutung für die Krone Böhmen erlangte. Herr Prof. Höfler hat namentlich in Münchner Archiven sehr werthvolle Aufschlüsse über diesen bisher wenig erklärten Theil der damaligen Zeitgeschichte erhalten, und wird, da in dieser Sitzung die Zeit kaum für den oberflächlichsten Umriß des Erforschten genügte, über diesen Gegenstand in der nächsten Versammlung eingehender sprechen. Diese Sitzung wird erst nach den Weihnachtsfeiertagen abgehalten werden.

(Prager Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung

Digitized by Google

Sulpiz Boisserée.

I.

Ein gesammtes Menschenleben überblicken zu können, gewährt selbst dann einen hohen geistigen Genuß, wenn die Gegenstände, die es erfüllten, nicht von besonderer Bedeutung waren; möglicherweise darum, weil uns in der Wirklichkeit selten etwas Ganzes, Rechtes begegnet, weil wir namentlich an den Menschen meist nur Fragmentarisches im Handeln und seinen Beweggründen gewahr werden. Natürlich steigert sich der Genuß mit der wachsenden Höhe der Aufgaben, welche einem Lebensganzen gesetzt wurden und mit der Menge bedeutender Persönlichkeiten, welche dieser eine Mensch für sich und seine Richtung zu gewinnen im Stande war. Der Lebensverlauf endlich vermag die erhebende und reinigende Wirkung des Kunstwerkes hervorzubringen, wenn vor jeder seiner Wendungen die Verdächtigung auf Eitelkeit oder Gewinnsucht verstummen muß.

Diese vollkommene Befriedigung gewinnen wir als letzten Eindruck aus den zwei gewaltigen Bänden („Sulpiz Boisserée" Stuttgart 1862. Cotta'scher Verlag. 1. Bd. 884 S.; 2. Bd. 595 S.), welche die Selbstbiographie und den Briefwechsel des obengenannten Mannes enthalten. Als das vorletzte unter eilf Kindern (geb. 3. August 1783) eines sehr wohlhabenden Hauses, wurde Sulpiz anfänglich für das Handelsgeschäft, die Lebensrichtung seines Vaters, bestimmt und zu diesem Zwecke in seinem fünfzehnten Lebensjahre nach Hamburg geschickt, von wo er aber etwa nach einem Jahre ins elterliche Haus zurückkehrte, weil die Zeitverhältnisse seinem Principal den Boden unter den Füßen raubten und ihm selbst dieses Geschäft verleideten. In Hamburg war er mit dem um Reimarus gruppirten hochgebildeten Menschenkreise in nächsten Verkehr gebracht worden; nach seiner Rückkehr machte er die Bekanntschaft des um sieben Jahre älteren geistreichen und durch Universitätsstudien vielseitig angeregten Bertram, mit welchem sich bald ein fürs ganze Leben nachhaltiger Bund knüpfte; während eines Badeaufenthaltes in Aachen trat er zu dem Sohne des Philosophen Jakobi in nähere Beziehungen; ein Besuch bei seinem jüngeren Bruder Melchior lehrte ihn die Baudenkmale in Löwen, Mecheln, Antwerpen und Brüssel kennen. Unter diesen und den Anregungen der gerade aufblühenden romantischen Litteratur reifte der Entschluß, das Handelsgeschäft völlig aufzugeben und sich dem Studium zu widmen, für welches zuletzt die Universität Jena gewählt, aber dann nicht besucht wurde, weil die drei Gleichstrebenden, Sulpiz, Melchior und Bertram, auf einer verschwiegen unter-

Digitized by Google

nommenen Ferienreise in Paris durch Sulpiz' Erkrankung festgehalten, den Plan faßten, sich unter Anleitung des dort um indischer Studien willen verweilenden Fr. Schlegel selbstständig auszubilden. Mit der Rückkehr nach Köln beginnt nun die Sulpiz Boisserée's, oder besser gesagt, die der drei: Sulpiz und Melchior Boisserée's und Bertrams ganzes Leben beherrschende Richtung sich zu entwickeln; es läßt sich aber diese nach den mannigfaltigsten Seiten fruchtbar ausgreifende Lebensrichtung mit Sulpiz' eigenen Worten bezeichnen als „der Wunsch, zu retten, was noch zu retten war" (1., 29) in dem ungeheueren Schiffbruch aller öffentlichen und Privatverhältnisse, welchen die französische Revolution herbeigeführt hatte.

So kam es zum Ankaufe eines ersten zum Trödelmarkte verurtheilten Gemäldes, „die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika" darstellend, und es kann bei einem jungen reichen Patriziersohne wahrlich dabei nicht von Eitelkeit die Rede sein, wenn er über den Ankauf erzählen muß: „Nun hatten wir für die Unterbringung zu sorgen; um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden, beschlossen wir, das bestaubte Heiligthum durch eine Hinterthür in unser elterliches Haus zu fördern" (1., 30). Daß es auch nicht aus absonderlicher Liebhaberei oder Phantasterei geschah, hören wir von Fr. Schlegel, der dieses gegen Goethe rühmt als den Willen „bloß der Vergessenheit zu entreissen, was ohne allen Zweifel in hohem Grade merkwürdig und zum Theile gewiß auch künstlerisch vortrefflich sei" (1., 51). Sodann um nach Kräften den Verwüstungen Einhalt zu thun, dem in ihrem Gewahrwerden „gar mächtig angeregten Erhaltungstrieb" nach Kräften zu genügen, wird in Gesellschaft mit Minister Reinhard, dem Freunde Goethe's, das ehemalige Propsteigut Apollinarisberg angekauft und um dieselbe Zeit die dritte Bahn dieser Erhaltungsthätigkeit, die Ausmessung des Kölner Domes eingeschlagen, und Sulpiz „begann leidenschaftlich von einem Werke zu träumen, welches dieses so traurig unterbrochene Denkmal deutscher Größe im Bilde vollendet darstellen sollte" (1., 42). Sein erstes Rettungsbemühen wurde von der 86jährigen Großmutter gutgeheißen und das „war der Segensspruch zu dem Anfang einer folgereichen Zukunft". Während seines ganzen Lebens waltete in ihm jene Begeisterung für die Werke der Kunst und ihre würdige Umgebung, welche ihrer höchsten Anschauung entsprang, die er so ausspricht: „Ich erkannte als Grundursache der Kunst überhaupt das mehr oder weniger bewußte Streben des Menschen nach Gottes Vorbild eine neue Schöpfung zu seiner Verehrung hervorzubringen" (1., 43). So kann denn Sulpiz an der Neige seines Lebens über die Gemäldesammlung, den Apollinarisberg und den Kölner Dom an den gleichstrebenden Melchior schreiben: „Das sind die drei Gegenstände, mit denen wir uns in unserem Leben vorzugsweise und am liebsten beschäftigt haben. Nicht viele können sagen, daß der liebe Gott ihnen in solchem Maße die Erfüllung ihrer von der Bahn des gewöhnlichen Getreibes abweichenden Lebenswünsche gewährt hat, und wir können nicht genug dafür danken" (1., 825).

Es wohnt aber allem Kernhaften die Kraft inne, sich in den weitesten Gebieten zur Geltung zu bringen. So lernen wir denn auch Sulpiz Boisserée als

Digitized by Google

einen mächtigen Anziehungspunkt für Menschen der verschiedensten Kreise kennen. Da sehen wir einmal oder öfter die beiden Schlegel, Jakobi, Baggesen, Tieck, Hegel, Schelling, Creuzer, Daub, Paulus, Wilken, Thibaut, Abegg, Bader, Fouqué, J. Grimm, Arndt, Schlosser, Schenkendorf, Stollberg, Waagen, Schorn, Görres, Uhland, Laßberg, Welker, A. v. Humboldt, Rückert, Böhmer, Seebek, Lafontaine, Eckermann, Hirt, Meyer, G. Schwab, Raoul Rochette, Ampére, Charles Dupin, Mohl an uns vorübergehen. Mit den Schriftstellern wechseln die Künstler Schinkel, Amreker, Thorwaldsen, Canova, Rauch, Schwanthaler, Zelter, Dillis, Veit, Kaulbach, Cornelius, Overbeck, Heideck. Die Geistlichkeit ist durch den Fürstprimas Cardinal Diepenbrock, Bischof Sailer, Canonicus Schmied und Wallraf vertreten. Es fehlen nicht die Staatsmänner Reinhard, Stein, Altenstein, Metternich, Rechberg, Sternberg, Solms, Rostopschin, Gneisenau, so wenig wie die Höchstgestellten, der Kronprinz und der König von Preußen, der Prinz Karl und König Ludwig von Baiern, der Prinz Albert, der Herzog von Weimar und unser Erzherzog Johann, der Erzherzog-Palatin und Kaiser Franz. Endlich begegnen wir von Napoleons Mutter und Gemalin Maria Louise bis zu der bekannten Elise Bürger manchen bedeutenden Frauen, der Prinzessin Marianna von Preußen, der Großherzogin von Weimar, Fürstin Schwarzenberg, Johanna und Adele Schoppenhauer, Henriette Mendelssohn und Herz, Reimarus und am häufigsten Dorothea Schlegel. Die Briefe dieser letzteren Frau zählen zu den interessantesten Documenten des ersten Bandes. Nicht bloß hört man sie ihre Sympathien und Antipathien aussprechen, die das weibliche Urtheilen und Handeln überhaupt in letzter Instanz bestimmen, wie denn folgendes Urtheil über Goethe einen tiefen Einblick in ihr Wesen gewährt: „Es giebt nicht viele Bücher, die meiner inneren Natur so zuwider sind, als seine letzten. Namentlich die Wahlverwandtschaften und vollends sein sogenanntes Leben! Was er über die Sakr. und was er über Ihr Werk darin kund thut, ist doch so bei den Haaren herbeigezogen und so deutlich nur eine Bescheinigung seines Eigenthumsrechtes. Wie es denn aber zu gehen pflegt, es beweist gerade im Gegentheil, daß diese Gegenstände ihm allezeit fremd geblieben, seiner Seele nie einheimisch gewesen sind“ (1., 188), sondern ganz speciell uns Oesterreicher mögen ihre Ansichten zur Untersuchung der Wahrheit stimmen, wenn sie über Wien schreibt: „Man hat hier überhaupt den Grundsatz, daß Gelehrte nicht brauchbar sind, und man läßt sich darin von keinem das Gegentheil beweisenden Factum irremachen“ (1., 184); oder: „Sonst aber haben sie keinen Begriff von diesem Grade der Barbarei, der hier in Hinsicht auf alles, was Kunst heißt, durchaus allgemein ist“ (1., 210), oder endlich: „Könnten Gedanken sichtbar werden, Sie würden mich oft in ihrer Mitte sehen, denn solche Gespräche über die wohlthätigsten Gegenstände der friedlichen Künste, im Ernst und Scherz, die hört man hier nicht viel“ (1., 507). Böse Zungen wollen behaupten, diese Frau hätte auch heute nicht ganz Unrecht, sich so vernehmen zu lassen. Doch damit man sich nicht gar zu gedemüthigt fühle, lese man, was Sulpiz Boisserée an Goethe schreibt: „Das Merkwürdigste und Angenehmste, was uns darin vorgekommen,

Digitized by Google

war die eigenthümliche Persönlichkeit des Kaisers Franz; sie kam bei seinem immer natürlichen Wesen gegenüber unseren Gemälden ganz zum Vorschein, so daß man den Oesterreicher, selbst den Wiener, den Freund von Späßen erkannte. Anfangs störten ihn etwas die in Rücksicht des Costümes und anderer herkömmlichen Dinge gewöhnlichen Kunstbegriffe; aber er fand sich mit seiner gesunden Art und Weise schnell hinein und da sagte er auf wenige Bemerkungen bald: 's ist schon recht, ich laß' mirs schon gefallen, hab' nichts dagegen zu sagen. Er zeigte ein geübtes Auge für das Technische und vielerlei Kenntnisse, besonders in Hinsicht auf Bildnisse, diese gehören nämlich zu seiner eigenen Liebhaberei; so erkannte er die Könige von Eyk als Herzog Philipp und Karl den Kühnen von Burgund u. m. a.; dabei ließ er nichts unbemerkt, was irgend einen launigen oder possirlichen Einfall des Malers bezeichnen konnte. Indessen erregte die Vergleichung der verschiedenen Zustände der Malerei in alter Zeit am meisten seine Aufmerksamkeit. Es veranlaßte ihn zu mehreren eigenen treffenden Bemerkungen über die deutsche und überhaupt über den jetzigen Zustand der Kunst. Unter anderem sagte er: Mit der französischen Kunst da bin ich nun ganz brouillirt. Das Gespräch wurde oft allgemein und als ich den Wunsch äußerte, daß bei Gelegenheit des jetzigen Krieges die Kunstschätze in Paris wieder an ihre vorigen Besitzer zurückkommen möchten, antwortete er: An mir soll es nicht fehlen, von Gerechtigkeit muß gar keine Rede nicht sein, dies versteht sich von selbst; schon der Kunst allein wegen müssen die Werke wieder zurück an den Ort, wofür sie gemacht sind". (2., 63.)

Wenn wir Sulpiz Boisserée zu den besten seiner Zeitgenossen in Beziehungen stehend erblicken, so sind es der Mannesnatur gemäß vorwiegend reale Interessen, welche diese Beziehungen knüpfen und festigen. Die Bildersammlung, wie sie den Anfang seiner Thätigkeit bezeichnet, ist das eine der die bedeutendsten Menschen zu ihm ziehenden Bänder. Man kann im Briefwechsel und den Tagebuchfragmenten, am Verlaufe dieser ganzen Geschäftsrichtung recht eigentlich ein Beispiel gewinnen, wie ein tüchtiger Mensch das Unscheinbarste zu seiner vollen Wichtigkeit zu erheben vermag. Das große Altargemälde des Kölner Domes wird zuerst aus Furcht vor „Zerstörung und Verschleuderung" in seinem Verstecke aufgesucht; seine „Herrlichkeit und Eigenthümlichkeit" weckt den Entschluß, zu retten, was noch irgendwie gerettet werden kann. Das geht denn mehr als zwanzig Jahre so fort; das Kleeblatt, Sulpiz, Melchior, Bertram spart keine Kosten, Mühen und Reisen, um sich die besten Bilder zuerst der niederrheinischen, dann der altdeutschen Malerei überhaupt zu verschaffen. Dabei gilt es zu restauriren, denn: „freilich waren hie und da aus Tafelgemälden ein Fensterladen, Taubenschlag, Tischblatt oder Schirmdach verfertigt worden; ja es war vorgekommen, daß man den Käufern von Glocken und altem Eisen zur Bedingung gemacht hatte, größere Gemälde, auf die wegen ihrer Schwere niemand hatte bieten wollen, und die man doch von Ort und Stelle schaffen mußte, in den Kauf zu nehmen". (1., 38.) Allein das Restauriren ermuntert zur ferneren Arbeit, „ein großer Reiz lag schon darin, den Kunstwerth oder überhaupt nur die Merkwürdigkeit eines Gemäldes durch die Kruste hundert-

Digitized by Google

jährigen Schmutzes hindurch zu erkennen. Und wie freuten wir uns, wenn wir dann unter der Hand des Restaurators irgend einen Kopf oder ein Stück eines schönen blauen, rothen oder grünen Gewandes, wenn wir einen Kräuterboden mit Erdbeerblüthen und Früchten, mit Veilchen und anderen Frühlingsblumen aus dem dunklen Ueberzug von Kerzendampf und anderem Dunst klar hervortreten sahen. Wie oft ergriffen wir selbst den nassen Schwamm . . ." (1., 35.) Und durch die Restaurationsthätigkeit wird immer mehr die Einsicht, die Liebe der Sache genährt, so daß erstlich eine Sammlung entsteht, die „einzig in ihrer Art ist. Sie umfaßt jetzt drei Jahrunderte, vom Ende des 13. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts und zählt über 200 Bilder, welche, da die Alten meist kleine Figuren gemalt haben, in vier mäßigen Sälen Raum finden würden". (1., 302.) Und über diese Entstehung kann ihr Urheber mit edlem Stolze sagen: „Ich brauche Dich nur an die Geschichte unserer Sammlung zu erinnern, das meiste hast Du selbst mit erlebt; Du weißt, daß wir den größeren Theil unserer Bilder in Köln gesammelt, und Bilder von Trödlern, Kunsthändlern, Geistlichen und anderen einzelnen Personen gekauft haben, in deren Hände sie durch die stattgefundene Aufhebung der Kirchen und Klöster gerathen waren; Du weißt, daß wir unter dem Spott und Gelächter unserer Mitbürger eine Menge Bilder aus Staub und Nässe, aus Speichern und Kellern geradezu vom Verderben gerettet haben . . . . daß wir nicht in Köln allein, sondern in der ganzen Gegend und seit einigen Jahren auch in Brabant, Mainz, Mannheim gesammelt haben . . . . Die Erwerbungen in Brabant kosteten uns sehr viel Geld und wir hätten sie nicht machen können, wenn nicht Melchior den Muth gehabt hätte, sie mitten in den gefährlichsten und bedenklichsten Kriegszeiten zu wagen". (1., 301.)

Sodann zweitens wurde diese Sammlung mit eines der anregendsten Mittel zu einer Neubegründung der Kunstgeschichte. Schon durch die wieder hergestellte Schönheit der alten Bilder mochten hunderte von Beschauern nicht bloß zu dem Ausrufe des Gründers: „Könntest Du nur einmal die Farbenpracht in unserm Saal sehen" (1., 179) sich gestimmt fühlen, sondern, so wie er es klar erkannte, wenigstens sie zur Ahnung gelangen, wie in diesen Bilderreihen zwei einander diametral entgegengesetzte Richtungen der altdeutschen Kunst, zuerst eine durchgängig griechische, zuletzt eine ganz nationaldeutsche Weise walteten, zwischen welchen die Uebergangsfarben zu entdecken, also ein drittes Gebiet zu eröffnen, den größten Reiz für den Kunstkenner bildete. Erst ein so vollkommener Ueberblick der altdeutschen Kunstentwicklung, wie ihn die Sammlung gewährte, konnte selbst die ausschließlichen Freunde der Antike zur Anerkennung dieser Richtung bekehren, und interessant ist in dieser Hinsicht Folgendes: „Canova, der sich auf die anerkennendste Weise über die Sammlung aussprach, hatte seine besondere Freude an den Bildern von Eyk und Hemmelink. Er drückte sich in einem Gleichniß über die Werke dieser Meister so aus: „sie verhalten sich zu denen von Raphael, wie die Knospe zu der schönst aufgeblühten Rose". Wie bei der Rosenknospe immer noch etwas zu wünschen bleibe, so sei es auch hier, aber man wisse kaum, ob man es wünschen solle, denn

Digitized by Google

mit der Vollkommenheit verschwinde auch der eigenthümliche Reiz, der uns an der Knospe so lieb sei" (1., 303). Um diese Ansicht zu begründen, hätten die Theorieen der Romantiker freilich nicht ausgereicht, aber ihre Richtigkeit erhält man in der Münchner Pinakothek bestätigt, wohin diese Sammlung zuletzt (1828) durch Ankauf vom König Ludwig gelangte, nachdem zuvor von Preußen, Frankfurt und Württemberg Ankaufsunterhandlungen waren angeknüpft worden, und tausende von Menschen sich an ihrer Aufstellung, zuerst in Heidelberg, dann in Stuttgart oder wenigstens an den von ihren Gründern veranstalteten Copien erfreut hatten.

Vielleicht noch nachhaltiger als die Sammlung der Gemälde war für die Entwicklung der Kunst und Kunstgeschichte die andere Thätigkeitsrichtung Sulpiz Boisserée's und seiner Freunde, nämlich die Beschäftigung mit dem Kölner Dome. Auch da kann man den Verlauf von den ersten Anfängen bis zum unwiderleglichen Siege seines Strebens in dem Briefwechsel verfolgen, wobei man erkennt, daß Sulpiz das bei weitem überwiegende Verdienst zukömmt, so daß er mit vollem Recht das Lob des alten Küsters Ehrmann annehmen konnte, als ihn dieser nach längerer Abwesenheit begrüßte: „Jesus, Maria, der Herr Boisserée; ich werde doch unsern größten Wohlthäter kennen, denn wenn Ihr nichts für den Dom gethan hättet, als daß Ihr uns das Bild in den Dom verschafft habt, so wäre es schon genug gewesen". (1., 547.) Und er hat mehr als dieses gethan, indem er seinen eigenen Ausspruch über die Sorge um den Dom bethätigte: „Eine Sache von solcher Wichtigkeit darf man durchaus nicht gleich fallen lassen, man muß sie beharrlich mehrere Jahre hindurch in Bewegung erhalten". (1., 67). Ja wenn man das Verdienst der beiden Lebensrichtungen gegen einander abwägt, so ist das um die Erhaltung und den Ausbau des Domes jedenfalls bedeutender, als das um die Sammlung der Gemälde. Bei dieser reichten seine und der Freunde Mittel vollkommen aus, für jenes Werk mußten aber die Menschen erst gewonnen werden; wie wenig aber selbst die Nächstbetheiligten, seine Mitbürger, ihn zu unterstützen geneigt sein mochten, erhellt daraus, daß er noch 1813 schreibt: „Da sich außer einem alten Glasermeister Niemand für den Dom interessirt" (1., 182); und als dann zur Abhülfe der schädlichsten Uebelstände geschritten werden soll (1816), muß er sagen: „Dies veranlaßt mich aber einen höchst wichtigen Umstand zu berühren, nämlich den gänzlichen Mangel an geschickten in derlei Bauwesen erfahrenen Werkleuten in Köln". (1., 328.) Es gilt überhaupt erst die Menschen für das Werk zu gewinnen, so wendete er sich 1811 bei der ersten günstigen Gelegenheit an die Mutter Napoleons und erzählt darüber: „Sie bedauerte nämlich, daß das Gebäude nicht fertig sei, und als ich darauf erwiederte: „Il ne faut, qu'un ordre de sa Majesté vôtre fils, pour l'achever", war in allen Stockwerken des kaiserlich-mütterlichen Antlitzes eine solche Freudenbeleuchtung sichtbar, als hätte man, ich weiß nicht was gethan". (1., 150.) Doch wurde wenigstens so viel gewonnen, daß eine officielle Untersuchung vorgenommen wurde, leider aber auch die Einsicht in den höchst bedrohlichen Zustand: „Die Besichtigung des Bauschadens am Dom hat nun in gehöriger Form stattgehabt; es hat sich daraus ergeben, daß wirklich die

Digitized by Google

höchste Noth war". (1., 153.) Dann (1814) findet er an dem Kronprinzen von Preußen wohl den rechten Mann für seine Herzensangelegenheit: „er wollte nun eben gleich den Dom ausbauen", — aber das Vollbringen war denn vorderhand nicht so leicht als das Wollen; jedenfalls wird auch dadurch so viel erreicht, daß Schinkel die Schäden besichtigt (1816) und Vorschläge zu ihrer Beseitigung macht. Gebessert wurde damit freilich herzlich wenig, denn nach acht Jahren schreibt Sulpiz: „Es ist der Zustand des Domes, der wie ein alter, vom Sturm verheerter, halbentblätterter Wald aussieht. Ich kann Euch nicht sagen, wie betrübt ich geworden bin, als ich das Verderben gesehen, welches durch die Fahrlässigkeit und Gemeinheit der Menschen über dieses herrlichste aller Gebäude gekommen. . . . Mehr sage ich nicht, denn nun werdet ihr begreifen, daß es mir war, als wenn man zu einem alten Freund kömmt und entdeckt, daß er an einem tödtlichen Uebel leidet". (1., 446.) Im Jahre 1832 kam „das Project, den Dom auszubauen, auch zur Sprache" mit dem Kronprinzen, aber erst nachdem dieser König geworden, dann aber auch alsbald, wird an den Ausbau dieses erhabenen Torso geschritten. Da hatten sich denn aber auch die Zeiten gewaltig geändert; denn nun, als Sulpiz zum Grundsteinlegungsfeste nach Köln kam, wurde ihm von der Liedertafel seiner einst theilnahmslosen Vaterstadt ein Ständchen gebracht und er konnte zu seinen Mitbürgern sprechen: „Und ich danke Gott für das Glück, daß ich mit Ihnen eine Zeit erlebe, in der die Liebe zum Vaterland den Muth für den Ausbau jenes großen Denkmals geweckt hat, welches seit Jahrhunderten für uns Deutsche das Sinnbild unserer schicksalsvollen Vergangenheit gewesen". (1., 797.) Der greise Perthes wird zum Stimmführer für Tausende, wenn er bei dieser Gelegenheit an Sulpiz schreibt: „In der Geschichte des Bildungsganges unserer Zeit wird Ihr Name unverlöschlich sein . . . Das Erwachen in Kraft erwirkten Sie allein, und dies gerade zu der Zeit, wo das Erkennen der Größe unserer Vorzeit zur Rettung des Vaterlandes eine Nothwendigkeit war. Ein Vierteljahrhundert ist seitdem verflossen und nun werden Sie auf erhabene Weise belohnt durch die Wendung, welche der Kölner Dombau zu seiner Verwirklichung genommen hat, wobei sich im gesammten Vaterlande das Bedürfniß kund thut, den Geist der Eintracht zu bethätigen". (1., 810.) Und endlich wurde er geradezu als die Hauptperson für die Grundsteinlegungsfeier anerkannt, wie das seine Gemalin erzählt: „Sulpiz war beim Empfange im Regierungsgebäude; als er vorgestellt werden sollte, rief der König: „ist er gekommen, ist er da, wo ist er denn?" Sulpiz dankte ihm, daß er auch an ihn gedacht habe; darauf sagte der König: „An wen hätte ich denn denken sollen, wenn ich nicht an Sie gedacht hätte? Wie viel Jahre sind es, daß ich Sie kenne? — 29 Jahre, es war in Frankfurt im December 1813, ja ich erinnere mich noch recht wohl, drei Nächte habe ich über ihre Zeichnungen vom Dom nicht schlafen können". (1., 815.)

Das aber, wodurch er die weitesten Menschenkreise für die Herstellung des Kölner Domes zu gewinnen wußte, waren die von Sulpiz Boisserée schon im Jahre 1808 begonnenen Ausmessungen und Zeichnungen des entweder in der Wirk-

Digitized by Google

lichkeit vorhandenen oder aus alten Rissen zu erschließenden Bauwerkes, aus denen das an unzähligen Stellen des Briefwechsels genannte Domwerk entstand. Die alten Risse aufzuspüren (die Auffindung des zweiten liest sich ganz hübsch, 1., 230), die Zeichnungen conform auszuführen, die künstlerischen Kräfte für die Vervielfältigung derselben zu gewinnen oder wohl gar erst zu schaffen, dazu sehen wir Sulpiz unermüdlich mit den verschiedensten Orten entweder brieflich oder durch Reisen, wie sogar zweimal nach Paris, anknüpfen. Und wieder führt ihn diese Beschäftigung mit dem Domwerke zum Aufwerfen und Lösen näher oder ferner damit im Zusammenhange stehender Fragen, wie denn etwa das Räthsel, das um die Bauhütten des Mittelalters waltete, gar nicht umgangen werden konnte, da die Mittheilungen, die er darüber von Ehrmann erhielt „zwar nicht die gothische Architektur in ihrer Ausdehnung umfassen, aber über das, was ich aus der Analyse der größten Werke gefunden habe, das schönste Licht geben; so daß ich dadurch nun mit dem System zur höchsten Vollständigkeit und Gewißheit zugleich zu gelangen hoffe". (1., 305.)

Aus alledem gestaltet sich bei Sulpiz Boisserée immer bestimmter seine höchste Lebensaufgabe, die er (1812) gegen G. Reinhard so formulirt: „Ich möchte den Menschen zeigen, was und wie das Christenthum in der Kunst überhaupt sich gestaltet und gewirkt hat, von den ersten Zeiten bis zu der bekannten und genug beschriebenen Wiederauflebung der römisch griechischen Kunst. . . . Es soll auf diese Weise das Buch, wills Gott, zugleich eine Geschichte der Bildung des ganzen Mittelalters werden". (1., 174.) Wie er nun wirklich den Kunstanschauungen über das Mittelalter eine gründliche Wendung gab und wie seine Werke einen Pendant durch Serona d'Agincourt erhielten, das ist den Kunstfreunden ohnehin vollständig bekannt. Aus dieser Richtung des Briefwechsels interessiren uns darum vorwiegend die subjectiven Seiten, also Sulpiz' Urtheile über Künstler und Kunstwerke und natürlich wieder diejenigen mehr, welche seinen Neigungen ferner liegendes betreffen, so etwa was er über die Medusa Randonini sagt: „Sie macht den eigenen Eindruck von einem Sterbenden, dessen Ausdruck zwischen ungeheuerem Schmerz, Wahnsinn und Wuth schwebend ist; man sieht ein von leiblichem und geistigem Schmerz überwältigtes, kräftiges weibliches Wesen mit vieler Naturwahrheit dargestellt". (1., 476.) So was er über die Deckengemälde in der Sixtinischen Capelle von Michel Angelo meint, dessen „wundervolle Geschicklichkeit, ja Zauberkraft, aber auch Verwegenheit, den Marmor zu behandeln" (2., 690) er hervorgehoben: „So beurkundet sich selbst an diesem vorzüglichsten Werk des Michel Angelo, daß es ihm an einem gewissen Tact und Mäßigung fehlte, die ich ein musikalisches Gefühl nennen möchte, und welche die Bedingung aller wahren Grazie ist. . . . Raphael ist immer ein Engel und Michel Angelo ein Titan". (1., 718.) Daß bei einer so intensiven Beschäftigung mit der Kunst endlich das Wohlgefallen an ihren Werken sich zur unbedingten Lebensfreudigkeit in ihrer Welt gestaltet, ist begreiflich, und wir verstehen in diesem Sinne Aussprüche, wie: „hinauf zum Quirinal, wo man sich immer aufs neue an den herrlichen Colossen mit den Pferden freut. Die

Digitized by Google

reinen Umrisse dieser schönen Riesengestalten, gegen den blauen Himmel gesehen, machen ganz glücklich, sie zeigen den Leib als das herrlichste Werk der Schöpfung und lassen mit einemmal die vielen lebenden Bilder des Elends und der Krüppelei vergessen, die man unten auf den Gassen begegnet" (1., 719); oder auch was er über die Peters-Kirche sagt: „Ich werde diesen Eindruck nicht vergessen, so wenig als den viel schöneren, wundervolleren des marmornen Lustgartens, in dem man wandert, wenn man den Dom zu Mailand besteigt. Dort ist man wie in einer Welt der Dichtung und höchsten Begeisterung; hier hängt sich eine riesenhafte, ja ungeheuere Wirklichkeit mit ihrem ganzen steinernen Gewicht auf". (1., 728.) Aus dieser Kunstfreudigkeit aber erklärt sich die Befähigung, die Entwicklung der Menschheit in ihren großen Zügen aufzufassen und zu überschauen, wie denn Sulpiz die Befreiungskriege mit der Dombaugrundsteinlegung zusammenhält; „Es ist wie die Abendröthe jener großen Zeit, die aber zugleich auch die Morgenröthe einer neuen Zeit war, einer, wenn nicht alle Zeichen trügen, hoffnungsreichen, segensvollen Zukunft ist". (1., 817.)

Zu dieser durchgebildeten Anschauungsweise gelangte Sulpiz Boisserée aber nicht allein durch die stetige Verwirklichung seiner höchsten Lebensaufgabe, die ihn ohnehin mit den bedeutendsten Dingen und Menschen in Verkehr brachte, sondern sein offener Sinn und sein theilnehmendes Gemüth mußte schon durch den Verlauf der Weltbegebenheiten außerordentlich angeregt werden. Derselbe Mann, der noch der alten Tage am Rhein sich aus seiner Kindheit her gut erinnern konnte (1., 5, 7), der dann die Verwüstungen der französischen Kriege und ihre Folgen (1., 34) miterlebte, unter dessen Leitung „die höchst wichtige Lithographie einen erstaunlich hohen Grad der Vollkommenheit gewonnen" (1., 408), konnte sich noch der Galvanographie (1., 869) und der Photographie (1., 880) erfreuen, und während er im Beginn seines Wirkens gar häufig die Langsamkeit der reitenden und fahrenden Posten anklagen muß, erfährt er noch lange vor seinem Lebensende, „daß Freund Steinheil zur Verwunderung aller ruhigen Münchner Bürger mit seinen Drähten zu dem magnetischen Telegraphen über die höchsten Dächer der Stadt operirt". (1., 696.) Die Worte, die Sulpiz über den allgemeinen Fortschritt ausspricht: „Genug, es ist hier wie überall, die Welt breitet sich aus, das Neue überwächst das Alte, und dies vermag sich kaum zu behaupten um auch noch etwas zu gelten" (1., 617), gewinnen eine ganz andere Bedeutung, wenn man erwägt, wie alltäglich unserem Geschlechte alles das geworden ist, was er „als Zauberei mitten in die fremdeste Gesellschaft sich versetzt zu finden" als „Eleganz und Bequemlichkeit des Mahogonigetäfels und der allemeinen Wachskerzenbeleuchtung" als einen „Triumphzug und Freudenzug" (1., 447) bei der ersten Fahrt eines Dampfschiffes bis Mainz zu preisen nicht müde wird. Die Beschreibung dieser Reise, so wie die Schilderungen während einer Reise durch das südliche Frankreich bis in die Umgebungen Neapels, welche letztere (von 1., 659 bis 1., 785) allein schon ein artiges Bändchen gäben, werden selbst für jene Leser höchst anziehend bleiben, denen die Hauptaufgabe Sulpiz Boisserée's, die Entwicklung der Kunst

Digitized by Google

ferner liegt. Und wenn wir dieses allausgreifende, durchaus mit ehrlicher Arbeit erfüllte Leben überschauen, so fühlen wir, wie sich Sulpiz Boisserée's letzter Rückblick auf dasselbe (1., 883) für die Frage: „Wie geht es ihnen", zu der freudigen Antwort gestaltete: „Wie einem dankbar Sterbenden".

F. Th. Bratranek.

Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen.

Von Dr. A. v. Ruthner.

Angezeigt von Prof. Dr. Klun.

Eine Wanderung durch die Alpen gehört wohl zu den höchsten Genüssen, die sich ein Mensch bereiten kann. Hier sieht man mit schwindelndem Auge Berge über Berge gethürmt; dort öffnet sich ein langes Thal, von klaren Bächen bewässert, mit dem lieblichen See — dem Auge der Landschaft, bewohnt von kräftigen Menschen. Wälder wechseln mit kahlen Felsenpartieen ab, schäumende Wasserfälle donnern über Felsen in die unabsehbare Tiefe hinunter; dort steigen wieder Berge hoch über die Wolken empor, und ihre mit ewigem Schnee belasteten Spitzen verbreiten einen prächtigen Schimmer rings umher am Horizonte. Unbeschreiblich schön ist der Anblick eines Gebirgsstockes, wenn am frühen Morgen und am Ende des Tages die höchsten Bergspitzen vergoldet erglühen, während in der Tiefe des Thales Dämmerung und Dunkelheit sich lagern. Mannigfaltigkeit, Größe und Contrast sind die unterscheidenden Charaktere der Alpenlandschaften; der Bau dieses prächtigen Gebirges, mit welchem nur wenige auf der Erde rivalisiren können, macht überdies die Alpen ungemein leicht zugänglich, und mit dem Verkehr, den Pässe und Wege in fast allen Richtungen ermöglichen, drang auch die Cultur in dieses Hochgebirge ein, wie sie kein anderes Hochgebirge der Erde aufzuweisen vermag. So ist es erklärlich, daß der Mensch sich zu diesen großartigen Denksteinen früherer Entwicklungsperioden in der Geschichte unserer Erde hingezogen fühlt und bei ihrem Anblicke bewußt oder unbewußt die Macht des Schöpfers verehrt; so ist es erklärlich, daß nicht nur Naturfreunde volle Befriedigung, sondern auch die Männer der Wissenschaft und Kunst hier unversiegbare Quellen für ihre edlen Beschäftigungen finden. Je näher man den Hochalpen kommt, um so mehr dringt in das Gemüth ein ungeahntes Gefühl der Größe der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechtes weit übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglichen Gründung dringt uns das melancholische Nichts unserer körperlichen Form auf; zugleich aber erhebt sich die Seele, als wolle sie ihren Adel der höheren Größe entgegensetzen. Das niemals ruhende, vorwärts und immer vorwärts im Wellenschlag oder im Wogendrang in unabsehbare Fernen sich weitende Meer — die starren, über und neben einander

Digitized by Google

aufgethürmten Felsen- und Erdmassen mit ihren nakten Felsenknochen oder den bekleidenden Matten und Wäldern, den glänzenden Firnen und Gletschern; diese beiden Naturformen übten auf mich jederzeit einen mächtigen, erhebenden Einfluß aus. Mit jenen möchte die Seele vorwärts stürmen nach ungekannten Fernen im Reiche der Phantasie wie der Wirklichkeit; bei dieser erhebt sich Geist und Gemüth in stummer Bewunderung und Anbetung hoch über alles dem sinnlichen Auge Erreichbare hinaus! Das Meer und die Alpen — sind ewig neu und ewig schön, des Studiums aller denkenden Menschen würdige Objecte.

Und Oesterreich hat das Glück, Theile des Meeres und der Alpen sein Eigen zu nennen. Leider sind aber — wie eine stehende Phrase es nur allzu wahr ausspricht — die österreichischen Alpen viel weniger gekannt und besucht, als sie es wegen ihrer reichen Naturschönheiten verdie nen. Daß viele Partieen unseres herrlichen Gebirgslandes denen im Schweizer Lande nicht nachstehen, ist eine anerkannte Thatsache. Und doch spricht man fast nur von der Schweizer Gebirgswelt; während das Schöne uns wirklich so ganz nahe liegt. Die Schuld davon liegt einfach darin, daß bis in die neueste Zeit für die Kenntniß der österreichischen Alpenwelt so unendlich wenig gethan worden ist. Jetzt aber rührt sich auch auf diesem Gebiete Oesterreich, welches nach allen Richtungen ein frisches Leben kund giebt. Der „österreichische Alpenverein" fand sofort bei der Gründung allgemein freudige Theilnahme, seine Versammlungen (auch von Frauen zahlreich besucht), gehören zu den frequentesten in der Residenz; die Arbeiten des berühmten Orographen Oberstlieutenant und Prof. v. Sonklar — die Panoramen und wahrhaft „physiognomischen" Bilder der Alpen- und Gletscherwelt des genialen Zeichners und Gelehrten Prof. Simony — die plastischen Reliefs des unermüdlichen Keil — das in der Kunstwelt großartig, fast einzig in seiner Art dastehende Unternehmen des ausgezeichneten Photographen Jägermayer, dies alles zusammengenommen beweiset, daß auch in Oesterreich nicht bloß der Sinn und die Liebe für die Alpenwelt, sondern auch die Thatkraft in Wachsen begriffen sind; daß ein Kreis in der Wissenschaft und in der darstellenden Kunst hochachtbarer Männer unermüdet daran arbeitet, unserer Alpenwelt den ihr gebührenden Rang in der Wissenschaft und Kunst zu erringen. Zieht dann, durch diese gemeinsamen Bestrebungen zunächst veranlaßt, der große Schwarm der Touristen in unserer Gebirgswelt ein, so wird nach und nach nicht nur für das materielle Wohlbefinden der Alpenbewohner mancher Vortheil sich herausstellen, auch Wissenschaft und Kunst werden ohne Zweifel Bereicherung finden.

Unter den Bestrebungen, die Kenntnisse von unserer Alpenwelt in den weitesten Kreisen zu verbreiten, die Liebe zur Alpenwelt zu kräftigen und zu steigern, nimmt das vorliegende Buch „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen" von Dr. A. v. Ruthner gegenwärtig entschieden den ersten Rang ein. Welchem Alpenfreunde ist Ruthner, der kühnste und unternehmendste Bergsteiger unseres Vaterlandes, nicht bekannt? Ruthner verbindet Muth und Entschlossenheit, Ausdauer und die für einen Bergsteiger nothwendigen physischen Erfordernisse mit

Digitized by Google

einer wahrhaft glühenden Liebe für die Alpenwelt und mit wissenschaftlicher Bildung, die ihn zu einem Alpenreisenden und Alpenkenner ersten Ranges erheben. Seit mehr als zwanzig Jahren bereist er alljährlich unsere Alpenwelt und bringt kostbare Bausteine zur Aufführung des Ruhmestempels für die österreichische Gebirgswelt heim. Ruthner — wie fast selbstverständlich Präsident des „österreichischen Alpenvereines" — führt uns jetzt die „hohen Tauern" vor; der allgemein lautende Titel des Buches und die Vorrede lassen jedoch entnehmen, daß dieses Werk eigentlich nur eine erste Zusammenstellung von Arbeiten des Verfassers aus dem gesammten Alpengebiete Oesterreichs ist. Wahrscheinlich wollte er die Bezeichnung als „erster Band" bloß darum nicht geben, weil das Erscheinen eines weiteren Bandes oder mehrerer Bände wegen der vom Verfasser noch früher beabsichtigten Unternehmungen der Zeit nach ungewiß ist; wogegen der selbstständige Charakter des Buches dadurch gerechtfertigt erscheint, daß ein bestimmt abgegrenztes, für sich selbstständiges Gebiet darin behandelt wird.

Die meisten der im Buche aufgenommenen Abhandlungen sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre in Wiener Journalen und in den Jahrbüchern der k. k. geographischen Gesellschaft veröffentlicht worden. Diese Arbeiten haben aber eben durch die Vereinigung in einem Buche und durch die Gruppirung ungemein gewonnen, denn Artikel von mehr topographischem Charakter wechseln mit Schilderungen ab, die ein allgemeineres touristisches Interesse haben. Das Werk zerfällt in vier Hauptgruppen: in jene des Großglockners, des Ankogel und der Hochalpenspitze, des Großvenedigers, dann „ein Streifzug dies- und jenseits der Tauern"; als Anhang werden die „Tauernhäuser" historisch und in ihrer dermaligen Einrichtung behandelt, welche sich zu den Hospizen auf dem Gotthard, Bernhard und Simplon so verhalten, wie der Urzustand zum Comfort. Die Schwierigkeit, ältere Arbeiten unverändert wiederzubringen, ist glücklich beseitigt durch die Hindeutung auf den Zeitpunkt ihres ersten Erscheinens und durch die Nachträge, welche alles neue von Interesse bis in die letzten Wochen vor dem Erscheinen des Buches enthalten. Wir haben nicht bloß Beschreibungen von Gletschern und Berggipfeln vor uns; Ruthner schildert auch das Leben und Treiben der Bewohner in den Thälern und die kräftigen Gestalten einiger Bergführer — dieser höchst wichtigen Persönlichkeiten für jeden Touristen — treten in vollster Lebensfrische auf. Die ausführlichen und naturgetreuen Schilderungen von Bergaussichten, z. B. vom Wießbachhorn, vom Brennkogel u. a. sind ein thatsächlicher Beweis für die genaueste Kenntniß der Alpen; andererseits sind es nicht selten wahrhaft kritische Studien, die in höchst anspruchsloser Form geboten werden. Wie vortheilhaft sticht diese klare, einfache Darstellung so großartiger Objecte ab von den bramarbasirenden Erzählungen so manches Reisenden, der ein paarmal Berge bestiegen hat. Hier begegnen wir jener Liebe zum Gegenstande, die nicht ruht, bis er erschöpfend behandelt ist, obwohl streng Wissenschaftliches mit Absicht vermieden ist. Dafür aber verdienen die Genauigkeit in der topographischen Forschung und die ungekünstelte Wahrheit der

Digitized by Google

Erzählung, in welcher die landläufigen Uebertreibungen von Gefahren und Abenteuern gänzlich ferne bleiben, vollste Anerkennung.

Es ist nicht meine Absicht mich in Details einzulassen. Der Stoff ist ein reichhaltiger; Bergsteiger und Bergfreund, der Topograph und der Geograph wird dadurch gefesselt und wer immer eine Arbeit aus der Kette der hohen Tauern in die Hand uehmen will, wird sich hinsichtlich der Hochregion in Ruthners „Berg- und Gletscherreisen" Rath erhohlen müssen. Das Buch hat einen bleibenden Werth. Ungerechnet die Beschreibungen zahlreicher Jochübergänge und Bergersteigungen verdienen unter den letzteren besondere Hervorhebung: die Ersteigung des Großglockners (12.011 Wiener Fuß), des Großvenedigers (11.622), des großen Wießbachhorns (11.318), des Johannisberges (11.166), der Hochalpenspitze (10.631), des Ankogels (10.291), des Brennkogels (9540), des Kloben (9365), dann der Uebergang von Kaprun nach der Pasterze (9609), von Fusch über die Bockkartscharte auf die Pasterze (9400), über den Krimmlertauern (8749), über die Pfandlscharte (8400), über das Joch zwischen dem Rothhorn und Lusenhorn (8388), über die Kalsertauern (8045) u. s. f. Die Mehrzahl dieser Bergersteigungen und der bedeutenderen Paßübergänge sind meines Wissens vor dem Erscheinen der Arbeiten Ruthners noch niemals beschrieben worden; sie sind also wirklich eine erfreuliche Bereicherung der Kenntnisse über die österreichische Alpenwelt und verdienen als solche vollste Anerkennung. Von besonderem Interesse ist die Ersteigung des Großvenedigers, dessen jungfräuliche Spitze am 3. September 1841 zum ersten Male von Menschen betreten ward. An der ersten Ersteigung nahm nebst Dr. Ruthner auch Dr. v. Lasser, gegenwärtig k. k. Minister, Antheil.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich all' die trefflichen Partieen des Buches vor dem Leser entrollen, obwohl ich mich von demselben schwer trenne. Doch sei auch der Ausstattung gedacht. Die Firma Gerold hat das Buch in einer Weise ausgestattet, wie mir außer Tschudi und Berlepsch kein „Alpenbuch" noch zu Gesicht gekommen. Anerkannte Künstler betheiligten sich an der Ausschmückung. Nach den Originalaufnahmen von Ender, Hansch und Dorn sind sechs Ansichten in Farbendruck vom bekannten Landschaftsmaler Konrad Grefe, im Druck von der lithographischen Anstalt von Reiffenstein und Rösch, in höchst geschmackvoller, naturgetreuer Weise ausgeführt; die Zeichnung des Umschlages, eine Abbildung der hohen Dock im Fuscherthale, hat Dorn nach seiner eigenen Aufnahme nach der Natur geliefert und Waldheims xylographische Anstalt in Holz geschnitten. Die topographische Karte des Großglockners und seiner Umgebung, deren Original von Keil gezeichnet wurde, ist ein Werk von Köke's lithographischer Anstalt und verdient ob der Reinheit, Deutlichkeit und Schärfe in Schrift und Bergzeichnung großes Lob. Man sieht es dem Werke an, daß die geachtete Verlagshandlung es als eine Ehrensache betrachtete, dieses durchweg österreichische Product in einer Weise auszustatten, die würdig des Inhaltes, ein empfehlender Geleitsbrief für das Werk, ein ehrendes Zeugniß für den vaterländischen Verlagsbuchhandel abgiebt.

Digitized by Google

Und einen ähnlichen Geleitsbrief, ein ähnliches Zeugniß giebt dem Buche Ruthners die Kritik mit vollster Ueberzeugung. Möge das Buch recht viele Leser finden, die ihm sicherlich alle Freunde bleiben werden. Die Kenntniß unseres herrlichen Vaterlandes hat eine neue Bereicherung gewonnen und die Kenntniß des Vaterlandes nährt und stärkt die Liebe zum Vaterlande.

Der Staat und die Volkswirthschaft.

Eine Parallele zwischen den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebung und den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthschaftslehre.

Von Dr. **Hermann Rentzsch.**

(Leipzig 1863, Verlag von Mayer. 1 Bd. gr. 8. 268 S.)

Mit gutem Rechte nennt man unser Zeitalter das wirthschaftliche; es sind nicht mehr die Eroberungskämpfe der römischen Weltherrschaft, es sind auch nicht die fanatischen Kreuzzüge des Mittelalters, welche die großen Ideen unserer Tage ins Leben setzen; eine rein materielle Richtung ist es vielmehr, in der wir vorwärts schreiten, und das Streben nach der Erwerbung von Gütern tritt als charakteristisches Merkmal der Epoche hervor.

Die auffallende Bedeutung der Budgetfragen in allen modernen Staaten, das überwiegende Gewicht der internationalen Handelsverträge, die allseitige Theilnahme für Banken und Creditinstitute, und zumal im socialen Leben, die vollgültige Anerkennung einer Geldaristokratie sind Zeichen der Zeit, welche wir nicht verkennen dürfen. Die wirthschaftlichen Fragen werden dadurch leicht zu politischen, und das Güterleben geht bald den gleichen Weg wie das Staatsleben.

Um so willkommener muß uns eine wissenschaftliche Besprechung derjenigen Momente erscheinen, von welchen der Wohlstand der Völker und Staaten abhängt, besonders dann, wenn sie, wie das vorliegende Werk, mit richtigem Tacte Theorie und Erfahrung vereint und zu einer wahren Diätetik der Volkswirthschaft wird.

Der Verfasser stellt als Bindeglied zwischen das staatliche und ökonomische Dasein: das freie Selbstbewußtsein und die Selbstthätigkeit des Einzelnen. „Die Jahrhunderte lang gepflegte und großgezogene Anschauung, daß der Staat allein berufen sei, der wirthschaftlichen Bewegung die neuen Wege vorzuschreiben, daß es seine Aufgabe sei, selbst mit finanziellen Opfern Handel und Gewerbe bis in die speciellsten Verhältnisse hinein zu lenken, zu leiten, zu tragen und zu stützen, daß die Gesetzgebung mit ihren Beschränkungen des freien Verkehrs jedem, und selbst dem Unfähigen und Ungeschickten einen künstlichen Absatzkreis und ein vorgeschriebenes Arbeitsgebiet verschaffe", — diese Anschauungen hält der Verfasser für gefallen, denn in dem Volke ist das Bewußtsein erwacht, daß jeder sich aus eigener Kraft zu einem reellen Wohlstande emporarbeiten könne.

Digitized by Google

Die Beseitigung aller Schranken, welche dem freien und naturgemäßen Entwicklungsgange der Productionskräfte und des Handels entgegenstehen, ist das oberste Princip, das er an die Spitze der einzelnen Betrachtungen setzt. Er verkennt keineswegs die Schwierigkeit, mit welcher eine consequente Durchführung solcher Grundsätze verbunden ist, und spricht namentlich darin einen sehr richtigen Gedanken aus, daß er wegen dieser reformatorischen Bewegung das Studium der neueren Nationalökonomie als ein undankbares bezeichnet; denn es muß so häufig darauf ausgehen, Verhältnisse umzuändern, in denen das Volk groß geworden ist und in die es sich eingelebt hat. „Ist der Tausch auch ein gewinnbringender, immerhin finden sich viele, die, am alten hängend, der Neuerung Widerstand bereiten." Wir haben die Wahrheit dieses Satzes aus der eigenen Erfahrung zu oft erprobt, als daß er eines weiteren Beweises bedürfte. Das Widerstreben gegen die Beseitigung der Prohibition vor wenigen Jahren und das ängstliche Sträuben gegen Zollermäßigung in der Gegenwart, die vielfachen Widersprüche, die der Gewerbefreiheit entgegengestellt wurden und werden, das Festhalten am Bestiftungszwange, an Erfindungspatenten u. dgl. sind Beispiele aus Oesterreichs neuester Geschichte.

Die Behauptung des Verfassers, daß der Staat, wie er sich bis heute herausgebildet hat, in außerordentlich vielen Beziehungen den Grundsätzen der Nationalökonomie widerstreitet, hat von vornherein vielleicht manche Bedenken gegen sich; folgen wir aber den Einzelnheiten jener interessanten Darstellung, prüfen wir bisweilen unbefangen die eigenen Zustände und vergleichen wir sie mit demjenigen was der Verfasser allgemein ausspricht, so werden wir die volle Berechtigung jenes Axioms anerkennen müssen.

In fünfzehn Abschnitten, deren jeder einzelne als selbstständige Abhandlung über eine wichtige Tagesfrage aufgefaßt werden mag, führt Dr. Rentzsch den Gedanken durch, daß der moderne Staat hauptsächlich darum in so vielfache Widersprüche mit den Forderungen der Volkswirthschaft geräth, weil er statt der bloßen Beseitigung von Hindernissen, noch immer positiv eingreifen will, weil er sich, „bis auf wenige Neuerungen der letzten Jahre, bemüht, den wirthschaftlichen Verkehr zu regeln (wir würden sagen: zu maßregeln) hier zu fördern, da zu hemmen, dort zu unterbinden, da zu stützen." — „Der Staat ist an unserer Wiege, er verläßt uns erst am Grabe; alles, was sich zwischen dieser Zeit mit uns ereignet, geschieht nach seinem Willen und mit seiner Erlaubniß".

Wir kennen in der That keinen treffenderen Vergleich, als den, welchen der Verfasser zwischen dem wirthschaftlichen Leben der Völker und dem Haushalte der Natur zieht; und wir stimmen ihm aus vollster Ueberzeugung bei, wenn er darauf hindeutet, daß in beiden die schönste Harmonie insolange herrschen muß, als keine Störung durch äußere Gewalten erfolgt und als einfach für die ungehinderte Entwicklung Sorge getragen wird. Was über dieses Maß geschieht, ist vom Uebel; „wie uns all' unser Künsteln in der Natur zu Pfuschern werden läßt, so führt

Digitized by Google

dies Eingreifen in die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse nur zur Verwirrung der harmonischen Gesetze, anstatt zum Fortschritte — zum Rückschritte."

Wir preisen mit dem Verfasser die großen socialen und politischen Segnungen des Staates, wir anerkennen seinen belebenden Einfluß auf wirthschaftlichem Gebiete, aber wir täuschen uns auch darüber nicht, daß „derselbe Staat, der einmal das Füllhorn seiner Segnungen geöffnet hat, darin nicht so schnell das rechte Maß finden kann".

Nachdem die vorstehenden Andeutungen zur Genüge die Tendenz des besprochenen Buches kennzeichnen dürften, wollen wir es versuchen, den Einzelnheiten desselben zu folgen.

Zunächst ist es das wirthschaftliche Subject, der Mensch, welchen er in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, indem er das Verhältniß zwischen dem Staat und der Familie bei Gründung des häuslichen Herdes, bei der staatsbürgerlichen Niederlassung und bei der Erziehung des Volkes einer Kritik unterwirft.

Es bedarf nur der Hinweisung auf die früher geschilderten Principien, um die Art und Weise zu kennen, in welcher Dr. Rentzsch jene socialen Momente erledigt; die Rücksichten auf die Armenpflege und Gemeindeverfassungen haben zu der vorgefaßten Meinung geführt, daß man von staatswegen das Heiraten, die Gründung des häuslichen Herdes erschweren müsse. Dagegen spricht aber die Erfahrung, daß die Zahl der unehelichen Geburten um so höher steigt, je größere Hindernisse der Schließung des Ehebündnisses entgegenstehen; daher die auch bei uns kürzlich im Principe zur Geltung gelangte Freiheit der Eheschließung, Aufhebung des politischen Consenses.

Ebenso fordert der Verfasser hinsichtlich der Niederlassungen die volle Freizügigkeit, damit der Deutsche nicht mehr im eigenen Vaterlande als ein Fremder betrachtet wird, sobald er sich erkühnt in einen anderen deutschen Staat zu übersiedeln, und damit im Gegentheile jeder das Recht hat, selbstständig und nach eigenem Ermessen den Ort aufzusuchen, der ihm zur vollständigen Verwerthung der angebornen und angelernten Fähigkeiten und Geschicklichkeiten der geeignetste zu sein scheint. Und was das Erziehungswesen betrifft, weist er darauf hin, daß die Freiheit des Unterrichtes in England keineswegs schreiende Mißstände hervorgerufen hat [1].

Nicht minder glücklich führt der Verfasser im folgenden Abschnitte (4.) den Beweis für die Freiheit des Grund und Bodens; die früher so häufig angerufenen

[1] Wir sind in der Lage, die Ausführungen des Dr. Rentzsch in diesem Punkte ziffermäßig zu ergänzen; nach officiösen Angaben des „Journal of the statist. society" 1861 vol. 24, war in England und Wales im Jahre 1858 der Besuch der Wochentagsschulen so, daß auf 7.7 Einwohner ein Schüler kam, während in Frankreich auf erst 9.0 Einwohner, in Holland auf 8.11 Einwohner, in Preußen auf 6.27 Einwohner ein Schüler entfiel; die Erfolge der Lernfreiheit sind daher in England viel günstiger als jene des centralisirten Frankreichs und fast dieselben, welche man beim Schulzwang Preußens erreicht.

Digitized by Google

Besorgnisse der Zerstückelung, der Heranbildung eines landwirthschaftlichen Proletariats und der Bodenverschlechterung sind vor der wissenschaftlichen Sonde der neueren Zeit größtentheils gewichen und der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur industriellen Bodenbewirthschaftung läßt die Untheilbarkeit des Grundeigenthums doppelt schädlich erscheinen.

In eben so anziehender und scharfsinniger Weise verbreitet sich Dr. Rentzsch über die Freiheit der Arbeit (6.), indem er nachweist, daß sich die Innungen und Zünfte historisch überlebt haben, und daß diejenige Gewerbefreiheit, welche gegenwärtig in den meisten deutschen Staaten herrscht, noch immer zu sehr durch das Concessionswesen getrübt werde; dieses ruht aber auf den falschen Consequenzen des längst abgeurtheilten Bevormundungssystems und müsse früher oder später dem Grundsatze weichen, daß für diejenigen, welche den gestellten Anforderungen zu genügen vermögen, völlig freie Concurrenz hergestellt werde. Die Anwendung dieses Satzes auf österreichische Zustände und besonders auf die Reformen des Advocatenstandes ergiebt sich von selbst.

Indem der Verfasser hierauf die Staatsunterstützung und Selbsthülfe (Abschnitt 6) bespricht, beweist er auch dabei die Nothwendigkeit, eines möglichst geringen Einwirkens der Regierungsbehörden, die sich auf berathende Fürsorge beschränken und der Bildung von freien Vereinen förderlich sein soll. Durch ein solches passives Beobachten wird sich die Arbeiterfrage am schnellsten von selbst lösen. Die Untersuchung des geistigen Eigenthumsrechtes (7.), der Freiheit des Capitales (8.) und der Freiheit des Handels (9.) giebt ihm Gelegenheit, eine Reihe der wichtigsten Tagesfragen in seiner Weise zu beleuchten. Das litterarisch-artistische Verlagsrecht, das Patentwesen, der Musterschutz, die Wuchergesetzgebung, die Actiengesellschaften und Banken, die Versicherungsgesellschaften, die Zollpolitik, werden einer kritischen Prüfung unterzogen.

Als besonders gelungene Darstellung heben wir zunächst dasjenige hervor, was über die Aufhebung der Patente, oder Erfindungsprivilegien gesagt wird; bei dem Abgange streng rechtlicher Grundlagen für deren Fortbestehen wird man sich dafür entscheiden müssen, das allgemeine Wohl höher zu stellen, als das Specialinteresse des Erfinders, und wenn die Patente auch bisweilen ausnahmsweise dazu gedient haben mögen, die Fortschritte der Industrie als Reizmittel zu fördern, so liegt doch in der Regel das Streben nach Fortschritt so tief in dem menschlichen Geiste begründet, ist der Wunsch, die Erfindung praktisch ausgeführt zu sehen, so mächtig, daß die Frage nach Entschädigung oder Belohnung erst in zweiter Linie auftritt, ja in vielen Fällen erst durch die Patentgesetzgebung hervorgerufen worden ist.

Ueberdies muß gegen die Privilegiengesetze geltend gemacht werden, daß sie gar leicht umgangen werden können, weil die Behörden keine eigentliche Executive dafür haben, sondern dem Patentinhaber selbst überlassen müssen, die Ueberwachung seines Privilegiums durchzuführen. Der Erfinder hat auch ohne den Patentschutz einen Vortheil in der Priorität seiner Erfindung, ohne daß dadurch die Gesammtheit der Consumenten in widerrechtlichen Nachtheil kömmt, ohne daß jene kleinen

Digitized by Google

Verbesserungen, die gewöhnlich zusammen wichtiger sind, als die ursprüngliche Entdeckung, verhindert, kurz die freie Concurrenz Aller gestört wird.

Ueber die Wuchergesetzgebung hat sich das allgemeine Urtheil schon in so entschiedener Weise ausgesprochen, daß die Gründe, welche der Verfasser gegen dieselbe anführt, eigentlich nur mehr einen historischen Werth haben. Anders steht es mit dem Concessionswesen bei Actiengesellschaften und Banken, welches eben jetzt bei uns ein Gegenstand von ernster Bedeutung ist. Der Verfasser ist der wohlbedachten Ansicht: „der Staat sollte bei Banken, wie bei den Actiengesellschaften im Allgemeinen bestimmte, feststehende Gesetze geben und von der Erfüllung derselben die Errichtung der Bankinstitute abhängig machen", also eine bedingte Bankfreiheit einführen.

Ein wahrer Glanzpunkt des uns vorliegenden Buches ist die Besprechung der Freiheit des Handels, also der Zollpolitik und ihrer nothwendigen Reformen. Von dem einfachen Grundsatze ausgehend, daß der Handel die Güter dorthin führen soll, wo Mangel und der Wunsch nach Befriedigung vorhanden ist, daß er sie von dem Orte zu entfernen hat, wo Ueberfluß auftritt, gelangt der Verfasser zur nothwendigen Folgerung, daß jede Handelsbeschränkung eine künstlich hervorgebrachte Störung in der harmonischen Vertheilung der Güter bewirkt. So sehr man die Weg- und Brückengelder, die Flußzölle und die Durchgangszölle als derlei Hindernisse des Verkehres allgemein zu beseitigen bemüht war, so wenig hat man bisher für die Aufhebung der Schutzzölle in unserem deutschen Vaterlande gethan. Das Vorurtheil des Mercantilsystems, welches sie schuf, ist längst erkannt, allein die Schutzzölle blieben fast unverändert bis heute im übelverstandenen Interesse der Industrie bestehen. „Die Folgen einer solchen verkehrten Wirthschaftspolitik sind nicht ausgeblieben. Der Staat beseitigt auf künstlichem Wege für einzelne Erwerbszweige die ausländische Concurrenz und erklärt dadurch direct oder indirect, daß er an dem Emporkommen dieser Industriezweige besonderen Antheil nehme. Grund genug, daß das Capital sich derartigen Branchen zum Nachtheil für andere lohnendere und naturgemäßere Industriezweige zuwendet, und Industrieanlagen im Inlande hervorgerufen werden, deren Producte aus dem Auslande weit billiger bezogen werden könnten."

Wenn schon diese allgemeinen Anschauungen vollständig auf die österreichischen Zustände passen, so können wir noch mehr unseren Industriellen und überhaupt allen Schutzzöllnern dasjenige zur Beherzigung empfehlen, was der Verfasser beispielsweise über die Eisenfabrication und die Weberei sagt, obwohl wir seiner Auffassung über die Rübenzuckerindustrie nicht unbedingt beipflichten möchten.

Es scheint uns aber, daß Dr. Rentzsch geradezu die dermaligen Enquêten der österreichischen Industriellen copirt, wenn er uns die Schutzzöllner folgendermaßen charakterisirt: „Sie geben das Unbillige des Schutzzolles zu, verwahren sich aber augenblicklich mit aller Energie dagegen, daß sofort eine freiere Concurrenz eintreten solle. Sie führen dann eine Menge von Zweckmäßigkeitsgründen ins Feld, unter denen vorzüglich die Idee eine große Rolle spielt, die durch den Schutzzoll

Digitized by Google

bewirkte Vertheuerung des Verbrauches als ein einstweiliges Opfer, als ein Erziehungsmittel zu betrachten. Wie wenig es ihnen aber mit dieser Erziehungsmethode Ernst ist, geht daraus hervor, daß sie sich durchaus nicht verstehen wollen, einen längeren oder kürzeren Zeitraum anzugeben, nach dessen Verlauf die Erziehung beendet sein soll." Wie man sieht, eine wahrheitsgetreue Schilderung unserer jetzigen Agitationen.

Das Buch schließt mit einer Geschichte des Zollvereins, einigen finanzwissenschaftlichen Excursionen und einer Abhandlung über die Armenpflege und bringt dabei Ansichten zur Geltung, die uns dessen schwächste Seite zu sein scheinen. Der Gesammteindruck des uns vorliegenden Werkes ist indessen ein so befriedigender, daß wir gerne derlei vielleicht minder gelungene Partieen überblättern; wir sind überzeugt, jene großen Ideen der Freiheit auf dem wirthschaftlichen Gebiete sind berufen, die Richtung der Wissenschaft schon jetzt, die Richtung des praktischen Lebens in nächster Zukunft zu bestimmen; wir begrüßen daher das Buch des Dr. Rentzsch als eine zeitgemäße, höchst beachtenswerthe Erscheinung; kein Unbefangener wird es ohne Befriedigung weglegen, auch derjenige nicht, der ein principieller Gegner der in demselben ausgesprochenen Tendenzen ist.

Dr. Franz Neumann.

Albrecht = Galerie.

Auswahl der vorzüglichsten Handzeichnungen alter Meister aus der Privatsammlung Sr. k. Hoh. des Herrn Erzherzogs Albrecht; photographirt von G. Jägermayer.

(Wien 1863, 2. Band, Jägermayer u. Comp.)

Uns liegt der zweite Band eines Unternehmens vor, auf dessen Bedeutung wir bereits in diesen Blättern in großen Zügen aufmerksam gemacht haben. Wir können uns in dieser Hinsicht auf das damals ausgesprochene Urtheil beziehen und der Verlagshandlung zu dem raschen Fortschreiten dieses Unternehmens nur Glück wünschen. Die photographische Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig.

Unter den neu erschienenen fünfzig Blättern giebt es nicht wenige, die für Künstler und Kunstfreunde in hohem Grade lehrreich und anziehend sind; über die richtige Bezeichnung einzelner Blätter hingegen dürften sich, so wie über die vorgenommene Wahl, insbesondere aus den späteren italienischen Schulen, begründete Bedenken erheben lassen. Es ist bekanntermaßen häufig nichts schwieriger, als die Zuweisung einer Handzeichnung an einen bestimmten Meister. Manche Meister haben eine so deutlich erkennbare Hand, daß man über die Echtheit nicht in Zweifel sein kann; bei anderen hingegen ist die Bezeichnung nicht so leicht. Ueber manche Blätter werden selbst die bewährtesten Kenner verschiedener Meinung sein. Der innere Werth einer Handzeichnung allerdings ist ganz unabhängig von der

Digitized by Google

Bestimmung des Meisters, sie ruht auf den inneren Vorzügen derselben; auch haben wir hier nicht das kritische Richteramt bis in das Detail zu führen, um nach dieser Seite hin über jedes einzelne Blatt ein motivirtes Urtheil abzugeben, wollen uns auch gar nicht die Freude über die neue Publication durch Betrachtungen ähnlicher Art trüben lassen, nur glaubten wir unserem eigenen Gewissen gegenüber diese Bemerkungen im Allgemeinen aussprechen zu müssen.

Die alt-flandrische und alt-holländische Schule ist durch Jan van Eyck, Rogier van der Weyde und Lukas van Leyden vertreten. Das Blatt van Eycks stellt einen Brautzug dar, das Rogiers van der Weyde „die h. Maria mit dem Jesukinde", die in einer Kirchenhalle einem Priester erscheint. Dies Blatt ist von einer wunderbaren Schönheit, sowohl was die Figur Mariens, als die Halle der Kirche betrifft.

Unter den altdeutschen Schulen sind Albrecht Dürer, Mathias Grünewald, Urse Graf, Melchior Lorch, Hans Baldung Grün, Hans Holbein d. J. und Lukas Kranach vertreten. Den Preis unter diesen verdienen die Portraits Hans Holbeins, das Portrait Albrecht Dürers vom Jahre 1519 und die Federzeichnung Hans Baldung Grüns von 1533. Die prachtvollen Frauenköpfe Albrecht Dürers sind für photographische Nachbildung nicht geeignet.

Die vier Köpfe Hans Holbeins d. J. sind wahre Perlen dieses Bandes, die Originale sind in zwei Kreiden ausgeführt; sie lassen die Vorzüge dieses Meisters im Portraitfache vollständig erkennen. Was Feinheit der Auffassung, und bei aller Strenge der Form zugleich Lebendigkeit des Ausdruckes zu leisten vermag, hat Holbein in seinen Portraits erreicht, von denen die Sammlung des Erzherzogs Albrecht glänzende Belege liefert. Auch die k. Galerie am Belvedere hat mehrere Portraits dieses Künstlers von so ausgezeichneter Qualität, wie sie wohl selten in Sammlungen vorkommen. Holbein'sche Bildnißdarstellungen sind ein wahres Labsal in unserer Zeit, die fast keine andere Art von Portraitdarstellungen aufkommen läßt, als jene, welche entweder dem seichtesten Modegeschmack huldigt oder die, welche von Stilisten geübt wird; und diese lieben es, auch im Portrait der Natur Gewalt anzuthun und das Portrait als Studienkopf zu behandeln. Von den großen und einfachen Portraitdarstellungen eines Holbein, Leonardo oder Tizian sind die heutigen Portraitmaler entfernter als je.

Die alt-italienischen Schulen sind diesmal reich repräsentirt; Cimabue, Giotto, Cavallini, Taddeo Gaddi, Cosimo Turi, Massaccio, Francesco Francia, Antonio und Pietro Pollaiuolo, Andrea Mantegna, Pietro Perugino, Giovanni Bellini, Bernardino Pinturlichio finden sich unter denselben.

Wem würde das Herz nicht aufgehen bei so glänzenden und so berühmten Namen! Bei einzelnen Bildern, wie bei Cimabue, Gaddi, Cavallini, Pinturlicchio erheben sich über die Echtheit die früher angeregten Zweifel; viele aber sind von bezaubernder Schönheit, darunter die „Madonna" von Pietro Perugino, die „anbetenden Hirten" von Francesco Francia. Die antikisirende Richtung der alt-florentinischen Schule ist in den „drei jungen Männern", welche dem Mas-

Digitized by Google

faccio zugeschrieben werden, dem „Urtheil des Paris" von Mantegna, der geistvollen Studie nackter Männer von A. Pollaiuolo, der jungen Frau von F. Primaticcio in glänzender Weise vertreten. Der Classicismus jener Zeit ist von jener Ueberschwänglichkeit der Formen frei, in der sich später Giulio Romano und manche seiner Nachahmer bis auf den heutigen Tag gefallen. Von den manierirten Darstellungen Romano's kommen diesmal einige charakteristische Proben vor.

Den Höhenpunkt der italienischen Kunst bezeichnen die schönen Zeichnungen Dante's von Rafael, eine geistvolle Studie des Michel Angelo zu Moses, zwei reizende Blätter von Ant. Correggio; außerdem finden wir noch Blätter von Tizian, Paolo Veronese, Andrea del Sarto bis auf Dominichino und Albani.

Fügen wir noch hinzu, daß die spätere flämische Schule durch Rubens — besonders schön ist der Christus — und van Dyck, die holländische durch Rembrandt „den Triumph des Mardochäus" und H. de Hem, die spanische Schule durch Murillo und einen Velasquez vertreten ist, so wird jedem Unbefangenen klar sein, daß es dem zweiten Bande an der Mannigfaltigkeit der Kunstschulen gewiß nicht fehlt.

Bei aufmerksamer Durchsicht der bis jetzt publicirten hundert Blätter zeigt es sich deutlich, daß die Photographie für alle Arten von Zeichnungen nicht gleichmäßig paßt. Einfache Federzeichnungen kommen in der Photographie am besten wieder; wahrhaft meisterhaft sind alle Blätter, die in dieser Manier von Albrecht Dürer, Rafael, Michel Angelo u. s. f. gemacht sind. Wo mehrere Farbentöne zu einer harmonischen Gesammtwirkung zusammenstimmen, leidet die photographische Reproduction schon. In solchen Fällen wird oft ein völlig ungenügendes Bild gegeben, wie es bei den Frauenköpfen Albrecht Dürers und der Madonna Giovanni Bellini's der Fall ist; solche Bilder würden besser gar nicht photographirt. Dies sind aber eben Erfahrungen, die man bei solchen Publicationen schnell macht, an und für sich nicht schaden, da sie nur sehr vereinzelte Fälle betreffen, und die zugleich sehr lehrreich sind bei Unternehmungen anderer Art oder bei Fortsetzungen des Werkes selbst.

Dem vornehmen und kunstliebenden Publicum, das im Ganzen noch mit den Kunstschätzen Oesterreichs wenig vertraut ist, empfehlen wir das Werk auf das lebhafteste; wir hätten gewünscht, es wäre dem zweiten Bande die Liste der Subscribenten beigegeben, denn diese würde den sichersten Maßstab sowohl zur Beurtheilung der Theilnahme als der Geschmacksbildung bieten. Das erleidet keinen Zweifel, daß die Kunst dort am höchsten gestellt wird, wo ihre reinsten Resultate die größte Anerkennung finden. R. v. E.

Digitized by Google

Christian Friedrich Hebbel.

(Geboren am 18. März 1813, gestorben am 13. December 1863.)

Am 13. December 5 Uhr 10 Minuten Morgens starb in Wien nach langem schwerem Leiden Friedrich Hebbel.

Was mit ihm die deutsche Litteratur verliert, was in ihr Hebbel Bleibendes geschaffen hat, muß eingehenden Erörterungen vorbehalten bleiben. Durch jahrelange Freundschaft mit dem Dichter verbunden, befinden wir uns noch so sehr unter dem Eindruck des Schmerzes über den Verlust eines so bedeutenden Mannes, eines so festen und abgeschlossenen Charakters, daß jede Reflexion über sein Wirken und sein Leben in den Hintergrund gedrängt wird. Trotz der Zurückgezogenheit, in welcher Hebbel lebte, war er doch eine der bekanntesten Persönlichkeiten Wiens. Die bessere und gebildete Gesellschaft erkannte den ungewöhnlichen Werth des Dichters; seine Freuden und seine Leiden fühlte dieselbe lebhaft mit; mit großer Theilnahme verfolgte sie die glänzende Anerkennung, die ihm von den Höfen von Preußen, Baiern und Weimar zu Theil wurde; mit Begeisterung begrüßte man die durchgreifende Wirkung der „Nibelungen" auf dem Hofburgtheater, mit ängstlicher Sorgfalt verzeichneten die Blätter die Nachrichten über die Krankheit des Dichters. Den in glücklichen Familienverhältnissen lebenden Dichter entriß uns der Tod in einem Augenblicke, wo seine dichterische Production einen Höhenpunkt erreicht, sein geistiger Klärungsproceß vollendet, noch eine große Zukunft versprach. Wir begnügen uns diesmal nur einige wenige biographische Notizen mitzutheilen, deren thatsächlichen Inhalt wir persönlichen Mittheilungen des Dichters selbst verdanken.

Christian Friedrich Hebbel wurde im Jahre 1813 zu Wesselburen, einem kleinen Marktflecken in dem zum Herzogthum Holstein gehörigen, ehemals unabhängigen Dithmarschen geboren. Als er fünfzehn Jahre zählte, verlor er seinen Vater und mußte, statt sich augenblicklich, wie er es wünschte, den Wissenschaften zu widmen, sich entschließen, dem Kirchspielvogt, dem obersten Beamten des Ortes, in seinen Geschäften an die Hand zu gehen und avancirte nach und nach vom Abschreiber zum Secretär, vom Secretär zum Bevollmächtigten. In diesem Verhältniß blieb er bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre und hatte gewöhnlich, mit den mannigfaltigsten Geschäften überhäuft, vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu thun, so daß er sich selten anders als Nachts seinen Studien zuwenden konnte. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre konnte er endlich die gelehrte Laufbahn einschlagen, hielt sich ein Jahr in dem benachbarten Hamburg auf, um seine Schulkenntnisse zu ergänzen, so weit sie lückenhaft waren, und bezog dann die Universität Heidelberg. Er war entschlossen, die Rechte zu studiren und that es auch mit Fleiß und Liebe; auf den Rath Thibauts aber, der den Beruf des Dichters erkannte, gab er dieses Studium auf und begab sich nach München um Schelling zu hören, beschäftigte sich aber nebenbei viel mit Hegel und vorzugsweise mit Litteratur. Nach dreijährigem Aufenthalte in München kehrte er nach

Digitized by Google

Hamburg zurück. Dort schrieb er sein erstes Drama „Judith", ein Werk, das man beurtheilen mag, wie man will, von dem aber als litterar-historische Thatsache feststeht, daß es in Deutschland wie im Auslande ein großes Aufsehen erregte, und daß es bis auf den gegenwärtigen Tag eine Menge Nachahmungen hervorrief. Der „Judith" folgte die „Genovefa" und dieser ein Band lyrischer Gedichte, welcher, von den Dramen in den Hintergrund gedrängt und von den gerade damals üppig wuchernden politischen Dichtereien verdeckt, nicht die gebührende Aufmerksamkeit fand. Von Hamburg ging Hebbel nach Kopenhagen, wo er, von Christian VIII. vielfach ausgezeichnet, ein Reisestipendium erhielt, und bereiste durch drei Jahre Frankreich und Italien. Die litterarische Frucht dieser Reise war ein zweiter Band lyrischer Gedichte, der entschiedener wie der erste den Charakter des Schönen trägt, und das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalena", das Epoche machte und dem eine ganze Sündflut socialer Dramen folgte. Auf seiner Rückreise von Italien kam Hebbel nach Wien und vermählte sich daselbst mit Christine Enghaus; in Wien entstand: „Das Trauerspiel in Sicilien", das Trauerspiel „Julia", „Herodes und Marianne", das Märchenlustspiel „Der Rubin", „Agnes Bernauer", eine große Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen, welche in den verschiedensten Publicationen sich zerstreut finden, und endlich, neben dramatischen und novellistischen Arbeiten von kleinerem Umfange, die gewaltige Nibelungen-Trilogie, welche den Höhenpunkt des Dichters kennzeichnet. Viele Gedichte sind in Wien geschrieben worden, große dramatische Entwürfe beschäftigten die Phantasie des Dichters. In der letzten Zeit bereitete er eine Gesammtausgabe seiner Werke vor.

Hebbel hinterläßt nebst mehreren Fragmenten dramatischer Natur eine fast fertige Bearbeitung des Demetrius. Was daran noch fehlt, ist — wie er sich einem Freunde gegenüber aussprach — nur Flickwerk.

Das Leiden, welchem der Dichter erlag, war scheinbar ein rheumatisches; schon in früheren Jahren war Hebbel von ähnlichem Uebel ergriffen. Soolbäder in Gmunden, wo Hebbel ein kleines Landhaus besaß, gaben nur wenig Erleichterung; etwas wohler fühlte er sich nach dem Gebrauche der Bäder in Baden; die Besserung war jedoch nur eine kurze, das schmerzhafte Leiden ergriff den ganzen Körper und nahm endlich, durch Hinzutritt einer entzündlichen Affection der Lunge, rasch einen tödtlichen Verlauf. Prof. Ernst Brücke, ein Freund des Dichters, verweilte die letzte Nacht bei Hebbel, bis das Auge des Dichters sich für ewig geschlossen hat. Die vorgenommene Section des Leichnams ergab, daß Hebbel einer Knochenerweichung (Ostoomalacia), einer unheilbaren Krankheit, erlag. Man erwartet in Bälde die Veröffentlichung des auch vom ärztlichen Standpunkte aus sehr interessanten Sectionsberichtes. Sein Leichnam ruht auf dem hiesigen evangelischen Friedhofe, seine Werke nehmen in der deutschen Litteratur eine hervorragende Stelle ein. Die Erinnerung an seine Person wird seinen Freunden ewig unvergeßlich bleiben.

R. v. E.

Digitized by Google

* Hofrath Dr. C. Rokitansky hat soeben bei Sallmayer eine Broschüre: „Die Conformität der Universitäten mit Rücksicht auf gegenwärtige österreichische Zustände" veröffentlicht. Man kann dem gelehrten Verfasser nicht dankbar genug sein, daß er sich über die Frage der Universitätsreform in Oesterreich offen ausspricht. Die vorliegende Broschüre knüpft an die „Zeitfragen" an und begründet nachfolgende Anforderungen und Sätze:

a) Es gebe im österreichischen Staate nur vollständige Universitäten.

b) Dort, wo es an hinlänglichem Lehrmateriale für die Errichtung einer medicinischen Facultät gebricht, soll keine Universität gestiftet und eine der medicinischen Facultät ermangelnde unvollständige Universität aufgehoben werden.

c) Wie in Betreff der Vollständigkeit sollen die Universitäten und ihre Facultäten auch in Betreff der Studien — Studienordnung, Vertretung der sogenannten obligaten Fächer, Tüchtigkeit der Lehrer, Lehrbehelfe, — in Betreff der Stellung der Professoren der Zusammensetzung der leitenden akademischen Behörden, der Rigorosen, des Rechtes zu promoviren und zu habilitiren thunlichst conform und danach einander in keiner Beziehung subordinirt sein.

d) Indem sich die provinzialen Universitäten kraft einer die Ansprüche der Wissenschaft und des Unterrichts principiell überall gleichmäßig zu beachtenden conformen Ausstattung und daneben auf dem Wege der Nachbildung und Nacheiferung im Wesentlichen der Universität der Metropole möglichst gleich stellen, wird einer unverhältnißmäßigen Ueberfüllung der letzteren und allen hieraus hervorgehenden Unzukömmlichkeiten vorgebeugt.

e) Hieraus muß sich von selbst eine völlige Gleichberechtigung der an den verschiedenen Universitäten Ausgebildeten ergeben, welche um so williger von Jedermann anerkannt werden muß, je mehr man beachtet, daß alle die unausweichlichen Ungleichheiten in Ansehung der Lehrkräfte und des Lehrmateriales durch die Freizügigkeit der Studirenden eliminirt werden.

f) Indem sich das an den verschiedenen Universitäten vertheilte an Quantität und Qualität verschiedene Materiale, indem sich die an verschiedenen Universitäten nach Tiefe und Richtung verschiedene Bearbeitung desselben, die an verschiedenen Universitäten vertheilten Kräfte und Bestrebungen zu einem großartigen Ganzen innerhalb des Kaiserstaates gestalten, wird es eine Universität Oesterreichs, einen großen, nach allen Richtungen hin gleichmäßig treibenden und blühenden und producirenden Organismus geben, welcher vermöge der in ihm verkörperten Wissenschaft die feindlichsten Elemente gleich berechtigt, gleichstimmt und dadurch befreundet.

Auf eine Beleuchtung von Einwürfen, welche von Unberufenen gegen die „Zeitfragen" erhoben wurden, geht Rokitansky selbstverständlich gar nicht ein.

---

* Die Abschaffung des Duells hat sich eine Broschüre von dem Leipziger Professor Dr. Stahlowsky zum Ziel gesetzt. Wie alle die unzähligen Bemühungen gleicher Richtung, führt auch diese Abhandlung immer nur zu der Erkenntniß, daß eine so viel als möglich gesetzmäßige Regelung der Ehrenhändel das einzige Mittel ist, um dem Unfuge zu steuern. Daß Verbote nichts nützen, lehrt die tägliche Erfahrung, und eben so offenbar ist es, daß unsere Gesellschaft nicht gewinnen würde, wenn man den Zweikampf absolut ausrottete. Ehrengerichte erkennt auch der Verfasser als Bedürfniß an.

Digitized by Google

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Ueber die Geschichte der französischen Armee ist ein starker Band erschienen, welcher den Titel führt: „Institutions militaires de la France avant les armées permanentes, suivi d'un aperçu des principaux changements survenus jusqu' à nos jours dans la formation de l'armée par E. Boutaric". Das Buch hebt mit den alten Gallern und den römischen Einrichtungen an, geht dann auf die Franken über und führt in vier Hauptabschnitten die Geschichte bis zu den ersten Versuchen stehender Armeebildung. Im fünften Abschnitte kommen die Wandlungen in der Organisation der Armee bis zur Revolutionszeit, welche die Gleichheit einführte und damit ein vollständig neues Heeresprincip schuf, dessen Resultate in der gegenwärtigen Schlagfertigkeit und Bedeutung der französischen Armee liegen.

Ein großes technisch-militärisches Werk kam in Brüssel unter dem Titel: „Etudes sur la défense des états et la fortification par Brialmont" in drei Octavbänden und einem Atlas in Folio heraus. Der Verfasser, ein belgischer Militär, edirte vor mehreren Jahren eine gediegene Biographie Wellingtons in drei Bänden. Von der vielgelesenen Geschichte des Feldzuges von 1815 vom Obersten Charras, welche seit einiger Zeit nicht mehr zu haben ist, befindet sich eine neue Auflage unter der Presse. Die mexicanische Campagne von 1862 hat in dem Oberstlieutenant Ch. Martin bereits einen Geschichtschreiber gefunden: „Précis des événements de la campagne du Mexique en 1862, précédé d'une notice géographique et statistique sur le Mexique". Eine zweite, mehr populäre Schilderung des mexicanischen Krieges — obgleich auch in dem Buche Ch. Martins die großen Schlagwörter, namentlich gegen den Schluß hin, nicht fehlen — erschien von Ribeyre. Außerdem giebt es noch mehrere neue Bücher über Mexico und dessen Zustände: „Le Mexique par Charnay", „Le Mexique contemporain par Chevalier", „Le Mexique par Bazancourt" u. s. w.

Die französische Kalenderflut hat in einer Woche fast den ganzen Markt mit ihren zahlreichen Producten jeder Richtung überschwemmt. Es tritt dabei die eigenthümliche Erscheinung zu Tage, daß die französischen Kalender eine gewisse Einförmigkeit zeigen, während auch auf diesem Felde die deutsche Vielgestaltigkeit sich kund giebt. Der „Almanach comique, drôlatique, prophétique, astrologique, pour rire, impérial" und Dutzende von anderen laufen alle auf dieselbe Form hinaus und kosten denselben Preis, während in Deutschland, wo keine Metropole mit schwerwiegender Wucht alles beherrscht, in jeder Stadt eigenthümliche Kalendererscheinungen, jede in besonderer Weise und Gestalt, auftauchen. Die Gleichartigkeit des Aeußeren hindert jedoch nicht, daß die Franzosen bei ihren Kalenderunternehmungen die verschiedensten Stände und Gewerbe berücksichtigen. Es giebt da nicht nur Kalender für Gärtner, Weinbauer, Köche, Architekten u. s. w., sondern auch für Tänzer, Sänger, Raucher und Schnupfer, für Wahrsager und Traumdeuter, für Spieler und für — Diebe — „Almanach des voleurs".

Die Taschenbücher sind in Frankreich, so wie in Deutschland und England, vollständig aus der Mode gekommen. Man pflegt gegen Weihnachten hin nur einige Prachtausgaben von Classikern u. dgl. mit hübschen Kupfern zu publiciren und durch bestechendes Aeußere für Geschenke geeignet zu machen. In diesem Jahre dürfte die Prachtausgabe des „Don Quixote" in zwei Foliobänden mit über 300 Illustrationen von Gust. Doré so ziemlich das Schönste in jener Art werden. Sie soll in einigen Tagen in Paris erscheinen. Ein hübscher Band ist auch: „Résidences royales de France, histoires et monuments par l'Abbé J. J. Bourassé", von Mame in Tours gedruckt und mit prächtigen Holzschnitten geschmückt. Ferner die populären Schriften von Figuier: „Le savant du foyer", „La terre et les mers", die neue

Digitized by Google

Auflage von „La terre avant le déluge“. Alle diese Bücher haben passende Holzschnitte und eignen sich zu Geschenken für Naturfreunde und die erwachsene Jugend.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 9. December 1863.

Herr Kanitz überreicht der Classe seine in der Sitzung vom 11. Mai d. J. vorgelegte kunsthistorische Abhandlung: „Alt- und neuserbische Kirchenbaukunst“, nun durch „seine neuesten Forschungen ergänzt“.

Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Heerführer Wei-tsing und Hö-khiü-ping“.

Die Heerführer von Han, welche in den ersten Jahren des Bestandes dieses Hauses berühmt geworden, waren entweder aus alten angesehenen Häusern oder wenigstens aus dem Stande der Krieger hervorgegangen. Die in späterer Zeit bekannt gewordenen, an den großen Ereignissen vorzugsweise betheiligten Heerführer Wei-tsing und Hö-khiü-ping stammten jedoch aus ziemlich tiefen Schichten des Volkes und verdankten ihr rasches und auffallendes Emporkommen einzig ihrer nahen Verwandtschaft mit der ursprünglich ebenfalls sehr bescheidenen Kreisen angehörenden begünstigten Gemahlin des Himmelssohnes. Obgleich in dem Stande, zu dem sie berufen wurden, nicht aufgewachsen, und hinsichtlich ihrer Herkunft mit gemeinen, selbst unsittlichen Verhältnissen in Verbindung gebracht, befanden sich Wei-tsing und Hö-khiü-ping Jahre hindurch an der Spitze der Großthaten ihrer Zeit und gelangten zu einem Ansehen, vermöge dessen sie in den weiten Landen der Han ihres Gleichen nicht hatten.

Wei-tsing und Hö-khiü-ping waren die ersten, durch welche der Kriegsruhm von Han über die Marken des Mittellandes hinausgetragen wurde, in den so schwierigen Feldzügen gegen die Hiung-nu, welche sie unternahmen, wurde neben Verlusten immer noch eine Anzahl bedeutender Erfolge namhaft gemacht, was zu beweisen scheint, daß sie ungeachtet des Zufalls, der in ihrem Leben eine Rolle gespielt, und der Begünstigung, die ihnen zu Theil geworden, ihrer Erhebung nicht unwürdig gewesen.

Das Geschlecht Wei, welchem Wei-tsing entsprossen, ging übrigens bald nach dem Tode dieses Heerführers in Folge der eingetretenen Ereignisse zu Grunde. Das Geschlecht Hö hingegen, welchem Hö-khiü-ping und dessen berühmter in Bezug auf die Geschicke des Hauses Han einflußreicher jüngerer Bruder Hö-kuang entsprossen, stand auch nach dem Tode des genannten Heerführers in ungeschmälertem Ansehen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 10. December 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Haidinger berichtet über den Fall eines Meteorsteines, welcher am 11. August des gegenwärtigen Jahres, Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr in der Nähe einer Ortschaft Shythal, wenige englische Meilen nördlich von der Stadt Dacca in Bengalen, stattgefunden hat. Dacca liegt zwischen den Flüssen Ganges und Brahmaputra, 150 englische Meilen nordöstlich von Calcutta.

Digitized by Google

Der Fall wurde von einem Eingebornen, dem Ryot Doyal Bungshee gut beobachtet.

Bei Donnerschall bewegte sich ein runder rother Körpen von Ost gegen West und schlug anderthalb Fuß tief in den feuchten Boden; nach einer halben Stunde ausgegraben, war er nicht wärmer als der umgebende Grund. Der Zimindar Baboo Kally Narain Roy schickte den Stein an Dr. Simpson in Dacca. Nach einer vorläufigen chemischen Untersuchung von Herrn Brenand in Dacca, welcher Kieselerde, metallisches Eisen, Nickel, Kobalt und Mangan, auch einfach Schwefeleisen nachwies, schickte Dr. Simpson den Meteorstein an den Gouverneur in Calcutta, der ihn wieder der Asiatic Society of Bengal verehrte. In der Sitzung am 4. November wurde er derselben vorgelegt. Herr Dr. Ferdinand Stoliczka berichtete über diesen Meteoriten an Hofrath Haidinger und sandte auch Abbildungen ein. Der Stein wird demnächst an das brittische Museum nach London gesandt werden, doch ist auch dem k. k. Hof-Mineraliencabinete in Wien ein Abschnitt zugesagt. Er wiegt etwas über fünf Pfund, ist größtentheils schwarz überrindet, innen hellgrau mit größeren und kleineren helleren Einschlüssen metallischer Theilchen von Eisen und von einfach Schwefeleisen und ausgezeichnet breccienartiger Structur; die Gestalt ist die eines Bruchstückes, dessen in der Anlage scharfe Kanten durch äußerliche Schmelzung abgerundet.

Der Secretär legt folgende Dankschreiben vor:

Von dem correspondirenden Mitgliede Herrn Prof. Dr. Th Wertheim in Graz, ddo. 3. December, für die ihm zur Fortsetzung seiner Studien über die natürlichen organischen Basen bewilligte Subvention von 250 fl.;

von Herrn Dr. G. Tschermak, ddo. 9. December, für die ihm zum Zwecke der Erforschung des Isomorphismus mehrerer Mineralgruppen gewährte Unterstützung von 300 fl.

Herr Anton v. Gyra übersendet ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift; „Die exacte Entwicklung des Naturganzen aus der relativen Ruhe zweier materiellen Punkte", und ersuchte um dessen Aufbewahrung zur Sicherung seiner Priorität.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Czermak aus Prag macht die Mittheilung, daß nach seinen kürzlich angestellten Versuchen der bekannte Stannius'sche Versuch am Froschherzen auch dann gelingt, wenn das Thier durch americanisches Pfeilgift vollständig gelähmt wurde, und die stärkste Reizung des Vagusnerven keinen Herzstillstand mehr hervorruft. Diese neue Thatsache ist für die Theorie der Innervation des Herzens von Bedeutung.

Herr Dr. J. R. Lorenz theilt die Resultate seiner Untersuchungen mit, welche er im verflossenen Sommer an der Mündung der Elbe in den Gegenden von Neuhaus Cuxhaven und Helgoland über die verticale Ausdehnung der Brakwasserschichten bis zu ihrem Uebergange in reines Salzwasser aufgestellt hatte. Aus seinen früheren Beobachtungen im adriatischen Meere, insbesondere an der Mündung der Fiumara, hatte Dr. Lorenz entnommen, daß in einem wenig von Flutströmungen bewegten und zugleich schon vom Ufer an verhältnißmäßig tiefen Meere, das einmündende Süßwasser über dem Meerwasser in Gestalt einer ziemlich scharf begrenzten brakischen Schichte sich ausbreitet, deren verticaler Längsschnitt die Form eines anfänglich rasch, dann sehr langsam sich zuschärfenden Keiles besitzt. Dieser Keil ist beispielsweise bei der Fiumara beiläufig 700 Mal mehr in horizontaler Richtung ausgedehnt, als an seinem Anfange in verticaler Richtung. Die Elbe bietet nun bei ihrer Mündung sehr abweichende Localverhältnisse dar; denn sie ergießt sich in ein durchaus seichtes, aber von sehr heftigen Gezeitenströmungen regelmäßig bis zum Grunde hinab bewegtes Meeresbecken, so daß das Bestreben des leichteren Süßwassers, in einer dünnen Schichte über dem schwereren Salzwasser zu schwimmen, in anderer Gestalt und weniger vollständig realisirt wird.

Digitized by Google

Durch Messungen des specifischen Gewichtes von Wasserproben, die aus fünfzig verschiedenen Punkten in der gegen neun geographische Meilen langen Strecke zwischen Neuhaus und der Insel Helgoland, und aus den verschiedenen Tiefen dieser ganzen Wassermasse geschöpft wurden, weiset nun Dr. Lorenz nach, daß es bei der Elbemündung zwar keine über vollständigem Seewasser schwimmende Schichte von Brakwasser giebt, daß vielmehr das Brakwasser in seinen verschiedenen Graden der Salzigkeit bis zum Uebergange in reines Seewasser überall bis zum Grunde hinab reicht, daß aber diese ganze Wassermasse sich in ein System von stumpfen Keilen zerlegen läßt, und zwar so, daß immer ein mit seiner Schärfe seewärts gerichteter süßerer Keil über einen mit seiner Schärfe landwärts gerichteten, etwas salzigeren Keil sich hinüberschiebt.

Die Bestimmungsstücke dieser Keile (Länge, Dicke, Neigungswinkel der Seiten), geben, wenn sie für verschiedene Flüsse aus Mittelwerthen construirt werden, Anhaltspunkte zur Aufstellung einer empirischen Formel, aus welcher man, wenn die bewegende Kraft (Querschnitt und Geschwindigkeit) des ausmündenden Flusses, die Tiefe und Gestalt des Meeresbeckens und der Gang der Gezeiten bekannt ist, auch die Dimensionen der Brakwassermasse und die Vertheilung des Salzgehaltes in derselben mit annähernder Genauigkeit wird ableiten können. Die Kenntniß dieser Dimensionen und Verhältnisse ist nicht nur im physikalischen Sinne, sondern auch darum von Interesse, weil sie vielfach mit der Vertheilung der Organismen, sowohl der jetzt lebenden als der fossilen, im Zusammenhange stehen.

Herr Dr. Karl A. Zittel legt eine Abhandlung „über die fossilen Bivalven der Gosaugebilde in den nordöstlichen Alpen" vor.

Im Jahre 1852 erschien in den Denkschriften der k. k. geologischen Reichsanstalt eine paläontologische Abhandlung von Dr. Zekeli, betitelt: „Die Gastropoden der Gosaugebilde", welche eine höchst interessante und großentheils neue Fauna bekannt machte. Das Interesse, das sich von nun an an die Versteinerungen der sogenannten Gosauschichten knüpfte, gab Veranlassung zu einer Reihe von Publicationen, unter denen namentlich die Monographie der Korallen und Foraminiferen von Prof. Reuß, die der Cephalopoden von Bergrath Fr. v. Hauer und eine Mittheilung von Dr. Stoliczka über einige Süßwasserschnecken von der Neualpe im Rußbachthal hervorzuheben sind. Die Bivalven hatten bis jetzt, trotz ihres häufigen Vorkommens und ihrer Wichtigkeit, keinen Monographen gefunden. Die vorgelegte Abhandlung ist bestimmt, diese Lücke auszufüllen. Herr Dr. Zittel hatte als Assistent am Hofmineraliencabinete vorzüglich günstige Bedingungen zur Ausführung dieser Arbeit. Die reiche Sammlung jenes Institutes, so wie die der geologischen Reichsanstalt, ferner eine Reihe von Privatcabineten standen ihm durch die Unterstützung von Seite der Herren Dr. Hörnes, Vorstand des Hofmineraliencabinets, Hofrath Haidinger, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt, Vicepräsident von Schwabenau in Linz und Hofrath Fischer in München zu Gebote, so daß ein möglichst vollständiges Material seinen Untersuchungen zu Grunde gelegt werden konnte. Der erste Theil seiner Monographie der Bivalven der Gosaugebilde, welchen Herr Dr. Zittel vorlegt, enthält die Gruppe der Dimyarier und giebt die Beschreibung von 73 Arten, welche auf 10 Tafeln abgebildet sind.

Alle Arten gehören bereits bekannten Geschlechtern an und, mit Ausnahme von Cyclina, sind dieselben alle bereits in der Kreideformation nachgewiesen. Anders verhält es sich mit den Species. — Uebereinstimmend mit den Resultaten, die sowohl Herr Dr. Zekeli als Herr Prof. Reuß erhalten hatten, stellte sich aus der Bearbeitung der Bivalven heraus, daß der größere Theil der Arten neu sei, und daß sich nur eine beschränkte Anzahl auch an anderen Localitäten nachweisen ließ.

Digitized by Google

So fanden sich unter den 73 angeführten Arten nur 17 außerhalb des österreichischen Alpengebietes wieder, und zwar die Mehrzahl derselben im südlichen Frankreich. Die übrigen sind auf die Gosauschichten beschränkt, und zwar waren von diesen sechs bereits von Sowerby und anderen Autoren beschrieben.

Von besonderem Interesse sind die Cyrena-, Unio- und Cyclasarten, die mit den von Stoliczka untersuchten Gastropoden zwischen den Kohlenflötzen an der Wand bei Wiener Neustadt vorkommen und eine Bereicherung der Fauna jener vorweltlichen Süßwassersümpfe bilden, in denen nach neueren Funden auch mehrere Arten von riesenhaften Sauriern gelebt haben.

Herr Dr. Gustav Wertheim, Docent der Lehre von den Hautkrankheiten an der Wiener Hochschule, erstattete Bericht über eine von ihm seit zwei Jahren fortgeführte Untersuchung über die Aetiologie der Hautkrankheit: Psoriasis (trockene oder Schuppenflechte). Aus dem nahezu constanten ersten Auftreten der Krankheit an bestimmten Standorten der allgemeinen Decke, aus der symmetrisch gleichartigen Häufigkeit der Efflorescenzen auf der Hautoberfläche, aus der Natur der Nachschübe und Recidiven und anderem erschließt Dr. Wertheim, daß wir es hier nicht mit einer localen, sondern mit einer Krankheit allgemeinen Charakters zu thun haben. Er unterwarf die erkrankten Hauttheile der mikroskopischen Untersuchung und fand ausnahmslos die Papillen der Cutis sehr namhaft verlängert und auch beträchtlich verbreitet; auch die Gefäßschlingen jeder einzelnen Papille erscheinen dem entsprechend um vieles länger und breiter als im normalen Gewebe, ein Befund, der um so bedeutungsvoller ist, als die Untersuchung anderer entzündlicher Efflorescenzen der Haut keinerlei Vergrößerungen des Papillarkörpers erkennen läßt.

Auf diesem Befunde fußend, der ihn irgend eine an der Peripherie der Blutbahn zu Stande kommende Circulationsstörung vermuthen ließ und hieran theoretische Betrachtungen knüpfend, welche sich insbesondere auf die bemerkenswerthe Eigenschaft der Vererblichkeit der Psoriasis bezogen, forschte Dr. Wertheim mit Benützung eines Mikroskopes mit Hartnack'schem Immersionssysteme direct nach thierischen oder pflanzlichen Keimen im Blute des Kranken. Diese Bestrebungen lieferten indeß kein positives Ergebniß. Aber Keimungsversuche, angestellt mit dem Urine der Kranken, bei gleichzeitiger Vornahme von Controlversuchen mit dem Urine Gesunder, lieferten Resultate, welche Herrn Dr. Wertheim veranlaßten, Injectionsversuche an Thieren mit Pilzen zu unternehmen. Ausnahmslos ergaben diese das Resultat, daß 24 Stunden später an den vier Extremitäten, insbesondere an den Streckseiten in der Gegend der Pfote, des Fuß- und Kniegelenkes zahlreiche rothe, getrennt stehende, entzündlich aussehende Flecken und Knötchen entstanden. Im Verlaufe der Versuche wurde auch Bierhefe zu denselben verwendet.

Herr Dr. Wertheim ist geneigt, auf Grund angefertigter makro- und mikroskopischer Präparate die erwähnten Hauteruptionen als die Folge von Verstopfungen von Hautcapillaren durch Pilzelemente aufzufassen.

Nach dem constanten Ergebnisse dieser Versuche dürfte es gerechtfertigt sein, den Eintritt von Pilzelementen in die Blutbahn des Menschen als die Quelle der Psoriasis anzusehen. Indem der Vortragende die Gründe anführt, welche uns bestimmen müssen die Luft, das Wasser und alle gekochten Nahrungsmittel nicht als die Träger derselben zu betrachten, lenkt er die Aufmerksamkeit auf einige der roh genossenen Nahrungsmittel, die, einem angewöhnten Geschmacke zu Liebe, einer vorläufigen Gährung unterworfen werden, insbesondere aber auf die nicht gehörig ausgegohrenen geistigen Getränke. Mit der hier geltend gemachten Ansicht stimmt die Thatsache, daß die Psoriasis erweislich bei Männern viel häufiger vorkommt, als bei Frauen, und auch das Factum der Vererblichkeit der Krankheit von Eltern auf Kinder steht, nach festgestellten That-

Digitized by Google

sachen analogen Charakters, welche der entozootischen Pathologie angehören, mit derselben durchaus nicht in Widerspruch.

Herr Prof. Schrötter theilt, mit Berufung auf das in der Sitzung vom 3. December d. J. übergebene versiegelte Schreiben mit, daß er das Thallium auch in dem Lepidolith aus Mähren und in dem Glimmer aus Zinnwald aufgefunden habe. Um das Vorhandensein dieses Metalles in den genannten Stoffen nachzuweisen, bedarf es keiner großen Mengen derselben. Wurden nämlich die aus dem aufgeschlossenen Mineral erhaltenen, vom Kalium gereinigten Doppelchloride des Platins mit dem Rubidium, Cäsium und Thallium in Wasserstoffgas bei niedriger Temperatur reducirt, so genügt es, den möglichst gut ausgewaschenen Platinmohr mit Schwefelsäure zu behandeln, um durch abermaliges Auswaschen desselben eine Lösung zu erhalten, welche die so überaus charakteristische Thalliumreaction sehr entschieden zeigt. Ueber die von Prof. Schrötter befolgte sehr einfache Methode der Aufschließung des Lepidolithes und der Glimmer wird derselbe nächstens eine Mittheilung machen.

Auszug aus dem Protokolle

der am 15. October 1863 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert abgehaltenen zehnten Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Der Redacteur der „Mittheilungen", Herr C. Weiß, hat sich einverständlich mit den Herren Sectionsrath Dr. Heider und Prof. v. Eitelberger in einer besonderen Eingabe, betreffend die von dem bisherigen Modus abweichende Art und Weise des künftigen Erscheinens der „Mittheilungen", an die Centralcommission um Genehmigung der diesfälligen Vorschläge gewendet.

Bezüglich der äußeren Ausstattung wird beantragt, folgende Abänderungen eintreten zu lassen:

1. bei der k. k. Hof- und Staatsdruckerei neue, um einen Grad größere Lettern zu erwirken;

2. die Abtheilung der Abhandlungen in Zukunft — so wie es bei dem Jahrbuch der Fall war — nur einspaltig zu setzen;

3. ein schöneres und festeres Papier zu verwenden, um einen reineren Druck der Holzschnitte zu erzielen;

4. den Kopf bei jedem Hefte wegzulassen und nur bei dem Notizenblatte beizubehalten.

Die durch den Programmsentwurf beantragten Aenderungen sind folgende:

1. Die „Mittheilungen" zerfallen vom nächsten Jahre an in zwei Hauptabtheilungen. Die erste Abtheilung wird Abhandlungen und Beschreibungen umfangreicherer Kunstobjecte, die zweite Abtheilung unter dem Titel „Notizenblatt" kleinere Aufsätze, Correspondenzen, Notizen, litterarische Besprechungen und eine fortlaufende Bibliographie enthalten.

2. Die „Mittheilungen" werden in Doppelheften erscheinen und daher nur jeden zweiten Monat versendet werden. Der Umfang eines solchen Doppelheftes wird in der Regel 7 bis 8 Druckbogen haben, von denen auf die Abhandlungen und Beschreibungen 5 bis 6 Druckbogen und auf das „Notizenblatt" 2 Druckbogen entfallen. Das erste Doppelheft wird am 1. Februar 1864 ausgegeben werden.

3. Jedes Doppelheft wird mit einer dem Umfange entsprechenden Anzahl von Tafeln und Holzschnitten versehen sein.

Digitized by Google

Die Centralcommission spricht sich dagegen aus, daß den „Mittheilungen" der Charakter einer Monatschrift genommen werden soll, und wünscht, daß die vorgeschlagene Erweiterung dieser Schrift in monatlich erscheinenden Heften, deren jedem wenigstens eine Tafel beizugeben wäre, durchgeführt werden möge

Mit den übrigen von der Redaction beantragten Abänderungen erklärt sich die Centralcommission vollkommen einverstanden.

Se. Excellenz der Herr Präsident bringt nun einige von ihm getroffene Verfügungen zur Kenntniß der Centralcommission.

Von mehreren Seiten auf die Arbeiten aufmerksam gemacht, welche der ehemalige Director des k. k. Münz- und Antikencabinetes von Steinbüchel-Rhenwall in Verbindung mit dem Ingenieur Baubella seit einiger Zeit fortführe, um die Lage und Ausdehnung des alten Aquileja kartographisch in gleicher Weise herzustellen, wie dies von englischen, französischen und deutschen Gelehrten bezüglich des alten Byzanz, des alten Carthago u. s. w. in neuester Zeit unternommen wurde, hat sich der Herr Präsident, nachdem eine topographische Aufnahme des alten Aquileja bereits in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre aus Anlaß der Untersuchungen des Conservators Ritter v. Kandler in Angriff genommen worden zu sein scheint, an den Herrn Statthalter für das Küstenland gewendet und denselben um Auskunft ersucht:

1. in welchem Verhältnisse die jetzigen Untersuchungen v. Steinbüchels und Baubella's zu den früheren ähnlichen Forschungen Kandlers stehen?

2. wie weit die Arbeiten Baubella's und v. Steinbüchels gediehen und ob dieselben ihrem Abschlusse etwa nahe seien?

3. was es mit dem Plane v. Steinbüchels in Absicht auf die mit Documenten belegte Feststellung und Herausgabe des Planes des alten Aquileja für eine Bewandtniß habe?

Der Herr Präsident hat an den eben genannten Herrn Statthalter ein weiteres Schreiben gerichtet, worin die durch die Ungunst der Zeitverhältnisse nicht zum definitiven Abschluß gelangte Verhandlung wegen Gründung eines Museums für die antiquarischen Kunstgegenstände in Aquileja neu angeregt und der Herr Statthalter ersucht wird, seine Wohlmeinung zu eröffnen, in welcher Weise diese Angelegenheit von dem seinerzeit zusammentretenden Landtage wieder aufzunehmen wäre?

Ferner hat Se. Excellenz der Herr Präsident über eine erhaltene Privatmittheilung über den schlechten Zustand der Basreliefs an den berühmten, künstlerisch und archäologisch höchst werthvollen Reliquienschreinen in der Domkirche zu Graz auch ein Schreiben an den Herrn Statthalter für Steiermark gerichtet, worin die gehegten Befürchtungen für die Erhaltung dieser Denkmale ausführlich dargelegt und die Vorschläge zur Beseitigung dieser Befürchtungen der Prüfung unter Beiziehung des k. k. Conservators Scheiger empfohlen werden, mit dem Ersuchen, über das Resultat die entsprechende Wohlmeinung hieher gelangen zu lassen.

Sämmtlichen Verfügungen ertheilte die Centralcommission ihre volle Zustimmung, worauf die Berathung geschlossen wurde.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 2. December 1863.

Vorsitzender Herr Johann Bayer.

Der Secretär Herr Ritter v. Frauenfeld machte folgende Mittheilungen: Se. k. Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig geruhte die Dedication des

Digitized by Google

heurigen Bandes der Verhandlungen der Gesellschaft huldvollst anzunehmen. Von dem Comité, welches sich constituirte, um dem für die Botanik so hochverdienten Herrn Hofrathe Dr. C. v. Martius in München zum 50jährigen Jubiläum seiner Promotion als Doctor eine Ehrengabe zu widmen, wurde an die Gesellschaft eine Einladung zur Theilnahme an diesem Unternehmen eingesendet. Der Ausschuß hat in seiner letzten Sitzung nicht nur beschlossen, daß von der Gesellschaft ein Betrag von vier Thalern gezeichnet werde, sondern er ladet auch die Herren Mitglieder ein, sich an dieser Subscription zu betheiligen. In Steiermark bildete sich ein Verein der Aerzte, welcher der Gesellschaft seine Constituirung anzeigte.

Die geehrten Herren Mitglieder werden dringend gebeten, Insecten aus den Ordnungen der Hymenopteren, Fliegen, Neuropteren, Wanzen und Heuschrecken einsenden zu wollen, weil sämmtliche Vorräthe aus diesen Abtheilungen zu Sammlungen für Schulen verwendet wurden.

Weil auf den ersten Mittwoch im Jänner 1864 ein Feiertag fällt, so hat der Ausschuß beschlossen, die nächste Sitzung auf den 13. Jänner zu verlegen.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnet Herr F. Krašan, welcher über die im Gebiete der Flora von Görz eingewanderten Pflanzenarten sprach. In der ziemlich umständlichen Besprechung der „eingewanderten Flora bei Görz" setzte der Herr Vortragende die Thatsache auseinander, daß in den am Fuße der julischen und carnischen Alpen gelegenen Landstrichen (eocener Sandstein und Diluvialschotter) das physikalische Moment hauptsächlich bestimmend auf den Vegetationscharakter wirke, wofür er die namhafte Menge auf Kalk vorkommender ursprünglicher Voralpenpflanzen, welche im dortigen Sandsteingebiete auftreten, als beweisend anführte.

Herr Prof. Dr. Rudolf Kner sprach über zwei für die Süßwasserfauna Oesterreichs neue Arten von Fischen. Sie sind: Acerina rossica und Gobbius fluviatilis (Pallas). Beide Species wurden von Herrn Director Tausch um Czernovic beobachtet.

Herr J. Juratzka las einen von Herrn Dr. J. Milde eingesendeten Aufsatz, „über die Vegetation der Gefäß-Kryptogamen der Umgebung von Ratzes in Süd-Tirol". Es wurden im Ganzen 34 Arten beobachtet, unter welchen Asplenium, Seelosii, Woodsia hyperborea und W. glabella von besonderem Interesse sind. Ferner theilt Herr J. Juratzka mit, daß er am Neusiedler-See die marine Algenart Phormidium thimoderma fand, so wie daß Herr Prof. Markowsky Conotomum boreale fruchtend im Oetzthale beobachtete.

Herr Prof. Dr. Camill Heller berichtete über die wissenschaftlichen Ergebnisse einer nach Dalmatien unternommenen Reise, deren Zweck es war, über die Verbreitung und Lebensweise der niederen Seethiere Studien zu machen. Es wurden von Spongien 20, von Echinodermen 15, von Crustaceen 34, von Mollusken 98 Arten Acephalen, 136 Species Cephalophoren und zwei Arten Cephalopoden beobachtet.

Herr J. Kerner setzte seinen Bericht über die in diesem Sommer gemachten Ausflüge in Tirol fort.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte einen von Herrn Seidensacher eingesendeten Aufsatz vor, in welchem das bisher noch unbekannte Ei von Astur brevipes beschrieben wurde. Schließlich machte der Herr Vorsitzende das Resultat der in dieser Sitzung vorgenommenen Wahl von sechs Vicepräsidenten bekannt. Es wurden gewählt die Herren: Dr. Eduard Fenzl, Franz Ritter v. Hauer, Dr. Moriz Hörnes, Dr. Rudolf Kner, August Neilreich, Siegfried Reissek.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Johann Friedrich Böhmer.

Von den Altmeistern deutscher Gelehrsamkeit tritt einer nach dem andern von der Weltbühne ab und begiebt sich zur Ruhe; der Tod geht durch die Schaar der deutschen Unsterblichen. So darf man sie wohl nennen, die Grimm, die Schlosser, die Humboldt, die Dahlmann, Kugler und Ritter, denn sie leben fort in ihren Werken, sie werden fortleben in den Werken ihrer Schüler und Epigonen. Die ganze Nation hat Grund ihrer nie zu vergessen, denn diese Friedenshelden haben ihr ruhmvolle Schlachten auf dem Gebiete des Geistes geschlagen, sie haben den deutschen Namen verherrlicht in Zeiten, da niemand auf andere Weise nach einer Bürgerkrone gestrebt. Darum ziemt es uns, wenn solch' ein reicher Mann zu Grabe geht, die Erbschaft zu übersehen, die er uns allen hinterlassen hat.

Es ist zwei Monate her, daß auch Johann Friedrich Böhmer, Frankfurts gelehrtester Bürger, gestorben ist, nachdem er sich vierzig volle Jahre mit der Geschichte unseres großen Vaterlandes und seiner glorreichen Vergangenheit beschäftigt hatte. Mögen unsere unermüdlichen politischen und kirchlichen Parteien immerhin noch um die Seele des großen Regestenmannes hadern, wir glauben, daß mit dem Tode auch die Parteiung aufhört, wir sehen in dem abgeschlossenen Leben nur dessen lichte Thaten, nicht deren Farben und Schattirungen. Auch den Einzelnheiten dieses Lebens und den persönlichen Verhältnissen Böhmers nachzuspüren, fühlen wir uns nicht berufen. Die Kunde davon wird uns ohne Zweifel durch einen jener Männer werden, die dem Verstorbenen nahe gestanden, oder auch so glücklich waren, seine unmittelbaren Schüler zu sein.

Wir wollen uns bloß an seinem frischen Grabe ins Gedächtniß zurückrufen, was er für die vorzugsweise deutsche Wissenschaft, für die alte Reichsgeschichte Großes geleistet hat. Entzieht sich doch gerade der Kern seiner Arbeiten jeder subjectiven Beeinflußung, jeder einseitigen Behandlung; denn was giebt es Unparteiischeres als die Urkunde! Haben auch die Chroniken, welche seine drei Bände: „Fontes rerum germanicarum“ ausfüllen, der Wissenschaft gute Dienste geleistet, so liegt doch Böhmers Hauptverdienst in seinen Regestenwerken, oder besser in seinem Regestenwerk, denn eine einzige große Lebensarbeit sind diese Kaiserregesten, und Böhmer war so glücklich, die Aufgabe, die er sich gestellt, großentheils zu vollenden. Bei der Mangelhaftigkeit und Unsicherheit unserer alten Quellenschriftsteller hat er durch die Hervorhebung und Bearbeitung der Urkunden der ganzen Geschichte des Mittelalters eine neue und festere Grundlage gegeben. Selbstverständlich

Digitized by Google

konnte er eine Arbeit, die die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt, nicht für immer abschließen, ja auch nicht so machen, wie er schließlich wünschte, sie gemacht zu haben. Erst in der Arbeit selbst lernte er ihren Maßstab, ihren Zweck recht kennen, und neue Auflagen mancher Theile seines Werkes geben Zeugniß von den großen Fortschritten, die er in der Erkenntniß des Nothwendigen gemacht hat.

Die vielseitige Wichtigkeit der Urkunden, einer Geschichtsquelle, welche das Mittelalter vor der früheren Zeit voraus hat, hat bereits vor hundert Jahren beredte Fürsprecher gefunden; wie in so vielen Fällen steht hier der Name Leibnitz an der Spitze. Böhmer selbst charakterisirt beim Beginne seines Unternehmens das Wesen der Urkunden mit kurzen treffenden Worten: „Fast ausschließlich von solchen abgefaßt, welche die Wahrheit kannten und sie sagen wollten, ist ihre Glaubwürdigkeit nicht leicht in Zweifel zu ziehen. Stets gleichzeitige Nachrichten, zeigen sie die Sachen, wie man damals sie sah und kannte, nicht wie man später sich sie dachte. Aufs sorgfältigste mit der Zeit und dem Orte der Ausstellung versehen, gewähren sie für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten und für die räumliche Bewegung der handelnden Personen einen unfehlbaren Leitfaden. Sie berühren alle Verhältnisse. Sie verlassen uns auch an jenen Orten und zu jenen Zeiten nicht, wo kein Geschichtschreiber das Dunkel der Vorzeit erhellt. Sie sind uns meist in authentischer Form erhalten, Sie schmiegen sich der Abtheilung des Stoffes in allgemeine und besondere Geschichte aufs glücklichste an."

Böhmer beschränkte sich insbesondere auf die Urkunden, welche die allgemeine Geschichte Deutschlands betreffen, also vorzüglich auf die Diplome der römischen Könige und Kaiser. Die Bezeichnung Regesten, welche er für seine Urkundenauszüge wählte und bei uns eingebürgert hat, ist nach Wort und Bedeutung altrömisch. Regesta hießen nach Brissonius die öffentlichen Actenverzeichnisse der Præfectura prætoriana und anderer Gerichte und Aemter, die zur allgemeinen Benützung dienten. Noch jetzt hat das Wort Registrum in allen Tochtersprachen des Latein dieselbe Bedeutung, und eben so gebrauchte das Mittelalter die Worte Registrum oder Regestum „quasi iterum gestum". Wie in jeder wohlgeordneten Kanzlei befanden sich auch im deutschen Reichsarchive Bücher, welche sämmtliche Urkunden und Ausschreibungen der Regenten nach der Zeitfolge der Ausfertigung enthielten, d. h. ein Registrum Imperii. Die Existenz solcher Bücher, die in der Kanzlei der päpstlichen Curie und in der der Königreiche Neapel und England noch am vollständigsten vorhanden sind, in der deutschen Reichskanzlei ergiebt sich aus einem darauf bezüglichen urkundlichen Zeugnisse für die Zeit Kaiser Heinrichs III. und noch unmittelbarer aus den vorhandenen Ueberresten des 13. und 14. Jahrhunderts. Erst von König Ruprecht an sind die Reichsregistratur- oder Gedenkbücher noch sämmtlich erhalten und bilden im hiesigen kaiserlichen Archive eine lange Reihe von Foliobänden.

Die Wiederherstellung nun der verlorengegangenen älteren Kaiserregesten, so weit dieselbe aus den verschiedenen Archiven und Druckwerken thunlich war, ist die Lebensaufgabe, welche Böhmer sich gestellt hat. Als Früchte dieser seiner Bemü-

Digitized by Google

hungen erschienen: 1831 die Regesten der römischen Könige und Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII. (911 bis 1313); 1833 die Regesten sämmtlicher Karolinger; 1839 die Regesten Kaisers Ludwig des Baiern und seiner Zeit (1314 bis 1347). Als Bürger einer freien Reichsstadt bot er derselben zugleich im Jahre 1836 das prächtige Urkundenbuch von Frankfurt.

Bei der Häufung des Materials und dem fortschreitenden wissenschaftlichen Bedürfnisse genügte ihm aber bald die frühere Form seiner Kaiserregesten nicht mehr. Er unternahm daher eine neue Bearbeitung derselben und in dieser erschienen 1844: die Regesten des Kaiserreiches von 1246 bis 1313, und 1849: die von 1198 bis 1254. Diese zeigen nicht bloß eine große Vermehrung, sondern zugleich eine weit tiefere Durchdringung des Stoffes, überhaupt einen großen Fortschritt im Vergleich zu den mageren Auszügen der ersten Bearbeitung. In einer Zeit ohne Hauptstadt mußte das Itinerar der Regenten scharf ins Auge gefaßt werden; Rechtssprüche und Gesetze werden herangezogen; die Anführung der Zeugen bis auf die Aebte und Grafen herab soll den Einblick in die Originalien und die Benützung großer Bücherſammlungen entbehrlich machen. Dazu kommen Auszüge wichtiger, auf Reichsangelegenheiten bezüglicher Stücke, die nicht von Kaisern ausgestellt sind, z. B. Briefe und Bullen der Päpste, Urkunden der kaiserlichen Prinzen. Die Einfügung der nach Zeit und Ort an die Kaiser sich knüpfenden Thatsachen, die in gleichzeitigen Geschichtsbüchern erzählt werden, bietet zugleich ein chronologisches Repertorium des wesentlichen Inhaltes der Geschichtsbücher und verleiht dem Ganzen eine gewisse Gliederung und Perspective. Endlich sind den einzelnen Abschnitten erläuternde Essays über Kanzler, Notare, Kanzleiwesen überhaupt, sodann über genealogische und persönliche Verhältnisse der Fürsten vorangeschickt.

So wurde sich Böhmer bei seiner Arbeit immer mehr dessen bewußt, was noth thut, und auf diesem Wege konnte er sein Werk, das dem Fachmanne längst ein unentbehrliches Handbuch geworden ist, zugleich jenem Zwecke zuführen, den er mit Vorliebe darin zu sehen wünschte, daß akademische Lehrer und ihre Zuhörer beim Vortrage der Reichsgeschichte dasselbe neben sich legen möchten, um dieses Gerippe der Chronologie, dieses Circulationssystem der Geographie aus den Monumenten der Kunst und Wissenschaft und den Chronisten mit Muskeln und Fleisch und dem Gesichte jeder Zeit zu bekleiden.

Sein Vorgang hat längst anregend nach allen Seiten hin gewirkt; auch die österreichische Geschichte verdankt ihm indirect die Regestenwerke von Chmel, Lichnowsky und v. Meiller. Der Tod hat ihn gleichwohl inmitten seiner Thätigkeit und zu früh für die Wissenschaft abgerufen. Doch harrt ihrer noch ein kostbares Vermächtniß, indem er die Professoren Ficker in Innsbruck, Arnold in Marburg und Janssen in Frankfurt mit der Herausgabe seiner noch ungedruckten Werke: der Regesten des Erzstiftes Mainz, der Regesten Kaisers Karl IV. und des vierten Bandes der Fontes rerum germanicarum, wie auch seiner interessanten Correspondenz beauftragt hat.

Digitized by Google

War es ihm selbst nicht mehr vergönnt abzuschließen und zugleich die Erfahrungen und Resultate, welche sich ihm im Laufe seines Tagewerks ergaben, auf alle Partieen seines Regestenwerkes anzuwenden, so sind dieselben doch ein- für allemal der Wissenschaft gewonnen. Seine Errungenschaften werden mancher frischen Kraft, die durch sein Beispiel eine glückliche Richtung erhalten hat, zugutekommen, und wenn dadurch in der Folge seine Kaiserregesten selbst eine neue bessere Gestalt erhalten, so geschieht das sicher ganz nach seinem Sinne.

Sollte aber jemand die hohe Verdienstlichkeit eines guten Regestenwerkes unterschätzen und auf das scheinbar mechanische einer solchen Arbeit mißfällig herabblicken, so müßten wir mit Böhmer antworten: „Es giebt eigentlich keine mechanischen Arbeiten; jede ist nur das, wozu der Arbeiter sie macht. Was kann es fördern, am Gebäude der Geschichte weiter zu bauen, wenn der Boden noch nicht untermauert ist? Weg mit solchem Danaidengeschäft und lieber hin zu grundlegenden Arbeiten! Sanctus amor patriæ dat animum!“

Sulpiz Boisserée.

II.

(Schluß.)

Eine bedeutende Partie des ersten und der ganze zweite Theil des Werkes: „Sulpiz Boisserée, ist dem persönlichen und brieflichen Verkehr dieses Mannes mit Goethe gewidmet. Schon um dieser umfangreichen Mitbetheiligung hätte Goethe immerhin auf dem Titel des Buches mitgenannt werden mögen, ganz abgesehen davon, daß es gar Manchem so ergehen kann, wie vordem dem Berichterstatter, welcher erst durch Goethe's Lob auf Boisserée war aufmerksam gemacht worden.

Dieser Theil des Werkes ist aber, selbst wenn man den sonstigen Inhalt nicht berücksichtigen wollte, schon darum sehr interessant, weil er die Ansicht, als habe sich Goethe wenigstens in späteren Jahren gegen jede gemüthliche Anregung, namentlich wenn sie von Jüngeren kam, abgeschlossen gehalten, widerlegen hilft. Daß er in der Regel den förmlichsten Diplomaten repräsentirte, wenn ihm wer Neuer entgegentrat, ist gewiß, und so schildert auch Sulpiz das erste Zusammentreffen in Weimar (3. Mai 1811): „Ich komme eben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irre machen, und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße: „recht schön“, sagte er“. (1., 111.) Allein der Dichter war damals 62 Jahre alt. Sulpiz hatte sich zwar in einem meisterhaft gehaltenen Briefe (8. Mai 1810) an Goethe ge-

Digitized by Google

wendet, um dessen Interesse für seine Lebensaufgaben, den Kölner Dom und die Gemäldesammlung, zu gewinnen; er hatte durch Goethe's Freund, den Grafen Reinhard, die Einleitungen treffen lassen. Allein Graf Reinhard hatte Sulpiz gegen Goethe als einen Schüler F. Schlegels bezeichnet, worauf (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. 1850. S. 78) Goethe meint: „Denn wie sie selbst am besten fühlen, so müßte ein Schüler von Friedrich Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besonderer Geduld ausstatten, wenn nur irgend etwas Erfreuliches oder Auferbauliches aus der Zusammenkunft entstehen sollte". Wie es aber zwischen Goethe und den Schlegels stand, das hören wir Sulpiz erzählen: „Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks. In den höchsten Dingen versiren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich . . . . Schiller war ein ganz Anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tache et sans reproche. Im Spinoza können wir es gleich nachschlagen, was es ist bei diesen Herren, es ist der Neid". (1., 254.) Und trotz Alters und Voreingenommenheit ändert sich sehr bald die steife Haltung, und Sulpiz „gewann hauptsächlich dadurch, was auch meiner eigenen innersten Neigung und Ueberzeugung am gemäßesten ist, daß ich rein die Sache wirken ließ". (1., 118.) Dem sachlichen Interesse gegenüber entwickelt sich Goethe's ernstes Interesse für die Sache, die Vertraulichkeit gegen ihren Vertreter, und kaum eine Woche nach der ersten Begegnung kann Sulpiz über Goethe schreiben: „Er brummte am Dienstag, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär, man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gericht ging, so Großes je verkannt zu haben . . . . Es freute mich, daß er sich von selbst gerade hier an das dickste verwickeltste Ende machte, worin so tiefe Schönheit und Geist verborgen liegt und wozu ich noch immer so wenige Menschen habe bewegen können; da sieht man doch wo der rechte Sinn zu Hause ist". (1., 117.) Vollends aber als bei einem Besuche in Heidelberg (Herbst 1814) Goethe die Gemäldesammlung der Boisserée's kennen lernte: „Ach Kinder", rief er fast alle Tage aus, „was sind wir dumm, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwerenoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! Die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen, und ihnen huldigen". Diesem 62jährigen merkt man keine Altersgrämlichkeit an, eher könnte man die Worte dem flotten Leipziger Studenten zuweisen; — aber es mußten die rechten Menschen und die rechten Dinge sein, dann fiel gewiß jede der Zudringlichkeit gegenüber für Goethe mehr als für tausend Andere so nothwendige Reserve. Die Vertraulichkeit zwischen Beiden wurde aber zu einer vollen und allseitigen, als (1815) Sulpiz Boisserée mit Goethe vom 2. August bis 9. October in Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg bis Würzburg, ihn begleitend, persönlich verkehrte, welcher Verkehr sich dann noch einmal (vom 17. Mai bis 3. Juni 1826) in Weimar wiederholte. Beide Male hören wir, wie Goethe durch diesen Umgang an

Digitized by Google

Selbsterkenntniß gewonnen zu haben bekennt und zwar: „An eurem Domriß ist mir ein Licht aufgegangen; ich habe Aperçus gehabt. Ich glaube jetzt das ganze Geheimniß der Architektur heraus zu haben". (1., 284.) Sodann: „Ich bin ein Plastiker, habe gesucht mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe, wie Ombres chinoises, das hole der Teufel" (1., 473), wobei freilich das dem Tischgespräch angehörige, gegen Schorn gerichtete in Abrechnung zu bringen ist.

Daß in diesem ganzen Verhältniß zwischen Goethe und Sulpiz Boisserée die sachlichen Interessen vorwalten, versteht sich bei rechten Männern von selbst. Hatte sich ja doch Sulpiz darum an Goethe gewendet, weil er in ihm und seinem Aufsatze über den Straßburger Münster den Vorläufer für seine eigene Lebensarbeit erblickte, wie er das selbst ausspricht: „Der Sie, der erste deutsche Mann, seinerzeit, am frühesten und mächtigsten altdeutsche Sinnesart und Weise wieder ins Leben eingeführt und dadurch alles Gute, was in diesen Tagen ähnliches oder für die Erkennung und Erhaltung der Werke unserer Voreltern geschieht, zuerst begründet haben." (2., 14.) Und wieder bekennt Goethe 13 Jahre nach dieser ersten Annäherung: „Im Jahre 1810 finde ich Ihre freundliche Sendung durch Buchhändler Zimmer, vermittelt durch Graf Reinhard. Diese Grundlage und was daraus erwuchs, verdient wohl einer neuen Aera den Charakter zu geben. Wie herrlich steht nun das Gelingen eines so bedeutenden, redlichen, folgerechten Strebens in Ihren Blättern vor mir." (2., 349.) So betreten wir denn in diesem zweiten Bande die nur dem Eingeweihten zugängliche Arbeitsstube der beiden Männer, und wir müßten eben Blatt für Blatt excerpiren, wenn wir einen vollständigen Ueberblick des darin Enthaltenen geben wollten. Beispielsweise lese man den Brief vom 9. Jänner 1816 durch, um zu sehen, wie allseitig forschend Sulpiz ausgreift, um sein Werk auf sicheren Grund zu stellen; den Brief vom 19. Jänner 1818, um die Detaildurcharbeitung des Planes seiner in Angriff genommenen Geschichte der Kirchenbaukunst zu erkennen, und daß er vor allem andern Goethen über das Rücken oder Stocken seiner dem Dom gewidmeten Arbeiten, wie etwa über den Anfang (2., 20) und Abschluß des Bilderwerkes (2., 527) Mittheilungen macht, darf wohl nicht erst als etwas besonderes gerühmt werden. Darauf muß aber doch immer wieder hingewiesen werden, wie Sulpiz seine höchste Befriedigung nur im Dienste für das Allgemeine findet; die Instandhaltung der Gemäldesammlung ist zwar keine Kleinigkeit: „Aber Gott und die Menschen haben es so gewollt, und so ist es denn recht. Wie viel Gutes und Schönes ist nicht mit diesem Zustand verknüpft oder eigentlich geradezu durch denselben bedingt." (2., 276.) Worin besteht aber dieses Gute? „Es grenzt ans unglaubliche und ist wahrhaft erhebend zu sehen, wie sehr die aus dem Leben geschöpften Kunstgebilde der alten Meister nach so vielen Jahrhunderten wieder auf das Leben einzuwirken vermögen." (2., 251.) Und aus der reinen Begeisterung für die Kunst erklärt sich die Bezeichnung der Gemäldesammlung: „Dieser Zufluchtsort des

Digitized by Google

Friedens steht nun wieder allen Fremden offen und nimmt sich mitten im großen Kriegslager seltsam genug, gleichsam wie ein heiliges Zelt aus." (2., 60.) Daß wir dann diesen großen Sinn in einer Reihe der bedeutendsten Kunsturtheile gewahr werden, begreift sich, wenn wir erwägen, zu wem Sulpiz spricht; und wie er den Nagel mit einem Schlage bis zum Grunde zu treiben versteht, erkennt man an dem einen unscheinbaren Satze: „Die Nachweisung, wie das Colorit von Eyk an Leonardo gekommen ist, macht einen wichtigen Abschnitt in der Kunstgeschichte." (2., 204.) Und wieder steigt dadurch alles im Werthe, was Goethe über seinen westöstlichen Divan, die Wanderjahre und den Faust dem Verständnißreichen mittheilt. Schwerlich dürfte ihm irgend ein Urtheil so gewichtig erschienen sein, als die Urtheile, die Sulpiz über die italienische Reise gefällt hat: „Ist es doch wie ein Feldzug um die Eroberung aller Herrlichkeiten des schönen Landes, ein wahres Sturmlaufen auf das echte und rechte in den Dingen." (2., 147.) „Die schönsten Bilder von Claude und Vernet sind mir zu wirklichen Naturscenen erweitert. Das heißt malerisch schreiben, so kurz und doch so ausführlich. Ich sehe das ganze Land vor mir, die Thäler, Hügel und Felsen, das Getreide, die Pflanzen, Bäume und Blüthen, ja die Farben der Erde und Steine." (2., 201.) „Den tiefsten Eindruck aber bringt das Buch durch das überaus redliche, eifrige, ja leidenschaftliche Streben nach künstlerischer Ausbildung hervor, welches Ihr ganzes Leben in Rom beherrschte. Da sieht man, was wahrer Ernst und innerer Trieb ist; man erwärmt sich daran, wie an der Sonne." (2., 523.)

Um diese Hauptpunkte gruppiren sich denn eine Menge mit ihnen in näherem oder fernerem Zusammenhange stehender oder den beiden Briefschreibern sonst wichtiger Angelegenheiten. Die Farbenlehre und das in Frankfurt zu errichtende Monument Goethe's, die sehr verdrießlichen Verhandlungen mit Cotta über den Verlag von Goethe's sämmtlichen Werken, wobei Sulpiz eine nicht gar leichte Vermittlerrolle durchzuführen hat; dann wieder römische Alterthümer und Kupferstiche, alte und neue Münzen, Mineralien, Fossilien, Dannekers Ariadne und der Schwetzinger Garten; endlich aber die Anknüpfungen Sulpiz Boisserées mit Stuttgart, Frankfurt, München (sehr leise sogar mit Wien, 2., 233) bilden einen Kreis, der sehr instructive Blicke in die Anschauungsweise beider Männer thun läßt. Namentlich die immer wieder fallen gelassenen und aufgenommenen Verhandlungen mit Berlin über den Ankauf der Gemäldesammlung geben zu einer Reihe der treffendsten Bemerkungen Veranlassung, und schwerlich dürfte über die dortigen Bestrebungen im Allgemeinen ein so beißendes und charakteristisches Wort zu finden sein, als das Goethe's: „Dagegen kann ich nicht leugnen, daß ich nicht recht einsehe, wie man Sie gleichsam interimistisch mit aller Ihrer Habe nach Berlin einladen kann. Als wenn ein Mädchen, das uns provisorisch eine Liebschaft anträgt, uns zugleich ganz naiv zum Altare führte." (2., 106.)

Niemals würde übrigens die 67 Jahre alte Excellenz einen solchen Ausspruch gethan haben, wenn das Verhältniß zu Sulpiz nur von wechselseitiger Achtung der Ehrenhaftigkeit und Geschäftstüchtigkeit wäre gehalten worden. Schon dieser

Digitized by Google

eine Punkt würde hinreichen um den hohen Grad der Vertraulichkeit zwischen beiden zu kennzeichnen durch welche die Achtung zur Freundschaft ergänzt wurde, Von den verschiedenen Wendungen der Freundschaft giebt aber der ganze Briefwechsel die reichste Kunde, und es wird uns schwer, uns nur auf die bedeutendsten zu beschränken, wenn wir für die Intensität dieser Freundschaft Zeugniß geben sollen. So schreibt Sulpiz: „Ihre feste ernste Liebe leuchtet mir freundlich und ermunternd im dunkel wogenden Strom der Zeit, wie ein unverlöschbares Licht aus ferner höherer Heimat .... Ihr Leben gleicht einem klaren tiefen Strom, den wir allerwärts, wo er vorüberzieht, ein Bild aufnehmen sehen, von der Landschaft, von den Menschen, ihrem Treiben und seinem Verkehr mit Ihnen, während er uns in seinen stillen Thälern, von dunkeln Felsen eingeschlossen, oder vom gestirnten Himmel umwölbt, seine eigenen Geheimnisse kund giebt". (2., 21.) Und nach Empfang eines Briefes von Goethe: „In solchen Augenblicken drängt sich das Leben wie in einer Blume zusammen, man vergißt einmal wieder, daß man durch Raum und Verhältnisse getrennt und hingehalten ist". (2., 245.) Und endlich im Ungenügen des brieflichen anstatt des persönlichen Verkehres: „Indessen ist es ein erhabenes, ich möchte sagen göttliches Gefühl, wenn man, auf Edelmuth bauend, trotz aller Trennung und babylonischen Verwirrung, sich ohne Erklärung zu verständigen und sofort über die verwickeltsten Aufgaben dieser Zeitlichkeit zu einigen weiß. Immerhin aber wünsche ich nichts sehnlicher, als daß ich mich dieser Verbrüderung, die von Seele zu Seele unaufhörlich sein wird, auch noch einmal von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen erfreuen möge". (2., 416.) Von dem viel jüngeren Manne nehmen uns solche Bekenntnisse der Hingebung nicht Wunder; desto mehr freuen wir uns Goethe als den nicht Unzugänglichen, nicht Unmittheilsamen erweisen zu können, wo er z. B. sagt: „Wenn man eine Zeit lang so bedeutende Tage zusammen verlebt hat, so versteht man sich für die übrigen Jahre zum deutlichsten" (2., 248); oder den hohen Werth dieser Freundschaft bekennt: „Da in den irdischen Dingen so viel vorübergeht, so muß man festhalten an dem Bleibenden, wozu ich denn ihre Freundschaft vorzüglich zu rechnen habe" (2., 380); oder endlich, nach dem Härtesten, das ihn getroffen, das höchste Vertrauen zu Sulpiz ausspricht: „Ihnen darf ich es bekennen: in widerwärtigen Situationen, anstatt mich abzumüden, nahm ich den Abschluß des Dr. Faustus vor. Ich durfte nicht hinter mir selbst bleiben, und mußte also über mich selbst hinausgehen und mich in einen Zustand versetzen und erhalten, wo der Tag mit seinen Seiten mir ganz niederträchtig erschien". (2., 578.) Und die volle Bedeutung dieses speciellen Verhältnisses ersieht man aus dem Ideale, das jeder der Beiden von der Freundschaft hat; so reflectirt Goethe: „Wenn ich mich wegen der Ursachen dieses guten Eindruckes befrage, so möchte ich sie darin suchen, daß die Freunde stets würdige Gegenstände mit Neigung und Wohlwollen behandeln, daß ihre Mißbilligung aufrichtig und unverstellt, mit Mäßigung und Heiterkeit sich ausspricht". (2., 450.) Und in gleichem allgemeinen Sinne sagt Sulpiz: „Das gehört ja zu dem eigentlichsten Wesen echter Freundschaft, daß man sich, ohne Mißverständniß und Miß-

Digitized by Google

brauch fürchten zu können, über schwierige Fragen wie über die theuersten Angelegenheiten wechselseitig unverholen äußern darf". (2., 538.)

Eine solche Freundschaft kann nur in dem guten Grunde einer wohl durchgearbeiteten Weltanschauung reifen. Und wenn wir diese auch nicht anderswoher kennten, so gäbe uns der Briefwechsel ausreichende Belege für sie. Aber selbst so freuen wir uns dem alten Goethe wieder zu begegnen in den folgenden, aus der Tiefe geschöpften Sätzen: „Das rührt mich aber nicht, denn, wer des Feuers bedarf, suchts unter der Asche" (2., 94.) „Das Vortreffliche ist denn doch das erste und einzige Labsal, es löst alle Räthsel des Gefühls, des Urtheils und der Meinung". (2., 123.) „Gestern heißt gar nichts! und so ist denn das allgemeine Menschenlos noch immer erträglich genug". (2., 208.) „Mag doch die Welt vergehen, wenn befreundete Gesinnung sich gleich bleibt, wenn man zu beiden Seiten fortfährt das Gleiche zu lieben und das Gleiche zu hassen, demselben Weg zu folgen, den entgegengesetzten zu meiden". (2., 235.) „In allem Irdischen, Oekonomischen, Financiellen, Merkantilischen kann man vorsichtig mit Jedermann Verbindungen eingehen, der Gewinn giebt sich klar und der Verlust wird dann auch am Ende zu verwinden sein; aber in höheren Regionen ist eine falsch ergriffene Verbindung im Aesthetischen, Sittlichen, Religiosen voller Gefahr und jedes Mißlingen von traurigen Folgen". (2., 451.) „Hiebei läßt sich ferner die Bemerkung machen, daß dasjenige, was ich Weltlitteratur nenne, dadurch vorzüglich entstehen wird, wenn die Differenzen, die innerhalb einer Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der Uebrigen ausgeglichen werden". (2., 486.) „Die Natur ist immer neu und wird immer tiefer, wie ein vorspringender Kies, der sich in einen Fluß erstreckt; kommt der Badende vorschreitend zuletzt in den Strom, so muß er schwimmen und das geht denn auch". (2., 525.) „Das sind die unmittelbaren Folgen der Weltlitteratur; die Nationen werden sich geschwinder der wechselseitigen Vortheile bemächtigen können". (2., 265) Wir haben diese Proben aus einem reichen in diesen Briefen niedergelegten Schatze ohne Zwischenbemerkung hingestellt, sie sprechen am besten für sich selber; sie sprechen aber auch für denjenigen, an den sie gerichtet werden, denn nimmer hätte Goethe sich so zu Sulpiz Boisserée geäußert, wenn er nicht dieselbe Tiefe, Fülle und Allseitigkeit der Weltanschaunng bei ihm gefunden hätte.

Ein letztes Urtheil über die Kernhaftigkeit dieses Mannes erhalten wir endlich, wenn wir gewahren, wie Goethe über die eigene Lebensführung zu Sulpiz Boisserée spricht. Man kann wohl sagen, es gelte hinsichtlich dieses Verkehres wörtlich. was Goethe über den mit Schiller sagt: „Nicht weniger muß die Herausgabe unserer Correspondenz, die auf 1000 Nummern von Briefen und Billeten hinansteigt, erst recht unser gemeinsames und unzertrennliches Wirken anschaulich und allgemein begreiflich machen, daß einer ohne den andern nicht zu verstehen ist". (2., 441.) Das ist richtig, denn nur Seinesgleichen versteht einander. Und wenn Goethe bekennt: „Ich habe in meinem Leben viel zu viel gedämmert . . . Ueberall sieht man Drang zur Sache und Zerstreuung ins Leben" (2., 176), so ist

Digitized by Google

damit indirect auf Sulpiz' unbeirrbare Lebensrichtung hingewiesen. Wenn wir dann lesen: „Leben heißt doch nicht viel mehr, als viele überleben (2., 193); wenn man sich nicht alle Jahre zurücknehmen will, so darf man nur mit sich selbst reden (2., 244); das famose leben und leben lassen, wodurch wir unsere Tage zu Grunde richten, geht nicht mehr; was nicht rein aus der Seele kommt, kann nicht ausgesprochen werden" (2., 547), — so verstehen wir daraus, wie sich zwei ganze Menschen aus unzähligen gar nicht verächtlichen Mitstrebenden zu einem Lebensbunde anzuziehen und festzuhalten vermochten. Aus dem Schlusse des letzten Briefes, den Goethe etwa einen Monat vor seinem Tode an Sulpiz Boisserée richtete, endlich ersehen wir, wie er die Summe selbstentsagender Lebensweisheit einem würdigen Erben übergiebt: „Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus wie folgt. Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu begreifen und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zur Billigung anderer darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Grenze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn sie nur ein gewisses, dem Menschen beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht". (2., 591.)

F. Th. Bratranek.

Schiller als Historiker.

Von Dr. Johannes Janssen.

(Freiburg im Breisgau 1863.)

※ Der Zeitpunkt seines Erscheinens, wie der Gegenstand dieses kleinen Buches brächten unsere Gedanken schon auf die äußere Veranlassung, der dasselbe seine Entstehung verdankt, wenn auch keine Polemik mit dem preisgekrönten Werke Tomascheks daran erinnerte. Vom hohen Sockel der neueren historischen Kritik wird uns zum so und so vielten Mal bewiesen, daß unser großer Dichter eigentlich ein ganz mittelmäßiger Geschichtsforscher war und selbst die Glorie des Geschichtsschreibers wird ihm vom Haupte genommen. Nehmen wir auch jeden Hebel zur Steuer der Wahrheit gerne hin, so wird doch die Art, wie sie uns hier geboten wird, jeden verletzen, der dem Genius gegenüber ein gewisses Decorum gewahrt wissen will. Die Lauge einer solchen Kritik dringt tiefer, als sie sich den Anschein giebt, sie möchte zugleich manchen Flecken in den anerkannt edlen Charakter Schillers ätzen. Solche Schriften kennzeichnen sich schon äußerlich durch die Art, wie Stellen entlehnt und wie in diesen Stellen einzelne Worte hervorgehoben werden. Wo dieser fatale Mißbrauch der gesperrten Schrift nicht der stilistischen Unbeholfenheit nachhelfen muß, da ist er immer ein Zeichen, daß hinter den Worten mehr gesucht wird, als darin steht.

Digitized by Google

Die Privatcorrespondenzen unserer Dichterfürsten haben ungeweihten Händen schon manchen willkommenen Dienst geleistet; da, in der getragenen Wäsche und im Papierkorbe lassen sich manche Ingredienzien aufspüren, aus denen in der Hexenküche ominöse Weihrauchdüfte gebraut werden können. Zu ähnlichen Zwecken hat auch Janssen die Correspondenz Schillers emsig benützt. Wenn er darin eine neue Entdeckung gemacht zu haben glaubt und sich wundert, daß man solche Stellen bisher noch nicht hervorgehoben hat, so mag ihn, wer will, um diese Priorität beneiden. Indessen liegt für jeden unparteiischen Denker auch darin ein Verdienst des Verfassers, zumal das Schlimmste, das er Schillern hiemit nachweist, noch lange nicht so schlimm ist, als er glaubt; denn nicht aus jedem genialen Wort, nicht aus jeder Aeußerung, welche eine momentane Stimmung dem vertrauten Freunde gegenüber eingiebt, lassen sich langmächtige Folgerungen und generelle Schlüsse ziehen.

Weit schätzenswerther sind jedenfalls jene Theile des Buches, wo der Verfasser auf die Geschichtswerke Schillers selbst, auf deren Quellenbasis oder Quellenlosigkeit und auf ihre nachhaltigen Wirkungen in der Folgezeit eingeht. Besonders bei Beurtheilung der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" begegnet er dem Dichter auf einem ihm wohlbekannten Boden, und ist auch sein Urtheil über die Darstellung Schillers weit weniger streng, als bei der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". Zugegeben die Eile und Oberflächlichkeit mit der Schiller diese Beiträge für Göschens Damenkalender compilirte, überlassen wir alles weitere getrost der Verantwortnng des Verfassers, dessen Anschauung schließlich in dem Satze culminirt: „Schillers sogenannte protestantische Darstellung des Krieges war trotz seines weltbürgerlichen und philosophischen Standpunktes in Wahrheit eine kleinfürstlich-französische und nicht frei von dem Charakter der Ernestinischen Hofhistoriographie", wobei das letzte Wort gesperrt, das kleinfürstlich-französische aber fett gedruckt werden mußte, um doch ja nicht übersehen zu werden.

Eigenthümlich klingt es, wenn der Verfasser wieder und immer wieder hervorhebt, daß Schiller seine historischen Arbeiten für Geld geschrieben habe und wenn jede launige, auf den „Profit" bezügliche Stelle aus seinen Briefen herangezogen wird, um daraus wissenschaftliches Capital zu schlagen. Soll das ein Vorwurf gegen den Dichter sein, dessen einziger Erwerb in seiner Feder lag, der sich gleichwohl nie herbeigelassen, den Pegasus zum Ackergaul seiner Nothdurft zu machen, der als Familienvater eine unbesoldete Professur versah und der all' die kleinen und häßlichen Leiden seiner Stellung und Beschäftigung heldenmüthig ertrug, nur um seine Nation reich zu machen? Und wenn all' jene Citätchen diesen Sinn nicht haben sollten, wozu der Schluß: „Beiläufig bemerken wir, daß auch in späteren Jahren, als seine Existenz gesichert war, der große Dichter, den wir uns gewöhnlich nur in idealen Höhen träumen, einen tüchtigen Fond von Realismus beibehielt und selbst für den Gang der Börse sich aufmerksam zeigt"? Ein solcher Janssenismus dürfte wenig Anhänger finden. Und wahrlich, wäre der Gelderwerb das einzige persönliche Motiv, welches auf manche moderne Historiker einwirkt, es

Digitized by Google

wäre mit der Wissenschaft und ihren Mitteln besser bestellt. Erstrecken sich ja heutigen Tages Parteigeist und Persönlichkeiten über die geschichtliche Darstellung hinaus selbst bis auf die Quellenausgaben. Wenn z. B. eine Gesellschaft, bestehend aus den ersten historischen Größen Deutschlands die gediegenste Edition einer Quelle seit Jahren vorbereitet und ein zufällig außerhalb derselben stehender Gelehrter beeilt sich dieselbe Quelle, wenn auch ganz mangelhaft, früher erscheinen zu lassen, geschieht letzteres doch sicher nicht bloß aus idealen, humanen, nationalen Motiven.

Uebereinstimmend mit Tomaschek sieht der Verfasser „Die Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich IV. vorangingen, bis zum Tode Karl IX." für Schillers bedeutendste historische Arbeit an und findet in ihr, trotz ihres ausgesprochenen protestantischen Charakters, eine im Vergleich zu seinen übrigen historischen Producten höchst erfreuliche Unparteilichkeit. In dieser und anderen geschichtlichen Darstellungen kleineren Umfanges zeigt sich der große Fortschritt, den der Dichter seit den Ereignissen der französischen Revolution, die ihn so sehr enttäuschten, in politischer wie in historischer Anschauung gemacht hat. Hatte er zuvor ganz im Sinne seiner Zeit das Mittelalter als eine Periode finsterer Barbarei bezeichnet, so würdigte er nun die tiefe Idealität, die Kraft und Stärke des Gemüthes „das Theuerste an das Edelste zu setzen", als die schönste Eigenschaft der von ihm früher verachteten Jahrhunderte. Warm schildert er die glorreichen Thaten und den hohen Beruf des Johanniter- und Templerordens in den Kreuzzügen und meisterhaft charakterisirt er die großartige Weltstellung und Politik des päpstlichen Stuhles, „des einzigen Thrones der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war." So sehr hatte sich das historische Bewußtsein des Dichters von zeitgenössischen Vorurtheilen gereinigt, daß er nach einem Briefe an Goethe vom 17. August 1795 „in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten" findet.

Doch erklärt Janssen, daß man neuerdings viel zu weit gegangen sei, wenn man dem Dichter für seine Entwicklungsperiode seit dem Jahre 1792, eine specifisch-christliche Weltanschauung zugeschrieben und die Behauptung ausgesprochen hat, er sei seit jener Zeit„ seiner innersten Neigung, Gesinnung und Bestimmung nach Christ und Katholik gewesen". „Die „Conversion" Schillers — schließt der Verfasser — fand nur insoferne statt, als der Dichter aus der Periode eines entschiedenen Unglaubens nicht bloß in die Zeit eines neu erwachten religiösen Bedürfnisses eintrat und in seiner späteren Entwicklung neben der Kunst, die er lange Jahre hindurch für die einzige Bildnerin des Menschengeschlechtes erklärt hatte, auch die Bedeutung der Religion anerkannte, sondern auch allmälig ein tieferes Verständniß der christlichen Vergangenheit gewann und eine sittlich christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte . . . und darin liegt für Jeden, der sich mit Schiller eingehend beschäftigt, das Erhebende und Veredelnde, daß er den Dichter in stetem Streite mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eigenen

Digitized by Google

Kunst immer reifer werden, und durch den rastlosen inneren Kampf immer mehr den Wahrheiten des Christenthums sich nähern sieht."

Gustav Bischofs chemisch-physikalische Geologie in der neuen Bearbeitung.

Der umgestaltende Einfluß, den die chemische Forschung auf alle Gebiete des menschlichen Wissens ausübt, ist im fortwährenden Steigen und fortwährend erschließen sich durch Anwendung der Stofflehre dem denkenden Geiste neue Wege. Besonders wirksam äußert sich diese Macht natürlicherweise dort, wo es sich um den unbelebten Stoff handelt: im Wissenskreise des Mineralogen, des Geologen. Die Anwendung der Chemie ist Bedingung des Fortschrittes. Allenthalben treten chemische Fragen heran und fordern ihre Lösung. Die Verwitterung des kleinen Steinchens wie die Zersetzung der ganzen Gebirgsmasse; die Art und Wirkung der Quelle wie die Zusammensetzung der ungeheuren Salzfluth, die Gestalt des winzigen Krystalls wie die Form der Kalkfelsen und Sandsteinberge hat die chemische Forschung zu erklären, ja den ganzen Zusammenhang im Wirken der luftförmigen, flüssigen und starren Elemente hat sie im Vereine mit der Physik darzulegen, und insofern die Geologie sich mit den Veränderungen der Erdoberfläche beschäftigt, kann es nur eine chemische und physikalische Geologie geben.

So lange die experimentirende Wissenschaft noch zu viel mit sich selbst zu thun hatte und als der Geologe sich um den Physiker und Chemiker wenig kümmerte, mußte freilich bloß die Beobachtung den Ausschlag geben und das Experiment galt nur dann etwas, wofern es einer Schule gelegen kam. Werner ließ alles aus dem Wasser hervorgehen, da er seinen Beobachtungen damit gerecht zu werden meinte. Die Vulcanisten kämpften aus gleichem Grunde für die Rechte des Feuers: Das Experiment Halls, der den Kalkstein zu schmelzen versuchte, wurde ihnen zur wesentlichsten Stütze, und so ließen sie denn alles, was nicht Versteinerungen führte, auf feurigem Wege entstehen. Nicht nur Kalkstein und Dolomit, bei manchen mußte sich auch der Gyps dazu bequemen. Schwere Sünden gegen die Gesetze der Chemie und Physik waren damals in der Geologie an der Tagesordnung.

Immer mehrten sich indeß die Erfahrungen, welche mit Entschiedenheit die Mitwirkung der Chemie herbeiriefen. Mehrere Geologen kamen zu der Ueberzeugung, daß die Gebirge unmöglich vom Anfang her das gewesen seien, was sie jetzt darstellen, daß vielmehr manche im Laufe der Zeiten eine Umwandlung (Metamorphose) erfahren haben müßten. Hutton, Playfair, Boué wiesen namentlich auf die ältesten Schiefergebirge hin, deren Beschaffenheit am meisten dafür sprach. Mochten indessen solche Meinungen auch vieles für sich haben, es fehlte ihnen die wesentlichste Stütze, die

Digitized by Google

des Versuches, und es durfte Brogniart sagen: „Die Idee der Umwandlung sei etwas, was jedem einfallen könne, selten aber eine kritische Beleuchtung aushalte, sie gerathe fast immer ins Nebelhafte, wenn man Beweise fordere." Die herrschende Schule erklärte alle Umwandlungen, woferne sie dieselben anerkannte, für Wirkungen der Wärme; auf die stofflichen Veränderungen, die dabei vorausgesetzt wurden, ließ sie sich nicht ein.

Nur wenige Chemiker widmeten ihre Thätigkeit geologischen Fragen, es lagen noch wenige Untersuchungen vor, und so kam es, daß ein Berzelius meinte, von Umwandlung könne nur insoferne die Rede sein, als im Laufe der Zeit schlammige oder thonige Absätze zu Stein würden. Freilich übersah er auch bei dieser Erscheinung den chemischen Vorgang. Er mußte es um so mehr unbegreiflich finden, wie man behaupten könne, ein Gestein, wie der Serpentin, sei aus einer ganz anderen Gebirgsart durch Umwandlung entstanden; denn er wollte höchstens zugeben, daß beim Festwerden eines Steines sich das Aussehen etwas ändere, aber eine Veränderung der chemischen Zusammensetzung, eine Wanderung des Stoffes im Gestein, das gehöre unter die Unmöglichkeiten. Doch ging es ihm hier, wie auf dem Gebiete der organischen Chemie; es gelang ihm nicht, durch Ignoriren und Absprechen die Bestrebungen Anderer aufzuhalten.

Eben die Wanderung des Stoffes in der starren Erdkruste — sie war bewiesen. In Deutschland war es, wo die wichtigste Stütze für die Ergründung der chemischen Veränderungen der Erdrinde durch die Untersuchung der Afterkrystalle oder Pseudomorphosen errichtet wurde. Man fand manche Steinarten in Krystallformen, die man an ihnen nicht zu sehen gewohnt war, die sie gleichsam von anderen erborgt hatten. Man wies nach, daß diese Naturspiele so entstanden seien, daß gewisse Krystalle durch chemische Einwirkung zerstört und ihr Stoff durch einen andern ersetzt wurde, während die alte Krystallform erhalten blieb. So fand man Quarz, fand man Eisenerz in der Form des Kalkspathes. Die Ursache solcher Zersetzungen und Umwandlungen konnte man nur in dem Wasser sehen, das ins Gebirge eindringt, hier Stoffe auflöst und weiterführt, dort wieder absetzt.

Werner, Breithaupt machten auf diese wichtigen Vorkommnisse aufmerksam. Haidinger pflegte das Studium derselben, wies darauf hin, welche Bedeutung es für die Lehre vom Metamorphismus habe. Die Rolle des Sauerstoffes bei den Erscheinungen der Umwandlung hervorhebend, schied er je nach der auftretenden Oxydation und Reduction die Pseudomorphose in zwei große Gebiete. Blum erwarb sich um diese Richtung die wesentlichsten Verdienste, indem er derselben Ausdehnung und Selbstständigkeit verlieh. Mit Hülfe der Metamorphosen ward nun an vielen Orten die Thatsache der Umwandlung bewiesen. Die Erklärung blieb der Chemie vorbehalten.

Indessen waren durch die Arbeiten der Chemiker viele neue Thatsachen bekannt geworden. Richtigere Vorstellungen griffen Platz. Das Gebiet der physikalischen und chemischen Forschung auf geologischem Gebiete pflegte indeß keiner so

Digitized by Google

selbstständig, wie Bischof. Seine „Vulkanischen Mineralquellen", seine „Wärmelehre des Erdinnern" kennzeichneten ihn als einen tiefdenkenden, kenntnißreichen Forscher, seine Erörterungen über den Kreislauf des Kohlenstoffes und Sauerstoffes in der Natur, über den Beginn des Pflanzen- und Thierlebens, als einen geistvollen Denker, der sich hohe Ziele setzt und neue Bahnen zu eröffnen berufen ist.

Alle chemischen Forschungen führten auf die Anerkennung der Rolle, welche das Wasser an jedem erreichbaren Orte auf und unter der Erdoberfläche spielt. Die herrschende Schule sah darin eine Rückkehr zum Neptunismus Werners, obgleich der unparteiische Forscher bemerken mußte, daß diese Richtung ein Beginn der strengeren Forschung und im Princip von allen älteren Schulen wesentlich verschieden sei Freilich übersahen manche das rechte Ziel und ein Chemiker wie Fuchs ließ sich verleiten, sogleich eine vollständige Geogenie im neptunistischen Sinne entwickeln zu wollen. Solche Versuche riefen die Gegner zum Angriff. Aber auch alle anderen Forscher, die von den Stoffänderungen in der Erdrinde überzeugt waren, mußten bei jedem wichtigen Punkte den Kampf mit der Schule bestehen, die mit so blendenden Autoritäten wie L. v. Buch, A. v. Humboldt an der Spitze, allen Widerstand zu erdrücken schien.

Zur selben Zeit als Haidinger seine Ideen über den Metamorphismus entwickelte, als Blum den ersten Nachtrag zu seinem Werke über die Pseudomorphosen herausgab, erschien der erste Band von Bischofs „Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie", dem Erzherzog Johann von Oesterreich gewidmet. Das ganze erschien in Abtheilungen von 1847 bis 1855 und umfaßte 3500 Seiten. Es war das erste Werk, das sich mit den chemischen und physikalischen Erscheinungen und Veränderungen auf und in der Erdrinde im ganzen Umfange beschäftigte. Sollen wir die Sensation schildern, die es allenthalben erregte? einen Begriff geben von der Größe der Leistung, von dem Umfang der Arbeit Bischofs? von den Folgen auf dem Gebiete des Wissens? Dies würde zu weit führen. Es mag hier genügen auf die Grundanschauung hinzuweisen, auf welcher das Ganze ruht.

Auf der Erdoberfläche ist jeder Punkt einer beständigen Veränderung unterworfen. Die Verwitterung wirkt zerstörend; das Wasser baut in den Niederungen neues Land, das Pflanzen- und Thierleben nimmt an beiden Theil. Aber auch in der Tiefe wirken die luftigen und wässerigen Elemente. Ueberall sinkt Wasser hinab und durchdringt auch das feste Gestein. Die Kohlensäure, durch den Verwesungs- und Athmungsproceß erzeugt, geht nur zum Theil in die Luft, um wieder in den Kreislauf des Pflanzen- und Thierlebens einzutreten, zum Theil vereinigt sie sich mit dem Wasser und gelangt in die Tiefe; zugleich bringen große Mengen dieser Säure mit aufsteigenden Quellen aus dem Erdinnern empor. Die beiden vereinigten Medien erregen nun durch ihre auflösende Kraft an allen Punkten eine Wandlung der Stoffe im größten Maßstabe. Wasser und Kohlensäure sind es, die im Laufe der Jahrtausende alles verändern, was dem kurz lebenden Menschen an dem steinernen Erdenbaue ewig und unwandelbar erscheint. Aus dem kieslichen Fels entsteht

Digitized by Google

allmälig die kalkführende Masse, aus dem Kalkgestein die kieselreiche Felsart, aus dem thonigen Schlamm der feste Schiefer, aus diesem der glimmerführende Gneiß; wieder zerstören ihn die Gewässer und von neuem beginnt der Kreislauf des Steinstoffes. Ueberall sammelt das Wasser winzige Mengen der Stoffe, die es zerstreut gefunden, und setzt sie wiederum ab in staunenerregender Menge, hier den klaren Krystall, dort das werthvolle Erz. Ueberall finden wir dies Agens in emsiger Thätigkeit, Stoffwandlungen erregend und vollführend. „Die Erde ist ein großes chemisches Laboratorium, worin seit der Schöpfungsperiode ununterbrochen fort chemische Processe von statten gehen und so lange von statten gehen werden, als sie ihre Bahn um die Sonne beschreiben wird", sagt der Verfasser.

Bischof erklärte als Wirkungen des Wassers viele Erscheinungen, welche die herrschende Schule dem Einflusse der Hitze zuschrieb. Gegen die „Allmacht" des Wassers, die Durchdringlichkeit der Gesteine, gegen die Allgemeingültigkeit der Versuche im Laboratorium wurden von allen Seiten Einwände erhoben. Bis heute ist die Anzahl der principiellen Gegner der Ansichten Bischofs eine bedeutende geblieben.

Das umfangreiche Werk war mehr ein Tagebuch, als das, was der Titel besagte — ein Lehrbuch. Während der Abfassung hatte der Forscher noch viele neue Versuche ausgeführt und deren Ergebnisse, so wie andere unterdessen erschienene Arbeiten aufgenommen — seine Ansichten hatten sich während dem wesentlich geändert — daher der Mangel an systematischer Anreihung des Stoffes. Man warf dem Verfasser vor, daß seine Ansichten im beständigen Schwanken seien. Er hatte beim Beginne des Werkes einen mittleren Standpunkt eingenommen zwischen dem Wasser und dem Feuer. Dem Resultate seiner ferneren Forschungen weichend, zögerte er später nicht, dem Wasser einen viel bedeutenderen Einfluß einzuräumen. Wer die Vorrede zum ersten, dann jene zum zweiten Bande und die letzten Blätter des Werkes liest, wird sich mit einem Blick davon überzeugt haben. Doch, ist es etwa tadelnswerth, auf Grund von Erfahrungen seine Ueberzeugung zu ändern? „Einen Irrthum einzugestehen, sich selber zu berichtigen, mag leicht sein, aber sich auf einen gänzlich neuen, ja entgegengesetzten Standpunkt zu versetzen, ist sicherlich ungeheuer schwierig, muß doppelt schwierig sein, wenn es gilt, ein vor allen Leuten aufgestelltes und von aller Welt mit Dank und Lobpreisung aufgenommenes Glaubensbekenntniß und damit gleichsam das eigene Verdienst und den eigenen Ruhm zu vernichten — freilich um sich noch größeres Verdienst und noch glänzenderen Ruhm zu erwerben. Ein Mann, welcher, wie Bischof, solches noch in vorgerückten Jahren über sich vermochte, verdient gewiß vollends unsere Bewunderung und kann im Kreise der Naturforscher nicht hoch genug gestellt werden." So meint ein bekannter Forscher.

In den Jahren 1854 bis 1859 ließ Bischof in Folge einer Aufforderung der Cavendish society eine neue Bearbeitung seines Werkes in englischer Sprache erscheinen. Die Darstellung war hier eine viel mehr übersichtliche geworden.

Digitized by Google

Die Ideen, welche den Forschungen Bischofs entspringen, wurden so auch in England rascher bekannt und es fehlte dort nicht die Anerkennung. Im Februar dieses Jahres ward dem hochverdienten Forscher von der Geological society in London die Wollaston-Medaille verliehen — eine höchst seltene Auszeichnung.

Die mächtige Anregung Bischofs hatte indeß noch manche Kraft ins Feld gerufen. Es mehrten sich die neuen Resultate und füllten sich frühere Lücken. Das Bedürfniß einer Umarbeitung des deutschen Werkes ward dringend. Bischof selbst wünschte die Vollendung seines Unternehmens sehnlichst. Unglückliche Ereignisse schienen sie verhindern zu wollen. Schon früher drohte der tiefe Schmerz über den Verlust seiner einzigen Tochter Bischofs Arbeitskraft zu schwächen, nun hemmte ein Augenübel, von dem er noch jetzt nicht befreit ist, seine gewohnte Thätigkeit. Doch er überwand allmälig die Schwierigkeiten. Er gewöhnte sich an das Vorlesen, an das Dictiren; und da es anging, mit Kreide an der Tafel zu schreiben, so half er sich im übrigen auf diese Weise. Seine beiden Söhne unterstützten ihn bei der Arbeit, ebenso einige Schüler.

So ward die Bearbeitung der neuen Auflage unternommen. Der erste Band des Werkes liegt vor; er ist der Geological society gewidmet. Der Wunsch der deutschen Geologen ist erfüllt. Eine systematische Anordnung ist erreicht, die Resultate neuerer Forschungen sind mit berücksichtiget, das Ganze erscheint wie aus einem Gusse und ist von der vorigen Auflage wesentlich verschieden.

Gleich im Anfange werden die chemischen und physikalischen Principien dargelegt, auf denen alle zu besprechenden Erscheinungen beruhen: Die Verhältnisse der Auflöslichkeit, die Gesetze der chemischen Verwandtschaft bei den in der Natur im Großen vorkommenden Stoffen. Es sind dies die Regeln, nach denen die Bildung und Zersetzung der Mineralien auf nassem Wege von statten geht, abgeleitet aus den Beobachtungen in der Natur, unterstützt durch Versuche im chemischen Laboratorium. Hierauf kommen jene so wichtigen Hülfsmittel der chemisch-geologischen Forschungen, die Pseudomorphosen, zur Besprechung, sodann die Agentien, welche die Stoffänderungen hervorrufen: Das Wasser im Gestein, in den Quellen, Flüssen, Seen, dem Meere; seine Wirkungsweise, die Absätze desselben. Die atmosphärische Luft. Die Entwicklung von Gasen aus dem Erdinnern und deren stofflicher Ursprung. Die klare Darstellung läßt überall zwischen den vielen Thatsachen den ursächlichen Zusammenhang erblicken und vereinigt das Ganze zu einem großartigen geologischen Gemälde.

Von besonderem Interesse für den Geologen ist das neue Capitel über Hebung und Erosion. Die allmälige Erhebung des Bodens, wie sie z. B. in Scandinavien vorkommt und jährlich höchstens $^1/_2$ Zoll beträgt, wird nicht, wie ältere Schulen meinten, durch die in dem feurigflüssigen Erdinnern eingesperrten Dämpfe hervorgebracht, vielmehr erklärt sie Bischof als die Folge jener Volumenzunahme der Schichten, welche durch die Einwirkung der Kohlensäure hervorgebracht wird, indem aus den kieselhaltigen Mineralien allmälig Kohlensäure führende Verbindungen werden. In größerem Widerspruch mit noch gegenwärtig geltenden Ansichten

Digitized by Google

ist die Erklärung, welche Bischof von dem Auftreten jener Granitmassen giebt, die man so oft, ringsum von Schiefergesteinen umgeben, findet. Sonst meinte man, diese Granite seien, so wie die anderen, aus dem Erdinnern emporgestiegen und hätten die Schiefer durchbrochen. Dem ist Bischof entgegen.

Eine Granitinsel, die in der Ostsee emporragt, würde allmälig von neugebildeten Schichten umgeben werden, denn die Ostsee wird immer seichter und wird einst mit Sedimenten ausgefüllt sein. Die umgebenden Schichten werden allmälig zu Schiefergestein, aus ihnen ragt dann der Granit empor und es sieht aus als ob er erst nach der Bildung der Schiefer emporgestiegen wäre. Dieses Beispiel zeigt, wie das Verhältniß solcher Granite zu ihrer Umgebung jetzt noch vorkommenden Erscheinungen analog aufzufassen sei.

Bischof erklärt sich als Anhänger der Hypothese eines feurig-flüssigen Urzustandes der Erde, doch giebt es nach ihm keine Erstarrungskruste mehr; er weist vielmehr nach, daß alle sonst öfter als feurige Bildungen betrachteten krystallinischen Schichtgesteine gewiß nur auf wässrigem Wege entstanden seien. Die specielleren Erörterungen bleiben den beiden übrigen Bänden des Werkes aufbehalten.

Die Bestrebungen Bischofs haben namentlich bei den jüngeren Geologen allenthalben Anklang gefunden und es sind viele Kräfte erstanden, welche dem von ihm bezeichneten Ziele zustreben. Es wird das schönste Zeugniß des Erfolges sein, wenn recht viele Punkte, die jetzt von ihm nur frageweise berührt werden konnten, durch diese Bemühungen bald ins Klare gesetzt werden.

In unserem Lande hat die chemische Geologie noch sehr viel zu erobern; denn wie unlängst ein Geologe bemerkte, ist über unseren Boden in chemischer Beziehung bisher verhältnißmäßig nur sehr weniges bekannt geworden. Nicht etwa die Opposition einer Schule wirkt hindernd, sondern es tritt eben selten der Fall ein, daß ein Interesse für beide Wissenschaften in einer Person sich vereinigt, deren Situation solchen Forschungen günstig wäre. Die Wichtigkeit solcher Untersuchungen in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dürfte indeß bald zahlreichere Kräfte zur That rufen.

G. Tschermak.

---

h. Prof. Adolf Mussafia veröffentlichte soeben zwei „Altfranzösische Gedichte aus venetianischen Handschriften mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften" (Wien 1864). Diese Manuscripte der Marcus-Bibliothek zu Venedig stammen aus dem 14. Jahrhundert und bieten Bruchstücke epischer Behandlung aus der Karls-Sage. Mussafia giebt dem ersteren seinem Inhalte gemäß den Titel: „La prise de Pampelune", das andere nennt er „Macaire", nach einem in der Fabel hervorragenden Helden.

„Die Einnahme von Pampeluna" führt einige bekannte Züge der Karls-Sage wieder vor, füllt aber auch eine bisher vorhandene Lücke derselben aus. Die Behandlung des Stoffes ist eine recht ansprechende. Die Begebenheiten sind mit einander sehr geschickt verkettet und alle Einzelnheiten entsprechen sich mit einer Genauigkeit, welche einen wohldurchdachten Plan nicht verkennen läßt. Besonders gelungen ist die Zeichnung

Digitized by Google

der Charaktere und nicht ohne Interesse die zahlreichen Anspielungen auf antike Stoffe. Die sprachlichen Abnormitäten aber, welche dieser Text darbietet, sind so consequent durchgeführt und stehen mit dem streng bewahrten Metrum so sehr im Einklange, daß sie nicht von einem Abschreiber oder Ueberarbeiter herrühren können; die Dichtung liegt vielmehr in ihrer ursprünglichen Fassung vor. Ihre Heimat ist im Süden, und zwar vorzugsweise in Italien zu suchen, wo sowohl die provençalische als die nordfranzösische Poesie viele und eifrige Pfleger zählte.

Aehnlich verhält es sich mit dem zweiten Gedicht: „Macaire". Dasselbe enthält im Wesentlichen die Geschichte der Königin Sybille (hier: Blanche fleur), wie sie im spanischen und holländischen Volksbuche vorliegt. Daß das spanische Volksbuch aus einer französischen metrischen Darstellung geflossen ist, hatte bereits Ferdinand Wolf richtig bemerkt und die Auffindung eines Fragmentes in Belgien hat seine Vermuthung bestätigt. Dies Fragment läßt eine ausgezeichnete Redaction erkennen, so daß man den Verlust des ganzen Gedichtes lebhaft zu bedauern hat. Einen, wenn auch leider sehr schwachen Ersatz bietet uns nun die venetianische Handschrift Mussafia's. Allerdings tritt uns in derselben nur die Arbeit eines späten und durchaus ungeschickten Compilators entgegen; indeß wir müssen es als einen erfreulichen Zufall betrachten, daß uns doch wenigstens eine französische metrische Darstellung dieser sowohl durch ihren Inhalt, als durch ihre zahlreichen Verzweigungen so anziehenden Sage erhalten ist. Der Compilator mag aller Wahrscheinlichkeit, insbesondere der Sprache nach zu urtheilen, einer jener vielen Bänkelsänger gewesen sein, die im 13. Jahrhunderte norditalienische Städte durchzogen und sich manchmal so vermehrten, daß sie durch eigene Erlässe fortgeschafft werden mußten. Ihre Aufzeichnungen sind jedoch deßhalb nicht ohne Belang, weil sie das Vermittlungsglied bilden zwischen den guten alten Epopöen und den meist cyklischen italienischen Volksbüchern, wovon eine beträchtliche Anzahl noch ungedruckt liegt.

Zum litterar-historischen Momente, welches es rathsam machte, eine Probe dieser spätesten Ableger der alten Heldendichtung — und zwar gerade dort, wo reinere Quellen versiegen — mitzutheilen, kam das sprachliche hinzu. Allerdings tritt uns auch hier nur Verderbniß entgegen; pathologische Gebilde sind indessen oft eben so interessant, als gesunde Organismen. Es ist eine Mischsprache, deren Grundlage das Französische ausmacht, wo sich aber überall Formen und Wörter vordrängen, die der venetianischen Mundart oder vielmehr jener Art Schriftsprache entnommen sind, welche sich in Nord-Italien im 13. und 14. Jahrhundert mit äußerst geringem Erfolge festzustellen suchte. Dies bestimmte den Herausgeber, im Allgemeinen einen diplomatisch getreuen Abdruck der Handschrift zu liefern, doch hat derselbe durch Beifügung eingehender lautgeschichtlicher und grammatikalischer Erörterungen, wie durch angehängte Glossare alles gethan, um die beiden sonderbaren Gedichte den Kennern romanischer Sprachwissenschaft und den Freunden alter Sagengeschichte nützlich und genießbar zu machen.

* Das Decemberheft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" enthält folgende Aufsätze: „Das altdeutsche Haus", von Alwin Schultz. „Die gothische Benedictinerkirche in Oedenburg", nach Aufnahmen von F. Storno und H. Riwel. (Mit 1 Tafel und 21 Holzschnitten.) „Ueber die Sammlungen des Hotel de Cluny zu Paris", von D. Detleffen.

T. „Der Familienrath", von Dr. J. Schenk (Wien 1863, bei Manz), ist der Titel einer trefflichen kleinen Schrift, die wir der allgemeinen Beachtung aufs Beste empfehlen. Es ist eine Zusammenstellung und Erweiterung einzelner in der Zeitschrift für das österreichische Notariat erschienenen Aufsätze des Verfassers, der eine umfangreiche Kenntniß der Litteratur und, was mehr sagen will, einen tüchtigen und sicheren praktischen

Digitized by Google

Blick überall bekundet. Seine etwas zu lebhaft angespannten Sympathien für die Bestimmungen des Code Napoléon, wurden durch die Mängel unserer Gesetzgebung und durch Uebelstände, die der Verfasser als Praktiker kennen gelernt haben mag, wenn nicht gerechtfertigt doch sicher entschuldigt. Uebrigens bildet die Darstellung des geltenden französischen Rechtes und der Rechtsanschauungen, aus denen es hervorgegangen ist, die werthvollste Partie der Untersuchung. Auffallend ist es, daß auf das ältere deutsche Recht fast nur gelegentlich verwiesen wird; eine Hereinziehung desselben in die Untersuchung hätte sicher lohnende Resultate ergeben.

Dabei ist freilich nicht zu verkennen, daß die Hereinziehung des älteren deutschen Rechtes für die unmittelbaren praktischen Zwecke vielleicht von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung ist. Sicher aber wären dem Vormundschaftswesen nicht als „altgermanische Gedanken" Dinge aufgedrängt worden, die eben mit dem altgermanischen Charakter desselben nicht viel zu thun haben.

Damit sind wir indeß im Wesen mit unseren Bedenken und Beanstandungen fertig. Da die Frage noch keineswegs völlig spruchreif ist, so darf gewiß jeder Versuch ihr Verständniß zu fördern auf allseitige Anerkennung Anspruch erheben. Wie es mit den praktischen Vorschlägen des Verfassers sich verhalten wird, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Als Punkte, über welche kein Zweifel sein kann und eine allgemeine Einstimmigkeit herrscht, bezeichnet er die Schaffung einer Familienversammlung, welche die Vormünder autonom ernennt und bei wichtigen Acten ihre Zustimmung zu ertheilen hat, dergestalt, daß nach ihrer rechtlichen Stellung der Schwerpunkt der Vormundschaft in ihre Mitte fallen würde, dann die Oberaufsicht durch ein Gericht. Wo ein Familienrath, in welchen gewisse Personen von Rechtswegen berufen sind, nicht constituirt werden kann, tritt die Gemeinde durch eine aus ihrer Mitte zu ernennende Waisencommission in seine Functionen ein. Auch dann wären die Verwandten mit entscheidender Stimme beizuziehen. Von den Entscheidungen des Familienrathes steht den betheiligten Personen ein Berufungsrecht an das Gericht zu. Die Stelle des Friedensrichters soll der Notar einnehmen, die Vermögensgebahrung die mit jeder größeren Gemeinde zu verbindende Sparcasse führen.

Dies sind Vorschläge, die, wie wir glauben, bei einer künftigen Legislation, welcher wir hoffentlich in Bälde entgegensehen, wohl beachtet werden dürften. Die eigentliche Aufgabe, dessen sind wir gewiß, wird freilich mit ihrer Annahme nicht gelöst werden. Es handelt sich darum, aus deutschem Geist und deutscher Sitte heraus die Normen zu finden, welche hier maßgebend werden sollen. Das mag, wir geben es dem Verfasser gern zu, seine Schwierigkeiten haben, aber die Zeiten, wo man mit Rechtsreceptionen alles gethan zu haben glaubt, sind vorüber und das französische Recht kann uns auch in dieser Frage nicht mehr und nicht weniger sein als ein Nothrecht. Ein Nothrecht allerdings, das unserem heutigen Rechte so ziemlich in allen Punkten vorzuziehen sein dürfte und das wir acceptiren, wenn es uns nicht dem entfremdet, was uns als das Postulat jeder gesunden und in sich kräftigen Rechtsentwicklung überhaupt erscheinen muß, der Construction des Rechts aus dem Rechtsbewußtsein und der geistigen Arbeit unseres Volkes selbst.

* Bei F. A. Credner in Prag ist soeben ein höchst lehrreiches Buch „Polnische Revolutionen. — Erinnerungen aus Galizien" erschienen. Dasselbe behandelt die Entwicklung der polnischen Revolution von 1831 an, giebt Aufschlüsse über die polnische Verschwörung in Galizien höchst merkwürdiger Art, über den Aufstand im Jahre 1846, geht auf die Bewegung in Lemberg in den Märztagen 1848 über und schließt mit einer Betrachtung über Galizien während des ungarischen Revolutionskrieges und die Bewegungen der Neuzeit.

Digitized by Google

Der Verfasser dieses Buches scheint während dieser ganzen Periode den Ereignissen selbst sehr nahe gestanden zu haben; denn die Aufschlüsse, welche er giebt, sind derart, daß sie eine genaue Einsicht in den Gang der Dinge auf Grundlage amtlicher Daten voraussetzen. Besonders lehrreich sind jene Partieen, in welchen er die Bauernbewegung und Jakob Szela, die Verwaltungsperiode der Grafen Stadion und Agenor Goluchowski und die Stellung der Ruthenen in der Gegenwart schildert. Ob des Verfassers Ansicht: „für Oesterreich giebt es keine polnische Revolution mehr", die nächste Zukunft bestätigen wird, wollen wir nicht entscheiden. So viel geht aus der Darstellung deutlich hervor, daß Oesterreich bedeutende Elemente in Galizien besitzt, auf die es sich unter allen Umständen stützen kann. Was der Verfasser von der polnischen Bewegung im Jahre 1846 sagt: „Alle polnischen Bewegungen sind raffinirt eingeleitet, tollkühn begonnen und werden kläglich durch Uneinigkeit und Mangel an Ausdauer zu Grabe getragen", dürfte sich abermals im russischen Congreß-Polen bestätigen. Wir werden auf das Buch noch ausführlich zurückkommen.

* Mit dem eben bei Tempsky in Prag ausgegebenen 20. Hefte der gesammelten Schriften von Šafařik ist der zweite Band und mit ihm die zweite Ausgabe eines der berühmtesten slavischen Geschichtswerke, der „Slovanské starožitnosti" beendet. Leider ist nur der geographische Theil des ganzen Werkes vollendet, den culturgeschichtlichen Theil hat der verstorbene große Slavist gar nicht in Angriff genommen, so daß man in seinem Nachlasse kaum mehr als eine nackte Skizze von Schlagwörtern und Capitelüberschriften vorfand. Der dritte Band der gesammelten Schriften wird einige kleine Werke und Abhandlungen Šafaříks, worunter die Uebersetzung von Schillers „Maria Stuart", enthalten. (Pr. Z.)

* (Jubiläum der Jagellonischen Universität.) Wie der „Dzien. lit." meldet, hat Prof. J. Majer, Präses der Krakauer wissenschaftlichen Gesellschaft, einen Aufruf an die Warschauer Mitglieder derselben gerichtet, des Inhaltes, daß die genannte Gesellschaft hinsichtlich der nahen Feier des 500jährigen Bestehens der Jagellonischen Universität beschlossen hat, das Jubiläum mittelst Herausgabe entsprechender Druckschriften zu verherrlichen. Außerdem wird eine Collectivschrift erscheinen, deren Artikel die Vergangenheit der Jagellonischen Hochschule zum Vorwurf haben und auch ihren gegenwärtigen Stand beleuchten werden. Die Warschauer Litteraten werden demnach zur Theilnahme an dieser Arbeit aufgefordert.

---

* Zur volkswirthschaftlichen Litteratur. Konnten wir kürzlich A. V. Hubers „Sociale Fragen" anzeigen, die sich mit dem Lohn der ländlichen Tagelöhner und ihrem Verhältnisse zum Genossenschaftswesen beschäftigten, so liegt uns nun über einen sehr ähnlichen Gegenstand eine höchst beachtenswerthe Schrift vor, die Schrift: „Die Vorschuß- und Creditvereine in ihrer Anwendung auf die bäuerliche Bevölkerung", von Erlenmeyer. Wiesbaden 1863. Erlenmeyer war Vorsitzender einer Volksbank in Nassau er besitzt die eingehendsten Kenntnisse von den nassau'schen Creditvereinen und versucht es zu zeigen, wie die Principien der Selbsthülfe und Association mit Nutzen auf die landwirthschaftliche Production und den Bauernstand angewendet wurden und wie sie noch anzuwenden seien. In anschaulicher und klarer Weise wird die Erhebung des Bauernstandes aus der Gebundenheit feudaler Verhältnisse geschildert, es wird nachgewiesen, daß eine der großen wirthschaftlichen Aufgaben der Gegenwart darin bestehe, dem Bauernstande das Capital auf der Grundlage des Personalcredits zuzuführen, eine Aufgabe, die nach den jüngsten Erfahrungen bei uns — auch für Oesterreich eine dringende genannt werden muß. Gerade wie es Schulze-Delitzsch den Gewerbetreibenden

Digitized by Google

und (gemeinsam mit A. Huber) den Arbeitern empfahl — läßt Erlenmeyer die bäuerlichen Genossenschaften auf dem Principe der Gegenseitigkeit und Solidarität gründen, damit den Gläubigern die nöthige Sicherheit gegeben werde, und schreibt eine gewissermaßen kaufmännische Buchführung vor. Die eingehenden Erörterungen über die Einrichtung der Genossenschaften der Landleute — aber auch gemischte Vereine aus Bauern und Handwerkern sind nicht ausgeschlossen — über die Abfassung der Statuten, über Verwaltung des Vereines, wie sie mit genauester Berücksichtigung bestimmter Fälle abgefaßt wurden, sind besonders für Vereinsvorstände und Gründer von Vereinen werthvoll, denen auch der Anhang der Schrift — eine Art Formularienbuch — erwünscht sein mag. Uns Oesterreicher berührt es eigenthümlich, wenn wir erst aus dem Buche des Ausländers erfahren, daß die naßau'schen Creditvereine auch bei uns einflußreich gewesen sind und zur Nachahmung gereizt haben. Unsere Kenntniß vom österreichischen Associationswesen ist eine sehr lückenhafte und es muß nach dieser Richtung Dr. Costa zum besonderen Verdienste angerechnet werden, daß er es unternahm, in der „Innung der Zukunft" von Schulze-Delitzsch (Nr. 9) etwas über österreichische Creditvereine (der Wiener Fels) mitzutheilen. Wie viel Creditvereine im Kaiserstaate existiren, konnten wir erst erfahren, als wir den eben erschienenen interessanten Jahresbericht für 1862 über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften von Schulze-Delitzsch (Leipzig 1863. G. Mayer) zur Hand nahmen. Es zeigt sich, daß es fünfzehn sind, davon drei Creditvereine in Wien (Altlerchenfeld), Brünn und Aussig, sieben Aushülfscassenvereine zu Prag, Graz, Klagenfurt, Troppau, Laibach, Freudenthal, Blasim, vier Vorschußcassen zu Czaslau, Linz, Reichenberg, Wien (Fels), und zwei Vereine unbekannter Qualität zu Marburg und Wiener Neustadt. Die Consumvereine, Rohstoff- und Magazinassociationen sind nicht genannt. Es verlohnte wohl der Mühe, darüber statistische Daten zu sammeln und noch unbekannten Vereinen nachzuforschen. — Von Schulze-Delitzschs trefflicher Schrift: „Die arbeitenden Classen und das Associationswesen in Deutschland", ist eine zweite Auflage (Leipzig G. Mayer) erschienen, die eine vermehrte genannt werden muß und vor allem über den Stand der gegenwärtigen Genossenschaftsbewegung neues Material gebracht hat. Noch mag auf ein neues periodisches Unternehmen hingedeutet werden, auf die Zeitschrift „der Arbeiterfreund", welche von dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen (Berlin 1863. O. Janke) in vierteljährigen Heften (à 6 bis 8 Bogen) herausgegeben wird und unter Mitwirkung von Männern wie Engel, Gneist, A. Huber, Lammers, Lette, Michaelis, Schulze-Delitzsch, Konst. Schmidt, Max Wirth u. A. interessante Aufsätze über Armenwesen, Freizügigkeit, Genossenschaften, Sterblichkeit u. s. w. bringt. — Wir behalten uns vor, Pfeiffers Werk „Ueber das Genossenschaftswesen" (Leipzig 1863. G. Wigand) und die demnächst zu erwartende zweite Auflage von A. V. Hubers „Reisebriefen" unter einem zu besprechen.

Dr. A. H.

h. l. August Silberstein, der sich durch seine „Dorfschwalben" (2 Bände, München) einen Namen in der deutschen Litteratur und ein besonderes Verdienst um die niederösterreichischen Gaue unseres Vaterlandes erwarb, veröffentlicht jetzt „Lieder", welche eine neue oder wenigstens lange nicht vertretene Richtung zur Geltung zu bringen verheißen: volksthümliche Kunstpoesie. Das Buch erscheint ebenfalls in der Fleischmann'schen Verlagshandlung in München. — Für einen andern österreichischen Lyriker von Ruf hat sich eine Wiener Verlagshandlung gefunden: Robert Hamerlings Canzone: „Germanenzug" erschien im Verlage von Carl Gerolds Sohn. Zuerst im „Dichterbuch aus Oesterreich" abgedruckt, hat die Canzone so viele Theilnahme in patriotischen Kreisen gefunden, daß eine Separatausgabe zu veranstalten Veranlassung genug vorhanden war. In der That ist die kleine Dichtung ein prachtvoller lyrischer Prolog zur Geschichte der Deutschen und verhilft einem Stoff, der eigentlich für die Dichtkunst nur

Digitized by Google

vorhanden zu sein scheint, wenn sie ihn episch bewältigen will, durch rein lyrische Farbenglut zu vortrefflicher poetischer Wirkung. In den außerordentlichen Wohlklang des Gedichtes bringen nur Reime wie „Zelten, beseelten", „Kälten, betreten" eine unangenehme und bei einem der Reinheit der Form so sehr befliſſenen Dichter unbegreifliche Störung. An der geistreichen Darstellung des germanischen Grundcharakters wird jeder Leser Freude haben.

---

* (Verfälschung der Geschichte im Jugendunterricht.) In einer ganz neuen, für die Schulen des Elsaß französisch bearbeiteten von dem obersten Unterrichtsrath zu Paris approbirten Topographie dieser von Deutschen alemannischen Stammes bewohnten, die Departements Ober- und Nieder-Rhein bildenden Provinz befindet sich gleich zu Anfang eine Notiz, welche im wesentlichen besagt: der Elsaß sei durch Kaiser Heinrich I. (Auceps) dem Frankenreich entfremdet, diesem aber durch den westphälischen Friedensschluß (1648) endlich restituirt worden. Ueber diese Sophisterei, welche mit Uebergehung alles geschichtlichen Zusammenhanges von dem Theilungsvertrag von Verdun (843) an bis zur bleibenden Trennung Deutschlands und Frankreichs die Wahrheit theilweise verschweigt (wenn jene Worte auch an sich keine Unwahrheit enthalten), muß man gerade so urtheilen, wie über die Begründung der französischen Ansprüche auf das linke Rheinufer durch das erste Capitel des „gallischen Krieges" von Cäsar. (Bl. f. l. U.)

* Freunden des Studiums alter Urkunden empfehlen wir das soeben in Paris bei Dumoulin erschienene Buch: „De l'origine de la signature et de son emploi au moyen âge principalement dans les pays de droit écrit, par M. C. Guigue, ancien élève de l'école des Chartes" (mit 48 Tafeln).

Btz. (Vom polnischen Büchermarkte.) Diesmal haben uns die Lemberger Verleger eine ganze Reihe interessanter Erscheinungen zugeführt. Da ist vor allem zu nennen des wackeren Ornithologen Pietruski „Naturgeschichte der Sing- und Hausvögel" („Historya ptaków śpiewających i domowych"), deren dritter Band nunmehr erschienen ist und „von den Hühnern und Tauben" („O kurach i golębiach") handelt. Vieljährige eigene Beobachtungen, in klarer durchsichtiger Sprache wiedergegeben, sind eine Zierde dieses Werkes. Von Heinrich Schmitts „Polnische Geschichte, kurz und faßlich erzählt" („Historya polska krótko i zwięźle opowiedziana") ist die vierte und letzte Lieferung ausgegeben worden, welche dem ursprünglichen Plane gemäß mit der Wahl Stanislaus Augusts zum König von Polen abschließt. Die Geschichte der Regierungszeit Stanislaus Augusts wird Gegenstand einer besonderen Monographie desselben Verfassers werden. Ebenso ist von „Szujski's Geschichte Polens" („Dziejów polskich Szujskiego") die vierte Lieferung erschienen, welche die Periode der Wahlkönige vom Jahre 1608 an erzählt. Die folgende Lieferung befindet sich bereits im Drucke. Wladislaw Zawadzki hat eine Uebersetzung des H. Buckle'schen Werkes Geschichte der englischen Civilisation unter dem Titel: „Historya cywilisacyi Anglii" unternommen und zwei Lieferungen à 12 Druckbogen bereits herausgegeben, worin der Gegenstand bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts geführt wird. Bernhard Kalicki's mehr politische als historische Arbeit: „Das historische Recht Polens auf Kleinrußland" („Prawa historyczne Polski do Rusi") ist erst dem Drucke übergeben worden. „Die letzten Poesien" („Ostatnie poezye") Mieczyslaw Romanowski's sind in einer Taschen-, die Gedichte von Janusz („Piesni Janusza") in einer neuen Ausgabe erschienen.

Digitized by Google

* Herr Louis Jakoby, Professor der Kupferstichkunst an der hiesigen Akademie der bildenden Künste ist mit zwei Portraitstichen, die er nach eigener Zeichnung arbeitet, beschäftigt, und zwar dem Portrait des Historikers Th. Mommsen und des Archäologen Dr. Henzen, Secretärs des archäologischen Institutes in Rom.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der am 5. November 1863 unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert abgehaltenen eilften Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Se. Excellenz der Herr Präsident beginnt die Sitzung mit der Verlesung eines Schreibens Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers, laut welchem der Sectionsrath im Staatsministerium, C. U. Dr. Gustav Heider über sein Ansuchen seiner bisherigen Thätigkeit als Mitglied der Centralcommission zeitlich enthoben und an dessen Statt der Sectionsrath Ludwig Ritter v. Heufler als Vertreter der Staatsministerialabtheilung für Cultus und Unterricht zum Commissionsmitgliede ernannt wurde.

Eine weitere Mittheilung betrifft die eingegangene Nachricht von dem in Carlsbad erfolgten Tode des Mitgliedes der Centralcommission und Directors des k. k. Münz- und Antikencabinetes Regierungsrathes Joseph Ritter v. Arneth. Der Präsident bespricht mit tief gefühlten Worten den großen Verlust, welcher die Centralcommission wie so viele andere gelehrte Institute durch das Hinscheiden eines ihrer Mitglieder, das von allem Anfang ihrem Schooße angehörte und bis an sein Ende den Interessen desselben die thätigste liebevollste Theilnahme und Mitwirkung widmete, getroffen hat.

Die Centralcommission weiht ihrem dahingeschiedenen Mitgliede ein dankbares ehrendes Andenken.

Der Herr Statthalter des lombardisch-venetianischen Königreiches theilt mit, daß sich ein im Schooße der Akademie der schönen Künste in Venedig zusammengestelltes Specialcomité damit beschäftige, über die Einführung des Institutes der Conservatoren in den lombardisch-venetianischen Provinzen Berathungen zu pflegen, deren Abschluß binnen nicht allzu langer Frist zu erwarten ist, und daß dann die entsprechenden Anträge erstattet werden sollen.

Diese Mittheilung wird vorläufig zur Kenntniß genommen.

Der Conservator für den Czaslauer Kreis, Benesch, übersendet seine Aufzeichnungen über archäologische Funde in diesem Kreise, in welchem er dreißig Orte, an welchen slavische Alterthümer aus der Heidenzeit gefunden worden sind, namhaft macht und dann einige, späteren Jahrhunderten angehörige Gegenstände (Münzen, Waffen, Gefäße ꝛc.) unter Angabe der bezüglichen Fundorte beschreibt.

Diese Aufzeichnungen werden der Redaction der „Mittheilungen" zur Benützung überwiesen.

Der Conservator für Prag, Prof. Wocel, hat anläßlich eines am 13. August d. J. erstatteten längeren Berichtes sich auch des Breiteren über die Frage ausgesprochen, ob es ein Verstoß gegen den im 12. Jahrhundert üblich gewesenen Rundbogenstil wäre, wenn bei der Herstellung neuer Dächer an den Thürmen der romanischen Basilica zu Mühlhausen Giebel angebracht würden? Während nämlich ein Fachmann sich gegen die von der Prager Landesbaudirection für jene Thürme beantragten Helmdächer mit poligoner Basis und Giebeln als stilwidrig ausgesprochen hat, ist Wocel

Digitized by Google

der gegentheiligen Ansicht und spricht sich, nachdem er dieselbe bereits in einem an die Statthalterei in Böhmen erstatteten Gutachten niedergelegt hat, in der Vorlage unter ausführlicher Darlegung der Gründe, dafür aus, daß die Thurmhelme an der genannten Basilica, mögen dieselben nun als vierseitige oder achtseitige Pyramiden hergestellt werden, durch vorgelegte Giebeldreiecke zu beleben wären.

Herr Prof. Friedrich Schmidt erstattet über diese Angelegenheit sein Gutachten, welches in allem und jedem mit den von dem Prof. Wocel dargelegten Ansichten übereinstimmt und nur noch hinzufügt, daß im Allgemeinen bei viereckigen Thurmanlagen aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter Aufführung von Giebeln mehr eine vierseitige über Eck gestellte Pyramide in Anwendung kam, während später die polygonen Helme in diagonaler und rechtwinkliger Stellung vorherrschten.

Es wird beschlossen, dies dem Herrn Conservator für Prag bekannt zu geben.

Der Herr Vicepräsident der Statthalterei für Böhmen übersendet die die Erhaltung des alterthümlichen Daches an dem Kleinseitner Brückenthurme in Prag betreffenden Verhandlungsacten, aus welchen hervorgeht, daß eine Umstaltung jenes Thurmdaches vorläufig nicht mehr zu besorgen sei.

Diese Mittheilung wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen und beschlossen, die eingesehenen Verhandlungsacten mit Dank zurückzusenden.

Se. Excellenz erklärt hierauf, auf einen Gegenstand zurückkommen zu müssen, der zwar schon in der letzten Sitzung vom 15. October verhandelt worden sei, den er aber aus dem Grunde heute einer nochmaligen Berathung unterziehen wolle, weil in der Zwischenzeit durch den Rücktritt der Herren Heider und Eitelberger von ihrer Mitwirkung an der bisherigen Redaction der „Mittheilungen" eine wesentliche Aenderung der Sachlage eingetreten sei.

In Folge der diesfalls eingeleiteten Berathung erklärt sich die Centralcommission, conform mit dem in der Sitzung vom 15. October gefaßten Beschlusse, mit den über das künftige Erscheinen der „Mittheilungen" gestellten Anträgen des Redacteurs Herrn Karl Weiß neuerdings einverstanden. Was den Modus des ein- oder zweimonatlichen Erscheinens betrifft, so spricht sich die Majorität für alle zwei Monat erscheinende Hefte aus.

Bezüglich des künftigen Titels der „Mittheilungen erklärt der Herr Präsident, daß es nach dem Wegfall der beiden bisher an der Redaction mitwirkenden Herren Heider und Eitelberger einfach auf die frühere Uebung zurückkomme, und daß er daher jetzt wie früher zu lauten haben werde: „Mittheilungen der Centralcommission ꝛc., unter der Leitung Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten redigirt ꝛc. ꝛc."

Nachdem hierauf von Seite des Sectionsrathes Ritter v. Heufler auf den Verfall des Schlosses Tirol und auf die bei dem Bau der Brenner-Bahn zu erwartende Ausbeute an alterthümlichen Funden aufmerksam gemacht und beschlossen worden, sich bezüglich der nöthigen Vorkehrungen zur Erhaltung des Schlosses Tirol an den Herrn Statthalter für Tirol und Vorarlberg zu wenden, wird die Sitzung geschlossen.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 15. December 1863.

Der Vorsitzende Herr Director W. Haidinger spricht einige freundschaftlich anerkennende Abschiedsworte im Namen der Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt an Herrn Dr. Karl Zittel, der am nächsten Tage Wien verlassen sollte, um seinen Sitz am Polytechnicum in Karlsruhe als Professor, Nachfolger von Fridolin Sand-

Digitized by Google

berger, einzunehmen. Dr. Zittel hatte sich den Arbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt im Frühjahre 1862 als freiwilliger Theilnehmer an der Uebersichtsaufnahme von Dalmatien durch die Herren Bergrath Ritter v. Hauer und Dr. Stache angeschlossen, war dann Assistent am k. k. Hofmineraliencabinet und nahm erfolgreichen Antheil an der Bearbeitung unserer paläontologischen Aufgaben, so namentlich in dem wichtigen Werke, welches er am 10. December der k. Akademie der Wissenschaften übergab, über die Bivalven der Gosauschichten, enthaltend die Dimyarien mit 73 Species und 10 Tafeln trefflicher Abbildungen.

Ferner legt der Vorsitzende ein freundliches Geschenk von Herrn Wilhelm Brücke in Berlin, Bruder unseres hochverdienten Physiologen Ernst Brücke vor, den von Knop beschriebenen Pachnolith, Begleiter des grönländischen Kryoliths. Während letzterer aus Fluoraluminium und Fluornatrium besteht, enthält der Pachnolith noch Fluorcalcium und Wasser. Herr Prof. Gerhard vom Rath hatte ebenfalls diese Species untersucht, aber Prof. Knop die Priorität der Bekanntmachung gewonnen.

Auch die von ihm soeben von der k. Akademie der Wissenschaften erhaltene Berichterstattung über die Sitzung am 10. December legt der Vorsitzende vor, mit freudiger Anerkennung der Raschheit dieses Ergebnisses, unabhängig von der Zurückstellung der Bekanntmachung, wie wir sie seit einiger Zeit ausgeführt sahen. Es ist dies ein wahres Zeichen der „Achtung der Wissenschaft“ und wird nicht fehlen, günstig auf fernere Entwicklungen unseres wissenschaftlichen Lebens in Wien einzuwirken.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legte zwei werthvolle Suiten von Petrefacten, die eine aus der Eocenformation der Puszta Forma bei Stuhlweissenburg in Ungarn, ein Geschenk des Herrn Emanuel v. Deáki in Csákvar, die zweite aus dem Gault des Margarethenkapf bei Feldkirch in Vorarlberg, ein Geschenk des Herrn J. S. Douglaß in Thüringen bei Bludenz zur Ansicht vor und erläuterte namentlich die Art des Vorkommens der ersteren in einer kleinen isolirten Mulde die auf Trias-Dolomit lagert.

Weiter erläuterte Herr v. Hauer die Aufeinanderfolge der Schichten, welche man entlang der Straße von Trenchin-Teplitz gegen Süden nach Dobrassow zu beobachtet und welche ein Profil darstellen, vollständiger und deutlicher, als man es sonst in den sehr verwickelten Gebirgen der Umgegend von Trenchin so leicht zu sehen bekommt. Von unten nach oben folgen in regelmäßiger Auflagerung: 1. Quarzite und rothe Schiefer, 2. Kössener Schichten, 3. Kalksteine und Mergel, und 4. Sandsteine der Grestener Schichten, 5. Liasfleckenmergel, 6. Jurakalksteine, 7. Neocomfleckenmergel, 8. Kreidesandstein und 9. Dolomit, ebenfalls aller Wahrscheinlichkeit nach der Kreideformation angehörig.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold gab eine Schilderung der Smaragdanbrüche im Habachthale in Salzburg, welche er mit dem gegenwärtigen Besitzer derselben, Herrn Juwelier S. Goldschmidt, im abgelaufenen Sommer besucht hatte. Dieselben befinden sich oberhalb der Sedlalpe an dem östlichen Berggehänge des Leybachgrabens, eines östlichen Seitengrabens 5 Stunden vom Dorfe Habach entfernt, in einer absoluten Seehöhe von 7000 Wiener Fuß. Der bisher ausgebeutete Fundort ist eine Felswand, der „Smaragdpalfen“, von welcher man die Edelsteine nicht ohne Gefahr gewann. Die von Herrn Goldschmidt eingeleiteten Untersuchungen haben jedoch dargethan, daß dieselben in einer dünnen, 1 bis 2 Klafter mächtigen Glimmerschieferlage eingewachsen vorkommen, welche eine regelmäßige Einlagerung zwischen den krystallinischen Schiefern der Schieferhülle des Centralgneißes bildet, und deren weiteres Fortstreichen nun schon auf eine Strecke von 120 Klaftern über Tags aufgeschürft ist. Das Liegende dieses Glimmerschiefers bilden die sogenannten grünen Schiefer, das Hangende Serpentin. Eine weitere Untersuchung des smaragdführenden Gesteines in größerer Tiefe mit-

Digitized by Google

telst dreier Stollen ist im Zuge, man hofft an jenen Stellen, wo die Smaragde weniger dem Einflusse der Atmosphärilien ausgesetzt waren, sie in besserer Qualität, namentlich mit weniger Sprüngen und in reinerer Farbe anzutreffen.

Herr Anton Hořinek theilte die Ergebnisse der chemischen Analyse der bei der Saline zu Ischl zur Versiedung kommenden Soolen, dann der daselbst erzeugten Producte, der verschiedenen Qualitäten des Salzes, der Mutterlauge, der Dörrauswüchse, des Pfannsteines u. s. w. mit. Diese Analysen waren im Laboratorium der k. k. geologischen Reichsanstalt von Herrn Karl Ritter v. Hauer und unter seiner Leitung von dem Vortragenden ausgeführt worden. Dieselben ergaben, daß die Soole in völlig gesättigtem Zustande und in bemerkenswerther Reinheit in die Sudwerke gelangt, auf 100 Theile Kochsalz enthalten 9 03 Theile fremde Salze, während in 100 Theilen des in der Mitte der Siedcampagne gewonnenen Salzes 2.5 pCt. fremde Salze enthalten sind, so daß durch den Siedeproceß 6.47 Theile entfernt werden. Die Soolen reagiren sämmtlich auf Brom und in den Mutterlaugen ist diese Reaction beträchtlich stärker, doch aber der Gehalt an diesem Stoffe immer noch viel zu gering, um an eine lohnende Gewinnung desselben zu denken.

Im Jahre 1862 wurden beim Ischler Salzbergbau 1,778.710 Kubikfuß Soole gewonnen und in 2 Sudhütten mit 3 Pfannen bei einem Holzverbrauch von 8683 Klafter 273.453 Centner Sudsalz erzeugt.

Herr Ludwig Hertle gab eine durch Profile und Grubenkarten erläuterte Darstellung der bisher bei den Tiefbauen in dem Fohnsdorfer Kohlenfelde (Steiermark) erzielten Aufschlüsse. Nachdem durch Bohrungen das Fortsetzen des Flötzes in bedeutende Tiefe unter die Thalsohle constatirt war, wurden zwei Schachte abgeteuft und von denselben durch Zubaustollen das Flötz in verschiedenen Horizonten untersucht. Es zeigte sich, daß dasselbe in größerer Tiefe eine weit weniger regelmäßige Lagerung besitzt, als in den bisher im Abbau gestandenen Partieen über der Thalsohle. Es zeigen sich partielle Verdrückungen, stellenweise Auskeilungen des Flötzes u. s. w., die den Bergbau in diesen Tiefen jedenfalls bedeutend erschweren werden.

Noch eine Vorlage reiht der Vorsitzende an, Werke von dem Freiherrn de Zigno in Padua an die k. k. geologische Reichsanstalt eingesandt, über Fossilreste von Recoaro, von ihm selbst bearbeitet, die Exemplare aus dem Nachlasse des verewigten Massalongo, so wie Betrachtungen über das geologische Alter gewisser Pflanzenreste führender Schichten aus Nord-America, Indien und Australien, welche häufig als oolithisch angesehen werden und für welche er eine ältere Altersstufe in Anspruch nimmt. Auch berichtet Freiherr de Zigno über die Arbeiten der Herren Pirona über Recoaro, Molin über die Bolca-Rajen, de Visiani über tertiäre Phöniciten.

Zum Schlusse der letzten Sitzung des Jahres Dank des Vorsitzenden für freundliche Theilnahme und Wunsch neuer Vereinigung zum 19. Jänner 1864.

K. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.

Der Vortrag, welchen Herr Prof. Dr. Bippart in der Monatssitzung der historischen Section der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. December gehalten, betraf die beiden römischen Volkstribunen, Brüder Tiberius und Cajus Gracchus. Eine eingehende Schilderung ihrer Persönlichkeit und ihres politischen Wirkens, und eine kritische Beleuchtung der im Alterthum über sie gefällten Urtheile (Cicero, Plutarch, Sallustius u. A.) lieferten den Beweis, daß die beiden Gracchen nicht gewöhnliche Demagogen und leidenschaftliche Revolutionsmänner waren, sondern, vom

Digitized by Google

edelsten Patriotismus beseelt und von den hervorragendsten Männern des Senates unterstützt, es unternahmen, auf gesetzlichem Wege zwei Fragen zu lösen, von deren richtiger Lösung der Bestand der römischen Republik abhing, nämlich Herstellung des Mittelstandes und Aufnahme der italienischen Bundesgenossen in die Zahl der römischen Bürger. — Hieran schloß Herr Prof. Dr. Höfler einige Bemerkungen über denselben Gegenstand. (Boh.)

Sitzung der Gelehrten-Gesellschaft in Krakau.

In der Sitzung vom 30. November beschäftigte sich die Section der Gelehrten-Gesellschaft für Archäologie und schöne Künste mit der (mehr erwähnten) Angelegenheit der Herausgabe von Büsten der polnischen Könige. Die zweite Serie dieser Gipsbrustbilder in natürlicher Größe (Jagiełło, Batory und Casimir der Große) ist bereits der Vollendung nahe. Die von der Section neuerdings angelegte Sammlung archäologischer Funde und Andenken bereichern fortwährend zahlreich eingehende Gaben, in kurzem kommen hier die Alterthümer aus der Universitätsbibliothek hinzu, deren Rückgabe unlängst von hoher Stelle verfügt worden. Das Museum wird in den nächsten Tagen, nach den neu errichteten Sälen des ersten Stockwerkes im Hause der Gesellschaft überbracht, dem Publicum eröffnet werden zugleich mit der Miączyńskischen Gemäldegalerie, die bekanntlich für sechs Jahre der Obhut der Gesellschaft anvertraut worden. Die weitere Sectionsberathung galt dem fertigen Referat über die bereits ausgeführten Restaurationen von Denkmälern und Kunstobjecten in den 1850 von der Feuersbrunst verheerten hiesigen Kirchen. Der dafür bestimmte Sammelfond ist fast schon erschöpft, weshalb es nöthig wurde, die Art und Weise festzusetzen, auf welche die Kosten der vollendeten Restauration zu decken seien. Die betreffende Arbeit wird das „Jahrbuch" der Gesellschaft durch den Druck veröffentlichen. Schließlich wurde eine Commission eingesetzt, welche für die Locirung der Grabsteine und die Restauration des Hochaltars in der St. Katharinen-Kirche Sorge zu tragen hat. Als neue Gabe wurde der archäologischen Sammlung ein Aschenkrug einverleibt, herstammend aus dem Dorfe Mozera in Schlesien unweit Ratibor. (K. Z.)

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

Dem deutsch-historischen Verein sind in letzter Zeit wieder bedeutende Geschenke gemacht worden. Der Verein ist auch mit nahe an 60 wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslandes in Schriftenaustausch getreten, wodurch die Bibliothek desselben schon jetzt eine namhafte Bereicherung erhalten hat.

In der letzten Sitzung der Section für Rechtsgeschichte hielt der Vereinsvorstand Herr Dr. Pelzel einen Vortrag „über den Einfluß des deutschen Rechtes auf den Rechtszustand von Böhmen". Der Vortragende ging hiebei von einem Rechtsbuche Böhmens aus dem 16. Jahrhunderte, dem Codex Bricdius aus, das, auf früheren Rechtsquellen beruhend, auch für den Rechtszustand der späteren Jahrhunderte die Grundlage bildete.

(Berichtigung.) Der Verfasser der jüngst erwähnten Broschüre über die Abschaffung des Duelles, ist Herr Prof. Nahlowsky in Graz.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Die Ordnung des österreichischen Staatshaushaltes, mit besonderer Rücksicht auf den Ausgabeetat und die Staatsschuld. Von Adolf Wagner. (Wien 1863, Verlag von Carl Gerolds Sohn.) Besprochen von Dr. C. F. H. S. 1.

Ueber den Bau des neuen Universitätslaboratoriums in Wien. Von A. Bauer. S. 8.

Die Enquête für das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Von R. v. E. S. 13.

Ueber einige polytechnische Schulen des Auslandes. Die polytechnische Schule zu Karlsruhe. S. 16.

Michel Chevalier. Die heutige Industrie, ihre Fortschritte und die Voraussetzungen ihrer Stärke. (Berlin 1863, bei Decker.) Angezeigt von Dr. A. H. S. 23.

Lady Morgan. Lady Morgan's Memoirs: Autobiography, Diaries and Correspondence. 2 vols. 1862. Besprochen von J. F. S. 33, 82.

Ueber die Bedeutung der Metallgegenstände in Heidengräbern. Von J. L. Wocel. (Aus den Vorträgen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.) S. 45.

Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin, gehalten von C. Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. (Berlin 1863, G. Reimer.) Besprochen von V. F. Klun. S. 48.

Die Künstlerstipendien. S. 49.

Aerztliche Ausflüge auf das Gebiet der Schweizer Quellen und Kurorte. Bruchstücke von Prof. Dr Sigmund in Wien. I. S. 65.

Neu-Seeland. Von Dr. Ferdinand von Hochstetter. (Stuttgart 1863, bei Cotta.) Angezeigt von K. F. P. S. 74, 115, 142.

Musikalische Litteratur. Moriz Fürstenau: „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen". 2 Bände. Dresden, bei Rudolf Kuntze. 1861. 1862. — H. M. Schletterer: „Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit." Augsburg 1863. Besprochen von Ed. H. S. 78.

Die öffentlichen Abgaben und Schulden. Von Dr. Carl Freiherrn v. Hock. (Stuttgart 1863, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.) (Eine Selbstanzeige.) S. 97, 129, 167.

Oesterreichs Marmorindustrie und deren Hebung. Von Dr. G. Tschermak S. 108.

Schleswig und Dänemark. Einige Worte zur Verständigung in dem deutsch-dänischen Streite. Von einem Schleswiger. (Wien 1863.) S. 112.

Die Zeichnenschule in Murano. Von S. S. 145.

Dr. Camill Heller. Die Crustaceen des südlichen Europa (Crustacea podophthalmia). (Wien 1863, bei Braumüller.) Besprochen von Oscar Schmidt. S. 147.

Zeitfrage. Von Prof. Trost. S. 148.

Der Neubau des Conservatoriums für Musik in Wien. Von R. v. E. S. 150.

Romane und Novellen. „Ein Prinz von Gottes Gnaden" von Arthur Stahl. — „Historische Novellen" von A. E. Brachvogel. — „Der lange Isaak" von Julius v. Wickede (sämmtlich Leipzig 1863, Costenoble). — „La Stella" von Franz v. Nemmersdorf (München 1863). Besprochen von Hieronymus Lorm. S. 161.

Die Germanisirung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches. Angezeigt v. B. S. 165.

Die Sammlung von Ornamentstichen im österreichischen Museum. S. 183.

Eine neue Methode der phonetischen Transscription. Von Prof. E. Brücke. (Wien 1863.) Angezeigt von Dr. W. Preyer. S. 193.

Die Volksbewegung Wiens im Jahre 1862 bei dem Civile. Von Dr. Glatter, Director des statistischen Bureau der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. S. 202.

Reise nach Island im Sommer 1860. Von William Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel. Mit wissenschaftlichen Anhängen nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. (Leipzig 1862, Brockhaus.) Angezeigt von G. S. S. 210, 233

Litterarisches aus Tirol. S. 216.

Die Leistungen des k. k. militärisch-geographischen Institutes, der Direction des Grundsteuerkatasters und der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus im Jahre 1862. (Nach dem in der Versammlung am 11. November 1862 vorgetragenen Jahresberichte der k. k. geographischen Gesellschaft.) S. 217.

Die Urbevölkerung Europa's. Eine Uebersicht über die neueren Forschungen. Von Oscar Schmidt. S. 225, 268, 304, 363, 385, 430.

Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache. Mit Bezug auf Brücke's Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Dargestellt von Dr. Moriz Thausing. (Leipzig 1863, Verlag von Wilh. Engelmann.) (Eine Selbstanzeige.) S. 245.

Neuere französische staatswissenschaftliche Litteratur. Le duc de Broglie. Ecrits et discours. 3 Bände, 1863. La vie politique de M. Royer-Collard par M. de Barante. 2e édition. 2 Bände, 1863. Les Empereurs romains par Jules Zeller. 1 Band, 1863. Une révolu-

Digitized by Google

tion en économie politique par Henri Richelot. 1 Band, 1863. Von Dr. M. Block. S. 257.
Geographische Litteratur. (Geographische Arbeiten im Allgemeinen. — Culturgeographie. — Petermanns „Mittheilungen"; Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde"; Publicationen geographischer Gesellschaften; St. Martins „L'année géographique"; K. Andree's „Globus"; geographische Compendien; gegenwärtiger Aufschwung in den geographischen Arbeiten.) Von Prof. V. F. Klun. S. 284.
Ernst Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. (Erster Band. — Berlin 1862.) Angezeigt von H. Z. S. 289.
Die österreichische Auswanderung. Von G. A. Schimmer. S. 296.
Französische Etymologie. Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne par Auguste Scheler. Bruxelles 1862. Angezeigt von Adolf Mussafia. S. 309, 338.
Die internationale Ausstellung in München. S. 312.
Studien eines Franzosen über die Staatsverwaltung. Étude sur l'organisation administrative des États, par Gustave Lambert. (Paris 1862.) S. 321, 367, 391.
Litterarisches aus Stambul. (Die Mohammedaner in der Capstadt. — Taubenpost.) Mitgetheilt von O. S. W. S. 327.
Geographische Litteratur. Hypsometrie von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, nebst einer Höhenschichtenkarte beider Länder. Verfaßt von Carl Koristka, Professor am Polytechnicum in Prag. — Zwölfter Jahresbericht des „Werner-Vereins" in Brünn. Angezeigt von Dr. Klun. S. 332.
Die akademische Kunstausstellung in Wien im Jahre 1864. Von R. v. E. S. 342.
Die geschichtliche Entwicklung der Musik in ihren Hauptzügen. Von Dr. Ludwig Nohl. 1. Die Homophonie der alten Völker. S. 353. 2 Die Polyphonie des Mittelalters. S. 452.
Der katholische Charakter der Wiener Universität. (Eine Denkschrift der theologischen Facultät. Wien 1863. Verlag der Mechitharistencongregations-Buchhandlung.) S. 373.
Hofrath Prof. Dr. K. Rokitansky über die Universität und ihr Verhältniß zum Staate. S. 399.
Neuere Kartographie. (Anforderungen an Kartenwerke von praktischer und von wissenschaftlicher Seite. — Topographische Karten. — Höhenschichtenkarten. — Schreibung geographischer Namen. — Lange's Atlas. — Meyers Handatlas.) Besprochen von Prof. V. F. Klun. S. 404.
C. F. Lessings „Huß vor dem Scheiterhaufen". (Ausgestellt im österreichischen Kunstverein.) Besprochen von R. v. E. S. 409
Rede bei der feierlichen Inauguration des Rector Magnificus Prof. F. X. Haimerl am 1. October 1863, gehalten von Prof. Joseph Unger. S. 417.
Das Schützen- und Schießstandswesen in Tirol. Von H. M. 424.
Zur Goethe-Litteratur. 1. Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe. (Weimar 1863.) — 2. Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Von C. G. Carus. (Wien 1863, bei W. Braumüller.) Besprochen von Hieronymus Lorm. S. 449.
Vorträge über kirchliche Kunst in theologischen Seminarien. Von R. v. E. S. 469.
Die Sommerarbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt im Jahre 1863. S. 470.
Die Metaphysik in der Naturwissenschaft, von R. Z. S. 481.
Ueber die Gegensätze zwischen Ocean und Archipelagus. Von Dr. J. R. Lorenz. S. 485, 519.
Aus der heraldischen Litteratur der Gegenwart. 1. Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart, von Dr. E. H. Kneschke. (Leipzig, 1852.) 2. Historisch-heraldisches Handbuch. (Gotha, 1855.) 3. Recherches sur la vie et sur les oeuvres du P. Claude François Menestrier par Mr. Paul Allut. (Lyon, 1856.) 4. Heraldisches ABC-Buch von Dr. C. R. v. Mayer. (München, 1857.) 5. Handbuch der theoretischen und praktischen Heraldik, von Dr. O. T. v. Hefner. (München, 1863.) Besprochen von E. v. Franzenshuld. S. 492.
Quellen zu Karl Simrocks Rheinsagen. Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und Alexander Kaufmanns Mainsagen. Von Dr. Alexander Kaufmann, fürstlich Löwenstein'schem Archivrath. (Köln, Verlag von J. M. Heberle.) Angezeigt von Zingerle. S. 495.
Die lateinisch-böhmischen Osterspiele des 14. und 15. Jahrhunderts. Handschriftlich aufbewahrt in der k. k. Universitätsbibliothek zu Prag. Herausgegeben von Dr. J. J. Hanuš, Bibliothekar. (Prag, 1863, bei C. Bellmann.) Angezeigt von —l—. S. 499.
Das Schwarzenberg-Monument. S. 501.
Die Päpstin Johanna. (Nach v. Döllingers „Papstfabeln des Mittelalters". Zweite Auflage. München 1863.) S. 513.
H. U. Krafft, ein deutscher Reisender aus dem 16. Jahrhundert. Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts. Aus der Originalhandschrift herausgegeben von Dr. K. Haßler. 61. Publi-

Digitized by Google

cation des litterarischen Vereins in Stuttgart. 1861. Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Kraffts Denkwürdigkeiten, bearbeitet von Adolf Cohn. Göttingen 1862, bei Vandenhoeck und Ruprecht. Besprochen von Dr. Adalbert Horawitz. S. 527.

Oesterreichischer Bericht über die internationale Ausstellung in London. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Handel und Volkswirthschaft herausgegeben unter der Leitung von Prof. Dr. Joseph Arenstein. (Wien 1863.) Angezeigt von Adolf Beer. S. 530.

Die Entwicklung der Communalvolksschulen in Wien in den Jahren 1850 bis 1863. Skizzirt von Dr. Adolf Ficker. S. 545, 577.

Litterarisches aus Tirol. S. 553.

Briefwechsel Alexander v. Humboldts mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. (3 Bände. Leipzig 1863. Verlag von H. Costenoble.) Angezeigt von Prof. Klun. S. 554.

Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit von J. V. Scheffel. (Stuttgart 1863, Metzler'sche Buchhandlung.) Besprochen von —l— S. 560.

Louis Jakoby, Professor der Kupferstecherkunst an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. S. 565.

Neue Romane. I. Frauenromane. („Die Foscari" von Wilhelmine Guischard (Berlin 1863). — „Wider die Natur" von Rahel (Berlin 1863). — „Milena" von Ida v. Düringsfeld (Leipzig). S. 585.

Eine Conferenz zur Bildung eines internationalen Hülfsvereines für verwundete Krieger. Besprochen von Prof. Dr. H. Beer. S. 589.

Uhland-Litteratur. („Ludwig Uhland". Vortrag von O. Jahn. Bonn 1863, bei Cohen. — „Ludwig Uhland; sein Leben und seine Dichtungen", von Fr. Notter, Stuttgart 1863, bei Metzler. — „Ludwig Uhland; ein Gedenkbuch für die deutsche Nation", von Dr. Joh. Gihr. Stuttgart 1863, bei Kröner. — Friedr. Vischer „Kritische Gänge", 4. Heft. Stuttgart 1863, bei Cotta.) Angezeigt von —l—. S. 594.

Zur Steuerreform in Oesterreich. Von Dr. Gustav Höfken. (Wien 1864, bei Zamarski und Dittmarsch.) Angezeigt von A. B. S. 609.

Ueber den Begriff „Zeit" in der Geologie. (Aus den Vorträgen des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.) Von Eduard Sueß. S. 614.

Die Fürst Carlos Auersperg'sche Hausbibliothek im Laibacher Fürstenhofe. Von P. v. Radics. S. 624.

Die historische Commission bei der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften. 631

Geologie Siebenbürgens. Von Franz Ritter v. Hauer und Dr. Guido Stache. (Wien 1863, bei W. Braumüller.) Angezeigt von Prof. K. F. P. S. 641.

Biermann, Geschichte des Herzogthums Teschen. (Teschen 1863, in Commission bei Karl Prohaska.) Besprochen von —or—. S. 649.

Vivenot Alfred Edler v., k. k. Hauptmann, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall. Nach Originalquellen bearbeitet. (Wien 1864, bei Braumüller.) Angezeigt von L. Neumann. S. 651.

F. H. v. Kittlitz, Psychologische Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst. (Wien 1863). Besprochen von F. Th. Bratranek. S. 656.

Der bethlehemitische Weg. (Zwölf Zeichnungen mit einem Titelblatte von Jos. Ritter v. Führich, in Holzschnitt ausgeführt von A. Gaber. Dresden 1863, Verlag von A. Gabers Atelier.) Besprochen von R. v. E. S. 658.

Bibliorum codex Sinaiticus Petropolitanus. (Auspiciis augustissimis imperatoris Alexandri II. ex tenebris protraxit, in Europam transtulit, ad iuvandas atque illustrandas sacras litteras edidit Constantinus Tischendorf. Petropoli. 1862. Folio, 4 Bände. I. Band (85 Blätter). Prolegomena cum commentario und facsimilia auf 21 Blättern. II. Band (87 Blätter). Veteris testamenti pars prior. III. Band (112 Blätter). Veteris testamenti pars posterior. IV. Band (148 Blätter). Novum testamentum cum Barnaba et Pastore.— Novum testamentum Sinaiticum sive novum testamentum cum epistula Barnabæ et fragmentis Pastoris. Ex codice Sinaitico . . . accurate descripsit Aenoth. Frid. Const. Tischendorf. Lipsiæ. F. A. Brockhaus. 1863. Kleinfolio. LXXXI Seiten, 148 Blätter und 1 Tafel.) Besprochen von Alois Müller. S. 675.

C. Höflers „Magister Johannes Huß und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten in Prag 1409. (Prag 1863, bei Tempsky.) S. 677.

Das Bihar-Gebirge. (Mit einer geodätischen Abhandlung, Karte, Panorama und Höhlenplänen von J. Wastler und Ansichten von R. Wirker.) Von Prof. Dr. Adolf Schmidl. (Wien 1863, Förster und Bartelmus.) Angezeigt von Prof. Dr. Klun. S. 684.

Die Künstler und der Staat. Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Von August Reichensperger. (Paderborn, Schöningh.) Besprochen von V. S. 688.

Zur Reform der directen Steuern. Besprochen von Dr. Gustav Höfken. S. 705.

Digitized by Google

Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Von Ottokar Lorenz. (Erster Band. Wien 1864, bei W. Braumüller.) Angezeigt von Ernst v. Teschenberg. S. 718.
Die Monumenta Germaniæ historica und Heinrich Pertz. S. 737.
Histoire parlementaire de France. Par M. Guizot. (Tom III, IV, V, in 8. Paris, Michel Levy frères.) Zweiter Artikel. Besprochen von Dr. M. Block. S. 740.
Die astronomische Gesellschaft. Von Dr. N. Sonndorfer S. 748.
Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. Von Dr. Fr. Pfeiffer. (Wien 1863, in Commission bei Carl Gerolds Sohn. Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften.) Angezeigt von —l—. S. 751.
Sulpiz Boisserée. Von F. Th. Bratranek. S. 769, 804.
Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen. Von Dr. A. v. Ruthner. Angezeigt von Prof. Dr. Klun. S. 778.
Der Staat und die Volkswirthschaft. Eine Parallele zwischen den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebung und den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthschaftslehre. Von Dr. Hermann Rentzsch. (Leipzig 1863, Verlag von Mayer. 1 Bd. gr. 8. 268 S.) Angezeigt von Dr. Franz Neumann. S. 782.
Albrecht-Galerie. Auswahl der vorzüglichsten Handzeichnungen alter Meister aus der Privatsammlung Sr. k. Hoh. des Herrn Erzherzogs Albrecht; Photographirt von G. Jägermayer. (Wien 1863, 2. Band, Jägermayer und Comp.) Besprochen von R. v. E. S. 787.
Johann Friedrich Böhmer. S. 801.
Schiller als Historiker. Von Dr. Johannes Janssen. (Freiburg im Breisgau 1863.) S. 810.
Gustav Bischofs chemisch-physikalische Geologie in der neuen Bearbeitung. Besprochen von G. Tschermak. S. 813.

Nekrologe.

Leopold Hannsmann. S. 93. — Joseph Binder. S. 254. — Adolf Ritter v. Wolfskron. S. 276. — Robert Theer. S. 285 — Josephine Kablik. S 317 — Freiherr v. Dercsenyi. S. 410. — J. C. Ritter v. Arneth. S. 599. — Dr. Johann Wilhelm Joseph Braun. S. 600. — Dr. Maximilian Ritter v. Weisse. S. 755. Christian Friedrich Hebbel. S. 790.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe am 24. Juni S. 28, 8. Juli S. 94, 15. Juli S. 124, 22. Juli S. 154, 7. October S. 510, 14. October S. 539, 21. October S. 636, 4. November S. 637, 11. November S. 671, 18. November S. 696, 2. December S. 762. 9. December S. 794.
Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 18. und 25. Juni S. 31, 9. Juli S. 94, 16. Juli S. 125, 23. Juli S. 156, 8. October S. 510, 15. October S. 541, 22. October S. 570, 5. November S. 667, 12. November S. 672, 19. November S. 698, 3. December S. 762, 10. December S. 794.
K. K. geologische Reichsanstalt: 3. November S. 638, 17. November S. 698, 1. December S. 765, 15. December S. 825.
Sitzungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft: S. 96, 255, 542, 702, 799.
Sitzungen der k. k. geographischen Gesellschaft: S. 573, 701, 763.
Sitzungen der k. ungarischen Akademie: S. 96, 160, 543, 576, 736.
Sitzung der k. ungarischen Naturforschergesellschaft S. 640.
Sitzungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften: S. 703, 736, 827.
Sitzung der Gelehrten-Gesellschaft in Krakau: S. 828.
Sitzungen des deutsch-historischen Vereines in Böhmen: S. 32, 63, 191, 320, 544, 608, 640, 704, 768, 828.
Auszüge aus den Sitzungsprotokollen der Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale: S. 127, 128, 189, 287, 571, 798, 824.
Sitzung des historischen Vereins für Steiermark S. 64.
Generalversammlung der Mitglieder des Museums Francisco Carolinum in Linz. S. 158.
Sitzungen des historischen Vereines für Krain: S. 159, 288, 448, 544.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Österreichische Nat. albibliothek
+Z1 2. 04
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google